# PALATINA: HEIMATBLATT DES PFÄLZER ANZEIGERS. 1872

Digitized by Google

Per. 15° 4°

Palatina

(1872

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Jahrgang 1872.

<36633525470011

<36633525470011

Bayer. Staatsbibliothek

Speyer.

Jäger'sche Buchdruckerei.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
BELGICA
MONACENSIS

Digitized by Google

# Inhalts-Verzeichniß.

## I. Gedichte.


Zieh hin, mein Lied, und bring dem Walde Grüße. Von Mautner. 65.
Frühlingsnähe. Von Ch. Böhmer. 97.
Schöner Frühling, komm'! Von Ch. Böhmer. 122.
Frühlingsgruß. Von H. A. Schaufert. 153.
Osterläuten. Elsässer Sage. Von Ch. Böhmer. 202.
Wenn Menschen dich verlassen. Von H. A. Schaufert. 209.
Frühling der Straßburger Studenten. Von J. B. Scheffel. 213.
Ein Gedicht. Von Freiligrath. 217.
Am Rhein. Von H. Stadelmann. 221.
So Einer. Von Anastasius Grün. 305.
Aus den Gedichten von J. H. Bonnet:
An den Frühling. 317.
Ein Mittel gegen den Zorn. 322.
Die Güte Gottes. 325.
Die Dombach. 333.
Der Kemkingsberg. Von Ch. Böhmer. 345.
Gaudeamus igitur. Von Heinr. Stadelmann. 369.
Zum Münchener Universitätsjubiläum. 373.
Dank und Hoffnung. Von H. A. Schaufert. 377.
Der St. Gotthardbahn. 395.
Nachruf an Hrn. Joseph Fischer, k. Rector des Gymnasiums in Speyer. 397.
D'r Submissionsweg. (Walfisch.) Von A. Keiler. 420.
Met Dus. (Pfalzisch.) Von A. Keiler. 460.
Die Gründung Augenau's. Von A. Stöber. 461.
Dem Andenken des verewigten Rectors Dr. Jos. Fischer:
I. Von A. Nusch. 481.
II. Von H. Stadelmann. 493.
Seit ich sie sah. Von Fr. v. Kobell. 489.
Der Königssohn von Schottland. Von Ida A. Muth. 497.
Das Laub fällt von den Bäumen. Von C. Fiedler. 505.
An eine Verstorbene. Von J. Streiter. 513.
Zu Lucas Kranachs 400jähriger Geburtstagsfeier. Von K. Zettel. 521.
Ich denke dein. Von W. v. D. 532.
Sonett. Von Jul. Schanz. 541.
Die Heimath. Von Al. Weiß. 553.
Herbstgedanken. Von Ch. Böhmer. 567.
Hinc. Von M. Graf Bentheim-Tecklenburg. 573.
Frühling und Herbst. Von Ch. Böhmer. 577.
So der Herr will. Von Ch. Böhmer. 583.
Die Rüstung. (Pfälzisch.) Von A. Keiler. 588.
Der schwarze Doctor. Von Gottf. Flammberg. 589.
Kleine Seelen. Von Ch. Böhmer. 593.
Septimaccord und Dreiklang. Von Claus Einsiedel. 605.
Weihnachtsdämmerung. Von Ch. Böhmer. 609.
Grausamkeit des Morgens. Von Claus Einsiedel. 617.


## II. Novellen und Erzählungen.


Der Nixenfischer. Eine Geschichte vom Starnbergersee. Von August Becker. 1.
Warum schnappen die Alt'? Westricher Sage aus Volksmund. Von Ch. Böhmer. 111.
Nur einen Tag Wahrheit. Nach dem Englischen von H. v. Beltheim. 189.
Jungfer Modeste. Novelle von Werner Maria. 246.
Das Gaunerzeichen. Polizeinovelle von F. Roé-Vallement. 293.
Ein bibelfester Landschulmeister. Novelle. Nach dem Französischen von Erkmann-Chatrian. 359.
Michel Busch. Erzählung aus dem pfälzischen Bauernkrieg. Von Wil. Koch. 381.
Harte Herzen. Original-Novelle. 425.
Der Astrologe. Von Heinr. Frhr. v. Maltzan. 487.
Am Verdigree. Eine Indianergeschichte. 437.
Zwei Gräber. Novelle von Hermann Hirschfeld. 501.
Das unheimliche Zimmer. Eine Sylvester-Spuckgeschichte von R. Schmidt-Babanik. 537.
Chambre Garnie. Novelle von S. Junghans. 545.
K. K. K. Eine Rückerinnerung aus Amerika. Von W. Münchler. 613.


## III. Länder- und Völkerkunde.


Das Volksschulwesen in den Vereinigten Staaten. 63.
König Salomo's Goldland Ophir. 72.
Die Nordpolarnacht. 102.
Der japanische Mikado. 175.
Die neuen Nordpolerpeditionen. 179.
Diamantenfunde in Süd-Afrika. 180.
Bericht der englischen Kohlencommission. 183.
Die megalithischen Denkmale. 187.
Der Vesuv. 254.
Kleine Culturbilder aus Mexico. 294.
Eine Abgeordnetenwahl in Ungarn. 323.
Der Weinbau im Elsaß. 339.
Der Höhenrauch. 422.
Audienz beim König von Siam. 475.
Dr. Schliemann's Ausgrabungen zu Troja. 480.


## IV. Skizzen und Schilderungen.


Zwanzig Millionen Dollars gestohlen. 7.
Die Erdbeben des Jahres 1871. 51.
Der Dynamit 58. 150.
Aus den Tagen der Pariser Commune. 67. 115.
Zur Capitulation von Straßburg. 74. 251.
Die Ermordung der Dominicaner von Arcueil. 87.
Blumenlitzen:
1. Schneeglöckchen. 130.
2. Das Veilchen. 143.
3. Singrün. 154.
4. Das Maiblümchen. 248.
Der Ausbruch des Vesuv. 215.
Wie es bei den französischen Vorposten herging. 218.
Die Jagd auf Jaguarhaut. Nach Tschudi. 253.
Ein Besuch auf dem Schlachtfelde von Gravelotte. Von Dr. E. J. 274.
Die Ueberschwemmung in Böhmen. 276.
Ein Blick in die Urgeschichte des Elsasses. Von Heinrich Ros. 350.


Digitized by Google

Die Reparatur am Straßburger Münster. 454.
Law, der Vater der Gründer. 463.
Die Sage von Wilhelm Tell. 472.
Die Druiden und der Druidenfuß. 479.
Deutsche Kinderspielwaaren auf dem Weltmarkt. 483.
Die Doctor-Bäuerin. 502.
Proceß Kermel. 507.
Drei Monate aus einem französischen Soldatenleben. Mitgetheilt von K. Chop. 511.
Der Birnbaum auf dem Walserfelde. 514.
Richard Wagner. 527.
Ein Jubiläum. 530.
Pflanzen-Wanderungen. 543.
Wagneriana. 583.
Ein deutscher Abenteurer. 587.

## V. Biographisches.

Todtenschau für das Jahr 1871. 23.
Franz Grillparzer †. 48.
Joseph Mazzini †. 142.
Hippolyt August Schauseil †. 266.
Friedrich Gerstäcker †. 268.
Robert Prutz †. 303.
Johann Carl Bonnet †. Beitrag zur Geschichte der poetischen Literatur der Pfalz. Von Ch. Böhmer. 311.
Oberstaatsanwalt Jakob Löw †. 394.
Rector Joseph Fischer †. 408.

## VI. Verschiedenes.

Programm für die III. pfälzische Industrie-Ausstellung. 26, 84.
Die Statistik der deutschen Turnvereine. 99.
Die Mitrailleusen und ihre Leistungen im Kriege 1870/71. 104.
Weltausstellung in Wien 1873. 131.
Gefälschte Doctordiplome. 151.
Oberrheinische Schifffahrt. 159.
Deutsche Briefe an Napoleon III. 170.
Die neueste Schrift über Kaspar Hauser. 195.
Ueber die Stärke der deutschen Heere im letzten Kriege. 200.
Die deutsche Schillerstiftung. 236.
General Ducrot's Flucht nach der Schlacht bei Sedan. 259.
Eine Bittschrift von 1729. 290.
Eine Fahrt auf der neuen Bahnstrecke Germersheim-Landau. 299.
Verwendung der Abfälle 315.
Von den französischen Kriegsgerichten. 319.
Das Werk des großen Generalstabs über den deutsch-französischen Krieg. 342.
Der Verlust der k. bayerischen Armee im Feldzuge 1870/71. 344.
Eine Colonie der Armuth. 403.
Zur Uebergabe von Metz. 414.
Ein Kampf mit Piraten. 414.
Eine Mormonengeschichte. 443.
Oppler. Die Kunst im Gewerbe. 443.
Die Gesundheitspflege der Arbeiter. 447.
Der Ursprung des Veilchens. 495.
Der Göttinger Hainbund. 508.
Die freiwillige Hilfsthätigkeit der Pfalz während des Krieges 1870/71. 528.
Bierkrawall in Würzburg. 543.
Grillparzer's Selbstbiographie. 551.
Die Sturmfluth an der Ostseeküste. 551. 576.
Proceß Mai. 567.
Vom Wiener Weltausstellungsplatze. 603.
Königgrätz, Gravelotte und Sedan. 615.

## VII. Land- und Hauswirthschaftliches.

Gänse und Gänselebern. 3.
Die neuen Maße und Gewichte. 31.
Gefährliches Petroleum. 35.
Die Prüfung des Weines. 38.
Import von Viehfutter. 39.
Die Kohlenfrage für Bayern. 42.
Der Jülich'sche Dampfofen, ein Vertilgungsmittel der Feldmäuse. 166.
Das Geheimmittel-Unwesen. 386.
Die Section für Weinbau auf der 28. Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe in München. 499.
Untersuchungen über das Reifen der Weintrauben. 579.

## Preisaufgaben.

Die Preisaufgabe in Nr. 153 der Palatina von 1871. 8.
Preisräthsel. 148. Lösung 171.
Preisaufgabe. 156. Lösung 188.
Preisräthsel. 254. Lösung 284. 292.
Preisräthsel. 620.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 1. Speyer, Dienstag, den 2. Januar 1872.

### * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger-See.

Von **August Becker.**

#### Sommerfrische.

Die Wellen pochten schläfrig an den Strand. Der flüssige Smaragd des Sees rann mit eintönigem Gemurmel langsam über den Kies des Gestades, und träge wieder zurück. An den Uferhöhen standen Busch und Baum regungslos in der Schwüle des Mittags, während draußen auf der blauen Fluth, wo der Sonnenstrahl tausendfach flimmerte und blitzte, die Segelboote gleich den Fischernachen festgezaubert schienen und selbst der Kahn der Lustfahrenden für das Auge kaum weiter rückte, als sei der See spiegelhart gerannen oder der Ruderer eingeschlummert. Nur die jagenden Möven und die Schwalben, welche zuweilen, ihre Flügel netzend, über das Wasser hinschossen, brachten einige Bewegung in das Bild der prächtigen Landschaft, deren Hintergrund — eine lange Kette beeister Alpen — heute um mehrere Meilen näher gerückt schien.

Für die Sommergäste an der Ostseite des Sees hatte die Siesta in den kühlen Gemächern der Villen zu dieser Stunde noch größeren Reiz, als das Schlendern am Gestade oder der Blick auf den glänzenden Wasserspiegel. Doch weilten einige Wenige zwischen den Bosquets in der Laube vor dem Kaffeehause am Strande und unterhielten sich, nachdem sie an einen Tisch zusammengerückt waren, im trägen Gange des Gespräches fast lautlos, als fürchteten sie die waltende Ruhe zu stören. Zuweilen stockte die Unterhaltung ganz. Man saß stille, die Männer wie Vulkane rauchend, um die lästigen Fliegen abzuwehren, die Frauen ähnlich den Parzen Schicksalsstrümpfe strickend und Thränentücher stickend, um nicht ganz müßig zu sitzen.

So war wieder eine Pause eingetreten, bis die ältere der Frauen ihre Augen aufschlug und ihre Blicke über den See nach der südwestlichen Ecke hinschweifen ließ.

„Das Wetter ändert sich", sagte sie. „Es wird bald regnen."

„Woraus schließen Sie das, gnädige Frau?" fragte ein Herr mit ausgeprägt märkischem Accent, sichtlich beeilt, das nicht mehr ganz ungewöhnliche Unterhaltungsthema aufzugreifen.

„Alle Anzeichen sprechen dafür, Herr von Lüttke!" war die Antwort.

„Anzeichen? Glauben Sie an Anzeichen, meine Gnädige?" fragte der Norddeutsche weiter.

„O ja", erwiderte die Gnädige trocken. „Wenn die Schwalben so nieder fliegen und die Mücken so zudringlich werden, wenn mich meine Krähenaugen schmerzen und das Gebirge so nahe tritt, dann auch wenn nach längerer Hitze Regenwolken aufsteigen und es zu tröpfeln anfängt, kann ich einigermaßen schließen, daß es regnen werde."

„Den letzten Grund laß ich gelten", erwiderte Herr v. Lüttke mit seiner etwas schnarrenden Stimme und wandte den Kopf. Ueber die Höhen des grünen Vorlandes am südwestlichen Horizonte stieg ein grauer Dunst auf und zog gegen die Wände der schneeglänzenden Zugspitze, im Hintergrunde der unvergleichlichen Seelandschaft, hin. Nachdem sein Blick kurze Zeit da verweilt hatte, strich sich Herr v. Lüttke den wohlgepflegten, modischen Bart, theilte ihn, so daß das wohlrasirte Kinn noch schärfer hervortrat, lüftete den Hut, fuhr sich mit der reichberingten Hand über das kurzgeschnittene, aschblonde Haupthaar und fügte seinen Worten noch lächelnd hinzu: „Uebrigens tröpfelt es noch nicht."

Während nun an dem Kaffeetische das interessante Thema mit flüsterndem Geplauder in die Länge gespannen wurde, legte sich der dunstige Flor allmälig dichter vor die gezackte Mauer der Hochalpen, welche der Landschaft den erhabenen Abschluß gibt. Es dauerte nicht lange und das Gewölk ergaß sich in breiten, wehenden Regenbändern in den oberen See, indeß auf der nördlichen Hälfte der langgezogenen Wasserfläche sich noch die Sonne spiegelte. Aber schon zogen sich auch hier die Boote und Nachen zurück, um das Ufer zu gewinnen, da sich zugleich ein merkbarer Wind erhoben hatte, welcher die Segel blähte und den See zu leichtem Wellenkräuseln anfachte. In der Nähe des Kaffeehauses selbst liefen bereits einzelne Kähne knirschend an das kiesige Gestade und brachten neue Naturfreunde an den gastlichen Strand oder auch nur Lustfahrende vom Wasser zurück.

Digitized by Google

Die kleine Gesellschaft unter der Laube ließ das mühsam fortgeschleppte Gespräch jetzt ganz fallen, da die Frauen vollauf damit beschäftigt waren, die Köpfe zu recken und musternde Blicke nach den Landenden hinaus zu werfen, während Kinder spielend an das Ufer liefen, an welches die Wellen nun bewegter und hörbarer anschlugen.

Mittlerweile hatte eine der Damen ihr Lorgnon vorgenommen und die Kähne fixirt, welche in den Gesichtskreis kamen. Es war eine junge Frau mit dunkelbraunem Haar und einnehmenden Zügen. Das bewaffnete Auge der hübschen Brünette glitt von einem heimkehrenden Nachen zum andern, bis es mit längerer und schärferer Beobachtung auf einem Kahne verweilte, der in schräger Richtung die etwas erregtere Fluth durchschnitt, um weiter oben zu landen. Die Entfernung war jedoch für die Spähende groß genug, um die Personen im Nachen nicht alsbald unterscheiden oder erkennen zu können, woran ihrer Aufmerksamkeit jetzt sehr zu liegen schien. Endlich fing sie mit mehr als gewöhnlicher Theilnahme an:

„Wenn ich nicht irre, fährt dort der Nizenfischer."

Das Wort war kaum heraus, als ihre Tischgenossen rasch die Köpfe nach dem Kahne wandten, der in der bezeichneten Richtung drüben über das Wasser glitt. In Aller Mienen drückte sich ein sehr bemerkbares Interesse aus. Nur Herr v. Lüttke blieb ruhig und hielt den Kopf steif.

„Der Nizenfischer?" Was ist das wieder?" fragte er die Dame, welche zuerst auf den Kahn aufmerksam gemacht hatte, indem er sie mit halb verstecktem Blicke und überlegenem Lächeln ansah.

Jetzt gesellte sich zu dem Antheil an dem Lauf des Schiffchens draußen die Verwunderung der Gesellschaft über die gestellte Frage.

„Der Nizenfischer? Wie? Kennen Sie den Nizenfischer nicht?" fingen die Frauen im Tone hohen Erstaunens an.

Aber Herr v. Lüttke versetzte mit unnachahmlichem Gleichmuth: „Habe nicht die Ehre."

„Wirklich? Ist es möglich?" ging es in lebhafter, vorwurfsvoller Verwunderung fort. „Sie wüßten in der That nichts vom Nizenfischer, Herr v. Lüttke?"

„Gar nichts, wenn Sie gestatten, — nicht die Idee!" erwiderte der Gefragte mit derselben unerschütterlichen Ruhe und ohne ein Zeichen von Zerknirschung. „Habe noch keine besondere Bekanntschaft mit den Fischern hierorts geschlossen, obgleich ich die Hechte, Karpfen und Renken zu schätzen weiß. Aber Nizenfischerei — ist ja ein Nonsens!"

„Oh!" machte die ältere Dame halb scherzhaft im Tone des Widerspruchs, während die junge, hübsche Frau, welche den Nachen zuerst wahrgenommen hatte, sich nicht damit begnügte, sondern ihrem Erstaunen fast unwilligen Ausdruck verlieh.

„Und sie treiben sich wochenlang in den Ateliers der Hauptstadt umher," sagte sie mit etwas gehobener Stimme, „besuchten die Wochenausstellung des Kunstvereins, wollen als Kenner gelten und sind jetzt erstaunt, vom Nizenfischer zu hören?"

„In der That bin ich es", sprach Herr v. Lüttke, ohne sich auch von diesem lebhaften Angriff außer Fassung bringen zu lassen.

„Das sollten Sie aber nicht so gelassen sagen, Herr v. Lüttke!" fuhr die junge Frau mit dem Nachdrucke unmittelbaren Vorwurfs fort, während der Kahn, dessen Erscheinung die Conversation in lebendigeren Fluß gebracht hatte, bereits hinter dem Ufergebüsch verschwunden war, welches die Landungsstellen seeaufwärts dem Blicke entzog.

Mit aller Gemüthsruhe blies unterdeß Herr v. Lüttke den Rauch seiner Cigarre aus, wehte dann die blauen Fahnen mit der Hand hinweg, daß die Brillanten seiner Ringe in der Sonne funkelten, und sah dabei die hübsche Brünette mit einem Lächeln an, als ob er sich an ihrem Unmuth weide, der zwischen die feinen Bogen ihrer Augenbrauen eine nicht gerade verunstaltende Falte legte.

„Und was ist's denn eigentlich mit diesem Nizenfischer?" fing endlich der Norddeutsche an. „Was hat er denn mit der Kunst und dem Kunstverein zu thun?"

„Oh, viel! Sehr viel!" kam die Antwort von allen Seiten, auch mit besonderem Nachdruck von jener der anwesenden Herren.

Einer derselben, mit kräftigem Vollbart, erläuterte fragend weiter:

„Ist Ihnen sein vielbewundertes Werk, sein neuestes Nizenbild, nicht aufgefallen? Herrliche Farbenposie darin!"

„Ah so", versetzte jetzt Herr v. Lüttke, mit dem Kopfe nickend, zum Zeichen, daß ihm nun ein Licht aufgegangen. „Von einem Künstler, dem Maler Benno Fischer, ist die Rede. Wer kann auch Alles gleich errathen! Ich habe das Bild gesehen, — fein gemalt, correkte Zeichnung, die Technik hat er los."

„Und welche Stimmung! Welche Empfindung!" fielen die Frauen mit lebhaftem Antheil begeistert ein.

Darüber kräuselten sich etwas spöttisch die Lippen des Herrn v. Lüttke, der hiermit eben keine besonders hohe Meinung von der Urtheilsfähigkeit der Damen ausdrückte. Mochte der höhnisch selbstgefällige Zug, der dabei deutlicher hervortrat, auch zum Theil nur affectirt sein, so schien er doch eben so sehr dem Bilde selbst, als dessen Bewunderern zu gelten, was den Umsitzenden nicht entging. Indem der widerspruchsvolle Herr dann seinen Cigarrenstumpf hinweg und in den See schleuderte, warf er mit kritischer Miene hin:

„Aber wofür das Alles? Ich begreife Fischern nicht. Wozu soviel Fleiß und Geschick, so viel Aufwand von Talent und Kunst an ein altfränkisch abgedroschen abgeschmacktes Motiv verschwenden? Wer mag sich in unserer Zeit, in unsern modernen Tagen noch für wesenlose Phantasiegebilde begeistern, — für Nizen!" Und der Herr v. Lüttke betonte das Wort Nizen so, als sei es eben der Plural von Nichts. „Daher also", fuhr er von der Sache auf die Person ablenkend fort, „daher der wunderliche Name des

Digitized by Google

Malers? Glaubte ich doch beinahe, Sie sprächen von einem wirklichen Fischer, der Nixen zu fangen sich bemühe."

„Nun", bemerkte jetzt die ältere Dame etwas geheimnißvoll, „vielleicht hat das unser Maler auch schon, und wer weiß, ob es ihm nicht gelungen."

(Fortsetzung folgt.)

## Gänse und Gänseleber.

* Unseren Hausfrauen, glauben wir, möchte nachstehender Auszug aus der „Revue agricole du Midi" über obigen Gegenstand nicht unlieb sein. Jenes Blatt schreibt: In Frankreich findet die Aufzucht der Gänse nach verschiedenen Verfahrungsweisen und zu bestimmten Zwecken statt. Zunächst ist es die Zucht der halbfetten Gäuse, die fast in allen ländlichen Bezirken mehr oder weniger, dann diejenige der vollständig fetten, die hauptsächlich in den südlichen Departements betrieben wird. Ferner ist es das Mästen zu dem besonderen Zweck der Erzielung der fetten Lebern zu Pasteten, durch welche sich Straßburg seit Jahren in der ganzen Welt berühmt gemacht hat. Eine wenig gekannte Industrie ist die der Schwanenhäute, die in Wirklichkeit nichts anderes sind, als weißgegerbte Gänsehäute. Dieselbe ist besonders in dem Departement der Vienne zu Hause, wo auch die Zucht der mageren und halbfetten Gänse sehr verbreitet ist. Die Stadt Poitiers erzielt alljährlich durch den Handel mit weißgegerbten Gänsehäuten einen Umsatz von 100,000 bis 150,000 Fr.

Zu Toulouse und in der Umgebung dieser Stadt wird am besten und am vollständigsten gemästet, was nicht allein dem vorzüglichen dabei angewandten Verfahren, sondern auch hauptsächlich der guten dort gezogenen Gänse-Race zuzuschreiben ist. Jedermann kennt wohl die herrliche Toulouser Gans, die manchmal das doppelte Gewicht der gewöhnlichen Gans erreicht. Jene Race ist breit und massiv gestaltet, kurzbeinig, meist grau bestedert. Sie trägt unter ihrem Halse und Kropfe einen ziemlich großen Hautsack, der sich hauptsächlich gegen den unteren Theil des Leibes hinzieht, so daß der Bauch des Thieres bis auf den Boden hinabhängt. Diese Falten und Behälter bilden ein wahres Fettmagazin. Sowie das Fett dieselben anfüllt, wird das Thier unfähig, sich zu bewegen.

Diese Gansart wird vorzugsweise in den Departements der Haute-Garonne, des Tarn und der Garonne und in einem Theile derjenigen des Gers und der Ariege gezüchtet. Die Aufzucht erstreckt sich in der Regel nicht auf große Heerden, fast jeder Landmann hält deren 20—40 Stück. Viele beschränken sich darauf, durch Hühner eine größere Zahl Eier ausbrüten zu lassen, um die junge, 8—10 Tage alte Brut Züchtern zu verkaufen, die sie den Sommer über bei sich behalten und die sie zur Mästung gleichsam vorbereiten, indem sie dieselben täglich auf den Klee- und Stoppeläckern weiden lassen und sie dann den Mästern verkaufen. Einzelne Eigenthümer befassen sich auch mit der vollständigen Aufzucht der Gänse in größerem Maßstabe und diese Art Industrie ist so nutzbringend, daß derselben Manche ohne Bedenken größere Bodenflächen zu künstlich angelegten Wiesen widmen, die einzig und allein zur Weide für Gänse bestimmt sind.

Die Mästung findet dort in zwei Epochen des Jahres statt; im Sommer, um frisches Fleisch zu erhalten, welches auf die Märkte zum Verkauf gebracht wird; im Spätherbst, um gesalzenes Gänsefleisch zuzubereiten. Letzteres ersetzt das Schweinefleisch in den Haushaltungen, während das Gänsefett anstatt der Butter vortheilhaft verwendet wird. Die Hauptnahrung der Gans während des Mästens bildet der Mais (das Welschkorn), welcher trocken oder auch, was besser ist, einige Stunden im Wasser erweicht gekörnert wird. Dreißig Liter Welschkorn genügen gewöhnlich, um ein Thier vollkommen auszumästen. Zu diesem Zwecke werden die Thiere in einen engen Käfig gestellt, der ihnen selbst das Umdrehen nicht gestattet; ein trockener Keller oder ein dunkler Stall sind geeignete Plätze dazu. Zwei oder dreimal des Tages werden sie gestopft, je nachdem die Verdauung bei ihnen langsam oder schnell vor sich geht. Die Verfahrungsweise ist dabei folgende: Die Gefügelwärterin nimmt eine Gans nach der andern zwischen ihre Knie, öffnet ihr den Schnabel mit der einen Hand und schiebt mit der andern das Welschkorn, sei es nun direct oder mittelst eines Trichters, wie man sich deren zum Wurstmachen bedient, in den Schlund. Letztere Weise wird, weil weniger praktisch, hier nicht angewandt, denn der Schlund kann hiebei leicht verletzt werden und erfordert, unseres Erachtens, auch mehr Zeit, da ja die Körner mit einem Stäbchen vollends hinabgestoßen werden müssen. Eine geübte Frau soll in fünf oder sechs Minuten eine Gans stopfen können.

So behandelt, erreicht die Gans ein Gewicht von 16 bis 20 Pfund, die Leber allein aber 1, 1½ bis ausnahmsweise 2 Pfund. Dabei ist zu bemerken, daß die alten Gänse schneller fett werden, als die jungen, aber ihr Fleisch ist natürlich viel härter. In diesem Zustand der Uebermästung schwitzt das Thier buchstäblich Fett aus allen Poren. Sein Zellengewebe, seine Eingeweide, sein Blut, sogar seine Ausleerung sind mit Fettstoff angefüllt. Es muß daher dann auch sorgfältig überwacht werden, weil es gar zu leicht am Schlagflusse stirbt. Jeder Stoß, jede Unebenheit kann ihm alsdann gefährlich werden. Zuweilen geht die Mästung auch wieder rückwärts, das Thier kann dann nicht mehr gemästet werden und man muß es schnell tödten.

In einzelnen Theilen Frankreichs, in denen das Welschkorn nicht wie anderswo vorhanden ist, wendet man die Toulouser Methode an, indem man sich eines aus Kartoffeln, Gerste oder Heidekornmehl bereiteten Teiges bedient, woraus man fingerdicke, ungefähr 2 Zoll lange Stangen macht. Diese Methode existirt übrigens auch in Bayern, wo man diese Stangen „Stopfmudeln" heißt. In Straßburg und Umgegend hat man Unrecht, die gemeine Gans statt die der großen Art zu züchten und zu mästen, welch letztere

Digitized by Google

ja überall vorkommt. Viele Landleute im Elsaß beschränken sich darauf, die Gänse wegen des Fleisches zu füttern, und die Ueberzahl im Spätherbst an Mäster oder vielmehr an Mästerinnen zu verkaufen, denn diese Industrie ist hauptsächlich in den Händen der Frauen. Da es sich dabei hier meistens darum handelt, durch die Mästung auf die Leber zu wirken, so hat die Wahl der Gans größere Schwierigkeit, als für die Mästung nach Toulouser Art. Die Gans muß noch jung sein, was man an der Biegsamkeit und Farbe des Schnabels erkennt, ferner muß ihr Brustknochen wohlgebildet sein, was man durch Befühlen erprobt. Die gewählten Gänse werden auch in dunkeln Ställen aufbewahrt, aber häufig zuerst mit Saubohnen gefüttert, bis man erkennt, daß sie in Fleisch zugenommen haben und erst in den letzten acht Tagen unterwirft man sie dem höchsten Mästungsgrade. Die Kisten oder Käfige, in welchen man sie abgesondert unterbringt und eng einschließt, müssen vorne so viel Oeffnung haben, daß das Thier seinen Hals durchstecken und in einem davor gesetzten, mit Wasser gefüllten Gefäße, in welches man ein Stückchen Holzkohle wirft, nach Belieben saufen oder wühlen kann. Die Beschaffenheit des Wassers scheint einen großen Einfluß auf jene der Leber auszuüben.

Zunächst stopft man die Gänse, wie zu Toulouse, zwei Mal des Tages mit Weizenkorn, das in gesalzenem, warmem Wasser aufgeweicht wird. Viele geben dem Thiere nach jeder Fütterung einen Löffel voll Mohnöl. Das Mißlingen und das schnelle Krepiren sind viel häufiger bei dieser Methode, weil die Leber zu sehr anschwillt, und besonders weil die gemeine Gans zu so einem gezwungenen Mästen sich nicht eignet und nicht kräftig genug dazu gebaut ist. Die Wärterin muß daher stets wachsam sein, denn eine Gans, die vor der Zeit umkommt, ist doch immer ein ziemlich empfindlicher Verlust. Wenn ihre Zeit gekommen ist, wird sie getödtet, gerupft und ausgenommen, dann 24 Stunden an einen luftigen Ort gehängt. In Toulouse empfiehlt man, sie während des Verdauens zu schlachten. Den andern Tag wird die Leber vorsichtig herausgenommen und dem Pastetenbäcker gebracht. Dieser beurtheilt sie nach ihrer Reinheit, Gesundheit und Gewicht; hat dieselbe alle gewünschten Eigenschaften, so bezahlt er je nach Bauchhärtrit und Werth 5, 8, 10 und selbst bis 14 Franken, da schöne und große Lebern, wie schon gesagt, ein Gewicht von 1, 1½ bis ausnahmsweise 2 Pfund erreichen.

Die Straßburger Gänseleberpasteten hätten, wenn die Terrinen von Toulouse und Nerac (und Landau) nicht wären, keine Concurrenz. Letztere bestehen aus den fetten Lebern der Hiamenten, einer Art Ente. Man hielt lange Zeit einen gewissen Mathieu, Koch des Cardinals von Rohan, Fürstbischofs von Straßburg, für den Erfinder dieser Art Pasteten. Doch suum cuique. Der wirkliche Erfinder ist Close, Koch des Marschalls von Sachsen, seiner Zeit Gouverneur oder Stellvertreter des Königs in der Provinz Elsaß. Genannter Close wollte, als sein Herr Straßburg im Jahre 1788 verließ, nicht in den Dienst dessen Nachfolgers, des Marschalls von Stainville, treten, etablirte sich, heirathete die Wittwe des Pastetenbäckers Mathieu und bereitete dann die berühmten Pasteten, die bis dahin blos die Tafel des Marschalls von Contades zierten, für den Handel zu. „Aus seiner bescheidenen, in der Meisengasse zu Straßburg gelegenen Werkstätte ging die Gänseleberpastete hervor, um die Reise um die Welt zu machen!“ so ruft Gerard, ein Advocat zu Colmar, pathetisch aus, als er von dieser Erfindung zu einem Gedicht begeistert ward.

In der geeigneten Saison, den Wintermonaten, ergibt sich, so rechnet man, ein Umsatz von 2 Mill. Franken aus der Fabrikation von Gänseleberpasteten. Der Handel mit fetten Gänsen im Allgemeinen führt übrigens in mehreren Ländern sehr starken Umsatz herbei. Um hievon eine Idee zu geben, wollen wir nur eine einzige Ziffer anführen: Paris ist nicht die Stadt, in welcher im Verhältniß zu seiner ganzen Bevölkerung die meisten Gänse verzehrt werden, allein es kamen in den letzten Jahren doch den Tag vor Neujahr ungefähr 800,000 Pfund fette Gänse daselbst an, die an demselben oder den folgenden Tagen auf den Märkten Absatz fanden. Auch in England veranlassen dieselben bedeutende Geschäfte. Am Christtag will jede englische Familie, wenn sie noch so ärmlich ist, ihre Gans braten und sollte es ihr den letzten Schilling kosten. Da man indeß in England außer den erwachsenen Gänsen, sogenannten Neujahrsgänsen, eine sehr große Anzahl junger Gänse, wie in Frankreich diejenigen von Rouen und Amiens, verzehrt, so reicht das inländische Erzeugniß nicht aus, und Rotterdam versendet daher jeden Herbst nach den englischen Häfen Millionen lebender Gänse, die aus Holland, Mähren, Pommern und aus anderen Provinzen Deutschlands stammen. Alle diese Länder haben besondere Märkte dafür und ganze Bezirke leben dort ausschließlich von der Gänsezucht und wissen großen Nutzen daraus zu ziehen; namentlich in Holland wird eine hübsche graue Abart gezüchtet, die sich von der gemeinen, der Wildgans abstammenden Art nur dadurch unterscheidet, daß sie etwas größer ist.

## Miscellen.

Die zum Nachlasse des Frhrn. v. Münch-Bellinghausen gehörigen Bücher kamen durch den Auctionär August Prandel in Wien zur Versteigerung. Das Ergebniß war ein sehr günstiges, da die Freunde und Verehrer des verstorbenen Dichters darin wetteiferten, namentlich jene Bücher, welche als Lieblingswerke desselben bekannt waren, an sich zu bringen. Die höchsten Preise wurden für die Werke spanischer Autoren erzielt, namentlich solcher, welche auf die geistige Entwicklung Friedrich Halm's einen bedeutenden Einfluß genommen hatten. So wurde das auf 2 fl. geschätzte „Cancionero de romances“, eine Sammlung castilischer Romanzen, mit 112 fl. bezahlt, die auf 3 fl. geschätzte „Geschichte von Peru“ des Fernandez Diego mit 80 fl., endlich die auf 25 fl. geschätzten „Abenteuer der schönsten Frauen unseres Zeitalters“ mit 110 fl.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 2. Speyer, Donnerstag, den 4. Januar 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger-See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Da Herr v. Lüttke eben nach seinem Plaid langte, um sich denselben über die Schultern zu ziehen, überhörte er eine Aeußerung, die ganz dazu geeignet war, allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, jetzt aber völlig verloren ging. Denn vom See her, über welchen der Regenflor langsam und das jenseitige Ufer verhüllend vorgerückt war, wehte nunmehr eine so feuchtkühle Luft, daß sie sich auch den Damen fühlbar machte. Eine nach der andern griff nach ihrem Tuche, um sich in dasselbe zu hüllen, ohne jedoch darüber das Gespräch stocken zu lassen. Nach dem Vorgange der lebhaften Brünette kam man sogleich wieder auf das besprochene Bild zurück und gab seiner Bewunderung um so unverhohlenern Ausdruck, als man zeigen wollte, daß man sich durch das bemäkelnde und absprechende Urtheil des Fremden nicht beirren lasse. Man rühmte den magischen Duft der Mondscheinnacht, den Zauber des Lichtes zwischen den buschigen Weiden und auf dem Wasser; man hob die Erscheinung der an's Land tretenden Nixe hervor und pries die Gesammtwirkung des vielbesprochenen Bildes, bis die lebhafte junge Frau mit den Worten schloß:

„Kurz, ich habe noch nichts Reizenderes gesehen."

„Aber ich", entgegnete jetzt der mit dem Vollbarte trocken.

„Sie? Was denn?" wandten sich die Damen, überrascht von dem plötzlichen Einwurf, gegen den neuen und unerwarteten Gegner, den sie sehr ungnädig anzulassen bereit waren. „Die Eifersucht spricht aus Ihnen, Werner, — Sie beneiden Ihren Collegen."

„Das nicht", versetzte der Maler in seinen Vollbart lachend, „aber vielleicht um seine Frau."

„Ah so!" machten die Damen, aufathmend, und die Brünette fragte, sichtlich unangenehm berührt, mit etwas zweifelndem Ausdruck weiter:

„Ist sie so schön?"

„Reizend! Sie sollten Sie sehen! Eine wirkliche, eine ächt nordische Schönheit, und was noch mehr heißen will: die vollendete Anmuth. Die Gestalt von einer Zartheit sag' ich Ihnen —"

„Natürlich ganz ätherisch, aus lauter Duft und Mondschein gewoben", fiel die hübsche, junge Frau ein.

Maler Werner ließ sich jedoch nicht irre machen, sondern fuhr — vielleicht mit geflissentlichem Pathos — fort:

„Und diese Augen, diese Wimpern! Wahre Nixenaugen! Meerestief, geheimnißvoll, mit jenem unsagbaren Ausdruck, als hätten sie schon mehr geschaut, als gewöhnliche Menschenaugen, — voll Abglanz einer Märchenwelt —"

„Ei, ei, Herr Werner, Sie haben wohl zu tief hineingesehen! Sie sind ja ganz in Extase!" riefen die Damen, während Herr v. Lüttke mit einem boshaft lauernden Lächeln deren Mienen musterte.

Voll satyrischer Befriedigung erhob sich dann Letzterer, um an einem benachbarten Tisch, auf welchem sich Feuerzeug befand, eine frische Cigarre anzubrennen. Unterdeß nahm das Gespräch unverweilt seinen Fortgang, obgleich das Gewölk mit seinen Regenschleiern immer drohender näher rückte und bereits den letzten Sonnenstrahl vom See verdrängt hatte. Maler Werner sprach auch ferner von der jungen Gattin seines Collegen mit Enthusiasmus. Als die Bemerkung dazwischen fiel, daß sie wohl das Urbild der Frauengestalten ihres Mannes sei, glaubte er das bestätigen zu dürfen, indem er hinzufügte, sie möchte vielleicht nur zu jung und zart sein, um an die goldhaarichte Freya zu erinnern.

Nun fand man es unbegreiflich, daß eine solche Schönheit gar nicht hervortrete, sondern ängstlich die Oeffentlichkeit zu meiden scheine, worüber man seine Verwunderung aussprach. Die dritte Dame am Tische, die sich durch emsiges Stricken an einem großen, wollenen Strumpfe auszeichnete, stellte jedoch die Zwischenfrage, wer denn diese goldhaarichte Freya sei, von der Maler Werner gesprochen, worauf sie von ihrer Nachbarin, der jungen Wittwe, die Aufklärung erhielt, daß so die Göttin der Liebe und Schönheit in der nordischen Mythe heiße. Dabei ließ die hübsche Brünette ihre feine Weißstickerei in den Schooß sinken, strich mit ihrer kleinen Hand die dunkeln Haarflechten von der Schläfe zurück und führte nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit aus:

„Es ist jetzt Modesache, alles Blonde und Blöde zu bewundern, Gelblockige und „flachsbaarete Diendl'n" anzufingen, seit die Romandichter begonnen haben,

Digitized by Google

nur ihren schmachtend süßen und etwas faden Blondinen Gutes und Liebes nachzurühmen. Da man einmal im Zuge ist, wird man bald bei den Rothhaarichten à la Titian anlangen. Die Griechen wußten es übrigens besser, und in Sachen des Geschmacks wird man sich wohl noch auf diese berufen dürfen. Nicht wahr, Herr Professor v. Blank?"

Damit hatte sie sich an einen alten Herrn gewandt, der in seiner weißen Cravatte und mit seinem würdevoll milden Wesen bis jetzt ziemlich schweigsam neben seiner Frau gesessen hatte. Nun aber antwortete dieser in artigem Tone:

„Sicherlich, meine Gnädige. Nur erlauben Sie mir, Frau v. Morgenschein: die Venus der Griechen war, wie fast alle ihre berühmten Schönheiten —"

„Brünett doch!"

„War blond. Die schöne Helena hatte sogar röthliche Haare."

„Also impertinent blond, da haben wir's ja! Nun, es paßte für sie", erwiderte die junge Frau mit etwas erzwungener Heiterkeit. „Wenn einmal grünes Haar in die Mode kommen sollte, wird den Gelehrten der Beweis nicht schwer fallen, daß die berühmten Frauen des Alterthums eigentlich grünes Nixenhaar trugen. Nun, meinethalben. Mag die Farbe des Flachses, Feuers und Fuchses für jetzt noch so beliebt sein, ich mache die Mode nicht mit."

„Das haben Sie auch gar nicht nöthig, schöne Frau", erwiderte der alte Herr mit anmuthiger Galanterie. „Kleidet Sie doch auch der kleine Unmuth in der Miene so allerliebst, wie sicher die blondeste Blondine nicht."

„Ich bin nicht unwillig", sagte jetzt Frau v. Morgenschein. Und sie hatte Recht, denn sie war es wirklich nicht mehr.

Unbefangen nahm sie an der fortgesetzten Unterhaltung Theil, als man unter Anderm auch die Erwartung aussprach, daß der Nixenfischer mit seinem Weibchen Sommeraufenthalt am See nehmen und dasselbe in die Gesellschaft einführen werde. Dabei ließ irgend Jemand am Tische die Bemerkung einfließen: des Nixenfischers Liebesgeschichte solle höchst romantisch sein.

„Sehr romantisch!" bekräftigte die ältere Dame an der Seite des greisen Professors.

Seit ihrer geheimnißvollen Aeußerung, welche im Drang der Umstände überhört worden war, hatte die Matrone sich ziemlich schweigend verhalten, empfand nun aber auch die Genugthuung, daß ihr Wort allgemeine Aufmerksamkeit und unverhohlene Neugierde erregte. Rasch wandten sich die Frauen jetzt an ihre ältere Nachbarin mit der Frage:

„Wissen Sie etwas Näheres darüber, Frau v. Blank?"

„Nicht allzu viel", war die entmuthigende oder vielmehr die spannende Antwort. „Und das Wenige klingt so mysteriös dunkel, so abenteuerlich märchenhaft, daß ich nicht weiß, ob ich es nachsagen darf."

„O, Sie dürfen, Frau v. Blank, Sie dürfen! Reden Sie doch!"

Frau Professor v. Blank legte jetzt mit Bedacht ihre Filetnadel weg, vor sich auf den Tisch. Dann reckte sie den ergrauten Kopf vor, zwischen die vorgestreckten Häupter ihrer gespannten Nachbarinnen, und begann hierauf mit so geheimnißvollem Flüstern, daß es die horchende Gesellschaft eben nur knapp zu verstehen vermochte.

„Er soll sie ja —" die alte Dame stockte zum Verdruß ihrer erwartungsvollen Tischgenossen, als wolle sie eine kleine Rache für die frühere Unaufmerksamkeit üben und durch Zurückhaltung den Werth ihrer Mittheilung steigern. „Er soll sie ja", fuhr sie hierauf in höchst wichtigem Tone fort, „im See gefunden haben."

„Wo? Im See? Ah, wie denn? Nicht möglich! bestürmte man sie jetzt allseitig, wobei die Matrone nur bedeutungsvoll nickte.

Erst, als man sie nochmals fragte, ob es wahr sei, entgegnete sie kurz:

„So wird erzählt."

Mehr wußte sie nicht oder wollte sie nicht mittheilen. Zufrieden mit der Wirkung des Wenigen, leugnete sie, Näheres zu kennen.

Während nun die Frau mit dem großen Strickstrumpfe fragte, ob denn des Nixenfischers Weibchen grüne Haare habe, fanden die Herren das Vernommene dag und ungenügend und wußten nicht, was damit anfangen. Dagegen fühlte sich Frau v. Morgenschein geradezu unheimlich berührt.

„Das ist ja höchst seltsam", sprach sie. „Doch der See deckt überhaupt so manches Geheimniß: die Eine wird gefunden, die Andere geht darinnen verloren." Und wie mit innerm Schauer fuhr sie dann nach einer kleinen Pause fort: „Erinnern Sie sich noch an die mehr als räthselhafte Geschichte von der jungen Fremden, welche vor mehreren Jahren auf unerklärliche Weise und völlig spurlos von dem Dampfschiffe des Sees verschwunden und trotz aller Nachforschungen nicht wieder zum Vorschein gekommen ist?"

„O, die Geschichte machte Aufsehen genug"' antwortete man. „Aber wie kommen Sie auf diese alte, halbvergessene Sache zurück, Frau v. Morgenschein?"

„Ist mir doch, als ob damals ein junger Künstler mit dem Vorgang in Verbindung gebracht worden wäre", sagte die junge Frau nachdenklich. „Schwebt mir doch dunkel vor — — ja, ein Maler Fischer. Und nun sagen Sie, Werner, gilt der Nixenfischer nicht für etwas menschenscheu?"

„Bitte, meine verehrte Frau v. Morgenschein", entgegnete der vollbärtige Maler lebhaft, „ich errathe Ihren Gedankengang; aber wollen Sie doch freundlichst bedenken, daß jenes unglückliche Mädchen, wie ich mich noch wohl entsinne, damals schon zwanzig Jahre zählte und aus Liebe zu einem jungen Landsmanne zu dem unseligen Schritte getrieben wurde, während Fischers Frau heute kaum neunzehn Jahre alt sein mag und zu jener Zeit noch ein Kind gewesen sein muß."

Digitized by Google

Halb verletzt, halb verlegen und wenig überzeugt schwieg Frau v. Morgenstern, mit einer Miene, als wisse sie es besser und habe ihre eigene Meinung. Die Dame mit dem großen Strumpfe kam aber mit der Frage dazwischen, was für eine Landsmännin die Verunglückte gewesen.

„Eine Pfälzerin", versetzte Maler Werner.

„Aus der Oberpfalz?"

„Nein, vom Rhein."

„Das überrascht mich", bemerkte der greise Professor v. Blank. „Denn die Rheinpfälzerinnen sind eben nicht als überspannte Schwärmerinnen bekannt, sondern mehr als verständige, heitere, wirthschaftliche Hausfrauen."

(Fortsetzung folgt.)

## Zwanzig Millionen Dollars gestohlen.

Die Geschichte der Veruntreuungen bei der Stadtverwaltung Newyorks liefert ein drastisches Gemälde amerikanischen öffentlichen Lebens, das in Vielem so verschieden ist von dem, was bei uns giltig, und was bei uns erst im Keim vorhanden, zur excentrischsten Ausbildung gebracht hat.

„Time is money." Legt man diesen Satz so aus, daß jeder Augenblick, welcher nicht dem Gelderwerb gewidmet ist, als ein verlorener zu betrachten sei, so hat man das treibende Princip des Sinnens und Strebens der Bewohner der großen Sternenbannerrepublik vor sich. Gerade diesem egoistischen Princip verdankt aber auch Nordamerika seine rasche Entwicklung in jeder Art materieller Thätigkeit, seinen Aufschwung als Handelsmacht. Durch keine Schranke gehemmt, vermochte der Unternehmungsgeist seiner Bewohner in ganzer Kraft sich zu entfalten, und rastlos Tag und Nacht arbeitend, seine Fäden immer weiter zu spinnen. — Wie aber jedes einseitige Streben, mußte auch das unaufhörliche bloße Sinnen auf „Geldmachen" seine Schattenseite herauskehren. Der unstillbare Eigennutz, welcher nichts kennt als seine Befriedigung, und deßwegen über alle Rücksichten sich hinwegsetzt, mußte demoralisirend wirken und jedes Gesetz als lästige Fessel ansehen. Den Einzelnen, wenn er noch geschwankt hätte, mußte das Vorbild vieler Unionsstaaten selbst anspornen, sich Alles zu erlauben, was ungestraft zu bleiben Aussicht hatte. Es ist bekannt, wie so manche dieser Staaten es nicht verschmäht hatten, ihre contrahirten Anleihen unbezahlt zu lassen, und wie deutsches Capital, das darin eine sichere Zuflucht vor den politischen Erschütterungen Europas gesucht hatte, dabei verloren ging. Nicht besser ging es in dem allgemeinen Staatsleben zu, obgleich die Republik selbst ihren finanziellen Verpflichtungen, trotz aller unredlichen Gelüste Einzelner, stets nachgekommen ist. Die Corruption in der Beamtenwelt fand um so leichter Eingang, als mit der Ernennung eines neuen Präsidenten der Republik jedesmal auch ein Wechsel in dem Beamtenpersonal verbunden war, es daher für letzteres nahe lag, die paar Jahre der Anstellung zu benutzen, um so viel wie möglich davon Vortheil zu ziehen. Fälle von plötzlich entdeckten colossalen Veruntreuungen in allen Zweigen der Verwaltung gehören daher zu den Alltäglichkeiten in Amerika.

Der Krebsschaden der Corruption bot namentlich auch den Communalverwaltungen ein ergiebiges Feld der Wucherung. Vor allen war es Newyork, dessen städtisches Gouvernement längst bereits im anrüchigsten Rufe stand. Das reiche Budget der großen Stadt mußte eine außerordentliche fruchtbare Quelle der Bereicherung denen zu Gebote stellen, welche die städtischen Finanzen sich dienstbar machen konnten. Vielfach waren früher schon die belastendsten Anklagen über Veruntreuungen der Stadtbehörden erhoben worden, ohne daß sie trotz ihrer augenscheinlichen Berechtigung die Schuldigen vor das Strafgericht gebracht oder sie überhaupt nur in ihrem Thun abgeschreckt hätten.

Die Verwaltung Newyorks und seines Landbezirks befand sich in den Händen der demokratischen Partei, und diese spitzte sich wieder in eine Gesellschaft zu, die den Namen Tammany-Ring führt, ihr eigenes Clubhaus besitzt und den Mittelpunkt für die gesammte demokratische Partei in der Union repräsentirt. Den Hauptnebel für die Willkührherrschaft dieser Partei in der städtischen Verwaltung bildete, wie amerikanische Revuen und Blätter selbst öffentlich bekannten, die Anwendung des allgemeinen Stimmrechts (zu 21 Jahren) auf die communalen Wahlen, der Art, daß sogar die Richter durch das Volk gewählt werden. Newyork hat gegenwärtig über 900,000 Bewohner; unter den Fremden bilden die Irländer die Mehrzahl. Wer den irischen Pöbel, den Abschaum der Gesellschaft, auf seine Seite brachte, gebot über eine ausschlagende Macht, da der Kaufmannsstand sich nur um seine Geschäfte kümmerte und den öffentlichen Angelegenheiten keine Aufmerksamkeit widmete. Außerdem war die Stimmenfälschung zu einer förmlichen Industrie ausgebildet worden. Ein Richter, der nicht mehr sah, als er wollte, ein Gerichtsschreiber, der falsche Papiere ausstellte, und ein Zeuge dafür, daß er den Stimmenden 5 Jahre lang als unbescholtenen Bürger gekannt, waren leicht zusammengebracht. Fand sich später der wirklich Stimmberechtigte ein, so konnte er sich freuen, wenn er mit heiler Haut davonkam. „So früh und so oft stimmen wie möglich," hieß die Parole der von Tammany repräsentirten Partei.

So verschlechterte sich das Personal der Stadtverwaltung, bei welcher die irländischen Namen bedeutend überwogen, immer mehr. Die Kosten für die Bürgermeisterwahl betrugen drei- bis viermal so viel, als das gesammte gesetzliche Einkommen der Stelle, da ungesetzliche Einkünfte eben ein unerschöpfliches Feld der Ausbeutung boten.

Wie schlimm es mit den Richtern steht, ist genügend bekannt. Rühmt sich doch die berüchtigte Verwaltung der Erie-Eisenbahn laut, daß sie einen eigenen Richter habe, der stets zu ihren Gunsten entscheide.

Digitized by Google

**Mit Ausnahme des Vereinigten Staaten-Gerichtshofes steht kein anderer der großen Republik im Ansehen der Unbestechlichkeit.**

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

Ein russisches Blatt Mosk. Wied., bringt einen Artikel, der die gebildete russische Jugend als vollständig von den nihilistischen Ideen und Grundsätzen durchdrungen darstellt und z. B. sagt: „Nicht ohne tiefen Seelenschmerz und die ernstesten Befürchtungen kann man auf unsere Jugend blicken. Schon mit dem zwölften Lebensjahre hört das Kind auf, an Gott, die Familie und den Staat zu glauben; mit dem vierzehnten Lebensjahre versucht es seine Kräfte zu praktischem Proteste; mit dem fünfzehnten Lebensjahre wird es Verschwörer, mit dem sechszehnten Lebensjahre vielleicht schon Verbrecher; mit dem siebenzehnten Lebensjahre schließt es seine Rechnung ab, indem es sich eine Kugel durch den Kopf jagt. Das ist leider die Lebensgeschichte vieler unserer Kinder."

### Die Preisaufgabe in Nr. 153 der Palatina von 1871.

** Auf die letzte Preisaufgabe sind etwa 140 gelungene und 86 nicht gelungene Lösungen eingelaufen. Fast alle diese letzteren scheiterten an Nr. 4 der Frage, was nämlich zuletzt getrunken worden sei. Hier kamen Getränke zum Vorschein, die uns und wohl auch vielen Lesern bisher völlig unbekannt waren, als: Succus (zu deutsch Saft) in zwei Lösungen, Cantnac, was eine Sorte Bordeaux sein soll, „Eau Fil Olg", Gog, Necker, Gig, Laval (angeblich Cognac) Anana („ein Saft aus Himbeeren bereitet"); doch zweifelte der Einsender selbst an dem Zutreffenden des Wortes „Anana" und fügte darum bei: „Sie könnten auch, was man häufig thut, wenn man betrunken ist, Baumöl getrunken haben, dann müßte es Oele heißen." Nachträglich hat der Einsender das Richtige getroffen. Sechsmal wurde zur Frage 4 Mumm gerathen, die bekannte Champagner-Firma. Die richtige Antwort auf diese Frage ist: Neuen. Viele scheinen hiebei an den 1871er „Dreimänner-Wein gedacht und in Anbetracht seiner hervorstechenden Säure es für unmöglich gehalten zu haben, daß man davon zum Zutrinken trinken könne. Allein es steht nirgends geschrieben, daß es gerade 1871er Neuer gewesen sein muß. Auch auf „Erlanger" (Bier) wurde geratheu, vielleicht in Erinnerung an den guten Stoff im Bahnhäuschen zu Speyer. Die Fragen 2 und 3 wurden sechsmal mit „Lauterbach" und dreimal mit „Lauterburg" beantwortet. Ein Lösungsversuch lautete: „Was sah ich im Traume? Felsen. Was hörte ich? Die Lorelei. Wo bin ich in der Frühe lustwandelnd umhergegangen? Am Lorleyfelsen." Da der Räthseldichter nach derselben Auflösung „den Abend in Lauterecken verbracht", so hätte er Doctor Faust's Zaubermantel besitzen müssen, um am nächsten Morgen am Lorelesfelsen lustwandeln zu können

Auch die unbekannte Freundin unseres Blattes in Ifar-Athen ist diesmal am „Neuen" irre geworden, dennoch wollen wir dem Leser ihre poetische Einsendung nicht vorenthalten. Sie schreibt:

„Sanct Paulus sagt schon im Römerbrief:
Vor Gott sind wir Menschen nicht lauter.
In allen Ecken steht's heut' noch schief,
Trotz rosenfarb'nem Geplauder.
Die Wahrheit wohnt nicht im Gerstensaft
Du findest sie stets nur im Weine.
Der Schaumwein „Mum" verbindet mit Kraft
Die Milde im schönsten Vereine.

Und herrlich hat der gepries'ne Saft
Am Laut'recker Gast sich bewähret:
Im Traume sah Schloß er und Ritterschaft,
Die Recken, vom Weine verkläret.

Und hoch erfreut von der Laute Klang,
Der Deutschen Schutzgöttin zu Ehren,
Lustwandelt Lauterecken entlang
Der Dichter, dem Haarweh zu wehren.
Die Pfälzerin in Ifar-Athen."

Richtige Lösungen sind uns zugekommen von nachverzeichneten Herren und Damen: 1. Stadtschreiber Kissel von Oggersheim; 2. Fräulein Emilie Eberhardt in Speyer; 3. die Herren R. Starck und Kraus in Frankenthal; 4. C. Perron in Frankenthal mit der Glosse: „Wenn ich auch zugebe, daß man sich in „Lauterecken" so gut wie irgendwo einen fidelen Abend machen kann, so begreife ich doch nicht recht, wie es dieses Jahr beim „Neuen" geschehen, noch weniger, wie man dann von „Recken" träumen und sanfte Laute vernehmen kann, da man doch das Gefühl eines Nattennestes im Magen hat." 5. Der Verfasser die Oberwitheit geschöpft zu haben glaube, daß nicht im Herbst des laufenden Jahres, sondern bei einem Bessern Lauterecken das Ziel seines Ausfluges war." 12. Friedr. Waldecker in Kusel; 13. Von Vetter Kunrad's rundem Tisch in Meckenheim: „Oft „Lauter" heuer auch der neue Wein,
So soll er, sagt man, durchbar sauer sein;
Man stößt, trinkt man davon, nicht an viel „Ecken",
Es sei denn in dem schönen „Lauterecken",
Drum wünschten wir, ohne uns zu scheuen,
Zu kosten dort einmal vom bessern „Neuen".
Doch hat der weiland Bitzler nicht wie sonst „die Krank".
Und kann man sich mit ihm nicht „verlohren".
Und wirft er uns auch dort nicht gleich „von Tisch und Bänk",
So mag ihn, wie bei W. der Teufel gleichfalls holen."

14. Lehrer Lohr in Berg; 15. Louis und Emma Rindt in Haßloch; 15. Lehrer Stamer in Dirmstein (in Versen); 16. Fräul. Käthchen Dessoye in Rexheim; 17. Studiolus Jos. Stamer in Speyer; 19. Frau Mantel in Hinterweidenthal; 20. Lehrer Albert Ferner in Edenkoben:

1. Lauter spricht der Lehrer im großen Saal,
   Die Lauter treibt auch Mühlen in dem Thal,
   Vor Gott sind lauter wir nicht allzumal.
2. Ecken heißt das zweite Wort,
   Man sieht es fast an jedem Ort.
3. In Lauterecken verbrachte er den Abend,
   Zuerst an frischem Most sich labend;
4. Zum Schlusse sie noch Neuen tranken,
   Um schweren Kopf's nach Haus zu wanken.
5. Dann sah er im Traum im großen Saal
   Die Recken zechen beim frohen Mahl,
6. Und hörte in nie gehörten Weisen
   Zur Laute ein süßes Frauenbild preisen.
7. Den Katzenjammer zu vertreiben,
   Kommt er im Zimmer nicht verbleiben,
   D'rum ging er beim ersten Hahnenkrähen
   Sich Lauterecken anzusehen."

21. Hermann Lang in Zweibrücken (die Lösung in Versen);
22. Trauth, Apotheker in Herrbeim. (Forts. f.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

**Nro. 3.** **Speyer, Samstag, den 6. Januar** **1872.**


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger-See.
Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Da nun beiläufig die Aeußerung fiel, daß des Nixenfischers Heimath im Norden liege, wurde die Frau mit dem Strickstrumpfe immer fragluftiger und wollte nun auch wissen, woher des Nixenfischers Weibchen sei.

„Aus dem Elfenland", antwortete Maler Werner trocken, und als die gute Dame mit aller Naivetät fragte, wo das sei, deutete er auf den See und sagte leichthin: „dort unten."

„Machen Sie keine Geschichten, Werner", wandte sich jetzt Frau v. Morgenschein verweisend an ihn. „Der Heimathschein dieses Wesens, das Sie uns so interessant machen wollen, wird schon einen weniger urtheimlichen Ort nennen. Oder wollen Sie uns überzeugen, daß sie wirklich eine Else, eine Art Wasserfee sei? Unser See birgt jedoch bekanntlich dergleichen Geschöpfe nicht. Oder doch?" fragte die junge Wittwe, den Maler anblickend, in dessen Augen sie durch ihr lebhaftes Mienenspiel eben nichts zu verlieren schien, als sie fortfuhr: „Ei, wie geheimnißvoll Sie mit der Achsel zucken! Die Frau Malerin wäre am Ende wohl gar nur deßhalb so leutescheu, weil sie etwa eine Fischflosse zu verbergen hat, wie die schöne Melusine; oder den ewignassen Schürzenzipfel, wie die Nixen; oder den Schwanenfuß, wie die Schwanjungfrauen? Wissen wir doch aus den Kindermärchen, daß solche interessante Wesen, solche zartblonde Feen gleich der Königin Bertha oft auch mit einem argen Plattfuße verunstaltet sind, für welchen der Strickstrumpf unserer lieben Freundin hier eben passen würde. Aber —" fügte sie in anderem Tone hinzu, während man über diese Anzüglichkeit lachte, „setzen wir einmal Scherz und Poesie bei Seite, so glaube ich zu wissen, daß diese geheimnißvolle Schöne eben auch — eine Rheinpfälzerin ist."

„Ah", machte man, und der alte Professor v. Blank vergaß nicht, hierauf zu bemerken:

„Das spräche nun allerdings für Ihre Vermuthung, schöne Frau, würde aber den Begriff einer Elfenmatur, den ich mir nach Werners Bericht gebildet, wieder verwischen. Glänzen doch, wie gesagt, die heitern Pfälzerinnen mehr durch frische Thatkraft und hausmütterliche Tugenden, als durch romantischen Nimbus. Aber meine verehrte Frau v. Morgenschein, geben Sie sich einer vorgefaßten Meinung wegen nicht etwa einem Irrthum hin?"

„Ich glaube nicht", antwortete die junge Frau mit großer Sicherheit. Dennoch mochte sie nunmehr die Nothwendigkeit fühlen, einzulenken, weil sie vielleicht fürchtete, die Uebrigen und besonders Maler Werner könnten ihr eifersüchtige Motive, Neid gegen die gerühmte fremde Schönheit unterschieben. Offenbar mit der Absicht, jeden unangenehmen Eindruck ihrer Aeußerungen zu verwischen, setzte sie noch mit dem Anschein großer Offenheit und Unbefangenheit ihren Worten hinzu: „Uebrigens gleichviel! Dabei bleibe ich stehen: gleicht sie wirklich den Frauengestalten ihres Mannes, so ist sie ein Engel."

„Es gibt keine Engel!" fiel hier eine schnarrende Stimme ein, die sich schon seit längerer Zeit nicht mehr hatte vernehmen lassen. Es war, als sollte die junge Wittwe nicht mehr zur Ruhe und aus einer Bedrängniß in die andere kommen. Jedes ihrer Worte fand von Seiten der anwesenden Herren Widerspruch.

Herr v. Lütke hatte sich nämlich am benachbarten Tische lange mit den Cigarren beschäftigt und dabei nur unvollkommen gehört, wovon gesprochen wurde. Als er sich nun wieder auf seinem Platze niedergelassen hatte, nahm er die erste Gelegenheit wahr, seinen Einwurf zu machen und damit die Aufmerksamkeit auf seine interessante Person zurück zu lenken. Was er bezweckte, hatte er denn auch erzielt. Ganz verdutzt ob der unerwarteten Widerrede, empört über das Absprechen in diesem Falle, saßen die Damen einen Moment lang sprachlos da.

„Keine Engel?" riefen sie dann im Chor. „Herr v. Lütke, keine Engel?"

„Nee!" machte dieser unerschütterlich und sah mit seinem selbstgefälligsten Lächeln den Empörten in's Antlitz, als er hinzufügte: „Keine!"

„Ah, das ist zu stark. Herr v. Lütke, erklären Sie sich näher!"

„Gestatten Sie mir bei aller Verehrung für Sie, meine Damen, zu wiederholen: es gibt keine, es gibt auf Ehre keine Engel."

Digitized by Google

Die Herren schienen zum Lachen geneigt, die Damen aber schauten sich gegenseitig an, als könnten sie solche Vermessenheit nicht fassen und warfen hierauf Blicke voll Entrüstung auf den Geist des Widerspruchs, der mit brennender Cigarre leibhaftig vor Ihnen saß. Ohne Zweifel würde es nun zu den lebhaftesten Erörterungen gekommen sein, wie und warum es keine Engel geben solle, wenn jetzt nicht schwere Tropfen auf die Blätter der Laube niedergefallen wären, die auch den skeptischen Herrn v. Lüttle überzeugten, daß es wenigstens gewisse Anzeichen für den Regen gebe.

Alsbald floß es auch schon rauschend nieder. Da hatten denn die Damen nichts Eiligeres mehr zu thun, als ihre Sachen an sich zu raffen und aus dem beginnenden Platzregen nach dem Portal des Kaffeehauses zu flüchten. Von dort aus rief die Frau mit dem großen Strickstrumpfe auch den Kindern zu, sich aus dem strömenden Regen zu retten, jedoch mit nur geringem Erfolg. Wie die Enten und Gänse lustig schnatternd und wohlig die fallenden Tropfen mit ihrem gefiederten Rücken auffingen, während Hahn und Huhn sich mit hängendem Gefieder unter die Holzschuppen verkrochen, so sprangen die Kleinen im Regenbad jauchzend das Ufer entlang, sahen nach den Tausenden von Blasen und Ringen, die sich im Wasser bildeten und wieder in einander flossen, oder lachten der verspäteten Seefahrer, die unter aufgespannten Schirmen hervor sehnsüchtig nach dem nahen Strande blickten, den sie nur durchnäßt erreichen konnten. Doch trieb der immer stärkere Regen die kleine Schaar zuletzt auch noch an den Hauseingang unter die Fittiche der ängstlichen Mütter.

Auf Laub und Rasen, auf Dach und Weg, auf Land und See rauschte es jetzt mit einer Heftigkeit nieder, die unmöglich lange anhalten konnte. Da man bei diesem Regen trotz der Nähe der Sommerwohnungen den Heimgang nicht wagen konnte, wollten die Damen hier ausharren, bis der ärgste Guß vorüber. Sie schauten zu, wie sich noch Andere hereinflüchteten. Während nun der Maler Werner sich dabei angelegentlich mit der hübschen jungen Wittwe beschäftigte, und stets neuen Stoff zur Neckerei fand, war Herr v. Lüttle zu seinem Aerger von der Frau mit dem großen Strickstrumpf in Anspruch genommen und hörte ungeduldig und nur mit halbem Ohre deren ernstliche Versicherung, daß des Nixenfischers Weibchen bei aller sonstigen Schönheit eigentlich in's Grüne schillernde Haare und einen abscheulichen Plattfuß, eine Art großen Gänsefußes habe, was dieselbe auch bestimme, sich wenig in der Oeffentlichkeit sehen zu lassen. Eben wollte der Gelangweilte sich losmachen und mit irgend einer feinen Bemerkung in die Unterhaltung des Malers mit Frau v. Morgenschein fallen, als der Regen so weit nachließ, daß die Damen die eingetretene Pause benutzen konnten, um mit den durchnäßten Kleinen rasch heimzukommen.

Die Herren blieben. Im Trocknen, in der gastlichen Schenkstube war gut sein. Während sich draußen wieder die Schleusen des Himmels öffneten, konnte man innen zusammenrücken, bei einer Cigarre und einem Glase Bier oder Wein gemüthlich die Zeit verplaudern und dem Regen seinen Lauf lassen.

Einige Künstler, welche ebenfalls vom Wetter überrascht worden waren, hatten sich zu Maler Werner und dem alten Professor gesetzt, während Herr v. Lüttle sich einstweilen zu norddeutschen Touristen gesellte, die im ärgsten Schütten gelandet waren und nun mit Recht nach einem geheizten Ofen verlangten. Das Wetter beklagend, standen die Leute umher oder gingen auf und nieder; Andere traten unter die Thüre und sahen zwischen den Balkonsäulen hindurch, trostlos hinaus in den Regenflor, der nur wenig mehr vom See sehen ließ.

Unterdeß war noch Jemand vor dem Hause angekommen, naß, wie aus dem See gezogen. Es war ein schlanker Mann von etwa dreißig Jahren, mit einem dunkelfarbigen Barte auf der Oberlippe, der übrige Theil des Gesichtes frei und von angenehmer Bildung. Sein Schritt war eben nicht eilig, da er sich gegen das Portal wandte. Als er nun in den Eingang unter dem Balkon getreten war, was er nur säumig und nach einigem Bedenken that, schüttelte er gleich einem Wassermann, der an's Land gesprungen, die dunkeln Locken, daß die Tropfen umherspritzten. Unter dem Portale verweilend, nahm er den durchweichten Plaid von den Schultern und spritzte den breitrandigen Calabreser ab, wobei sich sein edler Kopf plastisch in dem Rahmen der Thür abhob. Der Fremde hatte ein glückliches Gesicht, womit nicht sowohl gesagt sein soll, daß sich eine innerlich beglückte Empfindung auf demselben abspiegelte, sondern daß seine durchgeistigten Züge einen Charakter trugen, welcher unwillkürlich fesselt. Keine allzu freundlichen Züge, ihr Ausdruck kein besonders einladender; aber dieser Kopf bedeutete etwas und wirkte dadurch gewinnend.

(Fortsetzung folgt.)

## Zwanzig Millionen Dollars gestohlen.

(Fortsetzung.)

Die „Newyork-Times“ war es, welche den neuen Feldzug gegen die Verunreinigungen der städtischen Finanzverwaltung eröffnete, indem sie ein Verzeichniß ihrer Sünden aufrollte, das jedem vor Zorn das Blut in die Wangen treiben mußte. In erster Linie waren es vier Männer, gegen welche der Angriff sich richtete, vier Männer, die Jahre lang ein Complott gebildet hatten, um die Stadtkasse zu plündern. Ihre Namen lauten: Bürgermeister (Mayor) Oakey-Hall, Schatzmeister (Controller) Nich. Connolly, Kämmerer Sweeny und Straßen- und Bauten-Commissar W. Tweed. Letzterer wird als die Seele der ganzen Clique bezeichnet. Vor zehn Jahren ein ganz heruntergekommener Mensch, hat er Millionen zusammengefischt, wie die einfache Thatsache zeigt, daß er 5 Millionen Dollars in Vereinigten Staatsobligationen auf seine Frau übertragen ließ, als er Gefahr für sich witterte.

Die Angeschuldigten schienen sich anfänglich um

Digitized by Google

die Anklagen gegen sie gar nicht zu kümmern. Dann antworteten sie, als der Scandal immer größer wurde, zuvörderst hochmüthig, darauf mit leeren Ausflüchten. Der Mayor und Controller richteten zwar endlich die Aufforderung an die Handelskammer, eine Commission zur Prüfung der städtischen Bücher zu ernennen; das Anerbieten hatte aber nichts Verlockendes, wie die Newyorker Zeitungen sich ausdrückten, angesichts der Kurzweil, welche sich notorisch Connolly mit den gutmüthigen Herren erlaubt, denen er vor kurzem seine Bücher zur Inspection vorgelegt. Die Handelskammer lehnte also ab, bis die detaillirten Rechnungen, welche den gegen die städtische Finanzverwaltung erhobenen Beschuldigungen zu Grunde lägen, mit Belegen veröffentlicht würden, und so die Möglichkeit vorhanden sei, zu untersuchen, ob diese Ausweise mit den Büchern im Einklang ständen. Statt des vom Bürgermeister versprochenen genauen Rechenschaftsberichts über die Einnahmen und Ausgaben seit dreißig Monaten lieferte nun der Schatzmeister eine Reihe runder Ziffern, welche den Finanzausweis für den letzten Monat Juli vorstellen sollten, und aus denen man ebenso wenig klug wurde, wie aus den früheren Veröffentlichungen Connollys.

So weit war in der ersten Hälfte des August d. J. die Angelegenheit gediehen.

Bald darauf ermannte sich eine kleine Anzahl von Bankiers, Kaufleuten und Rechtsgelehrten zu einem Schreiben an den Mayor, worin er ersucht wurde, entweder sich zu rechtfertigen oder auf sein Amt zu verzichten, das er in solchem Falle entehre. Der Mayor sandte indeß die Epistel als „Gentleman" zurück. Dagegen überschickte er dem Stadtrath und den Supervisoren einen Wust von Documenten und bat um deren Prüfung unter Hinzuziehung zuverlässiger Bürger, was so viel heißt, als den Bock zum Gärtner machen, da die genannten Collegien unter persönlicher Leitung der Angeschuldigten standen. Schon das Einladungsschreiben des Stadtrathes und der Supervisoren zeigte, worauf es abgesehen war; denn die Angelegenheit, welche unterfucht werden sollte, wurde von vornherein durch die Erklärung entschieden, daß die Anklagen falsch und der Bosheit entsprungen seien.

Endlich gelang es, am 4. September eine große Volksversammlung abzuhalten, welche zufolge der gefaßten Resolutionen ein Executionscomite von 70 Mitgliedern durch den Präsidenten der Versammlung ernannte, um alles darin Verlangte anzubahnen, eine volle Rechenschaftsablage zu fordern und bei Gouverneur und Legislatur die nöthigen Schritte zu thun.

Wir sind jetzt bei dem Punkte angelangt, wo es nöthig ist, unseren Lesern auseinander zu setzen, um welche Summen es sich bei den Anschuldigungen gegen die städtische Finanzverwaltung eigentlich zunächst handelt.

Um es kurz zu sagen, waren innerhalb 2½ Jahren circa 70 Millionen Dollars Schulden ohne jede Controle contrahirt und davon gegen 20 Mill. verunkreut worden. Die Details der Rechnungen, welche die Newyork-Times sich zu verschaffen gewußt, und veröffentlicht hatte, lieferten ein wahrhaft groteskes Bild des unverschämtesten Betruges.

Eine Reihe von Mitgliedern des Tammany-Rings hatte zum großen Theil für fingirte Rechnungen Millionen und Hunderttausende erhalten, die sie natürlich mit Tweed und Genossen theilen mußten, während die dafür gelieferten Arbeiten mit einem verhältnißmäßig unbedeutenden Theil dessen bereits hoch genug bezahlt worden wären. In den Jahren 1869 und 1870 waren (abgesehen von bereits früher entrichteten großen Summen) für den Bau eines Gerichtshauses 8—9 Millionen Dollars bezahlt worden, wovon allein über zwei Millionen für Reparaturen des eben noch im Bau begriffenen Gebäudes! — Für Miethhäuser und Exercierräume wurden circa drei Millionen Dollars ausgegeben. — Da finden sich unter anderen folgende merkwürdige Ziffern:

Beim Gerichtsgebäude: Zimmermannsarbeit und Bauholz 1,439,619 Dollars, Möbel 1,575,782 Doll., Teppiche Vorhänge u. dgl. 675,534 Doll., Gypsarbeiten 531,594 Doll., Malerei und Verzierung 319,539 Doll., Röhren- und Gasleitungen 750,313 Doll., Eisenarbeiten 132,564 Doll., Schränke 404,347 Doll., Sonnendächer 40,746 Doll., Besen u. dgl. 41,190 Doll., Thermometer 7500 Dollar u. s. w. u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

---

* **Die Preisaufgabe in Nr. 153 der Palatina von 1871.**

(Fortsetzung.)

Gelöst haben das Rathsel ferner: 23. Wilhelm Heiter in Rheingrabern; 24. die Casino-Gesellschaft in Freimsheim; 25. Fräulein M. K. aus Speyer (in Versen); 26. die HH. F. B., J. Sch. und F. H. in Ludwigshafen; 27. Aug. Burger in Neustadt a/H.; 28. J. B. Frohnheiser in Neupfotz; 29. Fräulein O. K.; 30. Lehrer F. Hilz in Friesenheim; 31. Frau Babette Kleberger in Speyer; 32. Einnehmer Orbi in Burrweiler; 33. Ludwig Michel in Landau; 34. Winstel in Hayna; 35. Lehrer W. Beck in Lambsheim (in Versen); 36. Gemeindeschreiber Conrad in Dahn; 37. P. L. in D.; 38. Lehrer F. Reithmayr in Niederhochstadt; 39. Studiosus F. Wolf in Bergzabern; 40. Lehrer F. G. Beck in Schweigshofen; 41. Lehrer G. Roke in Pophach; 42. Frau K. Thoma in Wallhalben; 43. Fräulein Auguste Geibel in Mußbach; 44. Lehrer Demolet in Dahn; 45. Fräulein Anna Fehr in Speyer; 46. Fräulein Lisette Größer in Weingarten; 47. Fräulein Marie und Emilie Busch in Landau; 48. Fräulein Babette Welsch in Rühlheim; 49. Studiosus Salomir Wagner in Lambrecht; 50. Valentin Leiter in Königsbach; 51. Pfarrer L. Metter in Annweiler:

„Lauter! lauter! ruft der Lehrer
Seinen trägen Schülern zu;
Seiner armen Lunge darf er
Selber gönnen keine Ruh.

Ach, ich wünscht' ihm an der Lauter
Eine Mühl' von Herzen gern,
Denn die Mühle lohnet besser,
Als der Schulsaal, ihrem Herrn.

Aber Müller oder Lehrer —
Jeder trägt im Fleisch den Pfahl;
Lauter ist vor Gott doch Keiner,
Wir sind Sünder allzumal!

Digitized by Google

Ecken — ja, die kennet Jeder;
Eckensteher gibt's gar viel,
Viel' auch, die herum sich drücken
Um die Ecken zu dem Ziel.

Lauterecken! Süße Heimath!
Schütze Gott dich immerdar!
Gottes Segen, Gottes Gnade
Ueber dir im neuen Jahr!

Theures hast du mir gegeben,
Theures hab' ich noch in dir,
Und so lang' ich leb' und athme
Bist du lieb und theuer mir!

Du, Freund! wirst nicht also sagen,
Hast den Neuen dort erprobt!
Doch, wer wird auch Neuen trinken,
Den doch keine Seele lobt?

Aber Eins wird dich versöhnen:
Jenes Traumes Zauberbild,
Jene Recken alter Zeiten,
Jene Laute wundermild.

Auch hat deinen Katzenjammer
Lauterecken dir verscheucht. —
Nun, dem Sänger Lautereckens
Sei zum Gruß die Hand gereicht!"

52. J. B.; 53. H. in Gimmeldingen:

I.

Erstes Wort.

„Laut spricht der Lehrer in jedem Saal
Im großen spricht er „lauter". —
So manches Mühlrad in dem Thal
Wälzt sich im Wasser der „Lauter". —
Und ach! vor Gott sind allzumal
Die Schuldbeladn'nen nicht „lauter"

Zweites Wort.

„Daß aller Orten so viel „Ecken"
Manch allzuweise Nase necken
Ist sicher gut; wär Alles runder
Ging Alles mehr noch d'rüber und d'runter.
Doch lauter Ecken — nun, Gott walt's!
S' ist fast zu viel selbst in der Pfalz.

Das Ganze.

Und „Lauterecken" heißt das Ganze,
Wo Räthseldichter einst 'ne Lanze
Im wackern Zechergelage brach —
Fidel zuerst, dann aber — ach!

II.

Wie mochten Sie auch „Neuen" trinken?
Ein unglückselig entsetzlicher Schluß.
Den neusten „Neuen" — herr! daß fernes Winken,
Schon einen Dichtermagen säuren muß.
Dien' es den Herren zum Exempel!
Labt euch Gambrin der frische, braune,
So scheuch' des Bachus schlechtste Laune
Euch lieber eiligst aus dem Tempel.

III.

Es ging noch gut, daß im getraumten Saale
Der hohen „Recken" edelkühne Schaar —
Nicht Drachen und Ungeheuer — bei'm Mahle
Im schweren Kopf beisammen war.
Noch glücklicher, daß wundermilde „Laute"
Ein süßes Frauenbild so hold gegrüßt;
Denn was im Hirn den Katzenjammer braute,
Hätt' wohl sogar ein Ungethüm gelüßt.

Und nun auf ungereimte Fragen
Auch Antwort ungereimt zu sagen,
Sei ohne Horn und ohne Zahn
Dem Räthseldichter kund gethan:

1. Das erste Wort heißt „Lauter", wie oben unter I zu sehen.
2. Das zweite Wort heißt „Ecken", wie eben dortselbst gesagt.
3. Der Dichter hat den Abend sonach in „Lauterecken" verbracht.
4. Die Herren haben die Unvorsichtigkeit gehabt, zum Schlusse „Neuen" zu trinken.
5. Im Traume haben Sie — ich denke unter besonderer Gunst der Musen — „Recken" sitzen sehen
6. haben „Laute" gehört und
7. früh im Morgenstrahl den Katzenjammer in „Lauterecken" verdämmert."

54. Lehrer Wolf in Enkenbach; 55. der Ungenannte:

I.

„Wo Glan und Lauter sich vereinen
In einem schönen, weiten Thal',
Da liegt das Städtchen, das Sie meinen,
Dort kneipt' auch wacker ich manchmal.

Zwei Stunden kaum entfernt von da
Stand' ich, rings um gar wohl bekannt;
Es trafen sich von Fern' und Nah'
All' die der Durst mit mir verband.

Freund Lehne sorgte für das Bier,
— Es durfte manchmal frischer sein, —
Für Witze ein Colleg' von mir,
Der weilet jetzt nicht fern vom Rhein.

Er und mein anderer Colleg',
Sie liebten beide sich zu necken,
So oft uns führte unser Weg
Dem Thal' entlang nach Lauterecken.

II.

Was Ihr zuletzt noch dort getrunken,
Gewachsen wohl in diesem Jahr',
Mit Mühe nur hab' ich's gefunden,
Gottlob, daß ich dabei nicht war.

Wie aber kommet Ihr zum Schluß
So tollkühn, so verblendet sein,
Und Euch verderben den Genuß,
Und trinken heuer neuen Wein!

III.

Was Sie in jener wüsten Nacht
Im Traum gehöret und gesehen,
Das hab' ich All' schon durchgemacht,
Ist leider mir gar oft geschehen.

— — — — —
— — — — —

Des Katzenjammers Allgewalt,
Brauch' ich hier nicht erst auszumalen;
Selbst Recken, mächtig von Gestalt,
Erbulden willig seine Qualen.

Und heute gar beim neuen Jahr'
Wie werd' ich da erst recht verstanden;
So Mancher greift sich in das Haar,
Der liegt in seinen schweren Banden."

(Fortsetzung folgt.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 4. Speyer, Dienstag, den 9. Januar 1872.


### * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Bis jetzt hatte der Fremde noch keinen Blick in's Gastzimmer geworfen. Seine Augen waren im Gegentheile hinaus gerichtet, während er auf der Schwelle stehen blieb. Doch war er von den Anwesenden wohl bemerkt worden, und einer der Künstler vom Tische des Malers Werner stand auf, um zu dem Fremden unter die Thüre zu treten, worauf eine Begrüßung folgte, wie sie zwischen Bekannten, die sich gegenseitig schätzen, stattzufinden pflegt.

„Sehen Sie, Braun", sprach dann der Fremde mit seiner wohlklingenden Stimme, indem er dem Andern die Hand auf den Arm legte, „der See ist doch immer schön, auch bei Regen und Nebel. Dieses Wallen, dieses Zusammenschlagen und Rauschen des Wassers von oben und von unten, dieses geheimnißvolle Berhülltsein mit der Ahnung einer Unendlichkeit dahinter! Ich würde sagen, es sei ossianisch, wenn der alte Schotte nicht so sehr aus der Mode gekommen wäre. — So gerne sehe ich in den Regen, natürlich, wenn er nicht allzulange dauert. Und dem zusammenströmenden Regenwasser, das wie die Fluthen der Urzeit sich auch heute Rinnen in den Boden gräbt, sehe ich bei dem alten Kampfe, der unserm Erdboden seine Plastik gibt, stets mit Vergnügen zu."

„Ihre alte Lust am feuchten Elemente, die Sie mit Ihren Meerfrauen theilen", sagte Braun lächelnd.

„Wahr, und ich bin glücklich wieder hier am See", nahm der Fremde das Wort auf. „Der ist ja meine wahre Heimath. Ach, denken Sie, Braun, ich war vor Kurzem wieder einmal in meinem Geburtslande und habe wochenlang kein Wort gehört, das über die allergewöhnlichste Gewöhnlichkeit hinaus geht. Die Leute dort sind brav und tüchtig, aber sie haben keine Seele mehr. Maschinen in Menschenform, wie die Zeit sie bildet. Ich fühlte mich, wie in einer Wüste, — nicht doch, eine Wüste kann noch malerisch und von poetischer Großartigkeit sein, — nein, in einem geistigen Nichts, in einer völligen Leere. Gut, daß ich wieder hier bin. Meine Lieben habe ich für einige Stunden weiter oben untergebracht; mich zog der Regen hinaus, und so kam ich am Gestade herunter."

„Und traten wie der leibhaftige Nix herein, traufend vom Wasser", bemerkte Braun mit einem Blick auf die durchnäßten Kleider des Andern. „Freilich, Sie befinden sich in Ihrem Elemente."

„Ganz recht", erwiderte der Andere und fuhr fort: „haben Sie denn keinen Begriff, welchen Genuß solch' ein Gang im Regen gewährt? Sie lachen? Glauben Sie mir, größeren als Bierdunst und Cigarrendampf den Zechbrüdern, die Sie so unwiderstehlich zu malen wissen. Aber, wo sitzen Sie, Braun?"

Der Künstler deutete mit einer einladenden Handbewegung an den zumeist mit Berufsgenossen besetzten Tisch. Hätte der Andere auch sichtlich lieber an einer noch freien Tafel Platz genommen, um mit dem Bekannten im Vertrauen unter vier Augen zu plaudern, so hob doch ein Blick auf die Gesellschaft, von welcher ihm Alle wenigstens flüchtig bekannt waren, den größten Theil seiner Bedenklichkeit, obgleich seine mittheilsame Stimmung in dem größern Kreise bedeutend zusammenschwinden mochte. Mit achtungsvoller Freundlichkeit aufgenommen, setzte er sich und bestellte eine halbe Flasche Rothwein. Dabei dauerte es eine gute Weile, bis die in's Stocken gerathene Unterhaltung am Tische wieder lebhafter und allgemein wurde.

Der Umgang mit Künstlern wird in der Regel anregender sein, als der mit Gelehrten. Steht jenen das Wort auch nicht sonderlich zu Gebote, so werden sie doch immer anschaulicher und — im höheren Begriffe des Wortes — sinnlicher sprechen, da schon die Gewohnheit ihres Berufs dazu drängt, darzustellen statt darzulegen. Daß Ersterem auch die höhere Wirkung zusteht, liegt in der Natur der Sache. Als sich nun das Gespräch mit größerer Lebendigkeit künstlerischen Interessen zuwendete, machte der im Regen Angekommene nur hie und da eine kurze zustimmende Bemerkung und noch seltener einen Einwand, der übrigens jedesmal großer Aufmerksamkeit begegnete. Sobald jedoch Herr v. Lüttke sich zu dem Kreise gesellte und nach flüchtiger Vorstellung bald das große Wort führte, verstummte der Fremde völlig und hielt sich ruhig in der blauen Wolke der dampfenden Cigarren, während es draußen fort und fort regnete.

Digitized by Google

Herr v. Lüttle, oder — da er den Adel nur der übertriebenen süddeutschen Höflichkeit zu danken hatte — schlechtweg Herr Lüttle, sprach wirklich geläufig über Kunst, und es fehlte ihm nicht an Verständniß für das Handwerkmäßige derselben. Aber mit absprechender Einseitigkeit ließ er nur das „Moderne“ in Stoff und Behandlung gelten und wollte vom Ideal gegenüber der sogenannten Naturwahrheit nichts wissen. Man machte ihm bemerklich, daß er consequenter Weise den Photographen für den höchsten Künstler anerkennen müsse, was er allerdings ablehnte, jedoch nur, um sich nunmehr in wegwerfender Weise über das auszusprechen, was er Romantik nannte. Darunter begriff er nun offenbar die Poesie selbst, für welche ihm eben der Sinn fehlte. Je weniger Anklang seine Ausführung fand, desto eifriger und anzüglicher ging er vor, bis er damit eine sichtliche Unruhe im Kreise hervorgerufen hatte. Der alte Professor v. Blank rückte ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her, Maler Werner schien auf Kohlen zu sitzen, Braun aber warf besorgte Blicke nach seinem Nachbar, der jedoch so theilnahmlos und unberührt als möglich schien.

„Aber“, nahm Braun endlich das Wort, „die Romantik in diesem Sinne tritt doch oft genug in's Leben und Gott sei Dank auch noch in unsere nüchterne Zeit herein.“

„Gott sei Dank, sagen Sie, — leider! sage ich. Was ist zum Ereuzel Gutes daran“, fuhr der aufgeklärte Herr Lüttle fort, während sich nun mit jedem seiner folgenden Worte die peinliche Stimmung im Kreise steigerte, „was ist Gutes an der abenteuerlichen Art, wie hier ein junges Mädchen im See verschwunden sein soll, weil romantische Grillen den kleinen Schwindelkopf verrückt hatten? Oder ist es ein Beweis für Intelligenz, wenn selbst unter Gebildeten hierlands von Geschöpfen mit grünem Haar und Gänsefüßen als existirenden Wesen gesprochen wird? Und darf die Kunst überhaupt derartleten Anschauungen Vorschub leisten und den Leuten die Köpfe verdrehen, daß sie z. B. noch an Nixen glauben?“

„Aber beim Henker auch, was und wem schadet es denn?“ fuhr jetzt einer der jüngeren Künstler ungeduldig und ärgerlich heraus, während die Andern in steigender Verlegenheit dasaßen und besorgt nach dem schweigsamen Herrn schauten, dem jedoch die lebhaft geführte Unterhaltung noch kein Wort entlockt hatte. Keine Miene verrieth, daß er sich bei dieser Wendung des Gesprächs unangenehm berührt fühlte. Man konnte glauben, er habe nichts vernommen und denke an ganz andere Dinge.

„Wem schaden?“ gab indeß Herr Lüttle zur Antwort. „Es verstößt gegen alle Wahrheit und Wirklichkeit, da es nun einmal keine Nixen gibt.“

Eine augenblickliche Pause trat ein; man blickte erwartungsvoll nach dem schweigsamen Herrn. Dieser nahm denn auch die Cigarrette aus dem Munde und sah zu Herrn Lüttle herüber, wobei seine dunkeln Augen forschend auf demselben hafteten. Um seine Lippen spielte ein Ausdruck, der zwischen Hohn und Mitleid schwankte, als er dann ruhig fragte:

„Wissen Sie das so ganz gewiß, mein Herr?“

Die Wirkung der Frage war eine merkwürdige.

(Fortsetzung folgt.)

## Zwanzig Millionen Dollars gestohlen.

(Fortsetzung.)

Von den für Waffen und Exercierſäle aufgestellten Summen greifen wir als besonders merkwürdig heraus:

Möbel und Reparaturen an Holzwerken 1,491,649 Doll., Reparaturen an Gipsarbeit 873,525 Doll., Bleiarbeit 431,131 Doll., Malereien 69,925 Doll., Teppiche 45,228 Doll.

Hinsichtlich der Zimmerarbeiten, welche so riesenhafte Summen betragen, ist zu bemerken, daß das Gerichtshaus fast nur aus Marmor und Eisen besteht. Die für Möbel berechnete Summe hätte hingereicht, dreihundert Häuser auf das Prächtigste zu möbliren. Für Stühle in den Waffensälen waren unter Anderem 170,729 Dollars angesetzt worden; dafür hätte man dreißigtausend Stühle anschaffen können, welche, in eine Reihe gestellt, über sieben englische Meilen sich erstreckt hätten. Die berechnete Summe für Teppiche würde hinreichen, um 113,147 Quadratellen mit Teppichen zu belegen. Die Bureaux in den drei Stockwerken des Gerichtsgebäudes nehmen aber blos etwas über 9000 Quadratellen Raum ein, dabei hat noch dazu ein großer Theil — keine Teppiche. Die über eine halbe Million betragenden Ausgaben für Gipsarbeiten sind bis auf eine geringe Summe fingirt, da das Innere des Gebäudes fast blos aus Eisen besteht. Noch erstaunlicher ist, daß außerdem 8—900,000 Dollar für Reparaturen an Gipsarbeiten ausgegeben wurden. Dabei ist die Arbeit von der allerschlechtesten Beschaffenheit. Interessant ist auch die Summe, welche für Sonnendächer in Rechnung gestellt worden. Diese Sonnendächer werden auf 12½ Dollar per Stück taxirt; zu diesem Preise würde das Geld für 1884 Exemplare hingereicht haben. Am Gerichtshause zählt man indeß nicht mehr als 36 Sonnendächer.

Laut später abgestatteten Berichts des von den Superrevisoren berufenen Bürgerausschusses (und man muß dabei erwägen, daß demselben alle möglichen Hindernisse in seinen Untersuchungen in den Weg gelegt wurden), betrug der wirkliche Werth der gelieferten Teppiche statt berechneter 691,900 Dollars blos 18,876, der des Mobiliars statt 2,960,187 Dollars blos 318,551 Doll., der der Röhren- und Bleiarbeiten statt 914,330 Doll. nur 73,752 Doll., der der Gipsarbeiten statt 1,937,545 Doll. lediglich 70,050 Doll. Im Ganzen waren ausgegeben für Waffensäle 3,221,865 Doll. statt 202,463 Doll. dem Werthe nach, für Holz 463,039 statt 48,000 Doll. für Ge-

Digitized by Google

richtshaus-Reparaturen 1,341,692 statt 300,000 Doll., für Druckſachen u. dgl. 7,168,212 ſtatt 1½ Mill. Doll. Total alſo 24,270,049 ſtatt 4,750,463 Dollars.

Nachfolgend ſtellen wir einige Summen zuſammen, welche einzelne Perſonen erhalten haben. So finden wir beiſpielsweiſe: Ingerſoll u. Co. (Co. heißt immer Tweed) mit 5,691,144 Dollar, Garvey, der Gipſer, mit 2,905,464 Doll., Keyſer u. Co. für Blei- und Gasarbeiten mit 1,231,817 Doll., Davidſohn für Schränke mit 404,347 Doll., Archibald Hall für Malen mit 256,833 Doll. notirt.

(Fortſetzung folgt.)

---

### * Die Preisaufgabe in Nr. 153 der Palatina von 1871.

(Fortſetzung.)

56. Fräulein Mina Mohr in Frankenthal; 57. E. Bernauer in Mannheim; 58. Fräulein Klara Platz in Maikammer; 59. J. Orth Lehrer in Meckenheim; 60. Fräulein S. B. in D.; 61. J. Preßler in Frankened; 62. Fräulein Käthchen Haſſelbeck und Fräulein Marie Bertel in Schifferſtadt; 63. Frau E. M. in Thalaichweiler; 64. A. B. in Germersheim; 65. Fräulein Elſie Böllinger in Kirrweiler (in Verſen); 66. Fräulein Marie Kuntz in Steinfeld; 67. Eduard Wolf in Maikammer; 68. M. Reiland in Kindsbach; 69. Lehrer Otto Jöckle in Niederotterbach; 70. Stabſchreiber Fiſcher in Frankenthal; 71. Fräulein Marie Schweikert in Schaidt; 72. „Frau vom Elſenbach und Kinderſas" in St.; 73. Fräulein Marie Zimmermann in Heiligenſtein; 74. Lorenz Rieder in Mußbach:

1. „Nur lauter"" heißt's im großen Saal,
   Die Lauter treibt die Mühl' im Thal,
   Und lauter ſind nicht All' zumal.
2. Das And're hatt' ich auch ſofort,
   Denn Ecken ſind an jedem Ort.
3. Das Ganze iſt wohl Lauterecken
   Wo ihr das Bier euch Ließet ſchmecken.
4. Der letzte Trunk hat Müh' gemacht,
   An Neuen hatt' ich nicht gedacht.
5. Obſchon ich auch nicht Meiſter bin,
   Kam mir doch Recken in den Sinn,
   Die Du bei laſ'ſt im großen Saal
   Beim jehr vergnügten Freudenmahl.
6. Die Laute, die Du d'rauf vernommen,
   Sie waren wohl von Fern' gekommen;
   Drum holde Muſen ſteht mir bei,
   Laßt mich das Rechte finden;
   Von vornen iſt mir's einerlei,
   Doch reimen muß ſich's hinten.

   Nicht daß, wenn zu verkünden ſuch'
   Ich was von Lauterecken,
   Das Schönſte von dem Zauberſpruch
   Bleib in der Feder ſtecken.

   Sag ich, zum Beiſpiel: Herrlich ſein
   Mag Gegend dort und Bier;
   So ſolgt: die Lauter iſt kein Rhein
   Die Laute kein Klavier.

   Und wenn ich von den Recken ſprech'
   Von Deutſchlands Ruhm und Ehre
   So denk' ich an das viele Blech,
   Das ich faſt täglich höre.

   Wenn aber Neuen ich trinken will
   So ſuch ich mir ein' beſſern,
   Die Lauterecker, ſagt man viel,
   Die ſollen ihren wäſſern.

   Da habt Ihr nun, was Ihr verlangt,
   Wozu mich länger ſchinden.
   Ich hoff', der Räthſelfabrikant
   Wird was er ſoll drin finden.

76. Lehrer Seltſam in Mußbach; 77. Fräulein Käthchen Kuntel von Göcklingen; 78. Lehrer Feth in Neuſtadt; 79. Studiosus K. aus Landau; 80. Fräulein Annchen Decker auf dem Magdalenen-Hof bei Klingenmünſter; 81. Fräulein Thereſe Lau in Pfortz; 82. Frau A. D. in P.; 83. E. Sch. in Kindsbach; 84. L. und R. in L.; 85. J. G. Müller in Frankenthal; 86. Lehrer Otto Karch in Steinfeld; 87. Karch, Seminariſt in Speyer; 88. Fräulein Käthchen Schwarz in Oberhochſtadt; 89. Fräulein K. Holzheimer in Schifferſtadt; 90. Fräulein Sabine Boſch in Rheinzabern; 91. „Von einem alten Lehrer"; 92. J. Vollmer in Neidenfels; 93. Lehrer Peter Burgau in Bayerfeld; 94. Lehrer Guſtav Schwab in Wörth a./Rh.; 95. A. Hörner in Bellheim (in Verſen); 96. H. Meyer in Speyer; 97. J. K—r. mit folgenden Verſen:

„Sinnend ſaß ich hinter'm Ofen, dampfte kräftig meinen Knaſter,
Sorgſam hin und her erwägend, welches Wort das erſte wäre:
Was der Lehrer ſprach' im Saale, was im Thale Mühlen triebe,
Was der Menſchen Qualität, vor dem Ewigen beſtehet.
Und es wollte mir nichts paſſen, nicht der Rhein, nicht andre Flüſſe,
Die mit Kart' und Daniel, emſig nun ich repetirte,
Endlich langen Suchens müde, warf das Buch ich in die Ecke,
Daß die Blätter weitwegflogen, warf den Atlas gleichfalls nieder,
Riß ſodann die Palatina, um nicht weiter mich zu quälen,
Fluchend in dreitauſend Fetzen.
Doch bald reute mich die Handlung, mußte nun die tauſend Schnippchen,
Um Mama nicht zu erzürnen, die das Frühſtück hergerichtet,
Wiederum zuſammenleſen.
O wie mühſam, o wie langſam hob ich ein's um's andre wieder!
Stieß dabei, wie's oft ſo gehet, den nicht allzuweichen Schädel
An die ſpitze Ofenecke. Hier jedoch zog ich den Kürzern,
Eine eiergroße Beule — ſchöne Beſcherung ſchon zum Vorauk! —
War der Lohn für all mein Sinnen, war mein Lohn für's Räthſellöſen!
Mutter brachte nun das Frühſtück, wie es auf dem Lande üblich,
Brod und Wurſt, die allergrößte, s' war die letzte von Martini,
Die noch im Kamin gehangen.
Lieber! ſagt ſie jetzt zum Bruder: „Hol' e Glas'l Wein zum Brode,

Digitized by Google

S' schmeckt gewiß dann gleich uns besser." Drunten an der Kellerthüre
Blieb der Kleine plötzlich stehen, wußte nicht, was er sollt' bringen,
Ob vom Alten oder Neuen, war dann aber nicht so eilig.
Noch einmal hinauf zu gehen, wollt' vielmehr durch Ruken sich
Rasche Antwort geben lassen. Mutter kommt' es nicht gleich hören,
Da sie grade Feuer schürte, gab ihm dann, wie sie vernommen
D'rauf zur Antwort „Neuen"! Eilends füllte dann der Junge
Seinen Schoppen bis zum Rande, hastig stellt' er ihn zum Frühstück,
Hub dann zornig an zu reden: „Möcht' doch wissen, wo ihr heute
Eure Ohren hin begraben? Warum gabt ihr mir nicht Antwort
Wenn ich Dutzendmal euch rufe? Könnt' da drunten schön erfrieren
Oder mich ganz heiser schreien, bis es euch beliebt zu sagen
Ob ihr Alten wollt, ob Neuen.
Solche Rede ließ sich Mutter von dem Kleinen nicht gefallen,
Zwar gab sie ihm doch ein Frühstück, hielt ihm aber nebenbei
Einen tüchtigen Sermon: Nimm Dich, Kleiner' nur in Obacht,
Daß nicht deine lose Zunge, solche Red' noch büßen muß.
Wärst nicht so bequem gewesen, und die Stieg heraufgegangen
Oder wenn Du's nicht gewollt, hättest lauter Du gerufen,
Daß wir's gleich vernommen hätten, hättest Antwort Du bekommen.
„Lauter sollte ich noch rufen!" sagte drauf der kleine Trokopf,
„Lauter! ja um Gotteswillen, soll man's denn am Rathhaus hören,
Lauter kann selbst mancher Oberst sein Commando ja nicht schreien."
Lange stritten Sohn und Mutter über laut und lauter rum.
Während ich durch nassen Aufschlag theils des Schmußtes Größe mindern
Theils den Schmerz zu lindern suchte. Da auf einmal fiel's wie Schuppen
Mir von meinen Augen weg, und was eben noch vergeblich
Ich gesucht, es war gefunden. Ach, das Gute lag so nahe!
Und ich wußt' es nicht zu fassen, bis der Dialog beim Frühstück
Mir die Nase völlig brauf stieß.
Lauter — Lauter — Lauter — Lauter.
Lauter — spricht im Saal der Lehrer, Lauter — heißt der Bach im Westrich
Der manch hübsches Mühlwerk treibt, lauter — sind vor Gott nicht Alle.
„Eines hätt' ich," rief ich freudig, „jetzt wird auch das Änd're kommen.
Vorerst aber will das Frühstück ich mir trefflich munden lassen."
Dreh' mich schnell nach and'rer Richtung, um zum Tische zu gelangen,
Aber meine Freud' und Eile sollte mir gleich schlecht bekommen.
Bei dem Wenden stieß ich heftig an die Kant' der off'nen Schrankthür,
G'rade mit dem Theil des Kopfes, dem vorher die Ohnecke
Ihre Freundschaft aufgeboten.
„Tausend Teufel soll'n die Ecken alle mit einander holen!"
Fluchte' ich, mich vor Schmerzen windend. „Hab' schon lange sie verwunschen
Als ich noch ein kleiner Knab' war und kaum wußt' was Fluchen heiße.
Tisched, Stuhled, Banked, Schrankeck, Schublad'n, Thür-, Commod- und Fenster-,
Wo man auch nur geht und stehet, nichts als Ecken, lauter Ecken."
„Doch was sag' ich? — Lauter-Ecken? Ja — ich hab's, ich hab's gefunden!
Erst — empfunden, dann — gefunden; Lauterecken ist das Ganze!"

Freudig ging ich jetzt an's Frühstück, band zuerst den nassen Aufschlag
Ueber die Geschwulst am Kopfe, ab dann, meinen Schmerz nicht achtend,
Von der guten Hausgemachten, gleich als ob die größte Arbeit
Ich schon heut' vollendet hätte. Führte auch das Glas, das volle,
An den Mund, 'mal zu probiren, wie der Neue ausgefallen,
Denn es war für mich der erste.
Perrrrr! wie reißt der durch die Glieder! Perr — man meint s'wär purer Essig.
Alle Ehr' dem Essigfieber, der solch' guten fabricirte!
Schmähe nicht so sehr den Neuen, werdest wohl noch schlechteren trinken.
Besser ist im ganzen Dörfchen wirklich keiner mehr zu finden.
Solchen Neuen hätt' wohl schwerlich unser Wandersmann getrunken,
Als er, langen Wanderns müde, erst mit Bier die Glieder labte,
Dann im Kreis fideler Freunde, über Polizeistund' kneipte.
Bess'rer war es wohl gewesen, den die Freunde dort poniret,
Sonst hätt' er gewiß schon früher aus dem Bett den Freund getrieben.
Aber Neuen hat er, weiß ich, jenen Abend dort getrunken,
Wär's auch anno fünfundsechzig, wo der junge Teufel Bigler
Manchem für 'nen ganzen Abend dischen das Concept verrückte.
Welch' Getränkchen möchte sonst wohl so zum Träumen bisponiren,
Als ein Glas von edlem Neuen?

Nun soll ich noch weiter rathen, wo die Zechkumpane waren,
Die im Saal des alten Schlosses edlen Rebensaft vertilgten?
Jetzt Verstand und Scharfsinn zeige, ob du denn auch was vermagst,
Oder ob der Zufall wieder auf die Jung' dir's legen muß.
Muß schon jetzt zum Voraus danken für 'ne weitere Beschreibung,
Denn, wenn auch ein Freund der Ordnung, mag ich nicht symetrisch sein.
In dem Schloß vor alten Zeiten saß wohl mancher edle Graf,
Der als Gastfreund schon gekostet von den besten Wäldergewinen,
Wohl auch manches fromme Mönchlein, das von Tagesarbeit müde
Abends mit dem alten Burgherrn hie und da ein Gläschen leerte.
Und're Leute sah dagegen unser Wandersmann dort sitzen,
Sah des Kriegerhandwerks Männer sitzen bei den großen Humpen;
Treue Recken lustig zechen ganz nach alter Kriegerweise.
Erst gehauen, dann getrunken, erst getrunken, dann gehauen.
Lautete ja die Parole.
Drüben an dem andern Flügel, schleicht ein Jüngling mit der Laute,
Blicket sehnsuchtsvoll hinüber zu dem Fenster, wo er manchmal
Die gesehen, die er liebte, die er sein zu nennen wünschte.
Leise greift er in die Saiten, spielte einige Accorde,
Hub dann an mit weicher Stimme, seine Liebe zu entdecken,
Sang von Glück, von sel'gen Tagen, sang von Herzeleid und Klagen.
Leise öffnet sich das Fenster, denn die süßen **Laute** waren
Zu der Jungfrau Ohr gedrungen. Ob sie auch zum Herzen drangen,
Dies vermag ich nicht zu sagen. Sicher ist, es tönten Laute an das Ohr von unserm Träumer;
War es auch des Wirthes Hahn, der ihn aus dem Schlafe weckte.
Jetzt durchwandelt er die Straßen und beschaut sich Lauterecken,
Und vertreibt dabei den Kater. Ist's nicht so, Herr Wandersmann?

(Schluß folgt.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

**Nro. 5.** Speyer, Donnerstag, den 11. Januar **1872.**


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Die heftigste Zurückweisung, der bitterste Sarkasmus hätte den Befragten nicht in die Verwirrung gebracht, wie die wenigen fast trostlos gesprochenen Worte. So drastisch und komisch trat die Verblüffung des Ueberrumpelten zu Tage, daß die jüngeren Künstler ihre Heiterkeit nicht zu bemeistern verstanden und in ein unbändiges Gelächter ausbrachen. Das gab nun dem Ueberraschten wieder einen Theil seiner Haltung zurück, und als der Herr mit dem dunkeln Haar seine Frage mit derselben Ruhe wiederholte, erklärte der Gefragte mit rothem Kopfe:

„Ja, das weiß ich gewiß, daß es Ausgeburten des Aberglaubens sind."

„Sie würden besser sagen: Gebilde des poetisch gestaltenden, naturverklärenden Volksglaubens", bemerkte der Andere mit unveränderter Miene.

„Das kommt auf dasselbe hinaus", sagte Lüttke, der seine Fassung wiedererlangt hatte. „Kein halbwegs Vernünftiger wird sich mit dergleichen befassen wollen."

„Warum nicht?" war die gelassene Antwort. „Männer, die nicht gerade zu den unvernünftigen gezählt sein wollen, malen sie sogar, z. B. ich."

„Ah so — sind Sie etwa — — ich habe leider vorhin überhört", begann Herr Lüttke mit verändertem Tone.

„Ich führe den nicht ganz ungewöhnlichen Namen Fischer", antwortete der Andere mit einem leisen Nicken.

„Maler Benno Fischer?"

„Genannt der Nixenfischer", ergänzte der Gemeinte mit der früheren Gelassenheit.

„Sehr viel Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen", sprach jetzt Herr Lüttke mit ungeheuchelter Höflichkeit. „Ich bewundere Ihre Bilder aufrichtig, aber verzeihen Sie meiner Offenheit, wenn ich sie im Sujet für verfehlt halte."

„Sie haben dafür meine vollkommene Verzeihung", sprach der Nixenfischer lächelnd, während die Umsitzenden hörbar lachten.

„Ich verlange wirkliches Leben, Wahrheit!" fuhr Herr Lüttke fort.

„Was ist wahr?" hub jetzt Benno Fischer etwas lebhafter an. „Für uns Künstler, was schön ist, — in der Kunst das ästhetisch Gerechtfertigte. Wir vermessen uns zu glauben, das das poetisch Empfundene oft mehr Wirklichkeit in sich trägt, als was der gemeine Menschenverstand für wahr hält, nämlich was er sehen, hören, fühlen kann. Beweist Ihnen nicht die Wissenschaft in den meisten Fällen, daß Ihre Sinne Sie täuschen, Ihr Verstand zur Erkenntniß nicht zureicht? Sehen Sie nicht die Sonne fortschreiten im Gegensatz zu Ihrem bessern Wissen? Und so in hundert Dingen."

Mit Vergnügen hörten die Umsitzenden zu, wie dem sonst zurückhaltenden und nicht sehr mittheilsamen Manne die Worte von den Lippen quollen, da er während des Redens wärmer wurde. Herr Lüttke gab sich jedoch noch nicht geschlagen.

„Das Alles berechtigt aber noch nicht zur Schwärmerei", sagte er.

„Ohne etwas davon, wie fade und schal das Leben und alles Dasein", gab Benno Fischer zur Antwort. „Ich möchte nichts mit Menschen zu thun haben, die niemals zu schwärmen vermögen. Freilich, Jeder nimmt die Dinge, wie sie ihm erscheinen. Wollen wir aber mit rohem Finger den Duft von Allem abstreifen, was bleibt noch, als Moder und Verwesung!"

„Und Sie glauben an die Wasserjungfern, Meerweibchen und dergleichen?" fragte jetzt Herr Lüttke.

„Ich male sie ja", antwortete der Nixenfischer mit einem feinen Lächeln. „Glauben Sie mir, daß ich sehr oft in der Lage war, die Wahrheit der Göthe'schen Verse zu empfinden:

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran."

„Kühl bis an's Herz hinan", ergänzte Herr Lüttke, indem er hinzufügte: „was eine große Kühlheit ist, wie Julian Schmidt sagt."

„Sagt er das? Nun, lassen wir ihn. Ich könnte Ihnen nöthigenfalls einen Beleg dafür liefern, wie sehr uns oft der Glaube an solche Wesen nahe gelegt werden kann."

„Ach ja, aus alten Sagen und Märchen."

„Nein, aus einer sehr modernen Geschichte", sprach der Maler jetzt mit größerem Ernst.

Digitized by Google

„Eine Nixengeschichte aus der Gegenwart?“ fragte Herr Lüttke zweifelnd, während Alle mit steigender Spannung umhersaßen. „Ich wäre begierig!“

„Ja, ein Beispiel!“ baten auch die Andern mit Wärme, und Maler Braun unterstützte das Begehren, indem er mit eindringlichem Tone begann:

„Allerdings sollten Sie bei guter Gelegenheit Ihre Geschichte erzählen, lieber Fischer. An's Fortgehen ist ja bei diesem Wetter doch nicht zu denken. — Wir sitzen hier warm und trocken und es hört sich eine Erzählung, wie man sie von Ihnen erwartet, noch so wirkungsvoll an, wenn es draußen schüttet und stürmt, der Regen auf dem Dache trommelt und seine Wirbel in der Gosse schlägt, wie eben jetzt. Jedenfalls würden Sie uns sehr damit verbinden.“

Der Bestürmte trank ruhig den Rest seines Weines aus.

„Nicht wahr, Braun“, fing er dann an, „ich habe endlich einmal die Verpflichtung, meine Freunde über eine gewisse dunkle Partihie meines Lebens aufzuklären, — ich bin das ihnen, mir und den Meinigen schuldig! das wollen Sie doch eigentlich sagen, — läugnen Sie nicht. So will ich mich auch nicht länger sträuben, da die Sache einmal angeregt ist. Aber die Herren haben ja leere Gläser! Wie wäre es, wenn Sie das Bier verabschiedeten und eine Flasche von dem Rothen da mit mir tränken? Wir können für das Wasser schwärmen, dennoch aber Wein trinken!“

Alsbald war die froh aufgeregte und gespannte Gesellschaft damit einverstanden. Die Biergläser wurden weggeräumt, das aufwartende Mädchen brachte die Flasche und geschliffene Weingläser, und Herr Lüttke sagte über den Tisch hinüber zu Maler Werner: „Hätten die Damen Recht gehabt? Das wäre doch wunderlich.“

„Und was meinten die Damen, wenn ich fragen darf“, warf der Nixenfischer dazwischen, indem er einschenkte. „Nur ganz offen und aufrichtig mein Herr. Sie haben keinen Anlaß zurückzuhalten, nachdem ich im Begriff stehe, Ihnen das Geheimniß meines Lebens und meiner Familie mitzutheilen.“

„Ah“, entgegnete Herr Lüttke etwas in Verlegenheit, „ich hörte munkeln vom Verschwinden und Finden im See, von grünen Haaren, Plattfüßen und was weiß ich noch mehr.

Mit einem ernsten Lächeln, von dem man nicht wußte, ob es beistimmend oder ablehnend gemeint war, hörte es der Nixenfischer und warf dabei einen Blick durch das Gastzimmer, aus welchem sich alle übrigen Fremden schon früher in eine anstoßende geheizte Stube zurückgezogen hatten. Dann sagte er zu Herrn Lüttke gewendet:

„Gut! Es ist das ja noch ziemlich mild und gelinde. Ich kann mich nicht beklagen. Jedoch meine Herren, auf Ihr Wohl! Mögen Sie geduldig und theilnahmsvoll meine Geschichte anhören und sich im Verlauf derselben nirgends zu verkehrten oder voreiligen Schlüssen verleiten lassen.“

Damit hatte er angestoßen, trank und stellte das Glas vor sich auf den Tisch. Eine Pause trat im Zimmer ein, daß man nur das Rauschen des See's und das Anschlagen des Regens von Außen vernahm. Mit spannungsvoller Erwartung hing man an der ernst gewordenen Miene des Nixenfischers. Endlich begann er zu erzählen, und seine Erzählung fesselte mehr und mehr, selten durch einen unwillkürlichen Ausruf der Ueberraschung oder der Theilnahme unterbrochen, dann und wann jedoch zum Verdruß der Andern durch eine zweifelnde Frage oder kritische Bemerkung des unverbesserlichen Herrn Lüttke aufgehalten. Die Uebrigen verhielten sich möglichst ruhig, wenn nicht Einer die ausgegangene Cigarre wieder anbrannte oder eine leise herbeschiedene frische Flasche behutsam entkorkte.

Der Erzähler selbst machte ziemlich regelmäßige Pausen, um Athem zu schöpfen, sein Weinglas zu den Lippen zu führen, seine Cigarre frisch anzubrennen oder auffährlich Red' und Antwort zu stehen, so daß seine Mittheilungen ihren Verlauf in derselben Weise nahmen, wie sie in den nachfolgenden Blättern verzeichnet sind.

Im Uebrigen hörte man außer dem Brausen des See's und dem Rauschen des Regens, der an die Fenster prasselte, in der gastlichen Stube nichts mehr, als die sonore Stimme des Nixenfischers.

(Fortsetzung folgt.)

## Zwanzig Millionen Dollars gestohlen.

(Fortsetzung.)

Die jährliche Einbuße der Stadt an gemietheten Waffenfälen wird auf nicht weniger als 339,500 Doll. angegeben. Daß die verschworenen Magistratsbeamten ihren Creaturen riesenhafte Gehalte und Emolumente zukommen ließen, versteht sich von selbst. Noch ganz neuerdings hatte jener Tweed Vollmacht erhalten, eine schwebende Schuld von circa 6½ Millionen Dollars zur Bezahlung einer angeblichen Forderung an die Stadt zu contrahiren. Diese belief sich aber in Wahrheit nur auf eine ½ Million Dollars, der Rest wurde unter die Verbündeten getheilt, davon erhielt Tweed allein auf seinen Antheil eine Million.

Wir Deutsche erstaunen freilich über solche ungeheuerliche Dinge. Keine Stadtbehörde bei uns würde dergleichen wagen. Geschähe bei uns eine solche Entdeckung, die Schuldigen würde schnell ihre Strafe ereilen, sie würden keinen Augenblick länger im Amte bleiben. Die Entwicklung der Angelegenheit in Newyork dagegen nahm einen ganz anderen Verlauf und zeigte deutlich die tiefe Demoralisation, welche sich dort eingefressen hatte und die Macht der Hilfsmittel, welche die dortige Gesetzgebung der Corruption zu Gebote stellt.

Der erste praktische Schritt gegen die Verbrecher geschah durch ein Mitglied des ernannten Executionscomités, indem dasselbe vor dem Richter Barnard erschien und, Klage gegen die städtische Verwaltung erhebend, einen Einhaltsbefehl erlangte, um ihrem Trei-

Digitized by Google

ben ein Ziel zu ſetzen. Obgleich der Richter Barnard keines beſondern Zutrauens genoß, wurde dennoch das Verlangen von demſelben als gegründet erachtet und ein proviſoriſcher Einhaltsbefehl bewilligt. In dem darauf abgehaltenen Termine, welcher anberaumt worden war, damit die Angeſchuldigten ihre Gründe vorbringen könnten, weßhalb er nicht definitiv zu machen ſei, erklärte der Richter, daß, bevor er ſeine Entſcheidung abgäbe, er eine genaue Vorlage der ſtädtiſchen Schuld an den obſchwebenden Verbindlichkeiten ſich ausbitten werde.

Mittlerweile trat ein Ereigniß ein, das der Angelegenheit eine ganz neue, in Amerika freilich nicht ungewohnte Wendung ertheilte. Controller Connolly hatte ſich, wie er ſagte, mit Freuden bereit erklärt, dem Unterſuchungsausſchuß der Superviſoren alle Belege über die ſtattgefundenen Einnahmen und Ausgaben zu unterbreiten. Nichts gewährte ihm ein größeres Vergnügen, als dies, heuchelte er, denn alle Welt ſollte danach ſeine gewiſſenhafte Amtsführung bewundern, ſeine Ankläger in ihrer Verworfenheit ſchauen. In der Nacht vor dem Montage, an welchem die Uebergabe der Belege ſtattfinden ſollte, wurden dieſe aber — geſtohlen. Während der wachthabende Poliziſt ſich zur Nachtzeit entfernte, weil er, wie er vorgab, eine Anwandlung von Hunger verſpürt, ſich unterwegs angeblich vergaß und zwei Stunden fortblieb, war der böſe Feind herangeſchlichen, hatte eine Fenſterſcheibe zerſchlagen, die hölzernen Fächer, in denen ſich die Papiere befanden, erbrochen, ſie zu ſich geſteckt und mit ihnen, ohne etwas anderes zu berühren, das Weite geſucht.

Das war denn doch ſelbſt für amerikaniſche Nerven etwas zu ſtark, und der Mayor Hall ſah ſich veranlaßt, an Connolly ein Schreiben zu richten, worin er ihn aufforderte, ſeine Entlaſſung zu nehmen. — Connolly war aber durchaus nicht dieſer Anſicht. „Meine Amtshandlungen, ſchrieb er an den Mayor zurück, ſind von Ihnen, dem über mich geſetzten Wächter, überwacht und gutgeheißen worden. Soweit die Gewiſſenhaftigkeit meiner Amtsverwaltung in Frage geſtellt wird, trifft Sie die gleiche Verantwortlichkeit wie mich. In Ihren beſchworenen Ausſagen während der im Gange befindlichen Gerichtsverhandlung haben Sie meine Amtshandlungen für die Ihrigen erklärt und ſie vertheidigt. Sie konnten ſich nicht rechtfertigen, ohne daß Sie dies thaten."

Wer denkt dabei nicht an die letzten Worte Wurms in Schillers Kabale und Liebe, die er an den Präſidenten richtet: „Arm in Arm mit Dir zum Hochgericht" u. ſ. w.

Mit lebhafter Spannung wurde indeß die Entſcheidung des Richters Barnard erwartet. So klar auch die Sache lag, war doch das Vertrauen in dieſen der Erie-Clique verkauften Richter ſo gering, daß man ſich des Zweifels nicht erwehren konnte. Deſto größer war auf der einen Seite die Beſtürzung, auf der anderen die Befriedigung, als der Richter den von ihm erlaſſenen Einhaltsbefehl gegen die Schuldigen für permanent erklärte, ſo lange im Beamtenperſonal keine Veränderung eingetreten ſei. Die angefochtenen Auszahlungen wurden in der richterlichen Begründung als directer Straßenraub bezeichnet, wie denn die Verklagten ſcharf darin mitgenommen wurden.

Der Tag darauf brachte neuen Scandal. Es ergab ſich durch amtlichen Nachweis, daß ſchon im Jahre 1870 ein Documentendiebſtahl, betreffend Zahlungsnachweiſe zum Belauf von zwei Millionen in den Bureaux des Straßendepartements verübt worden war, und daß die Herren Hall, Tweed und Sweeny darum wußten. Der damalige Gemeindeauditor forderte vom Hilfscontroller die Papiere unter der Verſicherung, daß er zu deren Empfang autoriſirt ſei. Sie wurden ihm gegen das Verſprechen ausgeliefert, ſie zurückzugeben. Dies Verſprechen iſt aber nie erfüllt worden und der Mann mittlerweile geſtorben.

Dasjenige Mitglied des Executionscomites, welches den Einhaltsbefehl gegen Connolly erwirkt hatte, richtete ein Sendſchreiben in den öffentlichen Blättern an den Mayor, worin er ihn aufforderte, zu reſigniren. Zur Charakteriſirung führen wir einige Stellen daraus an. Da las man unter anderem folgendes Erbauliches:

„Die durchſichtigſte Fiction iſt Ihre Proclamation, welche eine Belohnung von 1000 Dollars auf die Wiedererlangung der fehlenden Papiere ſetzt. Im vorigen Jahre boten Sie durch eine Proclamation demjenigen 500 Dollars, welcher eine Verletzung des Wahlgeheimniſſes nachweiſe, und während Sie dieſe Proclamation erließen, ſandten Sie von Ihrer Officin aus mehrere tauſend Dollars einem Beamten dieſer Stadt, um die Verurtheilung ſolcher, welche gerade dieſes Verbrechens überführt waren, zu verhindern. So handeln Sie ſtets."

Das war am Mittwoch. Am Donnerstag geſchah folgendes:

Auf die Denunciation eines Frauenzimmers, welches ſeitdem wieder verſchwunden iſt, wurden der Hausmeiſter des neuen Gerichtsgebäudes und ſein Gehilfe als Vollführer des Documentendiebſtahls verhaftet. Spuren der verbrannten Documente wurden auf dem Dache des Gebäudes vorgefunden. Der Hausmeiſter war als Werkzeug Tweeds bekannt.

(Schluß folgt.)

---

*** Die Preisaufgabe in Nr. 153 der Palatina von 1871.**

(Schluß.)

98. Chillot in Speyer; 99. die Lehrer Imetsberger und Jung in Kaiſerslautern; 100. die HH. Rieſter, B. Dörr und Bentz in Burtweiler; 101. Fräulein Anna Brochſchläger in Schönau; 102. Joh. Marſchall in Frankeneck; 103. C. Schott in Schifferſtadt (in Verſen); 104. Joh. Fortmüller in Ebernburg; 105. Aus Oberhochſtadt:

„In dem großen, weiten Saale
Spricht der Lehrer: „Laura! — lauter!
Biſt doch nicht zum erſten Male
In der Schule, ſprich doch lauter!

Digitized by Google

Sei nicht zaghaft liebes Mädchen —
Wie muß man vor Gott erscheinen?"
„Lauter"", spricht das muntre Kätchen,
„Will man sich mit Gott vereinen.""

Mächtig trieb mich's in die Ferne
In den jüngsten Herbsttestagen;
Um die Sorgen zu verjagen
Weil' ich in den Bergen gerne.
Kam in's Thal der Waldeslauter
Müde von der Selbeng Höhen;
Immer hört ich laut und lauter,
Wie die Mühlen unten gehen.
Setz' mich nieder in die Hecken,
Ruhe aus von den Strapazen,
Spiele mit dem Reisesteden
Denk: am Neuen mich zu letzen,
Wie die alten muntern Recken
Einst gethan in den Versteden.
In der alten Zwingermauer —
Wenn er nicht wär' gar zu sauer!
Zog dann lautlos hin die Wege,
Bog um die verschiednen Ecken,
Schritt dann über schmale Stege
Fürbaß in den nahen Flecken.
Und ich horchte und ich schaute,
Und ich hörte laute Laute,
Die mein Ohr auch schon erbaute
Kämen sie von einer Laute;
Doch es waren Flöt' und Geigen,
Die den Blicken mir sich zeigen.
Mit Vergnügen, nicht mit Schrecken,
Hört' ich dann, daß in dem Flecken
Kirchweih war — lieh mich nicht necken,
Spielte herzhaft gleich den Recken;
Nahm die Schönste aus der Reihe aus der Ecken,
Tanzte Walzer zierlich dort zu Lauteregen.

Und hab ich nun, wie ich will hoffen,
Beim Räthsellösen gut getroffen,
So schick er mir, Herr Redacteur,
Eins dieser Meisterwerke her.
Ich sehne mich darnach, drum eil' Er,
Stets bleib ich sein ergebener
A. Keiler."

106. „Der alte Herr" in Landau; 107. X. aus Spesbach; 108. „Von einem Mutterstadter" mit folgenden Versen:

Lauter, Freund! kann Dich Natur nicht bitten,
Auf des Gambrinus Gerstentrank, den wilden,
Nicht neuen Ein und Siebziger zu schütten,
Als in Deines Traumes Nachtgebilden.

Sie mahnte Dich: bleib' bei dem guten Alten,
Laß' Dich in keine Mésalliance ein!
Dann bleibt es rein im Kopfe Dir, dem kalten,
Und ruhig schlummerst Du in Deiner Decke ein.

Nicht irrst Du an der Lauter Strande,
Wo Graf Selbeng's Geist zu Lauteregen
In seiner Burg im lieben Rheines Lande,
Wild hat gehaust mit seinen kühnen Recken.

Wo statt des Minneliedes süßer Laute
Der Uhu krächzend seinem Schöpfer dankt,
Und in den Sälen, die der Graf sich baute,
Jetzt Epheu in den Ecken rankt."

109. Fräulein Kätchen und Anna Waldschmitt in Albersweiler; 110. Dr. E. P. in L.; 111. Fräulein Josephine Gehrlein in Neuhof; 112. Fräulein M. F. in Frankenthal; 113. Ostermann in Lamtsheim; 114. Karl Meyer in Weisenheim a/B.; 115. Lehrer Ziegler in Ruchheim (in Versen); 116. Fräulein Rosa Weidmann in Weyher; 117. Lehrer Garrecht in Hördt, mit folgenden Versen:

„Es steht wohl der Lehrer tagtäglich im Saal —
Die Herzen der Kinder bebaut er;
Er lehrt, daß die Menschen vor Gott allzumal
Sind Sünder, und Keiner sei — lauter.

Ob fragt er das Pensum, doch will es nicht geh'n,
Muß hundertmal rufen: Sprich lauter!
Vergebens! Die Kinder nicht hören und seh'n,
Zu strafen gezwungen — drauf haut er.

Er bringt auf's Tapet nun die Geographie
Und fragt nach dem Ursprung der Läuter;
Doch heut' ist sein Fragen vergebliche Müh',
Die Antwort verkehrtes Geplauder.

Die Sprache auch kommt noch zuletzt an die Reih',
Die Lehre der Silben und Laute;
Doch was er auch anfängt, für heut' ist's vorbei,
Denn futsch ist, was längst er vorkaute.

Verzweifelnd nun schlägt der geplagteste Mann
Die Hände zusammen vor Schrecken,
Und schimpft auf die Trägen, und stellt sie alsdann
Zur Strafe heraus in die Ecken.

Und geht zur Erholung des Abends er aus —
Und bleibt er dann sitzen beim Neuen —
So brummt einen Bah ihm die Alte zu Haus.
Nie kann er des Lebens sich freuen.

Der Arbeiten sieht er allsährlich wohl mehr;
Doch sät tief in Noth man ihn stecken.
Er muß noch erliegen und stammte er her
Direct vom Geschlechte der Recken.

Seht, so ist der Lehrer geplagt in der Welt,
Von Sorgen und Kummer und Leiden.
Wird bald materiell er nicht besser gestellt,
So muß aus dem Stande er scheiden."

118. Lehrer Simon in Neuhof; 119. H. Baader in Burrweiler; 120. Lehrer Honacker in Weisenheim a/S.; 121. Fräulein Elise Kremp in Lohnsfeld; 122. Fräulein Elise Bögner in Rockenhausen; 123. Fräulein Anna Vogel in Speyer; 124. Fräulein A. Betzmann in Speyer; 125. Fräulein F. und L. Habermann in Kandel; 126. Joh. Groß in Germersheim (in Versen); 127. Lehrer Becker in Zweibrücken; 128. Fräulein Elise Mauer in Germersheim; 129. Präparanden-Hilfslehrer Stamber in Kirchheimbolanden; 130. Frau v. L. in Zweibrücken; 131. Student G. Fortbuber in Speyer; 132. S. Eberle in Burrweiler; 133. die Lehrer G. Giehl und Wilh. Eller in Eisenberg; 134. L. Engel in Scheibenhardt; 135. Fräulein J. B. in Speyer; 136. Lehrer Graber in Eisenberg; 137. A. — in Speyer; 138. F. Lery in Rockenhausen; 139. Fräulein Josephine Pfüll in Speyer; 140. Otto Rothhaas in Kandel; 141. Fräulein L. B. in G.; 142. Frau Anna Reither geb. Schraudolph in Göckingen; 143. Postexpeditor Schnapp in Eisenberg; 144. Anton Huppath in Ebernburg; 145. Schulverweser Engel in Zeiskam.

Nach dem Vorausgegangenen ist es unnöthig, die Lösung noch einmal zu wiederholen. Den ersten Preis: Schiller's Werke erhielt Hr. Lehrer Lohr in Berg; den zweiten: Körner's Werke, Frau Oberförster Mantel in Hinterweidenthal. Außerdem haben wir noch zwei „Göthe's Gedichte" beigegeben, wovon ein Exemplar dem Studiosus Max Löw in Zweibrücken, das andere Herrn Postexpeditor Schnapp in Eisenberg zugefallen ist.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

**Nro. 6.** **Speyer, Samstag, den 13. Januar** **1872.**


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

### Erstes Buch.

### Berlha.

#### Erstes Capitel.

Warum heut' zu Tage die reiselustige Menschheit mit möglichster Hast durch die schöne Welt rennt, erschien mir immer auffallend. Man will viel gesehen haben und hat nur viel übersehen und nichts genossen. Ich bewundere oder bemitleide vielmehr den Eifer, mit welchem man sich um die reinsten Freuden bringt. Und doch, wie oft machte ich selbst die thörichte Gewohnheit mit! Seit die Eisenbahn von der Hauptstadt herführt, sah ich nur noch aus den Waggonfenstern in die enge, grüne Tiefe des Mühlthal's, durch welches der Ausfluß des See's sich windet und das sonst auch für mich die beglückende Eingangspforte zu den Prachtscenen unserer Seelandschaft gewesen. Wie waren wir dereinst als flügge Kunstschüler, oft in holder Gesellschaft, durch diese kühlen Gründe geschwärmt, an friedlicher Hütte und rauschendem Mühlenwöhr vorüber, um, die Windungen des Flüßchens entlang, zu dem zweiten Quellenbecken desselben vorzudringen! Wie freute ich mich, aus dem flachen Nordwesten stammend, damals der Herrlichkeit dieser süddeutschen Natur!

Seitdem war ich älter aber nicht klüger oder besser, sondern ein etwas zerfahrener Geselle geworden, der nicht mehr wußte, was er konnte, wollte und sollte, vielerlei anfing und nichts vollendete, viel von der Menschheit begehrte und ihr nichts gewährte, unzufrieden mit sich und der Welt, trübe ohne ächten Ernst, ausgelassen ohne rechte Heiterkeit, — mit einem Worte ein sehr unnützes und überflüssiges Menschenkind. —

Ich fühlte das Alles selbst, ahnte auch den Keim einer Kraft in mir, die wachsen, Blüthen treiben, Früchte bringen konnte, wenn ich nur gewußt hätte, wo sie liege. So hatte ich mich nach einander mit Malerei, Poesie, Musik beschäftigt ohne innere Befriedigung, und war wieder zur bildenden Kunst zurückgekehrt, ohne etwas Genügendes zu leisten, während schon alle meine Altersgenossen, auch solche mit geringerer Begabung, durch Fleiß und Ausdauer in Noth und Drang einen lohnenden Wirkungskreis gewonnen hatten. Meine Freunde rühmten meine Anlagen, bedauerten das unfruchtbare Brachliegen derselben und mahnten, mich aufzuraffen, — vergeblich. Voll großer Entwürfe, unausgeführter Pläne und unausführbarer Wünsche glaubte ich ebenfalls an mein Talent, that mir auch mitunter etwas darauf zu Gute, vergeudete es jedoch in unnützem Umhertasten, zwecklosen Spielereien, indem ich das Rechte entweder gar nicht, oder nicht mit dem nöthigen Ernst angriff. Und dabei begann ich noch die ersprießlichere Thätigkeit Anderer zu bekritteln, statt sie wetteifernd nachzuahmen. Wohl sagte man mir, ich leide an Ueberfülle, und ich selbst meinte manchmal, Alles besser machen zu können, wenn ich nur wollte, — ganz in der Rolle eines müßigen Genies. Kurzum, ich war allen Untugenden künstlerischen Müßiggangs verfallen.

Dabei machte ich Ansprüche an's Leben, wie irgend einer, und es war nur ein Glück, oder auch ein Unglück, daß es mir meine sonstigen Verhältnisse erlaubten, mich wenigstens auf der gesellschaftlichen Oberfläche zu behaupten, während mein ermattetes besseres Selbst nicht eben unterging, aber doch allmählig unterlauchte. Noth und Armuth oder eigentlich lasterhafte Neigungen, die bei Andern oft die Thatkraft erlähmen, kannte ich nicht. Aber eine duselnde Unlust zu allem entschiedenen Thun hielt mich gefangen, und selbst der Gedanke an meine greisen Eltern, die Vorwürfe meiner Geschwister und die nagenden Selbstanklagen konnten mich dem Banne nicht entreißen, unter welchem meine Seele lag.

Meine beste Zeit verdämmernd, führte ich ein unmännliches Dahinleben, in welchem Genuß nur mit Genuß ohne Freude wechselte.

Wohin das führen sollte, verhehlte ich mir nicht, wenn in einsamen Stunden die Maske vor dem Gewissen fiel, die Selbsterkenntniß erwachte und in stiller dunkler Nacht die Reue klagend an mein Lager trat: „O wehe, wie hast Du die Tage vollbracht!" Aber der Morgen verscheuchte die Schatten wieder, so gut es eben gehen wollte. Die Unruhe, welche mich umhertrieb, führte mich immer wieder den Genüssen des

Digitized by Google

gesellschaftlichen Lebens zu, und der freundliche Empfang, der mir allenthalben ward, beschwichtigte die Reue, bannte die trüben Anwandlungen auf Stunden. Ich beklächte mich durch die Zerstreuungen des hauptstädtischen Lebens, die, ohne mich innerlich zu befriedigen, mir so sehr zum Bedürfniß und zur Gewohnheit geworden waren, daß ich keine Gelegenheit zum Vergnügen mehr versäumte und überall dabei war. Ja, wenn ich etwa an schönen Frühlingstagen Leute am See im Genuß der prächtigen Landschaft wußte, litt es mich nicht länger in der Stadt, und ich floh aus Staub und Moder hinaus in die freie Natur, Erholung suchend, gleich den andern, die sie sich durch Mühe und Arbeit verdient hatten. Das Skizzenbuch und die Bleifeder, welche mich dabei begleiteten, wurden dann wohl auch benützt, aber nie zum eingehenden Studium der Natur, sondern weil es mich manchmal ergötzte, der Landschaft rasch ein Bildchen wegzunaschen, das dann im Skizzenbuch vergraben blieb, wenn es nicht in's Album einer Schönen wanderte oder für einen bewundernden Kunstliebhaber herausgerissen wurde.

So war ich ein nahezu verbummeltes Kunstgenie, aber sonst, wie man mir sagte und ich gerne glaubte, ein recht angenehmer, vielversprechender junger Mann.

Nun sah ich wieder einmal aus den Waggonfenstern eines Bahnzugs in einen schönen, warmen Junitag hinein. Hundert Andere eilten mit mir den Ufern des See's entgegen zur beginnenden Sommerfrische oder eintägigen Muße. Mir selbst aber saß an jenem Vormittage etwas im Herzen, das mir die Atmosphäre des großen Publikums unerträglich machte und mich nach stillem Verkehr mit meinen Gedanken, nach verborgenem Schlendern in Waldeinsamkeit, nach murmelnden Wässern und wisperndem Laube verlangen ließ. Diesmal hatte die elegische Stimmung nichts Trübes, Mattes, Verdrossenes, sondern eine gewisse freudige Sehnsucht nach einem neuen Leben ließ die Zuversicht in mir keimen, daß ein Umschlag zum Bessern kommen müsse, daß er nahe sei. Es sollte mir ein Schicksalstag sein, und ich erwartete förmlich — gleichviel woher — ein Orakel, dem ich mich unterwerfen wollte.

Das mag nun ein verkehrter Weg gewesen sein, meinem bessern Selbst — statt durch freien Entschluß — wieder aufzuhelfen; es entsprach jedoch meinem damaligen Zustande und beschäftigte mich angenehm. Das Skizzenbuch hatte ich daheim gelassen. Nicht das Einzelne, sondern die Natur im Ganzen wollte ich heute auf mich wirken lassen, und je nach der Art dieser Wirkung meine künftige Laufbahn ernstlich bestimmen.

So stieg ich denn an einer Zwischenstation aus und wanderte durch das Dorf am Flüßchen hinan, das aus dem See kommt. Hinter der einsamen Mühle, wo Karl der Große geboren sein soll, verengt sich das Thal, indem die grünen Hügelkuppen sich näher treten. Der Wald steigt von den Höhen herab an das fließende Wasser und schlägt über diesem und dem Wege schattend zusammen. Zum ersten Male wieder nach Jahren umfing mich die grüne Dämmerung dieser Buchenhalle. Es ist schön dort. Und heute genoß ich diese Waldesruhe, nach der mich verlangt hatte, allein mit den gefiederten Sängern und den Eichhörnchen, die neugierig dem stillen Wanderer nachschauten. Nur einmal ward ich an die Menschen erinnert, als von Links aus der Waldessteige her sich das Abpfeifen eines städtischen Gassenhauers vernehmbar machte, wo irgend ein Taugenichts den Vögeln nachpfeifen oder einsam verloren hinschlendern mochte, wie ich selbst.

(Fortsetzung folgt.)

## Zwanzig Millionen Dollars gestohlen.

(Schluß.)

Endlich gelang es dem Executionscomite, den Mayor vor den Friedensrichter zu bringen; dem Mayor zwar glückte es, eine Grand-Jury zu schaffen, von der er nichts zu fürchten brauchte, der Richter Barnard löste dieselbe aber auf. Nachdem der Mayor seit Monaten die Unterzeichnung betrügerischer Ansprüche durch ihn zugestanden und entschuldigt hatte, behauptete er jetzt plötzlich, seine Unterschrift sei gefälscht. Die Absicht ging nämlich dahin, Connolly als angeblichen Fälscher anzuklagen, und solcherweise den von ihm angestellten Green aus dem Sattel zu heben. — Gegen die betrügerischen Rechnungsaussteller und Empfänger der Stadtgelder war gleichfalls Anklage erhoben worden. Garvey, der Gipser, hatte es indeß zweckmäßiger gefunden, das Land zu verlassen, Ingersoll war gleichfalls nicht aufzufinden und Keyser stellte zwar Grundeigenthum im Werthe von 650,000 Doll. als Bürgschaft, erklärte sich aber nicht blos als unschuldig, sondern wollte noch eine Forderung von 300,000 Dollars an die Stadt haben.

Der Bürgerausschuß, welcher von den Supervisoren mit Untersuchung der Bücher betraut worden war, veröffentlichte einen Bericht, worin es hieß:

„Wir haben gefunden, daß während der letzten drittehalb Jahren ungeheure Summen für Dienste bezahlt wurden, welche nie geleistet, für Materialien, die nie geliefert worden, und an Beamte, welche auf den Bureaux, von denen sie ihren Gehalt beziehen, ganz unbekannt sind. Ferner haben wir gefunden, daß Leute, welche gerechten Anspruch an die Stadt hatten und kein Geld erhalten konnten, ihre Ansprüche Personen übertrugen, die officiell oder anderweitig mit verschiedenen Departements in Verbindung stehen, daß diese Personen oft den Betrag betrügerisch erhöhten und das Bierfache dessen bezogen, was die Stadt schuldete. Es hat sich ergeben, daß hunderttausende von Dollars an Privatpersonen bezahlt sein sollen, welche bestimmt den Empfang des Geldes oder irgend eine Kenntniß davon leugnen. Die Untersuchungen drängen uns den Glauben auf, daß in verschiedenen Departements nicht nur die empörendste Extravagany, sondern auch Betrug und Diebstahl der gröbsten Art stattfand" u. s. w.

Digitized by Google

Das Executionscomite sandte eine Deputation an den Gouverneur und verlangte von ihm die Suspendirung der Beamten und ihre Verfolgung durch den Generalanwalt. Auf ersteres erklärte sich der Gouverneur nicht vorbereitet, war aber mit der gerichtlichen Verfolgung einverstanden.

Durch Untersuchung der Bücher der Broadwaybank gelang es, directe Beweise des Schwindels und Diebstahls gegen Tweed und seine Helfershelfer Garvey, Jngersoll und Woodward, einen Beamten des Raths der Superrevisoren, welcher Fälschungen zu Gunsten der Clique gemacht und bei Vertheilung des Raubes behilflich gewesen, zu erhalten und einen Haftbefehl gegen dieselben zu erwirken, und Fixirung der Bürgschaft auf eine Million Dollars für jeden. Wie Garvey und Jngersoll war indeß auch Woodward entflohen und Tweed, Exsenator des Staats, Jnhaber einer großen Anzahl Aemter und Besitzer vieler aus dem Staatssäckel gestohlener Millionen, welcher seinen Raub längst schon durch schwindelhafte Uebertragungen an Andere in Sicherheit gebracht hatte, blieb allein noch übrig. Seine Verhaftung erfolgte nun zwar, aber eben so schnell war auch die Bürgschaft da, welche von jener berüchtigten Clique, die an der Spitze der Eriebahn steht und an Spitzbüberei mit den Stadtregenten Newyorks würdig wetteifern kann, geleistet wurde; wie es denn längst bekannt war, daß Tammany und Erie-Ring zusammenhingen.

Der Richter Barnard, über dessen plötzliche Tugend man im höchsten Grade erstaunt gewesen war, fing indeß selbst an, wie es schien, darüber Gewissensbisse zu empfinden und aus seiner ungewohnten Rolle zu fallen, indem er seinen Einhaftbefehl derart auslegte, daß wenig mehr von ihm übrig blieb, indem er Green anbefahl, Tweed u. s. w. die nöthigen Fonds zu schaffen.

Ein Newyorker Blatt drückte sich über die Lage folgendermaßen aus:

„Newyork hat wahrlich keine Ursache, sich mit dem Erfolge seines sittlichen Aufschwunges zu brüsten. Die, welchen sein Zorn gilt, lachen ihm nach wie vor ins Gesicht und verralhen ein Sicherheitsgefühl, welches durchaus begründet ist. Das von Tweed offen bestohlene Newyork wird offenbar wieder durch Tweed im Staatssenat vertreten sein, denn wir wüßten wahrlich nicht, wie dem Votum und den Künsten seines Banditengesindels begegnet werden könnte. Auch sind wir nicht sanguinisch genug, um von den Schritten des Staatsanwaltes Wunderdinge zu erwarten. Es stehen ihm gar zu viele Schwierigkeiten im Wege. Leicht ist es unter diesem Himmelsstrich, ein amtlicher Schurke zu sein, aber schwer, ja fast unmöglich, einem durch amtliche Schurkerei Reichgewordenen beizukommen. Hoffen können wir, daß Einiges gerettet wird. Es ist gelungen, die Freunde der Reform zu Gunsten gewisser Candidaten zu vereinigen. Muß man auch ganze Districte, in denen der Pöbel unbestritten herrscht, verloren geben, so ist es doch vielleicht möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß eine Majorität der hiesigen Wählerschaft sich für Ehrenmänner entscheiden wird. Und alsdann bleibt noch die Hoffnung auf die Legislatur, und ist namentlich zu wünschen, daß Männer, welche es sonst als eine Schande betrachtet, in der Newyorker Legislatur zu sitzen, diesmal, der Sache wegen, die Wahl nicht ablehnen. Eine respectable Gesetzgebung kann uns sofort der ganzen Calamität entreißen. Kommt eine solche nicht zu Stande, so muß man für's erste jeder Hoffnung entsagen."

Mit diesen characteristischen Worten aus amerikanischer Feder schließen wir unsere ungeschminkte Darstellung (denn es gibt Dinge, welche dessen nicht bedürfen, um laut genug zu reden) und fügen nur noch hinzu, daß laut neuesten Nachrichten die republikanische Partei bei den Wahlen in Newyork gesiegt hat, daß zwar auch Tweed wieder in den Senat gewählt worden, doch ist er der einzige Candidat seiner Partei, und nur durch großartige Bestechungen war es ihm möglich, in denen verrufensten Quartiere Newyorks durchzudringen.

## Todtenschau für das Jahr 1871.

München. Der Reigen ist geschlossen, und dem Chronisten des Jahres liegt die Pflicht ob, nochmals Derer zu gedenken, die, dem Erdenwallen entrückt, den Zeitgenossen oder auch den späteren Geschlechtern in bleibender Erinnerung halten werden.

Aus fürstlichen Familien starben: am 19. Jan. Prinz Waldemar von Schleswig-Holstein als Gouverneur von Mainz, am 30. März die Königin Wilhelmine Friederike von Schweden in Stockholm, am 24. Mai der Herzog Leopold Friedrich von Anhalt-Dessau, als ältester europäischer Regent, am 10. Nov. Prinz Maximilian von Thurn und Taxis in Regensburg, der letzte Erbpostmeister Deutschlands, am 25. Prinz Hugo von Schwarzburg-Sondershausen, am 26. der Graf von Girgenti, Stiefbruder des Ex-Königs von Neapel, in Luzern durch Selbstmord. Am 9. Dec. die Prinzessin Therese von Oldenburg in Prag.

Von hervorragenden Militärs verschieden: General Joseph v. Bossak-Hauke in der Schlacht bei Dijon, der preußische General von Wittich, welcher 1848 in Berlin commandirte, am 16. Jan. Marschall Bazaine, der ehemalige Kriegsminister Napoleons, am 7. April der österreichische Viceadmiral v. Tegetthoff, der Sieger von Lissa, am 11. April Feldmarschalllieutenant von Marsano in Görz, bekannt als Dichter und Kämpe aus den Freiheitskriegen, am 24. April der Großfeldmarschall (Muschir und Serdar Ekrem) Omer Balcha, ein geborner Croate, am 9. Oct. der englische Marschall Bourgoyne zu London.

Die höhere Geistlichkeit verlor am 22. Januar den Erzbischof Domery von Besancon, am 13. Februar den Erzbischof von Otranto, Vincenzo Andreas Grande, am 26. März den früheren Fürstbischof von Breslau, Grafen Leopold Sedlnitzky, der sich zum Protestantismus bekehrt hatte, am 4. April den Bischof Conrad von Speyer, am 24. Mai den durch die Commune von Paris geödteten Erzbischof Darboy von Paris, und am 28. Juli den Erzbischof Delamare von Auch.

Unter den Diplomaten, Staatsmännern und Politikern hat der Tod stark aufgeräumt. Die Liste beginnt am 25. Januar mit dem Tode des bekannten Republikaners Bancel in Bordeaux und des Organisators der socialistischen Partei in Amerika, Wilhelm Weitling. Am 3. Februar verlor Ungarn einen seiner edelsten Patrioten, den Unterrichtsminister Joseph Eötvös; Deutschland in Jacob Venedey am 8. einen getreuen Sohn seines Volkes — einen alten Kämpfer der Freiheit in Schrift und Rede. Zwei Tage später starb der bayerische Finanzminister v. Pfeufer in München und am 14. desselben Monates Fürst Metternich als Statthalter in Prag, verknüpft mit der Geschichte Oesterreichs

Digitized by Google

durch seine Ministerschaft des Auswärtigen im Kriegsjahre 1866, Am 3. März verschied zu Freiburg der bekannte Katholikenführer Frhr. v. Andlaw, am 4. April zu Dresden der Vicepräsident des Frankfurter Parlaments, Eisenstuck; am 16. der ehemalige spanische Ministerpräsident Xavier Isturiz, am 21. in Pesth der ungarische Adjutant und bekannte Oppositionsführer Paul Nyary durch Selbstmord. Am 6. Mai starb der ehemalige französische Minister des Aeußern, Fürst de la Tour d'Auvergne; am 2. September in Biarritz Gonzales Bravo, bekannt als letzter Ministerpräsident der Exkönigin Isabella. Am 7. September starb Ismail Pascha, der berühmte Großvezier's Ali Pascha vor, dem wenige Tage später ein anderer türkischer Würdenträger, Mehemed Pascha, folgte. Am 21. September verschied zu Lyon der erste Präsident des Cassationshofes von Frankreich, Devienne, der in einer vielbekannten Herzens-Angelegenheit des Ex-Kaisers der Franzosen eine nicht beneidenswerthe Rolle spielte. Am 23. Dezember der allbekannte Staatsmann Lord Ellenborough in London, einige Tage vorher der bedeutendste Führer der Patrioten in Bayern, Professor Greil. Außerdem seien noch erwähnt Dr. Kuß, Maire von Straßburg, und Valandighem, Mitglied des nordamerikanischen Congresses und Führer der demokratischen Partei (erschoß sich unfällig.)

In Gelehrten hatten wir im vergangenen Jahre viele und schwe e Verluste zu beklagen. Am 3. Januar wurde der Geologe Professor Zeitner in Kokan erdrosselt aufgefunden; am 25. starb der geschätzte Philologe, Professor Joseph Hildebrand in Gießen, am 21. Februar George Tickor in Boston, ausgezeichnet als Philologe und Kenner Spaniens, der im Freundschaftsbunde mit Byron, Walter Scott und Goethe lebte. Am 14. März verlor die medicinische Wissenschaft Prof. Riemeyer in Tübingen, am 19. die Geologie den berühmten Wilhelm v. Haidinger in Wien. Deutschland und seine Wissenschaft betrauert an diesem Tage Georg Gottfried Gervinus. Am 16. April starb in Wien Johann Oppolzer als der populärste Arzt der Gegenwart, und am selben Tage erlitt die medizinische Wissenschaft einen zweiten Verlust durch den Tod des sächsischen Sanitäts-Präsidenten Dr. Walther in Dresden. Am 22. desselben Monats raffte der Tod den großen Mathematiker und Astronomen Fried. Magnus Schwerd in Speyer, hin. Am 18. Mai starb der Astronom John Frederick William Herschel, der Sohn des großen Astronomen; am 19. der Orientalist Dr. Max Ottteris in Wien, am 24. in Paris der Chemiker, Akademie-Mitglied Pelouze, am 1. Juni der um die Flora von Niederösterreich hochverdiente Botaniker Neilreich, am 7. Juni der berühmte Philologe Emanuel Bekker in Berlin, 86 Jahre alt; am 18. ein ebenso berühmter Forscher der Wissenschaft, der Historiker George Grote in London; am 20. der Geschichtsforscher v. Meiller in Wien. Am Juli verschied Dr. Keith Johnston in London, einer der größten Geographen unserer Zeit; am 20. August der spanische Geschichtschreiber Sanchez Ruano, der später ausschließlich für die republikanische Agitation wirkte; am 22. in Berlin Professor Jahn, bekannt durch die von ihm geleiteten Ausgrabungen in Herculanum und Pompeji. Am 6. September starb im Stifte St. Florian (Oberösterreich) der um die Archäologie verdiente Chorherr Joseph Gaisberger, am 8. der Philosoph Professor Schlesphake in Heidelberg, am 13. der besonders als Geograph ausgezeichnete Gelehrte H. A. Daniel in Leipzig, am 16. in Prag der böhmische Archäologe Wocel, am 23. October der Geograph Roderick Impey Murchison in London; am 24. December der hochbetagte und berühmte Augenarzt Jäger v. Jarthal in Wien.

Ferner seien noch erwähnt: Der Physiolog Professor Schulz-Schultzenstein in Berlin, Anatom Dr. J. Hyrtl in Erlangen (erster jüdischer Professor), die Botaniker Berth. Seemann in Nicaragua und Professor Lanzius-Beninga in Göttingen, der Geognost Guill. Lejean, die Mathematiker Ch. Babbage, Verfasser der Logarithmen-Tabellen der natürlichen Nummern von 1—100,000, und Aug. de Morgan in England, der Philosoph Dr. Ueberweg in Königsberg, der spanische Nationalökonom Ramon de la Sagra, der Philolog Ed. Munk in Glogau. (Schluß folgt.)

## Miscellen.

In Bezug auf ein neu entdecktes Urnenfeld und die Pfahlbauten bei Luissowo theilt der in diesem Fache und in der Ethnologie bewanderte Gelehrte Richard Andree folgenden Bericht mit: Beim Urbarmachen einer etwa 8 preuß. Morgen großen Fläche bei 2 Meilen von Posen entfernten Rittergutes Luissowo, die als sanfte Abdachung zum Luissowoer See abfällt, stieß der Pflug in der Tiefe von nur einem Fuß sehr häufig auf Feldsteine. Aufmerksam hierdurch gemacht, ließ der Eigenthümer des Gutes, hr. Boas, weiter nachforschen und stellte Ausgrabungen an, welche die interessante Thatsache constatirten, daß die ganze acht Morgen große Fläche ein großes Urnenfeld berge. Die Urnen standen reihenweise und zwar jede Reihe von der nächsten etwa 7 Fuß entfernt. Im Ganzen zählte man etwa 100 Reihen und in jeder Reihe ungefähr 100 Urnen, so daß eine Gesammtzahl von mindestens 10,000 Urnen aufgedeckt wurde. Die Urnen waren von verschiedener Größe, von großen, die drei Fuß im Durchmesser hatten, aber sämmtlich zerfielen, bis zu kleinen von ½ Fuß Durchmesser herab. Alle waren aus ungeschlemmt, schwarzem, glimmerhaltigem Thon gefertigt. In der Gestalt und den aus rohen eingekratzten Linien bestehenden Verzierungen unterscheiden sie sich in nichts von den gewöhnlichen Graburnen. Vorherrschend waren die kleinen bis ¾ Fuß hohen Urnen, nur hin und wieder stieß man auf die größeren von drei Fuß Durchmesser. Sämmtliche Urnen waren mit Steinen umlegt und überdeckt. Hr. Boas hat Angeben gefunden, daß das Urnenfeld sich noch weiter fortzieht und in gleicher Weise sich nochmals wiederholen dürfte. Der Inhalt der Urnen bestand aus Knochenasche, die in so gewaltiger Menge vorhanden war, daß sie zur Düngung verwandt werden konnte. Von Waffen, Geräthschaften u. s. w. wurde nichts gefunden, nur unter der Oberfläche zahlreiche Brandstellen. Behufs einer Regulirung und um Land zu gewinnen, ließ Hr. Boas den Luissowoer See theilweise ab, und beim allmäligen Sinken des Spiegels zeigte sich eine große Anzahl Pfähle. Im Ganzen wurden achtzig regelmäßig gestellte Pfähle von durchschnittlich 8 bis 10 Zoll Durchmesser gezählt. Mit dem Lande waren sie durch eine Reihe Pfähle verbunden, welche wohl eine Brücke getragen haben.

## Charade.

Es flimmern die Aeugen mit festlichem Glanz,
Die Tochter erfreut sich am wirbelnden Tanz,
Ob Vater auch wünschet zu Hause zu sein
Und Mütterchen müde schon lange schlief ein.
Doch endlich da reißt die Geduld dem Papa,
Er spricht zu der Tochter: „Denk' an die Mama,
Der Armen thut wahrlich die Ruhe sehr noth
Und Du, meine Liebe, Du tanzest Dich todt.
Drum muthig zur Ersten die letzten zwei spricht,
Damit sich Dein Vater nicht gräme um Dich."
„Ach Vater", versetzet die Tochter geschwind,
Du machest unglücklich Dein einziges Kind!
Im ahnenden Busen mein Herz mir sagt,
Daß, ob ich ihm liebe, mein Tänzer bald fragt.
Doch wenn ich jetzt gerade muß gehen nach Haus,
Wer weiß, ob er später die Frage spricht aus.
Dann hab ich verloren ein himmlisches Glück
Und thu' mir ein Leid mit entschlossenem Blick.
Drum, eh' ich ein Stoff zu dem Ganzen Dir werd',
Laß mein Flehen um Bleiben nicht unerhört!

**Auflösung der Charade in Nr. 155:**
Schneeball.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 7. Speyer, Dienstag, den 16. Januar 1872.

### * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.
Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Viele schwärmen für diesen Wald, durch welchen der Naturfreund einst zum See mußte, als ihn die Eisenbahn noch nicht an dessen Ufern absetzte. Auch heute wallfahrtet in dem kühlen Waldgrund, wer glücklich sein will. Dann rauscht es in der Blätterdecke; zwischen den eisengrauen Buchenstämmen schweben, schwärmenden Elfen gleich, unter dem Pfingstgrün hin geschmeidige Gestalten in leuchtenden Gewändern, schöne Mädchen, Blumen pflückend, Waldmeister suchend oder den Inhalt der duftenden Bowle kredenzend. Und mir hatte in solchen Tagen sich einst die Schönste derselben zugeneigt mit glücklichem Lächeln, daß ich Liebe trank aus ihren dunkeln Augen und rothen Lippen. Das war vor Jahren. Und nun war sie gestern Abend in der Stadt an mir vorüber gefahren, hatte mir huldreich über das Wappen ihres Gemahls zugenickt, und ich hatte höflich den Hut gezogen: Guten Abend, gnädige Frau!

Hügel auf, Hügel ab führte noch der schattige Steg. Nun war es still worden, still im Waldthal und auf den Höhen, wo unter Moos und Schutt versunkene Trümmer lagen, wie mein vergangenes Glück hinter verlorenen Tagen. In meinem Innern rührte sich eine klagende Stimme: „Du hast mich zu Grunde gerichtet!“ Aber die Natur gewährte ihren Balsam und ihren Trost. Je weiter ich in der Waldeinsamkeit vordrang, desto mehr verstog der Heine'sche Jammer. Unter und neben mir orgelte der kleine Fluß, aus der grünen Waldestiefe tönten die Psalmenstrophen der Amsel, Millionen Blätter wisperten mit. Und diese Stimmen störten die feierlich waltende Ruhe nicht, sondern machten sie erst gleichsam wahrnehmbar.

Da drang ein lauter Ruf durch die Stille:

„Bertha! Bertha!“

Die Worte hatte ich deutlich vernommen, konnte jedoch nicht unterscheiden, aus welcher Richtung sie kamen. Stehenbleibend sah ich mich um, bemerkte aber Niemand, weder von wem sie ausgegangen waren, noch wem sie galten. Die frühere Ruhe waltete über dem schattigen Laubwald. Dem Klange nach mußte der Ruf entweder von einem kleinen Knaben oder von einem noch nicht erwachsenen Mädchen ausgegangen sein, und ich harrte eine Weile auf der Stelle, ob mir nicht etwa ein Geräusch in der dürren Blätterdecke die Richtung anzeige, woher die Worte erklungen waren. Aber es regte sich nichts weiter als das murmelnde Wasser unten und das Flöten der Amsel in der Ferne, — im Uebrigen umfing mich das stumme Geheimniß des Waldes.

Hatte eine Elfe nach ihrer Königin gerufen?

Meine Gedanken hingen sich nämlich an den schönen deutschen Namen selbst, den Namen der lichten Göttin unserer Väter, die unter manchfacher Wandlung als Frau Berchte und Königin Bertha, als wohlthätige und zürnende Fee in unserm Sagen- und Märchenschatze auftritt. Von je fühlte ich mich zu der poetischen Tradition unsers Volksglaubens hingezogen. Nun aber fiel mir ein, daß ich auf dem klassischen Boden der Sage stand. Liebliche Ueberlieferungen schwebten mir vor von der Königin Bertha, welche in dieser Landschaft in Verborgenheit gelebt und geliebt habe und ihren Schwanenfuß, das Kennzeichen ihrer göttlichen Natur, oft genug in die klare Welle des Flüßchens getaucht haben mag, bis König Pipin auf der Jagd sie gefunden. Und war der Wald, der Fluß nicht noch derselbe, — lag die Sonne nicht eben so golden auf den Wipfeln und der schattige Gang hier unten wie gefeit in der Mittagsstunde?

Mit einem weiteren Schritt war ich um eine Waldecke gebogen und, wie mir schien, nun völlig in die Zeit versetzt, da noch Königin Bertha spann. Denn jenseits des Flüßchens, das hier die Wurzeln einer mächtigen Buche umspülte und murmelnd über Steine und Kiesel rieselt, stand über das Ufer geneigt eine jungfräuliche Gestalt, die sich hell und leuchtend auf dem grünen Hintergrund des Waldes abhob. Während sie sich mit der rechten Hand an einem überhängenden Baumzweig hielt, stand der eine Fuß auf einem Steine im Flusse und mit der Spitze schon im Wasser. Ihre gelben Haare zurückschüttelnd, hob sie mit der Linken ihr Gewand nur so weit, daß der Saum nicht in die Welle hing.

So verharrte die Erscheinung in lauschender Stellung. Ihr Blick lag spähend auf meinem Wege, als ob sie durch das Gemurmel des Flusses hören

Digitized by Google

wolle, wenn Schritte sich nahen, während ein fast herber Zug um ihren schönen Mund spielte, als überlege sie augenblicklich noch die Ausführbarkeit eines von ihr gefaßten schweren Entschlusses.

Der unerwartete Anblick hatte mich so überrascht, daß ich athemlos stehen blieb und mich nicht rührte. Noch verbargen mich ihr die vorspringenden Zweige einer Hecke, während ich selbst durch dieselben aus ziemlicher Nähe mich an der Schönheit und dem geheimnißvollen Reiz der Erscheinung weiden konnte. Es war ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, in hellem, wallendem Gewande. Sie hatte mich noch nicht bemerkt, obgleich ihre hin und her leuchtenden Augen verriethen, daß sie etwas in der Nähe ahnte, was ihr unwillkommen war.

Und was sollte ich thun? Vortreten, sie verscheuchen oder mindestens in Verlegenheit setzen, — oder die Schöne ihrem Vorhaben, von welchem ich übrigens noch keine Ahnung hatte, überlassen und behutsam umkehren? Wollte sie vielleicht über das Wasser, und hatte ich dann als artiger junger Mann nicht die Verpflichtung, ihr hilfreich beizuspringen?

Während ich so überlegend verharrte, rief es nochmals laut und näher den Namen Bertha, worauf die Unbekannte rasch den Fuß, der schon vom Wasser benetzt worden, zurückzog und auf den Rasenrand des Ufers setzte. Es war kein rother oder gelber Schwanenfuß, — es war ein zierlicher, feinbeschuhter, kleiner Damenfuß, wie ich ihn selten schöner gesehen hatte. Drauf rauschte es im Gebüsch, und ein junges, reizendes Wesen rutschte am Rasenhang aus dem Walde hernieder, indem es einen Strauß gepflückter Waldblumen fest in der Hand hielt. Die Kleine mit ihren lichten Locken hatte so viel Aehnlichkeit mit dem größeren Mädchen, daß man sie alsbald für Geschwister erkannte, ein Verhältniß, welches auch schon aus den kindlichen Vorwürfen der Kleinen erhellte, daß die Schwester ihren Ruf nicht beantwortet habe.

„Und warum läufst Du mir denn immer davon, Bertha!“ hörte ich durch das Murmeln des Flüßchens, während einige weitere Worte von mir nicht verstanden werden konnten.

Ohne Entgegnung nahm Bertha ihr Schwesterchen bei der Hand, sah sich nochmals flüchtig um, wobei sich ihre Miene noch auffallender verdüsterte, und verschwand dann im Gebüsch, aus welchem die Silberstimme des jüngeren Mädchens nur mehr leise herüber klang.

War ich zuletzt doch noch bemerkt worden?

Lebhaft mit dem kleinen Abenteuer beschäftigt, schritt ich auch wieder weiter. Die Erscheinung der schönen Unbekannten unter den eigenthümlichen Umständen hatte einen tiefen Eindruck hinterlassen. Wer war sie? Was hatte sie vor? So sehr ich beim Fortwandern meine Augen anstrengte, um durch die Hecken und Lücken des gegenüber liegenden Waldes nochmals die geheimnißvolle Gestalt zu erblicken, konnte ich doch keine Spur mehr von ihr entdecken. Der Wald schien sie sammt dem Schwesterchen verschlungen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

## Programm für die III. Pfälzische Industrie-Ausstellung, 1872.

I. Ort und Zeit der Ausstellung:

§ 1. Die Ausstellung pfälzischer Gewerbs- und Industrie-Erzeugnisse findet in Kaiserslautern in den Räumen der Fruchthalle und innerhalb der freien Plätze ihrer Umgebung statt, welche dann durch Abschluß dem öffentlichen Verkehr entzogen werden.

§ 2. Die Eröffnung der Ausstellung ist auf Sonntag, den 14. Juli 1872 und ihre Dauer bis gegen Ende September festgesetzt.

II. Anmeldung und Einsendung der Ausstellungs-Gegenstände.

§ 3. Diejenigen Gewerbetreibenden und Fabrikanten, welche die Ausstellung beschicken wollen, haben sich bei dem Specialcomite in ihrem Bezirksamts-Hauptorte, welches auf Veranlassung des Centralcomite's und unter Mitwirkung der kgl. Regierung gebildet wurde, anzumelden. Sie erhalten durch Vermittlung desselben Programme und Anmeldetabellen, welch' letztere sie in den einzelnen Rubriken auszufüllen und spätestens bis 1. Februar 1872 dem Specialcomite wieder einzuhändigen haben. — Sollte eine Vermehrung der Specialcomites gewünscht werden, so steht dem kein Hinderniß entgegen; das Centralcomite ist aber von der Constituirung neuer Comites und der Zahl und den Namen der Mitglieder in Kenntniß zu setzen. — Sämmtliche bei den Specialcomite eingelaufene Tabellen sind durch deren Vorstände dem Centralcomite spätestens bis 1. März zu übersenden. Nachträgliche Anmeldungen müssen direct beim Centralcomite gemacht werden und können nur dann noch Berücksichtigung finden, wenn es die Verhältnisse gestatten. Schriftliche Anfragen und Zusendungen sowohl bei den Specialcomite, als auch beim Centralcomite haben portofrei zu geschehen.

§ 4. Alle für die Ausstellung bestimmten Gegenstände sind bei der Versendung an das Centralcomite der III. Pfälzischen Industrie-Ausstellung zu adressiren und innerhalb der Tage vom 15. bis letzten Juni 1872 entweder direct und einzeln oder in Gesammtsendung durch Vermittlung des Specialcomites fracht- und spesenfrei hierher zu liefern. — Sendungen, die nach Ablauf dieses Termines eintreffen, können nur dann noch angenommen und ausgestellt werden, wenn es die Zeit und der Raum in den Ausstellungslocalen gestattet. — Drei Wochen nach dem Schlusse der Ausstellung müssen alle Gegenstände aus den Ausstellungsräumen entfernt sein. — Das Centralcomite wird rechtzeitig Schritte thun, um für den Transport der Ausstellungsgüter per Eisenbahn ermäßigte Frachtsätze zu erwirken, und hiervon die Aussteller durch die Specialcomite, oder

Digitized by Google

durch Bekanntmachung in öffentlichen Blättern benachrichtigen.

III. Bestimmungen über die Ausstellung, den Eintritt ꝛc.

§ 5. Zur Ausstellung eignen sich alle Gegenstände, welche in der Pfalz gewerbs- oder fabrikmäßig hergestellt werden, selbst solche von gröbster Zurichtung.

Es dürfte jedoch darauf zu achten sein, daß sichdieselben durch Zweckmäßigkeit, Gebiegenheit und Preiswürdigkeit, oder durch Neuheit und Originalität, oder durch geschmackvolle künstlerische Formen, oder durch vereinfachtere Proceduren bei der Herstellung — namentlich durch Maschinen oder selbsterfundene Verbesserungsweisen —, oder endlich durch die Massenhaftigkeit ihrer Production auszeichnen; übrigens betont man, daß man in der Ausstellung weniger Pracht- und Schaustücke, als vielmehr courante Artikel vertreten zu sehen wünscht. — Von der Ausstellung ausgeschlossen sind feuergefährliche und explodirende Producte, sowie Gegenstände, die während der Ausstellung dem Verderben ausgesetzt sind. — Gegenstände, die erwiesenermaßen von dem betreffenden Aussteller nicht selbst fabricirt worden sind, werden aus der Ausstellung entfernt und auf dessen Kosten zurückgesandt. — Um die Herstellung der Gewerbs- und Fabrikerzeugnisse durch ihre verschiedenen Stadien hindurch zu veranschaulichen und so die Ausstellung anregender und belehrender zu machen, wird gewünscht, daß die zur Verarbeitung von auswärts bezogenen Rohprodukte und Halbfabrikate, sowie zur Herstellung verwendete Werkzeuge und Maschinen, — letztere etwa in Modellen — den verfertigten Producten beigefügt werden. — Nichtpfälzische Erzeugnisse werden nur für die 13. und 14. Gruppe (§. 6) zugelassen.

§ 6. Die Ausstellungsgegenstände sollen in nachstehende 14 Gruppen geordnet und demgemäß nach Thunlichkeit aufgestellt werden.

1. Gruppe. Mineralische Rohstoffe und Halbfabrikate, Cemente ꝛc. 2. Gruppe. Pflanzische und thierische Rohstoffe und Halbfabrikate, Weine, Genußmittel ꝛc. 3. Gruppe. Irden-, Porzellan-, Steingut- und Glaswaaren. 4. Gruppe. Feinere Metallwaaren. 5. Gruppe. Feinere Holzwaaren, Kurzwaaren verschiedener Art. 6. Gruppe. Garne, Gewebe, Geflechte, Posamentierarbeiten, Bekleidungsgegenstände ꝛc. 7. Gruppe: Leder, Leder- und Sellerwaaren und Verwandtes. 8. Gruppe. Papier-, Buchbinder-, Portefeuille-, Cartonnagearbeiten ꝛc. 9. Gruppe. Arbeiten der vervielfältigenden Kunstgewerbe. 10. Gruppe. Chemische Erzeugnisse. 11. Gruppe. Instrumente, Apparate und Modelle. 12. Gruppe. Werkzeuge und Maschinen, landwirthschaftliche Geräthe, Wagen, grobe Holz- und Metallwaaren. 13. Gruppe. Feuerwehr-Utensilien. 14. Gruppe. Lehrmittel und Schulgeräthe, sowie graphische und plastische Arbeiten von Schülern technischer Anstalten.

§ 7. Das Centralcomite entscheidet über die Zulässigkeit der eingesandten Ausstellungsgegenstände unter Berücksichtigung der §§ 3, 4 und 5 und kann zu dem Zwecke Sachverständige beiziehen. — Es trägt Sorge für die geeignete Aufstellung der eingesandten Gegenstände, sofern diese nicht vom Aussteller bewerkstelligt werden will, oder der Natur der Gegenstände gemäß besorgt werden muß, worüber das Centralcomite endgiltig zu entscheiden hat; auch beschafft es die nöthigen Tische, Gerüste, Draperieen, wofür jedoch pro Quadratmeter Boden- oder Wandfläche bedeckten Raumes 15 kr. und pro Quadratmeter unbedeckten Raumes 6 kr. von jedem Aussteller für die Dauer der Ausstellung zu vergüten sind. — Sollen Apparate, Maschinen ꝛc. durch Dampf oder andere Kräfte in Bewegung oder Betrieb gesetzt werden, so ist dies gleich bei der Anmeldung anzugeben, und sind die hierzu nöthigen Anordnungen mit Genehmigung des Centralcomite's vom betreffenden Aussteller selbst zu treffen.

§ 8. Das Centralcomite übernimmt die Garantie für Verluste und Beschädigungen der ausgestellten Gegenstände durch Feuer nach Maßgabe des in der Anmeldetabelle declarirten Werthes, jedoch nur für die Zeit vom Empfange derselben bis zum Schlusse der Ausstellung resp. der in § 4 festgestellten Abholungsfrist. Das Centralcomite macht sich ferner verbindlich, für nachweislich in Empfang genommene und etwa abhanden gekommene Ausstellungsgegenstände den effectiven Ersatz zu leisten; auch wird es durch zweckmäßige Schutzmittel Beschädigungen der ausgestellten Gegenstände durch Sonnenlicht, Staub, Bruch beim Aus- oder Einpacken möglichst vorbeugen, ohne jedoch für Letzteres eine Garantie zu übernehmen.

(Schluß folgt.)

## Todtenschau für das Jahr 1871.

(Schluß.)

Die bildende und darstellende Kunst verlor gleichfalls eine Anzahl von hervorragenden Größen. Der Reigen beginnt mit Eugen Eduard Schäffer, dem berühmten Kupferstecher, der am 8. Januar in Frankfurt starb. Der 9. Februar beklagt den Tod von Moriz v. Schwind in München; am 23. desselben Monats verschied der Bildhauer Schenk, ein Jünger Rietschels, in Dresden. Der 7. März bezeichnet den Todestag Ludwig Löwe's, der 4. April den des berühmten Schlachtenmalers Peter v. Hess. Am 26. April verschied eine musikalische Celebrität Belgiens, der Director des Conservatoriums in Brüssel, Fetis; am 14. Erasmus v. Engert, Director der Gemäldegallerie des Belvedere in Wien; am 27. in Neapel der Pianist Sigmund Thalberg. Am 11. Mai verlor die Tonkunst Auber in Paris; im selben Monat verschied auch der bekannte Silhouetten-Zeichner Paul Konewka. Am 17. Juli starb der berühmte Pianist Karl Tausig in Leipzig; am 8. August der Düsseldorfer Genremaler Lüdemann; am 17. September in Hamburg Heinrich Marr, der Nestor der deutschen Dramaturgie; am 25. October der Bildhauer Benedetto Cacciatori, ein Schüler Canova's.

Die Reihen der Dichter und Schriftsteller sind stark gelichtet worden. Am 15. Januar starb in Hannover der Gründer der „Deutschen Volkszeitung", Eckenreich Eichholz, am 20. in Paris der bekannte Romanschriftsteller Ponson du Terrail. Am 1. Februar starb der Aesthetiker und Literar-Historiker Ludwig Eckardt; am 4. der Reiseschriftsteller Fürst Pückler Muskau, 85 Jahre alt, am 10. März der Schriftsteller Karl August Lewald in München, am 28. der Schriftsteller Graf Adalbert Baudissin in Wiesbaden. Am 9. April verschied in Berlin der Dramaturg Heinrich Theo-

Digitized by Google

vor Rötscher, am 16. der socialistische Schriftsteller Pierre Leroux in Paris, am 22. der Dichter Melchior Meyr in München, am 28. in Wien Botzetti jr. Brantner (Leo Wolfram), am 7. Mai der Kritiker und Feuilletonist Robert Heller in Hamburg. Am 22. Juni starb in Wien Eligius Freiherr von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm), wenige Tage vorher einer der bekanntesten Wiener Publicisten, Joseph Luvora, am 22. der bekannte Lustspieldichter Karl Töpfer in Hamburg, am 30. Paul de Kock in Paris, im December die Schriftsteller Wilhelm Häring (Willibald Alexis) und Bernhardt Scholz. Angeführt seien noch Th. Goßmann, der Verfasser der „Schwabenstreiche", W. v. Plömnes, G. Frhr. v. Blomberg in Weimar, Th. W. Robertson in London, Arved Aug. Afzelius in Stockholm.

Von bekannten Männern der Industrie und Börse starben: am 10. Januar der Erfinder der Dampfwuchtbrückenpresse, August Appelgath in England, im Juni Jules Mirès in Paris, am 12. Juli der Ingenieur Germain Sommeiller in Turin, der sich im Mont-Cenis-Tunnel verewigt hat, am 23. December Baron J. Königswarter in Wien.

Endlich seien noch erwähnt: Redeker, Vertrauensmann des hannover'schen Bauernbundes, August Becker in Cincinnati, 1848 mit Struve und Hecker zu 8 Jahren Gef. verurtheilt, kannt begnadigt, später nach America ausgewandert, Pastor Herm. Heinr. Riemann zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz, Mitglied der Burschenschaft und Festredner auf dem Wartburgfeste von 1817, Förster Bradlow, Führer eines schleswig-holsteinischen Freicorps 1848, George Wilson, ehemaliger Präsident der Anti-Corn-Law-Liga, Sir Thom. Buckland, beim schon bei Scheiten als einem Wohlthäter ein Standbild errichtet wurde, Georg Hudson, der einst berühmte Eisenbahnkönig, der Tischlersessenhäuptling Schamyl zu Medina, der Schlossermeister Peter Mosner, der erste in Athen eingewanderte deutsche Handwerker.

Ein sehr hohes Alter erreichten: Der französische Dichter Emile Deschamps 90 Jahre; der Pf. A. v. Haugel in Holstland, der dänische Conferenzrath Emil Christian Borlauf und der preuß. Hauptm. v. Treptow 91 Jahre; der Ballettmeister Ph. Taglioni (starb zu Como) und der württembergische Kammerherr K. Fr. v. Gemmingen-Bornseld, wahrscheinlich der letzte Karlsschüler, 93 Jahre; die Erbgroßherzogin Auguste von Mecklenburg-Schwerin, 94 Jahre; Lambert, Secretär des Revolutions-Ausschusses Jeanmier-Tinville, 97 Jahre; endlich Jak. Fournois in Kansas-City, 134 Jahre.

## Miscellen.

Ueber den Stand des Dombaues in Köln theilt die „Köln. Ztg." Folgendes mit: Der Aufbau des südlichen Hauptthurmes ist bis zur Höhe von 210 Fuß gediehen und überragt somit bereits den Dachfirst. Zugleich wurden die Vorbereitungen zum ferneren Aufbau bis nahezu an das Hauptgesims der dritten Thurmetage getroffen, so daß im nächsten Frühjahr ohne Zeitverlust energisch vorgegangen werden kann. Es wird in der That die Aufgabe des Jahres 1872 sein, die Versäumnisse der letzten zwei Baujahre nachzuholen, was denn auch eine reichlichere Verwendung der vorhandenen und noch aufzommenden Baugelder bedingen wird. Fliegen dieselben so ergiebig, wie zu hoffen steht, so werden beide Thürme bis zum Schlusse der Bauzeit die Höhe von 210 Fuß erreicht haben, also die Linie, von welcher ab die Thürme ins Achted übergehen und sich in ihren Dimensionen wesentlich verjüngen. Vermöge dieses letzteren Umstandes wird der Aufbau vom Jahre 1873 an bedeutend schneller fortschreiten und der jährliche Höhezuwachs viel sichtbarer sein. Jahre sollen. Bei einer Höhe von 300 Fuß beginnen die großen steinernen Helmspitzen, die bei einer Höhe von circa 200 Fußschließlich in den beiden letzten Baujahren ihrer Vollendung entgegengeführt werden. Wer täglich die große Zahl der mittelst Dampfkraft emporgehobenen künstlich bearbeiteten Bausteine gesehen und in den Bauhütten zwischen den tüchtig schaffenden Werkleuten umherwandelt, dem wird es klar, daß wir der Vollendung des großen nationalen Bauwerks in nicht ferner Zeit entgegensehen dürfen.

(Rheinschiffahrt.) Dem eben im Druck erschienenen statistischen Jahresbericht der Central-Commission für die Rheinschiffahrt, welcher die beiden Jahre 1869 und 1870 umfaßt, entnehmen wir folgende Angaben: In Folge der allmäligen Herabsetzung und der schließlichen Beseitigung aller Schifffahrtsabgaben, sowie in Folge der fortwährenden Verbesserung der Fahrbarkeit des Rheines, für welche ein großer Theil der in den gedachten beiden Jahren für Strom- und Uferbauten verausgabten 13½ Million Frcs. aufgewendet worden sind, hat die Zahl der Dampfschiffe und der größeren Segelschiffe seit den letzten zwanzig Jahren überall, am meisten auf der preußischen Stromstrecke, bedeutend zugenommen. Die kleineren Schiffe bis zu 2499 Ctr. Ladungsfähigkeit haben sich um 29 pCt. verringert, die größeren von 2500 Ctr. an um 78 pCt. vermehrt. Die Zahl der Dampfer hat um 47½ pCt. zugenommen, die der Pferdekraft um 34½ pCt. Die Schnelligkeit der Bewegung hat sich mehr denn verdoppelt. Der Rhein erscheint den Eisenbahnen gegenüber durchaus concurrenzfähig. Im Sommer gelangen Güter von London nach Mannheim-Ludwigshafen mit Schnellbooten oft in 6 Tagen, von Rotterdam in 4 Tagen und in normalen Zeiten immer noch um niedrigere Frachtsätze als per Bahn.

— Zeitgemäße Wiederholung zweier Anecdoten. 1. Am französischen Hofe tragte einst ein politischer Schwätzer, der das Unglück hatte, triefende und schielende Augen zu besitzen, den Prinzen Soubise, wie es mit den öffentlichen Angelegenheiten stehe. Der Prinz antwortete achselzuckend: „Wie Sie sehen." — 2. Zur selben Zeit kam ein bei der Beförderung übergangener Beamte zu dem eben fallenden Minister um sein Verrücken zu betreiben. „Ich hab e Niemand bei Hofe", sagte er, „der sich meiner annähme und muß mich ganz auf Ew. Excellenz und unsern lieben Herrgott verlassen." — „Ja", sagte der Minister, „da verlassen Sie sich gerade auf zwei die jetzt am allerwenigsten bei Hofe gelten.

Sammlern von komischen Inseraten und Druckfehlern dürften wohl folgende Beiträge willkommen sein: „Das amtliche Organ für den Kreis und die Stadt Halberstadt, „Halberstädter Intelligenzblatt und Zeitung", enthält folgende Annonce: „Gebäte Handschuhnäherinnen sucht fortwährend und zahlt pro Dutzend ein Thaler C. W. Böckel, Lichtwerstraße 5." — Im „Berl. Intelligenzblatt" war jüngst zu lesen: „Morgen früh werde ich mit einem leeren Wagen, in dem sechs Personen Platz haben, nach Oranienburg abfahren. Wer mit will, kann sich melden ꝛc." — In der Berliner „Volkszeitung" vom 8. December 1871 that einer Folgendes zu wissen: „Eine Coulissen-Zusammenhängerin, welche auch anschmieren kann, findet gute und dauernde Beschäftigung bei R. Lochbaum, Dresdenerstr. 38."

Ueber die oft discutirte Frage, welches Alter die Cigarren haben müssen, um rauchbar zu sein, schreibt der „Boston-Spectator": die Cubaner lieben eine frische Cigarre. Ihre Arbeiter rauchen die Cigarren sofort nach der Fabrikation. Wenn man einen gewissen wohlbekannten und wegen seiner Havannah-Cigarren berühmten Cigarrenladen in New-York besucht und dort eine Cigarre kauft, wird der höfliche Cubaner zuvörderst mit großer Bedächtigkeit die Cigarren an sein Ohr halten. Fragt man ihn, weshalb er dies thue, so antwortet er: „um zu sehen, oder besser gesagt, zu hören, welchen Grad von Trockenheit sie besitzt. Wenn zu trocken, wird sie krachen. Eine frische Cigarre ist weich und macht kein Geräusch." Bei unserem Klima genügen 2—3 Wochen, um der Cigarre die benöthigte Trockenheit zu geben, eine längere Zeit macht sie nicht besser.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 8. Speyer, Donnerstag, den 18. Januar 1872.

### * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

#### Zweites Capitel.

So ging ich in nachdenklicher Unruhe dahin, seltsam erregt und angemuthet von dem Erlebten. War ich ohnehin schon in der Stimmung gewesen, Ungewöhnliches auf mich wirken zu lassen und auch das Gewöhnliche in ein poetisches Zauberlicht zu setzen, so erschien mir jetzt die Begegnung des schönen Mädchens in der passenden landschaftlichen Umgebung als etwas besonders Ahnungsvolles. Ich rief mir ihr Bild vor die Augen, und es gewann immer geheimnißvolleren Glanz. Nur der herbe, entschlossene Ausdruck, die zusammengepreßten Lippen brachten etwas Fremdes in das Bild, das mir nun Anlaß zu wachen Träumereien bot.

Ganz versunken in dieselben, beachtete ich den Hall von nahenden Schritten hinter mir nicht weiter, bis mich eine fast brüllende Stimme aufschreckte, welche das Echo im Waldthale weckte.

„Hollah! Nehmen Sie gute Gesellschaft mit!“ schrie der Mensch, der nun rasch hinter mir drein kam. Ich erkannte, nicht eben zu meiner Freude, einen Kunstgenossen, der munter auf mich losschritt und mir schon aus einiger Entfernung zurief: „Ohne den verfluchten Bengel hätte ich Sie schon längst eingeholt, Fischer. Denken Sie, der kleine Farbenreiber, das „Früchtl“, das Sie in der Academie geschaßt haben — ein Haupthallunke, der noch am Galgen baumeln wird — ist wieder auf seinen Schlichen durch den Wald an den See, um den armen Vögeln die Hälse umzudrehen und die Fischnetze zu leeren. Ich ihn erblicken und nach; er reißt aus wie ein Wiesel durchs ärgste Dickicht und schickt mir einen Gruß zu, den ich gar nicht nachsagen mag. Wie ich halb zerrissen durch das Gestrüpp komme, steht er hoch oben und dreht mir eine Nase. Ich kann ihm nur die Faust zeigen und trolle mich wieder auf den Weg hinunter. Sie sehen mich noch ganz außer Athem.“

Aber schreien konnte der Gute doch noch. Ich ärgerte mich nur darum etwas weniger über seine Begegnung in dieser Stunde, weil ich doch jetzt von anderer Seite aus meiner Versunkenheit gerissen worden wäre. Seitwärts im Walde, jenseits des Flüßchens, lagerte nämlich fröhlich plaudernd und scherzend eine kleine Gesellschaft von Herren und Damen. Sie würden meine Aufmerksamkeit wohl stärker beschäftigt haben, wenn mich nicht mein neuer Begleiter in einer Weise in Anspruch genommen hätte, die mich im Moment sehr belästigte. Er hieß Schmidt und lebt jetzt wieder als Zeichenlehrer in seiner Heimath, dem mittleren Deutschland. Alten Turnergewohnheiten fröhnend, benutzte er bei seinen Ausflügen nie die Eisenbahn, und war auch heute in der Sommerhitze von der Hauptstadt hergelaufen, um den See zu erreichen. Das war nun an und für sich lobenswerth, aber was ging er und der Gruß, der ihn ärgerte, jetzt mich an? Sonst hätte ich vielleicht nichts gegen seine Gesellschaft gehabt; aber in meiner Stimmung, von der ich mich überhaupt sehr abhängig gemacht hatte, war er mir höchlichst unwillkommen.

Ich hatte mich darauf gefreut, die kurze schöne Strecke der sich verengenden malerischen Schlucht des Mühlthals ganz für mich in Muße zu genießen, — und wir standen jetzt gerade vor dem Eingang derselben. Die Menschen sind stets zur Hilfe bereit, wenn wir keiner bedürfen, und Schmidt erbot sich, mir den Weg zu verkürzen, der mir ohnehin schon zu kurz däuchte. Seine Begleitung schien mir sehr entbehrlich. Doch war er ein so naiver und gutmüthiger Plauderer, daß er sich durch meine Mienen und Andeutungen nicht abschrecken ließ, munter an meiner Seite zu bleiben, während ich that, als könne ich mich nicht trennen von dem Anblick der Mühle, des rauschenden Wehrs und der Thalhütten, die allerdings unvergleichlich schön im kühlen Grund sich bergen.

„Ja, ja, das ist Alles wie gemalt“, sagte mein Begleiter geduldig, ohne an Abschied zu denken. „Aber Sie sehen es an, als ob Sie sich darüber ärgerten. Was ist Ihnen, Fischer? Sie sind nicht recht bei Laune, sehe ich. Oder he? Hat's Ihnen die Nixe angethan, die vorhin dem Wasser entstiegen?“

„Eine Nixe? Wo?“ fragte ich unwirsch, jedoch erstaunt.

„Da hinten“, sagte er und deutete über die

Digitized by Google

Schulter den geschlängelten Fluß hinunter in den Wald, aus dem wir gekommen waren. „Da hinten an der großen Buche, wo die Würm über das Gestein rinnt. Sie müssen ja aus nächster Nähe Augenzeuge gewesen sein."

„Haben Sie sie auch gesehen?" fragte ich jetzt mit angelegentlichem Interesse, indem ich den Fuß zum Weiterwandern vorsetzte und den Arm meines Nachbars vertraulich berührte, womit ich ihn gleichsam einlud, mit mir zu gehen.

„Nur flüchtig und aus ziemlicher Entfernung", war seine Antwort, als er nun rüstig neben mir her schritt. „Ich wollte Ihnen eben zurufen, auf mich zu warten, als die Erscheinung auftauchte und wieder verschwand. — War sie schön, Fischer?" setzte er vertraulich fragend hinzu.

„Sehr schön!"

„Nicht wahr, blasses Gesicht, gelbes Haar, weißes wallendes Gewand?"

„Allerdings. Aber wie konnten Sie das Alles bei flüchtigem Anblick aus der Ferne unterscheiden?"

„Ich konnte es vielleicht auch nicht", sagte er, „aber ich weiß ja, wie die Nixen aussehen."

„Sie wissen das? Thun Sie doch wirklich, als ob Sie schon welche gesehen hätten", bemerkte ich. „Das schöne Mädchen trug allerdings ein helles langes Kleid vom modernsten Zuschnitt. Aber unten im Nixenlande hält man doch wohl keine Modejournale."

„Nun, deswegen!" machte er. „Die Nixen kommen, wenn Sie sich einmal sehen lassen, immer im modernen Damenkostüm daher, wie man das in meiner Heimath wohl weiß."

Ich sah ihn von der Seite an, aber seine Miene hatte nichts Spaßhaftes, und so fing ich wieder an.

„Sie sagen das Alles so trocken, lieber Schmidt, als ob's Ihr völliger Ernst wäre. Auch ich bin romantisch genug gestimmt, um gerne an der Erscheinung einer Nixe fest zu halten. Aber die Dame gehört sicher zu der Gesellschaft, die dort seitwärts im Waldschatten lagerte."

„Vielleicht, vielleicht auch nicht", lautete seine Antwort. „Ich sehe nicht ein, warum auch wir Künstler solchen seltenen Begegnungen immer die nüchternste Erklärung geben sollen."

Hierin mußte ich ihm beistimmen, während ich mit ihm den Curven des Weges an den Windungen des Flüßchens hin folgte, aber nicht viel mehr von den Naturschönheiten des engen, kühlen Felsengrundes sah, weil mich der Gegenstand des Gesprächs allzusehr in Anspruch nahm und fesselte. Ich brachte nun den Einwand vor, daß die Flüsse und Seen hierlands solche holde, geheimnißvolle Geschöpfe nicht bergen, wie die thüringischen Wasser, und daß das Volk gegen die Alpen hin nichts von Nixen wisse. Dies jedoch bezweifelte er entschieden und meinte, man nenne sie nur anders, wobei er an das Donauweibchen erinnerte. Ich gab ihm zu, daß ich daran nicht gedacht und führte nun meinerseits die orakelnden Schwanjungfrauen des Nibelungenliedes an, welche zu Mehring unten bei Ingolstadt dem grimmen Hagen, der ihnen die Gewande geraubt, die unheilvollen Folgen des Donauüberganges weissagten. Auch der Königin Bertha mußte ich gedenken, die ihre Eisenmatur nicht verläugnen konnte und hier in diesem lauschigen Thale den großen Carl geboren haben solle. Mein Begleiter hörte mich dabei mit Befriedigung an.

„Nun sehen Sie!" sagte er. „Sehen Sie, — Die Schwanjungfrauen vor dem finstern Hagen — gäbe das nicht ein Bild, Fischer? Da sollten Sie sich einmal daran machen, aber mit Ernst. Und ebenso, von König Pipin im hellen Flüßchen überrascht, Bertha mit dem Schwanenfuß, den sie im Bilde natürlich verbergend unterlaucht. Da könnten Sie das vorhin Erlebte und unsere Thallandschaft hier prächtig verwenden. Ja, machen Sie sich daran, Fischer! Sie können, sobald Sie nur aufrichtig wollen. Ich sollte das Zeug haben, wie Sie, — da sollte die Welt einmal vom Christian Schmidt reden! Jetzt weiß sie so wenig von Ihnen, als von mir!" setzte er hinzu, während Schloß Leuchtenstetten aus den Bäumen auftauchte und wir die Brücke überschritten, welche an das Ufer von Petersbrunn führt.

(Fortsetzung folgt.)

## Programm für die III. Pfälzische Industrie-Ausstellung, 1872.

(Schluß.)

§ 9. Kein Gegenstand darf vor Beendigung der Ausstellung aus derselben zurückgezogen werden. Ueber Ausstellungsgegenstände, welche 3 Wochen nach dem Schlusse der Ausstellung aus den Ausstellungsräumen noch nicht entfernt sind, oder über welche bis dahin die betreffenden Aussteller keine Disposition getroffen haben, kann das Centralcomite nach eigenem Ermessen verfügen.

§ 10. Alle ausgestellten Erzeugnisse sind mit der Firma des Producenten zu versehen; Preisangaben stehen im Belieben der Letzteren. — Verkaufte Ausstellungsgegenstände müssen laut § 9 bis zum Schlusse der Ausstellung im Locale verbleiben. — Für die durch Vermittelung des Centralcomites oder der Gruppencommissäre abgeschlossenen Verkäufe sind von den Producenten 3 Proc. des Erlöses als Beitrag zur Deckung des Unternehmens an die Ausstellungskasse zu entrichten.

§ 11. Für den Besuch der Ausstellung wird zur Bestreitung der Kosten ein seiner Zeit durch das Centralcomite zu bestimmendes Eintrittsgeld erhoben. — Freien Eintritt haben nur die mit besonderen Abzeichen versehenen Mitglieder des Centralcomites und die Gruppencommissäre, die Inhaber von auf den Namen lautenden Karten (Mitglieder des Specialcomites und eingeladene Ehrengäste), dann die mit der Bedienung von Maschinen, der Beaufsichtigung oder Reinigung der Locale und Gegenstände ꝛc. beauftragten Bediensteten, welche Nummern als besondere Kennzeichen erhalten. — Die Ausstellungsräume sind

Digitized by Google

täglich von Morgens 8 Uhr bis Abends 6 Uhr dem Publicum zugänglich.

IV. Berichterstattung, Prämiirung und Verloosung.

§ 12. Das Centralcomite wählt aus den 12 Bezirksämtern der Pfalz auf Grund von Vorschlägen der Specialcomites im ersten Monat der Ausstellung eine Berichterstattungs- und Preiscommission, durch welche die wichtigsten Industriezweige der Pfalz vertreten sein müssen, und der die Aufgabe zukömmt, die ausgestellten Gegenstände der verschiedenen Gruppen nach ihrer industriellen Bedeutung und technischen Ausführung zu beurtheilen, die einer Auszeichnung würdigen Leistungen und Gegenstände zu bezeichnen und durch Berichterstatter aus ihrer Mitte umfassende kritische Berichte über die in den einzelnen Gruppen beobachteten gewerblichen Fortschritte oder Mängel, Lücken ꝛc. ausarbeiten zu lassen. — Diese Berichte wird das Centralcomite bei der Abfassung des Ausstellungsberichtes, womit eines seiner Mitglieder beauftragt werden wird, benützen. — Mitglieder der Preiscommission, welche zugleich Aussteller sind und um einen Preis concurriren, dürfen für die ihren Ausstellungsgegenstand enthaltende Gruppe nicht Preisrichter sein. — Das Centralcomite wahrt sich übrigens das Recht, zur Preiscommission auch andere, von den Specialcomites nicht namhaft gemachte Sachverständige berufen zu dürfen.

§ 13. Ueber die Preisträger und die Preisgrade, welche ihnen zuerkannt werden sollen, wird in einer gemeinschaftlichen Sitzung der Preiscommission und des Centralcomites unter dem Vorsitze des kgl. Regierungspräsidenten oder eines kgl. Regierungscommissärs Beschluß gefaßt, wobei einfache Stimmenmehrheit entscheidet. — Für hervorragende Leistungen und Fortschritte im Klein- wie im Großgewerbsbetriebe sollen gegen Ende der Ausstellung in einem öffentlichen Acte durch den kgl. Regierungspräsidenten oder dessen Stellvertreter folgende Auszeichnungen verliehen werden: 1. Medaillen I. Classe; 2. Medaillen II. Classe; 3. Medaillen III. Classe; 4. Diplome; dazu kommen dann noch 5. ehrende Erwähnungen im Ausstellungsberichte.

§ 14. Am Schlußtage der Ausstellung wird die Verloosung einer größeren Anzahl von Ausstellungsgegenständen, deren Ankauf im Laufe der Ausstellung vom Centralcomite besorgt wird, unter der Respicienz des kgl. Bezirksamtes dahier vorgenommen, wozu die Genehmigung Sr. Maj. des Königs nachgesucht werden wird. — An alle für die Verloosung angekauften Gegenstände werden Zettel angebracht, enthaltend: Angekauft für die Verloosung.

V. Schlußbemerkung.

§ 15. Jeder Aussteller erhält von dem Special- oder Centralcomite, bei welchem er sich anmeldet, 2 Exemplare Anmeldeformularien und Programme. Von ersteren hat er ein in den einzelnen Rubriken ausgefülltes und mit seiner Namensunterschrift versehenes Exemplar seiner Einsendung beizufügen. Durch die Unterschrift constatirt der Aussteller sein Einverständniß mit den Bestimmungen des Progammes. — Das Ausstellungscomite hat das Recht, ohne diesen Beleg eingesandte Gegenstände zurückzuweisen.

§ 16. Das Nähere hinsichtlich der Erfordernisse bei den Einsendungen, der mit der Ausstellung verbundenen Festlichkeiten, der Preisvertheilung, Verloosung ꝛc. wird das Centralcomite in öffentlichen Blättern oder durch Circulare und Placate bekannt geben.

§ 17. Der allenfallsige Reinertrag aus diesem Unternehmen soll auf Vorschlag des Centralcomites und mit Zustimmung der kgl. Regierung eine die Förderung der gesammten pfälzischen Industrie bezweckende Verwendung erhalten.

## Die neuen Maaße und Gewichte.

* Seit 1. Januar 1872 sind im Deutschen Reiche neue Maaße und Gewichte mit obligatorischem Charakter eingeführt. Für die Pfalz brachte diese Veränderung nicht in allen Theilen Neues, indem die Flüssigkeitsmaaße bei uns bereits seit langem im Gebrauch waren. Dagegen wurden Gewichte und Längenmaaß geändert, so daß im Verkehr des bürgerlichen Lebens mannichfache Störung, selbst bis und da große Verwirrungen eintraten. Im Allgemeinen hat das Volksleben diesen Neuerungen eine starke Zähigkeit entgegengesetzt und dieselben nicht eher angenommen, als bis es gesetzlich dazu gezwungen war. Zwei Regeln müssen hieraus gezogen werden. Vor Allem dürfen die Gesetzgeber derartige tiefeingreifende Neuerungen nur vornehmen, wenn sie dringendes Bedürfniß geworden sind und ferner muß man bei solchen Veränderungen stets gleich das beste und vollkommenste Maaß und Gewicht einführen, damit nicht das wirthschaftliche Volksleben leichtsinniger weise und wiederholt solchen, besonders für die weniger und unbemittelten Classen schwer fühlbaren Unregelmäßigkeiten ausgesetzt werde.

Dies vorausgeschickt, geben wir nachstehend das Wichtigste aus den Gesetzen über die neuen Maaße und Gewichte. Jeder Gewerb- und Handeltreibende **muß** sich seit dem 1. Januar derselben bedienen, da die alten Maaße und Gewichte keine gesetzliche Giltigkeit mehr haben. Der § 369 des ebenfalls mit dem 1. Januar in Bayern in Kraft getretenen norddeutschen Strafgesetzbuches verhängt über Contravenienten gegen das neue Gesetz über Maaß und Gewicht eine Geldstrafe bis 30 Thaler und Gefängnißstrafe bis zu 4 Wochen. Ueberdieß werden neben der gerichtlichen Strafe alle noch im Besitze der Zuwiderhandelnden befindlichen alten Maaße, Gewichte und Waagen confiscirt.

Ein Reichsgesetz vom 26. November 1871 bestimmt: Die Maaß- und Gewichts-Ordnung für den Norddeutschen Bund vom 17. August 1868 wird nach Maßgabe der in den nachfolgenden Paragraphen enthaltenen näheren Bestimmungen vom 1. Januar 1872 an als Reichsgesetz im Königreiche Bayern eingeführt. Die in Bayern bestehenden Feldmaaße können bis zum 1. Januar 1878 noch in Geltung bleiben. Die Artikel 15 bis 20 der Maaß- und Gewichts-Ordnung vom 17. August 1868 leiden auf Bayern keine Anwendung. Es bleiben daselbst die Artikel 11 und 12 des bayerischen Gesetzes, die Maaß- und Gewichtsordnung betreffend, vom 29. April 1869 in Kraft.

Die hier erwähnten Artikel des bayerischen Gesetzes, welche noch in Kraft bleiben, setzen den Wirkungskreis der bayerischen „Normal-Aichungs-Commission" fest. Dazu bestimmt das Reichsgesetz:

„Es hat jedoch die bayerische Normal-Aichungs-Commission die von ihr anzuwendenden Normale von der Normal-Aichungs-Commission des Deutschen Reichs zu beziehen. Die Vorschriften über Material, Gestalt, Bezeichnung oder sonstige Beschaffenheit der Maaße und Gewichte, über die Bedingungen der Stempelfähigkeit der Waagen, über die Er-

Digitized by Google

richtung der sonstigen Meßwerkzeuge, sowie über Zulassung anderweitiger Geräthschaften zur Aichung und Stempelung sind gleichförmig mit denen der Normal-Aichungs-Commission des Reiches zu erlassen und das bei der Aichung und Stempelung zu beobachtende Verfahren, sowie die von Seiten der Aichungsstellen inne zu haltenden Fehlergrenzen gleichmäßig zu bestimmen."

Das Reichsgesetz selbst, welches die neuen Maaße und Gewichte einführt, bestimmt:

Artikel 1. Die Grundlage des Maaßes und Gewichtes ist das Meter oder der Stab, mit decimaler Theilung und Vervielfachung.

Artikel 2. Als Urmaß gilt derjenige Platinstab, welcher im Besitze der Königlich Preußischen Regierung sich befindet, im Jahre 1863 durch eine von dieser und der Kaiserlich Französischen Regierung bestellten Commission mit dem in dem Kaiserlichen Archive zu Paris aufbewahrten Mètre des Archives verglichen und bei der Temperatur des schmelzenden Eises gleich 1,0000001 Meter befunden worden ist.

Artikel 3. Es gelten folgende Maaße:

A. Längenmaaße. Die Einheit bildet das Meter oder der Stab. Der hundertste Theil des Meters heißt das Centimeter oder der Neu-Zoll. Der tausendste Theil des Meters heißt das Millimeter oder der Strich. Zehn Meter heißen das Dekameter oder die Kette. Tausend Meter heißen das Kilometer.

B. Flächenmaaße. Die Einheit bildet das Quadratmeter oder der Quadratstab. Hundert Quadratmeter heißen das Ar. Zehntausend Quadratmeter heißen das Hektar.

C. Körpermaaße. Die Grundlage bildet das Kubikmeter oder der Kubikstab. Die Einheit ist der tausendste Theil des Kubikmeters und heißt das Liter oder die Kanne. Das halbe Liter heißt der Schoppen. Hundert Liter oder der zehnte Theil eines Kubikmeters heißt das Hektoliter oder das Faß. Fünfzig Liter sind ein Scheffel.

Artikel 4. Als Entfernungsmaaß dient die Meile von 7500 Metern.

Artikel 5. Als Urgewicht gilt das im Besitze der Königlich Preußischen Regierung befindliche Platinkilogramm, welches mit Nro 1 bezeichnet, im Jahre 1860 durch eine von der Königlich Preußischen und der Kaiserlich Französischen Regierung niedergesetzte Commission mit dem im Kaiserlichen Archive zu Paris aufbewahrten Kilogramme prototype verglichen und gleich 0,9999991 Kilogramm befunden worden ist.

Artikel 6. Die Einheit des Gewichtes bildet das Kilogramm (gleich 2 Pfund). Es ist das Gewicht eines Liters destillirten Wassers bei + 4 G. des hunderttheiligen Thermometers. Das Kilogramm wird in 1000 Gramme getheilt, mit decimalen Unterabtheilungen. Zehn Gramme heißen das Dekagramm oder das Neuloth. Der zehnte Theil eines Grammes heißt das Decigramm, der hundertste das Centigramm, der tausendste das Milligramm. Ein halbes Kilogramm heißt das Pfund. 50 Kilogramm oder 100 Pfund heißen der Centner. 1000 Kilogramm oder 2000 Pfund heißen die Tonne.

Artikel 7. Ein von diesem Gewichte (Artikel 6) abweichendes Medicinalgewicht findet nicht statt. Artikel 10. Zum Zumessen und Zumgben im öffentlichen Verkehr dürfen nur in Gemäßheit dieser Maaß- und Gewichtsordnung gehörig gestempelte Maaße, Gewichte und Waagen angewendet werden. Der Gebrauch unrichtiger Maaße, Gewichte und Waagen ist untersagt, auch wenn dieselben im Uebrigen den Bestimmungen dieser Maaß- und Gewichts-Ordnung entsprechen. Die nähern Bestimmungen über die äußersten Grenzen der im öffentlichen Verkehr noch zu duldenden Abweichungen von der absoluten Richtigkeit erfolgen nach Vernehmung der im Artikel 18 bezeichneten technischen Behörde durch den Bundesrath.

Artikel 11. Bei dem Verkaufe weingeistiger Flüssigkeiten und Stärkegrade dürfte zur Ermittelung des Alkoholgehaltes nur gehörig gestempelte Alkoholometer und Thermometer angewendet werden.

Artikel 12. Der in Fässern zum Verkauf kommende Wein darf dem Käufer nur in solchen Fässern, auf welchem die den Raumgehalt bildende Zahl der Liter durch Stempelung beglaubigt ist, überliefert werden. Eine Ausnahme hiervon findet nur bezüglich desjenigen ausländischen Weines statt, welcher in den Originallagebinden weiter verkauft wird.

Artikel 13. Gasmesser, nach welchen die Vergütung für den Gebrauch von Leuchtgas bestimmt wird, sollen gehörig gestempelt sein.

Artikel 14. Zur Aichung und Stempelung sind nur diejenigen Maaße und Gewichte zugelassen, welche den in Artikel 3 und 6 dieser Maaß- und Gewichtsordnung benannten Größen, oder ihrer Hälfte, sowie ihrem Zwei-, Fünf-, Zehn- und Zwanzigfachen entsprechen. Zulässig ist ferner die Aichung und Stempelung des Viertel-Hektoliter, sowie fortgesetzter Halbirungen des Liter.

## Miscellen.

(Rudolf Wienbarg †.) Dieses einst vielgenannte Mitglied des „Jungen Deutschland" ist am 2. Jan. in seiner Geburtsstadt Altona, gerade 70 Jahre alt, gestorben. In seiner Jugend Docent der Aesthetik in Kiel, verband er sich Anfangs der dreißiger Jahre mit Gutzkow zur Herausgabe der „Deutschen Revue" in Frankfurt, die aber bald unterdrückt wurde. Die Proscribirung des „Jungen Deutschland" traf hauptsächlich ihn, und er war, nach mehrjähriger Thätigkeit als Journalist in Hamburg, eben im Begriff nach Amerika auszuwandern, als der schleswig-holsteinische Befreiungskampf ausbrach, an dem sich Wienbarg 1848 als Adjutant im Freicorps und 1849 als freiwilliger Jäger betheiligte. Er schrieb hierauf Darstellungen aus diesen Feldzügen, und eine Geschichte Schleswigs. Seit der Befreiung der Elbherzogthümer von der dänischen Herrschaft gehörte Wienbarg bis zu seinem Tode zu den fleißigsten Mitarbeitern der nationalliberalen „Altonaer Nachrichten". Sein Hauptwerk als Schriftsteller sind die in glänzendem Stile geschriebenen, dem „Jungen Deutschland" gewidmeten „Aesthetischen Feldzüge", welche 1834 bei Hoffmann u. Campe in Hamburg erschienen.

## Homonyme.

Ich nahe mich den edelsten Gebilden
Der Vorzeit, wenn der flachen Mitwelt Gunst
Sie nicht erkennt, jedoch bei allen Gilden
Erkennt man mich als eine schlechte Kunst.

Bewahr' Dein Haus, daß Luxus und Verschwendung
Darin nicht thun, was meine Lösung ist,
Bald nimmt's im Haushalt eine schlimme Wendung,
Wenn „Soll und Haben" lange man vergißt.

Auch fühlen kannst Du mich, wenn in den Gliedern
Ich herrsche als Artikel und als Wort,
Du kannst auf's Weh'n den Aerzte nur erwidern:
„Ach lieber Gott, ich fühl's bald hier bald dort."

### Auflösung der Charade in Nr. 6:

Schauerliches Unheil
Ist der Inhalt der Ballade:
Darum, strenger Vater,
Lasse walten Deine Gnade;
Deinem Kind' erlaube,
Nur sich selber zu befragen,
Wann es an der Zeit sei,
Zu dem Ball „Ade" zu sagen.
Ballade.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 9. Speyer, Samstag, den 20. Januar 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.
Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Als ich schweigend neben ihm her ging, weil mich in der That seine Mahnung in's Innerste getroffen, kam er wieder auf seinen Gegenstand zurück, der heimathliche Erinnerungen in ihm geweckt hatte.

„Warum", fing er an, „warum soll nicht einmal ein Wasserfräulein vom See heraus nach diesem stillen Grund schwimmen, in den ihre Erscheinung so gut paßt, als in die Landschaften meiner Heimath! Meine Mutter hat mir oft erzählt, daß sie sich gerne in ihrer blassen Schönheit sehen lassen und die jungen Burschе anlocken, daß aber auch der alte Nix sehr eifersüchtig und böse sei und manchmal junge Dirnen zu sich in's Wasser reiße. Die Nixe der Unstrut trug bald einen weißen, bald einen grünen oder blauen Rock, war gut und freundlich, gereizt aber gefährlich, besonders am Johannistag. Einmal warfen böse Jungen Steine in die Unstrut gerade an dem Garteneck, wo sie wohnte, und riefen dabei: „Wassernixe, du mußt sterben in dem tiefen Wasserloch"; Wassernixe bist getroffen, Wassernixe lebst du noch?" Husch, sprang sie mitten unter die Schreier auf dem Rasen, packte den ärgsten — und mit ihm hinunter. — Im Park zu Weimar, bei Tucks-Garten, soll auch eine in der Ilm wohnen und manchmal lachend und singend mit ihren triefenden gelben Haaren den Fluß hinunter schwimmen bis zur Brücke. — Als ich mich in Jena aufhielt, kannte ich einen alten Fischer, der die Saalnixe sehr oft im Flusse plätschern und singen hörte. Vor Alters sollen solche sanfte Wesen sich manchmal in Christenmenschen verliebt, sie geheirathet und glücklich gelebt haben, bis es zu bösen Worten kam und die Nixe weinend in ihr Element zurückkehrte. — In Jena hörte ich auch die Geschichte von dem unglücklichen Maler, die freilich wieder anders lautet."

„Was war das für eine Geschichte?" fragte ich, als er inne hielt.

„Nun, ein fremder Maler ging mit einem andern aus Jena Abends in's sogenannte Paradies, um, wie er sagte, die Nixe kennen zu lernen. Am Ufer der Saale auf und niederwandelnd, klimperte er auf der Guitarre die der Nixe eigene Weisen. Als sich aber sein Freund, der vor ihm herging, wieder nach ihm umschaute, war er verschwunden und kam trotz allen Rufens nicht zum Vorschein. Auch Andere, die hinzu gekommen waren, suchten vergebens, ebenso der mit seinem Sohne herbeigerufene Fischer. Andern Morgens jedoch sahen Letztere ein Ding im Wasser wie ein Hühnerkorb; darauf zurudernd, erkannten sie die ausgebreiteten langen Haare eines auf dem Grunde stehenden Menschen, und als sie ihn herauszogen, war es der Maler. Sehen Sie, lieber Freund, daß man sich mit den Nixen auch nicht zu tief einlassen darf."

Damit waren wir vor das Badhotel zu Petersbrunn gelangt und ich lud meinen Begleiter ein, mit mir das Mittagsmahl da zu nehmen. Es war mir nicht unbekannt, daß Schmidt's Liebhaberei für weite Fußtouren zum Theil auch von der ewigen Leere seiner Kasse bedingt war. Doch lehnte er es ab, — er habe schon in Gauting etwas genossen und sein Pensum noch nicht abgelaufen; erst am See wolle er Mittag machen. Nachdem er mir noch ein lautes „Guten Morgen, Herr Fischer", zugerufen, verschwand er hinter den nächsten Bäumen.

Etwas beschämt, wär' ich ihm vielleicht nachgelaufen, um den Weg zwischen Binsen und Schilf hin zum See vollends mit ihm zu wandern, wenn nicht die Erwägung überwogen hätte, daß ich im Hotel etwas über meine geheimnißvolle Unbekannte erfahren könne, ja daß sie vielleicht mit den Ihrigen zu Mittag dahin kommen dürfte. So ließ ich den wackern Schmidt ziehen und trat ein. Schon saßen die Badgäste schmausend an den mit Blumenbouquets geschmückten Tafeln des Speisesaales, Andere an kleineren Tischen außen im Schatten der Bäume — ältere Frauen, Herren, Kinder und gepuzte Mädchen. Aber sie, deren Bild mir vorschwebte, war nicht darunter, und vergebens wartete ich auf ihre Erscheinung, nachdem ich außen Platz genommen hatte. Das aufwartende Personal war jetzt so beschäftigt, daß ich keine müßigen Fragen stellen konnte und meine Erkundigungen nothgedrungen aufschob. Ich aß und trank nur wenig, sondern überließ mich, zurückgelehnt, mehr und mehr meinen Träumereien. Die Geschäftigkeit und das muntere Gephlauder ringsum störte mich nicht. Ich war ein Einsamer in froher Gesellschaft,

Digitized by Google

denn gerade im Gewühl solcher Plätze pflegt sich gerne eine Abgezogenheit von der Umgebung, ein träumerisches Sinnen einzustellen, das uns befähigt, einzig dem uns beschäftigenden Gedanken nachzuhängen.

Schmidt hatte Recht — ich durfte den Zauber der flüchtigen Erscheinung im Walde nicht durch eine natürliche Erklärung verwischen. Auch noch in Anderm hatte er Recht. Sein Wort von der künstlerischen Verwerthung meiner Vorliebe für Sagenstoffe war nicht verloren, wenn es auch erst später, nach den heftigsten Erschütterungen meines ganzen Gefühlslebens, ernstlich und andauernd nachwirken sollte.

Durch seine Nixengeschichten war ich jetzt vollends in das duftige Gebiet hineingehoben, in welchem sich meine Phantasie gern erging. Ich gedachte nordischer Sagen und Lieder von den holden Bewohnerinnen der Fluthen, wie sie dem Rufe der Menschen gerne folgen und sich in ihrer Schönheit zeigen.

Innerlich so beschäftigt, trat ich unter die Bäume auf der Höhe und sah hinaus auf die blaue Weite des See's, der im heißen Lichte des Mittags dort in seiner grünen Wiege lag. Wie oft hatte ich schon, in dessen Tiefe blickend, an die schönen blassen Wesen der grünen Tiefe gedacht. Jetzt aber ward meine Stimmung zum Gedicht, zum Liede; Wort und Melodie ergaben sich mir gleichsam von selbst.

Zum Gasthof zurückkehrend, ließ ich mir Papier und Tinte geben, um wenigstens das Empfundene des Moments festzuhalten. Da sich die Gäste allmälig verliefen, schrieb ich am Tische unter der Linde die Strophen nieder, zog Notenlinien darüber und setzte auch eine Weise, die mir vorschwebte, hinzu und zwar so, daß sich nach Art nordischer Volkslieder die zweite Hälfte der dritten Zeile jeder Strophe mit guter Wirkung wiederholte. Damit fertig, entwarf ich mit der Feder auf das zweite Blatt leichte Zeichnungen nach den mehrerwähnten Sagenmotiven und legte zuletzt die schlichten Schraffirungen sammt dem sauber geschriebenen Gedichte in mein Notizenbuch.

Unterdeß waren die letzten Gäste entweder im Hause selbst oder auf den kühlen Waldwegen, wenn nicht auf Spaziergängen nach dem See, verschwunden. Ich war allein, und nun fragte ich die schwarzäugichte Kellnerin, welche mir den Kaffee gebracht, ob nicht ein junges zierliches Mädchen, das ich flüchtig im Walde gesehen, zu einer Familie unter den Badegästen zähle. Eine gewisse Scheue hielt mich noch ab, meine Frage anders zu stellen. Ich erfuhr nun, daß ein solches kleines, flachshaarichtes, freundliches Dirnchen in blauer Jacke, rother Schleife und gelbem Rocke heute Morgen mit einer fremden Gesellschaft von der Eisenbahnstation herumtergekommen sei. Die Gesellschaft habe gefrühstückt und nach einigen Stunden Verweilens, mit Wein und kaltem Speisevorrathe wohl ausgerüstet, das Hotel verlassen, weil der junge Herr Streuhuber, der Sohn des reichen Kaufmanns aus der Stadt den Leuten gesagt habe, daß das Mittagsmahl im Walde köstlich munde.

„Der junge Herr Streuhuber?" fragte ich unmuthig. „Was thut denn das Kameel — der junge Herr Streuhuber bei den Leuten? Sind es seine Verwandten?"

„Nein, noch nicht", bemerkte die Kellnerin, „aber sie können es werden, da die ältere Tochter, die hübsche Rothe —"

„Rothe? Was Rothe?" fiel ich dazwischen. „Sie meinen die junge Dame mit dem schönen gelben Haar."

Es ärgerte mich die Weise, wie die Person von dem Wesen sprach, das seit seiner Begegnung alle meine Gedanken erfüllte. Ohne sich jedoch um meine Empfindlichkeiten zu kümmern, fuhr die Kellnerin fort: „Nun ja, schauen's, da handelt sich halt was an, und der junge Herr Streuhuber ist schon ein Bräutigam, den man sich gefallen lassen kann."

Bräutigam! Ich glaube, daß ich die Farbe wechselte, so schnitt mir das Wort in die Seele. Aber auch darauf nicht achtend, fuhr die Kellnerin munter fort:

„Er wär' mir schon lieber, als das trutzig' rothhaarichte Ding, so sauber sie auch sonst ist. Der Alten wär's schon recht, so viel ich gemerkt hab'."

Ich unterbrach sie jetzt hastig mit der Frage, wohin die Gesellschaft gegangen und ob sie nicht zurückkomme, worauf die Antwort erfolgte, daß davon nichts gesagt, aber viel von der Reismühle draußen gesprochen worden wäre; dahin gehe fast Jeder, weil der alte Kaiser da auf die Welt gekommen sein solle, der drüben auf dem Carlsberg auch die alte verfallene Ruine gebaut habe.

„Aber", unterbrach sich die Kellnerin nach dieser Auskunft, „warum wollen's denn schon aufbrechen, so mit einmal? Bleiben's doch da in der Hitz! Ich muß Ihnen ja noch herausgeben!"

Jedoch, ich war schon auf dem Wege und zwar nicht nach dem See, sondern zurück in's Thal, woher ich gekommen, nach der Reismühle. Ohne ihr besondere Beachtung zu schenken, war ich auf dem Herwege an ihr vorüber geschritten. Jetzt erinnerte ich mich daß Napoleon I. bei seiner Anwesenheit in der Landeshauptstadt, sich angelegentlich nach der Mühle erkundigte, auf welche ihn die Pariser Academiker aufmerksam gemacht hatten. Mit einem Male hatte die sagenhafte Geburtsstätte des großen Carl hohes Interesse für mich gewonnen, das mich auf dem Heimwege rasch den bereits durchwanderten Wald entlang zog. In jedem lichten Gewande der umherschwärmenden weiblichen Badegäste glaubte ich da aus der Ferne meine unbekannte Schöne zu erblicken. — Die Stelle, wo sie mir erschienen, war unter anderer Beleuchtung jetzt für mich fast unkennbar. Weiterhin aber äfte mich ein Rauschen in der dürren Laubdecke des Waldbodens, das sich fast bis zur einsamen Höhe der Carlsburg nachzog, wo mich ein koboldartiges Gelächter höhnte, das kichernd im Forst ertönte. Erhitzt gelangte ich endlich aus dem Walde in's Freie vor die klappernde und sägende Reismühle. — Außer dem Mühlengeräusch herrschte eine fast einschläfernde Ruhe und Einsamkeit um das lange niedere Gebäude am Fluß. Dieses selbst bietet einen fast langweiligen Anblick. Aber das Zauberlicht der Sage ruht über dem Orte, und daran

Digitized by Google

mußte ich gedenken, als ich auf Kundschoft um die Mühle schlich. Stand ich doch am Schauplatze einer unserer schönsten Mythen.

Wie die germanischen Königsgeschlechter überhaupt ihren Stammbaum zu den nationalen Göttern hinauf leiteten, so wollten auch die Karolinger hinter den vorangegangenen Merovingern nicht zurückbleiben, welche einen Meergott ihren Stammvater nannten. Da wurde Bertha, die lichte Göttin des Hauswesens, selbst zur karolingischen Ahnmutter und damit zur Großmutter aller weißen Frauen und Ahnfrauen späterer Zeit. Die Sage läßt sie als verfolgte Königstochter sieben Jahre verborgen in der Neismühle dienen, spinnend und kunstvoll wirkend, bis König Pipin, auf der Jagd verirrt, an einem Wahrzeichen seine verlorene Braut in der niederen Magd erkannte. Nun spricht man von der Zeit, da Königin Bertha spann, von Berthа mit dem Schwanenfuß, der sich im Laufe der Zeit zum Plattfuße der Spinnerin verschlimmerte. Es liegt ja in der Gewohnheit der Welt, eine göttliche Eigenschaft zum Gebrechen zu stempeln, oder ein zierendes Mal zur Verunstaltung zu vergrößern.

Um die Mühle schleichend sah ich lange Niemand, den ich um Auskunft fragen konnte. Endlich entdeckte ich in dem zum Wehr erweiterten Fluß, wo zwischen den Sägeklötzen Enten und Gänse umherschwammen, eine weibliche Gestalt, auch eine niedere Magd, die ihre Füße wusch. Es hätten Schwanenfüße sein können, denn sie standen unter Wasser, die Schuhe daneben am Rand, — keine rothen oder gelben, wie die der weißen Frau. Durch ihren Rauh konnte ich mir, gleich dem grimmen Hagen, Auskunft erzwingen, zog es jedoch vor, freiwillige Antwort zu erlangen und fragte, ob nicht eine Gesellschaft da gewesen sei, bei welcher sich eine junge Dame mit goldenem Haar befunden. Das Orakel lautete: es könne sein, aber auch nicht sein! was mich belehrte, daß ich vor keiner weißen Schwanjungfrau stand, wohl aber vor einer vollkommenen Gans.

Aergerlich, daß ich den Rückweg umsonst gemacht, verließ ich ohne Weiteres den Ort, als mich ein Koboldgelächter aufblicken machte. Aus dem Erlenbusch jenseits des Wassers sah ein jugendliches Hallunkengesicht mit höhnischen Grimassen herüber, — ohne Zweifel derselbe Schelm, der mich schon im Walde geäfft und auch den guten Schmidt in's Dickicht gelockt hatte. Ohne mich um den Taugenichts weiter zu kümmern und ohne Ahnung, unter welchen erschütternden Umständen und seltsamen Verhältnissen ich demselben in Kurzem wieder begegnen würde, ging ich weiter.

Mein Verdruß richtetete sich nur noch gegen die eigene Thorheit, da ich mir sagen mußte, daß ich am ehesten in Petersbrunn ein Wiedersehen der schönen Unbekannten erwarten durfte, oder am See selbst. Dahin suchte ich nun auch auf die rascheste Weise zu kommen, indem ich mich nach der Station oberhalb Gauting wandte. Der faltige Zug ließ mich nicht lange warten und trug mich mit Windeseile an mein Ziel, ohne daß ich bei der Zwischenstation Mühlthal diesmal auch nur den Kopf wandte, um in den tiefen Grund zu blicken, den ich an demselben Tage schon zweimal durchwandert hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Gefährliches Petroleum.

In Nachfolgendem geben wir, schreiben die Industrie-Blätter, im Auszuge den Bericht der Sanitäts-Commission zu New-Orleans für 1869 und 1870, welcher sich über den Verkauf des Steinöls und die daraus entstandenen Gefahren beim Gebrauch desselben verbreitet. Wiewohl auch wir über diesen Gegenstand bereits vieles gebracht, glauben wir doch, daß es nicht allein unsere Pflicht, sondern die der gesammten Presse ist, fort und fort auf die in den Handel gelangenden gefährlichsten Petroleumsorten, die vielfach auch zu uns herüberkommen, aufmerksam zu machen. Der Bericht lautet:

Im Jahre 1869 wurden ca. 70 verschiedene Sorten Oele zur Prüfung verwendet, die von verschiedenen Kaufleuten der Stadt entnommen waren. Vierzehn Sorten gaben den Entzündungspunkt von 110° Fahr. bis 120°; neunzehn von 100° zu 110°; fünfzehn von 90° zu 100°; dreizehn von 80° zu 90°, sieben von 2° Grad zu 28°; eine gab den Entzündungspunkt am Gefrierpunkt und eine brannte 2° unter dem Gefrierpunkt. Dreiunddreißig Sorten von den siebenzig waren gleich dem in New-York gebräuchlichen und verkäuflichen ungefährlichen Petroleum (safe oil). In 9 Fällen allein entzündete sich das Oel von selbst unter 90°. Eine Sorte schweres Oel, gemischt mit Benzin, entzündete sich zu 28°. Siebenunddreißig Sorten waren von der Qualität, von der das Gesetz zu Massachusetts verlangt, daß es mit den Worten bezeichnet wird: „Unsicher für Haus- und Erleuchtungszwecke". Eine Lampe war gefüllt mit Petroleum von der 47. Sorte, sie brannte zwei Stunden und als die Lampe absichtlich zerbrochen wurde, gerieth das ganze noch vorhandene Oel augenblicklich in Flammen. Wurden Lampen, die gefüllt mit Oel 1, 2, 3 und 5, durch Hinwerfen zerbrochen, so bramten die Oele sofort, und wenn Wasser darauf gegossen wurde, brannte doch das Oel fort, bis es sich selbst verzehrte. Zwei Sorten Nro. 32 (Virginia Brand) und Nr. 33 (Downer's Oel) wurden in derselben Weise geprobt. Der Docht bramte fort, aber das Oel brannte nicht und konnte trotz wiederholter Versuche nicht entzündet werden. Das ist das Resultat mit jedem Oele, dessen Brennpunkt 110° ist und darüber. Jedes Oel, dessen Brennpunkt 110° ist, entzündet sich nicht von selbst und breunt erst, wenn seine Temperatur auf 135° Grad erhöht ist.

Die Sanitäts-Commission glaubt, daß die Beimischung leichter Oele allgemein ist, und daß das Mischen von schweren Oelen und Naphta gewöhnlich von Personen gethan wird, die unbekannt mit der Wirkung sind, welche kleine Mengen Naphta, zu einem leicht entzündbaren andern Oele gemischt, hervorbrin-

Digitized by Google

gen. Die Experimente beweisen, daß gute Oele sich leicht zersetzen und große Gefahr im Gefolge haben, falls nur die kleinsten Quantitäten Benzin hinzugethan werden, und in Lampen von schlechtem Material oder schlechter Construction ist gewöhnlich Folge die Explosion. Folgende Beobachtungen sind der Beachtung aller derer empfohlen, die solche Oele benutzen. Es ist gewöhnlich größere Gefahr des Explodirens bei einer Lampe oder Kanne, gefüllt mit gemischtem Oele, als bei einer eben solchen, die nur reines Benzin enthält. Denn das letztere verfliegt mit solcher Schnelligkeit, daß in den meisten Fällen augenblicklich jede Spur athmosphär:scher Luft aus den Behältern dadurch verdrängt werden muß. (?)

Um die Gefährlichkeit einer Petroleumsorte zu prüfen, gieße man in eine Tasse oder Untertasse einen oder zwei Eßlöffel des Oeles, das geprobt werden soll, und zünde dasselbe durch ein brennendes Streichholz an; brennt dasselbe nicht, so ist es ungefährliches, doch wenn es brennt, ist das Oel ein höchst gefährliches. Demjenigen, der das anscheinend so unschuldige Experiment macht, kann nicht genug Vorsicht empfohlen werden, denn die Flamme kann selbst durch Verflüchtigung sich anderen Gefäßen schlechter Oele mittheilen und so Feuer verursachen, oder es sind auch bei etwas Unvorsichtigkeit eigene Gefahren zu bedenken.

Der amtliche Nachweis von 1870 gibt eine Liste von 34 Explosionen, die während desselben Jahres in New-Orleans stattgefunden. Dabei verbannten 7 Weiber und 1 Mann; 20 Personen wurden durch Brandwunden mehr oder weniger beschädigt, auch hiervon war der größere Theil Frauen; einige von ihnen wurden für Lebenszeit zu Krüppel und entstellt. Die Namen der Oele, durch welche Explosionen stattfanden, sind folgende: Petroline, Puroline, Black, Diamond, Sunlight, Septoline, Anchor Oil ꝛc. Man hat sich also in Würdigung obiger Angaben vor derlei schönen und eleganten Namen wohl zu hüten. Die Sanitätsbehörde schließt ihren Bericht durch einen Gesetzentwurf, der zwei Forderungen stellt: 1. Personen, die solche Oele nicht nach gesetzlicher Vorschrift und vorgeschriebenen Entzündungsgraden verkaufen, sind im Wege des Processes selbst nicht im Stande, Zahlungen dafür zu verlangen, und 2. sind sie für alle entstehenden oder entstandenen Schäden, die durch den Gebrauch des Oeles verursacht worden, verantwortlich und verpflichtet, alle daraus entstandenen Schäden zu vergüten. Als Ausnahme unter den mit eleganten Namen bezeichneten gefährlichen Petroleumarten wird schließlich Pratt's Astral-Oil als eines völlig gefahrlosen und in jeder Hinsicht empfehlenswerthen Petroleums Erwähnung gethan.

## Miscellen.

(Ein amerikanischer Schwindler.) Ueber die Persönlichkeit des in New-York ermordeten Schwindlers Fisk schreibt die „Köln. Ztg." nachstehendes für die dortigen Zustände Charakteristische: Mit dem ermordeten Schwindler James Fisk wird wohl alle Welt ebensowenig Mitleid haben, wie mit dem eingefangenen Mörder, der jetzt seiner Strafe harrt. Es gibt zwar eine ganze Bande von Kerlen, die sich um die Ehre streiten können, wer von ihnen verdiene, der schlechteste Mann von New-York genannt zu werden; aber daß Fisk zu diesem Range der Gesellschaft gehörte, bezweifelt Niemand, der die Laufbahn dieses Menschen kennt. Seit dem Jahre 1868, wo sein Name zuerst in Verbindung mit der Eriebahn genannt wurde, war seine verbrecherische Unverschämtheit, sein sittenloser Lebenswandel in Aller Munde. Wer nur das Wort Erieaction kennt, weiß, wie James Fisk sich durch eine Reihe von Manövern und Bestechungen in den Gerichtshöfen, an der Börse und in Wall-Street die Herrschaft über diese genannte Bahn verschafft hatte und wie er bis zum letzten Augenblick seines Lebens diese Gewalt dazu benutzte, um der Gerechtigkeit und Ehre ins Gesicht zu schlagen und die Actionäre zu plündern. Wo er die Richter nicht kaufen konnte — und meist konnte er es nur gar zu leicht —, da wußte er mit unvergleichlicher Schlauheit und Unverschämtheit die Maschen des Gesetzes so auseinander zu ziehen, daß er bequem hindurch spazieren konnte. Auf die eine oder andere Weise erreichte er stets sein Ziel. Die Einkünfte einer sehr werthvollen Bahn flossen ganz ausschließlich in seine Tasche, und wo dies für seine Verschwendung nicht ausreichte, da verkaufte er neue Actien, so viel er wollte, oder so viel er los werden konnte. Kurz, Fisk war einer der größten und gemeinsten Industrieritter seiner Zeit; nicht verstohlen, sondern offen verfolgte er seine Zwecke, und den Tausenden von Actionären, welche arglos in seine Falle gegangen waren, gelang es erst vor ganz kurzer Zeit, und zwar nach zweijährigem harten Ringen, einige gegründete Hoffnung auf Sicherung ihres Rechts zu erlangen. Was das Verabscheuen Fisk's anbetrifft, so stand es mit seiner Industrieritterschaft im Einklange. Sein Opernhaus und sein Gelage, der „permanente Harem", mit welchem seine Operntruppe ihn versah, und die nächtlichen Orgien — alles dieses war Stadtgespräch in New-York, und er selbst und seine Creaturen pflegten sich der Art und Weise zu rühmen, wie das Geld gewonnen und wie es verschleudert wurde. Die Kugel des Meuchelmörders und ein ehrloses Grab ist das passende Ende einer solchen Laufbahn.

(Künstliche Havanna-Cigarren und künstliche Regenproduction.) Amerika ist bekanntlich das Land der Erfindungen par excellence und in der That viele Erfindungen, die dort gemacht werden, könnten keine andere Heimath haben. Die beiden letzten sind sehr sonderlicher Natur und die erstere befaßt sich mit den schon oft versuchten Proben, künstliche Havanna-Tabake herzustellen. Eine Kaufmannsfirma in Hartford, Connecticut, labet ein Schiff mit Tabak, welcher nach Key West segelt, um dort zwei Monate zu verweilen. Der Tabak schwitzt in dem dortigen Klima innerhalb zweier Monate vollständig, und soll nebenbei einen Geruch erhalten, der dem ächten Havanna ähnlich ist. — Weit absonderlicher ist die zweite Erfindung, nämlich auf künstlichem Wege Regen herzustellen. Ein Civil-Ingenieur aus Chicago, Edward Powers, hat den Congreß um Uebertragung von 900 Geschützen, jedes von mindestens 24 Pfund Kaliber nebst 30,000 Pfund Pulver und einer elektrischen Batterie petitionirt. Durch gleichzeitiges Abfeuern sämmtlicher Stücke soll Regen erzeugt werden und geschichtlich wird nachgewiesen, daß es nach jeder großen Schlacht geregnet hat.

(Der verschneite Bauer.) In den oberbayerischen Bergen liegt eine ungeheure Masse Schnee. In der Jachenau hat sich ein Bauer von seinem ganz eingeschneiten Hause zwei Gänge unter dem Schnee gegraben; der eine führt zur Kirche, der andere zum Wirthshause.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletriſtiſches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 10. Speyer, Dienſtag, den 23. Januar 1872.


## * Der Nixenfiſcher.

Eine Geſchichte vom Starnberger See.

Von **Auguſt Becker.**

(Fortſetzung.)

### Drittes Capitel.

Da ſtand ich nun am Quai unter dem Menſchenſchwarm, den der Bahnzug an das Ufer des Sees geworfen hatte. In ſonniger Pracht lag der weite Waſſerſpiegel zwiſchen ſeinen grünen Höhen bis zu dem unvergleichlichen alpinen Hintergrund hinan. Es iſt dies wirklich eine der ſchönſten Stellen der Oberfläche unſers Planeten, was ich heute wohl ſagen darf, nachdem ich vom Strand von Sorrent aus den Golf von Neapel überblickt, vom Monte Pellegrino auf ſicaniſches Land und Meer und in den Himmel darüber geſchaut. Die Leute eilten an mir vorüber, dem harrenden Dampfſchiffe zu, während ich in den Anblick des Sees verſunken, noch nicht wußte, ob ich mit einem Kahn nach Leoni herüber oder mit dem Dampfſchiffe nach Poſſenhofen und Feldafing ſollte. Da rannte mich Jemand beinahe über'n Haufen und in die grüne Seefluth hinein. Als ich mich nach dem Stürmiſchen umſah, hatte der bärtige junge Herr nur ein flüchtiges Pardon! und wollte vorbei. Nach einem raſchen Blicke auf mich hielt er aber inne.

„Ah, die Kränk' auch, ſind Sie nicht — biſt Du nicht der Fiſcher? Benno Fiſcher?"

„So heiße ich!" ſagte ich fremd.

„So ſoll Dich das Donner — — kennſt Du den Rheinſchnakenhans nicht mehr? Zur Zeit Ludwigshafen-Bergbacher Ingenieur! Komm, altes Haus! Immer noch der Träumer! Komm' mit auf's Dampfſchiff."

Und damit hatte er mich auch ſchon am Arme und zog mich dem Landſteg zu und auf den Dampfer. Er war von je ein Mann der That und wenig Umſtänden geweſen, der Hans Müller. In den Jahren, wo er die polytechniſche Schule beſuchte und ich in der Akademie der Künſte aus- und einging, waren wir mit einander bekannt geworden und hatten viel Umgang. Immer noch ein ächter Sohn des Rheins, ein friſches Pfälzer Blut, war ſeine rheinſchnakiſche Thorheit vor dem Ernſte des Lebens doch mehr und mehr gedämpft worden. Jetzt benutzte er ſeinen Urlaub zu einer Reiſe nach der Hauptſtadt und an den Starnberger See, wo wir ſo manchen ſchönen Tag zuſammen verlebt hatten. Er ſchien ſehr erfreut, auf mich geſtoßen zu ſein, und ich war an Bord des Dampfſchiffes gebracht, bevor ich zu einem Entſchluſſe über das Ziel meiner Ausfahrt gekommen war.

Schon drehte ſich das Fahrzeug, Steg und Quai traten zurück, die Schaufeln des Rades griffen in den flüſſigen Smaragd des See's, um denſelben in Perlen und Schaum aufgelöſt zurückzuwerfen. Und noch hatte ich keinen Blick auf die Umgebung und die Paſſagiere geworfen, die auf dem Verdeck umherſaßen oder ſtanden. Denn wir hatten einander gerade genug zu fragen und zu antworten, bis Müller auf ein Thema überging, das mir minder erfreulich ſein konnte.

„Aber wie iſt's, Freund Fiſcher", fing er an, „wo ſtecken Deine Bilder? — Warum ſieht und hört man nichts davon? Seit Jahren fahnde ich in den Kunſtblättern, Vereinsberichten und Katalogen vergebens nach Deinem Namen, — laufe in alle Ausſtellungen des rheiniſchen Wandervereins und frage: Iſt kein Fiſcher da? Fiſcher genug, aber kein Benno Fiſcher. Auch in der Hauptſtadt ſah ich mich vergebens nach einer Spur Deiner Künſtlerlaufbahn um. Was machſt Du? Stellſt Du Dein Licht ganz unter'n Scheffel, oder biſt Du nur klüger, als andere und ſchickſt Deine Bilder über's Meer, nach England, Amerika, he?"

Die Röthe der Scham ſtieg mir in's Geſicht, während ich mit ihm an der Maſchine vorüber auf das Vorderdeck ſpazierte, wo man um billigern Preis viel Sonne aber auch ſchönere Ausſicht genoß. Dort ſah ich meinen thüringiſchen Bekannten Schmidt ſitzen, der mir ebenfalls heute ſchon in's Gewiſſen geredet hatte und nun ſchwelgend in der Sonne ſaß, in die grüne Tiefe blickte und ſeine Augen über den Seeſpiegel nach der Alpenkette hinanſchweifen ließ. Da mein rheiniſcher Freund weiter fragte, überkam mich endlich der Trotz der Aufrichtigkeit und ich bemerkte:

„Um es kurz zu ſagen, Müller, — ich male nichts!"

„Ei, ſo ſoll Dich doch — — Menſch, wenn Du ein Maler ſein willſt, mußt Du Bilder machen, da beißt keine Maus einen Faden ab!" polterte Müller heraus. „Was thuſt Du denn?"

Digitized by Google

„Nichts!“

„Nichts? Du gefällst mir!“ sagte Müller mit bitterer Ironie. „Du sagst es noch, als ob das etwas ganz besonderes wäre. Faullenzen, unserm Herrgott den Tag abstehlen, — nun wart', ich werde Dir schon noch den Kopf zurecht setzen. — Ah, da seh' ich auch einen alten Bekannten!“

Und damit drehte er mir den Rücken und wandte sich zu irgend Jemanden. Das konnte mir nur lieb sein, denn seine Art und sein lautes Reden hatten mich etwas verstimmt und in nicht geringe Verlegenheit gebracht. In dem Augenblicke, wo ich auf den geschützten ersten Platz zurückkehren wollte, kam nun Schmidt, der heute mein Begleiter im Mühlthal gewesen war, auf mich zu und sagte:

„Nun, da treffen wir uns wieder. Sie haben mehr Glück, Fischer, als Sie verdienen, wenn Sie jetzt noch ein solches Gesicht machen können.“

„Was habe ich denn für ein Glück, daß ich entzückt sein soll?“ fragte ich.

„Sie ist da!“ antwortete er mit bedeutsamer Miene.

„Wo?“ fuhr ich heraus, und ich fühlte das Blut in meine Wangen strömen.

„Sehen Sie sich nur gehörig um!“

Ich ließ meine Augen über die Passagiere gleiten. Hier befand sich meine Nixe nicht. Ich ging wieder am Maschinenraum vorüber nach dem Hinterdeck zurück, das sehr überfüllt war. Auf den Stühlen sitzend oder an den Verschlägen lehnend, versperrten die Menschen mir den Weg, und als ich mich durchdrängte, hörte ich einen Herrn zum andern sagen:

„Reizend! Der ächte Goldglanz des Haares und dazu die schöne Blässe des Teints.“

„Aber der Ausdruck ist doch zu ernst für ein junges Mädchen“, meinte der Andere. „Zu melancholisch! Zu verschlossen!“

„Nur traurig. Die junge Dame hat Kummer, und das macht sie um so interessanter.“

Ich drängte hastig vor. Mitten auf das Verdeck hatte sich eine mittelalterliche Lady auf weiten Raum hingepflanzt und murmelte Verwünschungen über den Verletzer ihrer Unannahbarkeit, als ich den Saum ihrer Robe berührte, der einen mächtigen Kreis beschrieb. Aber ich achtete ihres Unmuths nicht. Denn hinter ihr bemerkte ich die aufgedunsene Gestalt des jungen Herrn Streuhuber, der mit einem Paar älterer Leute sprach, indem er sich mit seinem Rohr cavaliermäßig die Beine klopfte.

Der Herr, mit dem er sich unterhielt, sah sehr gehäbig aus, wie ein Kaufmann, der sein Schäfchen in's Trockene getrieben. Den Kopf trug er hoch und steif zwischen den scharfen Vatermördern und den Körper noch ziemlich straff in dem feinen schwarzen Rock und den hellen Beinkleidern. Er schien zeigen zu wollen, daß er in weitem Kreise etwas bedeute, wenn man es hier zu Lande auch nicht wisse, und daß er ein Recht habe, wichtig zu thun. Die Offenheit seines sonst freundlichen, weinfrohen Gesichtes litt nur unter einem berechnenden Ausdruck des Blicks und unter einem rechthaberisch übermüthigen Zug um die meistens fest auf einander gepreßten Lippen. Gegen den jungen Herrn Streuhuber, den ich von der Stadt her wohl kannte, da er überall zu finden war, zeigte der Herr eine gewisse väterliche Aufmerksamkeit, die sich jedoch bei der Frau neben ihm, jedenfalls seiner Gattin, noch gesteigert kundgab. Diese stattliche, sehr gepuzte, mit goldenen Ringen, Nadeln und Brochen besteckte Dame schien ein besonderes heiteres Gemüth zu haben, denn sie sprach sehr laut und munter, indem sie während des Redens beständig lachte. Wenn sie aber nicht plauderte, flogen ihre Augen musternd umher, hingen wohl auch bewundernd an des jungen Herrn Streuhuber's Erscheinung und folgten dessen umherschweifenden Blicken. Im Uebrigen hatte sie das Gebahren einer kleinstädtischen Honoratorin.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Prüfung des Weines. *)

Wer Wein prüfen will, muß wo möglich von Natur feine und durch Uebung in Unterscheidung der verschiedenen Sorten, Qualitäten und Jahrgänge der Weine noch geschärfte Sinne haben, worin es viele zu einer fast unglaublichen Sicherheit und Fertigkeit bringen. Die besten Weinkenner kommen unter den mäßigen Weintrinkern, nicht unter den Säufern vor. Alles, was die betreffenden Sinne entweder abstumpft oder übereizt, oder aus ihrer natürlichen Stimmung bringt, muß vor oder während dem Kosten vermieden werden. Wer Wein kosten will, darf daher nicht an Schnupfen leiden, muß sich auch des Tabakschnupfens und Tabakrauchens am besten ganz oder wenigstens unmittelbar vor der Prüfung enthalten, auch scharfe, stark gesalzene Speisen, geräuchertes Fleisch, alten Käse, rauzige Butter, alle sauren, fetten, öligen Substanzen, alle süßen und schleimigen Getränke, wie Milch, Kaffee, Honig, Nüsse u. dergl. zur Zeit der Prüfung vermeiden; sonst können leicht gute Weine schlecht und schlechte gut erscheinen.

Die Weinverkäufer setzen darum den Käufern stark mit Salz bestreutes gesäuertes Brod, alten Käse, gewirzte Sachen, Leblichen u. dergl. vor. Auch selbst der geübte Kenner fällt zuweilen falsche Urtheile, wenn er den Magen voll Speise hat und von genossenen geistigen Getränken vom Abend vorher oder von jetzt erhitzt ist. Darum ist es sicherer, die Weine Vormittags zu kosten. Bei heiterem Wetter sollen sich die Weine besser kosten lassen, als bei trübem. Sind mehrere Weine nach einander zu kosten, so werde bei geringeren und sauren Sorten angefangen; auf süße oder geistige Weine werden jene unrichtig beurtheilt. Vor jedem neuen Versuche wird der Mund mit Wasser ausgespült **), oder durch das Kauen einiger Bissen Semmel oder Brod, welche aber weder süßlich noch säuerlich schmecken dürfen, gereinigt. Der Kost-

*) Aus den Berliner „Industrieblättern“.

**) Besser mit einer dünnen Auflösung von übermangansaurem Kali.

Digitized by Google

wein soll in einem reinen trockenen Glase gereicht und dieses vor jedem neuen Gebrauche mit frischem Wasser gereinigt und inwendig und auswendig abgetrocknet werden, um die Klarheit des Weines wahrnehmen zu können.

Der kalte Wein ist schwerer zu beurtheilen, darum halten die Wirthe den Kostwein einige Minuten in der vollen Hand oder kosten ihn wiederholt im Zimmer. Frisch aus dem Fasse gehoben gibt der Wein seine Feine und seinen Wohlgeruch am deutlichsten kund; ein wenig in der Hand gehalten, bis sich der Schaum ganz gesetzt hat, gestattet er, seine Farbe und Geschmack ruhiger zu beurtheilen. Im Glase warm gewordener Wein hat schon an Güte verloren.

Der Wein zum Kosten wird aus dem Fasse abgelassen, oder mit einem zurreichend langen, recht reinen Heber hübsch gegen die Mitte ausgehoben. Er werde in das Glas von einiger Höhe eingeschenkt, daß er schäumt. Dieser Schaum ist der erste Gegenstand der Beobachtung. Bildet der Wein den Schaum aus vielen kleinen luftigen Perlen unter einem rauschenden Säuseln und verliert sich dieser Schaum bald wieder, so wird er für ein Zeichen der mit Reinheit verwandten Feine des Weines gehalten. Während dieser Wein noch im ersten Aufbrausen ist, werde das Glas unter die Nase gehalten, um den Geruch des Getränkes zu erforschen. Leistet der Wein auch hier Genüge, so werde er im Glase von oben hinab und von der Seite in allen Richtungen durchgesehen, ob sich nirgends Flocken oder andere Unreinigkeiten erblicken lassen. Die Farbe mag grünlich, gelb, roth, wie immer beschaffen sein, stets ist der gute reine Wein klar und durchsichtig. Der Geruch muß angenehm und stärkend erscheinen.

Sind die Nase und das Gesicht befriedigt, so muß nun der Geschmack vorgenommen werden. Die Spitze der Zunge ist in der Regel am empfindlichsten, wogegen ihre dem Rachen näheren Theile die Eindrücke länger bewahren. Man nimmt auf den vordern Theil der Zunge einige Tropfen Wein, welche man ein wenig ruhig hält, dann bewegt, sodann mit der Spitze an an den Gaumen drückt, daß der Wein den Gaumen berührt und an denselben auseinander gedrängt wird, damit die flüchtigen und geistigen Stoffe des Weines die Geruchsorgane auch von innen berühren. Nachdem dieser Wein hinuntergeschluckt oder ausgespuckt ist, werde neuerdings ein Mund voll hineingenommen, ein wenig auf den hintern Theil der Zunge gehalten, dann langsam hinabgeschluckt. Die Wirkung dieses Versuches muß aufmerksam beobachtet werden, so lange sich der Wein auf der Zunge befindet und wenn er hinabgeschluckt ist: wie er sich ausdrückt und wie lange der Eindruck dauert. Hört nun aber diese Wirkung auf, so wie der Wein den Magen erreicht hat, so wird derselbe für schwach und wenig geistig gehalten. Gute geistige Weine hinterlassen einige Minuten lang eine angenehme Erinnerung, die sie zuweilen noch aus dem Magen zurückwirkend verstärken.

Fällt der Wein schwer in das Glas, bildet er im Einschenken keinen oder wenig Schaum aus dicken Luftblasen, und hält dieser Schaum dann auf länger an, so sind seine Theile mehr zusammenhängend, schwerfälliger. Der Wein kann dann dick, zähe, schwer sein. Er erfordert daher eine sorgfältige Prüfung. Man beobachte, ob beim Neigen und Wiederaufrichten des Glases der Wein rasch und geschlossen zurücksteile, oder ob er langsam in abgesonderten, dicken Tropfen an den Wänden des Glases hinabgleite und dadurch seine Feinflüssigkeit verdächtig mache.

Man gieße den Wein aus dem Glase tropfenweise aus. Fallen jetzt die Tropfen im Zusammenhange oder ziehen sie gar Fäden, so ist der Wein zähe. Um auch aus seinen übrigen Eigenschaften bessere Ueberzeugung zu suchen, werde er besichtigt, berochen, gekostet, auch etwas auf die flache Hand gethan und zerrieben, oder das Glas mit der Hand verhalten und gerüttelt, sodann gleich an die Nase gebracht, um aus den hierdurch frei gemachten Stoffen, die sich aus allen Bestandtheilen des Getränkes entwickeln, auf deren Geruch besser schließen zu können.

Findet man auf keine Art zureichende Aufschlüsse, so werde eine Flasche mit diesem verdächtigen Weine gefüllt, zugepropft und einen bis zwei Tage an einem Orte stehen gelassen, wo es weder kalt noch warm ist; man beobachtet nun, wie sich Farbe, Geruch und Geschmack bei der Ruhe gestalten und ob er in der kurzen Zeit nicht einen Bodensatz bildet. – Es ist endlich auch auf die diätetischen Wirkungen des Weins Rücksicht zu nehmen. Selbst ein Räuschchen soll bei einem guten Wein nicht Schwindel, Kopfweh oder Erschlaffung der Glieder zurücklassen.

## Land- und Hauswirthschaftliches.

**Import von Viehfutter aus transatlantischen Ländern.** In einem längeren Artikel des Landwirth, 1871, Nr. 3 wird der interessante Gedanke angeregt, anstatt Dünger und Fleisch vom Auslande zu beziehen, das Futter zu importiren und so die Fleisch- und Dünger-Production im Inlande zu betreiben. In den Graslandern Süd-Amerikas sei der Grauwuchs ein so enormer, daß die größten Quantitäten Futter von dort bezogen werden könnten. Die Schiffsfracht sei, namentlich wenn das Futter in gepreßtem Zustande verladen werde, durchaus nicht unerschwinglich hoch. Zum Einschnüren der Preßblöcke könnten dieselben Stricke mehrere Male verwendet werden, auch möchten hierfür geeignete Materialien billig in Süd-Amerika zu haben sein, welche nachher in Deutschland noch Verwendung als Spinnstoff finden könnten. Zur Einernung des Grases würde man bei den knappen Arbeitskräften jener Gegenden sich der Maschinen in weitester Anwendung zu bedienen haben, und wäre hierdurch recht wohl eine billige Beschaffung von Futter möglich. An Schiffen gelegenheit zur Fortschaffung dieses Productes möchte es kaum fehlen, und um Schiffe fortwährend in dieser Fahrt zu beschäftigen, könnten als Ausfrocht westphälische Kohlen und sonstige deutsche Erzeugnisse, welche in jenen Ländern bereitwillige Abnehmer finden, benutzt werden. Werde Futter in dieser Weise in größeren Mengen nach Deutschland importirt und unser von der Ostsee aus früher stärker betriebener Heuexport eingestellt, da es weit besser ist, wenn wir dem Auslande nicht das Rohproduct, hier alte Heu, sondern das Fabricat, Fleisch, Butter, Käse u. s. w. verkaufen, so liegt es sehr nahe, daß wir hierdurch ein besseres Geschäft machen, als wenn wir Fleisch und Guano einführen. So erscheine es nicht unmöglich, auch bei uns der Milch-

Digitized by Google

und Fleischproduction einen großen Aufschwung zu geben, ohne daß es nöthig wäre, durch ausgedehnten Futterbau den Anbau der Cerealien und der Handelsgewächse einzuschränken.

## Miscellen.

**Köln**, 13. Jan. Es sind bei der Dombaulotterie auch dießmal nicht alle Nummern abgesetzt worden; wie man versichert, fehlen etwa 15,000 bis 20,000, welche indeß zu Gunsten des Domes mitspielten. Bei der dießmaligen Ziehung ist der alte, so reich ausgestattete „Bettler am Thein" ungleich bescheidener gewesen, wie bei der vorhergehenden, indem er bei der vorigjährigen Lotterie tiefe Griffe in die Gewinne zu seinen Gunsten that.

* **In Baden** wurde am 17. Jan. der erste Jahrestag der Kämpfe bei Belfort feierlich begangen. Die Stadt Karlsruhe legte den dort beerdigten Soldaten einen Lorbeerkranz auf's Grab, mit folgendem Gedichte:

Brüder, die Ihr ruht im stillen Grabe,
Ewig strahlet Eures Ruhmes Glanz;
Liebe bringt Euch diese kleine Gabe —
Für Euch alle einen Lorbeerkranz.
Ohne Wanken Euer Banner stand,
Ruhmvoll schirmend unsres Rheines Strand,
Treu dem Schwure für das Vaterland.

**Gotha**, 13. Jan. Das ganze Herzogthum Gotha hatte am 1. December v. J. eine Bevölkerung von 122,325 Seelen.

(Die Zählarten bei der Volkszählung in Berlin) zeigten u. A. folgende Witze: Ein Drechslergeselle bezeichnet seinen Familienstand mit: „schläft, ißt und trinkt und bezahlt des Sonntags." Als Nebenbeschäftigung bläst er die „Flöte" und findet nur den Mangel an sich, daß er kein musikalisches Gehör hat. Ein Student der Philosophie wohnt „überall und nirgends" während die Hauptbeschäftigung eines andern im „Collegienschwänzen" besteht. Lesen und Schreiben kann er nur „manchmal". Ob diese beiden Jünger der Wissenschaft bei der 60jährigen alten Frau wohnen, deren Hauptbeschäftigung als „Studentenmutter" verläuft, wissen wir nicht. Die Hauptbeschäftigung eines 12jährigen Burschen besteht dagegen noch immer im „Essen", während ein 18jähriges Fräulein mit seiner Handschrift, ihre Zeit mit „Faullenzen" verbringt, was sie pflichtschuldigst mittheilt. Andere sind nicht so offenherzig. Eine curiose Familie ist diejenige, deren Vater, Mann und Gatte, sich mit „Tabakrauchen, Schlafen und Essen" beschäftigt, während seine Frau ihre „Herrens bewirthet", und das 5jährige Fritzchen dieses würdigen Ehepaars „vorläufig evangelisch" und „vorläufig noch nicht blödsinnig" ist. Eine gewissenhafte Hausfrau hat nicht umhin gekonnt, ihren verstorbenen Gatten, einen Schneider, auf einer Karte der aus dem Hause Abwesenden zu buchstreiben und gibt als vermuthlichen Aufenthaltsort den „Himmel" an und als die Zeit der Abwesenheit „seit er todt ist."

**Berlin**, 15. Jan. (Was eine Sängerin fordert.) Frau Wallinger, deren Engagement bei der Königlichen Oper zu Ende geht, veröffentlicht eine „Berichtigung" hiesiger Zeitungsnotizen über ihre Forderungen. In der mit dem Namen der Künstlerin unterzeichneten „Berichtigung" wird gesagt: Jede Unterhandlung wurde seitens der Intendantur einfach abgebrochen". Zur vollen Klarstellung des eigentlichen Sachverhaltes geben wir die nachstehende Mittheilung der Forderungen, welche die Künstlerin bezüglich eines neuen Engagements an die General-Intendantur der Königlichen Bühnen gerichtet hat. Frau Wallinger stellte als Bedingung eines neuen abzuschließenden Contractes: 1. Ein Engagement als Gastin auf zehn Jahre, je für die sieben Monate September bis Februar einschließlich und Mai (so daß ihr die Monate März und April zum Gastspiele auswärts blieben), mit der Vergünstigung, März mit Mai vertauschen zu können, falls davon bis zum 1. Jan. Anzeige gemacht würde; 2. 250 Thlr. für jedes Auftreten, achtmal monatlich garantirt (also für den Monat 2000 Thlr. und für die sieben Monate 14,000 Thlr.), und zwar mit der Vergünstigung, daß die Sängerin in je 3 Tagen mindestens einmal beschäftigt werden müsse, und daß ferner zwischen je zwei größeren Partieen zwei dienstfreie Tage und zwischen kleineren Partieen mindestens ein dienstfreier Tag lägen; 3. Eine Pension von 1200 Thlr. nach zehn Jahren, falls dann keine neue Einigung stattfände; 4. 10,000 Thlr. unverzinslichen jährlich abzuziehenden Vorschuß auf etwaigen Wunsch; 5. bei Beschädigungen der Sängerin im Dienst zwei Drittel des garantirten Honorars (also von 14,000 Thlr. jährlich) für die Dauer der Dienstunfähigkeit (ausser der Pension.) 6. Zwei Logen-Vorderplätze zur freien Verfügung; 7. Garderobe für Gastspiele frei und ein eigener Garderobeyimmer im Königlichen Opernhause.

**Bern**, 13. Jan. Wie sich aus einem von dem eidgenössischen statistischen Bureau auf Wunsch einiger Nachbarstaaten ausgearbeiteten Tableau ergibt, waren am Tage der letzten schweizerischen Volkszählung, dem 1. December 1870, 156,904 Ausländer in der Schweiz. Davon waren Franzosen 62,226 Deutsche 57,243 (Badener 25,221, Bayern 4015, Württemberger 17,671, andere Deutsche 10,335), Oesterreicher und Ungarn 6231, Engländer 2274, Italiener 18,073, Angehörige anderer Länder 4734 und Ausländer, deren Heimath unbekannt, 123.

Statistisches. Dr. Castiglioni veröffentlicht in der medicinischen Zeitschrift „Hygiea" folgende Statistik der Aerzte: Preußen bei 11,776,630 (!) Einwohnern 32,788 Aerzte = 1 auf 542 Einwohner, Oesterreich zählt bei 35,553,000 Einwohnern 18,000 Aerzte = 1 auf 1060 Einw., Frankreich bei 38,191,064 Einwohnern 18,099 Aerzte = 1 auf 2120 Einwohner, Italien bei 26,000,000 Einwohnern 18,000 Aerzte = 1 auf 1444 Einwohner, Niederlande bei 3,592,416 Einwohnern 2067 Aerzte = 1 auf 1171 Einwohner, Schweden bei 4,115,141 Einwohnern 515 Aerzte = 1 auf 8147 Einwohner.

(Flugheit eines Hundes.) Ein Herr P. borgt von einem seiner Freunde einen Hühnerhund, um sich ein Paar Schnepfen zu schießen. Freudig folgt Karo dem Schützen. Kaum am Moore angelangt, zeigt dieser seine Kunst. Das Schnepfchen fliegt auf, aber P. fehlt. — Wenige Schritte nur und Karo steht abermals, und wieder streicht die Schnepfe, ohne getroffen zu werden, davon. Karo dreht den Kopf nach dem Schützen und sieht ihn an, als wolle er fragen: „Wohin hast du denn wieder geschossen?" Dessen ungeachtet sucht er auf erfolglose Anweisung willig fort und steht aufs Neue, — und wie die beiden ersten, wird auch die dritte Schnepfe gefehlt. Nun wirds dem Karo, der so etwas nicht gewohnt war, doch zu arg, den Schützen von der Seite anblickend, dreht er sich um, und trat eilig seinen Heimweg an. Kein Rufen, kein Pfeifen konnte ihn zurückhalten.

## Logogryph.

Vier Worte möcht ich dich rathen sehen,
Von denen Eins das Andre läßt entstehen,
Wenn bald das letzte, bald das erste Zeichen
Du lässest einer andern Letter weichen.
Sie sind der Sinnspruch, dann ein kleines Wesen,
Von dem ein Jeder gern sich ließ erlösen,
Ein Name, der unsterblich Goethe machte,
Zum Schluß ein Spiel, das uns das Ausland brachte.

**Auflösung der Homonyme in Nr. 8:**
Einreißen — Ein Reihen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 11. Speyer, Donnerstag, den 25. Januar 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

In der Gruppe befand sich noch ein anderes Paar, das zur Gesellschaft gehörte, ein schon bejahrter, unansehnlicher Herr, der am Arme seiner viel jüngern Frau hing. Das hübsche, muntere Weibchen hätte für seine Tochter gelten können, wenn sie nicht offenbar die der älteren Dame gewesen wäre, zu der ich Beide auch einige Mal Mama sagen hörte. Alles in Allem waren es offenbar sehr ansehnliche Leute, die da beisammen standen, und zwar mir sehr im Wege. Denn sie verdeckten mir die einzige Stelle auf dem Verdeck, zu der meine Augen noch nicht gedrungen waren.

Endlich setzte sich die junge Frau mit ihrer Mutter auf die Bank längs der Gallerie, und die Herren rückten die Stühle herbei, um sich ebenfalls nieder zu lassen, so daß die Aussicht nach dieser Richtung frei wurde. Da sah ich denn auch das blumengeschmückte Sommerhütchen, das blaue Jäckchen und gelbe Kleid des elfenartigen jungen Mädchens, welches im Walde nach seiner Schwester gerufen, und daneben — mein Puls ging schneller, — die schöne Bertha selbst in der ganzen Holdseligkeit ihrer Erscheinung.

Meine Freude war so groß, als hätte ich eine lang verlorene Geliebte wiedergefunden. Und doch mußte ich alle Lust im Herzen verschließen. Ich meinte nicht wieder von der Stelle weichen zu können, stand wie ein Träumender umher und suchte endlich nach einem Stuhle, den ich so an das Schiffsgeländer rückte, daß mir der Blick nach der schönsten Stelle frei blieb. Und das war der Ort, wo sie jetzt weilte.

Die junge Dame saß still und ruhig an der Gallerie, hatte die Stirne in die Hand und den Arm auf das Geländer gestützt, indem sie nachdenklich und wie versunken hinunter schaute, in das Spiel der glänzend grünen Wellen, welche das Dampfschiff in seinem Laufe aufregte. Nur selten schweiften ihre Augen nach dem Ufer hinüber, aus dessen gelichtetem Walde allmälig die freundlichen Villen hervorleuchteten, die den Blick der Seefahrenden immer wieder auf sich ziehen. Sie hatte noch nicht aufgeschaut; ich konnte sie mit Muße betrachten und weidete mich denn auch an ihrem Anblicke. Die Umgebung war hier eine andere, als am Waldstüßchen, wo ich sie zuerst gesehen; aber ihre Schönheit verlor nichts dadurch, sondern hatte vielmehr noch gewonnen. Denn so viel ich bemerken konnte, war jener herbe Zug, welcher mir zu dem übrigen Bilde nicht stimmen wollte, jetzt aus ihrer Miene verschwunden und hatte dem Ausdruck ernster Wehmuth, ja tiefer Traurigkeit Platz gemacht. Und dieser Ausdruck machte sie nur noch liebreizender für mich und regte mein innerstes Mitgefühl an. Ein tiefer Kummer drückte auf ihre junge Seele, das war nicht mehr zu verkennen.

Sie hatte mit der Linken ihr Schwesterchen umfaßt, das manchmal innig zu ihr aufblickte und überhaupt sich fest an sie angeschlossen zu haben schien, während die übrigen Familienmitglieder mit sich und der Aussicht vom Dampfschiffe beschäftigt waren.

Zu der schwermüthigen Stimmung, in welcher sich das schöne Mädchen befand, das eigentlich nur für die Freude und den heitern Genuß des Lebens geschaffen schien, paßte auch die Kleidung, die zwar sehr modern, elegant war, mir aber doch — ich weiß nicht warum — für eine Frau passender schien, als für ein junges Mädchen. War es doch dasselbe lichte, wallende Kleid, das die Erscheinung im Walde getragen. Ueber die Fußspitzen herunterfallend, über der Hüfte von einem Gürtel lose zusammen gehalten, war es geschlossen bis zum weißen Halse hinauf und bis zum Handgelenke, so daß nur noch ein schmaler Streifen der Manschette sichtbar blieb. Außer der kleinen zierlichen Uhrkette und Halsbrosche, welche das Kleid zusammenhielt, war kein anderer Schmuck an ihr sichtbar, einen schmalen goldenen Reif am Finger ausgenommen, der gleichsam eingewachsen schien. Ihr Strohhut war von geschmackvoller, kleidsamer Form, jedoch einfach, nur mit einem lichtblauen Schleier geschmückt, der nun mit dem sanften Luftzuge spielend sich bald hob, bald über das reiche goldfarbene Haar niederwallte.

Ja, dieses schöne Haar hatte einen leisen Stich in's Röthliche, aber doch nur so viel, um ihm jenen ächten Goldglanz zu geben, der zu einem zarten blassen Teint so wundervoll stimmt. Das Antlitz war nicht hager, die Wangen von zarter weiblicher Fülle, der Ausdruck ihrer Miene jedoch, wie erwähnt, ein

Digitized by Google

tief melancholischer, von einer wahrhaft rührenden Schwermuth.

Wie ich so dasaß und kaum die Blicke von ihr wenden konnte, fühlte ich, wie unendlich theuer mir ihr Anblick bereits geworden war. Mit Schmerz dachte ich daran, wie kurz mein Glück dauern sollte, da es ja aller Wahrscheinlichkeit nach schon mit der Fahrt über den See zu Ende ging. Mir war es, als müsse ich hingehen und sie nach der Ursache ihres Kummers fragen, mein Leben ihr anbieten, wenn es zur Linderung ihres Schmerzes beitragen konnte. Aber wie sollte ich mich ihr nähern?

Als sie einmal aufschauend Vater und Mutter und die verheirathete Schwester mit einem eigenthümlich leidvollen Blicke ansah, streifte ihr Auge auch flüchtig meine Gestalt, sah nochmals her und verweilte einen Moment lang auf mir, daß mir alles Blut aus dem Herzen nach den Wangen floß.

Weckte mein Erröthen einen Widerschein auf ihrem liebreizenden Antlitze? Ich konnte es einen Augenblick glauben, ich konnte wähnen, sie habe mich wiedererkannt. Aber sie wandte dann ihren Blick von mir so unbefangen ab, daß ich mich getäuscht haben mußte. Sie hatte nur in's Leere geschaut, und leer war für sie auch die Stelle, wo ich saß. Das mußte ich mir selbst bekennen, so schwer es mir auch fiel. Denn keiner ihrer Blicke traf mich wieder, obgleich sie nun mit ihren Schwestern und Eltern einige Worte wechselte und selbst dem jungen Herrn Streuhuber Gehör schenkte, als der sich in der Rolle des Cicerone gefiel, indem er von jeder Villa, an der das Dampfschiff vorüber kam, den Namen des Besitzers herunter zu leyern wußte.

Wie hätte ich es mir je träumen lassen, daß dieser Mensch, den ich seit Jahren an allen Vergnügungsorten getroffen, ohne je ein Wort an ihn zu verlieren, noch meinen Neid, ja beinahe meine Eifersucht erregen könnte! Ja, es regte sich in mir nachgerade das Verlangen nach der lange versäumten und ferngehaltenen näheren Bekanntschaft mit dem jungen Herrn, weil sie mir Gelegenheit gegeben hätte, mich meiner schönen Unbekannten zu nähern, die zwar gleichgiltig und theilnahmlos sein Bemühen hinnahm, ihm aber doch zuhörte. Wie aber sollte ich es beginnen, mich ihm und seiner Umgebung bemerklich machen? Ich stellte mich, setzte mich wieder und erhob mich nochmals, um seine Aufmerksamkeit zu erregen und ihm den ersten Gruß, dessen er sich je von mir zu erfreuen gehabt hätte, spenden zu können. Aber der Geselle sah und hörte mich nicht oder that wenigstens so. Niemand aus der Gruppe achtete auf mein Gebahren, — ich gab mir vergebliche Mühe.

Wohl würde ich mich noch thörichter benommen haben, wenn ich nicht meinen Freund Müller, den ehrlichen Pfälzer, erblickt hätte, der eben gegen mich heran kam. Auffallender Weise kehrte er jedoch plötzlich wieder um und nach dem Vorderdeck zurück. Fast wollte es mir scheinen, er habe einen ganz besondern Grund, das Hinterdeck zu meiden. Und ich hatte nicht Unrecht mit meiner Vermuthung.

Es dauerte nicht lange, so zeigte er sich wieder aus der Ferne, warf einen scheu forschenden Blick nach der Gruppe, welche meine schöne Unbekannte umschloß, und winkte mir dann mit Auge und Finger, zu ihm zu kommen. Erstaunt sah ich dieses Gebahren. Zugleich nahm ich eben auch wahr, daß die Personen, welche die Familiengruppe bildeten, jetzt meinen Freund bemerkten, obgleich er sich derborgen zu halten sehr bemüht war. Das Familienhaupt stieß seine stattliche Ehehälfte an, diese machte ihren Schwiegersohn aufmerksam, und man steckte nun flüsternd die Köpfe zusammen. Die junge hübsche Frau schlug die Augen nieder, meine schöne Unbekannte aber bob zum ersten Male mit lebhafter Bewegung den Kopf, was mich am meisten überraschte. —

(Fortsetzung folgt.)

## Die Kohlenfrage für Bayern.

Von allen Fragen, welche auf dem Gebiete der Volkswirthschaft uns in Anspruch nehmen, tritt uns die über die Beschaffung fossiler Kohle unbestreitig als die wichtigste entgegen, und ihre Lösung erscheint im Culturleben der vorgeschrittenen Völker geradezu als ein Kampf um die Existenz. Denn was wäre das Maschinenwesen, das in alle menschliche Verhältnisse so tief eingreifende Verkehrswesen ohne fossile Brennstoffe! Ja, nicht allein unser materieller Wohlstand, auch unsere geistige Bildung, die Höhe, zu welcher wir auf der Stufenleiter unserer geistigen und politischen Freiheit emporsteigen, ist mehr oder weniger abhängig von dem Besitze jener schwarzen Diamanten, die uns als Stein- und Braunkohle, als das tägliche Brod der Industrie, aus den düstern Werkstätten des Bergmannes so geheimnißvoll entgegenblicken. Englands Stellung beruht heutzutage vorwaltend auf dem Besitz seiner ergiebigen Steinkohlenbergwerke, und der Reichthum Preußens an fossilen Kohlen und dessen befruchtender Einfluß auf die Entwickelung der Industrie des Landes und des Verkehrswesens hat keinen geringen Antheil an der errungenen politischen Machtstellung Deutschlands. Was hat Nord-Amerika so rasch zum blühendsten Staate der Erde gemacht? Die Republik ist es nicht, die ihm die Erzeugung seines kolossalen Reichthums ermöglichte. Es würde wahrscheinlich nie seine Monitors gebaut, nie jenen Riesenkampf gegen die Barbarei geführt haben, wie ihn die Welt noch nie gesehen, wenn es von der Natur nicht mit jenen unerschöpflichen Kohlenlagern gesegnet wäre, auf welchen seine ganze Zukunft beruht. Es ist daher auch begreiflich, daß man auf die Aufsuchung fossiler Kohle von jeher große Summen verwendete und nicht leicht vor Schwierigkeiten und Opfern zurückschreckt, wenn es sich darum handelt, auf irgend ein Anzeichen an der Oberfläche hin über das Vorhandensein des werthvollen Schatzes sich Gewißheit zu verschaffen. Rußland hat dem Aufsuchen von Steinkohlen Millionen geopfert, weil es begriff, was der Besitz derselben für den Staat zu bedeuten habe.

Digitized by Google

Daher wurde auch der von dem Abgeordneten Georg Kalb aus Bayreuth an die Kammer gebrachte Antrag, welcher die Genehmigung einer Summe von 3 Millionen Gulden zur Vornahme entscheidender Bohrversuche auf Kohlen bezielt, von so Vielen begrüßt, weil sie an der Ueberzeugung festhalten, daß, wie die Verhältnisse bei uns einmal gegeben sind, die Kohlenfrage in Bayern, — weil noch ungelöst — um jeden Preis gelöst werden müsse. Denn wir zahlen für ein Quantum Kohlen, welches wir vor wenigen Jahren noch um 12 Thaler bezogen, bereits 28 Thaler, und noch lassen sich die Grenzen der rapiden Preissteigerung nicht absehen. Der Gegenstand hat denn auch bereits in einem Artikel der Frankfurter Zeitung vom 6. ds. Mts. eine sehr günstige Beurtheilung gefunden. Wir glauben über diese Frage selbst Folgendes sagen zu können:

Am Westrande des Grauwacken- und Urgebirges treten von Rothenkirchen und Stockheim bis Donaustauf in einer Längenerstreckung von beiläufig 60 Stunden die tieferen Schichten des Rothliegenden an mehreren Stellen zu Tage, unter welchen das Vorhandensein der sog. productiven Steinkohlenformation durch die ergiebigen und reichlich renkirenden Kohlenbergwerke bei Stockheim und Reitsch und durch umfassende Versuche bei Erbendorf seit langer Zeit nachgewiesen ist. Versuche bei Donaustauf haben es wahrscheinlich gemacht, daß auch hier Schichten der productiven Carbon-Formation unter dem Rothliegenden vorliegen. Durch Versuche bei Weidenberg, Neustadt a.W.-N., Weiden, Engelshof, Irchenrieb und Schmiedgaden gelang es zwar noch nicht, das Vorhandensein von Steinkohlenflötzen unter dem Rothliegenden nachzuweisen; allein die Möglichkeit, in größerer Entfernung vom Urgebirgsrande unter den Schichten des Rothliegenden die Kohlenformation mit Steinkohlenflötzen aufzufinden, ist durch die bisherigen, allerdings ungünstigen Versuche keineswegs ausgeschlossen. Es darf hier erinnert werden an mehrfache, seiner Zeit gleichfalls mißglückte Bohrversuche innerhalb des kohlenreichen Pissener Bodens, wo mit Tiefbohrungen zufällig die über die Kohlenablagerung hervorragenden Rücken des silurischen Grundgebirges als kohlenleere Gebiete getroffen wurden, während, wie später fortgesetzte Versuche zeigten, in geringer Entfernung von solchen Stellen die Steinkohle in mächtig entwickelten Flötzen vorhanden war. Mit großer Wahrscheinlichkeit werden sich in der Gegend von Rothenkirchen unter den Schichten des Rothliegenden Ablagerungen der productiven Steinkohlenformation durch Bohrversuche nachweisen lassen, ebenso südöstlich von Stockheim in der Richtung gegen Reitsch. Von hier aus am Rande des Grauwackengebirges systematisch fortgesetzte Bohrungen scheinen völlig geeignet zu sein, über die weitere Fortsetzung der Schichten des Rothliegenden und der Steinkohlenformation Aufschluß zu geben. Innerhalb der Zone des Rothliegenden südöstlich von Weidenberg bis Lenau und Aigen sind bisher so viel wie gar keine Versuche auf Steinkohlen gemacht worden und sind nur Tiefbohrungen im Stande, über das Vorhandensein oder das Fehlen der Steinkohlenformation unter den Schichten des Rothliegenden Aufschlüsse zu gewähren. Die bei Erbendorf s. Z. vorgenommenen Versuche sind bekannt; allein auch hier dürfte bei dem Nachweise der ziemlich entwickelten Kohlenformation die Reihe der bisherigen Versuche nicht als abgeschlossen oder erschöpfend zu betrachten sein. Ganz das Gleiche wird von den im Gebiete des Rothliegenden bei Weiden, Irchenried, Neustadt, Edeldorf ꝛc. früher angestellten Versuchen anzunehmen gewesen sein, wenn auch hier das Vorhandensein der Steinkohlenformation unter dem Rothliegenden bisher noch nicht nachgewiesen zu werden vermochte. Die Schichten des obern Rothliegenden im Naabgebirge schließen die Möglichkeit nicht aus, durch Tiefbohrungen, nachdem die Mächtigkeit der Schichten des Rothliegenden sehr bedeutend wechselt, das Vorhandensein des Kohlengebirges nachzuweisen. Ebenso ist das vorzugsweise Auftreten von jüngern Formationen innerhalb des sogenannten Bodenwöhrer Beckens, bei dem Vorhandensein von Bildungen des Rothliegenden, keineswegs ein hinreichender Grund, hier nicht ebenso in den tieferen Schichten mit Wahrscheinlichkeit Ablagerungen der productiven Kohlenformation vermuthen zu können. Nachgewiesen ist ferner das Vorkommen der Steinkohle bei Donaustauf, wenn es auch noch als zweifelhaft gelten mag, ob letztere dem Rothliegenden oder der productiven Steinkohlenformation angehöre. Jedenfalls werden auch hier Bohrversuche auf Steinkohlen innerhalb der langgedehnten muldenartigen Ablagerung des Rothliegenden bei Donaustauf nicht ohne Berechtigung sein und in Verbindung mit einer Reihe von Tiefbohrungen an den vorstehend aufgeführten Orten darüber endgiltige Aufschlüsse geben, ob, und wenn ja, in welchem Zustande Ablagerungen von Steinkohlen vorhanden sind. Die Unterbrechungen des Rothliegenden durch jüngere, dasselbe überlagernde Flötzbildungen längs des bezeichneten Grauwacken- und Urgebirgsrandes bestehen in größern Tiefen gewiß nicht, und man kann mit Sicherheit annehmen, daß der ganzen Gebirgsbasis entlang das Rothliegende s. Z. zur Ablagerung gelangte. Vergleicht man nun die Kohle von Erbendorf und jene von Stockheim, so zeigt sich eine solche Uebereinstimmung im Habitus, in der innern Beschaffenheit und den Eigenschaften derselben, wie Dieß nur bei Kohlenlagern vorausgesetzt werden kann, welche unter ganz gleichen Verhältnissen und zu gleicher Zeit sich gebildet haben. Um bei dem Zusammenhange der die Kohle unmittelbar überlagernden Schichten des Rothliegenden drängt sich dem Beobachter die Ueberzeugung auf, daß die Kohlenablagerungen bei Stockheim, Erbendorf und das Vorkommen bei Donaustauf wohl einer und derselben Bildung angehören. Es ist nun doch nicht wohl anzunehmen, daß diese ausgedehnte Formation nur an 2 Stellen — bei Stockheim, und Erbendorf — kohlenführend sei und nur an einer Stelle — bei Stockheim — die Kohle im bauwürdigen Zustand eingelagert enthalte. Wäre es nicht höchst sonderbar, wenn das ganze weite Gebiet zwischen den beiden bezeichneten Orten während einer und derselben Entwicklungsperiode kohlenleer ge-

Digitized by Google

blieben wäre und der Zufall gerade auf die zwei einzigen vorhandenen Punkte der productiven Kohlenformation in diesem Gebiete geführt hätte. Das ist wohl kaum denkbar, vielmehr mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß auch noch an verschiedenen anderen Stellen, längs des bezeichneten Randes des Grauwacken- und Urgebirgs, die Kohlenformation mit bauwürdigen Kohlenflötzen entwickelt ist. (Oberfr. Ztg.)

## Miscellen.

Aus München vom 7. Januar wird berichtet: Sieben Jahre lang nimmer gehörte Weisen schallten heute um die Mittagsstunde durch die Straßen der Altstadt; es waren die Schäffler, welche von ihrer Herberge beim Kreuzbräu in festlichem Zuge auszogen, um den alten Brauch des „Schäfflertanzes" wieder zu feiern. Mit einem Musikcorps an der Spitze, das die zu eminent nationaler Bedeutung gelangte Melodie, die „Wacht am Rhein", spielte, bewegte sich der Zug, bestehend aus dem Umfrager, dem Vortänzer, dem Nachtänzer, dem Reifenschwinger, dem Spaßmacher (Hanswurst) und 20 Gesellen, welche Reifen trugen, die von Buchs umwunden und mit Bändern geziert sind, von der genannten Schäfflerherberge weg durch die Maximilianstraße dem Odeonsplatz und vor dem Palais des Prinzen Luitpold (die Königin-Mutter hat für heute absagen lassen, wehhalb die Schäffler erst morgen vor derselben ihre Tänze aufführen werden) zum ersten Male wieder nach sieben Jahren ihren Tanz aufzuführen. Die Schäffler waren in das altherkömmliche, ungemein freundlich aussehende Costüm gekleidet: sie trugen ein grünes Sammthäppchen mit weißen und blauen Federn, eine rothe silberbordirte Jacke, weiße Weste, kurze Hosen von schwarzem Manchester, darüber das gelbe Schurzfell, weiße Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen. An den Fenstern des ersten Stockes des Palais bedand sich Prinz Luitpold mit seinen sämmtlichen Kindern und auch den kleinen Enkeln, als die Schäffler nach der bekannten Melodie den vielfach verschlungenen Reifentanz, gen. der „Achter" (den ihnen der kgl. Hoftänzer Reithmayr einstudirt hatte), aufführten und dazwischen der Reifenschwinger seine Hoch mit Rothwein auf die höchsten Herrschaften ausbrachte. Eine große Menschenmenge hatte dem Volksschauspiele beigewohnt und die Schäffler auch auf ihrem weitern Zuge zum Herzog-Max-Palais begleitet und damit Zeugniß abgelegt, daß der Sinn, die Vorliebe für die alten Volksbräuche noch nicht erstorben ist. Die früheren Geschichtsschreiber über München, Baumgartner, Westenrieder, Lipowsky, Wolf ꝛc. sagen, daß der Schäfflertanz und der Metzgersprung ihre Entstehung einer großen Pestseuche in München verdanken, indem damals die Metzger und Schäffler sich einten, um durch alte Zunftbräuche und neue Spiele die armen Bewohner der Stadt aufzumuntern, und daß die Schäffler auf der Straße tanzten zum Zeichen, daß die Luft wieder rein und gesund sei, und daß die Metzger in den Fischbrunnen sprangen zum Zeichen, daß auch das Wasser keine bösen giftigen Stoffe mehr enthalte. Aber selbst über das Pestjahr geben die Angaben auseinander, indem die einen das Pestjahr 1462—63, die anderen die Pestjahre 1515—17 als das Entstehungsjahr des Schäfflertanzes angeben. Da neuere Forschungen herausgestellt haben, daß in alter Zeit auch noch andere Gewerbe ähnliche Zunftbräuche hatten, so geht eine neue Meinung dahin, alle diese Zunftbräuche reichten zurück bis in die graue Vorzeit, und sei ihr Ursprung aus altheidnischen Bräuchen der Germanen abzuleiten.

* Zehn Jahre der Zeitungen. Der neuerschienene Katalog der Annoncen-Expedition von Haasenstein und Vogler liefert interessante Anhaltspunkte über die Entwicklung der Tagespresse. Im deutschen Reiche erscheinen 1743 Tagesblätter, in Oesterreich-Ungarn 268, in der Schweiz 252, in Frankreich 392, in Belgien 196, in den Niederlanden 174, in Großbrittanien 1253, in Dänemark 96, in Schweden-Norwegen 184, in Rußland 160, in Italien 333, in Spanien 91, in Portugal 26, in den vereinigten Staaten von Nordamerika 622, im übrigen Amerika 131, in Asien 57, in Afrika 50 und in Australien 75. Die Zahl der deutschen Blätter (mit Ausnahme Oesterreich's), stieg in diesen zehn Jahren von 1134 auf 1743, und somit hat die größte Zunahme in denjenigen Theilen Deutschland's stattgefunden, wo keine Caution und Zeitungssteuer die Entwickelung hemmt. Während Preußen's Blätter von 670 im Jahre 1862 auf 951 im Jahre 1872 stiegen, hat Bayern's Tagespresse sich von 139 auf 250 gehoben; Baden hat sogar um 150 Procent zugenommen (von 30 auf 72 Blätter), Hessen stieg von 32 auf 53 und Württemberg von 72 auf 102. Im Verhältniß die meisten Blätter erscheinen in der Rheinprovinz, nämlich 165, in Brandenburg 125 und in Schlesien 120, die wenigsten in Posen (36) und Pommern (56). In den außerpreußischen Theilen von Norddeutschland war die namhafteste Entwicklung in Mecklenburg von 23 auf 51 und in Sachsen (von 81 auf 119). Einen wesentlichen Antheil an den Fortschritten der Tagespresse hat die Entwicklung des Annoncen-Wesens, die von der Firma Haasenstein und Vogler ausging, welche 1862 zwei Bureaux hatte und 1872 zwei und zwanzig Bureaux in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz besitzt.

(Eine verhütete Katastrophe.) Seit der Eröffnung der Bremer-Bahn pflegt die Weiterbeförderung der größeren von Boyen kommenden Lastzüge eine Locomotive in verkehrter Stellung von Franzensfeste nach Brixen zu kommen. Am Mittag des 6. d. wurde dieser Locomotive von Franzensfeste nach Brixen ein Lastzug anvertraut, und zwar von mehr als 7000 Centnern! Diese enorme Last für eine Locomotive auf einem Gefäll von 1—44 kam, bei ungleichmäßig vertheilten Bremsen und vielleicht auch wegen des eben frischgefallenen Schnees, bald außerhalb Franzensfeste ins Gleiten und konnte trotz Dampfbremsen nicht mehr auf die regelmäßige Geschwindigkeit gebracht werden. Bereits in Vahren begann die Locomotive bei fortwährend gesteigerter Geschwindigkeit die Rothsignale ihrer Dampfpfeife ertönen zu lassen. Das in der Station Brixen bereits bemerkt diesen Zug, als auch den von Bogen kommenden Personenzug Nr. 3 erwartende Personal hörte diese Signale wenige Momente, bevor der Zug wahrhaft rasend einherstürmte, ohne sogleich zu ahnen, was vorgehe. Der Lastzug hatte eine derartige Geschwindigkeit, daß er auch auf der etwas über 600 Fuß betragenden Horizontalebene dieser Station nicht angehalten werden konnte, sondern als eine kaum erkennbare in Rauch gehüllte Masse vor den Augen der angsterfüllten Zuseher, die eine entsetzliche Katastrophe voraussahen, am andern Ende der Station wieder hinaus auf das Gefälle von 1—64 flog. In drei Minuten sollte der Personenzug von Bozen eintreffen! Der Verkehrsbeamte Schmidberger stürzte beim Erkennen des zu gewärtigenden Ereignisses mit Telegraphenzimmer und gab die Signale zum augenblicklichen Anhalten für den Personenzug auf der Strecke. Der erste Wächter außerhalb der Station konnte dem mit vollem Dampfe daherbrausenden Personenzug das Haltsignal mittheilen. Der unerschrockene Führer des Personenzuges, Clossawa, bemerkte das Signal, und den ihm entgegenstiegenden Zug wahrscheinlich im einzigen Momente, letzteren in einer Entfernung von kaum einem Büchsenschuß. Seiner Geistesgegenwart gelang es, seinen Zug zum Stehen und hierauf zum Rückwärtsgehen zu bringen, worauf alsbald der Zusammenstoß gleich unterhalb des erwähnten Wärterhauses erfolgte. In Folge dessen entgleiste vom Lastzuge ein Wagen und brachte dadurch den Zug selbst zum Stehen; die Locomotive verlor ihre Puffer; die Puffer mehrerer Lastwagen wurden verbogen und zerbrochen. Der Personenzug, bereits im Rückwärtsgehen begriffen, wurde einige hundert Schritte zurückgeworfen und kam ohne weiteren Schaden davon; bloß ein Conductor desselben wurde unwesentlich verletzt. Den braven Locomotivführer umringten gleich nach beseitigter Gefahr sämmtliche Reisende des Zuges, ihm für ihre Rettung dankend.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 12. Speyer, Samstag, den 27. Januar 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Müller war also mit der Familie bekannt und stand in Beziehungen zu ihr!

Als ich ihm meine Verwunderung darüber aussprach, daß er nun das Hinterdeck meide, für welches er doch bezahlt habe, erwiderte er ausweichend: auch auf dem Vorderdeck sei gut sein, ihm gefalle es sogar besser da, die Aussicht sei freier und die Gesellschaft nicht so steif. Das Erstere war richtig, das Zweite nicht minder. Die Gesellschaft auf dem zweiten Platze war allerdings heute nicht steif, denn sie bestand außer einigen begnügsameren Touristen zumeist aus beurlaubten Soldaten, Flößern und Holzknechten, welche Letztere, auf ihre Aexte gestützt, den heimathlichen Bergen entgegen sahen. Daß jedoch Freund Müller noch andere Gründe hatte, hier zu verweilen, war einleuchtend. Sein Wesen und Ton war verändert unter einer Befangenheit, die mir sonst an ihm fremd gewesen. Ich that, als merke ich nichts davon, und fragte geradezu, wer denn die Leute seien.

„Welche Leute?"

„Der gehäbige Herr dorten, die geputzte Matrone und —"

„Ich sehe sie schon", sagte er jetzt mit angenommener Gleichgiltigkeit „Es sind Landsleute von mir."

„Wie kommt's aber", fragte ich jetzt, „daß Du Dich ihnen nicht vorstellst, wenn Du sie kennst?"

„Das könnte leicht ein Grund sein, fern zu bleiben."

„Wie so? Ist die Gesellschaft nicht respectabel?"

„O sehr! Es ist Herr Birkmann aus meiner Vaterstadt — ein gemachter Mann, großes Tuchgeschäft — dann seine Gattin, Töchter, nebst Schwiegersohn. Letzterer ist der reiche Fabricant Spindling", setzte er hinzu, indem er über meine Schulter hinaus in die Rauchsäule schaute, welche der Schlot in die blaue Luft wirbelte.

„Stehst Du nicht gut mit ihnen?" fragte ich mit scheinbarer Unbefangenheit weiter.

„Ich? Warum nicht! — Eigentlich stehe ich gar nicht mit ihnen."

„Um so weniger solltest Du ihnen ausweichen."

„Besser, als den Schein der Aufdringlichkeit auf mich laden!" entgegnete er etwas unwirsch. „Es sieht ja beinahe aus, als sei ich ihretwegen hier, als laufe ich ihnen nach Hat mich der Henker doch schon gestern in der Stadt mit ihnen zusammengeführt, und nun treffe ich sie hier."

„Und das ärgert Dich?"

„Es genirt mich."

„Wie ist das möglich! Hast Du ihre Augen zu scheuen?"

„Ich? Ganz und gar nicht! Ich nicht!" versetzte er mit ganz besonderer Betonung.

„Man scheint sich für Dich zu interessiren. Die junge Frau wechselte sogar die Farbe", fuhr ich fort und wußte nunmehr nicht, wem sein Erröthen galt, als ich hinzufügte: „deren schöne schwermüthige Schwester aber, die holde Bertha —"

„Weiß er deren Namen auch schon wieder!" fiel er mir in's Wort, indem er sich auf der Ferse umdrehte. „Seit wann kennst Du sie denn?"

„Das werde ich Dir ein ander Mal mittheilen", sagte ich ziemlich verdüstert. Denn ich fing nachgerade an, seinem wunderlichen Gebahren und ihrem Kummer eine Deutung zu geben, die für mich höchst niederschlagend war.

Darüber wollte ich nun zur Klarheit kommen und zwar unmittelbar durch ihn selbst.

„Sei aufrichtig, Müller, was hat es mit dem jungen Mädchen für eine Bewandtniß?"

„Mit Bertha?" antwortete er. „Das ist ein höchst gebildetes, höchst vernünftiges, achtenswerthes und liebenswürdiges Frauenzimmer, glaube mir."

„Du sprichst in der That von ihr, als ob sie eine alte Jungfer wäre", entgegnete ich. „Aber verstelle Dich nicht. Du weißt es so gut, wie ich, daß es das schönste, das holdseligste Wesen ist!"

„Nun ist der auch schon Feuer und Flamme!" sprach Müller vor sich hin, nachdem er mich eine Weile bedenklich angeschaut hatte.

„Kränkt es Dich?"

„Nein, ich muß eher darüber lachen."

„Warum?" fragte ich jetzt etwas gereizt.

„Weil Du Dich ganz unnöthig aufregst. Ver-

Digitized by Google

gebliche Mühe, Freund Fischer. Die, das laß Dir gesagt sein, die ist nicht für Dich."

Noch mehr als seine Worte, brachten mich die Ruhe und Gelassenheit auf, mit der er sprach.

„Weißt Du das so sehr genau?"

„Allerdings. Ich muß es ja wohl wissen!" war seine Antwort.

„Dann ist sie wohl für Dich?" warf ich höhnisch hin.

„Das habe ich nicht gesagt!" versetzte er mit aller Gelassenheit.

„Nun, so möcht' ich denn doch beim Himmel wissen, ob sie wohl gar für das Kameel dorten bestimmt ist."

„Für welches Kameel?"

„Das dorten", erklärte ich etwas rücksichtslos, nach der Gestalt des jungen Herrn Streuhuber deutend. „Es schleppt großen Reichthum mit sich."

„So!" machte Müller bedenksam, und trat einen Schritt vor, um sich den Bezeichneten anzusehen.

Eben sprachen Herr Birkmann und Gattin sehr angelegentlich und vertraulich mit demselben. Mein Freund nagte an der Unterlippe, als er zurücktretend äußerte:

„Ja, ja, das sieht ihnen gleich! — Das sieht ihnen gleich. Sie möchten dem Mammon wieder ein Opfer bringen. Und welches Opfer! Doch mögen die Alten ihre Pläne schmieden: Bertha ist keine Betty!"

Mehr für sich und in der Ueberwallung seines Gefühls hatte er gesprochen und stand jetzt wieder in trüber Nachdenklichkeit mir gegenüber. Plötzlich jedoch wandte er sich mit den Worten zu mir:

„Uebrigens, lieber Fischer, wenn Du so thöricht wärest, Dich beim ersten Anblick in das Mädchen zu verlieben, so muß ich Dir als Freund ernstlich rathen: Schlag sie Dir aus dem Sinne! Bei dieser würdest Du keine Lorbeeren pflücken. Also sei einmal klug, — Du bist ja nachgerade kein Jüngling mehr, altes närrisches Haus!"

So überschüttete er mich mit kaltem Wasser nüchterner Vorstellungen. Die Zuversichtlichkeit, mit der er seine Mahnung gab, konnte ihren Eindruck nicht verfehlen, und auf der andern Seite machte mich wieder die Gelassenheit, mit welcher er von Bertha sprach, an seinen eignen Gefühlen irre. Mit einer bittern Antwort wollte ich den Eindruck seiner Worte abschütteln, als das reizende Wesen, das mich im Walde zuerst durch den Ruf nach seiner Schwester, auf diese aufmerksam gemacht hatte, mit einem Gemisch von mädchenhafter Scheue und kindlicher Zuthunlichkeit, erröthend und freundlich lächelnd auf Müller zuhüpfte.

Schüchtern nach mir, dem Fremden, herblickend, reichte die Kleine dem Landsmanne ihr Händchen und sagte:

„Aber, Herr Müller, warum weichen Sie uns denn aus? Bertha ist sehr froh, Sie zu sehen. Kommen Sie doch zu uns her!"

„Ich habe einen Freund bei mir, liebe Minna", antwortete er, sich zu ihr niederneigend, „und ich wollte nicht lästig fallen."

„Das ist ja auch nicht der Fall", sprach das Mädchen mit seiner Silberstimme weiter, „und der Freund geht vielleicht mit."

„Von Herzen gerne, mein liebes junges Fräulein!" sagte ich schnell, indem ich dem freundlichen Kinde die Hand reichte.

Für meinen Freund gab es nun keine weitere Ausflucht mehr; er mußte wohl oder übel der kleinen Führerin folgen; und ohne daß er mich noch besonders einlud, ging ich mit ihm auf das hintere Verdeck des ersten Platzes zurück. Von Seiten der Familie Birkmann kam man jetzt meinem Freunde schon auf halbem Wege entgegen. Sowohl Herr Birkmann selbst als sein Schwiedersohn, Fabricant Spindling, schüttelten ihm die Hand, und Frau Birkmann machte ihm, mit einem sehr anmuthigen Spiel ihrer Augen und Mienen, liebenswürdige Vorwürfe, daß er sich seinen guten Freunden und Landsleuten so ferne halte. Auch Bertha sandte ihm mit ihren schönen, leuchtenden Augen freundlichen Gruß, und ein Hoffnungsstrahl schien alles Trübe aus ihrem holden Antlitze verscheucht zu haben. Als er ihr die Hand reichte, sah sie ihm mit einer Frage in's Gesicht, auf welche er offenbar keine oder wenigstens keine befriedigende Antwort hatte, so daß über ihre Miene wieder ein trüber Schatten flog und ein schmerzliches Zucken glitt.

„Gut", sprach sie leise zu ihm, und ich hörte zum ersten Mal ihre schöne Altstimme. „Gut, daß ich wenigstens einen Freund in der Nähe habe."

„Das bin ich, Fräulein Bertha", antwortete er herzlich und betheuernd. „Das bin ich!" wiederholte er laut, während er sich wieder zurücksog.

Weiter wurde kein Wort zwischen ihnen gewechselt.

(Fortsetzung folgt.)

## Franz Grillparzer.

Ueber Grillparzer schreibt man dem „N. Korr.": Wie der Telegraph gemeldet, ist am 21. ds. Franz Grillparzer in Wien gestorben; mit ihm ist ein echter Dichter geschieden, der das zahlreiche Epigonengeschlecht, das nach Goethe und Schiller auf dem deutschen Parnaß Platz genommen, bedeutend überragt hat. Zu Wien am 15. Januar 1790 geboren, vollendete er seine akademischen Studien im Jahre 1811 und trat 1813 in den Staatsdienst, indem er zuerst „Conceptpraktikant" bei der kaiserlichen Hofkammer wurde. Seit 1819 Privatsecretär bei der Kaiserin, ernannte man ihn 1823 zum „systematisirten Hofconcipisten" und 1833 zum Archivdirector, welche Stelle er bis zu seiner Pensionirung vor einigen Jahren inne hatte. Seine Vaterstadt Wien, dies „Capua der Geister", wie er sie selbst schalt, verließ er nur zweimal auf kurze Zeit, 1819 um Italien, und 1843 um die Türkei, Kleinasien und Griechenland zu besuchen. Bekannt wurde Grillparzer zuerst durch seine „Ahnfrau", welche 1816 erschien, bald die Runde über die Bühnen machte und

Digitized by Google

längere Zeit sich auf denselben behauptete. Dieses Stück bildete den Gipfelpunkt jener damals in höchster Gunst stehenden Schicksalstragödien, welche der „Schuld“ und dem „24. Februar“ gefolgt waren. Obwohl eine dramatische Verirrung, ist es doch eine durchweg in sich abgeschlossene und vollendete Composition und stellenweise von bedeutender Wirkung. Von der Romantik wendete sich Grillparzer's Muse zur heiteren, lebensvollen Welt der griechischen Sage. 1819 erschien seine „Sappho“, ein Stück von edler künstlerischer Gestaltung, dem selbst Byron, der es nur aus einer italienischen Uebersetzung kannte, seine Bewunderung zollte. In demselben Sagenkreise bewegt sich seine 1822 erschienene Trilogie „Das goldene Vließ“, welcher das erfolgreiche Bühnenstück „Medea“ angehört. Das historische Trauerspiel „König Ottokar's Glück und Ende“ 1825, welches erst nach manchen ängstlichen Bedenken in Wien über die Bühne kam, ist von echt dramatischem Leben durchdrungen und in mancher Hinsicht Grillparzers beste Schöpfung. Seine späteren Stücke, das Trauerspiel „Ein treuer Diener seines Herrn“ (1830), das sogenannte Lustspiel „Wehe dem, der lügt“, das Drama „Der Traum ein Leben“ (1840) und die Tragödie „Des Meeres und der Liebe Wellen“ (1840), worin die Sage von Hero und Leander behandelt wird, sind sämmlich reich an eigenthümlichen Schönheiten, namentlich zeichnet sich das letztgenannte Trauerspiel durch eine ungemeine Zartheit, Einfachheit und plastische Schönheit aus. Von verschiedenen, bisher noch ungedruckten Dramen, wie Libussa, Hannibal und Rudolph II., sind Bruchstücke bekannt geworden, in welchen sich Grillparzer's hohe dichterische Begabung ebenso glänzend bewährt hat. Unter Laube's Leitung kam vor mehreren Jahren in Wien bei einer festlichen Gelegenheit ein gleichfalls ungedruckt gebliebenes dramatisches Fragment „Esther“ zur Aufführung, welches als ein Kunstgebilde von entzückender Schönheit gerühmt wird. Die in dem Taschenbuche „Iris“ für 1840 gedruckte Novelle, „Der arme Spielmann“ ist ein kleines Meisterwerk der Erzählungskunst. Grillparzer's lyrische Gedichte zeichnen sich durch tiefen Inhalt der Gedanken und seltene Formenschönheit aus. Am Bekanntesten sind sein Gedicht auf Wien (das „Capua der Geister“) und jenes an Radetzky. In letzterem tritt dem Dichter das Geständniß auf die Lippen: „In Deinem Lager ist Oesterreich; wir Anderen sind nur Träumer!“ 1862 wurde Grillparzer vom Kaiser auf Lebzeiten in den Reichsrath berufen. Lange Zeit verstummt und wenig beachtet, errang er seinem Genius erst in späteren Jahren eine allgemeinere und gerechtere Würdigung. Sein 80. Geburtstag, am 15. Januar vorigen Jahres, brachte ihm aus allen Kreisen von nah und fern zahlreiche Beweise verehrungsvoller Bewunderung und wurde vom ganzen deutschen Volke im Geiste mitgefeiert.

Ein Wiener Blatt meldet: In den letzten Tagen nahm die Schwäche bei dem Dichter immer mehr überhand. Am 21. Nachmittags nach dem Essen setzte sich Grillparzer in seinen Lehnstuhl und plauderte noch mit seinen Hausgenossen. Plötzlich wurde seine Stimme immer schwächer und schwächer. Bei vollstem Bewußtsein hat der Dichter hierauf, man möge einen Priester holen, er wolle nicht sterben, ohne ein Wort der geistlichen Tröstung. Es wurde ein Geistlicher geholt und derselbe versah Grillparzer mit den Sacramenten. Auch sprach G. mit dem Geistlichen über den Tod. Der Priester ging, die Aerzte kamen. „Keine Hoffnung!“ sagten sie. Ruhig und sanft, wie er gelebt, hauchte er um 3 Uhr seinen letzten Seufzer aus.

Seit acht Tagen war der gewohnte Gast, der täglich zur bestimmten Mittagsstunde im Hotel „Matschakerhof“ erschien, war Grillparzer dort nicht mehr sichtbar. Der Dichter war am vorigen Sonntag, seinem Geburtstage, noch ganz munter und hatte ein kleines Unwohlsein, das ihn ein paar Tage vorher befallen hatte, zum großen Theile überwunden. Er bereitete für sich nach gewohnter Junggesellenart den Morgencaffee und plauderte heiter mit seiner Umgebung. Montag früh traten die Schwächezustände seines Alters heftiger auf, er stürzte, von einem heftigen Unwohlsein ergriffen, im Zimmer nieder und brachte, sich seitdem nicht mehr erholend, den größten Theil des Tages in seinem Schlafsessel zu. Es war in der Sterbestunde Niemand von seinen zahlreichen Freunden anwesend; seine Nichte, die den Kranken Nachmittags besuchen wollte, erfuhr erst an der Thorschwelle den Tod des Oheims.

## Miscellen.

Mainz, 20. Jan. Durch die Nachgrabungen im Chore des Domes wurde in den letzten Tagen abermals ein Theil der alten Krypta bloß gelegt. Auch in der Apsis zeigt sich nunmehr die ganze Wandarchitektur auf eine Höhe von etwa 10 Fuß vollkommen erhalten. Sie besteht gleich den unter der Kuppel gelegenen Theilen aus sorgfältig gearbeiteten Quadern; Pilaster und Halbsäulen nebst den Details der Basamente stimmen ebenfalls mit den früher gefundenen Resten vollständig überein. Es zeigt sich nun immer deutlicher, daß man seiner Zeit die Krypta eben nur so weit demolirte, als die Bodenhöhe unter dem ehemaligen Lettner vor dem Pfeiler es erforderte. Gewiß liegt in der Wechselbeziehung, welche sich zwischen der Höhe der noch erhaltenen Kryptenarchitektur und der Bodenlage beim Fuße des Pfeilers nun ergibt, ein neuer Hinweis auf die Zeit der Zerstörung der Krypta, nämlich die Zeit, als der Pfeiler eingebaut wurde. Einen im höchsten Grade schmerzlichen Eindruck machen die zahlreichen Trümmer der herrlichsten gothischen Bildhauerarbeiten, welche in der obersten Bodenschichte gefunden worden. Sie liegen an den Stellen, wo die Altäre des hl. Martin, des hl. Kreuzes und des hl. Kilian errichtet waren. Dieselben wurden nämlich nach den großen Veränderungen, welche 1685 im Dome vorgenommen wurden, neu holsteß Haut, und offenbar rühren die Bruchstücke alter Kunstwerke von dem prachtvollen Lettner, von dem gothischen Baldachine der Martinuskapelle im Mittelschiffe und vielleicht noch von anderen Denkmälern her, welche der Ungeschmack damaliger Zeit in unbegreiflicher Weise zerstörte. Aus der reichen, elegannten Profilirung, dem zierlichen Blätterschmucke und den Farben dieser kleinen Bruchstücke läßt sich noch die Kunstfertigkeit erkennen, welche im 15. Jahrhundert in der Bauhütte des Mainzer Domes zu Hause war. Schade nur, daß es unmöglich ist, die Trümmer wieder zu einem Ganzen zu vereinigen. (M. Abdbl.)

Digitized by Google

**Breslau**, 22. Jan. Gestern Morgen wurde der Cand. phil. Robert Wendrich aus Laubau in seiner Wohnung erschießt aufgefunden. Der strebsame junge Mann, welcher die Feldzüge von 1866 und 1870 bis 71 mitgemacht hat und aus denselben unverletzt zurückgekehrt war, stand eben im Begriff, sich dem Staatsexamen zu unterziehen. Am Abende zuvor mag er vergessen haben, den Wachsstock, den er beim Entkleiden angezündet hatte, auszulöschen. Der Wachsstock ist demnächst herunter gebrannt, so daß die auf dem Tisch liegenden Papiere, die Tischplatte, so wie ein Sophakissen und eine auf dem Fußboden liegende Decke (wahrscheinlich durch das herabfallende glimmende Papier entzündet) in Brand geriethen, ohne daß jedoch eine helle Flamme zum Ausbruch kam. Ein dichter, schwerer Qualm hat dann das Zimmer erfüllt und den Tod des hoffnungsvollen jungen Mannes herbeigeführt. Als die Nachbarn auf den durch die Fenster dringenden Rauch aufmerksam wurden und in Abwesenheit der Wirthsleute, die frühzeitig ihre Wohnung verlassen hatten, das Zimmer öffnen ließen, kam die Hilfe zu spät.

**Weihenstephan**, 18. Jan. Von dem Bürgermeister Eichstetter zu Weihenstephan wurde vergangenen Dienstag eine ächte Wildkatze (nicht eine verwilderte Katze) erlegt, ein Fall, der seiner Seltenheit wegen bekannt zu werden verdient. Dieses Prachtexemplar hat eine Länge von 0,92 Meter, eine Höhe von 0,4 Meter und ein Gewicht von 11 Pfund 10 Loth. Diese Katze schlich in's Hühnerhaus, um Hühnerbraten zu genießen. Die Hühner schlugen angesichts des unheimlichen Gastes Lärm, wodurch die Hausleute geweckt wurden. Der Bauer und dessen Knecht erschienen auch alsbald im Stalle, nachdem sie vorerst noch die Hühnerleiter von Außen gut verschlossen hatten und glaubten es mit Herrn Reinecke zu thun zu haben, überzeugten sich aber bald, daß dies ein viel gefährlicherer Raubthier sei als ein Fuchs. Die Katze entkam in das Freie, fiel, dort wurde Jagd auf dieselbe gemacht und sie von dem Bauer factisch erschlagen, was bei der Behendigkeit dieses Thieres und dessen Gefährlichkeit schwierig erscheint.

**Davos Platz**, 23. Jan. Das Curhaus, in welchem 60 Brustkranke wohnten, ist abgebrannt. Das Feuer begann in einem Nachbarhause und wegen Wassermangels und ungenügender Löschmannschaft war die Hilfe eine beschränkte. Obschon das Haus versichert war, ist der Schaden des Eigenthümers doch groß. Es ist kein Menschenleben zu beklagen. Die Curgäste sind jetzt zerstreut und in den übrigen Gasthöfen des Dorfes untergebracht. (Grenzpost.)

**Eine Watzmann-Besteigung im Winter.** Am Sonntag, 14. Januar, unternahmen die Herren E. Richter, Professor in Salzburg und J. P....t, Kaufmann aus Wien, eine Besteigung des Watzmanns (8411') bei Berchtesgaden. In Begleitung von drei Führern brachen sie, wie die Salzburger Zeitung berichtet, um 5 Uhr Früh von Ramsau auf. Eine kurze Strecke konnten sie die Wege benützen, welche durch das Herabschlessen des Holzes im Walde entstanden waren, aber von der ersten Alpe an begannen die Schwierigkeiten, da die ausgedehnten sanft ansteigenden Alpenböden, welche man in großer Ausdehnung zu überschreiten hat, mit einer mehrere Fuß tiefen Schneedecke bedeckt waren, welche so ohne jeden Zusammenhalt war, daß die Bergführer bei jedem Schritte bis zum Grunde einsanken. Gegen zuströmen nahm die Mühseligkeit des Fortkommens mit der Tiefe des Schnees immer zu. Bis zu den Hütten im Schnee watend, konnten sie nur äußerst langsam vorrücken, und unter den Führern wurde fortwährend im Vorangehen abgewechselt, da keiner den anstrengenden Posten des Bahnbrechers länger als einige Dutzend Schritte weit ausdhielt. Selbst die Anwendung der sogenannten Schneereifen half nicht viel, da man auch mit diesen in der staubartigen Schneemasse schubfüet einsank. Endlich um halb 12 Uhr war das Schlimmste überwunden, und die Ersteigung des eigentlichen Hornes begann, wo der Wind theilweise den Schnee weggeweht hatte und ein schnelleres Vorwärtskommen möglich war. Um 3 Uhr wurde nach zehnstündigem Marsche die Spitze erreicht. Eine außerordentlich prächtige Rundschau belohnte die Mühe. Man glaubte sich in einen fremden Welttheil versetzt, so verschieden an Beleuchtung und Färbung der Landschaft und des Himmels war dieses Winterbild von der Sommeransicht. Bis in die weitesten Fernen erglänzten die unzähligen Spitzen in vollster Klarheit, aber am schönsten erschien das vielgezackte Kalkgebirg in der nächsten Umgebung. Der Oberser und Königssee lagen als unbefleckte Schneeleber in der Tiefe. Das Thermometer zeigte bei einem leichten Luftzuge von Süden — 7° R. im Schatten. Nach halbstündigem Aufenthalte verließ man die Spitze wieder und langte um halb 8 Uhr Abends — bis auf einige Frostbeulen, die Herr P. davongetragen, — wohlbehalten in Ramsau an. Die beiden Bergführer versichern, daß, wenn auch die Mühe wegen der Weichheit des Schnees eine außergewöhnlich große war, doch eine solche Winterpartie durch ihre gänzliche Verschiedenheit von der Bergbesteigung im Sommer sehr dankbar zu nennen ist.

In **Florenz** hatte ein kräftiger junger Mann am 9. d. M. eine Packung-Gabel von 17 Centimeter Länge mit dem stumpfen Ende so tief in die Speiseröhre hineingetrieben, daß dieselbe, namentlich durch einen im entscheidenden Augenblick eintretenden Hustenanfall, nicht mehr herauszuziehen war und in den Magen sank. Der Patient befindet sich bis zur Stunde wohl, hat nur einmal über Schmerzen in der Magengegend geklagt und nimmt viele Nahrung zu sich. Ein erster Versuch, die Gabel auf dem nämlichen Wege, auf dem sie gekommen ist, mittelst eines eigens dazu verfertigten Instrumentes hervorzuziehen, konnte nicht zu Ende geführt werden, weil der Kranke während der Operation nicht zu athmen vermochte. Die korentiner Blätter bringen tägliche Bulletins über den Zustand des Patienten, da das Publikum denselben große Theilnahme schenkt. Diese Geschichte von der verschluckten Gabel ist nicht ohne Beispiel, wiewohl diese Fälle in der heutigen ärztlichen Literatur kaum bekannt zu sein scheinen. Hartknoch bildet in seinem inhaltreichen Werke: Alt- und Neupreußen 1864, auf Seite 350 einen Mann ab, der ein 7 Zoll langes Messer, welches auch daselbst abgebildet ist, verschluckt hatte. Er hatte dasselbe verkehrt in den Schlund gesteckt, um sich den Rachen zum Erbrechen zu kitzeln. Dieser Fall wurde von dem Decan der medicinischen Facultät in Königsberg, dem Dr. D. Beckern, im Jahre 1643 beschrieben. Man wußte, daß in Prag auch Jemand unverdorbt ein Messer hinabgeschluckt hatte, welches glücklich durch einen Schnitt herausgenommen worden war. So verrichtete denn auch in diesem Falle ein Stein- und Wundarzt die Operation. Das Messer wurde aus dem Magen geschnitten und der Mann blieb gesund. (K. Z.)

## Logogryph.

Kennst Du den Mann und seine starken Brüder,
Gerüstet schon beim ersten Morgenstrahl,
Ein Panzer schmieget sich um Brust und Glieder,
Und an der Hüfte glänzt der blanke Stahl:
Wenn er ihn schwingt, hört Du die Fugen krachen,
Und wo er haust, gibt's keinen Widerstand,
Und doch hat Schätze Du und liebe Sachen
Gar oft vertraut der rauhen Manneshand.

Ein ander' Bild naht mit versetztem Zeichen,
Bald führet es ein Volk zu Kampf und Strauß,
Bald, wenn des Tages letzte Strahlen weichen,
Lädt es zum Labetrunk Dich in das Haus.
Am Firmamente kannst Du's nächtlich schauen,
Wo es fortwandelt die gemeß'ne Bahn,
Doch durch die Lüfte, durch die tagesblauen,
Schwankt es dahin ein segelfert'ger Kahn.

**Auflösung des Logogryphs in Nr. 10:**
Motto, Motte, Lotte, Lotto.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 13. Speyer, Dienstag, den 30. Januar 1872.

### * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

#### Viertes Capitel.

Ich kann mich noch lebhaft erinnern, wie tief der erste Ton ihrer Stimme in mir nachklang, wenn auch das Wort nicht an mich gerichtet war. Ja sie schien nicht einmal meine Anwesenheit bemerkt zu haben. Auch sonst achtete jetzt Niemand meiner, denn Herr Birkmann, der unterdeß mit dem jungen Streuhuber gesprochen, wandte sich jetzt nochmals an Freund Müller, um die beiden Herren mit einander bekannt zu machen. Müller sprach nun mit Allen, die ihn hören wollten. Bertha dagegen schien Niemanden mehr zu hören, denn sie saß wie verloren da an der Brüstung und schaute hinaus auf den wallenden See, vielleicht in's Leere. Auch die junge Frau Spindling nahm keinen besondern Antheil an dem Gespräche, wie sie denn, seit dem Eintritte Müllers in die Gesellschaft, auffallend still geworden war. Dieser wandte sich auch fast nie an sie, ja die Blicke Beider schienen sich gegenseitig auszuweichen.

Indeß befand ich mich in einer ziemlich unbehaglichen und meiner Eitelkeit keineswegs schmeichelnden Rolle. Müller war so mit Fragen und Antworten beschäftigt, daß er offenbar meine Anwesenheit gänzlich vergessen hatte, und sonst hatte Niemand von der Gesellschaft Muße oder Anlaß, sich um den bleichen schwarzlockigen jungen Mann zu kümmern, der da am Schiffsgeländer stand und zuschaute, wie das Rad des Dampfers das grüne Wasser unten quirlte und eine stäubende Perlenfluth nach der andern auf den dunklen Smaragd der Wellen sprühte. Auch Bertha schien mich noch nicht bemerkt zu haben, wie sie überhaupt in diesem Augenblicke auf Nichts achtete, was um sie her vorging.

Ein schmerzliches, kränkendes Gefühl von Ueberflüssigkeit und Verlassenheit stahl sich jetzt bei mir ein. Ich überlegte nunmehr, ob ich mich nicht durch einen männlichen Entschluß der zauberischen Bestrickung entwinden sollte, die mich noch immer in die Nähe des schönen jungfräulichen Wesens gebannt hielt. Eben wollte ich mich denn auch entfernen, um mich aus einer unerträglichen Lage zu reißen, als ich wieder den freundlichen Augen der kleinen Minna begegnete. Halb schüchtern, halb zutraulich schaute sie zu mir auf und hatte endlich so weit Muth gefaßt um mich zu fragen, warum ich mich so abseits halte.

„Ich bin ja nicht vorgestellt, meine junge Freundin!“ war meine Antwort, aus deren warmem Ton die Dankbarkeit für die Theilnahme des anmuthigen jungen Mädchens wohl heraus klingen mochte.

„Ist man hier zu Lande so förmlich?“ fragte sie jetzt entgegen. „Nun, weil es Herr Müller vergessen hat und so sehr mit den Andern beschäftigt ist, so kommen Sie hierher zu meiner lieben Bertha. Bertha, der Herr ist ein Freund von Herrn Müller.“

Bertha schreckte aus ihrem trüben Sinnen auf und sah nach mir, der, ihr so unerwartet vorgeführt, nun mit pochendem Herzen vor dem schönen Mädchen stand. Ich stammelte eine Entschuldigung, wenn ich sie in stillen Träumereien unterbreche. Sie aber meinte, es bedürfe solcher nicht und es freue sie, die Bekanntschaft eines Freundes von Müller zu machen.

„Verzeihen Sie nur meine seitherige Unachtsamkeit“, setzte sie mit einem verbindlichen Lächeln hinzu, das mir wie ein Sonnenstrahl in die Seele fiel. „Man versenkt sich so leicht in den Anblick des Sees, daß man sich und seine Umgebung darüber vergißt.“

Offenbar setzte sie voraus, ich sei durch Müller schon ihrer Familie vorgeführt und sie habe das nur übersehen. Ich meinerseits versuchte nicht, sie eines bessern zu belehren, sondern äußerte nur, daß es mich glücklich mache, ihr bekannt geworden zu sein. Noch einige Worte folgten über die Schönheit der Landschaft. Selbst der heimathliche Rhein, äußerte sie, müsse vor der Pracht zurückstehen, mit welcher das wunderbare Grün unten fluthe und die Alpen in die weite Seefläche schauen. Auf meine Frage, ob sie den See zum ersten Male befahre, erfuhr ich, daß sie schon einmal vor Jahren hier gewesen sei. Darauf ergab sich von selbst ihr Bericht, daß sie heute Morgen mit ihrer Familie von München nach dem schönen Mühlthale gefahren sei, da über Mittag geweilt und die kurze Strecke hierher mit der Eisenbahn zurück gelegt habe. Sie war also

Digitized by Google

mit demſelben Zuge gekommen, wie ich ſelbſt, und zweifelsohne auf der Station Mühlthal eingeſtiegen, während ich in der Mittagshitze eine Stunde weiter zurück gelaufen war.

So hatte unſer kurzes Geſpräch einen freundlichen und für mich erfreulichen Fortgang genommen und unſere Bekanntſchaft ſich ſchon ſo weit gefeſtigt, als ich es noch vor wenigen Minuten nicht erwarten durfte. Die Traurigkeit auf ihrem Antlitz hatte ſich während des Sprechens aufgehellt, — ſie ſchien die ſchmerzlichen Gedanken, in welche ſie verſunken geweſen, etwas vergeſſen zu haben. Mir aber war der Muth zu dem Verſuche gekommen, das Geſpräch auf die erſte Begegnung im Walde zu lenken. Ich wollte eben nach dieſer Richtung hin eine leiſe Frage ſtellen, als Müller ſich nach mir umwandte und lachend ſein Erſtaunen äußerte, daß ich ſchon ſo weit in meiner Bekanntſchaft mit den Familienmitgliedern vorgeſchritten ſei, während er mich vorzuſtellen ganz vergeſſen habe. Nun machte er ſein Verſäumniß dadurch gut, daß er ſich mit den kurzen Worten zu der Geſellſchaft wendete:

„Mein Freund Fiſcher, talentvoller Künſtler!“

„Ah, freut mich, bekannter Name“, ſagte Herr Birkmann mit einem ſteifen Nicken ſeines hochgehaltenen Hauptes, während ſeine Gattin mir mit freundlicher Gönnermiene zulächelte. „Nicht wahr, Sie ſind doch der Bildhauer Fiſcher?“

„Bitte um Entſchuldigung“, ſprach ich in nicht geringer Verlegenheit, „eigentlich bin ich Maler.“

„Natürlich“, warf hier Herr Spindling ein, „wir haben geſtern im Kunſtverein ein Viehſtück von Ihnen geſehen.“

„Entſchuldigen Sie, das iſt nicht von mir!“ wandte ich mit ſteigender Verlegenheit ein.“

„Von Herrn Fiſcher war ja das ſchöne Stillleben“, berichtigte jetzt die junge Frau Spindling ihren Gatten.

Aber auch dieſe Ehre mußte ich der Wahrheit gemäß ablehnen, da wieder ein anderer Fiſcher der Maler war. Um mich der Verlegenheit zu entreißen, in welche mich Müller verſetzt hatte, machte dieſer nun den Leuten zu meinem ärgſten Verdruſſe weiß, daß ein Künſtler, wie ſein Freund Fiſcher, keine Bilder mehr in inländiſche Kunſtvereine ſchicke, ſondern immer gleich direct nach London, Paris, Rom oder Petersburg. Dieſer Verſuch, meinen Künſtlerruf zu befeſtigen, mußte ſchon an meiner ſichtlichen Befangenheit ſcheitern. Zwar machte Herr Spindling auf die Lüge Müller's hin eine ſehr reſpectvolle Miene; aber ſein Schwiegervater, das würdige Familienhaupt, Großhändler Birkmann, war ein ſchärferer Beobachter und etwas mißtrauiſcher Natur. Mit Angſt bemerkte ich, wie er ſich jetzt um Auskunft an den jungen Herrn Streuhuber wendete, deſſen höhniſches Lächeln mir ſchon verkündete, daß er ſich die ſchöne Gelegenheit zur Rache für jahrelanges Ignoriren von meiner Seite nicht entgehen laſſen würde. Herr Birkmann fragte gerade laut genug, daß ich es noch zu vernehmen vermochte:

„Was malt er denn?“

Die Antwort vernahm ich nicht; aber ſie konnte nicht anders gelautet haben, als: Nichts! Dies konnte ich ſchon aus dem vielſagenden Blicke, den Herr Birkmann nach mir warf, und aus ſeiner weiteren Frage ſchließen, welche lautete:

„Und was thut er denn eigentlich?“

Mir ſchoß alles Blut zum Kopf und wieder zum Herzen zurück, als ich die Antwort zu hören glaubte:

„Er bummelt!“

Ich hätte dem jungen Herrn Streuhuber den Hals dafür umdrehen mögen, und um ſo lieber, als ich ihm nicht widerſprechen konnte. Zu meiner größten Qual ſetzte Herr Birkmann ſein Frageſyſtem fort, während ſein Blick immer wieder nach mir herüber ſtreifte. Offenbar war er der Anſicht, daß das Bummeln kein ſehr einträgliches Geſchäft ſei, denn er erkundigte ſich weiter:

„Und wovon lebt er denn?“

„Er ſcheint einiges Vermögen zu haben“, war die in geringſchätzigem Tone geſprochene Antwort des jungen Herrn Streuhuber. Und dennoch mochte dieſe letzte Aufklärung die gute Meinung des ehrenwerthen Familienhauptes von mir wieder etwas aufgefriſcht haben, denn Birkmann's mißtrauiſcher Blick ruhte nunmehr weniger bedenklich auf mir.

Ich ſelbſt jedoch litt unterdeß moraliſche Qualen, als ſtünde ich am Pranger. Mir däuchte, die Blicke Aller weilten mit höhniſchem Behagen auf mir. Kaum wußte ich noch, wo ich meine Augen hinwenden ſollte. Noch niemals hatte ich mich ſo erniedrigt gefühlt, wie in dieſem Augenblicke, und das Bitterſte war: die Demüthigung erſchien mir nicht unverdient. Und das Alles vor den Augen derjenigen, die ſchon ſeit Stunden alle meine Gedanken beherrſcht hatte, deren Bild ſchon mein ganzes Herz ausfüllte und vor der ich, wenn vor irgend Jemandem, im beſten Lichte erſcheinen wollte. Ich hätte verſinken mögen, als ſich jetzt die einzelnen Perſonen plaudernd zuſammenſtellten und ich ihr ſpöttiſches Ziſcheln zu hören wähnte. Meine Qual aber voll zu machen, kam nun Müller auf einen Augenblick zu mir, um mir flüchtig den Vorwurf zu zuflüſtern, in welche Verlegenheit man mit mir komme! Er habe ſich redlich bemüht, mich der Geſellſchaft intereſſant zu machen, aber ſein Verſuch ſei ſchnöde an der durchbrechenden Wahrheit geſcheitert. Da ſagte ich ihm nun doch ſchlechten Dank für ſeine Art, mich intereſſant zu machen, der ich meine peinliche Lage verdanke. Verblüfft von meiner Heftigkeit wandte er ſich hinweg und ließ mich ſtehen, wie ich mir einbildete, als Zielſcheibe aller Bemerkungen, welche ich um mich her hörte, aber nicht mehr verſtand. Denn der Kopf fing mir an zu ſchwindeln; ich wünſchte mich weit hinweg oder in die Tiefe des See's. Und als ich mich auf der Bank am Geländer des Schiffs ſitzen fühlte, wußte ich faſt nicht, wie ich auf den Platz gekommen war.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

## Das Erdbeben des Jahres 1871.

(Aus der Kreuzzeitung.)

Es war gewiß nur eine Folge der großen politischen Ereignisse in der ersten Hälfte des nun zu Ende gegangenen Jahres, daß ein Naturereigniß, welches sonst wohl die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen haben würde, bei dem größten Theile der Bewohner selbst des deutschen Vaterlandes, ja selbst des kleinen Hessen-Darmstadt, verhältnißmäßig wenig Beachtung fand, so gewaltig es auch diejenigen erschütterte, die es unmittelbar erlebten. Es ist das Erdbeben, richtiger: es sind die Erdbeben, welche im Laufe dieses Jahres monatelang einen Theil der hessischen Provinz Starkenburg heimsuchten. Man hat ja wohl vor dem Kriege sehr viel gelesen und geredet von den Erdbeben zu Groß-Gerau, der kleinen Kreisstadt in der Ebene zwischen Main und Rhein; aber diese Groß-Gerauer Erdbeben, beginnend am 31. October 1869 und fortgehend durch das ganze Jahr 1870, waren doch nur eine Kleinigkeit gegen die Erschütterungen, welche vom 10. Februar 1871 an die Ebene zwischen Rhein und Bergstraße, wie den ganzen Odenwald betrafen, und, wenn auch nachgelassen, doch noch nicht ganz aufgehört haben.

Streng genommen kann man sagen, daß diese Erderschütterungen, sonst Deutschland so fremd, daß ganze Geschlechter dahingingen, ohne von Erdbeben mehr zu wissen als durch Hörensagen, oder aus der Bibel, oder geographischen Lehrbüchern, Reisebeschreibungen u. s. w., schon seit 3 Jahren in der hessischen Provinz Starkenburg so heimisch sind wie sonst die Gewitter in den Sommermonaten. Soweit wir in Erfahrung bringen konnten, hat einmal im Jahre 1588 (am 14. Januar) ein Erdbeben in Hessen, und zwar auch gerade in der Gegend von Groß-Gerau stattgefunden. Ein dortiger Superintendent Johann Angelus erwähnt dieses „große und schreckliche Erdbäben" in einer Gedächtnißrede auf die Landgräfin Magdalene von Hessen. Jahrthunderte lang war's ruhig. Im Herbst des Jahres 1845 verspürte man einen starken Erdstoß etwa von Marburg an bis in die Nähe Heidelbergs von Norden nach Süden gehend. Dieser Erdstoß hinterließ ein bleibendes Andenken, nicht etwa bloß im Schrecken derer, die ihn wahrgenommen, sondern in dem großen Sprudel der Soolquellen zu Nauheim in der Wetterau. Es hatten die dortigen Soolquellen, bis dahin nur zur Gewinnung von Salz gebraucht, angefangen zu versiegen. Man hatte Bohrversuche gemacht mit geringem Erfolge. Bei einem dieser Versuche war der Erdbohrer in einer Schicht Thonschiefer abgebrochen und stecken geblieben. Man hatte den Versuch ganz aufgegeben. Da schleuderte das Erdbeben des Jahres 1845 plötzlich den stecken gebliebenen Erdbohrer heraus und hinterdrein kam ein gewaltiger warmer Wasserstrahl, anfänglich wohl mannesdick, 15—18 Fuß hoch, mit lautem Brausen emporschießend und bald die ganze Niederung umher mit seinen Salzfluthen überschwemmend. Dieser Sprudel, später etwas nachlassend, wurde gefaßt und bietet noch heute nicht bloß ein höchst merkwürdiges Naturschauspiel, sondern auch eine Fülle von Wohlthat in seiner trefflichen Soole, die nicht bloß zur Salzbereitung benutzt wird, sondern auch dem nunmehrigen Cur-Nauheim seine heilkräftigen Bäder liefert. Bis zu Anfang des Jahres 1869, also volle 24 Jahre lag dann der Boden unter unsern Füßen fest. Am 18. Januar 1869, an einem hellen Winterabend, spürte man zum erstenmale wieder einen Stoß und zwar auch von Norden nach Süden gehend, doch nur in der Ebene vom Darmstadt bis Mannheim hin, und in den westlichen Thälern des Odenwaldes, die nach der Bergstraße auslaufen. Er war nicht sehr stark, Geräusch und Erschütterung etwa so, wie wenn ein schwerer Lastwagen in schneller Bewegung über das Steinpflaster einer städtischen Straße hinfährt und die Fenster klirren macht; wie denn auch viele Bewohner Darmstadts, wo Schreiber dieses damals sich aufhielt, den Erdstoß für nichts anderes gehalten haben, verwundert nur, daß er auf einmal völlig verschwunden war. Merkwürdig, daß, während der Erdstoß ein vorüberziehender war, gleichzeitig in vielen Häusern ein starker Plumps gehört wurde, wie wenn ein schwerer Körper auf den Stubenboden fällt, und zwar gleichzeitig von oben, wie von unten wahrnehmbar, so daß in manchen Häusern die Bewohner des unteren Stockes hinaufeilten in den obern Stock, um zu sehen, was da vorgefallen, auf der Treppe den Hausgenossen von oben begegneten, welche in gleicher Absicht nach unten eilten. Dieser Erdstoß scheint den Zyklus von Erschütterungen eröffnet zu haben, die nun schon fast 3 Jahre lang fortdauernd und ensänglich in der Gegend von Groß-Gerau, dann aber an der Bergstraße, in der Nähe von Bensheim und Auerbach ihren Herd hatten.

Der erste heftigere und weithin verspürte Stoß erfolgte in der Nacht vom 30. auf den 31. October 1869 gegen Morgen hin; man spürte ihn von Hornberg in Kurhessen an bis nach Heidelberg. Die erschreckt ans Fenster Eilenden hatten eine doppelt unheimliche Empfindung, als wenige Sekunden nach dem Stoß das bis dahin währende Dämmerlicht einer rabenschwarzen Finsterniß wich, die erst allmälig gegen 7 Uhr von der Morgendämmerung vertrieben wurde. Ob ein bloßes post hoc oder ein propter hoc stattgefunden, ob die Finsterniß im Erdbeben oder in anderen zufällig eintretenden Einflüssen ihren Grund hatten, wage ich als Laie nicht zu entscheiden; bin aber auch nach dreijährigen Beobachtungen und Studien einschlagender Werke überzeugt, daß in diesem unheimlichen Gebiet unsere größten Fachgelehrten — noch Laien sind. Jenem ersten stärkeren Stoße folgte, nach halbstündiger Pause, ein zweiter leiserer, wie sich das nachher fast bei jedem der vielen hundert Stöße wiederholte, die man bemerkt hat.

Während dieser Stoß in Darmstadt und weiter nach Süden hin den Eindruck einer von Nordwest nach Südost gehenden Schwingung des Erdbodens machte und man sein Wirkung, außer dem dumpfen Rollen, besonders am Zittern der Wände, am Klirren

Digitized by Google

der Fenster und am Knarren der Thüren, — in leicht gebauten Häusern auch wohl am Aechzen der Balken wahrnahm, spürte man ihn in der Ebene von Groß-Gerau als einen vertikalen Stoß von unten nach oben, woraus man den Schluß zog, daß dort der „Herd“ des Phänomens sein müsse. Diese Vermuthung war bestärkt durch den Umstand, daß während die Stöße in der Gegend von Darmstadt und die Bergstraße entlang am ersten Tage nur etwa 3—4 Mal sich wiederholten, man in Groß-Gerau an einem Tage 30 Erschütterungen zählte, worüber die Bewohner so in Angst geriethen, daß sie zum Theil flüchteten, zum Theil in Chaisen, Omnibussen, Zelten übernachteten. Bis gegen den 10. November hin wiederholten sich die Stöße in Darmstadt und an der Bergstraße nur in schwächerer Weise; in Groß-Gerau dagegen dauerten sie fort. Bis Anfang März, wo sie etwas nachließen, wenigstens schwächer und in längeren Pausen, oft von drei bis sechs Wochen auftraten. Im Ganzen hat man in Groß-Gerau bis zum April 1871 an 3000 Erdstöße gezählt, unter denen allerdings nur 20 von Bedeutung und etliche hundert bloß als unterirdisches Geräusch bemerkbar machten, ohne Erschütterung der Häuser. Namhaften Schaden haben diese Erschütterungen nicht angerichtet. Bei den ersten Stößen fielen wohl einige Schornsteine und Gebäude bekamen Risse. Doch stürzte kein Gebäude ein und ging kein Menschenleben zu Grunde. (Schluß folgt.)

## Miscellen.

**Stuttgart**, 26. Jan. Gestern Nachmittag gelang es, einen der Diebe zu verhaften, welche kürzlich in Nürnberg einen großen Diebstahl von Schmuckgegenständen und Juwelen im Werthe von 32,000 fl. begangen hatten. Kurz vor 2 Uhr machte er den Versuch, eine Anzahl von Schmuckſachen und Juwelen unter dem Vorgeben, sie seien Eigenthum eines Offiziers, der sie aus Frankreich mitgebracht und ihm mit dem Verlauf beauftragt habe, zu verkaufen. Hr. Ed. Föhr schöpfte beim Anblick dieser Gegenstände, die offenbar noch nie im Gebrauche waren, sogleich Verdacht und erklärte dem Burschen, die Sachen seien gestohlen, er aber gesonnen, ihn verhaften zu lassen. Nach einem sichtbaren momentanen Erschrecken packte der Dieb Hrn. Föhr mit der Energie der Verzweiflung, suchte ihm, da er um Hilfe rief, den Hals zuzudrücken, ward jedoch von den aus einem anstoßenden Gemach herbeieilenden Gebrüdern Föhr's nach verzweifeltem Kampfe überwältigt und der inzwischen herbeigeeilten Polizei übergeben. Bei Durchsuchung des Burschen auf der Polizei fanden sich in dessen Taschen ein scharf geschliffener Dolch und ein geladener Revolver vor. Auf seine Spießgesellen, die sich gleichfalls hier befinden sollen, wird eifrig gefahndet. (K. Z.)

Das **Deutsche Reich** besitzt in runder Summe 60,000 **Volksschulen**, in denen 6 Millionen Schüler unterrichtet werden. Auf je 1000 Einwohner entfällt ungefähr eine Schülerzahl von 150. Dieses durchschnittliche Verhältniß wird in Braunschweig, Oldenburg, Sachsen und Thüringen beträchtlich überschritten (auf je 1000 Einwohner 175 Schüler), dagegen in Mecklenburg (auf je 1000 Einwohner 120 Schüler) und Bayern (auf je 1000 Einwohner 126 Schüler) bei Weitem nicht erreicht. Gymnasien gibt es in Deutschland 330, Progymnasien 214, Realgymnasien 14, Real- und höhere Bürgerschulen 488. Die Gesammtzahl der Schüler auf diesen Unterrichtsanstalten beläuft sich auf 177,379. An Universitäten zählt das Deutsche Reich 20 mit 1624 Lehrenden und 15,557 Studirenden; von den letzteren kommen je über 1000 auf Berlin, Leipzig und München. Polytechnische Schulen gibt es 10, wovon auf Preußen nur 2 kommen, außer der Bau- und Gewerbe-Akademie in Berlin; die Zahl der Lehrenden an diesen Lehrstätten beträgt 360, der Studirenden 4428. (Ger.)

**Paris**, 25. Jan. Ein schrecklicher Eisenbahn-Unfall ereignete sich auf der Lyon-Marseiller Eisenbahn. Die Depesche, welche die Eisenbahn-Verwaltung darüber veröffentlichen läßt, lautet: „Die Brücke von Bregue ist von dem Wasser (Var) hinweggerissen worden. Ich habe mich nach der Brücke begeben, um den Zug 492 anzuhalten. Unmöglich, da die Landstraße überschwemmt war; ich stellte drei Männer auf, um den Zug durch Signale zu warnen. Unmöglich, zu telegraphiren. Ungeachtet der Vorsichtsmaßregeln, kam der Zug mit ganzer Dampfkraft an und stürzte in den Fluß; ich organisire die Hilfe“. So die Depesche der Gesellschaft. Die Brücke von Brague liegt ganz in der Nähe von Antibes. Der verunglückte Zug kam von Nizza, das er gegen 6 Uhr Abends verlassen, und mußte um 6 Uhr 27 Minuten durch Antibes kommen. Nach anderen Berichten hatte man sofort Rettungsanstalten gemacht. Ungefähr 100 Arbeiter waren bei denselben betheiligt. Nach langen und schwierigen Nachsuchungen gelang es, den Locomotivführer und den Heizer sowie 4 Reisende, die alle sechs todt waren, aufzufinden. Später fand man noch 11 oder 12 schwer verwundete Reisende. Man glaubt, daß die Zahl der Opfer 30 bis 40 beträgt. (K. Z.)

**Paris**. Mit dem Pariser Handelsstande steht es übel. Der berühmte Restaurant der „trois frères provençaux“ im Palais Royal ist bankerott. Der Eigenthümer des Hauses hat das Geschäft für 70,000 Fr. gekauft. Vor 15 Jahren wurden 600,000 Fr. dafür bezahlt. In ganz Paris sind sich kein Restaurateur, der das Geschäft lassen wollte. Viele große Geschäfte, elegante Cafés, kleine Theater und Restaurationen sind in einer kritischen Lage. Der Director des Theaters der „Folies Nouvelles“ (früher Theater Delajet) meldet dem Publikum, daß er seine Vorstellungen einstelle. Die tägliche Einnahme reichte nicht aus, um die Kosten der Beleuchtung und der Miether zu decken. Die Miether war dieses kleine Volkstheater immer gefällt. (D. Bl.)

Die **Schienenwege des Vereins der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen am 1. Januar 1872**. Das Netz der in der Ueberschrift bezeichneten Bahnen hatte am 1. ds. Mts. mit Einschluß der hinzugekommenen elsaß-lothringischen Bahnen eine Längenentwicklung von 4695,₇₀₂ Meilen, woraus sich gegen den Stand vom 1. Jan. 1871 eine Vergrößerung von 651,₀₀₀ Meilen ergibt. Von der jetzt vorhandenen Meilenzahl fallen auf die im eigentlichen Sinne deutschen Bahnen 2815,₇₀₀ (gegen dem 1. Jan. v. J. mehr 286,₁₀₀); auf die österreichisch-ungarischen Bahnen 1576,₇₀₀ Meilen (gegen den Anfang des Vorjahres mehr 302,₉₀₀); Auf sechs dem Vereine beigetretene fremdländische (belgische, niederländische 2.) Bahnen 301,₃₀ (gegen den 1. Januar v. Js. mehr 13,₄₀). Die elsaß-lothringischen Bahnen haben nach Ausweis einer neuen Vermessung eine Gesammtlänge von 102,₁ Meilen.

**London**. Die Expedition zur Auffuchung Livingstone's wird am 2. Februar in den Dampfer Abydos durch den Suezkanal nach Zanzibar abgehen. An ihrer Spitze steht der Seelieutenant Llewellyn Dawson, welcher sich vor zwei Jahren bei den schwierigen Vermessungsarbeiten den Stromschnellen des oberen Pangflekiang auszeichnete; ihm begleitet außer einem zweiten Offiziere, einem Handwerker und einem in Zanzibar anzunehmenden Dolmetsch auch ein zwanzigjähriger Sohn des verschollenen W. Oswell Livingstone welcher selbst in Afrika, in der Nähe des Ngami-Sees gedoren ist und gegenwärtig in London Medicin studirt. In Zanzibar wird Lieutenant Dawson schon ein bewaffnetes Geleit von 50 auserlesenen Eingeborenen und die nothwendigen Träger antreffen, für welche Vorbereitungen Dr. Kirk sorgt, und von dort wird der Weg über Ubschidschi und den Tanganyika-See in der Richtung eingeschlagen, in welcher man den Manyema-See und den letzten bekannten Aufenthaltsort Livingstone's vermuthet.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

**Nro. 14.** **Speyer, Donnerstag, den 1. Februar** **1872.**


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Da sprach eine Silberstimme neben mir:

„Wie schade, daß ich mein Album nicht mit habe! Sie müßten mir etwas besonders Schönes hineinzeichnen!“

In dem Tone, mit welchem die kleine Minna sprach, lag etwas unbewußt Tröstliches, und es rührte mich, daß es wiederum das freundliche Kind war, welches mir das erste theilnahmsvolle Wort entgegen brachte. Schon der Klang ihrer Stimme richtete mich innerlich wieder auf, wie der Glockenton den verirrten Wanderer.

„Wenn ich nur etwas besonders Schönes könnte, ich würde es ja gerne thun“, sagte ich.

„O, Sie können, wenn Sie nur wollen!“ erwiderte die Kleine mit denselben Worten, welche mir heute schon aus dem Munde Schmidt's gekommen waren. „Das sieht man Ihnen an, daß Sie etwas können, — nicht wahr, Betty?“

Damit hatte sie sich an ihre verheirathete Schwester gewendet, welche an meiner anderen Seite saß und zu der ich mich nun in gehobenerer Stimmung achtungsvoll umkehrte. Die junge Frau lächelte recht anmuthig, als sie jetzt sagte:

„Allerdings bin ich auch der Ueberzeugung. Man traut Ihnen wenigstens das Beste zu, wenn man auch nichts von Ihnen kennt. Und sicherlich ist auch unsere Bertha dieser Meinung, — eine bessere Menschenkennerin als ich.“

Jetzt fühlte ich mich beschämt und beglückt. Befand sich mein Gemüth doch gleichsam auf einer Fahrt aus der Hölle in den Himmel. Die hübsche junge Frau mochte in meinen Augen eine Frage lesen, ob ich ihrer Aufrichtigkeit trauen dürfe, denn sie fuhr freundlich plaudernd fort:

„Für die gute Meinung, welche Bertha von Ihnen hat, bürgt mir schon die Thatsache, daß sie sich seit Wochen mit keinem jungen Manne mehr so lange und angelegentlich unterhielt, als vorhin mit Ihnen. Sie dürften sich vielleicht etwas darauf einbilden, wenn Sie meine Schwester und ihre Art näher kennen würden.“

„O, meine Verehrte“, erwiderte ich jetzt mit leuchtenden Augen, „Sie machen mich allzustolz und glücklich.“

„Und Sie haben mir wirklich einen frohen Moment bereitet, für den ich Ihnen Dank schulde“, fuhr die junge Frau fort. „Zum ersten Mal sah ich meine Schwester wieder in lebhafter Unterhaltung und sich für einen Augenblick vergessen.“

„Ach ja“, sagte ich in warmem Mitgefühl, „mit Bedauern bemerke ich, daß Fräulein Bertha, so jung, so schön, so voll Anspruch an die Freude, von einem tiefen Kummer niedergedrückt scheint.“

„Wer hat ihn nicht!“ entgegnete die junge Frau mit einem unwillkürlichen Seufzer. „Niedergedrückt ist jedoch Bertha nicht. Sie leidet, aber sich niederdrücken zu lassen, ist nicht ihre Art.“

„Sie leidet, und wie gerne möcht' ich ihr mit meinem Leben helfen“, sprach ich überwallend.

„Das können Sie nun freilich nicht“, erwiderte Frau Spindling vor sich hinblickend. „In solchen Lagen können nur die helfen, die nicht wollen, oder man hilft sich selbst, woran vielleicht Bertha denkt. Aber das ist nicht Jedermann's Sache.“

Und wieder seufzte die hübsche junge Frau, indem ihre braunen Augen verstohlen von ihrem Gatten nach der Stelle hinschweiften, wo Müller mit dem alten Herrn Birkmann sprach. Offenbar drückte auch sie eine Last, der sie sich nicht gewachsen fühlte und welche sie sich plaudernd von der Seele zu rücken suchte. Doch hatte ich dafür jetzt keinen Sinn, und ich fragte:

„Aber welches Leid kann Ihre schöne Schwester so erfüllen? Welche Quelle hat ihre tiefe Schwermuth?“

„Es würde wenig helfen, das zu wissen, und nichts bessern“, lautete die Antwort.

„Nehmen Sie es nicht für Zudringlichkeit, verehrte Frau, wenn ich mich an dieser Antwort nicht genügen lasse“, fuhr ich fort. „Sagen Sie offen, sind es die Bewerbungen jenes jungen Herrn dorten, welche dem Fräulein Kummer bereiten?“

„O nein, so weit ist es noch nicht, daß von Bewerbungen die Rede sein könnte“, sprach die junge Frau. „Ich glaube, daß selbst die Eltern noch nicht ernstlich an ein solches Project denken, wenn sie sich jetzt auch den Anschein geben!“

Digitized by Google

„Oder", fing ich wieder an, „steht die leidvolle Stimmung Ihrer Schwester in irgend einer Beziehung zu — Freund Müller?"

Sie zuckte förmlich zusammen und antwortete nicht sogleich, während ich mit fast tödlicher Spannung darauf wartete. Dann aber entgegnete sie, wie erschöpft:

„In keiner Weise. Aber fragen Sie nicht weiter, ich muß Sie bitten. Am besten, Sie kümmern sich nicht darum. Und lassen Sie sich vor Bertha ja nicht merken, daß wir überhaupt der Sache gedacht haben. Rühren Sie nicht daran, und unterhalten Sie meine Schwester von Anderem. Eben sieht sie nach Ihnen herüber!"

Damit stand Frau Spindling von der Bank auf. Ihr Mann kam ihr entgegen und sie trat mit demselben an die andere Seite des Verdecks. Ein unheilvolles Geheimniß schien mir über der im Schiffe versammelten Familie zu schweben. Aber ich war jetzt nicht besonders gelaunt, demselben nachzugrübeln, sondern folgte ganz dem Zauber, der in Bertha's Erscheinung für mich lag. Und dieser Zauber wurde unter den Eindrücken, welche ich durch das Gespräch mit ihrer Schwester empfangen, nur erhöht. Ruhten doch in der That jetzt auch ihre Augen auf mir, als wäre ihr meine Annäherung nicht unangenehm, so daß ich bald wieder nach der Stelle an der Gallerie zurückkehrte, wo sie noch immer saß.

„Glauben Sie, daß ich in Ihnen beim ersten Anblick den Künstler erkannte?" empfing sie mich mit ihrer sanften Altstimme.

„Das entspricht der großen Menschenkennerin", entgegnete ich munter.

Hatte ich doch die Absicht, sie zu erheitern und ihr zu gefallen. Was ich von ihrer verheiratheten Schwester vernommen, hatte mir allen Muth und alle Zuversicht zurückgegeben, und der sichtliche Antheil, welchen mir das schöne Mädchen entgegen brachte, erfüllte mich mit so freudigen Hoffnungen, daß ich selbst das Geheimniß ihres Leids über meinem eigenen Glücke vergessen konnte.

„Das haben Sie von Betty", bemerkte übrigens Bertha ablehnend. „Und dieser muß ich das Urtheil hierüber völlig absprechen. Immerhin erkannte ich den Künstler alsbald, und das, dächte ich, sei keine besondere Kunst."

„Vielleicht doch, und vielleicht haben Sie sich diesmal getäuscht!" sprach ich etwas kleinlaut, so daß sie lebhaft fragte:

„Wie so? Wie meinen Sie das?"

„Ich zweifle nämlich sehr oft, ob ich mitsprechen darf: Anch' io sono pittore!"

„Ueber solche Zweifel müßten Sie aber nachgerade hinaus gekommen sein", sprach sie jetzt mit liebenswürdiger Aufrichtigkeit, indem sie mich groß ansah.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Erdbeben des Jahres 1871.

(Aus der Kreuzzeitung.)

(Schluß.)

Die im vorigen Artikel aufgeführten Groß-Gerauer Erdbeben scheinen nur das Vorspiel zu den viel heftigeren Erschütterungen gewesen zu sein, welche am 10 Februar 1871 begannen und, wie schon erwähnt, an der Bergstraße in der Nähe von Auerbach und Bensheim, oder auch in Lorsch, Schwanheim, im alten Neckarbett*) ihren Herd zu haben scheinen. Schreiber dieses hat sie im Reichenbacher Thal erlebt, welches von Bensheim sich nach Nordost vier Stunden lang hinzieht und in einzelnen seiner Partieen, wie in der Gegend von Schönberg mit seinem romantisch gelegenen Schlosse, seiner freundlichen Kirche auf heller heiterer Höhe, mit Hohenstein, Borstein und Felsberg zu den lieblichsten Gegenden Deutschlands gehört. In jenen Tagen und Wochen aber war es ein Ort des Grauens geworden, aus dem auch die begeistertsten Freunde seiner landschaftlichen Schönheit am liebsten sich wegbegeben hätten, wenn nicht Pflicht oder Nothwendigkeit sie festhielt. Am 10. Februar 1871, Morgens halb 6 Uhr wurden wir durch ein furchtbares unterirdisches Rollen und Donnern aus dem Schlafe aufgeschreckt. Das Haus fing an zu zittern, Thüren und Fenster klirrten. Dann war's, wie wenn vier unsichtbare gewaltige Fäuste es an den vier Ecken faßten, rüttelten und schüttelten, daß die Balken ächzten, die Betten schwankten; noch lange nachher, als das Donnern aufgehört und die Wände des Hauses wieder feststanden, waren unsere Körper im Bett (auch die Stahlfedermatratzen) in schaukelnder Bewegung, klappten die Bilder an den Wänden und klirrten die Gläser auf dem Tische. In den ersten Secunden war Alles wie von Schrecken gelähmt. Ich raffte mich auf, machte Licht und sprang aus dem Bett. Da erfolgte ein zweiter Stoß, der mich umwarf; dann eine Viertelstunde Ruhe, während der ich in den Hof hinabblieb. Der Mond stand ruhig und freundlich am Himmel, aber gegen Südost bemerkte man ein eigenthümliches elektrisches Flimmern. Kaum ins Haus zurückgekehrt, spürte ich einen dritten Stoß und so bis halb acht Uhr Morgens noch vier weitere vertikale Stöße, im Ganzen 7 während zweier Stunden. Den Tag über blieb's ruhig bis halb 1 Uhr Mittags und halb 12 Uhr Nachts, wo schwächere Schwingungen von West nach Ost stattfanden. Der Eindruck auf die Gemüther der Menschen war furchtbar ernst und tief. In einem Dorf wurde ein sechzehnjähriges Mädchen, von blühender Gesundheit, lieblich und brav, das sich eben an seinen Spinnrocken gesetzt hatte, von Krämpfen ergriffen, aus denen ein Nervenfieber sich

*) Der Neckar floß ehemals nicht bei Mannheim, sondern bei Trebur, wo die alte Kaiserpfalz stand, nahe bei Mainz in den Rhein. Das alte Neckarbett im sog. Ried ist noch wahrnehmbar. (Eine andere Mündung des Neckar in den Rhein war gegenüber Altripp.)

Digitized by Google

entwickelte, dem sie nach 10 Tagen erlag. In einem andern Dorf waren etliche Männer in einem Wirthszimmer versammelt, nebenan in der Kammer lag der Wirth todt, Abends zuvor gestorben. Sie hielten die übliche Todtenwache, nach der leider üblichen Weise, bei Wein und Branntwein. Sie gehörten sämmtlich eher zu den sog. „starken“ Geistern, als zu denen, die man als schwache bezeichnen zu dürfen glaubt; aber bei dem fürchterlichen Rollen und Donnern, bei dem Beben des Bodens, dem Zittern der Wände, dem Klirren der Fenstern und Thüren, dem Aechzen der Balken, stürzten sie mit dem Ruf: Es brennt! vor Schrecken zu Boden. An vielen steinernen Häusern bemerkte man am andern Tage Sprünge; besonders waren vielfältig die sandsteinernen Fensterrahmen vom Mauerwerk getrennt. Zu Nieder-Beerbach am Fuß des Frankensteins waren 32, im altbekannten Städtchen Lorsch draußen in der Rheinebene 52 Schornsteine eingestürzt und hatten mit ihrem Getöse im Innern der Häuser, in Küchen und Kaminen den Schrecken noch vermehrt. Die Ausdehnung, in welcher man jenen Erdstoß verspürt, läßt sich wohl der Länge nach mit den Orten Ems, Gießen, Lauterbach, im Süden mit Baden, Kehl, Straßburg; der Breite nach mit Mainz-Aschaffenburg oder Straßburg-Eßlingen bezeichnen. Am stärksten wurden außer den Granitmassen des Odenwaldes die Basaltkegel des Vogelberges erschüttert, vulkanischen Ursprungs. Die nachfolgenden Stöße und Schwingungen beschränkten sich jedoch auf die Gegend zwischen Main und Neckar, die Rheinebene und den Odenwald; einzelne Stöße wurden noch in Baden-Baden verspürt, woselbst das alte Schloß Beschädigungen erfuhr. Merkwürdig, daß während z. B. in Frankfurt wie in Offenbach, Hanau, Friedberg nördlich vom Main, außer jenem ersten Stoß am 10. Februar, kein einziger der nachfolgenden Stöße sich bemerkbar machte, in dem noch nördlicher gelegenen Höchst an der Nidda (Weiterau) jeder auch noch so leise Stoß, den man im Odenwald verspürte, ebenfalls wahrgenommen wurde. Wahrscheinlich geschah dies in Folge unterirdischer Verbindungen durch Steinadern, Höhlen, Erdschichten u. s. w. — In der ihren Grenzen nach bezeichneten Gegend zwischen Rhein, Main und Neckar haben nun die Erderschütterungen bis jetzt volle 9 Monate angedauert, allerdings nicht in der anfänglichen Stärke und Häufigkeit. Verhältnißmäßig ruhig war es in den Monaten Juni und Juli, während der ganze Rest des Februar, März und April die Bewohner genannter Gegend in fortwährender Besorgniß und Angst erhielten. Wenige Menschen, vielleicht nur Kinder und todtmüde Arbeiter ausgenommen, haben auch nur etliche Nächte ruhig geschlafen. Nie war man sicher, wenn man sich einmal dem Schlaf überließ, alsbald durch ein dumpfes Rollen, einen heftigen Stoß wieder aufgeschreckt zu werden. An etlichen Orten, wie im Reichenbacher Thal, merkte man während der Monate März und April eine gewisse Regelmäßigkeit. In jeder Nacht, und einige Zeit vor Monduntergang und Sonnenaufgang, spürte man ein Schwanken der Häuser, ein Schaukeln der Betten; bisweilen dann auch eine Erschütterung der Häuser mit unterirdischem Brausen oder auch bloß abgebrochenem dumpfem Klopfen; bisweilen auch das Brausen und Klopfen allein, ohne Erschütterung. Die stärksten Erschütterungen waren stets die schwingend von West nach Ost gehenden, die man auch auf den Straßen, auf dem Felde, auf Wiesen und im Walde spürte. Regelmäßig wurden sie durch den aus der Ferne heranrollenden Donner angekündigt. Da stockte schon der Athem, dann fuhr die Bewegung unter dem Hause her, daß man fast den Eindruck einer sich pfeilschnell darunter hinwindenden Riesenschlange erhielt; dann nach 2—3 Secunden in der Ferne sich verlierendes Geräusch, meistens wie abrollender Donner, bisweilen auch sprungweise wie tob, tob, tob! oder auch wie zischend tsch, tsch, tsch! Nicht selten war es, als wenn das Haus mehrere Zoll hoch hüpfte, gleichzeitig in allen Theilen, dann aber auch wieder abwechselnd in den vier Ecken, gleich einem galoppirenden Pferde, eine Empfindung, deren Unheimlichkeit gar nicht geschildert werden kann. Bei heftigen Bewegungen und namentlich wenn häufigere Stöße oder Schwingungen an einem Tage erfolgten, war der Boden in fortgesetzter Bewegung, „oscillirte“, wie man zu sagen pflegt, oft eine ganze Woche hindurch. So sehr bin ich mir niemals als „Fremdling“ auf Erden erschienen, als in diesen Tagen, wo der Boden unter unsern Füßen zitterte und schwankte. In jedem Theile des betroffenen Gebietes, in jedem Dorfe, in jedem Hause hatte dann der betreffende Mensch die Empfindung, als ob das Toben ganz unmittelbar unter ihm geschehe, ein Beweis, daß der Vorgang in ungeheurer Tiefe sich zutragen muß, zu der jeder Punkt der betroffenen Erdoberfläche senkrecht steht. Merkwürdig ist, wie fast Alle, welche diese Vorgänge näher beobachteten, wenn sie sich einander erzählten und zur Veranschaulichung der Art und Weise der Erderschütterungen und der bei denselben gespürten körperlichen Empfindungen Vergleichungen anstellten, fast ganz übereinstimmende Gleichnisse gebrauchten. So hörte ich wiederholt, es sei den Leuten gewesen, wie wenn ein riesenhaftes eisernes Spiral sich unter dem Fußboden ihres Zimmers, unter ihrem Bett fortbewegte. Andere hatten, zumal im Anfange, bei gewissen Erdstößen das Gefühl, als ob sich Jemand unter dem Bett verborgen habe und sich aufrichten wolle. Wieder Andere erzählten von einem Erdstoß, es sei ihnen gewesen, wie wenn man sanft auf einem Kahn über eine stille Wasserfläche gleitet und der Kahn plötzlich an einen unter der Oberfläche des Wassers verborgenen Pfahl oder Fels anstößt, und wieder einmal bezeichneten es fast alle Personen, die ich sprach, mit der Empfindung, welche man hat, wenn zwei Eisenbahnwagen, die rasch und glatt dahingefahren, plötzlich gehemmt, mit den Puffern an einander stoßen. Auch erzählten nicht Wenige übereinstimmend, es sei ihnen vorgekommen, wie wenn ein Ungeheuer das Haus an einer Ecke seiner Grundmauer gefaßt habe und daran zupfe und zerre, wie ein Fisch an der Angel. Nervöse Personen spür-

Digitized by Google

ten die Erschütterung gewöhnlich schon einige Secunden oder gar Minuten vorher und kündigten sie an. Das allerdings nur bei leichten Erschütterungen; bei den heftigen war gewöhnlich Alles wie gelähmt.

## Miscellen.

**Karlsruhe**, 30. Jan. Im hiesigen Laboratorium hat sich heute Vormittag ein bedauerlicher Unglücksfall ereignet Beim Umschütten im Kriege erbeuteter Munition entzündete sich dieselbe auf eine bis jetzt noch nicht ganz aufgeklärte Weise und das vor den Arbeitern ausgeschüttete lose Pulver explodirte. Die in dem Zimmer befindlichen 1 Unteroffizier und 7 Mann, sowie der Oberfeuerwerker werden hierdurch mehr oder weniger durch Brandwunden verletzt. Schon jetzt ist festgestellt, daß wahrscheinlich nur bei einem Mann die Brandwunden so bedeutend sind, daß derselbe an seinem Sehvermögen beschädigt werden wird. (Karlsr. Ztg.)

**Die neue Suppe.** An der Mittagstafel eines Berliner Hotels saß vor einigen Tagen ein junger Reisender und Feinschmecker, der, als er den ersten Löffel der Suppe über die Lippen gebracht hatte, plötzlich inneheilt und den Oberkellner heranrief. „Herr Oberkellner", sagte er ernst und energisch, „geben sie mir eine andere Suppe, ich esse Potage à la Bismarck nicht!" — „Wein Herr", meinte der Oberkellner, „dies ist überhaupt eine klare Bouillon und nicht die von Ihnen genannte Suppe." „Doch, doch", rief der Gast, „leben Sie nur, oben auf sind drei Haare!" — Dies wirkte, der Fremde bekam eine andere Suppe.

**M.-Gladbach**, 26. Jan. In Bezug auf eine frühere Mittheilung der Köln. Ztg. ist zu bemerken, daß ähnliche Fälle, wie die aus Florenz mitgetheilte Geschichte von der verschluckten Gabel, an verschiedenen Stellen in der heutigen medicinischen Literatur verzeichnet sind. In The Lancet (1851, November) ist ein Fall mitgetheilt, wo ein Mann eine 3½ Zoll lange Thonpfeife verschluckte, um eine Wette zu gewinnen. Dieselbe ging, nachdem sie mehrmals Zufälle von Peritonitis mit Brechen und Diarrhöe hervorgerufen, nach zwei Monaten unzerbrochen auf gewöhnlichem Wege ab. Bouchet in Lyon entfernte eine silberne Gabel, welche eine Frau verschluckt hatte, durch Eröffnung des Magens. Das Portrait des Bauers aus der Nähe von Königsberg, der sein Messer sammt Griff durch die Gastrotomie entfernt wurde, befindet sich im Museum zu Leyden und wurde dort dem Professor Hyrtl aus Wien durch Professor Halbertsma gezeigt. Daß Ihre fremde Körper verschlingen, um sich um's Leben zu bringen, ist nicht so selten, und so findet sich im anatomisch-pathologischen Museum zu Wien ein Fall, wo ein Geisteskranker einen Schindelnagel verschlungen hatte. (Hyrtl, Handbuch der topographischen Anatomie, III. Auflage. I. 333, 535.)

**Eine Statistik der Wahlen zum ersten Deutschen Reichstag** findet sich in Hirth's „Annalen" (2. Heft dieses Jahrganges) den der Reichsanzeiger unter Vorbehalt weiterer Mittheilungen, nachstehende Zahlen entnimmt: Die Zahl der Wahlberechtigten war in sämmtlichen 382 Wahlkreisen etwa 7,400,000, von denen bei der entscheidenden (in vielen Fällen zum engeren oder Nach-) Wahl im Ganzen 3,878,187 giltige Stimmen abgegeben wurden (mithin 52 Procent Wahlbetheiligung); davon gehören 2,514,864 den Majoritäten und 1,363,323 den Minoritäten an; der Fraktion ihrer Vertreter nach sind von den Majoritäten 803,046 Stimmen den Nationalliberalen, 199,627 der liberalen Reichspartei, 249,329 der Fortschrittspartei, 248,245 der deutschen Reichspartei, 291,861 den Altconservativen, 437,790 dem Centrum, 120,238 den Polen zuzurechnen; der Rest kommt auf die sogenannten „Wilden" u. s. w.

Die Gewinnung des frischen Eises in einer der heißesten Gegenden Indiens (der Umgegend von Calcutta, speciel bei Hooghly) beschreibt T. A. Wise folgender Maßen. Ein rechteckiges Stück Land von 120 Fuß Länge und 20 Fuß Breite wird 2 Fuß tief ausgegraben, die so gewonnene Vertiefung geglättet, an der Sonne trocknen gelassen und 1½ Fuß hoch mit trockenem Reisstroh, das in kleine Garben gebunden ist, gefüllt; ist das Stroh, Behufs Trocknens, mehrmals im Tage umgewendet worden, so werden die Garben zuletzt schräg gestellt, mit losem Stroh überdeckt, doch so, daß die Oberfläche der Füllung ½ Fuß unter dem Bodenniveau bleibt. Gegen Abend stellt man auf dieses Strohlager Reihen poröser, irdener Schüsseln, die bei 9 Zoll Weite 1"/10 Zoll Tiefe besitzen und deren 5/10 Zoll dicke Wandbeilagung so porös sind, daß die Außenseite der Schüssel sofort feucht wird, wenn Wasser in dieselbe eingefüllt wird. Je nach der Ansicht, welche die Temperatur und Windrichtung bietet, wird mehr oder weniger Wasser in die Schüsseln gefüllt; erwartet man viel Eis, so gibt man bis zu acht, erhofft man weniger, bis zu vier Unzen in dieselben. Da circa 4590 Schüsseln in einer Grube stehen und man auf jede vier Quadratzoll Wasserfläche rechnen darf, so bietet eine einzige Grube bei durchschnittlich 239 Gallonen Inhalt eine Wasserfläche von circa 1530 Quadratfuß. In der kühleren Jahreszeit, wenn die Lufttemperatur über diesen Gruben unter 10° C. beträgt und der trockene Nordwestwind die Verdunstung befördert, während ein unbedeckter Himmel der Wärmeausstrahlung der Erde freien Spielraum läßt, bildet sich regelmäßig Eis. Sobald ein Hauchen bemerkt wird, bewegt man den Inhalt der Schüsseln durch Umgießen oder Umrühren, da dies die Eisbildung fördert. Je früher die Eisbildung beginnt, desto dicker wird die Schicht, und nicht selten gefriert der gesammte Inhalt der Schüssel. War die Nacht günstig, so sind am Morgen leichtlich 10 Tonnen Eis von 20 „Eisbetten" zu gewinnen. Das Strohlager wirkt hier bei Tage als schlechter Wärmeleiter und strahlt nach Sonnenuntergang sehr rasch Wärme aus. Die porösen Gefäße erklären ihren Inhalt durch rasche Verdunstung und durch Wärmeausstrahlung. Der leise Nord, oder noch besser Nordwest, unterstützt, so lange er nicht zu heftig wird, die abkühlende Wirkung dieser Factoren, welche so betrachtlich ist, daß ein Thermometer, das 3 Fuß über dem Strohlager 9° C. zeigt, alsbald auf 3° Kälte sinkt, wenn es auf selbes gestellt wird. Aehnlich wie hier die Menschen, so bildet oft genug mitten in Bengalen die Natur kleinere Eisinseln, wie denn z. B. in der kalten Jahreszeit — es ist dies die auf die tropischen Regen folgende Zeit — Eistropfen in Form von Thautropfen auf Pflanzen häufig genug zu sehen sind. (N. Z.)

## Räthsel.

### 1.

1. mit —r.
Ein Diener der Gerechtigkeit,
Ein Rächer vieler Schlechtigkeit;
Ein Mann, der schlimme Schlingen schlingt
Euch, die ihr in den schlimmsten hingt
Und daran sicher einhergingt.
Ein Mann, was sag' ich? ist er reich?
Er wär' es, hält' er allzugleich,
Was roher, unbedachter Sinn
Wünscht täglich, stündlich zu ihm hin.

2. mit —l.
Ein Diener der Bequemlichkeit
Und wohl auch der Annehmlichkeit;
Gar Manches wird daran gefeilt,
Auch muß er tragen manche Last,
Die uns zu tragen grad nicht paßt;
Obschon man ihn nicht gern entbehrt,
Wird er doch niemals hoch geehrt,
Denn, was er trägt, die Hauptsach' ist,
Den kleinen Diener man vergißt.

**Auflösung des Logogryphs in Nr. 12:**
Lader — Adler.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 15. Speyer, Samstag, den 3. Februar 1872.

### * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Ich fühlte mich zu derselben Offenheit herausgefordert, entgegnete für diesmal jedoch nur:

„Allerdings. Ich sollte und wünschte es auch."

„Dann müssen sie es können. Denn man kann, was man will."

Sie sagte dies zwar mit sanfter Stimme, aber man hörte doch auch heraus, daß sie von der Wahrheit eines Satzes fest überzeugt war, den — seltsam genug! — das junge Mädchen dem Manne gegenüber auszusprechen sich veranlaßt sah.

„Welchen Grund haben sie denn, an Ihrem Künstlerberufe zu verzweifeln?" fing sie dann wieder an. „Sind Sie etwa durch Andere irre gemacht worden?"

„Keineswegs!" sagte ich. „Meine Bekannten ermuthigen mich alle zur Verwerthung meines Talentes, von dem ich auch zuweilen überzeugt bin; und dennoch bringe ich nichts zur Ausführung."

„Das ist schade", versetzte sie. „Fehlt es Ihnen an Stoff, an Motiven, wie es die Künstler nennen?"

„O nein! die liegen am Wege, wenn man das Auge dafür hat."

„Und das fehlt Ihnen nicht?„

„Ich getraue mir Nein zu sagen."

„Aber was — ich bitte Sie — fehlt Ihnen denn?"

„Viel und wenig: die Ausdauer."

„Das ist schlimm!" sprach sie nun bedenklich. „Ausdauer allein gibt uns Halt, physisch und moralisch. Sie ist die Kraft und die Tugend. Erlauben Sie mir die Offenheit: Ich begreife es nicht recht, wie ein Mann sich selbst des Mangels an Ausdauer anklagen mag. Sie ist nichts von der Natur Ererbtes, sondern etwas, dessen Aneignung in unserem Willen liegt. Dieser aber muß allerdings vorhanden sein."

„Ihre Philosophie ist in mehrfacher Betracht sehr beschämend für mich," sagte ich.

„Es ist nur Erfahrung," antwortete sie. „Das Leben hat mich nachdenken gelehrt."

Einen Augenblick blickte sie schweigend und den schönen Kopf über das Geländer beugend, in die Wellen, während ich bewundernd vor dieser äußern Anmuth und dem tiefen innern Ernst des jungen Mädchens stand. Plötzlich hob sie das stolze Haupt wieder und wandte sich mit der Frage an mich:

„Sie sprachen von Stoffen, die am Wege liegen. Hätten sie heute schon einen gefunden?"

„Mehr als einen und darunter einen mir besonders lieben," sagte ich.

„Darf ich ihn wissen?"

„O, Sie dürfen."

„Was wäre denn das für einer?" fragte Sie mit eigenthümlich forschendem Blick und gespannter Miene, indem sie eine Goldlocke aus der Schläfe zurück strich.

„Bertha — Königin Bertha mit dem Schwanenfuß im Waldsklüßchen!" antwortete ich.

Aber kaum war dies heraus, so bereute ich auch schon meine Unvorsichtigkeit. Eine dunkle Purpurwolke ergoß sich im Nu über ihren Hals und ihr Antlitz, wich aber auch eben so schnell wieder zurück, so daß ihr edles Gesicht noch bleicher als gewöhnlich war, ja eine Leichenblässe zeigte. Dabei warf sie den Kopf zurück und sah mich mit einem Blicke an, den ich kaum zu ertragen vermochte. Er sprach Schmerz und Vorwurf aus, und ich verwünschte innerlich meine unbegreifliche Indiscretion, obgleich ich durch ihre Erkundigung verleitet worden war, davon zu sprechen. Der bittere, herbe Zug, den ich damals im Walde an ihr bemerkt hatte, trat wieder um ihren Mund hervor, ihre Augen funkelten düster. So verharrte sie mehrere Secunden in Schweigen, bis sie tief athemholend endlich hervorbrachte:

„Also doch! Sie also — Sie haben mich belauscht."

„Verzeihung, wider Willen war ich Augenzeuge eines sehr unschuldigen Vorgangs", sagte ich betroffen von der Strenge ihres Tons. „Sie wollten doch wohl über den Bach, mein Fräulein, und —"

„Fragen Sie nicht", fiel sie mir rasch in's Wort. „Stellen Sie keine Vermuthung auf. Ich werde Ihnen keine Aufklärung darüber geben. Sie allein haben sich zu verantworten," setzte sie mit dem Ansehen einer zürnenden Walküre hinzu, indem sie mich strafend anblickte.

„Rechnen Sie mir, ich bitte, gnädiges Fräulein,

Digitized by Google

die zufällige Begegnung nicht zu einem Verbrechen an", sprach ich jetzt sehr eindringlich. „Sie machen mir großen Schmerz mit solchem Vorwurfe. Konnte ich doch nicht mehr zurück, aus Furcht, Sie aufmerksam zu machen, zu stören, in Verlegenheit zu bringen —"

„Sie meinten vorhin, ich habe über den Fluß gewollt", unterbrach Sie mich wieder. „Finden Sie darin ein Vergehen?"

„Wie könnte ich! Ein so harmloses Vorhaben!"

Noch immer sah sie mich durchdringend und forschend an, als hege sie noch Zweifel an meiner Aufrichtigkeit. Dann fing Sie, nachdem sie sich rasch umgesehen hatte, etwas beruhigter an:

„Gut! können Sie schweigen?"

„Wie das Grab! Ihr Wunsch verschließt mir den Mund für immer."

„Ich begehre keine Ueberschwänglichkeit", sagte sie. „Bewahren Sie jene Begegnung als ihr Geheimniß vor Jedermann. Verstehen Sie, vor Jedermann, — auch vor Ihrem Freunde Müller."

„Bis in den Tod!" betheuerte ich.

„Nein! Nicht doch! Nur nichts Ueberschwängliches! Auf einige Zeit, eine Woche, ja nur auf einen Tag sollen Sie schweigen! Es ist ja im Grund nicht von besonderem Belang!" fügte sie, mit einem Versuch zu lächeln, hinzu.

Sie wollte offenbar den Eindruck wieder verwischen, den ihr erregtes Wesen auf mich gemacht, und sah sich jetzt ängstlich um, ob Niemand auf unser Gespräch aufmerksam geworden sei. Da wir beide jedoch, über das Geländer des Verdecks gebeugt, nahe bei der Maschine standen, hatte deren Lärm und das Rauschen und Gurgeln der vom Dampfer aufgeregten Wellen unsere Worte übertäubt. Die Gesellschaft selbst aber befriedigte jetzt ihre Schaulust zu sehr, als daß sie uns hätte beobachten wollen. Die Namen der Villenbesitzer, welche der junge Herr Streuhuber noch dann und wann kund gab, erschienen jetzt besonders der kleinen Minna und den Damen minder wichtig, als die von den Sommerfischen herschwimmenden Kähne. Denn diese wurden zumeist von elegant gekleideten alten und jungen Mädchen gerudert und um unser Schiff her, mit großer Gewandtheit, in die brausende und schäumende Wallung getrieben, welche das Dampfboot im See hinter sich ließ. Da wurden denn zur bänglichen Lust der Fahrenden und der Zuschauer die kleinen Schiffchen wie Gummibälle von der erregten Fluth hin und hergeworfen.

Auch Bertha sah eine Weile dem zu, ohne mir noch ein ferneres Wort oder einen Blick zu gönnen. Ich war entlassen und entfernte mich, nicht zu weit, da ich meinen Platz so wählte, daß ich sie noch gut betrachten konnte. Denn meine Augen konnten ihren Anblick schon nicht mehr entbehren, auch jetzt nicht, wo ihre Huld für mich starke Einbuße erlitten haben mochte und ihre Erscheinung mir fast feindselig gegenüber getreten war. Aber, wie schön war sie gewesen in ihrem Unmuth!

Und hatte ich Ursache, unzufrieden zu sein? Ich wußte es nicht. Sie hatte mich so lange aufgehalten und dadurch mit einer Aufmerksamkeit behandelt, daß es selbst meinem Freunde Müller auffiel. Wenigstens glaubte ich dies seinen Blicken abzumerken, während er mit Bertha's Vater plaudernd umherstand oder auf dem Verdecke hin und her wandelte. Denn die Möglichkeit zum Umherschlendern war jetzt aus dem Grunde gegeben, weil sich Alles nach den Enden und Seiten des Schiffes gedrängt hatte, um die eleganten Schifferinnen bewundern zu können, die ihre leichten Fahrzeuge fort und fort in die aufgeregten Wellen hinter dem Dampfer ruderten.

Mich selbst kümmerte nichts, als Bertha und mein Verhältniß zu ihr. Hatte ich ihre Huld wirklich verscherzt? oder durfte ich mir Glück wünschen, daß ich ein Geheimniß vor ihrer eigenen Familie mit ihr theilte? Gab mir dasselbe Anspruch auf weiteres Vertrauen und damit vertraulicheren Verkehr? —

Nein! Nein!

Was hatte ich mit einem Geheimniß gewonnen, in welchem ein Räthsel verborgen lag, dessen Lösung mir versagt blieb? Verrieth doch ihre tiefe Erregung, daß eben mein Geheimniß nur ein anderes, viel wichtigeres umhüllte, das ihr allein gehörte und in dessen Grund ich nicht zu dringen vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Dynamit.

Man schreibt der „Köln. Ztg.": Bei den großen Massen von Bergwerksproducten, welche die heutige Industrie verwerthet, bei den niedrigen Preisen derselben und den steigenden Arbeitslöhnen ist es schon längst Bedürfniß geworden, ein Sprengmittel zu erzeugen, welches, ohne gefährlicher zu sein, wirksamer, fördernder und wo möglich billiger ist wie Pulver. Nachfrage bringt Hilfsmittel, und die Nothwendigkeit eines treibenden Stoffes von größerer mechanischer Wirksamkeit als Pulver hat zu vielen chemischen Zusammensetzungen geführt, von denen einzelne zwar durch ihre Kraft dem gewöhnlichen Pulver bei Weitem überlegen, für den Gebrauch jedoch zu gefährlich und daher polizeilich verboten sind.

Von denjenigen Sprengpulver-Surrogaten, welche dem schwarzen Pulver schon erhebliche Concurrenz zu machen anfangen, haben wir nur zwei zu nennen: Schießbaumwolle und Nitroglycerin-Zusammensetzungen. Die letzteren sind es, womit wir uns näher beschäftigen wollen.

Das Nitroglycerin wurde im Jahre 1847 durch den italienischen Chemiker Sobrero entdeckt und bildet sich, wenn man in eine Mischung von Salpetersäure und concentrirter Schwefelsäure Glycerin fließen läßt. Es ist eine schwach-gelblich-ölige Flüssigkeit von 1,6 spec. Gewicht, im Wasser nicht, jedoch leicht in Alkohol und Aether löslich, schmeckt süß, ist äußerst giftig und erzeugt, in geringer Menge auf die Zunge gebracht,

Digitized by Google

ein unerträgliches dumpfes Kopfweh. Gleiche Erscheinungen bringt das Einathmen der Dämpfe, oder das Eindringen der Flüssigkeit in die Haut hervor. Bei einer Temperatur von unter 8° C. gefriert es in krystallinischen Massen, kann jedoch ohne Gefahr aufgethaut werden, wenn man das Gefäß, in welchem es enthalten ist, in warmes Wasser stellt, oder es selbst in warmes Wasser wirft, von welchem es in Folge seines größeren specifischen Gewichtes später leicht getrennt werden kann. Nitroglycerin explodirt bei 180° C. und was wichtiger ist, dann, wenn es in all seinen Theilen einem starken Stoß oder Druck ausgesetzt wird und nach keiner Seite hin auszuweichen vermag. Bestreicht man daher einen Ambos mit Sprengöl, so explodirt unter den Schlägen des Hammers immer nur diejenige Partie, welche direct von der Hammerfläche getroffen wird, die übrigen Theile blieben unzersetzt. Auf Holz und durch Reibung kann man die Explosion nicht hervorbringen. Blechbüchsen, die nicht vollständig mit Sprengöl gefüllt und in Holzkasten verpackt sind, kann man von ziemlich beträchtlicher Höhe auf Felsboden herabwerfen, ohne daß die Explosion erfolgt. Höchst gefährlich aber ist es, einen gefrornen Block Nitroglycerin zu zerbrechen zu suchen oder durch directe Berührung mit Hitze es zum Thauen zu bringen. Ein Pionier wurde in Glogau stark beschädigt, als er ein früher mit Nitroglycerin gefülltes Gefäß, in welchem der zurückgebliebene Rest gefroren war, über Feuer erwärmen wollte; in Hirschberg verlor ein Bergmann das Leben, weil er einen gefrornen Block mit einem Brecheisen zu trennen versuchte.

Um nun mit Nitroglycerin Sprengungen auszuführen, versieht man eine dicht geleimte Papierhülse mit einem Mittelboden, füllt die eine Seite mit Sprengöl und verschließt sie mit einem Pfropfen. In die andere Seite bringt man etwas Pulver und eine Zündschnur und verstopft dann die Oeffnung. Die so hergerichtete Patrone wird in das Sprengloch gesteckt, mit Sand bedeckt und die Zündschnur auf gewöhnliche Weise entzündet. Der Druck der Pulvergase bringt das Sprengöl zur Explosion. Gewöhnlich vereinfacht sich diese Manipulation beim Bergbau dahin, daß man ein Loch in den Felsen bohrt, das Nitroglycerin einschüttet, das Loch ins Wasser auffüllt (als Besatz) und durch eine Zündschnur, die mit einem gewöhnlichen Grubenzünder in Verbindung steht, abfeuert. Wie energisch Nitroglycerin wirkt, zeigt ein Versuch, bei welchem ein 250 Ctr. schwerer Eisenblock mit 5 Loth Sprengöl in drei Theile gesprengt wurde, deren Trennungsflächen einen Flächeninhalt von mehr als 3 Quadratmeter boten.

Das Nitroglycerin kann entzündet werden und verbrennt dann mit einer matten, zischenden Flamme ohne Rauch und ohne Explosion, so lange es nicht auf 180° C. erhitzt wird. Es bietet mithin scheinbar wenig Gefahr, und die Unglücksfälle, welche damit vorgekommen sind, müßten demnach meist auf grobe Unvorsichtigkeiten zurückgeführt werden können. Allein die vielen Explosionen, welche bisher beim Transport auf unebenen Wegen oder auf Eisenbahnen passirt sind, lassen es fraglos erscheinen, daß sie durch etwas begründet sind, worüber wir keine Controle ausüben können, und ziehen die Folgerung nach sich, daß das flüssige Oel durch die Fugen der Fässer gedrungen und dann durch Stoß zur Entzündung gekommen oder daß Nitroglycerin einer mit Explosion begleiteten Zersetzung fähig ist. Wir glauben das Erstere.

In Folge dessen versuchte der schwedische Ingenieur Nobel, der das Oel im Jahre 1864 in den Handel einführte, es in wasserfreiem Holzgeist (Methylalkohol) zu lösen und es in dieser Form, in welcher es — wie er glaubte — in keiner Weise zur Explosion gebracht werden könnte, zu versenden. Man brauchte dann beim event. Gebrauche diese Lösung nur mit Wasser zu verdünnen, in welchem sich das Nitroglycerin abschied. Allein einige bald darauf erfolgte Unglücksfälle zeigten, daß diese Annahmen übereilt waren. In Anbetracht dieser schrecklichen Ereignisse und um aller Gefahr zu begegnen, schlug Nobel vor, die treibenden Oele durch Silicium-Erde zu absorbiren. Die hierzu gebrauchten erdigen Bestandtheile sind unter dem Namen „Kiesel-Guhr" bekannt, und die größten und besten Lager befinden sich bei Oberlohe in Hannover. Die bräunlich-gelbe Mischung, welche von Nobel den Namen „Dynamit" erhielt, besteht demnach nur aus InfusorienErde, Sand oder anderen Siliciumtheilen, welche mit flüssigem Nitroglycerin (70—75 pCt.) gesättigt sind. Die explosible Kraft dieses neuen Sprengmittels steht natürlich mit dem Quantum des Sprengöls in geradem Verhältnisse, je größer die Masse des letzteren, um so kräftiger ist der Dynamit.

Wenn nun auch auf diese Weise der Transport des gefesselten Sprengöls ungefährlicher geworden, so ist es doch außer Zweifel, daß die Fabrication noch mit großen Gefahren verknüpft ist. So sind z. B. im Jahre 1870 nicht weniger als sechs Fabriken in Deutschland und Oesterreich in die Luft geflogen. Da bei allen diesen Unglücksfällen die gerade beschäftigten Personen getödtet worden sind, so konnte nicht constatirt werden, was der Grund zu diesen Vorfällen gewesen ist. Die allgemeine Auffassung ist jedoch die, daß die Unfälle zum großen Theile durch Explodiren des rohen Nitroglycerins entweder während des Herstellungsprocesses oder während des darauf folgenden Mischens mit Infusorien-Erde entstanden sind. — Die Gefahr, die dem Transport des Nitroglycerins in seiner flüssigen Form anhaftet, hat dazu geführt, es in jeder Dynamit-Fabrik an Ort und Stelle selbst zu bereiten.

## Miscellen.

Düsseldorf, 28. Jan. Der hier erscheinende „Rheinische Pionier" schreibt: „Wohin treiben wir? So fragte neulich ein bekannter Schulmann am Schlusse seiner Mittheilung, daß nach dem neuesten statistischen Berichte des Dr. Engel unter 188,000 Jünglingen, die in Preußen zuletzt das Recht des einjährigen Freiwilligendienstes erhielten, nur 85 pCt. diensttüchtig befunden wurden. Also 48,300 waren tauglich zum Soldatenstande, 89,700 waren untauglich, und

Digitized by Google

da hat man wohl ein Recht, erschrocken zu fragen: Wohin treiben wir? Antwort: Wir treiben dem allgemeinen Siechthum entgegen, wenn man in unseren Schulen, namentlich aber in den höhern Schulen, den Gymnasien, Realschulen ꝛc. fortfährt, fast ausschließlich die geistige Bildung ins Auge zu fassen und die körperliche fast ganz darüber zu vernachlässigen. Es ist in der That oft ein trauriger Anblick, die Jünglinge einer höheren Schulanstalt an sich vorüberziehen zu sehen. Viele hohläugige, bleiche, brillentragende junge Leute! Die wenige, die dem Bilde entsprechen, das man sich so gerne von dem studirenden Jünglinge „mit dem gesunden Geiste im gesunden Körper“ entwirft! Die höheren Schulen fordern zu viel von dem Schüler; sie sollen nicht mehr fordern, als was die Schüler in den gewöhnlichen Unterrichtsstunden und in etwa zwei häuslichen Stunden leisten können. Statt diesen überbürdet man die jungen Leute mit häuslichen Arbeiten, so daß sie noch bis spät in die Nacht aufsitzen müssen. Von der Betheiligung an dem Leben der Familie ist ein solcher Knabe oft ganz ausgeschlossen. Will der Vater mit seinem Sohne einen Spaziergang, will er ihm Sonntags eine Freude machen, ihn mit aufs Land nehmen ꝛc., so erhält er die trübselige Antwort: „Ich muß noch für die Schule arbeiten.“ Da geht der Vater mit der übrigen Familie allein in Gottes freie Natur und läßt seinen bleichen Sohn bei den Büchern. Es ist die höchste Zeit, daß wieder in das vernünftige Geleise eingelenkt werde. Wenn man durchaus so viel geistige Anstrengungen von den Zöglingen der höhern Schule fordern muß, dann sollte man doch wenigstens durch vermehrte körperliche Uebungen das Gleichgewicht wieder herzustellen suchen, die armen krumm und schief gesessenen Rückgrate, die zusammengedrückten Brustkasten durch Turnen wieder gerade biegen und wieder ausdehnen lassen. Nun ja, es wird auch geturnt, aber im Winter wöchentlich nur — eine Stunde. Eine Stunde ist unter den oben erwähnten Umständen keine Stunde. Sollen unsere Kinder gesund bleiben, so müssen wir verlangen, daß sie täglich, etwa jeden Morgen von 11—12, körperliche Uebungen vornehmen. Was hab' ich von einem Jungen, der mit 20 Jahren ein Muster von Gelehrsamkeit ist, aber mit 21 Jahren an der Schwindsucht stirbt?

Zur Lebensgeschichte Heinrich Heine's hat kürzlich der jüngste Bruder Heine's, Staatsrath Maximilian v. Heine, welcher nach einer längeren ärztlichen Thätigkeit in St. Petersburg gegenwärtig in Berlin wohnt, einen eingehenderen Vortrag gehalten. Er entwickelte zunächst den Stammbaum der Familie Heine. Derselbe stammt aus Hannover, wo der Großvater des Dichters ein nicht unbemittelter Kaufmann war. Von den drei Söhnen desselben wandte sich der eine, der später so berühmte Financier Salomon Heine, nach Hamburg; der zweite Bruder ließ sich in Genf nieder; der dritte, der Vater des Dichters, als Kaufmann in Düsseldorf und heirathete dort die jüngste Tochter des Hofraths v. Geldern. Heinrich Heine ward am 13. Dec. 1799 geboren, nicht, wie in manchen Biographien angegeben ist, 1798. Auch die häufige Angabe, daß der Dichter in der Neujahrsnacht 1800 geboren sei, ist irrthümlich und beruht auf einem Scherze des Dichters, welcher sich jenes Geburtsdatum einmal beigelegt um daraus den Witz zu gründen, daß er „einer der ersten Männer des Jahrhunderts“ sei. Besonders innig habe sich Heinrich Heine zu seiner Knabenzeit an seine Schwester Charlotte angeschlossen. Der Verkehr beider wurde durch das an sie gerichtete Gedicht: „Mein Kind, wir waren Kinder“ u. s. w. ganz wahrheitsgemäß veranschaulicht. Was einige von verschiedenen weltschmerzlichen Erfahrungen des Dichters aus seiner frühesten Jugendzeit, besonders in der Liebe, angeführt, ist lauter Fabel. Dagegen hat auf den zum Theil trüben Charakter seiner Jugendpoesien ein bisher noch nicht bekanntes Verhältniß entschiedenen Einfluß gehabt, welches der junge Dichter mit der Nichte des damaligen Scharfrichters in Düsseldorf, Josepha, einer zarten, blassen Mädchengestalt von tiefem Gemüth, unterhielt. Die abendlichen Besuche des Dichters in dem Freihaus führten ihn an dem Kirchhofe vorbei, und „Sephchen“ theilte außerdem allerlei aus ihrer Umgebung mit, namentlich die unter Strafe gemäß nächtliche Bestattung des Richtschwertes ihres Oheims, nachdem dasselbe fünfzigmal seinen Dienst verrichtet. Wenn man Heinrich Heine in seiner letzten Lebenszeit einen beständigen Wechsel seiner Gesinnungen und Ansichten zuschreibe, und daraus seine „Gesinnungslosigkeit“ demonstriren wolle, so habe das seine sehr einfache Erklärung. Es habe Heinrich Heine Jahr um Jahr gemacht, sich in vielen Belästigungen, welche ihm oft sehr zudringliche Besuche veranlaßt hatten, dadurch zu rächen, daß er jedem der Besucher gegenüber eine verschiedene Rolle gespielt habe. (D. P.-Z.)

Höchst auffällig ist das Geräusch, welches die gespannten Telegraphendrähte in Folge der Einwirkung von schwachen, manchmal kaum bemerkbaren Winden hervorbringen. Besonders deutlich wird dieses Singen der Telegraphendrähte in unmittelbarer Nähe der Säulen und bei den Isolatorenträgern an Gebäuden vernommen, sowie es überhaupt bei den an Gebäuden entlang laufenden Leitungen viel häufiger und intensiver vorkommt, als bei den an Stangen laufenden. Das Erstere erklärt sich dadurch, schreiben die „Industrie-Blätter, daß die Isolatoren, Träger und Stangen die Töne durch Resonanz verstärken, das letztere, weil längs Gebäuden in Folge des Wärmeausgleichs stets Luftströmungen vorhanden sind, selbst dann, wenn sonst vollständige Windstille herrscht, und diese Luftströmungen sich ihrer Intensität und Richtung nach für das Hervorrufen der tonerzeugenden Schwingungen besonders eignen. Das Tönen der Drähte selbst läßt sich dadurch erklären, daß der Wind in ähnlicher Weise über sie hinfährt und auf sie einwirkt, wie der Fidelbogen auf die Saite. Mehrfach wurde auch angenommen, daß durch die Zusammenziehung, welche der Draht bei der Temperaturerniedrigung erleidet, Töne erzeugt würden, weil das Singen gerade bei Temperaturwechsel und bei scheinbar ganz ruhiger Luft am lebhaftesten zu beobachten ist; für eine Bezeichnung dieser Ansicht mangelt jedoch jeder Anhalt. Das Tönen der Telegraphendrähte kann nun aber für solche, welche gezwungen sind, es durch Tage und Wochen anzuhören, eine bis zur Unerträglichkeit aussartende Unannehmlichkeit werden. Man ist deßhalb auch auf Mittel bedacht gewesen, es zu beseitigen. Diesen Zweck hat man nach der D. Ind.-Ztg. durch Dämpfer erreicht, die nahe an dem einen Aufhängepunkte angebracht werden. Solche Dämpfer bestehen entweder aus einem ca. 30 mm. langen, über den Draht befestigten Gummischlauch oder aus Holzleisten, die am Draht mittels Schrauben festgepreßt werden, oder endlich aus Holzkloben, durch welche der Draht hindurchgeführt wird. Noch eine andere Art von Dämpfer wird gebildet durch Einschaltung eines Stückchens mit Kautschuk umhüllten Kupferkabels in den eisernen Leitungsdraht.

Vom Bodensee, 28. Jan. Das Horn bes vor einigen Tagen vollendeten neuen Dammes in Bodmann ist Samstag Mittag 12 Uhr versunken, und zwar fast senkrecht, so daß an der Stelle, wo der Damm stand, eine Wassertiefe von 20—33 Fuß sich befindet. (Const. Z.)

Ein kunsthistorischer Fund macht, wie das „Berl. Fremden-Bl.“ mittheilt, in Turin großes Aufsehen. Man glaubt ein Bild von Tizian, „die Madonna mit dem Schleier“ von dem es bisher hieß, es sei schon im sechzehnten Jahrhundert bei der Erstürmung Roms durch den Connetable von Bourbon zu Grunde gegangen, wiedergefunden zu haben. Wie der „Italie“ hierüber geschrieben wird, befand sich das Bild mit mehreren andern werthvollen Gemälden in einem alten Schlosse, das dem verstorbenen Dr. Arberi gehört hatte. Dessen Erbe ließ einen seiner Freunde, einen Maler nach dem Schlosse kommen, damit er die Bilder untersuche und schätze, und zum Zeichen des Dankes für diese Mühe schenkte er ihm das Bild, in dem bereits mehrere Professoren der Turiner Akademie die Madonna mit dem Schleier von Tizian erkannt haben wollen, und für welches dem glücklichen Besitzer bereits eine Million Francs geboten worden sein soll.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 16. Speyer, Dienstag, den 6. Februar 1872.

### * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

#### Fünftes Capitel.

Mittlerweile hatte sich Bertha von ihrem Platze erhoben und war zu der Mutter und zu den Schwestern getreten, die sich noch immer nicht von dem Schauspiel der im Wasserschwall schaukelnden Kähne trennen konnten. Sie selbst schien das Bedürfniß zu empfinden, sich inniger an ihre Familie anzuschließen. Denn sie sprach freundlich, ja heiter mit Allen, auch mit dem Schwager Spindling; ja sie hörte sogar den jungen Herrn Streuhuber gelassen und anscheinend aufmerksam an. Aber ich konnte doch bemerken, daß ihre Gedanken nicht dabei weilten, sondern mit Anderem beschäftigt waren. Denn mehrmals glitten ihre Blicke hinweg nach ihrem Vater, der mit Müller auf und ab wandelte. Und dann hingen ihre schönen Augen mit solcher Spannung an den Beiden, daß sie sicherlich nichts von Allem dem vernahm, was ihr der junge Galan mitzutheilen sich unterfing.

Dadurch aufmerksam gemacht, nahmen meine Blicke dieselbe Richtung, wie die ihrigen. Mit Erstaunen bemerkte ich dabei, daß die Unterhaltung Müllers mit Herrn Birkmann einen weniger harmlosen, ja unfreundlichen Charakter angenommen haben mußte. Der alte Herr hatte im Geplauder mit dem jungen Landsmanne sich bis dahin etwas gehen lassen und gutmüthig und jovial über dies und jenes gesprochen. Jetzt aber war seine Haltung wieder steif geworden. Er zog die Augenbrauen empor, hielt den Kopf und die Nase hoch, kniff die Lippen ein, ließ die Mundwinkel in fataler Weise hängen, und runzelte die glänzende Stirne senkrecht und in die Quere. Er sah jetzt sehr hochmüthig und unangenehm aus.

Von dem Inhalte ihres Gesprächs konnte ich anfänglich nur wenig vernehmen, wenn sie etwas näher kamen, nur einzelne abgebrochene Worte, darunter mehrmals die Namen Adolf und Born, die ich bis dahin im Kreise der Familie noch nicht gehört hatte. Einige Mal versuchte Herr Birkmann dabei die Miene der Gleichgiltigkeit und Unaufmerksamkeit anzunehmen, indem er nur ein geringschätziges Lächeln zeigte. Aber die durchbohrenden, lauernden Blicke, welche er dazwischen auf Müller richtete, straften seine Maske alsbald Lüge. Und die blitzenden Augen, mit welchen Bertha den Beiden folgte, ließen mich vermuthen, daß es sich dabei um sie handelte, und daß ihr Geheimniß einen tiefen Riß in der Familie herbeigeführt.

Daß meine Neugierde mächtig gespannt war, läßt sich errathen. Dennoch vermochte ich es nicht über mich, schärfer auf das zu horchen, was ich manchmal nur halb verstand. Allein, wie geflissentlich schien Herr Birkmann sich mehr und mehr dem Platze seiner Familie zu nähern, während er eifrig sprach oder ungeduldig anhörte. Dabei blieben sie so vor mir stehen, daß ich nur gestört und Aufmerksamkeit erregt haben würde, wenn ich mich hätte entfernen wollen. Ohne aufzuhorchen, verstand ich ihre im Eifer laut gewordene Unterhaltung so weit, daß ich errathen konnte, worum es sich handelte. Das Uebrige sagten mir ihre Mienen, während sie sich wieder entfernten oder näherten, theils wurde es mir später erst mitgetheilt, nachdem eine erschütternde Katastrophe den Schleier von dem in der Familie waltenden Conflict vollends gerissen hatte.

„Sie wissen, Herr Birkmann, ich trage Ihnen keinen Groll nach", hörte ich Freund Müller sagen, und die Entgegnung kam rasch:

„Ich Ihnen auch nicht, Herr Müller."

„Sie haben auch keinen Grund", fuhr mein Freund fort. „Ich habe Ihnen damals keine besonderen Schwierigkeiten bereitet."

„Betty auch nicht", lautete die Antwort.

„Ja, ja! sie ergab sich rasch und hat sich schnell getröstet", erwiederte Müller in bitterem Tone, worauf Herr Birkmann einfiel:

„Sie haben sich als ein vernünftiger junger Mann, Betty als gute und gehorsame Tochter benommen. Jetzt sehen alle Theile ein, daß eben ich Recht hatte. Sie haben eine schöne Carriere vor sich, Betty ist die Frau eines halben Millionärs, macht ihren Mann glücklich und hat nie munterer und hübscher ausgesehen, als eben jetzt."

„So!" machte Müller zweifelnd, indem er flüch-

Digitized by Google

tig hinüber sah, wo die Damen noch beisammen standen. „Nun, ich will Ihnen das nicht bestreiten, Herr Birkmann. Aber sie müssen selbst zugestehen, daß es mit Ihrer zweiten Tochter etwas anderes ist. Das Herz möchte einem bluten, wenn man das heitere lebenslustige Mädchen früher kannte und sieht sie jetzt — so bleich, so traurig, so verschlossen."

„Was fällt Ihnen ein? erwiederte Herr Birkmann. „Bertha ist den Kinderschuhen entwachsen und mit den Jahren ernster geworden. Fiel Ihnen nicht auf, wie lebhaft sie sich mit Ihrem Maler unterhielt, der ihr doch sicherlich das gleichgiltigste Subject ist." Er sagte wirklich Subject, und ich wurde blutroth vor Zorn. Aber sollte ich, wie Ziethen aus dem Busch, aus meinem Hinterhalt gegen den alten Herrn losbrechen! Das ging nicht an und dieser sprach ruhig fort: „Ich kann nur loben, daß sie sich zu zerstreuen sucht, — es ist ja mit der Zweck unserer Reise. Und sehen sie nur selbst, wie aufmerksam sie eben meinem jungen Freunde, Herrn Streuhuber, zuhört!"

„Wer ist denn eigentlich der Mensch?" fragte Müller mit einem Blick nach demselben.

„Der Mensch? Der Mensch ist der Erbe von Hunderttausenden und des nahezu größten Geschäftes der Hauptstadt. Der Mensch, Herr Ingenieur Müller, ist der Sohn meines vortrefflichen Geschäftsfreundes und sieht mir vielleicht bald noch etwas näher, — der Mensch!"

Das hatte Herr Birkmann mit nicht geringer Schärfe gesagt. Allein Müller schien gewappnet, denn unberührt von der versuchten Zurechtweisung fing er wieder an:

„Und diesem Menschen soll der junge Born nachstehen?"

„Ja, wenn Sie's erlauben."

„Und auch Bertha soll dem Mammon geopfert werden?"

„Kommen Sie mir nicht mit solchen Redensarten", fuhr Herr Birkmann auf, indem er auf dem langsam fahrenden Dampfer mit meinem Freunde auf und abwandelte.

„So ist es also mit Adolf wirklich aus!" ertönte wieder die Stimme Müllers.

„Es ist gut, wenn Sie das einsehen", erwiederte Herr Birkmann hart.

„Welche Umwandlung! was hat denn der Arme verbrochen? Sie haben doch lange genug die Neigung der Beiden gelaunt und sie mit günstigen Augen gesehen!"

„Ich habe zu lange ein Auge zugedrückt", antwortete Birkmann. „Aber mit den Jugendthorheiten ist es jetzt vorüber."

„Ob Bertha auch so denkt?"

„Sie wird es lernen!"

„Seien Sie nicht zu sicher, Herr Birkmann!" mahnte Müller.

„Lassen Sie mich dafür sorgen, junger Mann", entgegnete der Großhändler hochmüthig und fügte alsbald hinzu: „Habe ich mich gesorgt, gemüht, abgearbeitet, bis ich es so weit gebracht, um nun der Narr zu sein, meine Tochter einem armen Schlucker, dem Sohn eines Bankerotteurs an den Hals zu werfen?"

Er sagte dies laut und scharf genug, daß es Bertha hören konnte, welche mit Mutter und Schwestern wieder an ihren alten Platz zurückkehrte, während die beiden Männer im Eifer des Gespräches ganz in die Nähe gekommen waren. Bertha nagte an der Unterlippe, gab aber sonst kein Zeichen ihrer Aufregung kund, bis Müller im Tone tiefer Aufregung sagte:

„Mein Gott! so weit mußte es kommen! Wer hätte sich das träumen lassen! War der alte Herr Born, der gute, menschenfreundliche Mann, nicht Ihr Freund? Hatte er in seinem Unglück keinen Anspruch auf Ihr Mitgefühl, Ihre Hilfe! Sollten Sie keine Verpflichtung haben, dem Sohn des Freundes gerade jetzt —"

Hier hielt Müller inne, denn sein Blick begegnete dem Berthas, der mit warmem Dankgefühl auf ihm ruhte, ihm aber doch für den Moment Schweigen auferlegte. Anscheinend ruhig ließ sie dann ihre Augen auf dem Vater haften; dem schärferen Beobachter entging aber nicht, daß sie in peinigender Spannung auf seine Antwort harrte. Diese erfolgte denn auch mit dem Ausruf:

„Oho! Mein Freund ist der alte Born längst nicht mehr! Was er für mich gethan, habe ich bereits vergolten, ja doppelt vergolten und erleide durch ihn jetzt namhafte Verluste!"

„Andere auch, die ihm nicht so viel zu danken haben", bemerkte Müller, indem er Miene machte, sich aus dem Hörkreise der Damen zu entfernen und etwas leiser hinzufügte: „Sie müssen mir diese Bemerkung schon erlauben, Herr Birkmann, nachdem Sie mich einmal auf das Capitel gebracht haben. Andere verlieren noch mehr als Sie!"

„Um so schlimmer!" machte der Alte störrisch, indem er nur von der Stelle wich, um wieder in Bertha's Nähe zurückzukehren. Und sicherlich redete er ihr zu Gehör, als er auf die Frage Müllers, was denn Adolf für das Unglück könne, rasch einfiel:

„Er ist sein Sohn und kein besonders gerathener. Hat er doch die Frechheit gehabt, sich mir und meiner Tochter auch noch nach dem Bankerotte zu nähern, — ein anmaßender, anspruchsvoller Mensch, der noch lange keine Familie erhalten kann. Und letzteres verlange ich zum wenigsten."

„Sie haben in einem andern Fall mehr verlangt", warf Müller leise hin, so daß es Birkmann entweder wirklich überhörte oder sich doch den Anschein gab, denn er fuhr im vorigen Tone fort:

„Meine Tochter Bertha ist übrigens ein zu vernünftiges Mädchen, um sein Benehmen nicht für eine große Rücksichtslosigkeit anzusehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Das Volksschulwesen in den Vereinigten Staaten.

Die Hebung des Volksschulwesens war von jeher einer der ersten Artikel im politischen Glaubensbekenntniß der Staatsmänner in Nordamerica, von William Penn und Washington angefangen bis herab zu Lincoln und Grant. Es wirkten bei dieser Auffassung nicht minder moralische als materielle Beweggründe mit. In letzterer Hinsicht ist die statistische Thatsache von hohem Interesse, daß die Ergiebigkeit der Production in den Einzelstaaten der Union nach officiellen Aufzeichnungen im umgekehrten Verhältnisse steht zu der Zahl derjenigen Individuen, die des Lesens und Schreibens unkundig sind. In Nord-Carolina z. B., wo auf 1000 Einwohner 408 Lesensunkundige kommen, beträgt die jährliche Production per Kopf nur 45 Dollars; in Süd-Carolina mit 154 Leuten ohne Schulbildung (Analphabeten) nur 57 Doll. per Kopf. Dagegen wird in Massachusetts mit 38 Analphabeten unter 1000 Einwohnern für 166 Dollars per Kopf producirt u. s. f. Im Allgemeinen produciren die Neu-England-Staaten ungeachtet des rauheren Klimas und der geringen Fruchtbarkeit des Bodens zweimal mehr per Kopf der Bevölkerung als die Südstaaten. Daher die fürstliche Freigebigkeit, mit welcher in Nordamerica trotz der drückendsten Steuern sowohl Private als Corporationen die Volksschulen bedenken. In den meisten Bundesstaaten betragen die Ausgaben für das Schulwesen mehr als alle übrigen öffentlichen Ausgaben zusammengenommen; in Illinois $^{5}/_{7}$ der Gesammtausgaben.

Das Schulwesen ist bekanntlich Sache der Einzelstaaten (mit ihren souveränen Local-Schulcommissionen) und nicht der Bundes-Centralgewalt. Um so merkwürdiger ist der Umstand, daß durch Congreß-Acte vom 2. März 1867 eine Art Unterrichtsministerium für die ganze Union gewählt worden ist, dessen Leiter (der Bundes-Superintendant) vom Congreß ernannt wird, ein Fingerzeig, daß selbst in den freiesten Föderationen und unter der Herrschaft der ausgedehntesten Selbstverwaltung die Centralisation ihr natürliches Recht behauptet; — freilich hat dieser General-Superintendent keine Vollziehungsgewalt, sondern er hat lediglich in jedem Jahr dem Congreß Bericht zu erstatten über den Zustand des Schulwesens in den Einzelstaaten und über die Mittel und Wege zur Förderung desselben. Ueber die Unentgeltlichkeit des Schulunterrichts gehen auch in der Union die Ansichten vielfach auseinander; seit dem Secessionskriege aber vermehrt sich die Zahl der Staaten, welche dem Grundsatz der Schulgeldfreiheit huldigen, und dieselben befinden sich sehr wohl dabei; seit dieser Reform werden die Lehrer besser bezahlt, bessere Schulhäuser gebaut u. s. w. Hat man doch auch in Frankreich die Erfahrung gemacht, daß die „Schulbrüder" (überhaupt die religiösen Congregationen) ihre Erfolge mit dem unentgeltlichen Unterrichte verbanden, und daß die schulgeldfreien Kinder länger als die zahlenden die Schule besuchen.

Die Geldsummen, die man in der Union für die Volksschulen verwendet, sind colossal: Der Staat New-York z. B. mit circa 4 Mill. Einwohnern verwendete 1855 für die Schulen circa 12 Mill. Gulden und 1866 ungefähr 20 Mill. Gulden, d. h. etwa 5 fl. per Kopf und 20 fl. per Schüler. Massachusetts gibt ungefähr 7 fl. per Kopf für die Schulen aus (11 Mill. Gulden für eine Bevölkerung von $1^{1}/_{2}$ Mill.); ähnlich in Ohio und Illinois ꝛc. Im Durchschnitte beträgt das Schul-Budget in den freien (Nord-) Staaten 5 fl. per Kopf, während z. B. in Bayern kaum eine Ausgabe von 1 fl. für die Volksschule auf den Kopf der Bevölkerung trifft. Seit dem Secessionskriege haben sich diese Verwendungen verdoppelt, ja in einzelnen Staaten sogar verdreifacht, wobei noch in Betracht kommt, daß in 17 Staaten allein die dem Schulfond überwiesenen Ländereien bereits ungefähr so groß sind als das Königreich Großbritannien. Um diese Thatsachen in ihrem vollen Umfange zu würdigen, muß man bedenken, daß jener Krieg im Ganzen den Nord- und Südstaaten nach officiellen Documenten eine Ausgabe, respective einen Verlust von neun Milliarden Dollars in Gold verursacht hat und daß die Steuern in der Union so hoch gegriffen sind (2 bis 3 Proc. des steuerpflichtigen Capitals), daß dieselben geradezu einer Confiscation gleichkommen. In Potter-County (Pennsylvanien) z. B. beträgt die Schultaxe allein über 2 Proc. des Capitals.

Doch geziemt es sich, über den glänzenden Lichtflächen nicht die Schattenseiten zu übersehen, welche von den einsichtsvollen Amerikanern unumwunden hervorgehoben werden und deren Entfernung mit fieberhafter Hast angestrebt wird. Diese Schattenseiten sind, in Kürze zusammengefaßt, folgende: 1. Der „Absentismus" der im Schul-Alter befindlichen Kinder, der namentlich unter den Irländern stark grassirt, weßhalb der Schulzwang immer mehr Anhänger gewinnt, jedoch nur im Zusammenhange mit der Unentgeltlichkeit des Unterrichts. Die Amerikaner beklagen sich darüber, daß durchschnittlich nur 1 Schüler auf 4 Einwohner kommt *), während in Preußen unter der Herrschaft des Schulzwanges 1 Schüler erst auf 7 Einwohner trifft! Hiebei darf man noch dazu nicht außer Acht lassen, daß in der Union die Kinder von 5 bis 15 (oft 21) Jahren, also 10—16 Jahre lang die Schule besuchen! 2. Ferner wird geklagt über den häufigen Wechsel der Lehrer und der Lehrerinnen, die oft nur auf 3—4 Monate von den Schulcommissionen angestellt und nur für diese Zeit besoldet werden. Man hat berechnet, daß alle drei Jahre das gesammte Lehrpersonal wechselt. Dies hat seine schlimme, aber auch seine gute Seite; es ist nämlich unberechenbar, welchen heilsamen Einfluß jene 100,000 Lehrerinnen und Lehrer, die alljährlich zu einem anderen Berufe übergehen, in ihrem neuen Wirkungskreise ausüben. Dazu

*) Obligat ist der Schulbesuch bis jetzt in Massachusets, Connecticut und den beiden Carolinas.

Digitized by Google

kömmt, daß diese jungen Lehrer und Lehrerinnen eine Frische und Berufsfreudigkeit besitzen und den Jöglingen mittheilen, welche betagteren Personen mit der Zeit abhanden kommt. 3. Es herrscht unter dem Lehrpersonal ein Mangel an pädagogischer Vorbildung, welchem aber durch Gründung zahlreicher und prachtvoll ausgestatteter Schullehrerseminare bald gesteuert werden wird. 4. Die Buntscheckigkeit der Unterrichtsmittel und Lehrmethoden, welche von den Localschulcommissionen bestimmt werden, wird als ein lebhafter Mangel empfunden.

Merkwürdig ist die Wahrnehmung, daß in Folge der bemerkten Mißstände in der Union sich eine lebhafte Agitation zu Gunsten der Centralisation des Unterrichtswesens geltend macht. Viele dringen sogar darauf, man solle die gewählten — häufig indolenten Schulcommissionen auf dem Lande von einer Oberbehörde ernennen und besolden lassen! Dies ist der Keim zu einer staatlich eingerichteten Schulhierarchie, welche der jeweiligen Staatsgewalt die fast unbedingte Herrschaft über die künftige Generation verschaffen soll. (Nach der Augsb. Abdztg.)

## Miscellen.

In Berlin dauert, obgleich es nun entschieden ist, daß Fran Mallinger die Hofbühne mit 1. Mai verläßt, das Parteinehmen für und wider die beiden Primadonnen fort. In der Dienstag-Vorstellung der „Lustigen Weiber" fand wieder eine Theaterschlacht statt, in welcher jedoch die Mallingianer völlig geschlagen, wenn auch nicht zum Schweigen gebracht wurden. Das Haus erdröhnte von den Wogen des Applauses, und die Bühne war dreimal von einer wahren Bouquetflnth überschwemmt. Der B. B. C. schreibt darüber „Die gestrige Vorstellung im Opernhause wurde von den Freunden und Verehrern der Frau Lucca benutzt, um die Künstlerin im vollsten Maße für erlittenes Ungemach zu entschädigen. Das sehr zahlreich anwesende Publikum begrüßte Frau Lucca bei ihrem Erscheinen auf der Bühne mit einem nicht enden wollenden Jubel; es machte sich zwar in den höheren Regionen des Hauses eine Opposition bemerkbar, dieselbe wurde indeß durch erneuten Beifallssturm zum Schweigen gebracht. Wir constatiren, daß die Scene fast bedeckt war mit Kränzen und Blumen, unter denen sich namentlich ein großer Lorbeerkranz auf blauem Atlasschiffen auszeichnete; wir erfuhren später, daß der Kranz einen prachtvollen Brillantring enthielt, den die Künstlerin dann im Verlaufe des Abends am Finger trug." Das „Ermdbl." hört, der Kranz mit dem Ringe sei „von hoher Seite" gespendet worden.

---

Die „Neue Börsen-Zeitung" gibt nachstehend eine Probe von der Art und Weise, wie man heut zu Tage Häuser kauft. Erste Scene. Herr A. sah in einer heiteren Abendgesellschaft Herrn B. gegenüber. Ich habe heute ein Haus in der Schützenstraße Nr. x. gekauft, sagt A. zu B. — Wie groß ist der Kaufpreis? — 160,000 Thaler. — Laffen Sie es mir mit 200,000 Thlr. — Topp! — Zweite Scene. Die Gesellschaft sängt an sich aufzulösen, nur vereinzelte Verspätete noch. Auch Herr B. ist noch unter ihnen, Cigarre rauchend, Champagner nippend. Herr L. setzt sich neben ihn. — Lieber L., sagt B., ich habe vorhin von A. ein Haus in der Schützenstraße Nro. x gekauft. — Wie theuer? — 200,000 Thlr. — Ich nehme es Ihnen mit 220,000 ab. — 220 ist zu wenig, mit 230,000 sollen Sie es kriegen. — Na meinetwegen! — Also abgemacht? — Ja wohl, abgemacht! — Dritte Scene. Es ist 3 Uhr Morgens. Gute Nacht, meine Herren, ruft der Hausherr, auf Wiedersehen morgen an der Börse. Man verläßt die Wohnung des Gastgebers. Vor der Hausthüre verabschiedet man sich einzeln. Gute Nacht L. — Gute Nacht A., — a propos, lieber A., ich habe heute Abend von B. ein Haus gekauft. — Wo? — In der Schützenstraße Nro. x. — Wie theuer? — 230,000 Thaler. — Viel Geld! — Unter 300,000 gebe ich's nicht weiter. — Mit 250,000 nehme ich's, sagt R. — Mit 260,000 gebe ich's sagt L. — Nun, wollen Sie 250? — Nun ja! Also abgemacht? — Ja wohl, abgemacht! — Gute Nacht. — Gute Nacht. Hier ist das Alphabet noch nicht zu Ende. Die Addition kann beliebig fortgesetzt werden bis 300,000 Thlr.; nur ist dabei zu berücksichtigen, daß der letzte Käufer ein Bankinstitut sein muß und daß die Actionäre die letzte Rechnung bezahlen, aber erst, nachdem sich sämmtliche vorher Betheiligten aus der Sache herausgezogen.

Nizza, 26. Jan. (Unglücksfälle). Wir haben zwei Tage und zwei Nächte anhaltenden Platzregen gehabt, der einen großen Felsen in der Nähe des Hafens herunterzuwachen hat. Er ist auf das Haus Baudoin gefallen, und da er 10 Meter im Durchmesser hat mußte das ganze Haus buchstäblich zerbrückt. Zwölf Leichname sind herausgezogen worden und neun mehr werden gesucht. Tröstlich ist es zu sehen, daß ein Becken von der Größe eines Tisches mit Münzen und Banknoten für die unglücklichen Anverwandten der Opfer ganz angefüllt ist. Weder der kalte Engländer, noch der realistische Amerikaner bleiben gleichgiltig bei der Scene. Pompiers, Soldaten haben die ganze Nacht Rettungsarbeitet. Man hatte die Ruinen längst auf die Gefahr aufmerksam gemacht, da an den Felsen fortwährend Sand weggewaschen wurde — aber sie antworteten stolz, daß ihre Felsen — unbeweglich sind.

Bordeaux 2. Febr. Eine Feuersbrunst entstand heute gegen 2 Uhr auf dem Schiffe „Cadidionne" welches 380 Tonnen Wein und Spirituosen geladen hatte. Das Rettungsboot der Messagerie landete Hilfe und Pumpen und die Mannschaften anderer Schiffe leisteten thätige Hilfe, so daß man um vier Uhr Morgens des Feuers Herr war. Das ganze Hintertheil ist verbrannt.

In der Nähe von Charlestown in den Vereinigten Staaten ist unlängst ein Gaffich gefangen worden. Als man von dem Inhalte seines Magens Inventar nahm, fand man ein Paar Stiefel, eine Kopfhaut, zwei Kanonenkugeln und ein Paket Eintrittskarten zu einer Sonntagsschule.

## Charade.

Mit Eigenhänkel ist beladen,
Wer ferne sich die erste meint:
Doch hast nicht rechtig Du gerathen,
Wenn „Schuld" Du rathen wirst, mein Freund.

Hätt' Adam nicht gethan die Zweite, —
Beim Apfel mein' ich — säß er noch
Im Paradiese wie vor Zeiten,
Befreit von Tod und Sündenjoch.

Gar Mancher, der ein Weib genommen,
Beklagt das Ganze Tag und Nacht,
Um keine Flöhe zu bekommen,
Am Besten man das Ganze macht.

---

**Auflösung des Räthsels in Nr. 14:**
Henker — Henkel.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 17. Speyer, Donnerstag, den 8. Februar 1872.


* **Zieh' hin, mein Lied, und bring dem Walde Grüße!**

Auf's liebste Kind hat so kein Vater Acht,
Wie Du mich, Herr, seit meinem früh'sten Wallen
Mit treuer Hut auf meinen Schritten allen
Bei Tag und Nacht bedacht hast und bewacht!

Und wollte oft dein Weg in dunklem Schacht
Dem trotzig zagen Herzen nicht gefallen,
Wie durfte stets so bald sein Danklied schallen
Aus lichter Höhe wipfelgrüner Pracht!

Und wieder winkt die Bergwelt mir ins Thal,
Die eben glühend trinkt des Frühstrahls Küsse,
Und ladet mich in ihren Freudensaal.

Erquickt mich schon der Waldesduft, der süße?
Und jubeln schon die Sänger allzumal?
Zieh, hin, mein Lied, und bring dem Walde Grüße!

**L. Maurer.**

## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Eine lebhafte Geberde des Widerspruchs von Seiten Bertha's belehrte ihn aber, daß die Tochter seiner Ansicht nicht war. Wenn bei dem harten innern Kampf, den sie kämpfte, die Leidenschaft, hinter der äußeren Zurückhaltung kochend, endlich einmal aufwallend durchgebrochen war, so hatte sie doch Selbstbeherrschung genug, es bei der einfachen Geberde bewenden zu lassen und den Muthblick ihres Vaters ruhig auszuhalten. Doch stand sie wie eine Heldin da. Der schöne Kopf saß, etwas zurückgeworfen, stolz auf ihren Schultern. Dagegen war ihr Vater sichtlich außer Fassung gerathen. Er war roth und blaß geworden, und für einen Augenblick schien es, als wolle er auf seine Tochter losgehen. Doch besann er sich eines Besseren, da er merkte, daß die Geberde des Mädchens dem Fürsprecher ihres Geliebten entgangen war, denn Müller sprach mit gedämpften Worten weiter:

„Sie sind ein reicher Mann, Herr Birkmann, Adolf ist gebildet, talentvoll, thätig und jugendkräftig! Sie wissen selbst, wie viel das werth ist, wenn Sie ihm unter die Arme greifen wollen!"

„Was sie nicht sagen!" polterte Berthas Vater höhnisch heraus. „Ein verdorbener Student wird nie ein guter Kaufmann werden. Und was seine Bildung betrifft — hat er sie gegen mich gezeigt?"

Damit machte er, wie fortgerissen von seiner heftigen Erregung einen Schritt gegen die Brüstung des Verdecks und trat mit hin- und hergeworfenem Haupte ganz an dieselbe vor, während seiner Tochter Auge so starr, mit einer so tödlichen Spannung an seiner, vor Zorn und heißem Ingrimm entstellten Miene hing, als erwarte sie die Entscheidung für Leben und Tod. Herr Birkmann aber sah Müller stier an, dann hinunter in die vom Dampfer aufgewühlte Fluth. Er streckte die Hand über das Geländer hinaus, warf einen raschen Blick nach seiner Tochter, deutete in die Wellen und sagte endlich mit bebender, vor Wuth fast erstickter Stimme:

„Er bekommt sie nicht! Verstehen Sie! Lieber sehe ich meine Tochter hier, tief unten im See! Glauben Sie mir das! Lieber da unten im tiefsten Grund!"

Müller erblaßte; Bertha stand wie zu Marmor erstarrt da. Sie hielt sich mit der Rechten am Schiffsgeländer, aber keine Muskel zuckte in ihrem schönen, geisterblassen Gesichte. Schwester Betty verharrte, halb verschüchtert durch des Vaters heftiges Gebahren, etwas weiterhin bei ihrer Mutter und ihrem Gatten. Sie schien nicht recht gehört zu haben, ebensowenig die kleine Minna, welche sich zu Bertha hinflüchtete, ohne daß diese jedoch dem Schwesterchen jetzt sonderliche Aufmerksamkeit schenkte.

„Freveln Sie nicht!" rief Müller heftig erschüttert dem alten Manne zu. „Lassen Sie sich in der Leidenschaft nicht zu bösen Schritten hinreißen. Sehen Sie nicht, welches Entsetzen Sie den Damen einflößen!

Herr Birkmann sah nach den Seinigen und dann nach dem Publicum. Er hatte dasselbe ganz vergessen gehabt. Zum Glücke hatten sich die Passagiere großentheils nach dem Vorderdecke des Schiffes gedrängt, um den Anblick des Schlosses Possenhofen zu genießen und sogleich über das Landungsbrett eilen zu können, sobald das Dampfboot anhielte. Etwas zurücktretend, doch nicht so fern, daß ihn seine Tochter nicht hätte verstehen können, sagte dann der Großhändler:

Digitized by Google

„Ich weiß, daß Bertha zu vernünftig ist, um ein Leben voll Entbehrung zu führen, wo sie es anders haben kann. Sie ist ja nicht auf den Kopf gefallen, war von je ein kluges pfiffiges Mädchen und hat ein Beispiel vor sich. Ist nicht Betty glücklich? — Ich wollte Keinem rathen, daran zu zweifeln. Spindling trägt sie auf den Händen!“

„O ja, Sie haben Recht“, erwiderte Müller, „wenn Reichthum glücklich macht — — aber Adolf?“

„Still! kein Wort mehr von dem Menschen! kein Wort!“ rief vor Wuth fast entstellt der alte Herr. „Ich will seinen Namen nicht mehr hören. Und wenn Sie gekommen sind“ —

„Ich habe mich Ihnen nicht aufgedrängt“, fiel Müller ruhig ein.

„Wenn Sie einen letzten Versuch machen wollten“ —

„Ich habe keinen Auftrag von ihm“, unterbrach Müller den eigensinnigen alten Herrn wieder. „Hatte auch keinen Beruf gefühlt, mich in Ihre Familienangelegenheiten zu mischen, bis Sie selbst, Herr Birkmann, mich um meine Ansicht befragten. Die kennen Sie nun, und ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen, als: Bevor Sie das Glück Ihrer zweiten Tochter unwiderruflich verscherzen, bedenken Sie, überlegen Sie“ —

„Es ist bedacht und längst überlegt. Ich thue nichts unbedacht, wie Andere, bin auch schon zu alt dazu. Damit Sie aber einsehen lernen, daß Sie sich ganz unnöthig für ihren faubern Adolf erhitzten, kann ich Ihnen mittheilen, daß er bereits gestern nach Amerika abgereist ist, also das Klügste gethan hat, was er thun konnte.“

„Nicht möglich! Sie scherzen, Herr Birkmann!“ sagte Müller erstaunt.

„Bin ich in spaßhafter Laune? Sehen Sie selbst! Auf meine Anfrage daheim, erhielt ich heute früh diese Depesche!“

Damit nahm er dieselbe aus seiner Brieftasche und überreichte sie meinem Freunde. Dieser las sie durch und gab sie schweigend wieder zurück. Es war wirklich eine Ueberraschung für ihn. Herr Birkmann weidete sich an seiner Verwirrung und fragte dann spöttisch:

„Nun, wie steht es jetzt mit Ihrer Ansicht? Meinen Sie nicht, ich solle ihn telegraphisch zurückberufen?“

„Wenn Sie eben so edel als klug sein wollten, ja!“ war Müllers Antwort.

Aber Herr Birkmann schlug ein kurzes, unangenehmes Lachen auf als er sagte:

„Warum nicht gar, er hat gescheidter gehandelt, als man ihm zutraute. Soll ich nun der Thor sein?“

„Weiß es Fräulein Bertha bereits?“ fragte Müller.

Als Herr Birkmann bejahend nickte, sah mein Freund nach dem Mädchen, das noch immer wie eine Marmorstatue an ihrem Platze stand und unverwandt ins Leere hinaus schaute. Er athmete tief auf, als er dann sagte:

„Und dennoch, Herr Birkmann, wenn sich Adolf in Amerika eine Stellung erringen, wenn —“

„Wenn! wenn! und kein Ende!“ fiel Herr Birkmann ungeduldig ein.

„Adolf spricht vortrefflich englisch! Sein Geschick, sein Talent — — die Möglichkeit müssen Sie zugeben.“

„Aber niemals die, daß er meine Tochter bekommt!“ sprach jetzt Bertha's Vater laut genug, daß es alle Glieder der umherstehenden Familie hören konnten. „Ich sagte Ihnen schon und ich widerrufe in aller Ruhe: Lieber säh' ich Bertha dort unten, so tief der See ist — —“

„Vater!“ klang ein Jammerton dazwischen.

Herr Birkmann wandte sich hastig um. Bertha stand noch immer, ohne sich zu rühren auf ihrem Platze, — alles Blut war aus ihrem Antlitze gewichen, aber sie hatte nicht gerufen. Das Wort mußte von Minna oder Betty gekommen sein.

Das Aussehen Bertha's hatte den Ausruf erpreßt, als Birkmann das fürchterliche Wort gesprochen. Ungerührt stand der alte hartnäckige Mann da, als er noch hinzufügte:

„Ich hab's gesagt! Basta! Dabei bleibts!“

„Dann habe ich allerdings kein Wort mehr zu verlieren, als daß Sie es noch bereuen werden!“ erwiderte Müller gedrückt und mit gepreßter Stimme.

Ohne ein weiteres Wort wandte sich Müller ab, um hinweg zu gehen. Bertha mußte es bemerkt haben. Denn ihre Erstarrung löste sich, ihre Brust hob sich hoch unter dem Verschluß des Gewandes, hob sich und sank wieder mit einem tiefen, schweren, fast hörbaren Athemzug, einem einzigen Seufzer.

Und dann stand sie, als hätte sie mit demselben eine beengende Umhüllung abgeworfen, gehobenen Hauptes.

Immer noch blaß, aber äußerlich ruhig und gefaßt, trat sie einen Schritt vor zu Müller und reichte dem treuen Freunde schweigend die Hand. Sein Auge schweifte von ihr zu ihrer Schwester Betty, die neben ihr mit gesenktem Antlitze stand. Hierauf ging er ohne ein weiteres Wort hinweg, mit blutendem Herzen.

Als er an mir vorüber kam, fragte er:

„Steigen wir aus?“

„Ich nicht“, war meine Antwort, da ich nachträglich beschlossen hatte, gleich der Familie Birkmann die Rundfahrt um den See zu machen.

Er ging dem Vorderdeck zu, ohne mir zu sagen, welchen Entschluß er gefaßt habe, während das Schiff schon anhielt und die Leute auf das Landungsbrett drängten. Da ohne Abgabe eines Billets Niemand aus dem Schiffe darf, bei weitem der größere Theil des Reisepublicums jedoch hier den Dampfer zu verlassen pflegt, um nach dem Belvedere von Feldafing hinan zu wandern, dauert der Aufenthalt hier gewöhnlich etwas länger, weil auch gewöhnlich Passagiere einsteigen. Die Familie Birkmann steckte die Köpfe zusammen oder blickte nach dem Ufer; ihr Interesse schien auf die Aussteigenden und auf den stattgehabten

Digitized by Google

Auftritt zertheilt, während der Vater von Herrn Streuhuber junior angerufen wurde und sich mit diesem nun in ein leises angelegentliches Zwiegespräch vertiefte.

Indessen lag Bertha's herrliche Gestalt wieder vorgebeugt über das Geländer der Schiffsgallerie. Mit sonderbarem Interesse betrachtete sie den Vorgang, wie die Leute den Landungssteg hinüber schritten, darunter auch die englische Lady mit ihrem Gefolge, und wie der controlirende Billeteur der Unordnung manchmal wehrte und mit umsichtigem Blicke eben eine Bäuerin aufhielt, welche ohne Billet durchschlüpfen wollte. Nachdem Alle hinüber waren, stiegen Andere ein, um nach den Stationen am oberen See zu fahren, und das Schiff setzte sich wieder in Bewegung.

Mittlerweile hatte ich meinen Platz so gewählt, daß ich Bertha's Antlitz fast en face sehen konnte, wenn sie es vom See ab gegen den Maschinenraum hinwandte. Es hatte jetzt den Ausdruck ruhiger, fester, wenn auch herber Entschlossenheit. Ein tiefer Ernst ruhte auf demselben, ein schwerer, jedoch unwiderruflicher Entschluß! Aber welcher?

Welcher? Das lag noch im Dunkel der Zukunft und nur offen vor ihrem eigenen Gewissen. —

(Fortsetzung folgt.)

## Aus den Tagen der Pariser Commune *).

Von **Paul d'Abrest.**

### I.

Ein sonderbarer Tag, der 19. März 1871!

Vom frühen Morgen an schien die Sonne so hell, ihre Strahlen verbreiteten eine liebliche Wärme, die Athmosphäre war mit Veilchenduft und dem süßen Odem des Zephyrs angefüllt, es war ein Frühlingstag in der vollständigen Bedeutung des Wortes, wo der Mensch im Einklange mit der wieder auflebenden Natur sich erneuert fühlt.

Welch' ein Gewimmel war das auf den Boulevards und auf den Straßen! Jeder zog hinaus im Sonntagsgewande mit Frau und mit Kind, um sich des schönen Wetters und des Lebens zu freuen. Wahrlich, man merkte es nicht, daß wir mitten in einer Revolution steckten, und nur Jene erfuhren, daß die Pariser so glücklich waren, während der Nacht ihre Regierung gewechselt zu haben, welche wie Marcel in der Vie de Bohème von Murger ihren Hausknecht oder sonstigen dienstbaren Geist beauftragt hatten, alle Morgen beim Wecken zu melden: wie spät es sei, welches Wetter es gäbe und ob die Regierung noch die nämliche wäre als am vorigen Tage.

An diesem Morgen, hätte die Meldung lauten müssen, was das Wetter wunderschön, aber die Regierung war nicht mehr am Fleck, ein panischer Schrecken hatte sich, nach der Erschießung der Generäle Cl. Thomas und Lecomte, des ganzen Gouvernements bemächtigt. General Aurelles de Paladines, der „Sieger von Orleans", dem doch seine Stellung am meisten Muth und Ausdauer hätte gebieten sollen, verlor am schnellsten die Fassung, und der dicke Ernest Picard, der stets für seine Wohlbeleibtheit besorgt war, raunte seinen Collegen zu, daß sie binnen einer Stunde das Loos der beiden Generäle theilen würden. In der größten Unordnung machten sich die in Paris anwesenden Minister und der Commandant der Nationalgarde aus dem Staube, sie suchten zuerst in den weiten Räumen der Militärschule eine Zuflucht; auf das falsche Gerücht hin aber, daß insurgirte Kräfte im Anzuge seien, flüchteten sie nach Versailles. Um sechs Uhr Abends waren alle Ministerien verlassen und kaum waren die Subalternbeamten auf ihren Posten geblieben, die Bureaus, die öffentlichen Gebäude standen zur Verfügung der Revolution.

Die Bewegung indeß hatte sich in den Vorstädten concentrirt und schien nur darauf bedacht zu sein, sich dort zu befestigen und einen etwaigen erneuerten Angriff abzuschlagen. Von der Flucht der Regierung war am Abend noch nichts bekannt. Während die Mehrzahl des Comitée's zur Nachgiebigkeit geneigt schien und allenfalls Vorsicht üben wollte, drängte der Hitzkopf Charles Lullier zum offensiven Vorgehen und zu einem gewaltigen Schlage.

Ein ehemaliger, wegen grober Beschimpfung des Marineministers cassirter Schiffslieutenant, hatte dieser Lullier unter dem Kaiserreiche durch die Ohrfeigung des Bonapartistischen Journalisten Paul de Cassagnac, den er auf seinem Bureau auffuchte, und durch die mannigfachen Conflicte mit der imperialistischen Polizei ein gewisses Renommé erworben und war besonders im Studentenviertel sehr beliebt.

Seine Popularität steigerte sich noch, als er nach Abbüßung der Strafe, die ihm seine Gewaltthätigkeiten gegen Cassagnac eingebracht hatte, als irrsinnig in Haft behalten wurde, aus welcher er erst kurz vor dem Kriege entlassen worden.

Im Juli ging er als Berichterstatter des „Rappel" auf den Kriegsschauplatz, machte sich aber viel mehr durch sein sonderbares Wesen als durch die Richtigkeit und das Interesse seiner Mittheilungen bemerklich. Die Redaction des Blattes war nicht im Stande, die meisten seiner höchst confusen Briefe zu gebrauchen, erhielt dagegen alle Tage Depeschen wie die folgenden: „Schicken Sie mir 1200 Franken für ein Reitpferd"; oder: „Ich kann den feindlichen Plan erfahren, ein Offizier liefert mir ihn um 20,000 Franken" u. s. w. Als nach den ersten Schlachten im Elsaß die geschlossene Phalanx der Berichterstatter gesprengt wurde und nach allen Richtungen der Windrose zerfloß, kehrte auch Lullier wieder nach Paris zurück und besaß Talent genug, einen Scandal im Cafe Peters zu veranlassen, in Folge dessen er durch herbeigeeilte Sergeants de Ville verhaftet wurde, trotzdem er sich als Adjutant des General Trochu gerirte. Bis zum 4. September blieb er „im Schatten", wurde dann aber als „Märtyrer" hervorgeholt, im Triumphe getragen und gleich-

*) „Salon."

Digitized by Google

zeitig zum Chef zweier Nationalgardebataillone ausgerufen. Aber einige Tage später verdarb er wieder seine Sache, indem er die Matrosen in einem Fort zum Ungehorsam aufforderte. Die aufgeregte Menge nahm ihn als preußischen Spion fest und führte ihn nach dem Hotel de Ville. Dort gab er sich zu erkennen und ward, sogar mit Entschuldigungen überhäuft, entlassen. Da er aber sein Gepolter in den Clubs und Spelunken fortsetzte, ließ ihn Herr Em. Arago, oder ich weiß nicht welches Mitglied der Nationalvertheidigung, kommen, und, um ihn aus der Hauptstadt zu entfernen, trug er ihm eine geheimnißvolle Mission an. Es handelte sich, insgeheim nach dem Baltischen Meere und nach Kopenhagen zu reisen, „um die Admirale, welche lauter Bonapartisten wären, zu überwachen." Gleichzeitig wurde aber dem betreffenden Geschwader-Commandanten mitgetheilt, sich um den paradoxen Narren nicht zu kümmern und ihn so lange als möglich in der Ferne festzuhalten. Lullier, kaum mit der geheimen Mission betraut, beeilte sich, den Zweck derselben in Volksversammlungen auszuposaunen und machte sich schließlich knapp vor der Cernirung aus dem Staube. Dauchon, einige sechshundert Meilen von Frankreich, erfuhr er freilich, welchen Spaß man mit ihm getrieben, und er kehrte voller Groll und Aufregung nach Frankreich zurück, trieb sich bald hier, bald dort herum, wurde weder General noch Präfect, und schließlich, als Paris wieder geöffnet war, eilte er diesem seiner Thaten würdigen Schauplatze zu und spielte bei der Vorbereitung der Bewegung eine Hauptrolle.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

In dem unweit Schleiden gelegenen Orte Dickerscheid ist der gewiß seltene Fall vorgekommen, daß ein Iltis sich des Nachts auf dem unteren Kellerraume durch den defect gewordenen Fußboden in ein an der Erde liegendes Schlafzimmer schlich und einem daselbst in der Wiege liegenden vierjährigen Knaben das Blut aus der Nase sog. Durch das heftige Weinen des Kleinen aufgeschreckt, ergriff der neben im Bette schlafende Vater das Thier und hatte Mühe, es von ihm loszureißen. Alsdann machten einige kräftige Schläge mit dem Unholde selbst auf den Bettrand dem Blutsauger sofort ein Ende.

Die Berliner Volkszeitung constatirt, in Uebereinstimmung mit vielen anderen Urtheilen der deutschen Presse, daß die bereits in Umlauf befindlichen Reichsgoldmünzen in solcher Hast ausgeprägt scheinen, daß sie manchen Wunsch nach Verbesserung rege machen. Den öfters gerügten ästhetischen Fehlern schließe sich ein physikalischer an, der bei den künftig zu prägenden Zehnmarkstücken noch bemerkbarer sein werde, als bei den bisher ausschließlich geprägten Zwanzigmarkstücken. „Es ist bestimmt worden, daß der Rand der Münze in verdichteter Schrift die Worte „Gott mit uns" enthalten solle. Nun aber ist Gold auch in der Legirung, wie es jetzt vermünzt wird, ein so weiches Metall, daß es jedem Druck sehr leicht nachgibt, an den Nebenstellen ausweicht und Unebenheiten erzeugt. Diesen Uebelstand merkt man allen neuen Goldstücken sehr stark an; bei einzelnen tritt er fast entstellend auf. Dort wo im Rand ein Buchstabe vertieft eingeprägt ist, zeigt sich eine Verdickung der Münze, obwohl man die Buchstaben so niedrig gemacht hat, daß man sie kaum lesen kann. Bei den Zehnmarkstücken wird dieser Uebelstand noch vielschlimmer auftreten, weil da der Rand noch dünner ist und der Druck auf denselben ein stärkeres Ausweichen der Masse nach beiden Seiten hervorruft. Wir glauben nicht, daß die Prägekunst dem Uebelstand wird abhelfen können, und meinen, daß man für den Rand nicht eine vertiefte, sondern eine erhabene Inschrift, wie sie sich auf den französischen Goldstücken befindet, wird wählen müssen." (Man sollte doch meinen, im Jahre 1871 sei man in der Prägekunst so bewandert erfahren, um in der Hauptstadt Deutschlands eine ordentliche Goldmünze anfertigen zu können. Dem scheint aber nicht so zu sein.)

Der berühmte Schauspieler Bogumil Dawison ist am 1. Febr., Abends 9½ Uhr, in Dresden gestorben. Der Todwar in diesem Falle eine Erlösung von langen Leiden — der Wahnsinn umnachtete seit Jahren diesen einst so energischen Geist! Dawison ist nur 53 Jahre alt geworden. Als der Sohn armer jüdischer Eltern zu Warschau am 18. Mai 1818 geboren, verdankte er all' sein Wissen und Können seiner ungewöhnlichen Begabung und seinem eisernen Fleiße.

Prag. Eine tausendjährige Riesieneiche umweit der Burgruine Wydokwar bei Kostomlat wird heuer der Art verfallen. Vor einigen Jahren wurde die ungeheuere Höhlung des Baumes mit Moos ausgefüllt, allein bald darauf entstand entweder durch die Unvorsichtigkeit oder durch die Bosheit einiger Besucher in der Höhlung ein Feuer, welches dem Baume bedeutenden Schaden zufügte. Vor einem Jahre fiel von dem Riesenbaume bei ruhigem Wetter ein mehrere Klafter langer Ast ab, und da nunmehr der umfangende Wald abgetrieben wird und leicht ein Unglück entstehen könnte, so muß der alte Baum beseitigt werden. Indessen bleiben unweit von ihm noch zwei jüngere Eichen stehen, welche des Sehens werth sind. In Sommers topographischem Lexicon von Böhmen heißt es in dem 1834 erschienenen, den bunzlauer Kreis behandelnden Bande bei der Beschreibung von Groß-Kostomlat und Mydlowar: „Die Gegend ist wegen der vielen und großen Eichen merkwürdig, die es vor 30 Jahren also zu Anfang des Jahrhunderts hier noch gab, durch Elbe-Ueberschwemmungen aber vernichtet worden sind; eine noch bestehende schätzt man auf 70 Klafter Cubikinhalt. Man findet häufig in der Elbe solche alte Eichenstämme und benutzt sie als Brennholz." — Hart an der von Klagenfurt nach Villach führenden Reichsstraße, an der Schmiede bei Wörthschach, stehen die Ueberreste eines Baumes, der unter dem Namen „Königslinde" in Kärnthen bekannt ist; diese Linde gleicht nunmehr einer zerbrochenen Schale, nur Rinde und einiges Holz sind an der Nordseite sichtbar, die auf den früheren mächtigen Umfang des Baumes schließen lassen, an welchem nur noch einige kurze Aeste von Lebenskraft zeugen. Außer dem Jahre der Zeit hat wohl auch böswilliger Vandalismus zum Verfalle dieser vielleicht dreizehn- bis vierzehnhundert Jahre alten Linde beigetragen.

(Schädlichkeit vieler Spiegel in Wohnzimmern.) Nach der Ansicht Professor Böttcher's (des Erfinders der Schießbaumwolle) rührt die bleiche Farbe vieler Damen zum Theil von dem Umstande her, daß dieselben in ihrem Boudoir viele Spiegel haben und so der Quecksilberausdünstung ausgesetzt sind. Ganz schädlich wäre die Anbringung an Orten, die durch Sonne oder Ofenhitze größerer Erwärmung ausgesetzt sind. Um sich von der Verfälschung des Quecksilbers zu überzeugen, brauche man nur einen goldenen Ring, der aber durch Seifenwasser vorher von Schweiß und Fettigkeiten gereinigt sein muß, über einen Spiegel, der in der Nähe des Ofens hängt, anzubringen. Nach Verlauf von einigen Tagen werde der Ring eine weißliche Färbung haben.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 18. Speyer, Samstag, den 10. Februar 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

### Sechstes Capitel.

Der ganze Verlauf des Gesprächs zwischen Müller und dem Großhändler wurde mir, wie schon gesagt, erst später mitgetheilt. Doch hatte ich selbst davon schon so viel verstanden, daß es sich um einen Jugendgeliebten Bertha's handle, den Herr Birkmann verwarf. Ich war egoistisch genug, daß ich mich darum nicht grämte. Wie konnte meine Theilnahme für den Unglücklichen auch eine andere, als eine ziemlich kühle sein? Er war mir ein völlig Fremder, von dessen Existenz ich zum ersten Mal gehört, und er hatte in meinen Augen schon dadurch verloren, daß er sich feige aus dem Staube machte und die Geliebte ihrem Schicksale überließ. So hatte er selbst Bertha aufgegeben und es war mir unbegreiflich, wie man das konnte! Ich wenigstens war mir in jener Stunde bewußt, daß ich jedes Leben und jeden Tod mit ihr zu theilen vermocht hätte und an ihrer Hand allem Widerstand Trotz geboten haben würde.

Wie gerne hätte ich ihr das gesagt! Aber der Ausdruck ihrer Züge war jetzt kein einladender, verbot vielmehr jede unberufene Annäherung. Ja ich mußte bemerken, daß so oft ihre düster leuchtenden Augen über mich hinglitten, sie doch nicht das Mindeste von mir zu sehen schien, da ihre Gedanken nur mit einem Gegenstand beschäftigt waren. Sie liebte ihn noch, der sie aufgegeben hatte, — daran durfte ich nicht zweifeln, wenn ich mich an die sichtliche innere Aufregung erinnerte, mit der sie das heftige Zwiegespräch ihres Vaters und meines Freundes verfolgt hatte. Die Seifenblasen all' der süßen Hoffnungen, welche meine Eitelkeit in mir keimen ließ, zerplatzten. —

Wenn ich den düstern Blicken des schönen Mädchens folgte, begegneten meine Augen immer wieder der Familiengruppe, welche sich um Herrn Birkmann allmälich gebildet hatte, während dieser jetzt in freundschaftlichem Eifer höchst vertraulich mit dem jungen Streuhuber sprach. Mehrfach schüttelte er demselben die Hand, als versichere er ihn seines mächtigen Beistandes. Dann wandte er sich mit vielsagendem Lächeln flüsternd zu Frau und Schwiegersohn. Eine sehr zuversichtliche Miene annehmend, sah er nach Bertha hinüber.

Diese mußte eine Ahnung von dem haben, was da verhandelt wurde. Ihre schöne Gestalt richtete sich hoch und entschlossen auf, ihre Augen blitzten. Wie Criemhildens Sanftmuth durch den Verrath ihrer Verwandten an dem geliebten Gatten in verhaltenen Grimm umgewandelt ward, so bei ihr, — so stand sie da. Lebhaft war ich an die Stelle des Nibelungenliedes erinnert: „Wie sie ihm da recht feindlich unter die Augen sah!" als Herr Birkmann jetzt den jungen Streuhuber am Arme nahm, um ihn zu seiner Tochter zu führen. Aber dieser Blick des Mädchens belehrte den Vater, daß es so nicht ohne einen Auftritt, der vermieden werden könnte, abging.

Herr Birkmann sah sich um. Das Verdeck war fast leer, und die wenigen Passagiere, welche noch geblieben waren, kümmerten sich nur um sich, um die Aussicht und die Restauration. Dann schritt er quer über das Verdeck, indem er einige Schiffsstühle wegräumte, um zu seiner Tochter zu gelangen, worauf er sich neben Bertha setzte und dieselbe veranlaßte, an seiner Seite Platz zu nehmen. Längere Zeit sprach er nun leise, aber eindringlich. Schweigend, ohne zu zucken, hörte ihn Bertha an. Und als er zuletzt eine Antwort verlangte, gab sie ihm eine, die ihn, wie es schien, nicht ganz, aber doch zum Theil befriedigte. Darauf reichte er ihr die Hand, und Bertha nahm und ließ dieselbe wieder, ohne eine Miene zu verziehen.

Was Herr Birkmann dann seiner Familie darüber mittheilte, schien im Ganzen zufrieden zu stellen. Ueber mich aber kam eine große Beklemmung. Mir bangte im Innersten. War mir nun allerdings das kummervolle, verschlossene Wesen des schönen Mädchens erklärt, so doch nicht ihr Vorhaben bei jener Begegnung im Walde. Das blieb ihr Geheimniß nach wie vor. In anderer Richtung regte sich in mir die Furcht, daß Bertha, von ihrem Jugendgeliebten aufgegeben, im Trotze der Verzweiflung wirklich annehmen werde, was man ihr aufdrängen wollte: ein Leben

Digitized by Google

voll Elend im Reichthum, einen Jammer ohne Ende an der Hand eines ungeliebten Mannes.

Mir kam immer lebhafter der Gedanke, mich nun selbst zwischen sie und ihre Peiniger zu werfen. Während ich aber noch hin und her erwog, hatten sich schon die Mutter, der Schwager und Schwester Betty zu Bertha gesellt. Frau Birkmann sprach ziemlich laut zu ihrer Tochter, was ohne Auffehen geschehen konnte, da die wenigen Passagiere des Hinterdecks sich nur um sich kümmerten, ohne Ahnung des Familiendramas, das sich neben ihnen auf denselben Brettern abspielte.

„Sieh'", hörte ich hinter mir die Stimme der Mutter. „Dein Vater meint's gut mit Dir und will Dein Glück. Sei vernünftig, Kind! und schlag Dir nur den jungen Born aus dem Sinne. Das kann nun einmal nicht sein. Du hast gehört, was Dein Vater gesagt hat und kennst ihn. Lieber will er Dich im Wasser sehen, und ich muß ihm Recht geben."

„Mutter, o Mutter", rang sich jetzt ein Jammerlaut durch.

Er durchschnitt mir das Herz, erschütterte mein ganzes Sein.

„Ja, da bleibts dabei!" sprach Frau Birkmann ungerührt und in so hartem Tone, daß ich diese Sprache nicht mehr mit dem stets freundlich lächelnden Gesichte der Matrone vereinigen konnte. Sie sprach noch weiter, jedoch ich verstand nichts, ebenso wenig von dem, was Herr Spindling sagte, mit Ausnahme der mehrmals von ihm wiederholten Worte:

„Schönes Geschäft! Coulante Leute! Renommirtes Haus!"

„Und Du, Betty? Was räthst Du?" erklang jetzt Berthas Stimme.

„Was kann ich rathen", antwortete die junge hübsche Frau etwas gedrückt, „was kann ich rathen, wo Du rathlos bist, Bertha! Du mußt Dich eben auch drein fügen!"

„Also auch Du!" sprach Bertha wieder, und ein leises Wimmern folgte, von dem ich nicht errathen konnte, von welcher der Schwestern es herrührte, ob von Bertha oder Betty.

Dazwischen ließ sich aber Frau Birkmann selbst vernehmen.

„Meine Kinder brauchen keinem Schlucker nachzulaufen", sprach sie. „Der junge Streuhuber, der um Deine Hand angehalten hat, ist eine glänzende Parthie, und dabei scheint er mir gerade der Mann für Dich, der sich in Deine Launen fügen könnte, während der junge Born doch eigentlich ein hartnäckiger Hitzkopf und nicht halb so hübsch ist. Nun, schau' mich nur an! Weißt Du Bertha, im Nothfall muß es ja auch der dort nicht sein, wenn es nur nicht der Adolf Born ist. Die Born waren von je eingebildete Leute, meinten, sie seien gebildeter, als ich — Deine Mutter. Hab's ihnen nicht vergessen. Und jetzt? Was hilft ihnen die Bildung? Jetzt ist doch die Frau Birkmann oben und sieht hinunter auf das Bettelvolk. Also, Bertha, für meinen Theil ist mir auch jede andere annehmbare Parthie recht, wenn der Bräutigam nur eine Familie anständig erhalten kann durch eigenes Vermögen oder guten Verdienst. Du brauchst Dich also nicht zu grämen, wenn Dir der junge Streuhuber zuwider ist. Von Adolf aber kann keine Rede mehr sein. Also überlege und sprich Dich aus, Bertha'chen."

„Ich habe dem Vater schon erklärt," sprach Bertha mit heller Stimme, „daß Euch mein Entschluß noch kund werden soll, bevor ihr das Dampfschiff verlaßt, — noch in dieser Stunde."

Von dem Uebrigen, was noch gesprochen wurde, verstand ich nichts mehr, vielmehr wollte ich nichts weiter verstehen, sondern entfernte mich von dem Platze, auf welchem ich unfreiwilliger Zuhörer gewesen. So empört ich einen Augenblick lang über Frau Birkmann war, nahm meine Selbstsucht doch eine Hoffnung aus ihren Aeußerungen mit. Ich hatte ja so viel eigenes Vermögen, daß ich im Nothfall eine Frau mit ernähren konnte. Und im Besitze des herrlichen Mädchens, im Genusse eines glücklichen Heimwesens — welcher Antrieb zum künstlerischen Schaffen, welche Befriedigung an ausdauernder Thätigkeit! Es war mir eine Ansicht eröffnet zu einer schönen Zukunft. Und beinahe verzieh' ich der Mutter Bertha's ihre sonstige Härte, weil ich sie mir, nach ihren Aeußerungen, als sehr wünschenswerthe künftige Bundesgenossin denken konnte.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus den Tagen der Pariser Commune.

Von **Paul d'Abrest.**

(Fortsetzung.)

Den ganzen Tag über hatte Lullier im Comite gestritten, um einen offensiven Stoß gegen das Stadthaus zu erzielen, und in höchster Aufregung sich bei Anbruch der Nacht entfernt. Er ließ Generalmarsch schlagen, und an der Spitze einer kleinen stets wachsenden Schaar Bewaffneter durchzog er die Vorstädte, stellte überall Schildwachen aus, gab die Parole, inspicirte die Barrikaden, ließ neue aufbauen, wo solche ihm nöthig erschienen und leitete, mit einem Worte, die ganze Vertheidigung ein. Alle Straßen, die zu den Vorstädten führten, waren abgesperrt, Kanonen und Mitrailleusen wurden zur Stelle geschafft, um die Brustwehren zu armiren, Niemand durfte nach Mitternacht sich auf den Straßen zeigen.

Als alle diese Anstalten getroffen waren, da kam Lullier auf den verwegenen Gedanken, eine kleine Promenade in's Innere der Stadt zu versuchen. Dieser Spaziergang wäre ihm theuer zu stehen gekommen, wenn die Nationalgarde der Ordnungspartei unter den Waffen gewesen wäre; aber nichts hatte sie bewogen, aus ihrer passiven Haltung hervorzutreten, die

Digitized by Google

Straßen waren frei und die Emeute durfte sich ungestraft auf dem Pflaster breit machen. Ruhig schritt die Schaar Lullier's die stille Rue des Martyrs hinunter, kaum einige Klänge der Marseillaise hören lassend, als sie den Faubourg passirte; auf den Boulevards machte der Troß Halt vor dem bekannten Cafe de Madrid, dem Stelldichein der demokratischen Journalisten und Zukunftspolitiker. Darin ging es sehr lebhaft zu; den ganzen Nachmittag über ereiferten sich die Stammgäste wegen der Frage, ob man sich der Bewegung anschließen solle oder nicht. Die einen, welche auf eine Stelle hofften oder sich gar im Schooße der neuen Regierung, dem Ziel ihrer Wünsche sahen, wollten sich blindlings hineinstürzen; die Bedächtigeren aber wollten wissen, woher diese Bewegung käme, welche weder von Herrn X. noch Herrn Z., den gewöhnlichen, sozusagen obligatorischen Metteurs en Scène einer Verschwörung oder einer Volksbewegung ausging.

Der greise Delescluze, der Oberpriester dieses Cafésclubs, flüsterte sogar das Wort „bonapartistische Umtriebe" und dasselbe ging von Tisch zu Tisch. Als aber, jemehr der Tag vorrückte, der Sieg der Insurrection um so sicherer und prägnanter hervortrat, da mehrte sich auch die Zahl ihrer so vorsichtigen Anhänger, Emissäre flogen von Montmartre und vice versa brachten sie immer neue erfreuliche Kunde. So manchen Revolutionsspeculant, der vor wenigen Stunden die ganze Bewegung zum Teufel gewünschet, nahm jetzt Stock und Hut, um den neuen Vorstadtdictatoren seine Dienste anzubieten, die Kehlen schrieen sich immer mehr heiser und die Begeisterung hatte ihren Höhepunkt erreicht, als man erfuhr, daß die Vorstädter herabgestiegen wären. Wirklich trat Lullier in's Caféhaus und recrutirte einige Adjutanten, die sich zu seiner Verfügung stellten und nach verschiedenen Theilen der Stadt eilten, um die gesinnungstreuen Nationalgarden aufzubieten. Da kam die Meldung, das Palais des Obercommandanten der Nationalgarde am Vendômeplatze gegenüber der nunmehr niedergerissenen Säule wäre geräumt!

In der That befand sich auf dem Vendômeplatz bloß ein halbes (Ordnungs-) Bataillon zum Schutze der Commandantur; Lullier mit seinen Leuten begab sich dorthin und nach einer kurzen Unterredung gelang es ihm, mit dem Commandanten dieses halben Bataillons einen Compromiß einzugehen, infolge dessen beide Truppen gemeinschaftlich den Vendômeplatz besetzten; es wurde mit der Kreide ein dicker Strich auf den vom Mondlicht beleuchteten Asphalt gezeichnet, es war die Demarcationslinie.

Nach einer halben Stunde bekamen aber die Nationalgardisten der Ordnung das Wachestehen satt und da sie vergebens auf Ablösung warteten, überließen sie den Lullier'schen Männern den Platz. Diese nahmen vom Gebäude Besitz und zehn Minuten später saß der Commandant der Föderirten am Pulte des Generals Aurelles de Paladines. Zur selben Zeit wurde dem Comité in Montmartre mitgetheilt, daß sämmtliche Ministerien und das Stadthaus leer ständen. Schlag Mitternacht erkletterte eine abenteuerliche Gestalt das Dach des Stadthauses und erklomm den Giebel der Kuppel, welche den schönen Bau zierte; der Mann riß die Tricolore ab, welche oben flatterte, und steckte an deren Stelle eine kleine rothe Fahne auf, die Säle des Stadthauses erhellten sich plötzlich, ein unbeschreibbares Gewoge und Getümmel entfaltete sich in allen Räumen desselben, das Regiment der Commune hat begonnen. Die Anlagen des Stadthauses wurden noch während der mondhellen Nacht, man bedurfte kaum der Fackeln, befestigt; auf dem Platze selbst wurde ein Lager eingerichtet, ein Artilleriepark aufgefahren, Alles war bereit, am kommenden Morgen einen etwaigen Angriff zurückzuschlagen. Aber wie gesagt, die Masse der Pariser Bevölkerung kümmerte sich blutwenig um die nun vollendete Umwälzung und freute sich des schönen Frühlingswetters.

Die Hunderte von Barrikaden, die abenteuerlichen Aufzüge waren nur ein willkommenes Schauspiel und Niemandem fiel es ein, sich über die vielfachen Verkehrsstörungen zu beklagen, die fast überall den Sonntagsspaziergängern die Wege hemmten.

Am lohnendsten war gewiß der Anblick des Stadthausplatzes. Nach allen Richtungen waren riesige Barrikaden aufgebaut, Kanonen und Mitrailleusen richteten ihre drohende Schlünde gleichzeitig gegen die Rue de Rivoli und den Fauburg St. Antoine. Ein Cordon von Schildwachen stand in den Räumen zwischen den Barrikaden und wehrte einem Jeden den Zutritt. — Zwei Stricke waren an jedem Ende auf dem Quai und der Rivolistraße parallel laufend ausgespannt und ließen zwischen dem Trottoir und den Häusern einen sehr schmalen Raum, innerhalb desselben die Passanten sich im Schritt bewegen konnten. Auf dem Platze selbst lagerten zwei Bataillone Nationalgardisten, denen man die Ermattung der schlaflosen Nacht auf den Zügen las. Während ein Theil auf dem Pflaster dahingestreckt schlief, waren die andern mit der Besorgung des „Diners" beschäftigt, die Wachtfeuer loderten lustig empor, in den riesigen Kesseln kochte die Suppe und brieten die Fleischportionen, welche so eben ausgetheilt worden. Wein und Branntwein wurden den Leuten hier kannenweise verabreicht und überhaupt in Bezug auf Speise und Trank mit einer Verschwendung vorgegangen, die wahrscheinlich darauf berechnet war, den Dienst in den Reihen der revolutionären Bataillone so angenehm und so vortheilhaft wie möglich zu gestalten, und die Zahl der Recruten zu vermehren. Von Zeit zu Zeit geriethen die Volksmassen, welche das Stadthaus umstanden, in nicht geringe Aufregung. Anlaß dazu gab die Abführung irgend eines Gefangenen, der aber stets den Augen der Menge entrückt wurde. Es waren namentlich „Preußen", oder solche, die man für Deutsche hielt, welche in Fiaker gepackt und unter einer ansehnlichen Escorte nach dem Stadthause geführt wurden. Da war z. B. eine deutsche Familie, welche Paris vor dem Kriege verlassen und nun nichts Eiligeres zu thun hatte als zurückzukehren

Digitized by Google

und sich nach Wohnung und Geschäft umzusehen; der Weggon wird in Pantin verlassen, die Koffer auf einen Fiaker verladen und im bedächtigen Trabe geht es der Porte de la Vilette zu.

Eine Abtheilung Föderirter hält dort strenge Wache, der Wagen wird untersucht; der Kutscher aber bricht einem allzulangen Verhör die Spitze ab, indem er Auskunft gibt. „Es sind Preußen; dieselben sind eben angekommen."

Diese Belehrung genügt, einer der Gardisten erklettert den Bock, vier Mann schreiten rechts und links vom Wagen und vorwärts humpelt das Fuhrwerk über die ungepflasterten Straßen und mitten durch die Barrikaden.

Der Zug hält vorerst beim Aufsichtscomité des Quartiers; dieses Comité aber erklärt sich incompetent in Anbetracht der Wichtigkeit der Sache, und die ganze Gesellschaft, Wagen sammt Koffer, Insassen und Escorte wandern nach dem Stadthause und von da nach längerer Station über die Brücke nach der Polizeipräfectur.

(Fortsetzung folgt.)

## König Salomo's Goldland Ophir.

Aus Gotha, 3. Februar, schreibt Dr. Petermann: Ueber die Localität des Ophir der Bibel, wo König Salomo vor beinahe 3000 Jahren große Massen von Gold, Edelsteinen u. s. w. auf phönicischen Schiffen holen ließ, um seine Prachtbauten in Jerusalem ausführen, haben die ausgezeichnetsten Forscher viele Jahrhunderte lang ihren Scharfsinn aufgeboten, ohne bis jetzt zu einem befriedigenden Resultat gelangt zu sein. Die Einen suchen Ophir in Ost-Africa oder Süd-Arabien, die Anderen in Indien oder Sumatra, noch Andere sogar in Westindien und Peru.

Als die Portugiesen im 16. Jahrhundert nach Sofala kamen, fanden sie daselbst reiche Goldgruben vor, die schon seit langen Zeiten bebaut gewesen waren, und bei diesen Goldgruben fanden sie Bauten und Ruinen, die, nach der einheimischen Sage, der Königin von Saba ihren Ursprung verdanken. Nach Lopez sollen sich sogar Eingeborene in Sofala gerühmt haben, nach Büchern aus alten Zeiten zu besitzen, welche die Salomanischen Ophirfahrten bestätigten.

Die auf uns gekommene Literatur der Griechen und Römer läßt bezüglich dieses ältesten Völkerverkehrs das Dunkel bestehen, und nur so viel ist aus den arabischen Schriftstellern gewiß, daß nach dem Verfall der Phönizier die Araber diesen Verkehr durch das ganze Mittelalter fortsetzten und auf ihren Fahrten, selbst vom persischen Golf aus, weit nach Süden fuhren und die Küste von Sofala häufig besuchten.

Auf den fernsten vorgeschobenen Posten europäischer Ansiedelungen im Caplande und der Transvaal-Republik hatte man seit einer langen Reihe von Jahr.n vielfache Gerüchte erhalten von ausgedehnten Ruinen mit Tempeln, Obelisken, Pyramiden u. s. w. im fernen Innern Südafrika's. Ganz besonders haben die Missionäre der Londoner Missionsgesellschaft es sich seit langer Zeit angelegen sein lassen, die Thatsachen zu erforschen und die Ruinenfelder womöglich selbst zu besuchen. Ohne daß ihnen dies nun bisher möglich geworden wäre, haben sie trotzdem nicht unwesentlich dazu beigetragen, daß der durch seine bisherigen Forschungen und Arbeiten verdienstvolle deutsche Reisende Karl Mauch im vergangenen Herbst sein längst beschlossenes Vorhaben ausführen und eine Reise bis zu diesen uralten Bauten unternehmen konnte.

Briefe und Karten von diesem unermüdlichen Forscher aus Zimbabye vom 13. September 1871, die durch gütige Vermittelung der Missionäre Grützner und Merensky in meine Hände gelangt sind, bestätigen, daß Mauch ausgedehnte Bauten und Ruinen von sehr hohem Alterthum wirklich aufgefunden hat.

Zimbabye ist eine dieser uralten Ruinenstätten und liegt nach Mauchs astronomischer Bestimmung 20 ° 14′ S. Br., 31 ° 48′ Oe. L. von Gr., gerade westlich von dem Hafenplatz Sofala und nur 41 deutsche Meilen in gerader Linie davon entfernt. Dies stimmt mit der Angabe des portugiesischen Schriftstellers Dos Santos, daß die Portugiesen 200 Seemeilen westlich von Sofala im „Goldlande" umfangreiche Mauerwerke vorgefunden hätten. In der Nähe von Zimbabye fand Mauch auch Alluvialgold, welches er selbst zu waschen und zu sammeln hofft. Die Ruinen bestehen aus Trümmern, Mauern x. bis 90 Fuß hoch, 15 Fuß dick und 450 Fuß im Durchmesser, einem Thurm u. Daß sie alle ohne Ausnahme aus behauenem Granit ohne Mörtel aufgeführt sind, deutet allein schon auf ein hohes Alterthum; die von Mauch eingeschickten Zeichnungen von Verzierungen an den Ruinen lassen aber kaum noch einen Zweifel darüber aufkommen, daß sie weder von Portugiesen, noch Arabern, dagegen von den Phönizern, von den Leuten der Salomonischen Ophirfahrten herrühren können. Jedenfalls haben diese Verzierungen keinen portugiesischen oder arabischen Charakter an sich, sondern deuten auf viel frühere Zeiten. Die jetzige Bevölkerung bewohnt diese Gegend erst seit 40 Jahren, sie halten diese Ruinen heilig und nehmen insgesammt an, daß weiße Menschen einst diese Gegend bewohnt haben, was auch aus Spuren ihrer Wohnungen und eisernen Geräthschaften, die nicht von Schwarzen angefertigt sein können, hervorzugehen scheint. Mauch hatte nur erst eine der Ruinenstätten besuchen und untersuchen können, und zwar nur erst ganz flüchtig; 3 Tagereisen nordwestlich von Zimbabye liegen noch andere Ruinen, unter denen sich nach der Beschreibung der Eingeborenen u. A. ein Obelisk befinden soll. Mauch hoffte, die ganze Gegend aufs Genauste durchforschen zu können; dieselbe ist sehr schön, hat über 4000 Fuß Meereshöhe, ist wohl bewässert, fruchtbar und dicht bevölkert von einem fleißigen und friedlich gesinnten Stamm der Makalaka, die Ackerbau und Viehzucht treiben, Reis- und Kornfelder, Rinder-, Schaf- und Ziegenheerden haben. Hoffentlich findet Mauch bei seinen weiteren und eingehenderen Untersuchungen noch viele andere Anhaltspunkte über den Charakter und Ursprung dieser merkwürdigen uralten Ruinen. Ob dieselben schließlich sich wirklich als das biblische Ophir erweisen oder nicht, so viel ist sicher, daß die vorläufigen Befunde es schon jetzt mehr als je wahrscheinlich machen, daß die Salomonischen Ophirfahrten mit Sofala zusammenhingen. Die Schiffahrt Salomo's, um Gold, Edelsteine im Südlichen Meer längs der ostafrikanischen Küste erscheint für die damaligen Mittel der Navigation nahe liegend, die für Hin- und Rückfahrt gebrauchte Zeit von 3 Jahren zutreffend; gewiß ist, daß sich die Seefahrten der Phönizier südwärts erstreckten und daß Afrika den wohlbegründeten Ruhm eines Goldlandes seit den ältesten Zeiten hatte. Die Gegenwart liefert den besten Beweis, daß die Schiffe Salomo's, um Gold, Edelsteine und Elfenbein zu holen, nur der Küste südwärts zu folgen brauchten. Die Diamantenfelder Südafrikas liefern gegenwärtig sehr reiche Ausbeute, und auch an Elfenbein hat Afrika stets größere Quantitäten auf den Weltmarkt geliefert als andere Länder. Zu den Quarzgoldfeldern endlich, dem neuerdings von Button und Mauch entdeckten Alluvialgold und der noch immer wachsenden Wichtigkeit der Diamantenfelder scheint sich für das Ismere von Südafrika nun auch noch das Ophir König Salomo's zu gesellen. Eine archäologische Expedition direct nach dem Hafenplatz Sofala und dann nur einige 40 deutsche Meilen ins Ismere würde bald volles Licht darüber geben. Inzwischen können mit jeder Post, die freilich alle vier Wochen nur einmal geht, von Mauch neue Nachrichten eintreffen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 19. Speyer, Dienstag, den 13. Februar 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Während jetzt der Billeteur umher ging, um diejenigen, welche erst einstiegen, zum Lösen von Karten aufzufordern, sah ich auf dem Vorderdeck Freund Müller an die Schiffsplanken gelehnt mit Schmidt plaudern, der ebenfalls noch weiter mitfuhr. Die kleine Minna stand in ihrer Nähe und fragte bald nach dem und jenem. Eben hatte Bertha aber ihren Platz verlassen und sich nach der Cajüte hinunter begeben, wobei der Billeteur, der sie für eine erst eingestiegene Dame halten mochte, nachfolgte. Ich wollte ihn bedeuten, daß er sich irre, als die kleine Minna auf mich zukam und mich mit einigen Fragen aufhielt. Sie fragte nach der Schwester, und ich führte sie hinunter an dem heraufsteigenden Billeteur vorüber. Bertha saß auf dem sammtenen Divan der Cajüte und schloß eben ihre kleine Ledertasche, mit blankem Silber beschlagene Handtasche. Dieses Umstandes erwähne ich deßwegen, weil er mir erst nach langen Jahren wieder in's Gedächtniß zurückgerufen werden sollte. Da nun Minna zu ihrer Schwester hüpfte, konnte ich deren Blicken abmerken, daß meine Gegenwart jetzt nicht willkommen war, und ich stieg wieder auf das Verdeck zurück.

Kurze Zeit nachher kamen auch die beiden Schwestern wieder herauf. Bertha ließ das zierliche Mädchen seiner Mutter zulaufen, die sich mit ihrer verheiratheten Tochter und ihrem Schwiegersohn der freieren Aussicht wegen dem Vordertheil des Dampfers zugewendet hatte. Sie selbst aber verweilte in meiner Nähe, indem sie da stehen blieb, wo an den Planken mehrere Anschläge, welche die Dampfschifffahrt und Eisenbahnrouten betrafen, angeklebt waren. Mit großer Aufmerksamkeit schien sie den Plan zu überlesen, indem sie mit dem Zeigefinger darüber hinglitt. Ihr Aussehen war dabei wieder ein anderes geworden, weniger trostlos, wenn auch nicht gerade heiter. Noch immer trug ihr Antlitz den Ausdruck der Entschlossenheit. Aber der einmal gefaßte Entschluß schien doch einen großen Theil seiner Schwere verloren zu haben. Und während sie nun so ganz in meiner Nähe stehen blieb, glaubte ich in meiner Eitelkeit dies für eine Ermunterung, mich ihr wieder zu nähern, halten zu dürfen.

„Und was studiren Sie denn hier, mein verehrtes Fräulein Birkmann", fing ich an. „Ist die Lectüre so fesselnd?"

„Allerdings", sagte sie, ohne mich anzusehen.

„Da muß das Anziehende wohl zwischen den Zeilen stehen."

„Vielleicht, ja!" erwiderte sie ruhig.

„Zwischen Zeilen zu lesen und zwar von diesem Routenplane ist eine Kunst, die ich nicht verstehe."

„Gut, daß mir also eine Kunst vor Ihnen bleibt", versetzte sie, wandte sich dann erst zu mir und fügte hinzu: „Uebrigens müssen Sie ihr gehörig Theil über meine Heftigkeit gedacht haben, als ich mit Ihnen über —" sie sah sich um, ob Niemand in der Nähe, und fuhr dann mit sanfter Stimme, fast zutraulich fort — — „über unsere Begegnung im Walde gesprochen. Meine Leidenschaftlichkeit thut mir jetzt wirklich leid. Die Sache ist nur deßwegen von einigem Belang, weil mir daran liegt, daß wenigstens in dieser Stunde jene Begegnung unser Beider Geheimniß bleibt. Und das ist sie doch?

„Ich fühle mich unendlich glücklich, mit Ihnen wenigstens ein Geheimniß zu theilen", sagte ich, wirklich entzückt von ihrer zutraulichen Liebenswürdigkeit. „Soll ich jedoch ganz aufrichtig sein, so muß ich gestehen, daß noch ein Anderer auf dem Schiffe ist, der aus der Entfernung Zeuge jener Erscheinung im Walde gewesen, was jedoch sicher nichts auf sich hat."

„Und wer ist der?" fragte sie hastig.

Ich deutete auf das Vorderdeck hinaus nach dem Maler Schmidt und theilte ihr mit, wer er sei und unter welchen Umständen ich ihn getroffen. Sie erschrack, als sie den Bezeichneten im Gespräche mit Müller bemerkte und wieder fragte sie mit Hast:

„Ist es ein Plauderer?"

„Ein harmloser aber nicht indiscreter!" antwortete ich und erbot mich, ihn noch eigens um Schweigen ersuchen zu wollen.

Damit war sie einverstanden und machte mich ganz glücklich durch den Vorschlag, mich auf das Vorderdeck zu begleiten. Ich sah darin ein Vertrauen und eine Vertraulichkeit, die mich innerlich aufjauchzen

Digitized by Google

machte. Nie war ich stolzer gewesen, als jetzt, wo mir die haßerfüllten Blicke des jungen Streuhubers folgten und die verwunderten Augen Müllers und Schmidts begegneten, während ich neben Bertha auf dem Decke dahin schritt. Auch Frau Birkmann und das Ehepaar Spindling sahen ganz erstaunt drein, da sich Bertha ungezwungen näherte, sich zu ihnen gesellte und fast munter die Vereinigung der beiden Herren mit ihrer Familie in eine Gruppe zu bewerkstelligen wußte. Als ich ihr den Berufsgenossen vorgestellt hatte, sprach sie sogar heiter:

„Also zu den Herren Fischer und Müller kommt noch Herr Schmidt. Fänden sich jetzt noch die Herren Maier, Huber und Schulze ein, so wäre die halbe deutsche Welt an Bord repräsentirt."

So war ein recht munterer Verkehr eingeleitet, indeß der Dampfer an der Roseninsel und Schloß Garatshausen vorüber der Bucht von Tutzing zusegelte und der See in seiner größten Pracht und Weite vor uns lag. Man sprach von der herrlich grünen Farbe des Wassers; und auf die Aeußerung hin, daß man in der Tiefe förmlich das crystallene Schloß des Seekönigs zu erblicken wähne, war Schmidt in gute Laune und auf seine Nixengeschichten gebracht, die er nun, mit einigen unwesentlichen Varianten, in derselben Weise wieder erzählte, wie ich sie von ihm heute schon gehört hatte. Bertha schien mit aufmerksam zuzuhören. Manchmal hingen ihre Augen am Ufer oder drangen in die grüne Tiefe und verweilten da lange. Manchmal aber auch schweiften sie draußen in der Leere. Einmal war es mir, als würde ihre Brust von einem leisen Seufzer bewegt. Mehrmals aber schauerte es schlich durch ihre Glieder und über ihre Gestalt hin. War es die Wirkung der seltsamen Geschichten? Ich hätte es glauben können, wenn sie nicht offenbar zerstreut gewesen wäre. Während Schmidt glücklich war, erzählen zu können, weilten ihre Gedanken augenscheinlich nicht immer bei der Sache, so sehr sie sich auch den Anschein geben wollte.

Als jedoch die Rede auf unsern See zurückkam und — ich glaube von mir selbst — die Bemerkung fiel, daß derselbe keine Nixen beherberge, äußerte sie ganz unbefangen:

„Das ist schade! seine Schönheit könnte eine Nixe einladen, ihren Wohnsitz da aufzuschlagen!"

Wohl sah ich, seltsam bewegt von dem Worte, sie darüber an. Jedoch — entweder bemerkte sie es nicht, oder sie wich gestissentlich meinen Augen aus.

Müller hatte wenig Theil an der Unterhaltung genommen und war sehr wortkarg geblieben. Einmal nur fragte er Bertha beiläufig, ob Adolf wirklich nach Amerika ausgewandert sei. Ihre Antwort konnte ich nicht hören, aber sie mochte bejahend lauten.

Als dann Herr Birkmann selbst mit dem jungen Streuhuber hinzu trat, nahm das Gespräch eine andere Wendung bei stockendem Verlauf; denn Müller that, trotz allem Bemühen des Großhändlers, kaum mehr den Mund auf, und auch wir andern verstummten mehr oder weniger. Da man nun Raum hatte, sich zu ergehen, zerstreute man sich allmählich auf dem Verdeck. Nur die Flößer und Holzknechte verließen ihren Platz nicht, von welchem sie, auf ihre Aexte gestützt, den heimischen Bergen entgegen sahen.

Bertha hatte bereits mehrmals über Kopfweh geklagt und schützte auch solches vor, so oft der junge Streuhuber den Versuch machte, mit ihr anzuknüpfen. Als ihr nun die Mutter rieth, aus der heißen Sonne nach dem gedeckten ersten Platz zurückzukehren, äußerte sie etwas von der größeren Kühle in der Cajüte, worauf sie auch mit Minna auf der hinunterführenden Treppe verschwand.

Für mich war damit aller Reiz der großartigen Landschaft und die Annehmlichkeit des Verweilens auf dem Verdeck dahin. Die Unterhaltung daselbst konnte mir kein Wort mehr entlocken, und ich schwieg, obgleich mich Streuhuber mit Blicken maß, die sonst meine übermüthigste Munterkeit erweckt hätten.

Wie ein Träumender strich ich auf dem Verdeck umher, und kaum hörte ich noch, was Herr Birkmann einmal seiner Gattin sagte:

„Laßt sie nur allein, nur allein. Sie soll sich die Sache reiflich überlegen. Je reiflicher, desto besser. Denn nachgeben muß sie doch. Ich will den kleinen Trotzkopf schon beugen. Das Kopfweh zeigt schon, daß sie mürbe wird."

Der glückliche Großhändler schien seiner Sache sehr sicher zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

## Zur Capitulation von Straßburg

28. Sept. bringt das Mil.-Woch.-Bl. Auszüge aus einem Vortrage, welchen der Generallieutenant v. Decker im December v. Js. in Posen über die Belagerung von Straßburg hielt, bei der er die Artillerie commandirt hatte. Wir entnehmen demselben Folgendes:

Da man am 26. Sept. eine praktikable Bresche hatte und die erste Graben-Descente vor Bastion 11 begonnen war, so konnte man nunmehr sich der Hoffnung hingeben, in etwa 6 Tagen zur Erstürmung der Bresche schreiten zu können. Der äußerst desolate Zustand der Werke ließ auch weiter hoffen, daß es dem Feinde nicht mehr möglich sein werde, gegen die stürmenden Truppen Geschützfeuer zur Anwendung zu bringen, trotzdem curirte das Gerücht, General Ulrich sei entschlossen, es auf das äußerste ankommen zu lassen und sich bis auf den letzten Augenblick zu vertheidigen.

Am 27. September war ich wie gewöhnlich Nachmittags in Begleitung meines Stabschefs hinausgefahren, um einzelne Batterien zu revidiren. Der Geschützkampf tobte fast ärger, denn je, und da die Franzosen in der letzten Nacht noch mehrere Ausfälle gemacht hatten, welche von sehr heftigem Granat- und Gewehrfeuer begleitet waren, so schien es, als solle das vorerwähnte Gerücht sich bewahrheiten. Niemand hatte eine Ahnung, daß in wenigen Minuten die ganze Situation sich ändern, der Schlußact des großen

Digitized by Google

Dramas sich abspielen würde. Diesen Schlußact aber in der rechten Weise zu schildern, ist meine Feder zu schwach. Der Eindruck, welchen er auf alle Anwesenden gemacht hat, war ein zu gewaltiger, als daß man ihn durch Worte beschreiben könnte, und zwar um so weniger, als die Erzählung des Ereignisses mehr Zeit erfordert, als der wirkliche Verlauf desselben.

Ich war in einer Batterie der 2. Parallele, um sie zu revidiren, und controlirte eben (es war 5½ Uhr) die Richtung eines 12Pfünders, welcher im Begriff stand, einen Ricochetschuß gegen Hornwerk 40 abzugeben, als der neben mir stehende Batteriecommandeur ausrief: „Excellenz, vom Münster weht eine weiße Fahne!“ Alles blickte auf und richtig gewahrte man neben der Thurmspitze auf der obersten Gallerie eine kleine weiße Fahne, die sich bisher noch nicht dort gezeigt hatte. „Vielleicht eine Lazarettfahne!“ „Nein, nein, sie hat kein rothes Kreuz;“ so rief man hin und her. Noch schaute man, im Zweifel, was es bedeuten könne, mit den Ferngläsern nach diesem neuen, wunderbaren Gegenstande unserer Neugierde, als ein Kanonier rief: „auf Bastion 10 ist auch eine weiße Fahne!“ und gleich darauf ein anderer: „auf Bastion 11 auch“! — „Dort auch!“ — „Dort auch!“ So ertönte es von allen Seiten. Da war keine Täuschung mehr; auf jeder Bastionsspitze wehte eine kleine weiße Fahne, eine ganz weiße Fahne ohne das Genfer rothe Kreuz. Starr, wie verblüfft sah einer den Andern an; was sollten diese Fahnen bedeuten? Will Straßburg capituliren, sich ergeben? Man konnte sich darüber nicht recht klar werden, zumal noch kurz zuvor der Kampf so heftig getobt hatte und man wissen wollte, daß General Uhrich noch vor zwei Tagen dem Großherzog von Baden gegenüber die angebotene Capitulation abgelehnt habe. Mit dem Erscheinen der weißen Fahnen war das feindliche Geschützfeuer verstummt und so konnte denn wohl kein Zweifel mehr herrschen. Was Niemand vor wenigen Minuten geahnt, was von uns allen so heiß ersehnt und erstritten, das war — so mußte man es wenigstens annehmen — nun plötzlich in der überraschendsten Weise eingetreten. Laut rief ich aus: „Leute, Straßburg will capituliren! Der Sieg ist unser!“ und ertheilte sofort die Befehle, das Feuer auf der ganzen Linie einzustellen. Meistens hatte es aber bei dem Erscheinen der weißen Fahnen schon von selbst geschwiegen. — Vor Freude jauchzend fielen sich die Soldaten in die Arme, drückten sich die Hände und jubelten, daß nun Kampf, Noth, Entbehrung und Strapazen vorüber seien. — Als nach wenig Minuten Alles still und ruhig geworden, kein Schuß mehr erdröhnte, erschienen auf allen Wällen zahlreiche Gruppen französischer Soldaten, und wie mit einem Zauberschlage belebten sich auch unsere unendlich langen Trancher-Brustwehren, die bis dahin so todt und still, so öde und verlassen geschienen hatten. Die Artilleristen sprangen auf die Batterien, die Trancheen-Wachen und Arbeiter-Abtheilungen auf die Laufgraben-Brustwehren. Tausende von jubelnden Soldaten schwenkten die Mützen und improvisirte Fahnen, ein tausendstimmiges Hurrah donnerte durch die Lüfte, und mächtig brausend erscholl aus Tausenden von Kehlen heller Gesang, hier die „Wacht am Rhein“, dort „Heil dir im Siegerkranz“, Welch' ein Anblick, welch' eine Scene! Wie ging das doch durch Mark und Bein! welch' wunderbar ergreifendes Gefühl durchjückte eines Jeden Brust; es war mehr als das Gefühl des Sieges nach einer hartnäckigen Schlacht, denn man hatte ja wochenlang nach diesem nun endlich erreichten Ziele gerungen. Das ganze Bild, vom prächtigsten Sonnenschein beleuchtet, war von der ergreifendsten Wirkung und wird für Jeden, der diesen Moment erlebt hat, auf ewig im Gedächtniß eingeprägt sein; der Eindruck, den es auf uns Alle gemacht, wurde noch erhöht durch den furchtbaren Contrast: hier der unendliche Jubel und frohe Siegesgesang der deutschen Soldaten, dort die tiefe Stille der in verbissenem Schmerz und verhaltener Wuth schweigsamen Franzosen. — Stolz und ernst, wie immer, blickte der Münster auf dieses für ihn so neue Schauspiel herab, wir aber sahen ihn jetzt mit andern Gefühlen als bisher an, sollte er von nun an doch wieder deutsches Gut sein.

Nachdem das erste, so natürliche Staunen überwunden, lief ich quer über Feld nach vorn zum Couronnement, kletterte über dasselbe und fand an der abgebrochenen Brücke über den Ravelingraben den General v. Werder; bald darauf fanden sich hier auch der Großherzog von Baden und fast alle Generale ein, denn die Nachricht von dem stattgehabten Ereigniß hatte sich mit Blitzesschnelle verbreitet.

Noch war keine Botschaft aus der Festung gekommen. Ein Stabsoffizier wurde bis an das Thor vorgeschickt, um zu fragen, was das Alles zu bedeuten habe. Er brachte die Antwort zurück: „es sei der Befehl gegeben, mit dem Aufziehen der weißen Fahnen das Feuer einzustellen; von einer beabsichtigten Capitulation wisse man nichts!“ Gleichzeitig ließ aber auch der hier am Steinthor commandirende französische Offizier sagen, wir möchten uns und unsere Leute zurückziehen, weil sonst auf sie geschossen werden würde. Dies geschah denn auch; es begab sich Alles in die Trancheen und französischerseits wurden die Soldaten ebenfalls von den Wällen heruntergerufen. General v. Werder ließ nun in die Stadt hineinsagen: „er erwarte Aufklärung und sei in der Trancheé zu finden.“

Stunde auf Stunde verrann in der peinlichsten Erwartung, ohne daß ein Abgesandter aus der Festung erschien, ohne daß wir Aufklärung erhielten, und es begann unter uns schon die Vermuthung laut zu werden, daß Alles nur eine Hinterlist des Feindes sei. Schon war völlige Dunkelheit eingetreten und noch immer keine Nachricht, keine Aufklärung. — General v. Werder befahl nun, daß sämmtliche Mannschaften wieder an ihre Posten treten, aber alert sein sollten, und fuhr dann nach Mundolsheim zurück, wohin wir ihm folgten. Hier nun endlich fand er ein Schreiben des General Uhrich, nach welchem er sich mit der ganzen Garnison und Festung bedingungslos auf Gnade und Ungnade ergab.

General Uhrich hatte nemlich gegen 6 Uhr durch

einen Parlamentär bei den Vorposten in Königshofen jenen Brief an General v. Werder abgeben lassen. Da der Parlamentär nicht das Geringste über den Inhalt dieses Schreibens äußerte, vielleicht weil er ihn selbst nicht kannte, so war dasselbe durch eine Ordonnanz nach Mundolsheim befördert, hier aber nicht für so wichtig gehalten worden, um es sogleich zum General v. Werder nach den Tranchéen zu schicken. . . .

## Miscellen.

In Ludwigshafen treibt seit einiger Zeit eine wohlorganisirte Diebesbande ihr Wesen, die bei Tage auf's Ausspähen, bei Nacht auf Besuch ausgeht. Eine vor Kurzem organisirte Bürger-Sicherheitswache hat den Strolchen bis jetzt ebensowenig das Handwerk gelegt, oder auch nur Angst eingejagt, wie die Polizei. In der vorletzten Nacht vom Samstag auf Sonntag galt die Visite der sauberen Genossenschaft dem Kaufmann Bähr, aus dessen Magazin Manufacturwaaren im Werthe von 400 fl. ausgeführt wurden. Nach dem „Ludw. Anz." hatte dieser Diebstahl auch eine komische Seite, da er zozusagen angemeldet war. Herr Bähr hatte nämlich sichere Anhaltspunkte, daß ein Einbruch in seinem Magazine in Aussicht stehe. Er avisirte deßhalb die Polizei, die sich auch einfand, um zu wachen. Nach mehreren Stunden vergeblichen Wachens entfernte sich die Polizei. Während dieser Momenteingeht brachen die Diebe ein. Die noch Wache haltenden Bähr'schen jungen Leute hörten die Diebe kommen, ließen dieselben ruhig gewähren und sendeten eiligst zur Polizei. Bis die Polizei kam, waren die Diebe verschwunden und mit ihnen die Waaren. Dagegen befanden sich die Revolver der jungen Leute noch sämmtlich ohne Spuren des Gebrauchs. Mit dem Knall hätte man ja auch die fleißigen Diebe verscheuchen oder stören können und — wen hätte da die Polizei noch fassen können?

Das Deutsche Reich ist gegenwärtig an folgenden 23 Plätzen durch Berufsconsuln vertreten: Alexandrien, Bangkok (Siam), Beirut, Belgrad, Bukarest, Kairo, Konstantinopel, Dardanellen, Galatz, Jassy, Jerusalem, London, New-York, Paris, Pest, Petersburg, Serajewo, Shanghai, Smyrna, Tientsin, Trapezunt, Warschau, Yokohama. Die Generalconsuln beziehen jährlich an Gehalt 3000 Thlr., die Consuln 1500 Thlr., die Vice-Consuln (d. h. die selbstständigen nicht die diesen Titel führenden ersten Beamten bei Generalconsulaten und Consulaten) 1200 Thlr. Außerdem erhalten dieselben an Repräsentationskosten und Localzulagen jährliche Beträge, welche zwischen 10,500 Thaler und 800 Thaler variiren. Das höchste Diensteinkommen haben die Generalconsuln in New-York (13,500 Thlr.), London (12,000 Thlr.) und Japan (10,000 Thlr.), sowie der Consul in Shanghai (10,000 Thlr. nebst freier Wohnung); das geringste amtliche Einkommen bezieht der neu ernannte Vicconsul in den Dardanellen (2400 Thlr.). Die Ausgaben des Reichs an Besoldungen, Localzulagen und Repräsentationskosten der Consuln sind in dem Budget für 1872 auf ungefähr 300,000 Thaler veranschlagt, während die Gesandtschaften etwa die doppelte Summe, also 600,000 Thlr. erfordern.

Der Swiss Times zufolge hat der genfer Astronom Plantamour einen Cometen entdeckt, der an Volumen alle bisher bekannten übertrifft. Nach Plantamour's Beobachtung und Berechnung stürzt er mit ungeheurer Schnelligkeit in directer Linie auf die Erde zu und wird am 12. Aug. d. J. mit ihr in Collision kommen. Seine Annäherung wird sich durch eine außerordentliche Hitze bemerkbar machen: Die Katastrophe kann nur vielleicht durch eine Ablenkung verhütet werden, welche der rasch heranellende Comet erfahren könnte, wenn er in den Bereich der Anziehungskraft eines anderen Himmelskörpers geriethe. So die Swiss Times. Wir bemerken dazu nur, daß es einige Schwierigkeit hat, Masse und Schnelligkeit eines in gerader Linie auf die Erde, also auf den Beobachter, zustürzenden Körpers ohne langwierige Beobachtungen zu berechnen; und da ist es doch einiger Massen wunderbar, daß man nicht schon vorher von diesem bösen Cometen gehört hat.

(Polnische Presse.) Im Königreich Polen erscheinen im ganzen 44 Zeitungen und periodische Schriften, davon 40, einschließlich 1 russische in Warschau, und 4, einschließlich 1 deutsche in der Provinz. Unter den 42 in polnischer Sprache erscheinenden Blättern vertreten 9 die Interessen der Landwirthschaft, des Handels und der Industrie, 1 die katholische Kirche, 1 das Judenthum, 2 sind medicinischen, 1 juristischen Inhalts, 2 huldigen der Mode, 1 der Musik und 1 ist für die Jugend bestimmt.

(Giftesser.) Unlängst starb wenige Stunden von Graz entfernt ein vermögender Bauer, der Besitzer eines ausgedehnten und gutgelegenen Berggrundes, ein stattlicher, sehr kräftig gebauter Mann von ungefähr sechzig Jahren. Als man erhört, er sei krank, sagte Jedermann in der Gegend mit Bestimmtheit: „Der steht nicht mehr auf!" Und es war leicht, dies vorherzusagen, wußte man doch überall, daß vor einigen Jahren auch sein einziger Sohn nach kurzer Krankheit gestorben war und Beide „Giftesser" gewesen. Dieser gräßliche Brauch des „Arsenik-Essens" findet sich, sagt die Grazer „Tagespost" dieser Mittheilung hinzu, in diesigen Landen öfters als man glauben sollte, besonders bei Pferdeknechten, doch wird er möglichst geheim gehalten, weil jeder Hauswirth solche Knechte scheut. Man weiß zu gut, daß ein Knecht, der selbst „Hüttreich" (Hüttentauch) ißt, auch seinen Pferden davon gibt, folglich Hafer stiehlt; denn Arsenik soll das Abmagern der Pferde, wenn ihnen Hafer entzogen wird, verhindern. Die Pferde sehen dann zwar voll und stattlich aus, schwitzen aber bei jeder Anstrengung und schäumen beim Fressen; überfällt sie eine Krankheit, so sind sie verloren, weil „keine Medicin angreift". Im Hause jenes Bauers wurde aber, zur Verwunderung der ganzen Umgegend, das „Giftessen" ganz öffentlich betrieben, da er selbst „Hüttreich" aß und auf sein Gebeih solcher auch dem ganzen Viehstande gereicht wurde. Auch sein Sohn hatte Arsenik gegessen, und bei Beiden bestätigte sich, daß es beim Menschen eben so ist, wie beim Vieh, und bei einem „Giftesser keine Medicin mehr angreift".

## Charade.

Nachdem durch Feuer, Wasser, Zange, Scheere
Von Menschenhand die Erste Marter litt,
Ist sie gezogen fort durch Land und Meere,
Und Preis und heiße Wünsche nimmt sie mit:
Doch horch! des Menschen Hand berührt sie wieder,
Versöhnt schmiegt sich ihr Klang an seine Lieder.

Des Kindes erste Freundin sind die Letzten,
Das lächelnd schaut ihr helles Angesicht,
Und wenn die rauhen Menschen es verletzten,
Zur Freundin flieht's, sie grollt und zürnet nicht:
Bald ruht auch sie vergessen und verborgen,
Der Traum entflieht, es nah'n die ernsten Sorgen.

Das Ganze wirkte sonst im bunten Spiele,
Da ward gezecht, gemordet und gefiebt,
Doch schnell sein Herz von seligem Gefühle,
Kein Auge hat in Thränen sich getrübt:
Mein Fräulein! sei'n Sie liebevoll munter,
Sonst gleichen Sie dem Ganzen wohl mitunter.

**Auflösung der Charade in Nr. 16:**
Fehlgriff.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 20. Speyer, Donnerstag, den 15. Februar 1872.

## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

### Siebentes Capitel.

Unterdeß konnte ich an meiner Ungeduld und Sehnsucht nach dem Anblicke Bertha's, an dem Schlage meines Herzens abmessen, wie innig meine Liebe zu dem schönen Mädchen schon geworden war. Unruhig sah ich der nächsten Haltstelle entgegen, — das Dampfschiff war schon an der Roseninsel vorüber gegen Schloß Garatshausen hin, — weil ich hoffen konnte, daß sie dann wieder auf dem Verdeck erscheinen werde. Wie ein Schmetterling um das Licht, trieb ich mich um den Eingang zur Cajüte, ohne daß ich den Muth gewann, Bertha's Einsamkeit zu stören. Die Blicke des jungen Streuhuber schreckten mich nicht ab, forderten im Gegentheile meinen Trotz heraus. Endlich faßte ich mir ein Herz und betrat die Treppe, da ich es eben ohne Aufsehen thun konnte. Und dennoch wäre ich wieder auf halbem Wege umgekehrt, wenn nicht die Silberstimme Minna's aus der Cajüte erklungen wäre:

„Ach, kommen Sie doch herunter! Ein Seelöwe! Ein Seelöwe!“

„Wo?“ fragte ich und sprang mit einem Satz über die noch übrigen Stufen.

„Dort!“ rief das Mädchen, durch eines der Cajütenfenster auf den See hinausdeutend, der fast in gleicher Höhe draußen fluthete und in fast regelmäßigem Takte an das Schiff anschlug.

In der That bemerkte ich in der angedeuteten Richtung einen zottigen Kopf im Wasser. Ich mußte lachen, — ein bärtiger Mann badete draußen im offenen See. Ohne sich nach dem Gegenstande der Verwunderung ihres Schwesterchens umzusehen, fragte Bertha von dem Divan her, auf welchem sie ihren Kopf anlehnte, warum ich lache.

„Man könnte glauben,“ sagte ich, „der wilde Wassermann schwämme draußen heran, wie im Volksliede von der schönen Agnese, um seine Geliebte zu sich in die Tiefe zu holen.“

„Was ist das für eine Geschichte?“ fragte Bertha von ihrem Platze her, ohne sich zu rühren.

„Eine sehr schöne Geschichte“, war meine Antwort, „Vom Nix geraubt wohnte des Königs Töchterlein, Agnese, im krystallenen Schlosse unten und hörte einst, da sie ihre Kinder wiegte, die heimischen Glocken heruntertönen. Das weckt ihre Sehnsucht nach der Heimath und den Ihrigen, so daß sie den wilden Wassermann verläßt. Wie sie ans Land tritt, neigen sich Laub und Gras, und im Eilernhause wird sie festlich empfangen. Als jedoch Agnese einst an der Tafel saß, meldet sich der wilde Wassermann und sagt ihr, wenn sie nicht zu ihm zurückkehren wolle, so möge ihr Kind getheilt werden, — „nehm ich ein Bein und Du ein Bein!“ Da aber kehrt Agnese alsbald in's Wasser zurück, denn ihr Kind will sie nicht theilen lassen“

Als ich geendigt hatte, erwiderte Bertha eine Zeit lang Nichts, dann aber sagte sie:

„Es ist das allerdings hübsch. Die Agnese gefällt mir, wenn es auch nicht gerade klug war, sich vom Wassermann rauben zu lassen. Doch gibt sich in ihr das Muttergefühl, die Pflicht lebhaft kund. Es gibt solche Pflichten, von denen uns nichts lösen kann. Es ist ein schöner Zug, aber doch nur ein natürlicher, aus Liebe zum Kinde in das Wasser zurückzukehren, um wie viel mehr — —“ sie stockte.

„Um wie viel mehr?“ —

„Ach, ich wollte eine Thorheit sagen!“

„Ich wollte, Sie sagten sie!“

Aber meine Aufmunterung schlug fehl und Bertha sprang ganz ab.

„Meinen Sie nicht, Herr Fischer, daß diese Agnese ein schöner, künstlerischer Vorwurf wäre?“

„Aber welchen Moment zur Darstellung würden Sie wählen?“ fragte ich zurück.

„Den Moment, wo sie, aus dem Wasser kommend, zum ersten Male wieder das Heimathland betritt und die Tropfen wie Perlen aus den Locken schüttelt. Ich dächte, der Zwiespalt ihrer Liebe zu der Heimath und zu dem zurückgelassenen Kinde könnte da von feiner Hand recht ansprechend wiedergegeben werden, und nicht minder der Zauber ihrer Erscheinung. Wäre das nicht ein Sujet für Sie?“

Ich versprach, es mir überlegen zu wollen, worauf sie schwieg, so daß eine Pause eintrat. Ihre

Digitized by Google

Theilnahme für mich hatte sich mir auch in diesen Worten kundgegeben, und ich machte mir selbst kein Geheimniß aus der Hoffnung, daß sie dennoch ein gewisses Wohlgefallen an mir gefunden habe. Was wir wünschen, glauben wir so leicht. Der Gedante aber erfüllte mich mit so hohem Glücke, daß ich kaum mehr wußte, was ich that, als ich in dem eleganten schwimmenden Gemache ihr gegenüberstand, ohne das rechte Wort für meine Gefühle zu finden. In meiner Bestommenheit zog ich mein Notizbuch hervor, öffnete es und steckte es wieder ein, ohne zu bemerken, daß mir ein Blatt Papier entfallen und bis zu ihren Füßen geflogen war.

Minna hob es auf und gab es der Schwester, vielleicht im Glauben, es sei dieser entfallen. Es war halb entfaltet; mit einem flüchtigen Blick darauf, hielt mir Bertha dasselbe hin:

„Verlieren Sie nicht Ihre papiernen Schätze!“

„O“, versetzte ich, das Blatt erkennend, „der Schatz ist nicht sehr kostbar. Es ist nur ein Gedicht, ein Lied.“

„Ein Lied kann unter Umständen werthvoll genug sein“, meinte sie. „Darf ich es lesen?“

„Mit Vergnügen!“ jauchzte ich beinahe hinaus vor innerer Lust.

Sie entfaltete es vollends, warf einen Blick auf das Blatt und sagte:

„Ah, Nixenpoesie! Die hab' ich mitunter nicht ungern, was Sie schon der Aufmerksamkeit entnommen haben werden, mit welcher ich den Geschichten Ihres Freundes Schmidt und Ihrer eigenen Erzählung von der schönen Agnese zugehört habe. Doch muß ich dieses hier mehr bei Licht und im Anblick des feuchten Elementes lesen, das uns umfluthet.“

Damit hatte sie sich erhoben und trat an eines der Seitenfenster, vor welchem unmittelbar die grünen Wellen anschlugen. Sie warf einen Blick hinaus. Sah man doch fast wagrecht auf den See, dessen Mysterium nun da unmittelbar vor unsern Augen lag, wogte und wallte. Die durch unseren Dampfer erregten Wellen zeigten sich förmlich im Profil, so hoch stiegen sie auf, um in ihren Spitzen schäumend und spritzend wieder einzusinken. Es war ein seltsames Wiegen, Schaukeln, Wallen und Wogen da vor dem engen Cajütenfenster. Aber es stimmte zu Ausdruck und Ton, mit welchem Bertha zu lesen begann, wobei ihre Stimme erklang wie Wellengemurmel. Ich erkannte — sie verstand zu lesen. Und sie las erst im ruhig erzählenden Ton, allmählig in lebhafter rythmischer Bewegung, während Minna mit Andacht zuhörte und die grüne Fluth geheimnißvoll rauschend an die Schiffsplanken schlug:

„Beim Abendgeläut im Wogenschwall
Glitt über den See mein Nachen.
Wo der Mondschein lag in der Welle Krystall,
Klang leises Singen und Lachen.

Ich kannte sie wohl, die da lacht' und sang,
Ich kannte die lieblichen Töne.
Tief unten lauscht zwischen Algen und Tang
Seekönigs Tochter, die Schöne.

Was thust Du? Was weißt Du tief unten im See?
Wie lammst Du noch fingen so munter?
Komm herauf! Komm herauf, du minnige Fee,
Herauf! oder nimm' mich hinunter!

Da schwamm sie heran im smaragdenen Rock,
Der Nacken wie Schwanengefieder;
Von weißer Wange, von goldnem Gelock
Troff perlend das Wasser hernieder.

„Was ruft Du mich immer? Es hat ja noch Zeit!
Wir können uns lange noch lieben.
Ich halte Dir unten mein Brautbett bereit,
Mein Brautbett bereit,
Wenn nichts Dir auf Erden geblieben.

„Jetzt bist Du noch jung und Dein Auge so klar.
O, warte! Die Jahre zerstieben!
Ob in goldenen Locken, im silbernen Haar,
Im silbernen Haar,
Du bist mir derselbe geblieben.

Noch würden sie klagen und weinen um Dich,
Du würdest nach ihnen verlangen.
Kehr' um! Und sorg' Dich nicht weiter um mich!
Nicht weiter um mich!
Einst will ich Dich freudig empfangen.“ —

Sie grüßt noch, sie winkt noch aus wallender Fluth,
Dann war sie mit einmal verschwunden.
Oft fuhr ich im See mit verlangendem Muth —
Und hab' sie nicht wieder gefunden.

Athemlos fast hatte ich zugehört. Nicht immer mit der richtigen Betonung, aber besonders den Gesang der Nixe hatte sie mit ganz eigenem, magisch wirkendem Ausdrucke gelesen, wobei ihr die überschriebenen Noten dazu gedient hatten, die Verse zwischen Gesang und melodramatischem Vortrage zu halten. Ich stand wie berückt. Auch Minna hatte die Wirkung empfunden. Bertha ließ jedoch nur eine kleine Pause eintreten und sagte dann in ihrem gewöhnlichen Tone:

„Hübsch! In der That nicht übel, und soviel ich Noten zu lesen vermag, ist die Melodie gelungen, der Stimmung entsprechend. Besonders die Wiederholung in den Strophen der Nixe selbst scheint mir von schöner Wirkung. Es erinnert mich an schwedische Volkslieder, die ich einmal, während ich noch im Institut lebte, von einer bedeutenden Sängerin hörte, und welche durchgängig diese Wiederholung hatten. Text und Melodie sind wie aus einem Gusse.“

„Weil Beide mit einander entstanden“, antwortete ich beglückt. „Der Dichter war zugleich der Componist.“

„Das hab' ich mir auch gedacht!“, sagte sie. „Kennen Sie ihn?“

Ich erröthete.

„Ah, wohl Sie selbst! In der That, Sie können mehr, als Ihre Bescheidenheit zugestehen will und vereinigen alle schönen Künste in einer Person. Das ist sonst nicht eben wünschenswerth, da jede ihren eigenen Mann verlangt, — aber die Ballade gefällt mir.“

„So würden Sie mich vollends beglücken, wenn Sie zum Andenken —“

Digitized by Google

„Es scheint aber das Original zu sein“, sagte sie und ich darauf:

„Allerdings das Original. So wie Sie es sehen, entstand es heute auf dem Wege nach dem See im Eindrucke der Nixengeschichten Schmidt's und der Erscheinung —“

„Bertha's mit dem Plattfuße, wie Sie mir schon verbindlichst mitgetheilt haben“, fiel sie ein.

„Bitte, vielmehr der weißen Schwanenjungfrau—“ fing ich an, aber sie unterbrach mich wieder:

„Warum machen Sie mich nicht gleich zur Melusine oder geradezu zu einer Nixe?“

„Vielleicht sind sie es schon“, sagte ich etwas unübertegt. „Ich kenne ja eigentlich Ihr Geheimniß noch nicht.“

„Das ist auch gut, gut für uns Beide“, erwiderte sie jetzt mit anderem, kühlerem Ton. Dabei schlug sie die Augen nieder und ließ sie auf der Ballade haften als lese sie dieselbe nochmals mit Aufmerksamkeit durch. „Uebrigens dank' ich Ihnen für das Gedicht“, setzte sie noch hinzu, „und werde jede kritische Bemerkung unterdrücken, welche ich noch im Rückhalt habe.“

„Nein, mein verehrtes Fräulein“, bat ich jetzt, „thun Sie mir den einzigen Gefallen und ersparen Sie mir keine Rüge. Ich werde für jeden Fehler, auf den Sie mich aufmerksam machen wollen, Besserung geloben und Ihnen dankbar sein.“

„Nun, wenn das Ihr Ernst ist“, fuhr sie fort, „so darf ich Ihnen nicht verschweigen, daß mir die Schlußstrophe unnöthig und den Eindruck schwächend erscheint. Dann sprechen Sie vom goldnen Gelock der Nixe, und doch schreibt man solchen Wasserfeen sonst grüne Haare zu, wenn ich nicht irre.“

„Meine Fee hat immer goldene“, sprach ich mit einem Blicke auf ihr schönes Haar, in welchem sich meine Augen schon längst verstrickt hatten.

„Und hier“, äußerte sie weiter, ohne meine Bemerkung zu beachten, „hier geben Sie auch dem schwärmerischen Jüngling goldene Locken, obgleich dessen Haar mir dunkel erscheint. Die Dichter sollten sich in solchen Personalien, wenn sie einmal erwähnt werden, an die Wahrheit halten und mit dem Gold auch in Versen nicht so um sich werfen. Ebensowenig mit Empfindungen und Gefühlen spielen oder solche ausdrücken, die nicht wirklicher Ernst sind. Das Leben bietet so tiefe und bittere Leiden, so viele wirkliche Schmerzen, daß uns die eingebildeten und erfundenen kalt lassen, wenn nicht gar als Hohn erscheinen müssen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Aus den Tagen der Pariser Commune.

Von **Paul d'Abrest.**

(Fortsetzung.)

Solche Auftritte wiederholten sich den ganzen Nachmittag des 19. Sie waren, ausgenommen einige Ovationen, welche dem General Cremieux und einem andern, den man für Menotti Garibaldi hielt, dargebracht wurden, die einzigen Vorgänge, welche die Ruhe auf den Straßen einigermaßen störten. Der Abend brach herein ohne daß die Menge genau wußte, aus wem die Regierung bestand; denn die Proclamationen, welche auf allen Mauern klebten, waren von gänzlich unbekannten Namen unterschrieben; derjenige Assi's, des Leiters der Strikes im Creuzot, war der einzige, der nicht total in Dunkel gehüllt war. Man vermißte nicht ohne Erstaunen die Namen sämmtlicher bekannten Agitatoren, als Felix Phat, Delescluze, Rochefort ꝛc. Eine unbekannte Kraft mit unbekannten Hebeln hatte die Umwälzung zu Stande gebracht, man wußte nicht woher die Leute, welche dieselbe vollbracht hatten, kamen, man kümmerte sich kaum, wohin sie gingen.

Die französische Regierung stand in Versailles vollkommen machtlos, ohne Prestige und ohne Truppen, dafür aber rechneten die Furchtsamen, die am vergangenen Tage den Rothschrei des Ministers nicht gehört hatten, insgeheim auf eine Intervention der deutschen Truppen, welche um die Stadt lagerten, und fast Jeder theilte diese Ansicht.

Nur die Mitglieder des Centralcomité selbst waren in dieser Hinsicht vollständig beruhigt und als ich später Alard, einem der Hauptdictatoren des Tages gegenüber dieser Besorgniß Raum gab, schüttelte er den Kopf: „Glauben Sie nicht daran“, war die Antwort; „das rothe Gespenst ist abgenutzt, man braucht einen neuen Popanz, um den Leuten Schrecken einzujagen; es ist nur ein Wind, den man den Leuten vormacht, wir sind in dieser Hinsicht ruhig.“

* * *

Am selben Tage begann das Centralcomité sein später von der Commune fortgesetztes und derselben so arg vorgeworfenes Requisitionssystem einzuführen. Die originellste dieser Requisitionen war wohl jene einer Druckerei, um über Nacht eine Zeitung zu backen. Wie jedes Gouvernement, brauchte das Centralcomité, da es nun wohlbestallt war, ein officiöses Organ. Der gewandte Journalist *** erbot sich, das Blatt herauszugeben und versprach das erste Exemplar für nächsten Morgen um 6 Uhr früh.

Aber wie war das anzufangen? Ein paar Kameraden, die ihm mit der Feder beizustehen bereit waren, hatte er bald zusammengetrommelt, hingegen besaß er weder Papier noch Druckerei, noch weniger Geld um die Leute zu bezahlen und am wenigsten Credit. Er besann sich aber nicht lange, holte sich aus dem ersten besten Posten fünfzehn bis zwanzig Nationalgardisten und erschien in deren Begleitung um 11 Uhr Abends in der Druckerei der corporativen Gesellschaft in der Rue des Tanneurs. Der Ein- und Ausgang wurde mit einem Doppelposten besetzt und von den übrigen gefolgt erschien *** in der Druckerei.

„Ich wünsche den Factor zu sprechen.“

Dieser, der eine Verhaftung oder gar summarische Hinrichtung witterte, eilte kreideblich und erschrocken herbei.

„Ich wünsche“, sagte *** trocken, „daß Sie so gütig wären, mir bis morgenfrühe eine Zeitung zu drucken.“

Digitized by Google

„Aber um Gottes Willen", erwiederte der Factor, „das geht ja nicht, es ist elf Uhr und wir haben die Vérité zu setzen."

„Macht nichts, lassen Sie die Vérité bei Seite und setzen Sie meine Zeitung."

„Das geht nicht, ich bin durch Contract gebunden und ferner habe ich auch kein Papier.

„Nehmen Sie das Papier der Vérité. Uebrigens geht mich das Alles nichts an, hier (und er zeigte ein Papier vor) ist eine Requisition des Centralcomités, kraft welcher ihre Druckerei bis morgen früh zu meiner Verfügung steht."

„Aber es ist nicht möglich", sagte der verzweifelte Factor; „fragen Sie die Herren", und er zeigte auf die Arbeiter, welche vor dem Setzkasten beschäftigt waren.

„Nun denn", meinte der Requirent, „wenn es nicht gutwillig gehen will, so müssen wir andere Mittel gebrauchen."

Und auf einen Wink stellten sich die Gardisten Gewehr im Arm neben den Arbeitern auf.

„Ihr werdet darauf achten", fuhr *** fort, „daß die Herren die Arbeit, welche ich ihnen übergebe, genau setzen." Sprach's und ging in das kleine Glascabinet hinter der Druckerei und begann da eine Lobrede auf die Revolution zu schreiben, welche ein Nationalgardist den nunmehr gefügig gewordenen Setzern einhändigte; aber seine Kräfte und die eines Mitarbeiters, den er mitgebracht hatte, reichten nicht hin um ein Blatt vollzuschreiben und alle Augenblicke kam die Mahnung, daß man neues Manuscript gebrauche. Da kam *** auf den Gedanken, für die Redaction zu thun, was er für den Druck und für das Papier gethan! nämlich dieselbe zu requiriren. Gerade, wie um die Ausführung seines Projectes zu erleichtern, befanden sich zwei Redacteure eines bekannten Blattes in der Druckerei.

„Meine Herren", redete sie *** mit einer Höflichkeit an, die von Ironie nicht frei war, „ich habe in meiner Eigenschaft als Collége eine Bitte an Sie zu richten. — Ich muß bis morgen früh meine Zeitung fertig haben und es fehlen mir etwa vierbis fünfhundert Zeilen; ich kenne Ihre Gefälligkeit, Ihr Talent und ersuche Sie, mir diese Anzahl von Zeilen zu verfassen."

Verblüfft wiesen die Beiden dies Ansinnen zurück, schützten Müdigkeit, die vorgerückte Abendstunde ꝛc. vor, und machten geltend, daß sie ja nicht mit der Tendenz der Zeitung übereinstimmten.

„Oh! meine Herren, das schadet nichts, Sie sind gute Franzosen, machen Sie eine Philippika gegen die Preußen, oder etwas Unpolitisches für's Feuilleton oder eine Kunstkritik, ich brauche vierhundert Zeilen, gleichviel über welches Thema."

„Aber es gefällt uns nicht, um zwei Uhr Morgens zu schreiben; ich muß nach Hause", sagte einer von den Herren und wollte weg.

„Ihr wißt Eure Ordre!" rief der Unerbittliche der Wache zu: „Niemand heraus! Nun meine Herren", sagte er gegen seine „Collegen" gewendet, „da Sie mir die vierhundert Zeilen nicht willig liefern wollen, so bin ich so frei dieselben zu requiriren." Dabei wies er das Papier vor und gab den Nationalgardisten ein Zeichen, die die beiden Opfer, nicht ohne Drohungen umringten. Sie mußten schwitzen bis halb 5 Uhr und brachte Jeder seine zweihundert Zeilen, ich weiß nicht wie und worüber, zu Stande.

Einige Stunden später waren einige Tausend Exemplare der „Republique nouvelle", so hieß das requirirte Journal, aus der Presse und wurden in allen Stadttheilen feil geboten. (Forts. folgt.)

## Miscellen.

Adorf, 6. Febr. Von Sonntag auf Montag fand im hiesigen Schützenhause der übliche Schützenball statt. Um 10½ Uhr brach plötzlich Feuer aus. Der rasch verbreitete Feuerruf und die ebenso lebhaft sich entwickelnde wie schnell sichtbar werdende Feuersflamme machten die vergnügte Menge vollständig fopflos. Jedes Glied eines Menschenknäuels von circa 600 Personen suchte sich zuerst zu retten. Bald waren der ziemlich breite Ausgang, der Corridor, die Treppe und Hausflur vollständig verstopft und viele Unglückliche zu Boden getreten. Diejenigen, die sich glücklich hindurchgewunden, liefen halbgekleidet, ohne Kopfbedeckung, vollständig der theilweise abgerissen auf der Unglücksstätte umher, in der Aufregung die empfindliche Winterkälte nicht achtend. Mit Tagesgrauen constatirte man den Tod von sechs Personen, einem kräftigen Jungfrauen, einer Jungfrau welcher der Oberkörper vollständig breitgetreten worden ist, und 4 Frauen, von denen nur eine Ludersloh ist, während die andern je 3 oder 4 ganz unerzogene Kinder hinterlassen und zu den kräftigsten, frischesten Frauen der Stadt zählten. Am Beklagenswerthesten dabei bleibt, daß diese Unglücklichen das Opfer der Kopflosigkeit sind; denn die Lebensgefahr durchs Feuer entwickelte sich erst 2 Stunden nach Ausbruch desselben. Anfänglich brannte nur ein Nebengebäude, welches als Holz- und Kohlenremise diente. Aber leider konnte wegen mangelnden Wassers auch das Hauptgebäude nicht gerettet werden. Bis Morgens 5 Uhr erhielt sich die lebhafteste Feuersäule. Es konnte nur wenig gerettet werden, weil die Aufmerksamkeit der Menschen durch die Verunglückten gerichtet war und nothwendige Rettungsvorkehrungen für die in den oberen Räumen durch den Menschenknäuel Zurückgehaltenen getroffen werden mußten. Man lehnte schleunigst Leitern an und sing wohl auch in der Verzweiflung herabspringende Männer, Frauen und Jungfrauen ꝛc. auf, um sie vor starken Körperverletzungen zu schützen. Selbstverständlich sind außer den berichteten Todesfällen eine Menge kleinere Unglücksfälle zu beklagen. Die Ursache des Feuers konnte bis jetzt nicht festgestellt werden.

(Berliner Bauernfänger.) Die Frechheit, mit welcher die Bauernfänger ihr Handwerk ausführen, übersteigt alle Grenzen; freilich werden diese seinen Menschenkenner dabei auf's Stärkste von den Dummen unterstützt, welche selbst unter den Gebildeten nicht aussterben. Vor ein paar Tagen wurde in Berlin ein Superintendent nach einem Locale der Mohrenstraße verschleppt, wo ihm 3000 Thaler abgenommen wurden. Der Unverbesserliche stellte sich zu der von ihm geforderten Revanche pünktlich ein und verlor wieder 1000 Thaler, wollte aber von dem weiteren Geldvorrath nichts riskiren. Damit waren aber die Gauner noch nicht zufrieden; sie wußten Stand und Hotel des Geruptten; einzelne lauerten ihm auf der Straße auf und drückten ihm in der That noch 50 Thaler ab, unter dem Vorgeben, sie seien selbst Bestohlene und müßten Anzeige von dem Vorfall machen, möchten aber gegen eine Entschädigung des Superintendentenstandes wegen Abstand davon nehmen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 21. Speyer, Samstag, den 17. Februar 1872.

### * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.
Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Sie athmete tief auf und hatte nachgerade einen ernsten, einen sehr ernsten Ton angeschlagen. Und ich — ich war verletzt. Statt durch ihre Worte an den Heroismus gemahnt zu werden, mit welchem das schöne junge Wesen ihr eigenes Leid im schweigsamen Herzen verschloß, ohne damit vor mir zu liebäugeln; statt eine Ahnung des Entschlusses zu bekommen, der auf ihrem Gewissen lastete, während sie mir mit scheinbarer Gelassenheit und Gemüthsruhe Red' und Antwort gab, fühlte ich mich in meiner Eigenliebe gekränkt und gab dieser schwächlichen Empfindung auch Ausdruck.

„Sie üben herbere Kritik, als ich erwarten durfte. Sie urtheilen strenger als es der Jüngling um die Nixe verdient hat."

„Meinen Sie? Ich sprach meine eigene Meinung aus und nicht die der Nixe."

„Aber denken Sie doch einmal, Sie wären diese, was Sie ja vielleicht auch sind", versuchte ich nunmehr zu scherzen, indem ich ihr zutraulich unter die Augen sah. „Wie würde dann ihre Meinung lauten?"

„Wie in Ihrem Gedichte: Kehren Sie um und kümmern Sie sich nicht weiter um mich!" versetzte sie mit kühler Ruhe.

„Das wäre aber nicht rythmisch."

„Vielleicht um so aufrichtiger."

„Und ohne die Aussicht des Schlußverses auf freundlichen Empfang?"

„Dessen könnten Sie dereinst sicher sein, wenn Sie die Reise nicht scheuen wollten."

„Eine Reise? Wohin wollen Sie?"

„Dahin, wohin Sie mir doch nicht folgen können. Vergessen Sie nicht", setzte sie, mein Erstaunen beschwichtigend, rasch hinzu, „ich spreche jetzt in der Rolle der Nixe."

„Und wenn Sie als solche handeln wollten", sprach ich, mich zu ihr niederbeugend mit zärtlichem Blicke, „was würden Sie thun, meine Holde, wenn sich Ihnen ein warmes, liebendes Männerherz näherte?"

„Was die Saalnixe that. Ich würde den zudringlichen Jüngling am Schopfe nehmen und so lange untertauchen bis er abgekühlt wäre."

Ich erröthete stark. Das war eine deutliche, eine böse Abfertigung, die ich eben nicht mißverstehen konnte, mochte ich ihre Antwort erwägen und überlegen, so viel ich wollte. Ich schwieg längere Zeit in nicht geringer Verwirrung. Auch sie unterbrach die eingetretene Pause nicht, während Minna sorglos durch die Cajütenfenster auf das Wogen und Wallen des Sees hinaus schaute. Endlich hatte ich mich so weit gefaßt, um sagen zu können:

„Wenn Ihre Rolle solche Strenge und Grausamkeit fordert, gefallen Sie mir besser in Ihrem wahren Charakter. In diesem hoffte ich Sie zu treffen, — ich hätte sonst nicht gewagt, aus dem Anblick der schönen Natur, von welchem Sie sich zurückgezogen haben, herunter zu steigen, um Ihre Einsamkeit zu theilen."

„Wenn Sie zu Ihrem Verweilen hier unten keinen andern Grund haben," fing sie jetzt an, „so mögen Sie wissen, daß mir diese Einsamkeit zu lieb und wohlthätig ist, als daß ich sie noch mit Jemandem theilen möchte, den ich nicht hierzu berufen. — Sie fühlen sich gekränkt? Nein, nein, das dürfen Sie nicht!" Und sie hob dabei ihre Augen jetzt mit so freundlichem Ausdrucke zu mir auf, ihre Blicke enthielten eine so innige und aufrichtige Abbitte, daß alle Bitterkeit, welche ihre Worte in mir erregt hatten, wieder verschwand. „Sie dürfen nicht im Grolle von mir scheiden. Und wenn Ihre Miene noch so manche Frage enthält, so werden Sie bald Aufschluß auf fast jede erhalten. Bis dahin aber, mein junger Freund, leben Sie wohl!"

Damit hatte sie mir die Hand gereicht, die ich zu küssen wagte, ohne daß sie es verhindern konnte, worauf ich die Cajüte verließ, — nicht unbefriedigt. So herb sie mir mitgespielt hatte, so gaben mir doch wieder ihre freundlichen Abschiedsworte eine Hoffnung mit, die ich nähren und pflegen wollte. Noch hatte ich ja keine Ahnung davon, in welcher Weise der Aufschluß erfolgen sollte! Noch kannte ich ja die Bedeutung ihrer Worte, ihres letzten Blickes nicht.

Auf der Treppe oben stieß ich auf den jungen Herrn Strenhuber, der mir nicht etwa aus dem Wege ging, sondern sich mitten in denselben stellte, die Linke in die Brust steckte, mit dem Rohr in der Rechten sein neues, feines Beinkleid ausklopfte und mich mit einer martialischen Haltung fragte:

Digitized by Google

„Werden Sie mir einmal Auskunft darüber geben, mein Herr, warum Sie immer da zu finden sind, mein Herr, wo Sie nicht hingehören, mein Herr?“

„Ich glaube, Sie sind nicht recht geschei dt“, sagte ich, indem ich ihn von Kopf bis zu Fuß betrachtete.

„Sie werden sich der Dame nicht mehr aufdrängen, mein Herr?“

„Aus dem Wege!“ sagte ich jetzt mit großer Entschiedenheit, denn mein Zorn entflammte. „Haben Sie mir etwas mitzutheilen, so finden Sie bessere Gelegenheit, es ohne Aufsehen thun zu können, als hier am Bord. Auf Ihre Fragen werden Sie dann schon die gebührende Auskunft erhalten.“

„Gut, mein Herr, wir sind fertig, mein Herr!“

Und der junge Streuhuber entfernte sich, ganz zufrieden mit der Art, wie er sich in seine Rolle gefunden.

Unterdeß waren der Passagiere auf dem Schiffe noch weniger geworden. Ohne daß ich es merkte, war nämlich dasselbe in Tutzing angelangt und hatte verschiedene Leute da abgesetzt, während ich in der Cajüte im Gespräch mit dem schönen Wesen befangen war, dessen Bild mich nicht wieder verließ. Ueber die Planken schreitend, dachte ich schon nicht mehr an den Streuhuber, als ich auf Freund Müller stieß, der mit Schmidt plaudernd an der Brüstung des Vorderdecks stand und hinaus sah auf die Weite des Sees und das näher tretende Gebirg. Die breite Bucht des Karpfenwinkels rundet dort oberhalb Tutzing den Wasserspiegel in imposanter Weise ab, und wahrhaft prächtig taucht dann später hinter der weit vorspringenden grünen Landspitze, allmälig Schloß und Kirche von Bernried auf. Eben sprachen die Beiden von den unvergleichlichen Gruppen von mächtigen Buchen und Eichen im Parke daselbst als ich zu ihnen trat. Rasch wandte sich Müller zu mir.

„Nun“, sagte er, „bist Du endlich fortgeschickt worden? He? wie magst Du aber auch das arme Mädchen in seiner jetzigen Stimmung so sehr belästigen! Die hat jetzt andere Sorgen, als Deine Artigkeiten zu beantworten.“

„Weißt Du denn das so gewiß, daß ich sie belästige?“ fragte ich etwas gereizt.

„Allerdings weiß ich das. Und Du könntest es längst gemerkt haben, wenn Du ihr auch zeitweilig als gelegener Schild gegen den Andern dienst.“

„Nun, für den Anfang genug, ihr Schild zu sein“, sprach ich mit der Selbstgefälligkeit eines Gecken.

„Ei, was! Wenn ich unvermuthet und unbewaffnet überfallen werde, retirir' ich mich auch hinter einen alten Schubkarren.“

„Du warst früher witziger und nicht so grob, Müller!“ entgegnete ich jetzt mit Würde und fuhr mit Wärme fort: „Offen gesagt, Müller, ich verehre dieses Mädchen bis zum Wahnsinne und bin entschlossen, darnach zu handeln.“

„Du bist eben noch immer der alte Phantast, Fischer“, schalt jetzt Müller mit gerunzelter Stirne, „Du hast das Mädchen heut zum ersten Mal gesehen und hättest schon gute Lust, einen stattlichen Korb mit vom Schiffe zu nehmen. Ich hab' Dir schon gesagt, Bertha Birkmann ist nicht für Dich, und damit ich Dir nur einmal reinen Wein einschenke: ihr Herz hat längst gewählt.“

„Ach“, machte ich etwas geringschätzig, „diese alte Geschichte mit dem Adolf Born!“

„Eine alte Geschichte, ja, doch bleibt sie ewig neu! könntest Du hinzusetzen. Um Dir den Staar zu stechen, will ich sie Dir in Kürze erzählen. Adolf und Bertha waren von Kindheit an für einander bestimmt und wußten es nicht weiter. Der alte Born, einer unserer geachtetsten Mitbürger, führte seinen Commis Birkmann zur Selbständigkeit, Jedermann weiß das. Aber der alte Herr wurde kränklich, hatte Unglück, — und sein früherer Commis spekulirte gut. Auch kostete dem alten Born das Studium seines Sohnes, der auf die Universität gegangen war, viel Geld. Bertha, von je ein höchst geweckles und gescheidtes Mädchen, galt auf einem fremden Institut als die beste, begabteste Schülerin. Als sie einmal in der Heimath wieder zusammentrafen, da hatte die ganze Stadt ihre Lust an dem schönen Paare bei Tanz und Spiel und sonstigen kleinstädtischen Vergnügungen. Und diese heitere Liebenswürdigkeit des schönen Mädchens! Du hättest sie damals in ihrem Glücke sehen sollen, wenn sie an ihrem Adolf empor schaute! Aber, da brach das Unglück — ohne Schuld des alten Born — herein. Adolf mußte seine Studien lassen, um sich dem Geschäfte seines kranken Vaters zu widmen, konnte aber den völligen Fall seines Hauses nicht mehr aufhalten. Jetzt ging er vertrauensvoll zu Bertha's Vater. Aber — die Thorheiten seien jetzt vorüber, hieß es da; wie wolle er denn eine Frau erhalten, frage man, etwa mit Schulden machen u. s. w. Adolf erklärte, mit geringer Nachhilfe sei ihm das überall möglich, wenn nicht in der Heimath, so wandere er nach Amerika aus. Darauf sagte ihm der alte Birkmann, das könne er thun, aber seine Tochter solle er sich ein für allemal aus dem Kopfe schlagen. So, steht jetzt die Sache, und wie mir Bertha's Vater mitgetheilt hat, ist Adolf wirklich schon nach Amerika abgereist.

„Erlaube mir aber, lieber Müller“, fing ich jetzt an, „dieser Adolf scheint mir weder Deiner Theilnahme, noch der Liebe einer Bertha Birkmann würdig. Glaubst Du denn, daß ein Mädchen, wie sie, einen Mann noch achten kann, der, als echter Schwächling, beim ersten Widerstand seine Liebe aufgibt und davon läuft?“

„Rede mir nicht so vorschnell daher“, warf mir Müller entgegen. „Adolf Born ist ein ausgezeichneter junger Mann, und es wird sich bald genug zeigen, ob der Schwindel mit diesem Streuhuber oder gar Deine eigene Thorheit Berthas Treue zu erschüttern vermag! Sie wird sich keinen Bräutigam aufdrängen lassen.“

„Sie wird sich sperren, ja!“ fiel hier Schmidt ein, indem er näher trat. „Aber das Ende vom

Digitized by Google

Liebe ist: sie nimmt ihn und hat mit zweihunderttausend Thalern Muße genug, sich unglücklich zu fühlen. Man kennt das! Man hat ja seine Erfahrungen. Auch ich bin in Arcadien geboren, habe schon dreimal ewige Treue geschworen, und dreimal wurde sie mir gebrochen."

„Und sind Sie schon dreimal ewig treu geblieben, — Bedauernswerther" sagte Müller sarkastisch. Dann setzte er mit Ernst hinzu, indem er sich zuletzt an mich wandte: „Ihr kennt eben das Mädchen nicht! Nimm Freundestrath an, Fischer, und blamire Dich nicht."

Schmidt, der dreimal ewig Treue, meinte auch noch einen ernüchternden Trumpf darauf setzen zu müssen.

„Ich glaube selbst, Sie sollten sich mit unserer Nixe nicht zu tief einlassen. Sie wäre schön genug, um auch mir noch den alten Kopf zu verrücken."

„Es wird sich zu zeigen!" sprach ich vor mich hin, sah in die blaue Weite des Sees und des Gebirges hinein und schlenderte dann langsam und mit verdrossenem Trotz über die ganze Länge des leer gewordenen Verdecks, indem ich mir ihr Bild, die Freundlichkeit ihres Abschieds vergegenwärtigte, welche ein noch freundlicheres Wiedersehen hoffen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus den Tagen der Pariser Commune.

Von **Paul d'Abreß.**

(Fortsetzung.)

II.

Bei jeder Revolution, die in Paris ausbrach, spielte die Einnahme des Polizeiamts eine bedeutende Rolle.

Ganz natürlich, von hier aus konnte man alle Hebel in Bewegung setzen und die schwerfällige Maschinerie, welche über allen Gewalten stand, die politische Polizei, handhaben; hier lagen in grünen Cartons die Actenstücke aufgeschichtet, welche über alle Geheimnisse Aufschluß zu geben wußten und erlaubten, in das Leben eines jeden Menschen, der nur für einen Augenblick der Oeffentlichkeit angehört hat, forschende Blicke zu werfen. Wer Herr der Polizeipräfectur war, verfügte über Tausende von Existenzen und in Revolutionszeiten, wie diese, über eine unumschränkte Gewalt.

Hier in diesen Räumen konnte der Ehrgeizige die Herrschsucht in ihrer vollkommensten Form genießen und nirgends konnte die Lust nach Dictatur so anziehend, so verlockend wirken, als in solcher Gestalt.

Daher beeilten sich die Männer des Central-Comités am Morgen des 19. März, auch dieses Staatsgebäude zu besetzen, dort die rothe Fahne aufzupflanzen, die Pulte zu durchsuchen und das alte Personal durch getreue Anhänger der Partei zu besetzen.

Das Centralcomité und später die Commune hatte quantitativ mehrere Generäle, die zusammen aber als Qualität keinen General ausmachten, es fehlte ihr an einem leitenden Staatsmann . . . dafür aber besaß sie einen Polizisten von Profession, der sich von Gottes Gnaden erkoren glaubte, die Präfectur zu leiten, und der diesen Bestandtheil der Regierungsmaschine wie sein natürliches Erbe betrachtete, als er denselben in Besitz nahm. Der Polizist von Beruf und Geburt war Raoul Rigault. Dieser Name ist oft genannt worden und die Geschichte wird ihn öfter neben Herostratus nennen, es ist daher nicht indiscret, da wir Gelegenheit hatten, mehrmals mit dem Manne zusammen zu kommen, ihn näher zu bezeichnen.

Raoul Rigault war, als er in die Commune trat, kaum 25 Jahre alt. Trotzdem hatte der junge Mann eine ziemlich bewegte Carrière zurückgelegt.

Als Student der Medicin war er bei allen Manifestationen, nächtlichen Balgereien, Aufläufen ꝛc. des lateinischen Viertels betheiligt und lebte in fast beständigem Conflict mit der Polizei. Dem Comissär des Quartiers, dem Untersuchungsrichter und den Gefängnißwärter in Mazas und der Conciergerie war er zuletzt eine bekannte Persönlichkeit und verkehrte mit denselben auf einigermaßen vertraulichem Fuße, d. h. wenn er diesen vorgeführt wurde, amüsirte er sich damit, sie anzureden, ungefähr wie ein Stammgast den Wirth der Kneipe, wo er gewöhnlich einzusprechen pflegt; die Magistratspersonen hatten sich an diese Weise gewöhnt und es war ausgemachte Sache, daß die Verhöre mit Raoul Rigault in vertraulichem, ironisirendem Tone geführt wurden.

Raoul Rigault vermied keine Gelegenheit, dem Untersuchungsrichter oder irgend einer Gerichtsperson, mit welcher er eben zu schaffen hatte, die Aussicht zu eröffnen, daß, wenn er einmal an's Ruder käme, von ihm keine Schonung zu erwarten wäre.

Dieser Gedanke, die Polizei zu leiten und über die Freiheit und das Leben seiner Mitbürger zu verfügen, war bei dem jungen Mann zur fixen Idee geworden. Er liebte und lebte nur für Polizei, er hatte ganz genau die Organisation der „geheimen" studirt und konnte alle Polizisten und Sergeants de Ville beim Namen nennen.

Eines Tages befand ich mich zufällig in seiner Gesellschaft und begleitete ihn während dreiviertel Stunden Weges; bei jeder Straßenecke wußte er mir den Namen des wachehabenden Sergeant de Ville anzugeben und irgend eine von diesem vollbrachte Heldenthat zu erzählen, wobei er absichtlich so laut sprach, daß jedesmal der also Bezeichnete alles Gesagte hören konnte und sich ganz betroffen umdrehte.

Ich erinnere mich noch eines baumstarken, riesengroßen Sergeant de Ville, der an der Ecke der Rue Drouot und des Boulevards des Italiens postirt war; Den Schnauz- und Knebelbart sorgfältig gewichst, den Dreimaster kokett auf der rechten Seite, die sauber geputzte Uniform mit ein Paar Medaillen geschmückt, eine Rose im Knopfloch, stolzirte der Mensch umher, als gehöre das Pflaster ihm, und maß alle Vorübergehenden mit verächtlichem, selbstbewußten Blicke.

„Sehen Sie diesen an", sagte Raoul Rigault, „er heißt R***; im Jahre 1861 bekam er bei einer

Digitized by Google

Rauferei in der Rue de Sarbonne Prügel, ein Jahr darauf arretirte er meinen Freund. Im Concurs hat er die Medaille erhalten." Der stolze Sergeant drehte sich um und sah höchst erschrocken aus; Raoul Rigault, der eben das gesagt hatte, kniff den Zwicker in die Augen und entfernte sich gravitätisch mit einer leisen Handbewegung. Und so wußte er über alle dienstbaren Geister der Präfectur mit einer kleinen biographischen Notiz aufzuwarten.

Das Wort filer (spinnen) hat im polizeilichen Lexicon eine eigenthümliche Bedeutung. Will die Behörde aus irgend einem Grunde eine verdächtige Person nicht aus dem Auge lassen, dann gibt sie einem geheimen Agenten den Auftrag, den Mann zu „spinnen", d. h. überall Tag und Nacht zu folgen wohin er geht; an der Hausthüre zu warten, wenn er irgendwo einen Besuch macht, ihm in's Kaffehaus, in's Gasthaus, in den Omnibus, in's Theater, in jedes öffentliche Local nachzugehen ꝛc., kurz, ihn nicht aus dem Gesicht zu lassen.

Unter dem Kaiserreich wurde in dieser „Spinnkunst" Großartiges geleistet und die Agenten hatten vollauf zu thun; denn jede irgendwie anrüchige Persönlichkeit wurde derart gesponnen, besonders wenn es ein Fremder war, der sich auf einige Zeit nach Paris begab. Abends wußte der Präfect genau, wo Jener gefrühstückt, wo er zu Mittag gegessen, wo er seine Cigarren gekauft ꝛc.

Raoul Rigault amüsirte sich tagelang, diese „Spinner" zu „spinnen" und er freute sich ungemein, Abends im Freundeskreise zu erzählen, wie dieser oder jener Agent seinen Tag zugebracht hatte.

Manchmal trieb er den Spaß so weit, dem Polizeipräfecten Berichte über das Treiben seiner Agenten einzuschicken. Diese Vorliebe für das Polizistenhandwerk hatte Raoul Rigault den Spitznamen »le Procureur-Syndic« eingetragen: so hieß nämlich während der Commune von 1793 der öffentliche Ankläger und Chef der Polizei.

Im ganzen lateinischen Viertel und in den demokratischen Cirkeln war Rigault unter diesem Namen bekannt; aber die Wenigsten von Denen, die ihm denselben beilegten, ließen sich träumen, daß er binnen so kurzer Frist zu dem Namen auch die Stelle innehaben würde. Rigault seinerseits zweifelte nie daran und begann sein Handwerk in partibus.

(Fortsetzung folgt.)

## * III. Pfälzische Industrie-Ausstellung.

Plan zur Verloosung von Gegenständen der III. pfälzischen Gewerbe- und Industrie-Ausstellung zu Kaiserslautern im Spätsommer 1872.

§ 1. Der Preis eines Looses beträgt 36 kr.

§ 2. Zu den Loosen wird gelbes Papier verwendet; sie enthalten die Hauptbestimmungen des Verloosungsplanes und sind mit dem Stempel des Gewerbevereines zu Kaiserslautern versehen.

§ 3. Es werden 25,000 Loose ausgegeben. Sind dieselben vor deren Schluß der Ausstellung abgesetzt, und ist weitere Nachfrage darnach, so kann durch Beschluß des Centralcomite's deren Zahl noch vermehrt werden.

§ 4. Der Verschleiß der 25,000 Loose wird einem vom Centralcomite genehmigten General-Agenten übertragen. Derselbe erhält für dieses Geschäft 15 Procent vom Reinerlöse; dafür übernimmt er die Verpflichtung, die Loose abzusetzen und bietet dem Central-Comite eine entsprechende, contractlich festgesetzte Garantie. Für weiteren Absatz von Loosen über die Zahl von 25,000 wird mit dem betr. Unternehmer ein neuer Vertrag abgeschlossen.

§ 5. Der Erlös aus den verkauften Loosen wird in folgender Weise verwendet: a) 70 % zum Ankaufe von Gewinnsten; b) 30 % zur Bestreitung der durch die Verloosung und die Ausstellung verursachten Kosten incl. der Provision für den Verkauf der Loose.

§ 6. Zur Verloosung werden nur Ausstellungsgegenstände angekauft. Die Auswahl derselben geschieht laut § 14 des Ausstellungsprogrammes durch das Centralcomite, und soll hiebei hauptsächlich auf Nützlichkeit und Brauchbarkeit der Gegenstände gesehen werden. Der Werth des höchsten Gewinnsten soll mindestens 500 fl. und der des niedersten 2 fl. betragen.

§ 7. Die öffentliche Verloosung findet am Schlußtage der Ausstellung, gegen Ende September, unter der Controle eines k. Verwaltungsbeamten statt. Zeit und Ort der Vornahme der Verloosung wird zuvor in öffentlichen Blättern bekannt gemacht. Die Ziehungsliste wird dreifach nachgeschrieben, nach Beendigung der Verloosung durch den Druck vervielfältigt und außerdem noch folgenden Tagesblättern als Beilage angefügt: Der „Pfälzer Zeitung", dem „Pfälzischen Kurier", der „Kaiserslauterer Zeitung", der „Pfälzischen Volkszeitung" und der „Westrichen Post".

§ 8. Die Zustellung der Gewinnste geschieht gegen Präsentation der Originallose und auf Rechnung und Gefahr des Empfängers durch die Verloosungs-Commission des Central-Comites.

§ 9. Gewinnste, auf welche drei Monate nach der Verloosung noch kein gültiger Anspruch erhoben worden ist, werden, nachdem die betreffenden Nummern in obengenannten Blättern nochmals bekannt gemacht worden sind, nach Umfluß eines weiteren Monates zum Besten der Ausstellungskasse versteigert.

§ 10. Da von den Loosen für die in Folge des deutsch-französischen Krieges vertagte III. Pfälzische Industrie-Ausstellung schon viele abgesetzt sind und der Druck von neuen nur Verwirrung hervorrufen würde, so behalten die älteren Loose vom Jahre 1870 ihre Giltigkeit für die Verloosung im Jahre 1872, ohne daß irgend eine Aenderung daran vorgenommen würde.

## Miscellen.

Frankfurt a. M., 8. Febr. Auf seiner jüngsten Durchreise hat der österreichische Schiffslieutenant Weyprecht dem hiesigen Verein für Geographie und Statistik, welcher seine vorjährige Expedition unterstützt hat, Mittheilungen gemacht über die in Ausrüstung begriffene neue Polar-Expedition. In Bremerhaven wird gegenwärtig das Schiff erbaut, welches unter österreichischer Flagge fahren und den Namen „Tegetthoff" führen soll. Seine Bemannung wird aus 24 Personen bestehen, nämlich außer Weyprecht und dem österreichischen Oberlieutenant Payer noch zwei See-Offiziere, einem Arzte, der zugleich Zoolog ist, einem Harpunier, der in Norwegen angeworben werden soll, 2 Tyroler Gletscherführern, 11 dalmatischen Matrosen, Heizer, Maschinenmeister, Koch ꝛc. Das Schiff soll auf 3 Jahre verproviantirt werden. Die Reise ist auf drei Sommer und zwei Winter berechnet. Im dritten Sommer soll versucht werden, Ukrangels Land zu erforschen und durch die Beringstraße den Rückweg zu nehmen. (H. N.-Z.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 22. Speyer, Dienstag, den 20. Februar 1872.


### * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.
Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

#### Achtes Capitel.

Noch lebhaft erinnere ich mich der zwiespältigen Empfindung und der Unruhe, welche mich überkommen hatte, als ich auf dem Verdecke harren mußte, während das schöne Mädchen für mich unsichtbar unten verweilte. Auch hatten mir die Freunde mit ihren Einreden wehe gethan. So suchte ich die Einsamkeit, um mich süßen Hoffnungen hingeben, ihr holdes Bild mir ungestört vor die Seele zaubern zu können, so lange es meinen Augen entzogen blieb. Vielleicht dachte sie in ihrer Zurückgezogenheit auch meiner! Vielleicht! Wie machte mich schon der Gedanke glücklich! Wie lustig und farbenprächtig flogen wieder die Seifenblasen meiner Phantasie vom Schiffsgeländer über den See hin in die blaue Sommerluft!

So war ich ohne jede Ahnung dessen, was ihren Sinn im nämlichen Augenblick wirklich beschäftigte. Aber die Selbsttäuschung stellte mich nicht lange zufrieden. Meine wachen Träume stillten die warme Sehnsucht meines Herzens nicht und wollten mir kein rechtes Genügen in die ruhelose Seele bringen, die allmälig nur noch zwischen Bänglichkeit und Verdrossenheit schwankte.

Hier oben war es unterdessen recht langweilig geworden. Müller war seit der Begegnung mit der Familie Birkmann ganz umgewandelt, ernst, verstimmt, ja trübe, weil beständig an vernichtete Hoffnungen erinnert, die sich an eine der Töchter geknüpft hatten. Schmidt, der erst am Südende des Sees aussteigen und durch das grüne Vorland den Alpen entgegen wandern wollte, hatte sich in ein Glas Bier vertieft und in die Augen eines Stücks zähen Käses versenkt. Herr Birkmann aber saß, dem jungen Streuhuber zutrinkend, mit den Seinigen an einem Tische mit entkorkten Flaschen und gefüllten Gläsern in bester Laune. Mich selbst konnte der Anblick der Landschaft nicht länger fesseln oder zerstreuen, da ohnehin der obere See gegen die untere Hälfte unbelebt und verlassen erscheint.

Eben bog das Schiff um die Landspitze, welche die Bucht des Karpfenwinkels abschließt, als die kleine Minna mit verweinten Augen daher kam und sich der Mutter anschmiegte. Auf die Frage nach Bertha theilte sie mit, daß sie von derselben unter heißen Küssen und Thränen herauf geschickt worden sei, da die Schwester in der Cajüte nunmehr ganz allein sei und schlafen wolle. Der Großhändler zupfte seine Frau am Rocke und ließ sich erzählen, was es gebe; als er es vernommen, nahm er seine pfiffigste und zufriedenste Miene an, um seiner Ehehälfte laut genug, daß es fast alle Andern hören konnten, zuzuflüstern:

„So! So! Geweint hat sie. Nun, sieh, Alte, daß sie mürbe wird, — ich habe ja wieder Recht. Solch' ein Thränenregen ist gar fruchtbares Wetter! Auch Bella hat damals Zähren vergossen, weißt Du noch! — Stoßen wir an, stoßen wir an, meine Lieben! Auf eine fröhliche Zukunft!"

Die Gläser klangen zusammen, Herr Birkmann trank, schmatzte vergnüglich mit den Lippen und rieb sich dann unwillkürlich die Hände, wie bei der Aussicht auf das Gelingen eines ganz vortheilhaften Geschäftes.

Mittlerweile legte das Dampfschiff bei Berrried an. Wenige Passagiere verließen das Schiff, mehrere stiegen ein, welche den großartigen Schloßpark besucht hatten und nun mit dem Dampfer nach Starnberg zurück wollten. Ich sah nach dem Schlosse und seiner Kirche hinüber und bewunderte den Besitz an so bevorzugter Lage. Und wieder durchstrich der Dampfer den See, um nun vollends dessen südliches Ende zu erreichen. Schon lag Seeshaupt in Sicht, als der junge Streuhuber mit weinfunkelnden Augen an mich herantrat und mit nicht geringer Impertinenz begann:

„Es ist Ihnen doch klar geworden, mein Herr, daß ich Sie vorhin gefordert habe, mein Herr!"

„Pressirt es, so kann ich Ihnen gleich den Hals brechen", sprach ich jetzt aufflammend.

„Ich wollte Sie nur erinnern, mein Herr, damit die Sache nicht in Vergessenheit gerathe, mein Herr!"

Damit drehte er sich auf der Ferse um.

Ich war noch ungewiß, ob ich dem Unverschämten nicht nachfolgen und ihn beim Kragen fassen

Digitized by Google

solle, als Müller herankam und mich fragte, was ich denn mit dem Menschen habe. Als ich ihm nun mit dem Ersuchen, mein Secundant zu sein, die Herausforderung kund gab, sah er mich eine Weile unverwandt an.

„Herr Gott, welcher Unsinn!“ rief er dann aus, „Was werde ich noch Alles auf dieser Nußschale von einem Dampfschiffe erleben! Du machst mir Freude, Du! Uebrigens hat die Sache noch bis morgen Zeit, und über Nacht kommt Rath. Laß einmal über vernünftige Dinge mit Dir reden und sage mir ernstlich: wie hast Du seither Dein Leben verbracht, was hast Du vor, wie steht's mit Deiner Zukunft?“

Damit hatte er seinen Arm in den meinigen gelegt, und wir schlenderten selbander über das Verdeck, indeß ich ihm über meine unnatürliche Arbeitsunlust und meinen Gemüthszustand dabei berichtete, während jetzt, wo mein Leben einen Zweck gewinnen könnte, auch der feste Wille und die rechte Ausdauer mit einem entscheidenden Entschlusse kommen müsse. Ich vertraute ihm an, daß gerade Bertha hierüber zu mir gesprochen hatte und mir frischen Muth eingeflößt habe. Ernstlich drückte ich ihm den Willen aus, Bertha's Neigung zu gewinnen und sie glücklich zu machen. Meine Mutter werde eine so schöne und liebenswürdige Schwiegertochter mit Freuden begrüßen und sicherlich schon jetzt dem verfolgten Mädchen ein freundliches Asyl bei sich gewähren.

Müller hatte sich Mühe gegeben, mich mit Ernst und Geduld anzuhören. Als ich endlich fertig war und tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben glaubte, gab er mir die Erklärung, daß er nun erst einsehe, wie nöthig seine Anwesenheit hier sei, um mich von einem falschen und lächerlichen Schritte abzuhalten. Was mir Bertha gesagt, sei sehr richtig und ich möge es mir hinter die Ohren schreiben; meine trügerischen Hoffnungen jedoch solle ich schon im Keime ersticken, wenn ich mir einen großen Schmerz ersparen wolle. Natürlich nahm ich jedoch in meiner Leidenschaft seine Abmahnungen übel und entgegnete so, daß er mich endlich ungehalten verließ und an seinen Platz zurück kehrte, ohne sich noch einmal nach mir umzusehen.

Unterdessen hatte der Dampfer schon in Seeshaupt gelandet, wo nicht nur die originellen Gestalten der Floßknechte, sondern auch Freund Schmidt und Andere ausstiegen, während das Schiff dagegen eine größere Anzahl Passagiere aufnahm, welche aus dem Gebirge zurückkamen. Es waren auch einige entfernte Bekannte darunter, um welche ich mich jedoch in meiner jetzigen Gemüthsstimmung wenig kümmerte. Denn nur ein Gedanke erfüllte mich noch, der an Bertha, — nur eine Erwartung regte mich noch auf, die ihres Auftauchens aus der Cajüte, wo sie ohnehin nicht lange mehr verweilen konnte. Denn das Schiff hatte sich wieder ziemlich mit Fremden gefüllt und jeden Augenblick konnte Jemand hinunter steigen.

So erwartete ich ihr Wiedererscheinen und den Aufschluß, den sie mir in Aussicht gestellt, mit Spannung und in der Absicht, meine ferneren Schritte darnach einzurichten, wie sie eben dem Triebe meiner Leidenschaft entsprachen.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus den Tagen der Pariser Commune.

Von **Paul d'Abrest.**

(Fortsetzung.)

Rigault führte ein „schwarzes Buch“, in welches er alle „Reactionäre“ eintrug, d. h. alle jene Personen seiner Bekanntschaft, welche sich der Secte der sogenannten „Hebertistes“ nicht anschließen wollten. Diese Secte, welcher man das Wiederaufleben des Schlagwortes »La Commune de Paris« verdankte, hatte es sich zur Aufgabe gestellt, die grausamsten und blutdürstigsten Gestalten der ersten Revolution, Hebert, Chaumette ꝛc. zu rehabilitiren. Ihnen galten Robespierre und Danton als Reactionäre und Verräther; die wahren Träger der Revolutionsidee waren die Männer der (ersten) Commune, d. h. die Anhänger des Atheismus als Staatsreligion und des Babeufschen Socialismus. Diese Gruppe, welche später eine solche Rolle spielen sollte, bestand nicht, wie man es glauben konnte, aus rohen ungebildeten Kräften, sondern aus talentvollen, wißbegierigen und sogar gelehrten jungen Leuten, der Blüthe der studirenden Jugend. Inmitten dieser Gruppe war Rigault der Eifrigste und vielleicht der Aufrichtigste, mit dem „schwarzen Buche“ war es ihm vollkommen Ernst und als er später Herr wurde, da consultirte er es, um seine Proscriptionslisten zu verfertigen.

Als die Revolution vom 4. September ausbrach, da installirte sich Rigault auf der Polizeipräfectur, spielte jedoch nur eine untergeordnete Rolle und durfte sich überhaupt wenig mit Politik befassen; er wurde als Centralcommissär, so lautete sein officieller Titel, beauftragt, die Sträflinge, Vagabunden und sonstiges Gelichter, dessen Anwesenheit in der belagerten Stadt höchst gefährlich hätte werden können, zu entfernen. Man mußt anerkennen, daß er sich dieser Aufgabe mit dem allergrößten Geschick entledigte. Hier bewährte er sein polizeiliches Genie und seinen Bemühungen verdankte größtentheils Paris die innere Sicherheit während der Belagerung.

Nach dem 31. October, da er in die Bewegung verwickelt war, mußte Raoul Rigault seine untergeordnete Stellung aufgeben; aber dafür hat er am 18. März glänzende Revanche genommen.

Die nunmehr abgebrannte Polizeipräfectur war zu ihren Lebzeiten ein sonderbarer Bau. Das alte morsche Gebäude der Rue de Jerusalem mit seinen verschwärzten Mauern, welche seit Jahrzehnten durch riesige Stützen vor dem Einfall bewahrt werden mußten, war mit den seit kurzer Zeit vollendeten Prachtbauten des Cassationshofes vereinigt worden oder besser gesagt, zusammengeflickt.

Beide Bauten boten das Bild des desperatesten

Digitized by Google

Gegensatzes. Hier die niedrigen Thüren, vergitterten Fenster, engen Gänge, hölzernen Treppen und ein wenig weiter die hohe Einfahrt, die offenen Fenster, gewölbten Gänge und prachtvollen Salons. In dieses sonderbare architektonische Durcheinander gelangte man durch die mit einer geschmacklosen Büste gezierte, oder besser gesagt verunzierte Place de Harlay. Nationalgardisten hielten den Platz inne und es bedurfte einiger Formalitäten, bevor sie sich entschlossen, die Passage freizugeben; vor der Thür standen eine Anzahl Bittender beiden Geschlechts die um Einlaß nachsuchten, aber er wurde nur wenigen gewährt. War die Außenpforte überschritten, mußte sich der Besucher beim befehlhabenden Hauptmann der Wache legitimiren, was nicht so leicht ging, da sich jeder Gardist ins Gespräch mengte und am Verhör theilnehmen wollte.

Um die Angaben zu controliren, gibt der Hauptmann uns überdieß noch einen Gardisten als Führer und Aufseher bei; dieser führt uns wenigstens eine gute halbe Stunde durch ein Gewirr von Gängen, einige Treppen hinauf, einige herunter, wir folgten ihm gefügig, bis er endlich von einem seiner Kameraden, die zahllos am Boden herumlungern, erfährt, wo das Cabinet Raoul Rigault's sich befinde.

Dieser hatte es sich in den kleinen Appartements des Herrn Pietri (Polizeipräfect unter dem Kaiserreiche) bequem gemacht; ein größerer Salon diente als Empfangszimmer. In jeder Fensterecke war ein sehr reich ausgestatteter Secretär und in der Mitte des Saales ein goldverzierter Tisch mit Acten, Papieren und Schriften aller Art überladen; an diesem Tische saß Raoul Rigault, den unvermeidlichen Zwicker im Auge, sich den hellbraunen Bart streichelnd, noch nicht elegant und correct gekleidet, wie er einige Tage später einherging, sondern im gewöhnlichen Alltagsrock, schwarzem Gilet, dessen Kürze das Hemd und die rothe Schärpe die er um die Lenden trug, hervorblicken ließ. Im Salon befanden sich außer dem neuen Präfecten einige gute Freunde, welche Posten und Stellen suchten. Ein Nationalgardist in Uniform versah den Dienst als Thürsteher und annoncirte die Visiten; unter letzteren gab es viele unfreiwillige. So wurde gerade, als wir eintraten, ein alter Herr mit sehr ehrwürdigem Aussehen hereingeführt, er hatte einen kleinen Knaben an der Hand und dieser weinte.

„Da ist so ein Bonapartist", schrie ein Nationalgardist, welcher Beide begleitete, „er hat auf die Nationalgarde geschimpft, ich habe ihn gehört."

„Sie irren sich, mein Freund", erwiderte der Arretirte mit leiser Stimme, aber in entschiedenem Tone, „man hat mich in einer Zusammenrottung gestoßen."

„Was hat so ein alter Mann wie Sie aber bei Zusammenrottungen zu thun? Für dieses Mal merke ich mir bloß Ihr Gesicht, aber wehe Ihnen, wenn ich Sie wiedersehe!"

„Man hat keinen Augenblick Ruhe", meinte Rigault, als der Alte und das Kind draußen waren, „die Leute machen sich ein Vergnügen daraus, sich einsperren zu lassen . . . Na, ich kann ihnen aufwarten", und er zeigte ein Bündel Verhaftsbefehle.

„Wie viele sind es im Ganzen?" fragte er einen der jungen Leute, die um ihn herum plauderten.

„Zweihundertundfünfzig."

„Gehe geschwind in die Druckerei, man soll noch etliche hundert nachdrucken, die werden kaum bis morgen ausreichen."

Mein Begleiter näherte sich nun Raoul Rigault.

„Wie geht es?"

„Gut", antwortete der Proconsul, „sehr gut", und rieb sich die Hände, „ich arretire; ich arretire besonders die Pfaffen und Schwestern, die müssen wir sehen."

In diesem Augenblick trat aus dem kleinen Boudoir, in welchem Herr Pietri seine geheimen Agenten und Agentinnen zu empfangen pflegte, ein hübscher junger Mann mit Vollbart, in einer reichbordirten Uniform. Es war der „Obrist" Duval, welcher als Militärdelegirter auf der Präfectur fungirte und der einige Tage später beim Ausfall der Communisten gegen Versailles gefangen und erschossen wurde.

„Du, Oberst", sagte Raoul Rigault zu ihm, „ich lasse die Klosterschwestern nach St. Lazare bringen." (St. Lazare ist das Gefängniß für leichtfertige Dirnen.) Diese im natürlichsten Tone der Welt gestellte Frage befremdete selbst die Umstehenden und der Oberst Duval zuckte die Achseln.

„Also nicht nach Saint Lazare", fuhr Raoul Rigault kaltblütig fort, „gut, so schicke man sie einfach nach der Conciergerie." Und er schrieb mit Bleistift die bezügliche Ordre.

Auf solche Weise wurde zu diesen Zeiten die persönliche Freiheit geachtet.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Ermordung der Dominikaner von Arceuil.

Vor dem 6. Kriegsgerichte von Versailles begannen am 8. d. die Verhandlungen gegen die Mörder der Dominikaner von Arceuil. Angeklagt sind 14 Personen, darunter der gefürchtete Serizier, ein Gerbers seines Zeichens und unter der Commune Oberst der aus den gefährlichsten Elementen der Bevölkerung zusammengesetzten 13. Legion; Boin, genannt Bobèche, der rechte Arm Serizier's, ein Mann, welcher seinen sechsjährigen Sohn an seiner Seite hatte, als er den Dominikanern an der Thür ihres Gefängnisses auflauerte, um sie, einen nach dem andern, zu erschießen; Lucipia, Gambette, Buffo und seine Frau, die an dem Blutbade einen nicht minder thätigen Antheil hatten. Der Anklageschrift entnehmen wir über diesen mit raffinirter Bosheit ausgeführten Massenmord nur Folgendes:

Die aus ihrer Schule in Arceuil mit ihren Dienern und Krankenwärtern fortgeführten Mönche wurden am 24. Mai, als die siegreiche Armee immer bedeutendere Fortschritte machte, nach dem am Boulevard d'Italie gelegenen Disciplinargefängniß des 9. Sectors geführt. Von hier aus organisirte Serizier einen verzweifelten Widerstand. Auf ein von der Barrikade der Rue du Champ-de-l'Alouette gegebenes Zeichen steckte er die Gebäude der Gobelins-Manufaktur in Brand. Um ein Uhr erschien in seinem Namen Boin, sein Helfersheller, in dem Gefängniß und verlangte die Auslieferung der „Piaffen" (calotins) an ein Peloton des 101. Bataillons, welches er mitbrachte. Der Gefangenwärter Bertrant verlangte einen schriftlichen Befehl. Nun, so setzen Sie ihn selbst auf, sagte Boin, und ich werde ihn unterschreiben. Als Dieß geschehen, rief Boin den Geistlichen zu: „Macht Euch auf, Ihr Piaffen.

Digitized by Google

vorwärts zur Barrikade!“ Die Dominikaner gehorchten und folgten Vorn bis an das Gefängnißthor, von wo sie schon gewahr wurden, daß Sergier mit einem Peloton draußen ihrer harrte. Da sagte Pater Cotherault zu Vorn: „Wir sind keine Soldaten, sondern Krankenwärter und vollkommen bereit, Eure Todten und Verwundeten aufzuheben.“ Man ging vorerst darauf ein und führte die Gefangenen um 2½ Uhr wieder in die Haft zurück. Diese haben aber wohl, daß ihre letzte Stunde nahe sei, beteten und beichteten unter einander. Um 4 Uhr marschirten Vorn und Neue unter rufen und durch ein Spalier von Leuten des 101. Bataillons, unter denen sie zwei als Föderirte gefleidete Weibspersonen bemerkten, an das Gefängnißthor geführt. „Gebt Einer nach dem Andern hinaus“, rief man ihnen zu, „und seht, wie Ihr Euch retten könnt“. Sie gehorchten und werden beim Heraustreten von einem wohlgezielten Gewehrfeuer, einem wahren Kugelhagel empfangen. Zehn Nu waren 13 zu Boden gestreckt, 6 Dominikaner und 7 Dienstboten und Ambulandnenet der Anstalt von Arceuil. Einige Andere entkamen und dienen jetzt als Hauptzeugen. Sergier, welcher dem Blutbade selbst beigewohnt, trat darauf in das Gefängniß ein und schickte sich eben an, eine neue Hekatombe von gefangenen Gendarmen und Stadtsergeanten auszuheben, als man ihm meldet, daß das Haus von den Versaillern umzingelt sei. Auf diese Nachricht läßt er Alles, auch seine Begleiter, im Stich und entflieht. Einer seiner eigenen Leute legte auf ihn an, als er in der Avenue d'Italie verschwand. Wenige Augenblicke darauf hatte das 113. Linienregiment das Gefängniß besetzt.

## Miscellen.

∞ Speyer, 14. Febr. Die ehrende Anerkennung, welche die Dichtung des Subrectors C. W. W. Stolz in Primasens, die Lipsia-Parisiade, (Kliebenberger'scher Verlag zu Speyer) unlängst von Seiten des deutschen Kaisers gefunden hat, rechtfertigt es schon allein, wenn die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes auf dies Ergebniß edel verwendeter Muse hingewendet wird. Haben die großen Ereignisse von 1870 und 1871 von selbst dazu gedrängt, Wort und Bild in reichster Fülle zu ihrer Verherrlichung zu erwecken und aufzurufen, und sind dieselben auch das engste verflochten mit dem Ruhme der Völkerschlacht bei Leipzig und ihren tiefgreifenden Ursachen und Folgen, so ist gewiß eine Dichtung, die an die früher vollendete Schilderung der Befreiungskämpfe die reife Frucht derselben, die Erneuerung der Kaiserwürde mit allen damit verknüpften Großthaten, reiht und befingt, dazu angethan, Anklang und Beifall im deutschen Herzen zu finden. Die Größe des Inhalts und die Reinheit des vaterländischen Geistes, der sie durchweht, wirken hiebei so mächtig, daß unerhebliche Mängel der Form ganz in den Hintergrund treten. Diese Wirkung erscheint um so zweifelloser, weil der Verfasser mit Geschick und Gewandtheit auch sonstige große Erinnerungen der Geschichte und anmuthige Blüthen der Sage einzuflechten versteht. Dieser weitreichende Blick verleiht auch einer andern Dichtung des Verfassers, der Ottoniade, welche die Erhebung Griechenlands mit dem Ruhme unseres erhabenen Königshauses verbindet, besonderen Werth und Reiz; Beziehungen auf die Geistesschätze und Kunstschöpfungen aller Jahrhunderte sind als reicher Schmuck in die Erzählung eingeflochten und bieten reiche Belehrung dem jüngeren Geschlechte, angenehmen Wechsel dem in der Geschichte bewanderten Manne. Somit seien diese Leistungen pfälzischer Muse Jung und Alt auf das freundlichste empfohlen.

London, 14. Febr. Für England ist der heutige Tag ein sehr bemerkenswerther; nicht wegen des Aschermittwochs, welcher in diesem Jahre zufällig auf den 14. Febr. fällt, und sich nicht bloß durch das Geschlossensein der Theater und Tanzlocale kennzeichnet, sondern des St. Valentin-Festes wegen. Der hl. Valentin ist nämlich Schutzpatron der Liebenden, der Genannten und Ungenannten, und an seinem Feste leuchen die Briefträger unter der Wucht geschriebener, gedruckter und gemalter Stoßseufzer, welche ihnen zur Beförderung übergeben worden sind; besonders Postexpeditionen werden für diesen Tag eingerichtet und das Briefträger-Personal wird bedeutend verstärkt. Aber trotzdem würde man einen falschen Schluß thun, wenn man nach der Unmasse von Episteln auf die Zahl der heimlich und vielleicht hoffnungslos Liebenden speculiren wollte. St. Valentin hatte nämlich seit langen, langen Jahren eine Zwitterstellung eingenommen; er ist — wahrscheinlich gegen seinen Willen — auch zum Schutzpatron der anonymen Chicane geworden, und nicht Jeder, der heute Morgen sein Couvert in hoffnungsvoller Erwartung aufbrach, hat schnäbelnde Turteltäubchen in demselben vorgefunden.

Ueber die durch die neueste Veröffentlichung A. Petermann's angeregte Ophirfrage schreibt H. Riepert in der Nat.-Ztg.: „Schon zum dritten oder vierten Male seit Kurzem sehen wir hier wieder die vier Jahrhunderte alte portugiesische Fabel aufgewärmt, die das damals neu entdeckte Goldland Sofala mit dem biblischen Ophir in Zusammenhang bringt. Wer jene Ueberlieferungen über ältesten Völkerverkehr auch vom sprachlichen Standpunkt studirt hat, weiß, daß die Ophirfrage längst nicht mehr eine offene, sondern namentlich durch Lassen's gründliche Untersuchung schon vor einem Vierteljahrhundert definitiv zu Gunsten Indiens entschieden ist: in erster Reihe dadurch, daß die im Alten Testament überlieferten Namen aller heimgebrachten Producte Ophirs (Elfenbein, Pfauen, Affen, Spezereien) als kaum veränderte Sanskritwörter und Ophirs Name selbst als die indische Benennung des unteren Industandes, Abhira, nachgewiesen und die Bedenken wegen der natürlichen Goldarmuth dieses Theiles von Indien widerlegt worden sind. Dieses Indien, das nachweislich seit und wahrscheinlich vor jener Zeit in beständigem Seeverkehr mit den Ländern des Westens, namentlich der Euphrat-Mündung gestanden ist, soll durch eine vage Vermuthung wieder beseitigt werden zu Gunsten eines südafricanischen Landstrichs, von dem die gesammte Culturwelt des Alterthums, namentlich die wissenschaftliche Literatur der Griechen, der doch keine der sonstigen phönizischen Entdeckungen entgangen ist, absolut nichts weiß und der zum ersten Male im arabischen Mittelalter, und zwar erst von ziemlich späten Autoren, aber von keinem der vielen arabischen Geographen vor dem 13. Jahrhundert mit Namen genannt wird! Wer gar auf angebliche einheimische Localsagen von den Arabern importirte) Sagen von König Salomon's sabäischer Freundin Gewicht legt, vergißt, daß diese mysteriöse Dame durch den ganzen Orient gerade wie Salomo selbst und Iskender-Dhulkarnein (d. h. Alexander der Große) oder wie im Alterthum Semiramis vom Volk als Urbederin mächtiger Bauwerke unbekannten Ursprungs gefeiert wird.“

### Räthsel.

Auf der Holwelt glatten Spuren,
Wo man schleicht, schlüpft und rennt,
Wirst Du solche Creaturen
Finden, wie das Wort sie nennt.

Doch soll Dir ein Werk gelingen,
Das dem Geiste sich entwand, —
Eh' Du es an's Licht wirst bringen,
Nimmst Du noch das Wort zur Hand.

Als geschlichen Judas sachte
Einstens aus der Jünger Bund, —
Was er da aus ihnen machte,
Thut verletzt das Wort Dir kund.

**Auflösung der Charade in Nr. 19:**

Drathpuppe.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 23. Speyer, Donnerstag, den 22. Februar 1872.


## * Der Nixenfischer.

**Eine Geschichte vom Starnberger See.**
**Von August Becker.**

(Fortsetzung.)

Während es so auch in mir zur Entscheidung drängte, fuhr das Dampfschiff, jetzt auf dem Rückwege, rasch und mit voller Kraft die Ostseite des Sees entlang nach Norden, um die Zeit wieder einzubringen, welche bei der anfänglich so langsamen Fahrt verloren gegangen war.

„Wo ist denn Bertha? fragte neben mir Frau Birkmann ihre verheirathete Tochter, als ich ruhelos umherstand.

„Du weißt es ja, Mutter, — in dem Salon unten", lautete die Antwort.

„Da ist sie nicht. Ich habe mich ja eben drunten nach ihr umgeschaut", sprach Frau Birkmann. „Ihr Kopfweh muß ja wohl vorüber sein. — Hast Du Bertha nicht gesehn, Birkmann?" rief sie darauf ihren Gatten an, der dorten stand und in die arbeitende Maschine hinunter sah.

„Sie schlummert unten, könnte aber jetzt ausgeschlafen haben", erklärte der Großhändler, indem er seine goldene Cylinderuhr aus der Westentasche zog.

„Sie ist nicht unten!" versicherte seine Gattin.

„Ach was!" machte er ungeduldig, denn er konnte auch in Kleinigkeiten keinen Widerspruch ertragen. „Wo soll sie denn anders sein?"

„Sieh' selbst, sie ist nicht unten!" wiederholte Frau Birkmann und sah etwas unruhig über das Verdeck hin.

Der Großhändler machte eine unmuthige Geberde, stieg aber dann doch die Treppe hinunter in den Salon, um seiner Frau das Ungehörige ihres rechthaberischen Widerspruchs durch den Augenschein darzuthun. Als sein Kopf wieder auftauchte, fragte seine Frau:

„Nun?"

Er brauchte nicht zu antworten, — man sah es schon seinem Gesichte an, daß er seine Tochter unten nicht gefunden hatte. Als er vollends herauf gekommen war, schaute er sich ebenfalls mit einem über das Verdeck hinstreichenden Blicke um und sagte dabei unwillkürlich laut vor sich hin:

„Das ist doch sonderbar!"

Seine Frau und Tochter bemerkten mit steigender Unruhe seine bedenkliche Miene. Als er sich jedoch beobachtet sah, reckte er sich hoch auf, hielt seinen Kopf steif und sprach sehr zuversichtlich:

„Nun ja, sie wird eben unterdeß wieder herauf gekommen sein."

„Aber wir sehen sie nirgends auf dem Verdecke", äußerten die beiden Damen gleichzeitig, nachdem sie sich fleißig umgeschaut hatten.

Beruhigend meinte Birkmann:

„Seht Euch nur gehörig um. Oder besser, Ihr wartet ruhig ab, — sie wird schon selbst zum Vorschein kommen."

Das Alles war jedoch leichter gesagt, als gethan und ward nicht einmal von ihm selbst befolgt. Denn seine Augen fingen an, sehr unruhig umher zu schweifen. Er ging zu seinem Schwiegersohne hin mit einer Miene, die schon einen bedenklichen Ausdruck annahm. Herr Spindling stand ahnungslos vor dem Fahrtenplane, um seine Augen einmal auf etwas Anderem ruhen zu lassen, als auf der ewigen Natur. Seine Geberde auf die leise Frage Birkmanns hin zeigte deutlich genug, daß er von Bertha genau so viel wußte, als die andern. Jetzt drehte sich Herr Birkmann auf der Ferse um und wies ein Gesicht, als ob ihm der Athem ausgehen wolle. Hastig rollten seine Augen umher und blieben auf mir haften, während ich selbst umher blickte, ohne die leicht unterscheidbare Gestalt des schönen Mädchens wahrzunehmen. Nach augenblicklichem Erwägen kam dann der Großhändler schnurstracks auf mich los.

„Haben Sie meine Tochter Bertha nicht gesehen?"

Es war leicht heraus zu merken, wie schwer es ihm fiel, diese Frage an mich zu stellen.

„Seit drei Viertelstunden nicht wieder", antwortete ich, von seiner Unruhe seltsam mitergriffen. „Wenn übrigens das Fräulein auf das Verdeck zurück gekehrt wäre, müßte ich sie gesehen haben. Sie muß noch unten sein."

Er erblaßte. Der Schweiß trat ihm in lichten Perlen auf die Stirne.

„Sie ist nicht unten", sagte er dann mit einem merkbaren Beben der Stimme, während er sich mit dem Foulard über die Stirne fuhr.

Digitized by Google

Wie immer in solchen Fällen will sich Jeder nur durch eignen Augenschein überzeugen lassen. So eilte auch ich mit der festen Zuversicht die Cajütentreppe hinunter, Bertha zu treffen und herauf geleiten zu dürfen. In der That war der Salon auch nicht leer. An einem der Cajütenfenster stand ein Herr, den ich nicht näher in's Auge faßte, da er hinaus sah auf das von der Sonne beleuchtete Wellenspiel des Sees. Auf dem Sammtsitze in der Ecke aber saß eine weibliche Gestalt in hellem Gewande, der ich mich denn auch etwas stürmisch näherte. Schreibar betreten sank sie in die Rücklehne zurück und betrachtete mich mit starren Augen. Ich prallte zurück. Es war ein fremdes Gesicht, eine mindestens vierzigjährige Schöne mit zwei weit vorstehenden Schneidezähnen und einer noch weiter vorstehenden Nase.

Hastig stammelte ich eine Entschuldigung wegen meines Ungestümes, was von dem Frauenzimmer mit einem kurzen „Bitte mein Herr!" hingenommen ward. Dann verließ ich das elegante, schwimmende Gemach, in welchem sich sonst Niemand mehr befand. Als ich wieder mit klopfendem Herzen die Treppe hinan eilte, stand oben der junge Steuhuber mit einem förmlichen Schafsgesicht neben dem Vater Berthas, der mir gierig fragende Blicke entgegen warf. Er schien wirklich die Hoffnung gehegt zu haben, ich werde seine Tochter mit herauf bringen. Da er mich jedoch allein kommen sah, knickte er fast hörbar in die Kniee. Frau Birkmann aber schaute, mit beengtem Athem und angstvoll gespannten Zügen, von mir nach ihrem Manne und hielt sichtlich nur noch mit Mühe an sich, indem sie die Lippen zusammen preßte, die Augen verdrehte und die krampfhaft gefalteten Hände bald empor hob, bald sinken ließ. Sie bot einen erschütternden Anblick, wie sie so jeden Jammerlaut noch in der gequälten Brust erstickte.

Unterdeß lief die verheirathete Tochter ruhelos von einem Verdeck zum andern, ohne sich bis zu Müller vorzuwagen, der, harmlos mit der kleinen Minna plaudernd, ohne Ahnung am Geländer gegen den Schiffsschnabel hin stand. Fabricant Spindling aber, Betty's Gatte, trippelte mit wunderlichen Geberden umher und sprach nur immer vor sich hin:

„Was soll man dazu sagen? Was soll man dazu sagen?"

Auch meiner hatte sich jetzt eine entsetzliche Angst bemächtigt. Sie schnürte mir die Brust zusammen, lähmte jedoch meine Besinnung nicht. Ich veranlaßte das Schiffspersonal, in allen Räumen nachzusuchen. Allein die Vermißte fand sich nirgends, und die Befragten gaben, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, widersprucksvolle Auskunft. Das Eine wollte sie noch vor kurzem bemerkt haben, das Andere konnte sich ihrer gar nicht entsinnen, und das Dritte versicherte, sie stehe ja bei den Ihrigen auf dem Verdeck.

Dahin zurück eilend, fand ich jedoch Bertha nicht, wohl aber ihre Verwandten in qualvoll gesteigerter Angst, als meine Miene verkündigte, daß ich ihr nirgends begegnet sei. Des Großhändlers Kniee schlotterten, — er fing an, sich auf einen Tisch zu stützen, da ihn seine wankenden Beine nicht mehr tragen wollten. Die ganze Wucht seiner unberantwortlichen Härte gegen die Tochter lastete jetzt auf ihm und drohte ihn nieder zu drücken. Frau Birkmann aber verlor alle Selbstbeherrschung, als sie ihren Mann in diesem Zustande sah. Sie konnte nicht länger an sich halten. Mit wiederholtem verzweiflungsvollen Händeringen und halb unterdrückter Stimme wandte sie sich an ihn.

„Mann! Mann! Wo ist mein Kind? Meine Tochter? Meine Bertha?"

Da raffte er sich mit einer gewaltsamen Anstrengung wieder auf, hielt sich mit großer Willenskraft steif und stramm empor und trat so an seine Frau heran. Indem er ihr linkes Gelenk umkrallte, drückte er ihre gerungenen Hände gewaltsam nieder und sagte mit fast erstickter Stimme und entsetzlicher Geberde:

„Weib, sei ruhig! Ruhig, sage ich. Bringe mich nicht zur Verzweiflung! Setze nicht das ganze Schiff in Aufruhr durch Dein Geschrei. Sie muß noch an Bord sein! Hörst Du! Sie muß sich finden! — Wo ist die Kleine?" fügte er dann fragend hinzu und, den Kopf wendend, zeigte er mir sein verstörtes, kreideweißes Gesicht.

In demselben Augenblicke kam Minna mit der Frage hergehüpft, was es gebe. Hastig fragte Schwester Betty zurück:

„Wo ist Bertha? Du warst zuletzt bei ihr!"

Und Minna gab die erstaunte Antwort, sie schlafe ja unten im Salon.

„Nein! Nein!! Nein!!!" schrie jetzt Frau Birkmann außer sich, ohne mehr zu wissen, was sie that, sich nur ganz der Verzweiflung ihrer Angst überlassend. „Bertha! Bertha, mein Kind, meine Tochter!! Bertha!! Bertha!!!" tönte dann der Ruf gellend über das Schiff hin, während sie mit gerungenen Händen, wild umher schauend, in unserm engen Kreise auf und ab rannte, bis sie mit einem jähen Schrei zusammen brach.

Es war ein fürchterlicher Augenblick, den ich mein Leben lang nicht wieder vergessen werde.

Wir standen, wie gelähmt, um die verzweifelnde Mutter. Das Blut wollte mir in den Adern erstarren, der Athem stille stehen. Auf meine Stirne trat kalter Angstschweiß. Herr Birkmann biß die Zähne über einander, allein er konnte sich nicht länger aufrecht halten. Wie geistesabwesend, oder gleich einem Betrunkenen taumelte er jetzt umher. Ueber sein Gesicht flog ein bleifarbiger Schatten, während seine fahlen Lippen den Namen seiner vermißten Tochter flüsterten. Indem er sich zitternd an dem Tische festzuklammern suchte, durchrieselte ihn ein kalter Schauder.

„Allmächtiger Gott!" stammelte er und wollte wohl hinzu setzen: „strafe mich nicht in Deiner Gerechtigkeit!"

Aber schon wankte er und sank dann todtenblaß auf einen Stuhl zurück. — (Forts. folgt.)

Digitized by Google

## Aus den Tagen der Pariser Commune.

Von **Paul d'Abrest.**

(Fortsetzung.)

Wie es mit dem persönlichen Umgang stand, wenigstens was die Personen betrifft, welche das Unglück hatten, nicht zu den Freunden und Vertrauten des Dictators zu gehören, hatten wir bald Gelegenheit, zu beobachten.

Der Thürsteher führte eben zwei einfach, aber mit großem Geschmack gekleidete Damen, Mutter und Tochter, Erstere in tiefer Trauer, und die Zweite ziemlich hübsch, herein; Beide gehörten ihrem Aeußern nach der anständigsten Gesellschaft an. Der Schweigersohn und Gatte war am vorigen Tage mit vielen hundert Anderen verhaftet worden, als des Einverständnisses mit Versailles verdächtig, und die beiden betrübten Frauen suchten nun einige Nachrichten über sein Loos zu erhalten.

Als Raoul Rigault, der zuerst die Damen höflich gegrüßt, erfahren hatte, um welchen Reactionär es sich handelte, da wurde sein Gesicht finster, er biß sich in die Lippen und blickte die Flehenden kalt und starr an.

„Ich bitte, was ist denn aus meinem Sohn geworden?“ stammelte die Alte mit thränenvoller Stimme.

„Was weiß ich“, erwiderte Rigault barsch; „er ist in der Hand der Justiz, diese wird über ihn verfügen.“

„Aber“, erwiderte die Junge, „kann ich meinen Mann nicht sehen?“

„Unmöglich in den ersten achtundvierzig Stunden“, war die immer barscher tönende Antwort. „Das Reglement des Depots verbietet es.“

„Also sitzt der arme Junge im Depot unter Räubern und Dieben?“ schluchzte die Alte.

„Und ich“, erwiderte der Delegirte kalt, „ich war auch schon im Depot und öfter und bin doch nicht daran gestorben!“

„Sagen Sie wenigstens, ich bitte Sie, wann wir ihn sehen dürfen?“ frug wiederholt die Alte.

Rigault kreuzte Arme und Beine und warf auf die Fragerin durchbohrende Blicke. „Ich glaube, Madame“, rief er mit drohender Stimme, „Sie erlauben sich an mich Fragen zu stellen! Siehe ich hier vor dem Tribunal, sind Sie Untersuchungsrichter?“

Die Alte stotterte etwas Unvernehmliches.

„Hier“, fuhr Raoul Rigault fort, „hier bin ich Herr; sagen Sie, haben Sie sich unterstanden, Herrn Pietri so anzureden?“

„Wir haben nie etwas mit Herrn Pietri gemein gehabt“, erwiderte die Junge.

„Was, Sie widersprechen mir?“ sagte Rigault und klingelte. „Huissier!“ rief er, „spediren Sie mir die Damen da hinaus.“

„Aber . . .“

„Hinaus, hinaus mit ihnen!“ rief Rigault mit drohender Geberde.

Und der Nationalgardist entledigte sich seiner Pflicht.

„Nun“, rief Rigault laut auflachend, als Beide draußen waren, „habe ich es ihnen gut gegeben?“ Und alle Anderen lachten mit.

Ein sonderbarer Wirrwar, dieses Cabinet des revolutionären Polizeipräfecten; ein Besuch jagte den andern, es war eine eigenthümliche Procession von Gestalten, eine Reihe von Auftritten, die sich auf dem Fuße folgten und wovon der eine den Eindruck des nächsten verwischte.

Da wurde inmitten fortwährender Debatte — nach und nach hatten sich in allen Ecken des Saales kleine Gruppen angehäuft und gaben sich sehr lebhaften Erörterungen hin, derart, daß der Salon einem Club ähnelte — Stellen vergeben, Verhaftungsbefehle ausgetheilt, Gefangene verhört, Berichte entgegengenommen, Späher ausgesandt ꝛc. Den meisten Aufwand aber verursachten die Nachfragen nach den Actenbündeln; Hunderte von jungen und alten politischen Sündern kamen, um von den sie betreffenden Notizen Kenntniß zu nehmen und bei Gelegenheit auch die Acten ihrer Feinde und guten Freunde zu durchstöbern. Rigault fühlte sich inmitten des Gewoges wie der Fisch im Wasser, unterzeichnete, gab seine Befehle, zeigte sich gegen Diejenigen, welche gekommen waren, um die Acten zu durchsuchen, sehr coulant und drückte sogar ein Auge zu, wenn einer von den Letzteren sich mit dem grünen Bändel unter dem Arm entfernte.

Es war ein Treiben und ein Leben, das jeder Beschreibung spottet, was leicht erklärlich ist; denn unter den fünfzig bis sechzig Personen, die den Saal erfüllten, hatten kaum Einer oder Zwei das dreißigste Lebensjahr überschritten.

Ein blutjunger Bursche, etwa achtzehn oder neunzehn Jahre alt, den Rigault zu seinem Privatsecretär abgerichtet hatte, stürzte athemlos herein.

„Man macht eine Manifestation, die „Reactionäre“ wälzen sich hierher“, rief er zur großen Bestürzung der Anwesenden. Nur Rigault war nicht außer Fassung zu bringen.

„Herr S.“, sagte er in ernstem Tone zu dem jungen Mann, etwa wie ein Schulmeister, der einen Schüler zurechtweist, „Herr S., merken Sie sich, daß, wenn man der Polizei angehört, man niemals Aufregung zeigen darf, und wenn der Himmel über der Erde zusammenbräche! Erholen Sie sich, und erzählen Sie, was es gibt.“

Es kam heraus, daß einige hundert Personen, meistens Advocaten, Kaufleute ꝛc. sich gesammelt hatten und mit Vorantragung einer dreifarbigen Fahne und großer Papiertafeln, auf welchen die Worte: »Vive l'ordre! Vive l'Assemblée nationale!« gezeichnet waren, durch die Hauptstraßen schritten und alle Umstehenden aufforderten, sich ihnen anzuschließen. Es war die erste Demonstration der Ordnungsfreunde.

„Man muß den ganzen Pack zusammenkehren (balayer)!“ rief Rigault. Ehe dieser Befehl zur Ausführung kam, hatte sich die Procession bereits zerstreut, aber man kündigte die Wiederholung der Demonstration für den folgenden Tag an. Bekanntlich verlief sie da nicht so harmlos. Auf dem Vendômeplatz stieß die Procession auf die dort aufgestellten Nationalgardisten, welche Feuer gaben, im Nu war der Platz und die umliegenden Straßen wie gesäubert, aber etwa dreißig Personen lagen auf dem Boden todt oder verwundet. Die Demonstration war dem Ausdruck Rigaults gemäß „gefegt.“ (Schluß folgt.)

Digitized by Google

## Miscellen.

**Zweibrücken.** (Resultat der jüngsten Volkszählung vom 1. December 1871 für den Amtsbezirk Zweibrücken).

| Kanton. | Zahl der Haus-nummern | Zahl der Haus-haltg. | Zahl der Anwesenden. männl. | weibl. | i. Ganz. |
|---|---|---|---|---|---|
| Bliestalkel | 2162 | 2766 | 5656 | 6480 | 12136 |
| Hornbach | 1372 | 2117 | 4780 | 5180 | 9960 |
| St. Ingbert | 1920 | 2740 | 7288 | 6774 | 14062 |
| Zweibrücken | 3079 | 4673 | 10670 | 11162 | 21832 |
| Summa | 9083 | 12296 | 28394 | 29596 | 57990 |

Das Ergebniß der Volkszählung vom 1. Dec. 1867 war folgendes:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Bliestalkel | 6187 | 6456 | 12643 |
| Hornbach | 5103 | 5360 | 10463 |
| St. Ingbert | 7071 | 6423 | 13494 |
| Zweibrücken | 11554 | 10913 | 22467 |
| Summa | 29915 | 29152 | 59067 |

Hiernach wäre zu constatiren bei der Bevölkerung des Kantons Bliestalkel eine Abnahme von 507
" Hornbach " " " 503 } 1645
" Zweibrücken " " " 635 }
St. Ingbert eine Zunahme von 568
Im Ganzen sonach eine Abnahme von 1077 Seelen.

In der Bevölkerungsangabe des Kantons Zweibrücken ist übrigens das Militär mit eingegriffen, und zwar
pro 1867 mit . . . . . 1649 Seelen.
pro 1871 mit mir . . . . . 479 "
Differenz in minus von 1170 "

Läßt man nun die Militärbevölkerung der Garnison Zweibrücken außer Ansatz, so ergibt sich für den hiesigen Amtsbezirk eine Gesammtzahl der Civilbevölkerung
pro 1867 von . . . . . 57,418
pro 1871 von . . . . . 57,511
und weist sonach die Civilbevölkerung des Amtsbezirks Zweibrücken seit der letzten Volkszählung im Ganzen eine Zunahme nach von . . . 93 Seelen.
(Zw. Ztg.)

* **London**, 13. Febr. Der hiesige deutsche General-Consul Wilke macht bekannt: „Alle diejenigen Personen, welche sich bei der am 1. Mai d. J. beginnenden zweiten Section der Londoner permanenten internationalen Ausstellung betheiligen wollen, werden darauf aufmerksam gemacht, daß die Ablieferungen der angemeldeten Güter in den Ausstellungsgebäude stattfinden an folgenden Tagen stattfinden müssen: in Betreff der Maschinen und Nohmaterialien am 1. März, neuen Erfindungen und Entdeckungen am 2. März, Baumwollenfabricate 4. März, akustischen Apparate am 5. März, Papiere, Schreibmaterialien und Druckachen am 6. März, Gemälde (Oel- und Wasserfarben) am 7. und 8. März, Nachbildungen in Mosait, Emaille 2c. am 9. März, architectonischen Entwürfe 2c. am 11. März, Teppiche, Stickereien 2c. am 12. März, Lithographien, Stiche, Photographien am 13. März, Zeichnungen und Entwürfe in decorativem Genre am 14. März, Möbel und sonstigen Zimmerausschmückungen am 15. März, Glasmalereien am 18. März, Musikalischen Instrumente am 25. März, Bildhauerarbeiten am 27. März, Juwelen und Schmuckarben am 4. April. Jeder Ausstellungsgegenstand muß einen, nach vorgeschriebenem Muster eingerichteten Zettel tragen, auf welchem in englischer Sprache die Adresse und der Name des Ausstellers, resp. des Verfertigers oder Erfinders, die kurze Bezeichnung des Gegenstandes, der Verkaufspreis und die Nummer, übereinstimmend mit der Nummer auf der Ablieferungsliste, zu vermerken sind. Diese Ablieferungslisten, welche ebenfalls nach vorgeschriebenem Formulare in englischer Sprache auszufüllen sind, müssen sich bereits am 1. März in den Händen des Secretärs befinden. Die Adresse des Letzteren lautet: Mayor-General Scott, C. B., Secretary Offices of Her Majesty's Commissioners, Upper Kensington Gore, London, W. Auf Verlangen ist der Consul bereit, Ausstellern in Deutschland Formulare der Ablieferungslisten und anzuheftenden Zettel zu übersenden, sowie jede weitere Auskunft zu ertheilen.

**Ueber die Verwerthung des Canalwassers der Städte** schreibt man der Köln. Ztg.: Wenn es sich bestätigen sollte, hat man neuerdings in England eine Methode gefunden, das Canalwasser gemlgend zu desinficiren, dabei einen Dünger zu gewinnen, welcher die Hauptsumme der werthvollen Stoffe des Canalwassers enthalten soll und der die Kosten seiner Herstellung durch seinen Verkaufswerth mehr wie deckt. Wenn dies alles so richtig ist, so wäre die Frage nahezu gelöst und Comfort, Gesundheitspflege und Rational-Oekonomie vollständig befriedigt. Ich gebe indeß die folgenden Nachrichten, da sie mir nur aus Veröffentlichung der interessirten Partei zugänglich sind, mit allem Vorbehalt. Die Stadt Leamington war gezwungen worden, das Wasser ihrer Canäle einem Desinfections-Processe zu unterwerfen, ehe es in den Fluß Leam gelassen werden durfte. Zuerst geschah dies durch Kalkzusatz, wobei zwar die schädlichen Stoffe genügend gefällt wurden, allein ein die Kosten lange nicht deckender werthloser Dünger resultirte. Jetzt verwirft eine Actiengesellschaft diese Canalwasser mit einem Zusatz von thierischer Kohle, Blut, Thon, Alaun, Magnesia und einigen anderen geheim gehaltenen Stoffen. Hierdurch setzen sich in Klärbassins die in dem Wasser enthaltenen organischen Stoffe fast ganz (von 0,010 Gr. per Liter bis auf 0,000 Gr. per Liter in dem abfließenden Wasser) und die gelösten Salze zu halb ab (von 0,010 Gr. per Liter werden nur auf 0,000 Gr. per Liter). Das abfließende Wasser enthält also noch einen immerhin nicht unbeträchtlichen Theil von Dungstoffen (wahrscheinlich alle harnsauren Verbindungen), ist aber so gereinigt, daß Fische in ihm leben können, daß es also unbedenklich mit dem Flußwasser gemischt werden kann. Die in den Bassin zurückbleibende sprupartige Masse wird ausgepumpt, mit weiteren Stoffen gemischt und durch ein besonderes Verfahren getrocknet (hieran scheiterten meist die früheren Methoden), dann in flachen Lagen ausgebreitet, mit Schwefelsäure besprengt zur Verhütung des Ammoniakverlustes und schließlich auf großen Haufen einer Selbsterhitzung ausgesetzt, welche so stark sein soll, daß die organischen Stoffe zerlegt und die thierischen Keime getödtet werden. Die Stadt Leamington zählt ca. 20,000 Einwohner und liefert täglich ca. 2,726,400 Liter Canalwasser. Aus diesen sollen unter Zusatz von ca. 70 Ctr. Stoffen täglich ca. 100 Centner trockenen Düngers mit einem Gehalt von 14 pCt. Wasser, 22,4 organischen Stoffen, 2,0 Phosphorsäure und 2,00 pCt. Ammoniak gewonnen werden. Die Kosten sollen sich pro Centner nicht über 15 Sgr. belaufen, der Dünger soll zu einem Durchschnittspreise von 1 Thlr. 5 Sgr. pro Centner so günstigen Absatz finden, daß der Preis in Folge starker Nachfrage stellenweise auf 1 Thlr. 20 Sgr. erhöht wurde. Außer in Leamington hat diese Actiengesellschaft schon in Hastings dieselbe Fabrication im Gange und seit dem 1. Sept. 1871 sollen weitere Werke in Kroisneis (London), Leeds und Bolton eröffnet sein. Die Gesellschaft führt die Firma The native Guano Company limited und ist bereit, durch ihren General-Manager, C. Rawson, 1, St. Swithin's Lane London E. C., für andere Städte in gleicher Weise zu contrahiren. Dies alles wie gesagt unter Vorbehalt; auf jeden Fall ist die Frage wichtig genug, um eine genauere Untersuchung durch Absendung sachkundiger Männer Seitens des Staates oder hierbei interessirter Communen zu veranlassen. Ist die genügende Desinfection wirklich erreicht und die Gewinnung der Hauptmasse der dungenden Bestandtheile eine die Kosten deckende, dann würde schwerlich irgend ein Bedenken obwalten, dieses Verfahren als das beste der bis jetzt erfundenen zu betrachten; denn daß nicht alle nutzbaren Stoffe aus dem Canalwasser gewonnen werden, ist weiter kein großer Vorwurf, das leistet auch das Ueberrieselungsverfahren nicht, und ist dies auch keineswegs der Punkt, auf den in erster Linie Rücksicht zu nehmen ist.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 24. Speyer, Samstag, den 24. Februar 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

### Zweites Buch.

### Der Nixenfischer.

#### Erstes Capitel.

Man kann sich denken, welcher Aufruhr damals auf dem Dampfer durch den mitgetheilten Auftritt hervorgerufen wurde, der an sich schon geeignet war, großes Aufsehen zu machen, wenn das Publicum auch noch nicht die traurige Veranlassung kannte.

Der gellende Angstschrei der Mutter der Vermißten hatte zuerst auf den Vorgang innerhalb eines engen Kreises aufmerksam gemacht. Man horchte, drängte herbei, fragte, was es gebe, was denn die Leute da hätten. Dazwischen erklangen die Antworten: Die Familie vermisse Jemanden, eine Tochter, ein schönes, junges Mädchen.

„Wie?“ hieß es da. „Die reizende Blondine, die so schwermüthig dreinsah?“

„Sie wird sich schon wiederfinden!“ tröstete ein Anderer leichthin.

So schwirrten Frag' und Antwort um mich her, während mein Herz im Busen zitterte vor Schmerz und verzweifelnder Angst.

Eine gewaltige Aufregung gab sich jetzt auf dem Dampfboote kund. Eine unbeschreibliche Verwirrung folgte mit zwecklosem Hin- und Herrennen, Fragen und Rathen, Stoßen und Drängen. Endlich vernahm ich wieder eine bekannte Stimme durch den Lärm, die sich Gehör zu verschaffen wußte und mich mit neuer Hoffnung erfüllte.

„Was gibt's denn, Fischer? Was ist denn eigentlich los?“ fragte Müller, indem er sich bis zu mir durchbrach.

„Ach Gott, sie ist fort!“

„Wer? Wer ist fort?“

„Bertha — Fräulein Birkmann wird vermißt“, brachte ich mit Mühe heraus.

„Vermißt? Sie kann doch nicht weit sein!“

„Nirgends zu finden“, setzte ich trostlos hinzu. „Verschwunden.“

„Verschwunden?“ wiederholte er, sich verfärbend. „Was Teufel wäre das!“

Rasch erklärte ich ihm, was ich wußte. Schweigend stand er da und sah nach den verzweifelnden Eltern, die nur einmal, mit hilfesiehenden Blicken, zu ihm empor zu schauen wagten und dann trostlos zur Erde starrten.

„Was soll man dazu sagen? Was soll man dazu sagen?“ rief der Fabricant Spindling noch immer umherrippelnd.

„Sagen Sie gar nichts und gehen Sie jetzt aus dem Wege“, meinte Müller, während der Dampfer sich anschickte, an einer weiteren Station zu landen.

Ohne Umstände durch die Menge brechend rief Müller laut nach dem Capitän und controlirenden Bedienseteen, worauf er ihnen kurz und entschieden begreiflich machte, daß Niemand aus und in das Schiff dürfe, bevor nicht noch einmal eine rasche und ausgiebige Durchsuchung stattgefunden habe.

Jetzt wurden hastig nochmals alle Thüren aufgerissen, — vergeblich. Nirgends fand sich eine Spur von der Vermißten. Alle Ecken und Winkel wurden auf Müllers Antrieb durchstöbert, leider ohne irgend welchen Erfolg. Nun stand auch dieser Wackere unschlüssig; jedoch nur eine Secunde lang. Mit der flachen Hand sich an die Stirne schlagend, wandte er sich etwas ungestüm an den Billeteur.

„Haben Sie etwa die junge Dame aus dem Schiffe gelassen?“

„Ohne Fahrkarte — nicht möglich!“ versicherte derselbe bündig.

Alsbald war Müller fragend an der Seite des Großhändlers, der noch immer wie vernichtet dasaß, fast gänzlich gebrochen und wie besinnungslos vor sich hinstarrte. Seine Hand fuhr jetzt zitternd nach der Westentasche, versagte aber den Dienst, weßhalb Frau Spindling sich anschickte, die Rundfahrbillets für die Familie aus des Vaters Weste heraus zu holen. Und es fehlte keines. So wandte sich Müller wieder mit einer hastigen Frage nach dem Billeteur zurück. Derselbe erklärte auf das Bestimmteste, daß weder in Bernried noch Seehaupt eine Dame den Dampfer verlassen habe, was ich mit Andern bestätigen konnte. Mir wäre die geliebte Gestalt sicherlich aufgefallen,

Digitized by Google

wenn sie sich irgendwo unter den Aussteigenden befunden hätte. Und da ich noch auf der Fahrt von Tuzing hinweg nach Bernried im Salon mit dem schönen Mädchen gesprochen hatte, mußte der Gedanke an diese Art ihres Verschwindens als eine reine Unmöglichkeit verworfen werden.

Es wäre eine schwere Aufgabe, dies alles so rasch zu erzählen, als es vorging. In aller Eile befragte nun Müller auch das Frauenzimmer, das ich zuletzt in der Cajüte getroffen und welches durch den Lärm auf das Verdeck gelockt worden war. Erst in Seeshaupt eingestiegen, wie auch ihre Fahrkarte aussagte, hatte sie sich bald in den völlig leer vorgefundenen Salon zurückgezogen, wohin später noch ein Fremder nachgekommen. Sie konnte denselben genau bezeichnen und im nächsten Augenblicke standen wir schon vor ihm. Denn Müller schien seine eigenen Gedanken zu hegen und heftete seine Augen forschend auf des Fremden junges, glattes, nichtssagendes Gesicht. Er war, seiner Versicherung nach, schon in Bernried an Bord gekommen, hatte sich aber erst in der letzten Viertelstunde in den Salon verfügt, wo er durch eines der engen Fenster, das schon zurückgeschoben war, dem Wellenspiele zugeschaut. Von einer jungen Dame hatte er so wenig bemerkt, wie das Frauenzimmer mit der langen Nase und den hervorstehenden Zähnen. Beiläufig fiel ihm noch ein, daß er unter dem Fenster auf etwas Hartes getreten, das wie ein mit Stahl durchzogener Rocksaum unter dem Divan hervorgeragt sei. Er hatte es für den äußersten Reif einer Crinoline gehalten, ohne es jedoch weiter zu beachten oder noch darüber nachzudenken, als er auf das Verdeck zurückkehrte.

„In der Cajüte — unterm geöffneten Fenster?“

Der Fremde nickte bejahend.

Mit zwei Sätzen war Müller unten, ich ihm nach. Das enge Cajütenfenster stand auch jetzt noch offen; das Möbel darunter ward alsbald von Müller erfaßt, während ich nachschiebend dasselbe von der hölzernen Schiffswand wegrücken half. Müllers Rechte hatte dabei zugleich nach etwas Anderem gegriffen, und zog zerrend einen zierlichen Reifrock von feiner Leinwand hervor, wie ihn damals die Damen noch zu tragen pflegten. Offenbar mit Absicht und Anwendung von Gewalt war er unter und hinter den Divan geschoben und zusammengedrückt worden. Nun lag er etwas zerknittert vor unseren Blicken, so wie vor denen Minna's und der Frau Spindling, welche Beide mittlerweile in den Salon gefolgt waren. Unter großem Jammer erkannten die beiden Schwestern in dem aufgefundenen Reifrock sofort ein Gewandstück ihrer Schwester Bertha.

Sonst fand sich nichts in der Cajüte vor. Aber es war mir schon mehr als genug. Unmöglich kann ich wiedergeben, was ich in diesem Augenblick empfand. Vor Kurzem hatte Bertha noch hier gesessen unter dem offenen engen Fenster, vor welchem die Wellen noch eben so lieblich spielten, tanzten und sangen, — vor Kurzem hier mit ihrem Entschluß und ihrer Qual im bedrängten Herzen. Und jetzt!

Verlockend schaute da die Seefluth herein, verführerisch in ihrem berauschenden tiefen Grün, in ihrem geschmeidigen Wallen und Wogen, — verlockend nach der gedrängten Menschenseele.

Ueber den Entschluß, den sie mit sich herumgetragen und der uns jetzt kund geworden war, wie sie noch für diese Stunde in Aussicht gestellt hatte, ließen ja schon die harten Worte des Vaters, nebst Bertha's Schwermuth und dunkeln Reden keinen Zweifel mehr zu. Jetzt lag ihr Geheimniß offen vor mir, die Räthsel ihres Wesens hatten eine furchtbare Lösung gefunden. —

Da draußen wogte und wallte der See nach wie vor. Allein in mir stand das Blut stille, mein Herz wollte nicht mehr schlagen. Wie erstarrt verweilte ich vor dem offenen Fenster. Zu meinen Füßen aber wanden sich die beiden Schwestern in unsäglichem Jammer, mit Klagen, Weinen und Flehen. Selbst Müller stand heftig ergriffen und sah bestürzt drein.

Jedoch, wie im Zorne, fuhr er sich dann mit der Hand über die Augen und faßte mich am Arme, indem er mich fast mit Gewalt fortzog.

„Nur jetzt nicht den Kopf verlieren“, flüsterte er mir zu. „Wir sind oben nothwendiger.“

Das Dampfboot war nämlich mittlerweile am Hafenplatz vor den Fischerhäusern zu Ambach angelangt, hatte einige Passagiere abgegeben oder aufgenommen, worauf es sich anschickte, seinen Lauf in nördlicher Richtung fortzusetzen, während die Leute am Ufer durch die wirre Kunde von dem Unglück an Bord in Aufregung gebracht waren. Nicht gesonnen, etwas unversucht oder alles bei den seitherigen Nachforschungen bewenden zu lassen und so die letzte Hoffnung aufzugeben, sprang Müller auf das Vorderdeck zurück und rief der Mannschaft bei der Maschine und am Steuer ein entschiedenes Halt! zu. Der Dampfer müsse so rasch wie möglich zur Haltstelle und nach Seeshaupt und Bernried zurück. Darauf engegnete der Capitän oder Steuermann des Schiffes, es thue ihm leid, allein er müsse aus Rücksicht für die übrigen Passagiere Stunde und Cours einhalten. Als nun die Umstehenden für und wider Partei nahmen, waren seltsamer Weise gerade einige Vergnügungsreisende, deren Reiseplan wohl eine kleine Verzögerung ertragen hätte, gegen Müllers Vorschlag. Besonders verwahrte sich eine kleine verwittwete Touristin, mit scharfer Adlernase und zwei Töchtern, heftig gegen jeden ferneren Aufenthalt.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus den Tagen der Pariser Commune.

Von **Paul d'Abreſt.**

(Schluß.)

Die Präfectur war die Spenderin der Polizeicommissairstellen, welche in Paris sehr zahlreich und gut besoldet sind; dennoch meldeten sich wenige Can-

Digitized by Google

didaten und Rigault mußte seine Leute recrutiren. Er bot seinen Freunden eine Commissairstelle etwa wie eine Prise Tabak an, und willigte der Betreffende ein, so legte er ihm die Tabelle der freien Stellen vor und bat ihn zu wählen. Freilich mußte erst der rechtmäßige Inhaber depossedirt werden, was manchmal nicht ohne Anwendung von Gewalt von Statten ging; dafür waren die handfesten Nationalgarden da, in deren Begleitung der Neuernannte, die unterzeichnete Ordre in der Tasche und den Revolver in dem Gürtel, von seinem Commissariat Besitz nahm.

Nachdem der Oberst Duval den Tod gefunden, war Raoul Rigault unumschränkter Gebieter, er benutzte diese Herrschaft, um die Verhaftungen im großartigen Maßstab zu betreiben; nicht genug, daß er selber den ganzen Tag damit zubrachte, Verhaftsbefehle zu unterzeichnen, er händigte, wem es beliebte, Befehle in Blanco ein und natürlich bedienten die Leute, welche eine solche Lettre de cachet in Händen hatten, sich derselben, um ihre persönlichen Feinde zu verderben oder Erpressungen zu üben.

Es muß aber auch anerkannt werden, daß, wenn man unter der Commune sehr leicht in's Gefängniß kam, es ebenso leicht war, aus demselben herauszukommen, vorausgesetzt, daß die Verhaftung wirklich auf einem Irrthum oder auf einem von persönlichen Gründen geleiteten Manöver beruhte. Rigault leitete alle Fäden als Virtuose und behielt sich vor, in den großen Gelegenheiten persönlich aufzutreten, so z. B. bei der Verhaftung des unglücklichen Bonjean und des Erzbischofs von Paris. Letzterer wurde unter starker Bedeckung auf die Präfectur gebracht, der Delegirte saß hinter dem goldverzierten Tischchen und wollte das Verhör selber vornehmen.

Der Prälat antwortete auf alle Fragen in ruhigem Ton; er nannte die jungen Leute, vor welchen er stand: »Mes enfants! (Meine Kinder!)«

„Solche Familiaritäten verbitte ich mir!" sagte Rigault kalt; „wir sind nicht Ihre Kinder, sondern Ihre Richter, Sie sind hier Angeklagter und haben sich als solcher zu verantworten." Auf die Klerikerwurde eine wahre Hetzjagd organisirt und Alles, was eine Kutte trug, suchte sich, so gut es ging, meist in den abenteuerlichsten Verkleidungen, aus dem Staube zu machen. Die Polizei nahm viel mehr als irgend eine Behörde der Commune den atheistischen Charakter an, die Kirchen blieben aber noch geöffnet; erst viel später, als der Kampf zwischen Versailles und Paris in vollem Gange war, da die Kanonade Tag und Nacht währte, wurde zu dieser Maßregel geschritten.

Der allmächtige Rigault trieb es selbst für die vorgeschrittensten Mitglieder der Commune zu arg; er mußte einige Zeit weichen und an seine Stelle trat Cournet.

Dieser, ein wohlgebildeter humaner Mann, leitete die Präfectur mit großer Gemäßigtheit, er gab Hunderten von Gefangenen die Freiheit und ging bei jeder Maßregel mit der allergrößten Vorsicht vor. Raoul Rigault und dessen Anhängen arbeiteten ihm entgegen und erwirkten bald seine Absetzung; die Polizei wurde der Creatur Rigault's, seinem Secretär Th. Ferré, übergeben, demselben, welcher auf den Anklagebänken des Kriegsgerichts von Versailles unter der fürchterlichen Anklage figurirte, die Ermordung der Geißeln geleitet zu haben. Nun wurde die Präfectur der Mittelpunkt einer Art Opposition gegen die Commune, welche hier zu gemäßigt gefunden wurde. Man berieth die Execution der Geißeln, hier wurde der Gerichtshof zusammengesetzt, welcher zwei Tage vor dem Einzug der Versailler seine erste Sitzung hielt und welcher gleich dem Revolutionstribunal alle Tage eine Section „Verräther und Reactionäre" zu bestrafen hatte. In den Zwischenpausen soll es im Präfecturpalast ziemlich gemüthlich hergegangen sein, der Delegirte gab dort seinen Freunden intime Diners, wozu das Menu von dem Restaurant La Belle Gabriele, der Wein aus den Kellern des Herrn Pietri herbeigeschafft wurde.

Die Egerie dieser kleinen Festlichkeiten war Madame Eudes, die Frau des gleichnamigen Festungscommandanten von Montrouge und Mitglied der Commune; schön, sehr lebhaft, geistreich dazu, aber von männlich-weiblicher Leidenschaftlichkeit, bildete sie bei jeder dieser Mahlzeiten den Mittelpunkt und gab öfters den Ausschlag in politischen und religiösen Debatten, die da geführt wurden. Natürlich waren ihre Ansichten, besonders in religiöser Hinsicht, hyperradical . . . und sie vertheidigte die Ansichten nicht nur mit ihrem fertigen Munde, sondern auch mit dem Gewehr in der Hand und nie hat eine Modekönigin eine größere Wonne empfunden, wenn ihrer Toilette in einer Zeitung das übliche Lob gespendet wurde, als diese Madame Eudes, wenn dem zarten Geschöpf in der „Sociale" oder im „Affranchi" nachgesagt wurde, daß sie einen oder zwei Gendarmen getödtet habe. Dieses Beispiel steht nicht vereinzelt da und hatten die Entbehrungen und die fortwährende Aufregung der fünfmonatlichen Belagerung ihre Wirkung auf die Männer unbedingt ausgeübt, so war die Einwirkung auf die Frauennerven noch viel bedeutender. Die Weiber, welche sich zu dieser Zeit mit Politik abgeben wollten, waren im richtigen Sinne des Wortes zu Hyänen geworden.

* * *

Die Nationalversammlung war indeß in Versailles zusammengetreten; nicht ohne Besorgniß. Denn ausgenommen die Gendarmerie und die Stadtsergeanten, konnte sie auf die übrigen Truppen kaum zählen, diese waren wirklich demoralisirt und erklärten laut, sich nicht in den beginnenden Bürgerkrieg stürzen zu wollen. Die Matrosen hatten frei und unumwunden erklärt, ihr sehnlichster Wunsch wäre, nach ihren Häfen zurückzukehren; der Colonel Penier hatte ein Linienregiment mitten durch die von Insurgenten bewachten Barricaden der Regierung zugeführt, aber die Soldaten waren kaum zuverlässiger als die Matrosen. Es bedurfte der Zeit, um das nöthige Material zu sammeln und gegen die aufrührische Stadt auszuholen;

Digitized by Google

diese konnte daher einige Tage der Ruhe genießen, ehe das blutige Drama begann.

## Miscellen.

Die weindurstigste Stadt am ganzen Rhein, in ganz Deutschland, vielleicht in der Welt, ist (nach der Behauptung eines Frankfurters dessen Ihr „N. Fr. Pr.“) Bingen. Die Groß. hessischen Octroi-Rechnungen — sagt er — haben herausgestellt, daß, was den Weinconsum der Stadt Bingen allein anlangt — die Aushuhr natürlich nicht mitgerechnet — auf den Kopf der Einwohnerschaft, Säuglinge und Greise, Mädchen und Frauen eingeschlossen, dreihundertfünfundsechzig Schoppen im Jahre kommen. Und die hessischen Schoppen sind groß! In Folge dessen ist auch die Todesart, an die man sich dort gewöhnt hat, nicht wie in Wien, die Lungentuberculose, sondern ein sanftes Schlagflüßchen. Der ächte Binger stirbt auf dem Felde seiner Thätigkeit.

Dem Schw. Merk. wird aus Dresden geschrieben: Das Begräbniß Dawison's ist leider durch den Unfall gestört worden, daß beim Hinablassen des Sarges in die Gruft der Deckel sich öffnete und der Leichnam in dieselbe fiel.

In Berlin wurde jüngst ein stark besuchter „Congreß deutscher Mode“ abgehalten. Die Berathungen erstreckten sich auf die Festsetzung der Moden für die nächste Sommer- und Herbstsaison in Betreff der Stoffe, des Schnittes ꝛc. und bezogen sich sowohl auf die Anzüge, wie auf die Kopfbedeckung. Als neuestes Produkt ist, wie die „Voss. Ztg.“ berichtet, aus den Berathungen ein „Reichstags-Ueberrock“ und ein „deutscher Frack“ hervorgegangen.

In der letzten Sitzung (3. Februar) der Berliner geographischen Gesellschaft sprach Hr. Dr. Stamm über: „das sich in der Geschichte documentirende Gesetz der Sprachenverminderung.“ Mit der fortschreitenden geschichtlichen Entwickelung der Menschheit gehe die Verminderung der Sprachen und Dialecte Hand in Hand. Herr Stamm vergleich in dieser Beziehung die Zahl der Sprachen Kleinasiens zur Zeit des Mithridates mit der der jetzigen Sprachen Italiens, Galliens und Spaniens vor, zu und nach der Römerzeit, Englands, Schottlands, Irlands, Deutschlands und Oesterreichs. Unter den modernen Cultursprachen Europa's wird das Englische auf der Erde von circa 90 Millionen Menschen gesprochen, das Deutsche von mehr als 70 Millionen, das Spanische von 55 Millionen, das Französische von nur 45 Millionen. Es sind dies jetzt die bedeutendsten unter den Culturſprachen, die er wegen der Gedrängtheit der Zeit allein besprach. Von diesen habe das Englische bezüglich seiner immer weiteren Verbreitung die größte Zukunft, das Französische die geringste, weil stationär und für die fremden Welttheile, als gesprochene Sprache, fast ganz bedeutungslos. Das Deutsche und Spanische kommen wahrscheinlich schon im nächsten Jahrhundert Betreffs ihrer Verbreitung in Welttheil. Das Hochdeutsche habe zum Glück der früheren Wenden, Kassuben u. s. w. eine Menge nicht lebensfähiger Sprachen verschlungen. Die bedeutendste und rascheste Skala der Sprachenverminderung zeige Amerika; unter unseren Augen noch verschwinden Indianersprachen und Dialecte.

Die „D. Staatsb.-Ztg.“ bringt folgende Geschichte als Beitrag zur Sittengeschichte der Kaiserstadt: „Zwei junge Mädchen von schönem Aeußern, die Kinder von hiesigen anständigen, sogenannten kleinen Leuten, hatten sich, durch Putz- und Vergnügungssucht verführt, seit einiger Zeit auf die leichte Seite gelegt und pflegten hinter dem Rücken ihrer Eltern Ballocale zweideutigen oder, besser gesagt, „unzweifelhaften“ Rufes zu besuchen. Im Laufe voriger Woche hatten die beiden leichtfertigen Freundinnen sich nach dem „Odeon“ begeben, woselbst sie die Bekanntschaft zweier Herren machten, mit denen sie nach eingenommenem Souper noch nach dem „Colosseum“ wandelten. Dort zeigten sich die Cavaliere recht nobel, sie tractirten ihre Damen mit Champagner, und als alle Vier in heiterster Stimmung sich befanden, wurde auf Vorschlag des einen Herrn der Beschluß gefaßt, gemeinsam nach einem in der Krausenstraße gelegenen Local zu fahren. Die beiden Pärchen stiegen in eine vor dem Locale haltende Nachtdroschke und fort ging es nach dem dem Kutscher bezeichneten Gasthof. Dort angekommen, stieg der Roßlenker dienstbeflissen vom Bock, um seinen Fahrgästen beim Aussteigen zu helfen. Sein Benehmen war hierbei etwas sonderbar, denn trotz der ihm gewordenen guten Bezahlung zeigte er sich recht mürrisch gegen die zierlich aussteigenden Damen; seine böse Laune schien noch gesteigerter, als das erste Dämchen sich am Schlage zeigte, denn er faßte dasselbe an den Arm und riß es förmlich aus dem Wagen. Als aber das zweite Fräulein folgen wollte, erhielt dasselbe von dem Kutscher eine laut schallende Ohrfeige, daß es taumelnd auf das Polster zurücksank, dann drehte derselbe seinen Peitschenstiel um und schlug mit dem dicken Ende desselben ganz unbarmherzig auf die Schöne ein, die sich diese Cur auch ohne Widerspruch gefallen ließ. Inzwischen hatten sich die beiden Sclavons von ihrer Ueberraschung erholt und machten Miene, für ihre bartbedrängte Dame zu interveniren. Der wüthende Roßlenker aber wendete sich ihnen drohend zu mit den Worten: „Machen Sie, daß Sie fortkommen, sonst geht es Ihnen gerade so, wie meiner Tochter.“ Der Führer der Nachtdroschke war der Vater des leichtfertigen Mädchens, das man im Wagen zurückbehielt und direct nach Hause brachte.

(Werndlgewehre.) In der österreichisch-ungarischen Armee ist nunmehr mit der Ausgabe von Werndlgewehren an die Truppen begonnen worden. Die Waffenfabrik in Steyr hat zur Zeit 400,000 Werndlgewehre fertig gestellt, so daß bis zum Frühjahre die ganze Armee mit dem neuesten Gewehr ausgerüstet werden kann. Die Cavalerie und die Jäger, sowie die österreichische und die ungarische Landwehr befinden sich bereits im Besitz von Werndlgewehren.

(Der Dianentempel zu Epheſus.) Nachdem die Stätte des Dianentempels in Ephesus, eines der „sieben Wunder der alten Welt“, vor etwa einem Jahre nach langen Arbeiten über allen Zweifel festgestellt worden ist, hat Herr Wood, welcher die Ausgrabungen für das britische Museum leitet, im Laufe der letzten 12 Monate einen großen Theil des Tempels bis auf den Boden bloßgelegt und, wie der „Times“ aus Smyrna geschrieben wird, verschiedene mehr oder weniger verstümmelte architektonische Marmorblöcke aufgefunden, aus denen sich schließen läßt, daß die Verhältnisse des Bauwerkes weit stattlicher waren als die irgend eines anderen Ueberbleibsels griechischer Architectur. Diese Stücken nämlich, welche noch so dalagen, wie die Zerstörer der byantinischen Zeit sie liegen ließen, messen nicht weniger als 6' im Durchmesser, und das ungeheuere Gewicht derselben hat es nothwendig gemacht, das englische Marineministerium um Hülfeleistung anzugehen. Dieses stellte denn auch das große Panzerschiff „Caledonia“ zur Verfügung, mit dem im Anfang Januar ist dasselbe mit dem Einladen der von Wood für das britische Museum ausgezählten Marmorsäulen beschäftigt. Der größte Block, welcher über 11 Tonnen wiegt, ist Theil eines von den 36 coelatae columnae, welche Plinius erwähnt, und zeigt Herkules, wie er mit einer weiblichen Gestalt ringt, während auf einem anderen Bruchstück die unteren Hälften einiger sitzenden und stehenden weiblichen Figuren zu sehen sind. Der Tempel war im jonischen Stil aufgeführt, und Wood hat die Bruchstücke so gewählt, daß sich ein Urtheil bilden läßt, wie die Basis, das Kapitäl und die Anordnung im Allgemeinen gewesen ist. Noch Ende Januars sollte die „Caledonia“ mit ihrer werthvollen Ladung nach England absegeln.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 25. Speyer, Dienstag, den 27. Februar 1872.


### * Frühlingsnähe.

Leise flüstert's in den Lüften
Und verstohlen im Gesträuch:
Bald, ihr Todten in den Grüften,
Weckt der holde Frühling euch!

Seid getrost, die sein ihr harret!
Alles Leid und alte Qual,
Die so kalt das Herz umstarret,
Schmilzt wie Eis im Sonnenstrahl.

In der Schluchten tiefste Ecken
Dringt sein wunderbares Licht,
Daß durch dichte Eisdecken
Längst erstorbnes Leben bricht.

Hallet nur die Augen offen,
Schließt nur auf das kalte Herz:
Ohne Glauben, ohne Hoffen
Wird unheilbar euer Schmerz.

**Ch. Böhmer.**

## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Müller war jedoch nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen. Mit bündiger Entschiedenheit und Bestimmtheit erklärte er, wo es ein Menschenleben gelte, den Führer des Dampfschiffes für jede Versäumniß verantwortlich machen zu wollen.

„Ich kenne auch den öffentlichen Dienst", fügte er schließlich hinzu, „und ich werde mich, wenn Sie noch länger widerstreben, nöthigen Falls selbst an die Maschine stellen."

Seine Haltung, seine Sprache wirkten. Er sah ganz darnach aus, seinen Vorsatz unter allen Umständen auszuführen. So geschah denn auch von nun an Alles auf dem Schiffe bereitwillig und mit überraschender Schnelligkeit, — alle Bediensteten zeigten den wärmsten Eifer. Sofort wurde gewendet und schleunigst wieder angelegt, das Publikum aber eingeladen, auszusteigen und die Rückkunft des Dampfers abzuwarten. Schon stachen einige dienstfertige Schiffer, welche bereits wegen des Unglücksfalles in Allarm gebracht waren, an dem Boot vorbei in See, um Nachforschungen anzustellen.

„Schafft Schifferhaken herbei, Fischernetze!" rief Müller vom Bord aus an's Ufer, da er als Kind des Rheins mit solchen Fällen vertraut sein mochte. „Gebt Euern Genossen auf dem See draußen die Signale!"

Und während man seinen Anordnungen nachzukommen suchte, war er schon an der Seite der trostlosen Eltern, um denselben begreiflich zu machen, daß auch sie mit den beiden Töchtern an's Land müßten. Wie von Sinnen, mit Stammeln und Lallen, reckten die Verzweifelnden die Hände zu ihm empor und fragten, wo Bertha sei, ob er sie noch nicht gefunden habe. Es war eben keine leichte Aufgabe, hierbei den Kopf beisammen zu halten, und die Augen überall zu haben. Während Müller die trostlosen Verwandten beruhigte, musterte er auch mit scharfen, durchdringenden Blicken die Reihe der Landenden, da unterdeß Alles auf das schwanke Brett zudrängte, welches den Austritt vermittelte. Er schien Jemanden zu suchen und nicht zu finden. Als nun auch der junge Streuhuber an's Land stürmen wollte, faßte er denselben beiläufig am Arme.

„Hören Sie, Sie da, junger Herr", rief er ihm zu, „thun Sie jetzt das Ihrige: bieten Sie den Fischern Geld, — Herr Birkmann steht Ihnen gut für jede Auslage!" Damit ihn fahren lassend, kehrte er sich zu den Andern um. „Der ganze See muß durchsucht werden! He da, Herr Spindling bleiben Sie gefälligst an Bord: Wir werden ihre Börse noch anderwärts brauchen. — Sie müssen mit nach Bernried und Seeshaupt zurück. Ihre Frau Gemahlin wird unterdeß die Eltern und kleine Schwester trösten. Ihr Andern — vorwärts!"

Betty nickte unter Thränen dem Freunde ihrer Jugend mit schüchterner Zustimmung zu, während schon wieder das Landungsbrett zurückgezogen wurde, das Schiff sich drehte, und rasch und immer rascher in den See zurückdampfte. Vom Ufer rief mir noch weinend die kleine Minna zu, ihre liebe Bertha mitzubringen. Mit Taschenbuch und Börse in den Händen, stand der reiche Großhändler am Strande und bot, zitternd an Leib und Seele, Reichthümer für das Leben seiner Tochter.

Digitized by Google

Bei uns an Bord ging es unterdeß im Fluge über den oberen See hin. Der Dampfer hatte die gewohnte gehäßige Art des Fortkommens einmal aufgegeben, um mit reißender Schnelligkeit die grüne Fluth zu durchfurchen. Der Kamin pustete die Dampfwolken so dicht heraus, daß sie die Abendsonne verfinsterten, und noch immer schob der Heizer seinen Brennstoff unter den Kessel, als solle er zersprengt werden.

Unterdeß war der ganze Rettungsapparat des Schiffes in Bereitschaft, das anhängende Boot in Stand gesetzt, jederzeit abzustoßen und wir Alle, die wir die kleine Besatzung des Dampfers ausmachten, auf Posten, um die Umgebung im Auge zu behalten und die Wasserfläche zu übersehen. Müllers Taschenfernrohr, mein Opernguckер, und was sich an solchen Gläsern noch vorfand, wurde hervorgeholt, um von den Seiten und Enden des Schiffes Ausschau zu halten.

Den See in der Quere durchschneidend, hielt das Dampfboot gerade gegen die Landspitze, welche unterhalb Bernried, gegen Tutzing vorspringend, die weite Bucht des Karpfenwinkels abschließt. Mußten wir doch auf der Rundfahrt eben diesen Vorsprung passirt haben, als Minna ihre Schwester allein ließ und weinend auf das Verdeck zurück kam. Seitdem war die Vermißte von Niemandem mehr gesehen worden und, aller Wahrscheinlichkeit nach, von da über Bernried hin bis Seeshaupt verschwunden, da ein Kellner auf der Fahrt zwischen letzteren Orten in den Salon gekommen war, ohne daselbst Jemanden zu bemerken. Daß Bertha bei Seeshaupt sich nicht mehr auf dem Schiffe befunden, erschien ausgemacht. Es galt also vor Allem schleunigst den Strand von Bernried abzusuchen und das Wasser vor demselben abzufahren.

Der Ort liegt Ambach gerade gegenüber und da der nach Tutzing hin sich ausweitende See hier seine Ufer wieder etwas verengt, deutlich erkennbar vor den Augen. Freundlich leuchteten Schloß und Kirche aus der Nußbaumallee des Gestades und aus den herrlichen Baumgruppen des großen Schloßparkes. Aber so rasch wir uns auch dem schönen Ufer näherten, ging mir das Schiff doch zu träge, und ich meinte in tödtlicher Ungeduld mich in die grüne Fluth werfen zu müssen, um voran zu eilen. Seit das schöne Mädchen vermißt worden, war noch keine Viertelsstunde verstrichen, — so reißend schnell hatte sich Alles entwickelt. Und dennoch däuchte es mir eine Ewigkeit.

Da draußen glänzte die Abendsonne auf dem lächelnden See, der so gelassen und ruhig da fluthete, als gebe es keinen Verlust in der Welt zu beklagen. Ich aber stand an den Planken — in Verzweiflung.

„Was ist das?“ rief mir Müller zu, der auf derselben Seite des Dampfers gegen den Schiffsschnabel hin stand. „Siehst Du nicht? Da draußen bewegt sich etwas!“

Schnell richtete ich mein Glas dahin. Mir pochte und klopfte das Herz, — es wälzte sich da vorn etwas in der grünen Fluth.

Wie leicht wird in solchen Fällen die Flamme der Hoffnung wieder angefacht, wenn sie eben noch erloschen schien! Wie schnöde spielt dabei die Täuschung mit unserm Schmerze!

Wenige Secunden der Weiterfahrt genügten, um dem Gegenstand unserer gespannten Aufmerksamkeit näher zu kommen und dann bedurfte es nur eines scharfen beobachtenden Blicks, um denselben als ein großes Holzscheit zu erkennen, das auf den Wellen schaukelte. Mit der früheren Beklommenheit des Herzens schaute ich wieder hinaus und nach dem Freunde hin.

„Hegst Du noch Hoffnung?“

„Die muß man sich immer bewahren“, sagte er. „Nicht umsonst ließ ich das Dampfschiff wenden, um schneller vom Flecke zu kommen, als mit Rudern.“

„Aber der See ist weit und tief“, warf ich trostlos ein. „Selbst wenn noch Rettung möglich gewesen wäre, kommen wir viel zu spät. Die nochmalige Untersuchung des Schiffes hielt auf —“

„War aber nöthig, — und wer weiß, wie die Sache zusammenhängt!“ entgegnete er in bedenklichem Tone. „Es will mir nicht in den Kopf. Ich kenne Bertha von Jugend auf. So geschieht, ein Ausbund von Klugheit und Entschlossenheit, so fern aller falschen Sentimentalität und Schwärmerei, so wenig zur Verzweiflung geneigt, kann ich mir nicht denken, daß sie selbst den Tod gesucht habe, wo doch noch so mancher Ausweg offen stand.“

„Aber der abgestreifte Reifrock unterm offenen Kajütenfenster, die Flucht des unwürdigen Geliebten“, warf ich erregt hin, „dann das herausfordernde, harte Wort des Vaters, das ihr selbst den Weg aus all' dem Elend andeutete.“

„Ja, ja“, fiel er mit dem Kopfe nickend ein, „sie wurde bedrängt, gequält, gefoltert auf diesem verfluchten Schiffe!“ Und dabei warf er mir einen Blick zu, der mir sehr wehe that, da er einen Vorwurf enthielt, als wolle er sagen: „Du hast selbst Dein gehörig Theil daran! Aber,“ fuhr er dann laut fort, „sie war doch viel zu gescheidt zu solchem verzweifelnden Schritte.“

„O, mein Freund“, sprach ich jetzt von meiner innern Bewegung fast überwältigt, „glaube mir, ich kann es mir ebensowenig denken, daß dieses holde Wesen, dieser edle Geist von den Wellen hier verschlungen sein soll. Der Gedanke dreht mir das Gehirn um, — ich kann es nicht fassen!“

„Nicht wahr?“ sagte er, mich mißverstehend, „Ich sage es ja auch. Kaum möglich für eine erwachsene Person durch das enge Fenster ohne fremde Nachhilfe zu kommen. Freilich, Gewalt kann Alles. Aber wie wäre es, — mir kommt so der Gedanke, — hast Du Niemanden während der Fahrt am Westrand des Sees herauf sich annähern sehen? — Aufgepaßt!! Ein Nachen kommt da von Seefeiten her!“ unterbrach sich jetzt Müller mit so lauter Stimme, daß die halbe Besatzung des Schiffes nach der Richtung hinblickte.

Digitized by Google

In dem gewöhnlich sehr unbelebten oberen See war die Erscheinung eines Nachens unter den bewandten Umständen nicht zu übersehen. Der Kapitän rief denn auch den Kahn alsbald durch das Sprachrohr an. Es war jedoch nur ein alter Bauer auf der Ueberfahrt nach St. Heinrich oder Ambach, der keinerlei Auskunft zu geben wußte oder doch nur die, daß er nichts Verdächtiges im See bemerkt habe.

Und das Schiff fuhr weiter.

(Fortsetzung folgt.)

## * Die Statistik der deutschen Turnvereine.

Die Statistik ist eine Wissenschaft unserer Tage, die das Alterthum, bei dem doch die Anfänge fast aller Wissenschaften zu suchen sind, in der Weise, wie sie sie ausgebildet haben, durchaus nicht kannte. Die Statistik ist in unserer Zeit für unser ganzes Culturleben zu einer eminenten Bedeutung gelangt, ohne sie ist es in keinem Fache mehr möglich, auch nur über die Anfänge hinauszukommen, und so nackt uns auch die Tausende von Zahlen und Zusammenstellungen aller Art entgegenstarren mögen, so ist aber für den denkenden Menschengeist und den genialen Combinator eine Fülle von Wissen und ein Anlaß zu Ideen und Betrachtungen nach allen Seiten gegeben, an der kalten, starren Zahl biegt sich der bei uns oft so hoch gehende Parteigeist; mit einem Worte die Statistik ist für unsere Zeit eine unentbehrliche Wissenschaft.

Ich glaubte das voraus schicken zu müssen, um das Interesse zu wecken für eine solche Arbeit, die nach dem Urtheile von Fachautoritäten eines der hervorragendsten, man kann wohl sagen, das einzige Werk seiner Art ist, das statistische Jahrbuch der deutschen Turnerschaft. Es ist noch nicht so lange her, daß der Staat diese gleichsam kleinen Staaten innerhalb seines Gebietes als für das Ganze gefahrdrohend zu betrachten aufgehört hat, ja selbst das Vereinsleben zu seiner eigenen Förderung fördert; statistische Angaben über die Vereine aller Art sind daher für die Beurtheilung des Fortschrittes oder Rückschrittes ein unbedingt nothwendiges Material. Aber noch mangelt uns auf allen Gebieten die Vollständigkeit. Nur ein Werk dieser Art besitzen wir in dem statistischen Jahrbuch der deutschen Turnerschaft, das als Muster für alle ähnlichen Werke aufgestellt werden kann, hauptsächlich auch hinsichtlich der höchst einfachen und höchst zweckmäßigen Art seiner Erhebung. Der Thatendrang, der sich Anfangs der 60er Jahre in der deutschen Turnerwelt geltend machte, führte unter Leitung ausgezeichneter Führer zu dem Versuche der Aufnahme einer Statistik, die allerdings durch die einheitliche Leitung der deutschen Turnvereine, die sich über ein Ländergebiet von 13,400 □Meilen und 52,600,000 Einw. erstrecken, ungemein erleichtert wurde. Und wirklich gelang dieser erste kühne Versuch, wenn auch nicht vollkommen, weil eben das Verständniß unten zu sehr fehlte und die Arbeit überhaupt für's Erste eine ungeheuerliche war. So erschien das erste statistische Jahrbuch der deutschen Turnerschaft im Jahre 1862. Der Mann, der das große Unternehmen leitete, war Dr. G. Hirth, derselbe (?), der auch gegenwärtig die Annalen des deutschen Reiches herausgibt. Durch diese Statistik hat sich der Mann ein unvergängliches Denkmal gesetzt und ein Beispiel gegeben, das gewiß noch fruchtbringend und anregend werden wird für alle Unternehmungen ähnlicher Art. Nach dem schleswig-holsteinischen Kriege stellte sich ein erneutes Bedürfniß nach Aufnahme einer Statistik ein und so erschien von demselben Manne das 2. statistische Jahrbuch der deutschen Turnerschaft 1864. Das Jahr 1866 wirkte erschütternd auf alle Verhältnisse und die deutschen Turnvereine blieben nicht unberührt von dem furchtbaren Schlage, um so mehr als Deutsch-Oesterreich politisch von Deutschland losgelöst wurde. Der große deutsche Turnerbund schien bei der Zerbröckelung Deutschland's ebenfalls in die Brüche gehen zu müssen, machte ja selbst die damalige Regierung des Bürgerministeriums's in Oesterreich Anstände behufs Anschlusses der Turner Oesterreich's an den deutschen Turnerbund. Diese Gefahr wurde durch das in Weimar 1868 ausgearbeitete Grundgesetz der deutschen Turnerschaft beseitigt und wurde solchermaßen sogar fruchtbringend für den Bund. Die großen Verminderungen erforderten eine neue Erhebung und diese wurde am 1. Aug. 1869 vorgenommen; über ein Jahr währte es, bis die Zusammenstellungen gemacht werden konnten, sodaß das 3. statistische Jahrbuch der deutschen Turnerschaft erst Ende 1870 gedruckt werden konnte.

Wenn wir nun an der Hand dieser drei Jahrbücher die hauptsächlichsten Thatsachen auch für das größere Publikum wiedergeben, so finden wir von 1862—1864 einen bedeutenden Fortschritt, von 1864 bis 1869 aber einen Rückschritt in der Zahl der Turnvereine, ohne daß jedoch die Sache zurückgegangen wäre, letztere hat vielmehr bedeutend gewonnen. Im Anfange der sechziger Jahre war nämlich ein förmlicher Festtaumel in die Turnvereine gekommen; viele ließen sich durch die Festlichkeiten anlocken, waren aber faule Mitglieder der Vereine oder traten gar bald wieder aus. Seitdem aber ist eine durchaus nüchterne und klare Auffassung des Turnzweckes an die Stelle getreten, es wird ernst und sogar mehr geturnt, wenn auch mit wenigen Mitgliedern, wie uns die Statistik wiederum belehrt. Auf der andern Seite haben die Körperübungen größere Verbreitung im Volke gefunden, wie uns das Wiederaufleben der Volkswettübungen an verschiedenen Orten beweist. Die Regierungen haben sich seitdem der Sache ernstlich angenommen, besonders für die Schulen, wie uns das gleichzeitig erschienene Werk der Statistik des Schulturnens von Dr. T. C. Lion in Leipzig zeigt; das Militär hat gleichfalls in ganz Deutschland das Turnen in seine Reglement's aufgenommen, und das Alles ist hauptsächlich durch die fortwährenden Anregungen der Vertreter der deutschen Turnvereine geschehen, die immer und immer den Nutzen der Körperübungen unserer Zeit mit den eindringlichsten Worten predigten nach oben und unten.

Nach der Statistik gab es im Jahre 1862 in

Digitized by Google

Deutschland 1284 Turnvereine, 1864 1934, 1869 1546; zu bemerken bleibt, daß dies nur diejenigen Vereine sind, die brauchbare Berichte lieferten, während viele entweder gar nicht bekannt wurden oder nichts antworteten oder die Fragebogen nicht entsprechend ausfüllten; wir dürfen daher immer mindestens 100 Vereine mehr annehmen. Was die Zahl der Mitglieder betrifft, so betrug dieselbe 1864 202,000, 1869 156,000, also 46,000 Mitglieder weniger, was sich daraus erklären läßt, daß in dem Festtaumel Anfangs der 60er Jahre sehr viele Vereine entstanden sind, die in den darauffolgenden Jahren, besonders nach 1866 sich rasch wieder auflösten, und daß überhaupt im Laufe der Zeit auch die jetzt noch bestehenden Turnvereine viele Mitglieder verloren, die bloß der Festlichkeiten oder der Neuheit der Sache wegen angelockt waren.

Um nun auf die Vertheilung der Mitglieder und Vereine auf die einzelnen Theile Deutschlands zu kommen, muß hier vorausgeschickt werden, daß die deutschen Turnvereine für ihre Zwecke Deutschland in 17 Turnkreise eingetheilt haben:

1. Nordosten (Ost- und West-Preußen), 2. Schlesien und Südposen, 3a Pommern, 3b Brandenburg, 3c preußische Provinz Sachsen und Anhalt, 4. Norden (Schleswig-Holstein, Lauenburg, beide Mecklenburg, Hamburg, Lübeck), 5. Niederweser und Ems, (Nördliches Hannover, Oldenburg, Bremen), 6. Hannover (Südliches Hannover, Braunschweig, beide Lippen, Waldeck), 7. Oberweser (Hildesheim, Clausthal, Kurhessen), 8. Niederrhein: Westphalen (Aachen, Coblenz, Cöln, Düsseldorf, Arnsberg, Minden, Münster), 9. Mittelrhein (Nassau, Großh. Hessen, Trier, Birkenfeld), 10. Oberrhein (Baden und Pfalz), 11. Schwaben (Württemberg), 12. Bayern (diesseits des Rheines), 13. Thüringen (Weimar, Meiningen, Coburg, Altenburg, beide Schwarzburg, beide Reuß, Merseburg, Erfurt), 14. Sachsen (Königreich), 15. Deutsch-Oesterreich. — Elsaß-Lothringen, wo es auch Turnvereine gibt, wird bald als 18. Kreis hinzutreten.

Hier nun die Zahl der Vereine und Mitglieder aller Turnkreise einzeln anzuführen, würde zu weit führen, nur von einigen soll es geschehen. Bayern speciell nimmt in turnerischer Beziehung in Deutschland einen mittleren Rang ein, die letzte Statistik zählt 156 Vereine mit 13,900 Mitgliedern; die Pfalz, die zum X. Kreise gehört, zählte 9 Vereine mit 1135 Mitgliedern. Am blühendsten steht das Turnwesen in Sachsen, das 244 Vereine mit 26,258 Mitgliedern zählt. Die letzte Stelle nimmt der Nordosten ein, in dem 34 Vereine mit 3062 Mitgliedern bestehen. Gleichfalls blühend steht das Turnwesen in Thüringen, Mittelrhein, Oberweser und Hannover; ihnen schließen sich der Reihe nach als mittelmäßig an: Schwaben, Niederrhein und Westphalen, Preuß. Sachsen, Oberrhein, Norden, Bayern, Brandenburg, Niederweser und Ems. Noch viel zu thun bleibt für das Turnwesen in Oesterreich, wo jedoch seit 1866 ungemein viel geschehen ist und es eigentlich im Neubegründen am rührigsten hergeht; dann in Pommern und Südposen (Polen) und besonders im Nordosten.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

**Mainz**, 23. Febr. Heute früh gegen sechs Uhr kam der von Bingen einlaufende Güterzug mit 60 mit Zollgut und Kohlen beladenen Wagen durch die Rheinstraße hereingefahren, als plötzlich aus einer bis jetzt noch nicht aufgeklärten Ursache beim Passiren einer Weiche gerade vor dem Mainzer Hof die Maschine rasch und jäh entgleiste. Trotzdem der Zug nur seine gewöhnliche, in der Stadt gemäßigte Fahrgeschwindigkeit hatte, war doch der Stoß der meistens mit schweren Gütern (Eisen und Kohlen) beladenen Wagen ein fürchterlicher. Nicht weniger als 13 Wagen sind total zertrümmert, drei so in einander gefahren, daß man kaum erkennen kann, wo der eine anfängt und der andere aufhört. Ein mit Stabeisen beladener Wagen räumte sich senkrecht in die Höhe, während ein anderer mit Roheisen auf einen Gefährten zu reiten gekommen ist. Kaum ein Stück der beschädigten Wagen, das nicht gelitten hat und nicht zerbrochen oder verbogen wäre, und obendrein sind die meisten Räder demolirt in das Pflaster der Geleise hineingefahren, daß sie dort förmlich herausgegraben werden müssen. Man kann sich kaum ein pittoreskeres Bild der Zerstörung denken als diesen Trümmerhaufen. Der Schaden der Bahn dürfte sich auf 80—100,000 fl. belaufen, abgesehen von dem Umstande, daß die Passage völlig versperrt ist und es vielleicht noch morgen bleibt. Menschenleben sind zum Glück keine zu beklagen. Die Ludwigsbahn ist durch dieses Ereignis für ihren Dienst rheinabwärts in ziemliche Verlegenheit gerathen, da ihr Material nach dieser Seite nicht aus dem Bahnhof kam; man hat sich deßhalb mit rasch aus dem Gartenfelde und von der Binger Linie requirirtem Material helfen müssen. Die Ablahrt und Ankunft der Personenzüge nach Bingen (Köln 2c.) findet nun auch in der Rheinstraße vor dem „Rheinischen Hof" statt. Man hofft aber heute noch die Strecke wieder frei zu machen. Beim Abfahren der Locomotive des verunglückten Güterzuges entgleiste dieselbe abermals; es scheint demnach ein Fehler an der Achse die Schuld an dem ganzen Vorfall zu tragen. (M. Tagbl.)

Ueber das Erdbeben, welches am 28. Januar Schemacha zerstört hat, wird der Petersburger Nordischen Presse aus Baku, 2. Febr., geschrieben: „Das Unglück geschah um 9 U. 55 M. Vormittags; binnen 45 Secunden war die ganze Stadt ein Trümmerhaufen. Die hiesige Telegraphenstation war von Depeschen-Absendern fast gestürmt. Zwei Tage hindurch vom frühen Morgen bis zum späten Abend wurden ununterbrochen zwischen Baku und Schemacha Depeschen gewechselt. Am meisten haben die armenischen und tartarischen Quartiere gelitten. Aus der russischen Kirche lasen die Betenden heraus. In einem Metschet kamen 40 mohamedanische Schüler um, in dem lutherischen Bethause 90 Armenier ums Leben. Es sind dort viele Armenier, die zu dem lutherischen Glauben übergetreten sind. Viele Häuser sind mehr oder minder beschädigt, die meisten aber ganz zusammengefallen. In der Familie eines Beamten sind drei Kinder erschlagen. Zerstört sind das Gerichtshaus, der Club, das Gefängniß, (30 nach Sibirien verurtheilte Arrestanten sind sofort nach Baku abgeschickt, als das Gefängniß auseinander fiel, kommandirte Infanterie brauchte die Flucht ergreifen, thaten es aber nicht, sondern stellten sich gruppenweise), die Kosakencaserne, eine armenische Kirche, das Lazareth, viele Buden mit Waaren. Ueberhaupt sollen höchstens 25 Häuser, in denen man noch wohnen kann, nachgeblieben sein. Am nächsten Tage wurden 118 Leichen und 44 schwer Verwundete ausgefunden. Viele mögen noch unter den Trümmern liegen. Das Elend ist groß. Die arme Einwohnerschaft kleb obdachlos bei einer Kälte von 6 bis 8 Grad. Die in der Umgegend von Schemacha liegenden Dörfer sollen auch gelitten haben."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 26. Speyer, Donnerstag, den 29. Februar 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

### Zweites Capitel.

Es läßt sich denken, wie meine Hoffnung bei solchem Anlasse immer stieg, um dann wieder desto tiefer zu fallen. In tiefstem Schmerze stand ich an den Planken des Schiffes und sah hinaus auf den vom Abend verschönten, bewegten See, dessen Wellen so unbarmherzig ruhig dahin fluteten, während Alles in mir in trüber Aufregung war. Versunken in meinen innern Jammer, hatte ich selbst die Nähe Müllers vergessen, als derselbe sich nochmals zu mir wandte.

„Hast Du auf der Herfahrt, während Du mit Bertha sprachst, keine Gondeln sich annähern sehen?"

„Nichts", antwortete ich. „Dieseits Possenhofen umschwärmten das Schiff nur wenige und kamen erst bei Tutzing wieder in größerer Anzahl, um sich von der Wallung wiegen zu lassen. Aber halt! da fällt mir gerade ein", fügte ich hinzu, „daß ein badender Mann gegen das Schiff her schwamm, als ich mich in die Cajüte verfügte und dies zum Anlaß einer Unterhaltung mit Fräulein Birkmann nahm."

„So!" machte jetzt Müller aufmerksam und bedenklich. „Ein Mann schwamm heran! Und wie sah er denn aus?"

„Wie konnte ich aus der Ferne mehr als einen haarigen Kopf unterscheiden!"

„Und zu welchem Gespräch warst Du denn veranlaßt?" fragte er weiter.

„Mein Gott, ich war lebhaft an den wilden Wassermann, der die schöne Agnese raubt, erinnert."

„Schau, schau!" machte Müller, kehrte sich jedoch alsbald von mir ab, dem Führer des Schiffes auf seinem erhöhten Sitze zu: „Herr Kapitän, kann sich ein Mensch dem Schiff in seinem Laufe, schwimmend oder mit Nachen so nähern, daß es ihm möglich würde, Jemand von Bord anzunehmen?"

„Ah, nein! Rein unmöglich!" war die Antwort. „Er würde ja wie ein Gummiball an die Schiffsplanke geworfen und von der Fluth verschlungen oder unter den Schiffskiel gezogen werden. Sehen Sie doch nur die Strömung da! Rein lächerlich."

„Sie mögen Recht haben. Die Möglichkeit aber dennoch zugegeben, könnte es unbemerkt geschehen?"

„Nie!"

Auf diese Antwort hin kehrte sich Müller wieder zu mir her.

„Der Mann ist gar zu sicher", sagte er. „Ja, im untern See, wo tausend Augen von den Villen her den Dampfer beobachten und hundert Kähne ihm umschwärmen, hat sein Niemals Sinn; hier oben aber nicht!"

Welchen seltsamen Muthmaßungen gibst Du Dich hin?" hob ich jetzt an, ohne das Opernglas vom Auge zu thun.

„Ich kann und kann es nicht glauben, daß sie einen solchen Schritt gethan", antwortete er, ebenfalls durch sein Fernrohr auf die Seefläche hinausblickend. „Eher glaube ich an Gewalt."

„Gewalt? Woran denkst Du?"

„Man muß Alles in Betracht ziehen."

„Du glaubst also — sie wäre — ich bitte Dich — wohl gar ermordet?" rief ich entsetzt, ließ den Opernguder fallen und schaute ihn starr an.

Er zuckte blos mit den Schultern.

„Man hat ja schon Beispiele erlebt", fuhr er dann fort. „Goldne Uhr und Kette, Börse und Ringe — wer weiß, wen es gereizt! War doch verdächtiges Volk genug auf dem Schiffe. An Soldaten und Holzknechte will ich dabei nicht denken, aber es waren Andere da, auf die wir nicht Acht hatten."

„Ach, das sind ja Alles Unmöglichkeiten!" entgegnete ich. „Warum denn solche ungeheuerliche Vermuthungen, wo leider die natürliche Erklärung so nahe liegt."

„Erinnere Dich des Fremden, der sich schon aus dem Staube gemacht hatte, als ich ihn unter den Aufsteigenden suchte", fuhr der Andere sinnend fort. „Er war mit einmal wie verweht. Hätt' ich ihn doch schärfer im Auge behalten. — Gib' Acht, Fischer! Sieh' einmal dort in den Karpfenwinkel hinein!"

„Was denn?"

„Etwas Weißes", sagte er, als wir der Landhitze gegenüber waren, die von einem schönen Bauernhaus gekrönt mit Busch und Matten aus dem See aufsteigt. „Sieh' nur, es taucht auf und nieder! Auf und nieder, wie eine Nixe!"

Digitized by Google

Das Blut wallte fieberisch durch alle meine Adern. Dort in der Ferne wiegte sich wirklich etwas Weißes in der von der Abendsonne beleuchteten Fluth, wie eine Schwanjungfrau, — wenn es keine Möve war. Wir standen bereit in den Kahn zu springen und darauf los zu rudern. Da flog es auf. Es war eine der großen weißen Möven mit hellblauen Flügeldecken, welche die Seen und Flüße des Hochlandes beleben. Schreiend flatterte der Vogel über unser Schiff hin, das rasch weiter schoß.

Einige Nachen, die auf der Fluth gegen Tutzing hinschwebten, wurden angerufen und so gut es ging von der Sachlage unterrichtet, während ich Gelegenheit nahm, meinen Freund mit dem Abenteuer im Mühlthale bekannt zu machen. War ich doch jetzt der Verpflichtung entbunden, mein Geheimniß noch länger zu bewahren, und der seltsame Wahn Müllers verlangte gewissermaßen diese Aufklärung. Ohne Rückhalt sprach ich meine Vermuthung dahin aus, daß Bertha schon am Flüßchen jenes Thales mit der Absicht gestanden sein müßte, die sie dann im See ausführte.

Ob ich damit den Freund überzeugte, weiß ich nicht. Wenigstens hielt er nichts weiter entgegen, fand freilich auch keine Zeit mehr hierzu. Denn Bernried, Schloß und Dorf, lagen bereits vor uns am grünen Strande, und einige Fischer, aufmerksam gemacht durch die Signale und die ungewohnte Rückkehr des Dampfers harrten schon am Ufer. Hier ging ich selbst an's Land, wie ich mir vorbehalten hatte um die Nachforschungen zu leiten und den Eifer der Fischer anzustacheln, während der reiche Fabricant Spindling mit Müller die Fahrt nach Seeshaupt fortsetzte. Mein Abschied von dem Freunde war kurz. Nahm ich mir doch kaum Zeit, einen traurigen Blick dem Dampfer nachzuwerfen, auf dem ich einen schönen, ach! nur zu kurzen und so schrecklich unterbrochenen Traum vom Glücke der Liebe geträumt hatte.

Ich hatte das Ufer in der Hoffnung betreten, irgend welche Nachricht zu erhalten, welche auf die Spur der Verlornen leiten konnte. Der Mensch erträge ja ohne Hoffnung das Leben nicht. Mit welcher Erwartung mochten die jammernden Eltern der Rückkehr des Schiffes entgegen sehen! Und die Besatzung desselben hoffte sicherlich auf irgend eine Kunde, wo irgend nur angelegt wurde. Und zuletzt trug man sich, nach vergeblicher Umfrage und traurigster Fahrt, gewiß noch mit der heimlichen Hoffnung, am Ausgangsorte derselben, zu Starnberg selbst Etwas zu erfahren. Eine Unmöglichkeit. Man brachte nur die überraschende und aufregende Unglückskunde dahin.

Für jetzt war die ganze Fischerbevölkerung von Bernried auf mein Betreiben in die Kähne gesprungen und in den See hinausgefahren. Man hatte nicht versäumt, auch in den Karpfenwinkel nach Zaismehring hinein das Zeichen zu geben, welches zur Untersuchung des Wassers aufforderte, während die Tutzinger schon aufmerksam geworden waren, und ihre Fischerkähne uns bereits über die weite Bucht entgegen schwammen.

So war der ganze obere See — von beiden Ufern aus — selbigen Sommerabends ein Gegenstand eifriger Durchsuchung. Ueberall wurde nachgeforscht, die Fluth nach allen Richtungen durchschnitten, der Strand abgesucht, die Tiefe ergründet. Ich selbst drang im Nachen durch das Schilf des Karpfenwinkels, bis ich nicht mehr weiter konnte, watete über den feuchten Grund und ging, am späten Abend, das schlammige Ufer bei Zaismehring noch bei Fackelschein ab.

Vergebens.

Da lag nun der Sternenhimmel mit seiner klaren Pracht über den dunkeln Wasserspiegel hingebreitet, aus der Höhe und aus der Tiefe leuchtend. Und fern und nahe, an den Ufern und inmitten des Sees und weit, — weit vom untern Ende desselben, schimmerten träge rothe Punkte oder warfen wandelnde Feuer glänzenden Flammenschein über die zitternde Fluth. Ueberall war die Fischerbevölkerung noch im Durchforschen des tiefen Wassers begriffen und zwar am untern See auf Anordnung des Seegerichtes selbst. Hatte doch daselbe nicht sobald von dem Unglücksfalle Kunde erhalten, als es schon die nöthigen Anstalten traf und zum größten Eifer antrieb — Alles vergebens.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Statistik der deutschen Turnvereine.

(Fortsetzung.)

Interessant dürfte es auch sein zu wissen, wie stark die Turner in den deutschen Armeen und insbesondere im letzten Feldzuge vertreten waren. Wir könnten hier wohl im Allgemeinen Zahlen anführen; da aber mit Nächstem eine eigene Kriegsstatistik der deutschen Turnerschaft erscheinen wird, von einzelnen Kreisen schon erschienen ist, so wollen wir eine Angabe der größeren Genauigkeit wegen bis dahin verschieben. Nach der Vertheilung der Vereine und Mitglieder auf Quadratmeilen und Einwohnerzahl kommt im Allgemeinen, auf 1 □M. oder 3000 Einw. 1 Turnverein, und auf 1 □M. 12 Turner oder auf 1000 Einw. 3 Turner.

Um hier nun einzelne Kreise wieder als Beispiel zur Beurtheilung des Betriebs der Körperübungen in denselben anzuführen, so kommen in Sachsen auf 1000 Einw. 14 Turner und auf 1 □M. 120 Turner, im Nordosten hingegen auf 1000 Einw. 0,75 Turner und auf 1 □M. 2 Turner, in Oesterreich auf 1000 Einw. 1,75 Turner und auf 1 □M. 6 Turner, in Bayern auf 1000 Einw. 3,5 Turner und auf 1 □M. 11 Turner.

Im Allgemeinen existirt an den einzelnen Orten 1 Verein, doch gibt es an 65 Orten 2 Vereine, an 11 3, an 3 4, an 2 5, an einem Orte (Dresden) 8 und in Berlin 19 Turnvereine (mit gemeinsamem Turnrath). Was das Alter der jetzt noch bestehenden

Digitized by Google

Vereine betrifft, so gibt es blos 4 Vereine, die vor dem Jahre 1840 begründet wurden, nämlich die Hamburger Turnerschaft 1816, der Turnverein zu Mainz 1817, der Gymnasial-Turnverein zu Wolfenbüttel 1828 und der Schüler-Turnverein zu Hannover 1831, 1840 wurde der Turnverein zu Falkenstein begründet.

Auf die folgenden Jahre vertheilen sich Turnvereine folgendermaßen: 1841 —, 1842 1, 1843 5, 1844 6, 1845 12, 1846 22, 1847 17, 1848 34, 1849 11, 1850 6, 1851 3, 1852 3, 1853 3, 1854 4, 1855 5, 1856 10, 1857 8, 1858 28, 1859 53, 1860 177, 1861 311, 1862 309, 1863 179, 1864 122, 1865 62, 1866 25, 1867 40, 1868 48, 1869 37. An diese Zahlen lassen sich wohl auch einige Bemerkungen knüpfen. Vor 1848 hatten die Turnvereine ziemliche Kämpfe, um ihre Sache zu halten und zu fördern, doch wurden ziemlich viele Vereine ins Leben gerufen, wie uns die ganz ansehnliche Zahl beweist, die sich trotz der Stürme der folgenden Zeiten bis auf unsere Tage erhalten haben. Nach 1848 trat eine Reaction ein, die ihre Spitze vorzüglich auch gegen die Turnvereine kehrte, weil diese in ihrer Mitte nicht selten gegen ihren eigentlichen Zweck dem politischen Gedanken Ausdruck gegeben hatten und so wurden eine Masse von Vereinen aufgelöst und Neub-gründungen gehörten fast zu den Unmöglichkeiten. Erst Ende der 50er Jahre schien dem Turnwesen wieder eine mildere Sonne; selbst Regierungen traten für die Körperübungen als im Staatsinteresse gelegen ein, führten sie in den Mittelschulen, zum Theil sogar in den Volksschulen ein, daher die großen Ziffern von 1860 und den folgenden Jahren, in denen über $^2/_3$ der jetzt bestehenden Turnvereine begründet wurden. Seitdem gehen die Neubegründungen langsam vorwärts, da dem Bedürfniß nach Körperübungen in den größeren Orten bereits entsprochen ist.

Was die Mitgliederzahl der Vereine betrifft, so gibt es mit unter 50 Mitgliedern 579 Vereine

| | | | |
|---|---|---|---|
| 50— 100 | „ | 592 | „ |
| 100— 150 | „ | 181 | „ |
| 150— 200 | „ | 68 | „ |
| 200— 250 | „ | 44 | „ |
| 250— 300 | „ | 21 | „ |
| 300— 400 | „ | 25 | „ |
| 400— 500 | „ | 13 | „ |
| 500— 600 | „ | 7 | „ |
| 600— 800 | „ | 2 | „ |
| 800—1000 | „ | 1 | „ |
| über 1000 | „ | 2 | „ |

Letztere 2 Vereine sind die Berliner Turnerschaft mit 1102 und der Leipziger Turnverein mit 1018 Mitgliedern.

Wie wir bereits bemerkten, bestehen an mehreren Orten mehrere Turnvereine; rechnet man diese ihre Mitgliederzahl zusammen, so hat Berlin 2014 Mitglieder, Leipzig 1914, Dresden 1401, Breslau 897, Hamburg 818, Chemnitz 815, Crimmitschau 783, Hannover 782, Elberfeld 752, Wien 747, Barmen 712, Bremen 691, Stuttgart 663, Döbeln 593, Graz 583, Frankfurt a. M. 542, Cassel 532, Königsberg (1 Verein) 528, Darmstadt (1 Verein) 528, Hanau 512, Duisburg (1 Verein) 508, Aachen 502, Nürnberg (1 Verein) 498, München (1 Verein) 492 u. s. w. Die an Zahl größten bayerischen Turnvereine sind außer Nürnberg und München: Bayreuth mit 353 Mitglieder, Bamberg 349, Hoff 250, Kempten 219, Würzburg 202.

Ein weiterer Abschnitt der Statistik handelt von dem Berufe der Mitglieder. Unter den 156,400 Mitgliedern sind 23,900 Turnschüler und 4000 Turnschülerinnen, welche bei dieser Zusammenstellung natürlich mit inbegriffen sind, so daß wir 128,500 eigentliche Vereinsmitglieder zählen (48,200 Turnfreunde = passive Turner, 80,300 Turner = active Turner).

Bei der Angabe des Berufes und der Lebensstellung der Mitglieder sind im Allgemeinen 3 Rubriken gemacht: 1. Handwerker, wozu gerechnet sind die Landwirthe, die eigentlichen Gewerbetreibenden, die Fabrik- und Handarbeiter, 2. Gelehrte, nämlich Besucher höherer Lehranstalten, Techniker und Künstler, Geistliche, Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Lehrer, Schriftsteller, Advocaten und höhere Beamte und 3. Kaufleute, nämlich außer den Kaufleuten im engeren Sinne, Bureaugehilfen, Schreiber, Soldaten außer Dienst, sonstigen Berufsarten Angehörige.

Auf diese drei Berufsarten vertheilt sich die Mitgliederzahl der Vereine folgendermaßen: 1. Handwerker 77,200, worunter 6600 Landwirthe, 60,500 Gewerbetreibende und 10,100 Fabrik- und Handarbeiter.

2. Gelehrte 14,700, worunter 1600 Besucher höherer Lehranstalten, 4000 Techniker und Künstler, 200 Geistliche, 1600 Aerzte, Chirurgen und Apotheker, 3100 Lehrer und Schriftsteller, 3200 Advocaten und höhere Beamte.

3. Kaufleute 36,500, worunter 24,300 Kaufleute im engeren Sinne, 5600 Bureaugehilfen und Schreiber, 1500 Soldaten außer Dienst und 6100 sonstigen Berufsarten Angehörige.

Was das jenseitige Bayern speciell betrifft, (die Pfalz als zum X. Turnkreise gehörig ist nicht ausgeschieden), so vertheilen sich die 13,900 Vereinsmitglieder, von denen 2600 Turnschüler und 200 Turnschülerinnen in Wegfall kommen, so daß also noch 11,100 eigentliche Vereinsmitglieder verbleiben, folgendermaßen:

1. Handwerker 7900, worunter 700 Landwirthe, 6500 Gewerbetreibende und 700 Fabrik und Handarbeiter;

2. Gelehrte 920, worunter 40 Besucher höherer Lehranstalten, 330 Techniker und Künstler, 10 Geistliche, 160 Aerzte, Apotheker und Chirurgen, 150 Lehrer und Schriftsteller, 230 Advocaten und höhere Beamte.

3. Kaufleute 2300, worunter Kaufleute im engeren Sinne 1450, Bureaugehilfen und Schreiber 450, Soldaten außer Dienst 200, sonstigen Berufsarten Angehörige 200.

Aus dieser Zusammenstellung ergeben sich verschiedene und mannigfaltige Betrachtungen, wir wollen

Digitized by Google

hier nur kurz Einiges bemerken. Wir sehen vor Allem, daß der Landmann sich nicht in dem Grade am Turnen betheiligt. wie der Gewerbsmann. Das hat seinen Grund theils darin, daß in den kleinen Ortschaften meistens ein Turnverein nicht existirt, theils auch weil der Landmann der Körperübungen nicht in dem Grade bedarf, wie der Gewerbetreibende, der durch sein Geschäft meistens nach irgend einer Seite körperlich einseitig ausgebildet wird. Durch das Turnen soll zur allseitigen harmonischen Ausbildung des Körpers gelangt werden. Weiter sehen wir, daß die Jugend an unseren Hochschulen sich sehr schwach am Turnen betheiligt, was theils darin seinen Grund hat, weil noch wenige akademische Turnvereine existiren und die Studenten in die gewöhnlichen Turnvereine aus verschiedenen Gründen nicht eintreten wollen, theils weil auch Fechten und Kneipen die Zeit ausfüllt. Auch von den Herren Geistlichen sind wenige Mitglieder von Turnvereinen, was sich übrigens leicht erklären läßt. Ziemlich zahlreich ist auch der Stand der Kaufleute vertreten, die allerdings bei ihrer mehr geistigen Beschäftigung der Körperübungen recht sehr bedürfen.

(Schluß folgt.)

## Die Mitrailleusen und ihre Leistungen im Kriege 1870/71.

Die Redaction von Streffleurs „Oesterreich. militärischer Zeitschrift" hat, wie schon erwähnt, im Februar 1871 mehrere Preise auf die Beantwortung aus den Erfahrungen des letzten Krieges entspringender militärisch-wissenschaftlicher Fragen ausgeschrieben. Unter den auf die Beantwortung der Frage über die Verwendbarkeit der Mitrailleusen bezüglichen Einsendungen wurde das Elaborat: „Die Mitrailleusen und ihre Leistungen im Feldzuge 1870/71" von Hermann Graf Thürheim, k. bayer. Hauptmann und Mitglied der Artillerie-Beschaffungscommission von dem Preisgericht zur Prämiirung auserwählt. Nachdem der Verfasser im ersten Abschnitte die Entstehung der beiden Systeme nachgewiesen, stellt er im zweiten die Vortheile beider gegenüber, wonach für das französische canon à balles die größere Schußweite, für das bayerische Feldgeschütz aber die Einheit der Patrone mit der Infanterie, größere Feuergeschwindigkeit, größere Leichtigkeit des Materials und größere Munitionsmenge spricht. Am interessantesten ist der 5. Abschnitt „Gefechtserfahrungen", welcher gleichsam das Resumé des Ganzen bildet. Die „Allg. Ztg." führt einige Stellen daraus an. „Im ausgedehntesten Maße wurden die französischen Mitrailleusen in den ersten Schlachten und Gefechten bei Wörth, Metz und Sedan in Anwendung gebracht. Wenn sie im Laufe des Krieges auch niemals ganz verschwunden sind, so hat sich ihr Auftreten in den spätern Gefechten sowohl hinsichtlich der Zahl als in taktischer Beziehung bedeutend geändert, vor allem aus dem Grunde, weil durch die angeführten drei Schlachten und bezw. die Capitulation von Metz fast sämmtliche Mitrailleusen, nämlich 142 Stücke in deutschen Händen waren. Die Loire-Armee trat vom 9. Nov. an wieder mit Mitrailleusen auf. Während sie aber in den Schlachten von Wörth, Metz und Sedan, in langen Linien entwickelt und meist versichany, während der ganzen Dauer der Gefechte hörbar waren, sind sie in den spätern Gefechten immer erst am Ende derselben aufgetreten und meist nach ganz kurzer, kaum halbstündiger Thätigkeit wieder verschwunden, auch ohne durch unsere Geschütze hiezu veranlaßt gewesen zu sein. Ich glaube, daß die Franzosen mehr als je Gewicht auf den moralischen Einfluß der Mitrailleusen legen und bei der mangelhaft zusammengesetzten und geübten Armee der Republik legen mußten. Die Achtung der Franzosen vor diesen Kriegsmaschinen konnte nur auf moralischen Eindrücken beruhen, mit welchen das fremdartige, weithin hörbare Gekratter des Canon à balles ihre Phantasie belebte, und Bilder ausmalen ließ, welche ihre leicht erregbare Natur für baare Münze hinnahm. Die Verluste auf Deutscher Seite durch Mitrailleusenfeuer anlangend, ist es heute noch nicht möglich, mit einigermaßen richtigen Zahlen zu dienen; aber so viel steht fest, daß sie keineswegs groß waren, noch im Verhältniß zu dem Aufwande derselben, welchen die Franzosen in pecuniärer Beziehung und mit ihren Bemühungen machten, um die Sache in den gehörigen Respect zu bringen. Allerdings haben einzelne Abtheilungen, welche in ihren Streichrayon zu kommen das Unglück hatten, namhafte Verluste erlitten und die Erstürmung der durch Mitrailleusen vertheidigten Positionen hat manchem unserer Braven das Leben gekostet. Allein trotzdem blieben die Verluste im Ganzen gering. Am größten sind die Verluste noch bei der Infanterie und doch habe ich schon nach der Schlacht von Wörth Briefe von Offizieren gelesen, worin dieselben behaupten, daß der Ton des Canon a balles höchst unangenehm und angreifend sei, daß es aber nicht sehr schwer wäre, seinen Geschossen aus dem Wege zu gehen, da dieselben fast stets auf denselben Fleck einhelen — ein Beweis dafür, daß die einmal genommene Richtung beibehalten werden mußte, weil eine Beobachtung des Schusses unmöglich war. Von unsern Geschützbatterien sind in den ersten Schlachten viele in Mitrailleusenfeuer gekommen, allein trotz eifriger Nachforschung wurde mir nicht ein einziges Beispiel bekannt, wo dieselben durch dieses Feuer sehr viel zu leiden gehabt hätten. Vor und hinter die Batterie und selbst in die Zwischenräume sind zahlreiche Lagen eingeschlagen, aber von den vielen Geschossen ist kaum ein Mann oder ein Pferd verwundet worden. Der berühmte, durch alle Zeitungen ausposaunte Ruf Napoleons III. bei Gelegenheit der Besichtigung des Canon a balles und seiner Schießproben: „Cest un massacre!" (das ist ein Gemetzel) war jedenfalls vertraut und mehr auf Gemüther berechnet, welche die Franzosen anzustaunen und zu beneiden eine neue Ursache haben sollten. Von der Wirkung der bayerischen Mitrailleusen, schreibt der Verfasser, kann ich keine Nachrichten geben; das muß von Seiten der Franzosen geschehen. Bei Coulmiers hielt eine bayerische Mitrailleusen-Batterie dreimal vordringenden feindliche Abtheilungen zwei Stunden lang auf und deckte den Rückzug der Infanterie. Das Gesammtresultat des Feldgeschützes war, daß von 16 Läufen der Batterie 13 klemmten, und zwar so, daß im Gefecht selbst an eine Reparatur nicht zu denken war. Nach demselben waren sie rasch wieder geschlossahig gemacht. Die Ursache der zahlreichen Klemmungen war die, daß bei Bewegung der Geschütze, um die Position zu wechseln, Patronen sich auftellen und somit schief in die Zubringer fielen. Daß diesen Uebelständen für die Folge abzuhelfen ist, unterliegt keinem Zweifel, und ich möchte immer noch glauben, daß das Feldgeschütz kriegsbrauchbarer zu machen ist, als das Canon a balles." Das Endurtheil selbst lautet kurz: „Das Kartätschengeschütz ist nun und nimmer ein für brauchbares Werkzeug für den Krieg im freien Felde, denn im Allgemeinen leistet es weit weniger, als ein ihm entsprechender Theil Infanterie oder Artillerie. Nur in ganz einzelnen Fällen ist seine Wirkung in der That von großem Vortheil. Da diese Fälle aber nur Ausnahmsfälle sind, so rechtfertigen sie eine Zusammenstellung in Batterien nicht, und höchstens mögen einige dieser Geschütze in den Reserven nachgeführt werden. Dagegen bietet es in der Festung und besonders in der Verwendung als Flankengeschütz außerordentliche taktische und fortificatorische Vortheile, so daß der Ingenieur und der Artillerist in Zukunft wohl mit dieser Waffe zu rechnen haben. Hier ist es auch weniger kostspielig, da es des lästigen Apparats an Pferden und Munitionswagen entbehren kann."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 27. Speyer, Samstag, den 2. März 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.
Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Wie traurig, wie trüb und trostlos blickte ich in die Nacht! Wo hatte sie sich gebettet, deren Bild sich tief in mein blutendes Herz eingegraben hatte, — die ich auf so schreckliche Weise schon verloren, während ich sie erst gewinnen wollte? Wo schaukelten sie die Wellen in den ewigen Schlummer hinein?

O, die blauen Lüfte über dem ruhenden See, das leise Flüstern und Stöhnen des Uferschilfs gaben keine Antwort auf meine Fragen. Der helle Sternenglanz oben und unten, das Leuchten der Fackeln auf dem Wasser und der holde Friede der Natur ringsum milderten nichts an den qualvollen Empfindungen, die mich folterten.

Es war eine gräßliche Nacht nach einem solchen Tage.

Als nun allmählig die Fakeln von dem See verschwanden, auch am Ufer erloschen, und ich ohne den geringsten Erfolg zum Gestade zurückkehrte; als ich zum Tode erschöpft und innerlich fast gebrochen die prächtige Nußbaumallee neben dem Schloßhofe von Berg hinanwankte, um mir in der ärmlichen Schenke eine Lagerstätte zu suchen; als ich mit gequältem, ruhelosem Gemüthe, mich stundenlang auf dem harten Polster gewälzt hatte und, sobald ich einschlummern wollte, immer wieder eingebildete Rufe nach Schifferhaken und Fischernetzen die todtmüde Seele aufrüttelten; und als ich dann einen neuen Morgen über den See tagen sah, der alle Erinnerungen des vorigen Tages auffrischte: da empfand ich es bis in's innerste Mark meines Lebens, daß es eine schreckliche Nacht gewesen, wie ich noch keine erlebt und zu erleben je gefürchtet hatte.

Schon in grauer Nebelfrühe weckte ich die Fischer zur kühlen Seefahrt. Vielleicht war dennoch irgend welche Spur entdeckt. Ich hoffte und fürchtete wieder Alles, fragte an und ließ überall anfragen, ob sich nicht etwas gefunden. Nichts, — gar nichts. Ich ruhte nicht, die Nachforschungen mußten fortgesetzt werden, und ich selbst ließ mich von Ufer zu Ufer am obern See rudern und weiter in die untere Hälfte desselben. Jedem ziellos treibenden Holzblock, jeder schwimmenden Möve oder Taucherente fuhr ich mit trauriger Hoffnung entgegen. Jeder schaumumspritzte Kahn, den eine städtische Schöne über den morgenkühlen See hinlenkte, zog mich mit der hoffnungsbangen Spannung auf das Unmögliche an. Und nach den mannigfachsten Täuschungen, gab ich mich immer wieder neuen hin. Ich konnte und wollte mir keine Ruhe gönnen.

Vergebliches Bemühen.

Jetzt setzte ich meine Hoffnung auf die Ankunft des Dampfers bei seiner Morgenfahrt. Meine Seele rankte sich an ganz unbestimmten Erwartungen auf. Jedoch, das Dampfboot langte an und auf meine ungestüme Frage erwiderte der Kapitän, mir scheine es zu gehen, wie ihm selbst. An jeder Haltstelle glaube er etwas Günstiges erfahren zu können, und da nun die ganze Umgebung des Sees in Aufregung über den Fall sei, werde er dagegen wieder überall mit Fragen bestürmt. Dann malte der Mann mir den Jammer der Eltern und Schwestern noch besonders aus. Es sei zum Steinerbarmen gewesen, wie dieselben nach der Ankunft in Starnberg gar nicht von dem Schiffe weggewollt und wie nur dem entschiedenen Herrn, mit Namen Müller, gelungen sei, ihnen etwas Haltung beizubringen.

Auf meine Frage nach dem Freunde, hieß es, er sei mit dem Dampfschiffe heraus gefahren und zu Bernried an's Land gegangen, um Anstalten zu treffen, damit man wenigstens die Leiche des Mädchens erlange.

Es war das erste Mal, daß ich in dürren Worten von ihrer Leiche sprechen hörte, und die Vorstellung drängte sich mir so heftig und erschütternd auf, daß ich nicht an mich zu halten vermochte.

„O mein Gott; mein Gott!" rief ich voll unsäglichen Jammers. „Soll sie denn wirklich todt sein!"

Der Mann zuckte mit der Achsel.

„Der See ist tief und hat kein Erbarmen", sagte er noch, wandte sich an seine Leute, und das Schiff dampfte davon.

„Ja, der See ist noch viel tiefer als der höchste Kirchthurm hoch ist", sagte Jemand daneben. „Viele hundert Klafter tief. Wer da hineinfällt; kommt lebendig nimmer heraus. Aber nach drei Tagen; so heißt es, gibt er die Leichen der Ertrunkenen wieder heraus. Dann kommen sie an die Oberfläche oder an's Gestade, und so werden wir's auch mit dem schönen Fräulein erleben."

„Wenn's wahr ist", meinte eine alte Frau, die kopfschüttelnd dabei stand.

Digitized by Google

Und so wurde da hin und her gesprochen, was mir wenig helfen konnte.

Ich beeilte mich nach Bernried zurück zu kommen, um mit Freund Müller zusammenzutreffen. Unser Wiedersehen war ein höchst trauriges. Wir vereinigten den Tag über unsere Bemühungen und hielten den Eifer der Leute aufrecht, indem wir mit Geld und guten Worten die Nachforschungen am oberen See betrieben. Aber es fand sich keine Spur. Gerne wäre Müller länger geblieben, wenn nicht sein Urlaub zu Ende gewesen wäre und die Amtspflicht ihn heimgerufen hätte. Ohnehin konnte er ja weiter nicht helfen und seine Anwesenheit war durch nichts mehr geboten. Als er Abends mit Herrn Spindling auf dem Dampfer zurückkehrte, sah ich noch beim Scheiden sein blasses und verstörtes Gesicht. Selbst trostlos, dachte er an die Trost erwartenden Eltern und Schwestern der Verschwundenen, die seiner harrten.

Ich selbst konnte die Gegend nicht wieder verlassen, das Suchen nach ihr nicht aufgeben. So blieb ich denn und nahm im Gasthof zu Tutzing Quartier. Unermüdlich durchstrich ich noch den oberen See nach allen Richtungen und lief seine Ufer ab, als schon Jedermann das Suchen aufgegeben hatte und als ich selbst nur noch hoffen durfte, die Wellen würden mir die geliebte Leiche zuwerfen. Aber auch diese Erwartung war eine vergebliche geblieben, als die drei Tage, nach welchen der See seine Opfer wiedergeben soll, verstrichen waren.

Was ich dabei gefühlt, was ich damals durchempfunden, was ich gelitten: wie könnte ich es heute noch in seinem vollen Umfange schildern! Die erschütternde Katastrophe hatte mir einen Schmerz ohne Ende bereitet. Mein Gemüth ward bei der Erfolglosigkeit meiner Bemühungen verwirrt und fast bis zum Wahnsinne verdüstert. Mein Verstand wollte sich nicht in die Dinge finden, konnte sich nicht mehr fassen. Tag und Nacht verließ mich das edle, schöne Gesicht nicht, das ich in Wirklichkeit nicht mehr sehen sollte. Ich konnte nichts anderes denken und empfinden als sie und immer nur sie. Wo ich mich hinwandte, glaubte ich ihr begegnen zu müssen und fand sie doch nicht.

Hatte ich mir doch zugetraut, ihre Gegenliebe erwecken, sie den Schmerz ihres jungen Lebens vergessen lassen zu können. Ich hatte geglaubt, sie hätte noch einsehen lernen, wie unwürdig d e r ihrer Liebe gewesen, der sie so schnöde aufgeben konnte. Ich versenkte mich dann mehr und mehr in den Schmerz, der mir geblieben und ward ein finsterer, ungeselliger Träumer, der sein Leben allein noch in der Einsamkeit über dem Seespiegel verbrachte, nur Eins suchte und erstrebte und sich hundertmal in diesem Bemühen täuschen ließ, ohne es aufzugeben.

Als ich eines Abends nach Starnberg gekommen war, erfuhr ich beiläufig, daß sich die Familie Birkmann auf vieles Zureden endlich entschlossen habe, aller weiteren Hoffnungen baar, den verhängnißvollen See zu verlassen und die traurige Heimreise anzutreten. Absichtslos in die Bahnhalle tretend, fühlte ich mich plötzlich von den Armen eines jungen Mädchens heftig umschlungen, das an meinem Halse hängend, weinend rief: „Wenn Sie meine Bertha finden, dann schreiben Sie es mir."

Und ehe ich die kleine Minna nur recht erkannt hatte, war sie schon in den Waggon zurück. Der Zug setzte sich in Bewegung, — ich sah nur noch trostlos verstörte Gesichter an den Fenstern, winkende Hände und stand dann wieder allein in der Nacht.

Wenn ich sie finde! ich wiederholte das Wort mehrmals, als ich über den dunkeln See zurück fuhr. Ich allein suchte noch nach ihr, — mir, meinem Findergluck war die Todte jetzt anheim gegeben.

Wie aber sollte ich sie finden, wenn sie in der Tiefe ruhte! (Fortsetzung folgt.)

## * Die Statistik der deutschen Turnvereine.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Die Statistik macht noch eine Zusammenstellung über das Lebensalter der activen Turner. Von den 80,300 Mitgliedern stehen 29,000 im Alter von 14—20 Jahren, 39,900 im Alter von 20—30 J., 11,300 im Alter von 30—60 J. und 130 sind über 60 J. alt. (Turnfreunde = passive Mitglieder sind es 48,200.)

Von den 6100 activen Turnern des jenseitigen Bayerns stehen 1900 im Alter von 14—20 J., 3300 im Alter von 20—30 J., 900 im Alter von 30—60 J. und 22 sind über 60 Jahre alt. (Turnfreunde = passive Mitglieder sind es 5000.)

Aus dieser Zusammenstellung ersehen wir, daß in dem Alter von 20 Jahren am meisten geturnt wird und wie uns Leistungsstatistiken nachweisen, auch am besten; denn in dieser Zeit gelangt der Körper allmälig zur Blüthe seiner Kraft, ohne daß er die zum Turnen nothwendige Elasticität bereits verloren hat. Aber auch das reife Mannesalter ist noch ziemlich stark unter den activen Turnern vertreten und selbst einzelne Greise haben noch so viel Frische des Körpers bewahrt und suchen und zwar mit Erfolg die Körperübungen für ihre Gesundheit und Erhaltung ihrer Kraft zu verwerthen. Möge an jenen Männern die Jugend sich ein Beispiel nehmen.

Dann folgt eine Zusammenstellung über die Räumlichkeiten, welche die deutschen Turnvereine für ihre Uebungen benützen. Von 1525 Vereinen, die die bezügliche Frage beantworteten, besitzen 1464 einen Sommerturnplatz, was eine Besserung gegen 1864 ist. Von den 1455 Plätzen (demnach benützen mehrere Vereine einen gemeinschaftlichen Turnplatz) sind 107 (in Sachsen allein 32) Eigenthum der Vereine (1864 bloß 49). 55 gehören dem Staate, 618 den Gemeinden, 676 Privatpersonen. In Bayern benützen die Vereine 155 Turnplätze; von diesen gehören 8 den Vereinen (1864 bloß 3), 2 dem Staate, 99 den Gemeinden, 46 Privatpersonen.

Winterräume benützen nur 1314 Vereine, demnach sind 211 Vereine (= 14%) ohne ein Winterobdach; von diesen Räumen gehören 86 als Eigenthum den Vereinen (1864 bloß 58), 39 dem Staate, 291 den Gemeinden, 866 Privatpersonen. In Bayern

Digitized by Google

benützen blos 118 Vereine Winterräume; von diesen gehören 5 den Vereinen als Eigenthum, 5 dem Staate, 42 den Gemeinden, 66 Privatpersonen.

Turnhallen wurden im Jahre 1869 von den Vereinen 242 benutzt (1864 bloß 178); von diesen gehören den Turnvereinen 77, 14 dem Staate, 88 den Gemeinden, 63 Privatpersonen. In Bayern benützen die Vereine 15 Turnhallen (1864 waren es 14); von diesen gehören 5 den Turnvereinen, 1 dem Staate, 8 den Gemeinden, 1 ist Privateigenthum. Das Vereinseigenthum an Hallen ist von 55 auf 77 gestiegen.

Weiter folgt ein Bericht über die Zahl der Turnlehrer, die von Vereinswegen unterhalten werden. Es sind im Ganzen 231 Turnlehrer in 204 Vereinen, so daß demnach mehrere Vereine 2 oder mehrere Turnlehrer besolden, nämlich 185 Vereine je 1, 17 je 2, 1 Verein 3 und 1 Verein 9 Turnlehrer (der Allgemeine Turnverein zu Leipzig, unter Director Dr. Lion, Redacteur der deutschen Turnzeitung, der Musterturnverein für ganz Deutschland). Manche Verbände unterhalten auch Wanderturnlehrer. In Bayern unterhalten 7 Vereine einen Turnlehrer und 1 Verein 2 Turnlehrer. Die deutsche Turnzeitung, die in Leipzig wöchentlich erscheint und an der die Turngelehrten ganz Deutschland's arbeiten, hat eine Auflage von ungefähr 2000 Exemplaren. Gehalten wird sie nur von 980 Vereinen in 1163 Exemplaren. Daß diese Zeitung in den kleineren Vereinen weniger gelesen wird, hat seinen Grund theils darin, daß der gewöhnliche Mann um Abhandlungen über turnerische Sachen sich weniger kümmert, theils auch weil die meisten Turnkreise noch eigene Organe besitzen, welche die mehr interessanten Localangelegenheiten behandeln. Doch halten sehr viele Vereine mehrere Exemplare, einige selbst 10, wie Hamburg (Turnverein zu St. Pauli), die Berliner Turnerschaft sogar 15 Exemplare. Außerdem halten sehr viele Mitglieder die Turnzeitung auf eigene Kosten. Im jenseitigen Bayern erscheint auch ein eigenes Organ für den XII. Turnkreis mit dem Titel: Blätter für die Angelegenheiten des bayerischen Turnerbundes, welches alle Vereine desselben unentgeltlich erhalten; hingegen hält die Mehrzahl der bayerischen Turnvereine (88 von 156) die deutsche Turnzeitung nicht, einige Vereine aber mehrere Exemplare, wie Augsburg und Hof, die 7 Exemplare halten.

Die Einnahmen von 980 Turnvereinen (die hierüber berichteten) betragen 245,702 Thlr., die Ausgaben 215,373, demnach Ueberschuß 30,329. Einige Vereine hatten Ausfälle, dagegen andere um so größere Ueberschüsse. Nach diesen Angaben kommen durchschnittlich auf einen Verein 241 Thlr. jährlicher Einnahmen und 210 Thlr. jährlicher Ausgaben; die einzelnen Mitglieder haben einen Jahresbeitrag von 1—1½ (2) Thlr. zu bezahlen, das ist monatlich 9—15 kr.

Die Einnahmen der bayerischen Turnvereine betrugen 1869 15,911 Thlr., die Ausgaben 14,689 Thlr., demnach Ueberschuß 1,222 Thlr. Das Mitglied zahlt in Bayern jährlich 1 Thlr. 1 Gr., das ist monatlich 9 kr. Am wenigsten erhebt Schwaben von seinen Mitgliedern (25 Gr. jährlich), am meisten Oesterreich (1 Thlr. 19 Gr. jährlich).

Was die Betheiligung der Turner an Feuerwehren betrifft, so ist diese eine sehr zahlreiche; sind ja die meisten Feuerwehren von Turnern in's Leben gerufen und werden von ihnen gehalten. Im Ganzen betheiligen sich in Deutschland an Feuerwehren 33,600 Turner (Bayern 5300), gegen 28,600 des Jahres 1864, demnach Zunahme 5000 Mann. Besondere Turnerfeuerwehrcorps gibt es 340 mit 20,500 Mann (Bayern 44 mit 2800 M.); außerdem betheiligen sich aus 270 Vereinen 13,100 Turner an Feuerwehren (in Bayern aus 67 Vereinen 2500 Turner). Im Ganzen werden 714 Spritzen von ihnen bedient (in Bayern 99 Spritzen). Es ist dies eine schöne Art turnerischer Thätigkeit, die alles Lobes würdig ist, und ist auch ein Grund, warum das Turnen an vielen Orten sehr frühe Eingang gefunden. Möge das gegenwärtige Geschlecht auf diesen Bahnen fortschreiten.

(Schluß folgt.)

### Berichtigung.

In der ersten Abtheilung dieses Aufsatzes (Palatina Nr. 23) möge man auf Seite 99, Spalte 1 Zeile 23 von unten lesen: „Es ist noch nicht lange her, daß der Stadt die Turnvereine, diese gleichsam u. s. w.

## Miscellen.

Die Statuten einer freiwilligen pfälzischen Sanitätsabtheilung sind dieser Tage an die Vorstände verschiedener Vereine gelangt. Der Gründungsplan, von Herrn Bezirksarzt Dr. Kuby in Göllheim aufgestellt, basirt auf folgenden Grundsätzen: Es wird in der Pfalz eine Abtheilung von 120 Mann gebildet, die im Anschlusse an das II. bayer. Armeecorps resp. dessen Sanitäts-Abtheilung bei einer Mobilmachung einberufen und zur Verbringung der Kranken und Verwundeten aus den Feldspitälern nach den Reservelazarethen oder in der Heimath verwendet werden. Die Abtheilung zerfällt in 2 Züge von je 60 Mann. Jeder Zug erhält als Chargirte: 1 Oberarzt, 2 weitere Aerzte, 2 Bader, 1 Quartiermeister, 1 Wagenmeister, 2 Zugführer und für jede Abtheilung von 12 Mann einen Obmann. Bei jedem Zuge befinden sich ferner ein 4spänniger Proviant- und 2 zweispännige Krankentransportwagen nebst 2 Köchen, 4 Fuhrleuten und 6 Pferdewärtern. Letztere Personen werden auf Vertrag angestellt und gehören nicht zum engeren Verbande des Corps. Jeder Eintretende verpflichtet sich auf 2 Jahre Dienstzeit, dagegen wird ihm, sobald das Corps ausrückt, sämmtliche Ausrüstung, bestehend in Blouse, Mantel, Mütze, Binde, Tornister, Decke, Verbandtasche, Gürtel, Beil, Laterne, Labefläsche und Kochgeschirr gestellt und erhält die Mannschaft pro Tag 35 Kreuzer Löhnung und freie Verpflegung. In den Statuten ist vorgesehen, daß Reiner auf die Löhnung verzichten darf. Die Uebungen beginnen, sobald die Formation, die im Kriege stattfindet, erfolgt ist. Der Charakter der Freiwilligkeit ist vollständig gewahrt, doch alles, was die nöthige Disciplin erfordert, vorgesehen. Dr. Kuby, welcher im letzten Krieg vielfache Erfahrungen gesammelt hat, würde als Oberarzt die Leitung des Ganzen übernehmen. — Neben der mobilen Abtheilung soll dann auch noch eine immobile bestehen, die nur in der Heimath zum Dienst verwendet werden könnte. Bei besonderen Unglücksfällen soll das Corps auch im Frieden zur Dienstleistung aufgerufen werden. — Es ist zu hoffen, daß dies gemeinnützige Project jahrelange Unterstützung und Theilnahme findet.

Aus München, 25. Febr., schreibt der Volksbote: Der Verein zur Sammlung von Papierresten hat nun seinen zweiten

Digitized by Google

Jahrgang zurückgelegt, in welchem sich die Einnahmen für Papierabfälle und alte Briefmarken (einschließlich der Geldbeiträge) nach Abzug aller Kosten auf 591 fl. belaufen. Es konnten hiervon außer den zwei Kindern, welche bereits vergangenes Jahr in Anstalten untergebracht wurden, 3 weitere dort verpflegt, und für 5 weiter Erziehungsbeiträge geleistet werden. Möchte Keines ermüden, dieses Unternehmen zu unterstützen, sowie Andere dazu aufzumuntern, welche noch keine Kenntniß davon haben, denn Hunderte von Gulden könnten noch auf dem Papiere gelöst werden, das wegen Bequemlichkeit in's Feuer aber auf die Straße geworfen wird, und Viele könnten somit durch die kleine Mühe das Aufbewahrens manch verdienstvolles Almosen spenden.

Görlitz 23. Febr. Ein werthvoller Fund ist bei Gelegenheit der Renovation des Rathhauses gemacht worden. In dem Locale der Sparkasse fand man nämlich durch einen Zufall über der Rohrdecke einen leeren Raum und als zum Zwecke der Vergrößerung des Locales die Decke weggenommen wurde, über derselben eine sehr werthvolle Decke von Holzschnitzerei und Mosaik. Es ist ermittelt worden, daß die Zwischendecke vor etwa 300 Jahren angebracht worden ist und also wohl anzunehmen, daß die alte Decke der damaligen Unruhen wegen hat verborgen werden sollen und später in Vergessenheit gerathen ist. Die Decke wird gegenwärtig reparirt und soll, nachdem sie in dem angemessenen auszustattenden Raum wieder angebracht ist, eine der Hauptzierden des Rathhauses bilden.

Ein peinliches Zeugenverhör steht mehreren heirathslustigen Wienerinnen bevor. Im Anzeiger des Wiener „Tagblattes", dessen Lectüre für das Sittenleben der schönen Donaustadt sehr wichtig ist, waren seit einiger Zeit Annoncen eingerückt, in welchen „heirathslustige Damen mit einigem Vermögen" aufgefordert wurden, bald mit einem Rentier, bald mit einem Gutsbesitzer, höheren Beamten oder pensionirten Officier behufs Verehelichung in Correspondenz zu treten. Die Annonce war für die heirathslustigen Damen verlockend, und viele derselben strebten die Bekanntschaft des Inserenten an und eine reiche Beute an Briefen, mit welchen beladen Letzterer vom Ankündigungs-Bureau immer kurz nach dem Erscheinen seiner Annonce heimkehrte, war der Beweis für das Streben und Trachten der jüngeren und älteren Damen. Zu Hauje angekommen musterte der fälschliche Heirathscandidat die Briefe sorgfältig und landete an einige der Schreiberinnen zarte parfümirte Briefchen, in welche feine Photographie eingeschlossen war. Dieselbe stellte immer einen Mann vor, dessen Brust mit Orden reichlich beladen war. Hatte nun der „Ritter mehrerer hoher Orden" mit den einzelnen Damen Bekanntschaft gemacht, so wurde schleunigst die Verlobung gefeiert und die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen, zu welchem Zwecke sich der Bräutigam von den Bräuten unter verschiedenen Vorwänden Geld vorstrecken ließ, das ihm ohne Anstände verabfolgt wurde. Doch verstand er es auch, Pretiosen und verschiedene Effecten zu entlocken. Hatte nun der Industrieritter diesen seinen Zweck erreicht, so sandte er kurze Zeit darauf an seine Bräute Absagebriefe, wegu ihm mannigfache Ursachen den Grund geben mußten. Die bedauernswerthen Damen hatten außer dem Verluste ihres Bräutigams und ihrer Gelder und Pretiosen auch noch Spott und Beleidigungen zu ertragen. Der Behörde die Anzeige von dem Betrüger zu machen, dazu hatten sie wieder nicht den Muth. Da wollte es der Zufall — auch der „Zufall" ist nicht immer neu — daß unser Schwindler mit zwei Damen, die intime Freundinnen waren, seine pikanten Verbindungen anknüpfte. Diese machten sich nun gegenseitig das Geständniß, daß sie endlich bald unter die Haube kommen werden und sie zeigten sich die Photographien ihres vermeintlichen Bräutigams. Doch zu ihrem Schrecken ersahen die beiden Damen, daß sie einem Betrüger zum Opfer gefallen waren. Sie machten, — sonderbare Selbstverläugnung, — die Anzeige bei der Polizeibehörde, und derselben fiel es nicht schwer, den Gauner in der Person des — gewesenen Schneidert Karl Palme zu ermitteln. Derselbe lebt bereits längere Zeit von seiner Frau geschieden. Nachdem er das Schneiderhandwerk aufgegeben, trieb er sich längere Zeit als Geldvermittler herum und verfiel erst in jüngster Zeit auf den „Heirathschwindel." Dieses Geschäft centrirte sich auch hier, denn nach seinem Geständnisse hatte er im Laufe weniger Monate Gelder und Pretiosen im Gesammtwerthe von 1820 fl. erschwindelt. Palme wurde am Freitag dem Landesgerichte eingeliefert. Interessant verspricht die Gerichtsverhandlung im Processe Palme zu werden, zu der die betrogenen Damen als Zeuginnen vorgeladen werden dürften.

Florenz, 23. Febr. Der arme Teufel, welcher die Gabel verschluckt hat, — hier kurzweg l'uomo della forchetta genannt, — kommt von Zeit zu Zeit verstörten Angesichts zu Professor Rosati, um sich untersuchen zu lassen. Es scheint, daß sein Zustand immer peinlicher und bedenklicher wird und daß jede genossene Mahlzeit größere Schmerzen im Gefolge hat. Bei der letzten Untersuchung fühlten die ärztlichen Hände in der Magengegend deutlich den Widerstand eines festen Körpers, während der Patient über stechende Schmerzen klagte. Unabhängig von solchen Belastungen fühlt Cipriani einen dumpfen Druck in der Gegend, wo der Ausgang des Magens liegt. Prof. Rosati erkarte das Vorhandensein eines fremden harten Körpers für constatirt, konnte aber dem Patienten keinen andern Trost geben, als daß er sich weiter mit seinen Collegen benehmen werde.

Professor Palmieri gibt in den neapolitanischen Blättern folgende Mittheilungen über die gegenwärtigen Eruptionen des Vesuvs: Der Vesuv setzt unausgesetzt auch zwei Oeffnungen Feuer und Flammen; es ist nämlich der im November v. J. außer Action getretene Kegel vom 13. Januar 1871 seit Anfang Januar d. J. wieder mäßig thätig, und gleichzeitig erscheint ein im October 1871 quasi am Rande des Hauptkraters entstandener kleiner Krater neu belebt. Die eruptive Thätigkeit beschränkt sich jedoch auf ein zeitweiliges unterirdisches Getöse, eine dann und wann ausgeworfene Aschenwolke und zuweilen bis zu einer Höhe von 50 Metres geschleuderte Massen von Lava. Zwischen den beiden Oeffnungen zeigen sich viele Rauchwolken, aber nur sehr selten Sublimationen. Es ist in der Fastenzeit, wo insbesondere eine größere Anzahl Fremder den Vesuv besucht, und es haben gestiftet, das Feuer und die Flammen zu sehen, und die kleine Eruption ist ganz geeignet, die Neugierigen zu befriedigen. Recht bequem führt ein Reitsteg vom Observatorium bis zum Fuße des Kegels, und wer es liebt, den Vesuv ohne sonderliche Anstrengung zu besteigen, der kann bis zum Observatorium fahren und von hier aus den weiteren, noch etwa zwei Kilometres langen Weg bis zum Fuße des Kegels zu Pferde oder in einer Sänfte zurücklegen, und im letzteren Falle kann man sich auch bis auf den Kegel hinaufragen lassen.

## Palindrom.

Lieb' und Treue schwuren Beide,
Wollten sie sich ewig weih'n,
Nicht im Glücke, nicht im Leide
Sollt' das Wort vergessen sein.

Später kehrt von weiter Reise
Er zurück nach jenem Ort;
Sah er sie auf gleiche Weise?
Nein, gebrochen ist das Wort.

Sag, wer hat das Band zerrissen?
Ob wohl Die, ob Der es ist?
Wer von Beiden, kannst Du wissen,
Wenn das Wort Du rückwärts liest.

**Auflösung des Räthsels in Nr. 22:**
Feile feile eilfe.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 28. Speyer, Dienstag, den 5. März 1872.


## * Der Nixenfischer.

**Eine Geschichte vom Starnberger See.**

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

### Drittes Capitel.

Die Aufregung, welche durch den merkwürdigen Fall am See hervorgerufen wurde, war eine tiefe, ungemeine. Je unklarer so manches blieb, desto größer das Aufsehen. An und für sich schon hatte das geheimnißvolle, spurlose Verschwinden einer schönen jungen Fremden von dem friedlichen Dampfschiffe, so viel Unheimliches, Schauerliches, daß sich die seltsamsten Gerüchte und Vermuthungen daran knüpften. Alle Welt sprach bald von dem unerklärlichen Vorgange als von einem Räthsel, das noch seiner Lösung harrte. Nun waren einige Umstände hinzu gekommen, welche mit der Ungewißheit den Reiz des Abenteuerlichen noch steigerten.

Obgleich außer mir Niemand mehr gestissentlich nach der Verlornen suchte, fragte man doch noch wochenlang, ob nichts von ihr entdeckt sei. Wo war ihre Leiche? Die Frist, in welcher sie nach allgemeinem Dafürhalten vom Wasser ausgestoßen würde, war längst verstrichen. Der Strand wurde in der schönen Jahreszeit äußerst häufig begangen, der See von Fahrzeugen jeder Art und in allen Richtungen durchzogen, und dennoch war nicht das Mindeste aufgefunden oder gesehen worden, das mit einigem Rechte der Vermißten zugeschrieben werden konnte. Man vermochte das nicht zu begreifen und stand vor einem Ereignisse, das zwar die Einbildungskraft lebhaft beschäftigte, jedoch so viel dunkel ließ, daß gerade die Hauptsache ungewiß erschien, da mit der Leiche auch der untrügliche Beweis ihres Todes fehlte.

Als jedoch erst einiges Nähere über die Verhältnisse der betroffenen Familie ins Publikum gedrungen war und das Auffinden des Reifrockes unter dem offenen Kajütenfenster ruchbar wurde, wollte man nicht länger daran zweifeln, daß das schöne junge Mädchen in der Bedrängniß selbst den Tod in den Wellen gesucht habe. Aber wie bei Criminalprocessen oft plötzlich ein kleiner Umstand auftaucht, der alle seitherigen Annahmen umwirft und dem ganzen Gang der Untersuchung eine andere Richtung gibt, vielleicht nur von der rechten Spur ableitet, manchmal aber auch dann noch ein unlösbares Räthsel übrig läßt, wenn sonst Alles klar erwiesen ist: so sollte es auch diesmal nicht daran fehlen.

Ich habe schon erzählt, wie sehr es auffiel, daß außer dem zurückgelassenen Reifrocke keine weitere Spur von der Verschwundenen zurückgeblieben sei. Nun fiel aber plötzlich ein unheimlicher Schimmer in die Dämmerung, von dem sich nicht bestimmen ließ, ob er irre leiten oder auf den Vorgang eine grelle Beleuchtung werfen sollte.

In der Nähe der Reismühle, draußen im Mühlthale, war nämlich am grasigen Rande des Flüßchens ein feines Damentaschentuch, mit halbverwaschenen Blutflecken, aufgefunden und bei Gericht niedergelegt worden. Um jeden Zweifel zu beseitigen, wem dasselbe ursprünglich gehörte, zeigte die eine Ecke in feiner Stickerei einen ganz ausgeschriebenen Namen. Und dieser lautete: Bertha Birkmann.

Man kann sich denken, welches Aufsehen das machte, mit welcher abenteuerlichen Gier das Gerücht sich der Sache bemächtigte und den Fall zurecht legte. Die fürchterlichsten Vorstellungen und Muthmaßungen schwirrten hin und her. Man wollte sich jetzt erinnern, daß schon unmittelbar nach dem verhängnißvollen Vorgang der Verdacht ausgesprochen worden sei, es könne ein Verbrechen Anderer vorliegen. Hatte sich doch ein Fremder damals auf dem Dampfschiffe in verdächtiger Weise unsichtbar zu machen gewußt. Damit wurde zusammengehalten, daß die Verschwundene außer anderem Schmucke eine werthvolle goldene Uhr mit Kette, und eine volle Börse bei sich getragen habe.

So stand es im Publikum schon fest: Die junge Dame war das Opfer ruchloser Hände, im Salon überrumpelt und in den See versenkt worden.

Wie aber kam das blutbefleckte Tuch mit ihrem Namen in die Nähe der Reismühle? Sobald man sich diese Frage einmal vorgelegt hatte, gelangte man rasch zu einer sehr ernüchternden Aufklärung. Wenn man nicht annehmen wollte, daß einer der Verbrecher dies Beweisstück für seine Unthat dort niedergelegt habe, ergab sich die Lösung auf sehr natürliche Weise: Die junge Dame war am Tage ihres Verschwindens auf einem Spaziergange durch das Mühlthal nach der Reismühle gekommen und hatte nach einem Anfall von Nasenbluten ihr Taschentuch an

Digitized by Google

jener Stelle liegen lassen. Damit fiel für's Erste der ganze grausige Aufbau einer blutigen That, obgleich der wunderliche Zwischenfall auch ferner die Gemüther beschäftigte und in der Folge noch sehr eindringlich nachwirken sollte.

Mich selbst hatte dieser vielbesprochene Umstand wenig berührt; der ganze Zwischenfall war wirkungslos an mir vorübergegangen. Ganz nach dem See übergesiedelt, forschte und suchte ich noch immer in trübem Muthe docten, wo sie, deren Bild in meinem Herzen fortlebte, ihr Grab in der schweigsamen Fluth gefunden, ich konnte ja nicht mehr daran zweifeln. Durfte ich doch wenigstens hoffen, die Wellen würden mir noch die geliebte Leiche entgegentragen, die kein Anderer hinnehmen sollte als ich. Im Tode wenigstens sollte sie mir ganz und allein gehören.

Aber der See war unbarmherzig und behielt seinen kostbaren Raub.

Einmal war ich einem alten Fährmann in den Nachen gestiegen und befahl ihm, über den seichten Grund nahe am Gestade durch Binsen und Schilf hin zu fahren. Der Alte that es und betrachtete mich lange mit schweigender Aufmerksamkeit, während ich über den Rand des Nachens gebeugt, unverwandt in das bis auf den Grund durchsichtige Wasser schaute. Erst da, wo der Seeboden sich jäh in die Tiefe absenkte und die Fluth durch alle Schattirungen des Grün in rascher Folge sich verdunkelte, um den schwarzen Abgrund zu verhüllen, erst da hielt der Fährmann nicht länger an sich und fragte, ob ich ein gelehrter Herr, ein Professor sei, der nach alten Pfahlköpfen im Wasser suche, wie es jetzt zur Mode geworden.

Ich schüttelte den Kopf.

Der Alte ließ sich nicht abschrecken und fragte weiter, ob ich etwa nach den Pfahlbauern ausschaue, die jetzt unten ihr Wesen treiben sollen.

Ich verneinte, die Pfahlbauern gingen mich nichts an.

So sei ich wohl der Maler, meinte er, der über der Geschichte mit dem fremden Fräulein tiefsinnig geworden sei und noch immer nach der Verlornen suche. Dabei schaute mich der Alte mit einem gar eigenthümlichen Blick von der Seite an. Als ich ihm keine Antwort gab, bedeutete er mir, daß ich vergebliche Arbeit thue, denn der See gebe seinen Raub nicht wieder her, sondern berge ihn in seinem Grund.

„Schauen's Herr", fuhr der greise Fährmann gutmüthig fort, während er mit rüstigem Schwung der Ruder unsern Kahn über den Abgrund hinlenkte, welchen das feuchte Element ausfüllte, — „schauen's, die Todten bleiben alle im See beisammen auf einem Fleck, wo er am tiefsten ist, viele hundert Klafter tief. An gewissen Tagen kann man sie drunten stehen sehen, wenn die Sonne recht hoch hineinscheint in den See. Sind schon viele drin zu Grund gegangen und Viele haben sich hinein gestürzt, — da drüben der gelehrte ungarische Graf mit seiner Tochter und andere vornehme und gemeine Leute. Dem See ist Alles gleich, und die ganze Gesellschaft steht jetzt unten beisammen ohne Unterschied und wackelt mit den Köpfen."

Es kam mich bei dieser Mittheilung des Alten grauenhaft an, als ich in die dunkle Tiefe sah, aus welcher der Tang bis in die obere, sonnig durchglänzte Wasserschichte ragte und von der Fluth leise bewegt hin und herschwankte. Einen Augenblick lang glaubte ich wirklich die nickenden Köpfe der unheimlichen Gesellschaft unten zu sehen. Aber ich erkannte doch rasch genug die Täuschung wieder.

„Habt Ihr die Todten je gesehen?" fragte ich jetzt.

„Nein", antwortete der Alte, „möcht' es auch nicht. Sind also schon so Viele im See zu Grund gegangen, in meinen jungen Jahren auch Einer, dem sein Dierndl die Treu hat gebrochen. Was geschieht? Das Dierndl will einmal über's Wasser, sieht hinein und schaut gerad' dem Todten in's Gesicht. Das hat sie so erschreckt, daß sie drauf auch in den See gesprungen ist — da drüben herum, zwischen Lutzing und Ammerland. Ja, ja, wahr ist's" bestätigte der Mann aufseufzend und indem er mit dem Ruder seine Hände netzte, welche die Ruder führten. „Rufen hat man schon manchmal gehört, wenn der See ein Menschenleben haben will, und einmal in diesem Sommer hab' ich gemeint, der Mensch soll aus meinem Schiff geholt werden."

„Wie war denn das?" fragte ich wieder.

„Nach Bernried war ich gefahren und wollt' wieder heim, als es im Gebüsch am nahen Gestade ruft und ruft und winkt."

(Fortsetzung folgt.)

## Die Statistik der deutschen Turnvereine.

(Schluß.)

Schließlich handelt die Statistik von den Turnverbänden. Der größte ist der deutsche Turnerbund, der alle deutschen Turnvereine umfassen soll und das Gesammtinteresse der Turner und des Turnens zu wahren hat; an seiner Spitze steht der engere Ausschuß von 5 Mitgliedern. Diese sind gegenwärtig Georgii in Eßlingen (Württemberg), Dr. Götz in Lindenau (Sachsen), Dr. Lion in Leipzig, Dr. Friedländer früher in Elberfeld jetzt in Leipzig, Dr. Singl in Krems (Oesterreich). Der weitere Ausschuß besteht aus gegenwärtig 5 Mitgliedern und den 17 Kreisvertretern. (Kreisvertreter Bayern's ist gegenwärtig Prof. Lautenhammer in München.)

Außer diesem über ganz Deutschland (mit Deutsch-Oesterreich) sich erstreckenden Bunde, existiren kleinere Verbände einzelner Theile Deutschland's für Wahrnehmung specieller Interessen. So existiren in nachfolgenden Turnkreisen Kreisverbände, nämlich im 1., 5., 7., 8., 9., 10., 11. und 12. Turnkreise (im bayerischen Turnkreise (12) der bayerische Turnerbund), um den Regierungen und Volksvertretungen gegenüber für die Körperübungen einzutreten und besonders im engeren Kreise den Fortschritt des Turnens zu fördern und sich gegenseitig anzueifern.

Innerhalb dieser Kreise gibt es weitere Unterverbände, wie z. B. in Oberfranken und in der Pfalz, die sich über die ganze Provinz erstrecken; die kleinsten Verbände nennt man Gauverbände, welche bloß die Turnvereine der nächsten Umgegend umfassen und ganz besonders den persönlichen Verkehr bethätigen und je-

Digitized by Google

derzeit turnerisch anzuregen suchen. Solche Gauverbände gibt es in Deutschland 112 mit 1231 Vereinen und 102,300 Mitgliedern, (in Bayern 11 mit 128 Vereinen und 8800 Mitgliedern) seinem Verbande gehören 294 Vereine mit 26,200 Mitgliedern an (in Bayern 28 Vereine mit 2300 Mitgliedern); solche isolirte Vereine führen meistens ohne Anregung von Außen ein Scheinleben und lösen sich in der Regel bald wieder auf.

Diese freien und durchaus aus dem Willen der Einzelnen hervorgehenden Einigungen zeigen, welche Fülle von Kraft und Leben in der deutschen Turnerwelt wohnt, es ist eine Sache, die aus sich selbst unerschöpfliche Kraft erzeugt zur Besiegung aller entgegenstehenden Hindernisse. Tausende traten energisch und mit vollster Ueberzeugung für die Körperübungen in die Schranken, die gerade in unseren Tagen bei der eminenten Ausbildung der geistigen Kräfte ein unabweisbares Bedürfniß geworden sind („mens sana in corpore sano"). Und was der deutsche Genius in großen Zeiten des Vaterlandes dem Volke zum Heile und zur eigenen Rettung erschuf, das hat noch heute dieselbe Kraft und Bedeutung für die Größe und Unabhängigkeit der Nation. Und was der Deutsche erfand und in das Volksleben einführte, das haben bereits andere Völker unseres Continents ebenfalls als richtig nunmehr erkannt und die mühevolle Arbeit begonnen, den Körperübungen auch bei sich eine Stätte zu bereiten. Vergessen wir aber auch nicht, daß das Turnen nicht aus seinen Grenzen herausgetreten darf. „Wohl", sagt der Ausschuß der deutschen Turnerschaft schon 1861", kann das Turnen nur dann seine reichen Früchte entfalten, wenn es als Mittel betrachtet wird, dem Vaterlande ganze, tüchtige Männer zu erziehen; jedwede politische Parteistellung jedoch muß den Turnvereinen als solchen (d. h. als Vereinen) unbedingt fern bleiben. Die Bildung eines klaren politischen Urtheils ist Sache und Pflicht des einzelnen Turners. Waffenübungen sind zu empfehlen; der regelrechte Betrieb eines Turnens, welches den Körper zu allen männlichen Leistungen (also auch zum Wehrdienste für das Vaterland) befähigt, muß die Hauptsache bleiben." Und wenn die deutschen Turner diesen Grundsätzen folgen, dann wird der Nutzen für sie und das Vaterland nicht ausbleiben, die Statistik aber wird das Buch sein, aus der wir auch später mit Zahlen lesen werden, ob die jüngere Generation der Geist der Alten erfaßt und das überkommene Werk fortzuführen und zu vollenden bestrebt ist.

## Kriegsstatistik des XII. Turnkreises Bayern.

Wir schließen hier zugleich an die von Rud. Lion in Hof (als Vorsitzendem des vorjährigen Vororts des bayerischen Turnerbundes) in der deutschen Turnzeitung veröffentlichte Statistik über die Betheiligung der bayerischen Turnvereinsmitglieder am deutsch-französischen Kriege 1870/71. Von 155 Turnvereinen (gegen 20 Vereine haben keine Berichte eingesandt) mit 9792 Mitgliedern waren zum Militär einberufen 2358 Mitglieder, und zwar 640 vor und 1718 nach Ausbruch des Krieges, 1794 standen in Feindesland, 79 sind gefallen, bezw. ihren Wunden erlegen, 44 sind in Folge von Strapazen und Krankheiten gestorben, 201 sind verwundet, 41 erhielten das eiserne Kreuz und 86 waren als freiwillige Krankenpfleger in Frankreich. Nur 1 Verein, Trostberg, wurde vom Kriege nicht betroffen. Von den 433 Mitgliedern Nürnbergs waren 120 einberufen, 111 standen in Feindesland, 2 sind gefallen, 6 an Krankheiten gestorben, 13 wurden verwundet, 2 erhielten das eiserne Kreuz, 15 waren freiwillige Krankenpfleger. Von München (460 Mitglieder) waren einberufen 65, in Feindesland standen 49, gefallen 2, an Krankheit gestorben 1, verwundet 4, das eiserne Kreuz erhielten 4 u. s. w.

Im Ganzen war etwa der 4. Theil der bayerischen Turner zum Militär einberufen. Die Uebrigen betheiligten sich sehr eifrig an der Bildung von Sanitätshilfscorps; die Lage des jenseitigen Bayern bewirkte, daß nur 86 sich als freiwillige Krankenpfleger ins Feld betheiligen konnten. In der Heimath waren sie behülflich beim Transport der Verwundeten in die Lazarethe, welche mitunter selbst Turnhallen waren. Dann nahmen auch die Feuerwehren die Zurückbleibenden verstärkt in Anspruch. Die Turnübungen der Vereine erlitten während des Krieges wie natürlich eine vielfache Unterbrechung. Zum Schlusse will ich hier nur noch das Eine anführen, daß alle im Felde Gestandenen auch etwas in turnerischer Beziehung gewonnen haben, nämlich die Ueberzeugung und die Einsicht von dem Nutzen der Körperübungen, die ihnen in vielfacher Beziehung trefflich zu Statten kamen.

Bezüglich aller weiteren Ausführungen verweise ich auf das „3. statistische Jahrbuch der deutschen Turnerschaft. Im Auftrage des Ausschusses der deutschen Turnerschaft herausgegeben von Dr. Götz und Böhme. Leipzig. Keil. 1871. 1 fl. 48 kr."

## * Warum schnappen die Aal'?

(Westricher Sage aus Volksmunde von Ch. Böhmer.)

Ein Bauernknabe ging mit seinem Großvater auf's Feld hinaus. Als sie über die Lauterbrücke schritten, welche das in eine Schlucht eingebante Dorf mit der schönen Thalstraße verbindet, begegnete ihnen ein in den besten Lebensjahren stehender kräftiger Bauer, der aber auffallender Weise mit dem Kopf beständig „schnappte".

Diese Kopfbewegung hörte auch nicht auf, als er nach freundlichem Gruß stehen blieb, um einige Worte mit dem Alten zu plaudern, wie's so die gemüthliche Art der westricher Bauern ist, so lange nicht bittere Feindschaft zwischen ihnen herrscht. Dann guckten sie beim Begegnen einander nicht an. Der Knabe sah mit einer gewissen Scheu auf den Kopfschnapper, — ja seine halbgeöffneten Lippen verriethen, daß schon eine Frage unbezwinglicher Neugierde in ihm unterwegs sei.

Siehe, da kam ein hochbejahrter, eisgrauer Greis an seinem Stabe daher geschwankt. Auch er schnappte bei jedem Schritte mit dem Kopfe. Auf den ersten Blick erkannte man die Aehnlichkeit der beiden Schnapper. Auch er blieb stehen und wahrhaft unheimlich war das gemeinschaftliche Schnappen des Vaters und des Sohnes, gerade als hingen ihre Köpfe in Drahtfedern. Die Lippen des kleinen Jörg öffneten sich noch weiter und zuckten, indem er die beiden Schnapper an-

Digitized by Google

starrte. Als sie selbander fortgegangen waren und einige Schritte sich entfernt hatten, da brach unaufhaltsam die Frage aus Jörgs Mund, wo sie ungebuldig warten mußte, heraus: „Großvater, nun sagt mir einmal, warum schnappen die Holler denn All' der alte, schnappt der Wichel, sein Sohn schnappt und auch der kleine Stoffel, der in die Schul' geht, schnappt schon ein bischen. Die Leut' sagen, das käme von Alters und von Sündenschuld her. Ihr müßt's doch wissen, Großvater. Ich wollt' Euch schon fragen."

Der Großvater machte ein sehr ernstes Gesicht und brummte kurz: „Das ist nichts für Buben! Du kannst mir eine schöne Suppe eindrocken, die mir für mein Nachtessen heute Tage das bischen Appetit noch vollends verderben würde."

„Guter Großvater," erwiderte Jörg schmeichelnd und sich dabei etwas in die Brust werfend, „ich bin ja doch schon vorgestellt und zum Abendmahl gegangen. Ich verspreche Euch, Niemand ein Wörtchen davon zu sagen. Ich will Euch dafür auch Alles thun, was ich Euch an den Augen ansehe."

Der Großvater schwieg ein Weile, wie im Nachdenken und Ueberlegen. Er mochte denken, das Geheimniß könnte seinem Liebling zu großem Segen gereichen, auch mochte er sich erinnern, daß dieser ein verständiger Bub' und kein Schwätzer sei; das Auge Jörgs bestete sich an seinem Mund. „Nun gut", sagte er, indem er den Knaben ernst und scharf anschaute, „ich will Dir sagen, was ich weiß, was ich von meinem Großvater gehört habe. Aber halt's Maul, sonst kommt Du mir nicht mehr vor meine Augen — und merk' Dir's für Dein ganzes Leben! — Gott der Herr spricht: „Ich bin ein starker, eifriger Gott, der — Jörg wie beißt's weiter?" Ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, fuhr Jörg kräftig und deutlich fort: „der die Missethat der Väter heimsucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied derer, die mich hassen!"

„Recht so, mein Bübchen", sprach der Greis wohlgefällig auf den Knaben herabschauend. „Siehst Du, Jörgchen, die Schnappser-Holler sind Zeugen, daß die Worte des Herrn wahr und gewiß sind. Daß Dir das gesagt sein und glaube nur den neunhundsten Geschieden nicht, die Alles besser wissen wollen. Es braucht keiner so alt zu werden, wie ich, um zu erleben, was die Folge davon sein wird. Doch nun höre die Geschichte. Du hast gewiß schon darüber nachgedacht, warum die Bierbrauerei links von der Straße in Lauterecken das Schloß genannt wird. So vergeht und verändert sich Alles in der Welt, was von Menschen herkommt. Der alte Thurm daneben sagt dies, daß hier wirklich ein Schloß stand, in welches sich, wie die prächtigen Hallen noch heute beweisen, die Brauerei so zu sagen eingenistet hat. Wie viel könnte der Thurm erzählen, wenn er reden wolle, aus den beinah zweihundert Jahren, wo in diesem Schlosse die Veldenzer Pfalzgrafen hausten. Aus dem letzten, noch einzigen Sprößling des dreizweigigen Geschlechts schien dieses wieder zu neuer Blüthe emporzuwachsen und zur Hoffnung auf eine lange Zukunft. Denn der letzte Veldenzer Leopold Ludwig, dessen Frau Agathe Christine eine Lichtenberger Prinzessin aus dem Elsaß war, war mit nicht weniger denn 12 Kindern gesegnet. Aber er sah ihnen Allen in's Grab. Da gings, wie wenn und Gott ein reiches, hoffnungsvolles Saatfeld vor Augen sprießen und grünen läßt und dann noch und noch ungünstige Witterung und Ungeziefer schickt, die Alles vernichten.

„Doch solche traurigen Schicksale kommen ja in dieser Welt leider gar oft vor, da kann und muß man sagen: Gottes Gedanken und Wege sind allezeit höher als unsere Gedanken und Wege; aber sie sind gut. Und die Verlornen finden wir ja dort wieder, wo uns der Heiland die Stätte bereitet hat. Aber schrecklich ist's für Elternherzen, wenn ein Kind ungerathen wird und in Sünden hinfährt oder gar auf Sündenwege kommt. Das mußte leider auch der letzte Pfalzgraf an seinem Sohne, dem Prinzen Gustav Philipp, dem noch einzigen Fortpflanzer des Geschlechts und Erben seines Landes, erleben. Manche haben, wie mein Großvater sagt, gemeint, es sei nicht so arg mit ihm gewesen und sein Vater zu streng gegen ihn. Wie die einen sagten, wäre er ein Rebell, ein Aufrührer gegen seinen eigenen Vater gewesen, wie die andern munkelten, wäre er in Rom katholisch geworden. Vielleicht hat der streng protestantische Fürst dies als die ärgste Rebellion angesehen. So war's damals. Da hieß es: weh's Brod ich eß, weh's Lied, auch religiöses Lied ich sing. Aber recht ist's nicht. Man kann Niemand zu einem Glauben zwingen. Gewungenheit ist Gott leid. Nun gut — wer weiß, was der Prinz Uebles gethan und wie weit der Vater Recht oder Unrecht gehabt hat. Gott weiß es und richtet recht. Gustav Philipp, der junge Pfalzgraf, war ein Jahr lang in jenem alten Thurme eingesperrt, wie ein Verbrecher gefangen. Du kannst Dir die Freude denken, daß der Sohn seinen Fürstenvater, der von Jugend auf an alle Bequemlichkeiten und wohl auch an's Commandiren gewöhnt war. Wie oft mag er mit bittern Thränen in die schöne freie Welt hinausgeschaut und das Rauschen der munter dahinwandernden Lauter gehört haben! Dazu kam, daß der Wachtmeister Jeremias Berto, der ihn zu beaufsichtigen hatte, wie man allgemein glaubte, seinen Herrn zu Gefallen, mit zu großer Strenge und Härte ihn behandelte, wie's ja oft gemeine Menschen machen, wenn sie über Höhere einmal Gewalt bekommen.

„Es war gut, dem gefangenen Prinzen riß der dünne Geduldsfaden. Voll Verzweiflung stürzte er sich einmal, als die Thüre geöffnet wurde, auf die davor stehende Wache, welche aus mehreren Knechten bestand. Aber obwohl er sich tapfer wehrte, wurde er doch bald wieder von den starken Fäusten der Knechte in das Gefängniß zurückgeworfen. Da reizte ein Schuß — ein furchtbarer Schrei — der Prinz wälzte sich in seinem Blut, das aus seiner durchbohrten Brust an die Wand spritzte. Der Mörder aber, Jeremias Berto, der in rasendem Zorn herbeigeeilt war, stand in der Thür mit zweibüchsigen Augen und schrie: „So, Bube, nun wirst Du nicht mehr entfliehen, nun ist Dir Satz's Fortlaufen getan, nun hat Dein Herr Vater Ruh vor Dir! Auf, packt ihn und schleppt ihn hinunter und schafft ihn fort, schnell, schnell, damit er nicht noch einmal im Tode das Herz des gnädigen Herrn betrübe. Er ist nicht werth, daß ihn noch länger die Sonne bescheint."

„Und die dienstleistigen rohen Knechte ließen sich das nicht zweimal sagen. Zwei griffen den armen Prinzen an den Füßen, obwohl er noch nicht ganz todt war und zerrten ihn die breite steinerne Wendeltreppe hinab, auf deren Stufen sein Kopf jedesmal krachend aufschlug und schnappte. Und das war gottesläſterlich, denn der arme Prinz war doch auch ein Mensch, mag er auch ein ungerathener Sohn gewesen sein, was vielleicht nicht so arg war, dazu noch von so vornehmer Herkunft, der Sohn ihres Herrn und einer edlen liebenden Mutter. Das fühlte auch das Volk, das sich drunten in den Gang durch den Eingang drängte. Auf das wüthende Geschrei und den Schuß im Thurm droben, wo der Prinz saß, war viel Volks, darunter auch Bauersleute aus der Nähe, herbeigelaufen. Da hörten Viele, wie einer der Knechte beim Herabzerren der Leiche höhnisch schrie: „Da seht mal, wie der schnappt, als lebt' er noch! ha! ha!" Der war aus unserm Dorf und schrieb sich Holler, der Urgroßvater des jetzigen alten Holler.

„Allen, die den Akt und das Gelächter hörten, grauste es. Und der gerechte Gott zeichnet auch den gottlosen Spötter und ein gar ganz Geschlecht, wie man noch heute sehen kann. Zum Zeugniß aber wider den Mörder, der so eigenmächtig und blutgierig das edle Fürstenblut vergossen, blieb ein schwarzer Blutfleden an einer Wand des Thurmgefängnisses — unauslöschlich, wie wohl das Brandmal in seinem Gewissen. Er soll noch heut' sichtbar sein.

„Nun sei still, mein Kind, und denk' drüber nach; wann ich todt bin, dann kannst Du die Geschicht' auch Andern erzählen, damit auch sie sich darin spiegeln und sich vor Gott fürchten, von dem es in der hl. Schrift heißt: „Er wird den Spöttern spotten!"

Sinnend ging der Knabe neben dem Großvater her; sinnend schaute er manchmal von der Arbeit auf und über das schöne Thal hinunter nach dem alten düstern Thurm, der dort unten die Dächer des alten Veldenzer Städtchens überragt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 29. Speyer, Donnerstag, den 7. März 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

„Wer rief und winkte denn?“ fragte ich.

„Ein junger Stadtherr, der da mit seinem Bündel wartete. Ich hole ihn und fahre weiter, — es geht ihm nur immer zu langsam. Dabei läßt er sein Gesicht nicht sehen und hat die Mütze über Stirn und Genick herabgezogen. Richtig war's nicht mit ihm, und es war mir bang, der möchte mir aus dem Schiff fallen, so beugte er sich über's Wasser. Wollt ihn auch nicht fragen, was er in seinem Bündel habe. Aber lassen muß ich's dem jungen Passagier, gut hat er mich für die Fahrt bezahlt. Nachts habe ich dann gehört, daß sich der See sein Menschenleben vom Dampfschiff geholt habe. Soll ja ein gar schönes, vornehmes Fräulein gewesen sein. — Steht jetzt auch im See bei den Andern!“ schloß der Alte seinen Bericht, indem er nochmals an die bleiche Gesellschaft in der Tiefe erinnerte.

Die schauerliche Vorstellung hatte übrigens in jenem Augenblick nichts Abschreckendes mehr für mich.

„Und wo“, fragte ich, „wo ist denn die Stelle?“

„Da drüben herum“, antwortete er mit einem Kopfschwenken. „Da drüben herum. Man weiß nicht recht wo!“

Auf weiteres ließ sich der Alte nicht ein.

Oft genug kam mir aber seitdem die Anwandlung, jene Stelle aufzusuchen. Emsum ruderte ich dann hinaus in den See, von dem ich mich nicht trennen konnte, der ja all' mein Lieben, all' mein Denken und Fühlen in sich schloß. Tag und Nacht auf dem Wasser oder am Strande, noch immer forschend und suchend, dann und wann auch wohl mit der Angel in der Hand, war ich den Bewohnern allmälig eine vertraute Erscheinung geworden. Man bedauerte den jungen Maler, der über dem Verlust des jungen Mädchens sein bischen Verstand eingebüßt zu haben schien, während ich unbekümmert um das Urtheil der Menschen draußen ruderte oder, über den Rand des Kahns gebeugt, stundenlang in die geheimnißvolle Tiefe, mit ihrem wunderbaren Grün schaute. Dabei wollte mich die schauerliche Anwandlung nicht wieder verlassen, daß ich dennoch einmal die Stelle finden müsse, wo die Todten mit bleichen Gesichtern und glasichten Augen im Seegrunde beisammen stehen und in der stillbewegten Fluth der Tiefe hin und her schwanken.

Aber ich fand sie nicht — weder die geheime Stelle, noch sie, die ich dorten suchte — ja oft ich auch für den Augenblick durch die Wellen in ihr blasses Antlitz zu schauen wähnte. Der See mochte mir die Todte vorenthalten, um mir das Bild der Lebendigen desto frischer und ungetrübter zu bewahren.

Sobald ich den ersten gräßlichen Schmerz überwunden hatte, sobald die dumpfe Verzweiflung, daß das junge reiche Leben in der kalten Fluth erstickt sein solle, sich allmälig zu lösen anfing und ich wieder nachdenkend mich in den Traum meiner Liebe versenken konnte, so lehrte auch die Selbstsucht derselben wieder, und ich sagte mir in klaren Momenten, daß der See mir die Geliebte rein und treu erhalte, während das Leben sie doch wohl in andere Arme geführt hätte. Dabei schwand aber auch mehr und mehr die düstere Vorstellung von der Todten im tiefen Grunde, so wie die unerquickliche Erinnerung an ihre irdischen Beziehungen und an die peinliche Veranlassung ihres Schrittes.

Ihre Erscheinung schälte sich los von den Nöthen und Beschränkungen, von den leidensvollen Beigaben des Erdenlebens. Nicht mehr als der leidenden Tochter des reichen Großhändlers, sondern nur noch als des holdseligen Wesens erinnerte ich mich ihrer, das mir zuerst im Waldthale und dann auf dem Schiffe erschienen war, — das verwirklichte Bild in unser schönsten Träume. Sie war mir jetzt oft nur noch eines der zarten, zauberhaften Geschöpfe der Sage, welche die rauhe Wirklichkeit des Lebens nicht ertragen, sich nur einmal zeigen, um wieder in ihr Reich zurückzukehren und unsere Sehnsucht und Liebe dahin mitnehmen.

Nun lebte sie da unten in der grünen Fluth, lebte für mich allein. Die Zeit mußte ja kommen, wo sie mich endlich hinunter rief, wie es in jenem Liede hieß, das nur sie und ich kannte, und das ich jetzt oft genug über den sanft bewegten Wellen hinsummte.

Und hatte sie kurz vor ihrem Verschwinden nicht geäußert, die Anmuth des Sees könne eine Nixe ver-

Digitized by Google

führen, ihren Wohnsitz da aufzuschlagen? Hatte sie dann am offenen Fenster der Kajüte, im Anblick des wallenden Sees, mich nicht gefragt, warum ich sie nicht gleich für eine Nixe halten wolle? Und die Reise, von der sie so geheimnißvoll gesprochen, hatte sie jetzt angetreten: es war die Rückkehr in das heimische Element, in die friedliche Welt da unten.

So hatte meine zerrüttete Phantasie glücklicher Weise doch das Tröstliche, daß sie allmälig die Katastrophe ihres Schreckens entkleidete und meinen Empfindungen ein Gebilde schuf, an welches sich dieselben wenden und bei welchem sie sich, in allem Wirrsal, Beruhigung holen konnten. Bertha war für mich nicht mehr todt.

Wie oft glaubte ich sie jetzt in der Ferne auf schaumumsprühtem Muschelkahn leise singend vorüber schweben zu sehen! Und wenn ich an den stillen Tagen des Spätsommers in die leise athmende Fluth hinein ruderte, um sehnsüchtig in die geheimnißvolle Tiefe zu blicken, war es mir, ich sähe ihr blasses Gesicht, in ihre lichtblauen Augen, und ihr goldenes Gesteckt von der sanften Wallung des Sees bewegt. Und wenn ich nach zielloser Angeln, im Kahne ausgestreckt, an das blaue Firmament und nach den zarten Wolkenflocken oben schaute, däuchte es mir immer: nun schwämme sie mit ihren feuchten Locken stille heran, lege die weiße Hand auf den Rand des Kahnes und hebe ihr schönes Haupt über denselben, um dem beglückten Träumer lächelnd in's Auge zu sehen. Wachte ich darüber auf, so vernahm ich dann wohl noch ein kaum hörbares Plätschern, ein Gurgeln des Wassers, daß ich sehnsüchtig hinschaute, wo sie untergetaucht sein mochte. Oder ich hörte einen Fisch im Wasser schnalzen und meinte, nun tauche sie nochmals auf und zeige sich mir in ihrer wunderbaren Schönheit.

So war ich für mich selbst kein Unglücklicher mehr.

Einmal lag ich, vom Angeln ermüdet und gelangweilt, wieder ausgestreckt im Kahne, die Nachmittagsschwüle über mir und dem See. In sanfter Wallung flutheten die Wasser. Wieder ein leises Heranwehen, ein fast lautloses Anschlagen der Wellen, — wieder eine weiße Hand, dann ein wohlbekanntes blasses Angesicht mit gelben, feuchten Locken, — und ich schlug die Augen auf. Draußen plätscherte und gurgelte und schnalzte es im Wasser. Rasch im Kahne empor fahrend, sah ich mich auf dem See um. Da begrüßte mich ein höhnisches Gelächter.

„Ha, ha, hi, hi! O je, der Nixenfischer! Na, schauen's einmal her, sehen die Nixen auch so appetitlich aus, wie der da?"

Und ein kecker Bursche in städtischer Kleidung, mit röthlichem Haar und verschmitzter Miene, grinste mich von dem nahen Landungssteg an, indem er einen fetten Fisch emporhielt, den er eben mit der Angel aus dem See gezogen hatte. Ein Korb der daneben auf dem Borde stand, zeigte noch andere Beute dieser Art, während der junge Mensch noch immer lachend zu dem aufgeschreckten Träumer herüber sah. Es war ein widerliches Geweckwerden zur Wirklichkeit des Lebens. Der Zuruf des Bürsch'chens deutete mir an, daß ich bereits unter einem bezeichnenden Namen nicht blos Freunden, sondern dem Publikum überhaupt bekannt war. Der Spötter war mir im Uebrigen völlig fremd.

Seinem Gesicht jedoch mußte ich schon einmal begegnet sein. Aber wann und wo? Ich dachte nach, so gut ich es für den Augenblick vermochte. War es nicht an jenem unvergeßlichen, verhängnißvollen Tage? War er nicht mit auf dem Dampfboote gewesen? Es mußte wohl so sein. Und war es nicht vielleicht dasselbe junge Herrchen, das mit dem alten Fischer an jenem Tag von Bernried weggefahren und sich so wunderlich benommen hatte? — Ich weiß nicht mehr, ob ich noch Zeit fand, weiter darüber nachzudenken und zu ferneren Muthmaßungen und Ideenverbindungen angeregt war. Genug, es überraschte mich zwar, nahm mich jedoch nicht Wunder, als plötzlich aus dem Ufergebüsch ein grüngekleideter Polizeisoldat auf den Landungssteg trat und mit strenger barscher Stimme fragte, was man da mache.

Erschreckt wandte sich der junge Mensch um, erblaßte und zitterte merklich, als er des barschen Dieners der Gerechtigkeit ansichtig wurde. Und doch war das Angeln am See damals noch Niemanden verboten. Warum jagte ihm der Anblick des Grüngekleideten, dessen handveste Gestalt ihm den Rückzug nach dem Ufer abschnitt, nun diesen Schrecken ein? Die Blicke des Ueberrumpelten flogen lauernd, scheu und unstät umher, als wollten sie einen Ausweg zur Flucht erspähen. Aber er hätte in den See gemußt, konnte vielleicht nicht schwimmen oder scheute den Sprung und mich selbst, da er meiner Miene abmerken mochte, daß ich eher geneigt war, mich seiner Flucht zu widersetzen als dieselbe zu begünstigen. So machte er denn auch keinen Versuch zu entwischen, sondern sammelte rasch all' seinen Muth, oder seine Frechheit, und kehrte sich dann keck um.

Fische im See zu angeln, sagte er, sei Jedermann erlaubt und Niemand könne ihm das verwehren oder ihn von der Stelle weisen, da er hier Niemanden hindere und kein verbotenes Netz auswerfe.

„Wart' ich will Dich beangeln und benetzen!" sprach der grüne Engel der Gerechtigkeit, durch die steifen Borsten seines dicken Schnurrbarts. Während der junge Bursche noch nach Gründen und Worten suchte, welche sein Hiersein rechtfertigen sollten, zeigte der Gendarm eine unerbittliche Miene, bog mit ruhigem Ernst und vieler Würde den Zeigefinger seiner rechten Hand krumm und machte mit demselben eine hakenförmige Bewegung. Das war eine sehr dringende Einladung, zu ihm zu kommen, welche der junge Mensch auch sichtlich verstand. Als er nun dennoch zögerte, derselben Folge zu geben, schritt der strenge Gönner alsbald weiter vor auf dem Stege, bis dahin, wo derselbe plötzlich über der Seetiefe endigte.

So in die Enge getrieben, schien das Bürsch'chen schließlich doch noch den Versuch wagen zu wollen, in's Wasser zu springen. Bevor er denselben jedoch auszuführen vermochte, war er auch schon gefaßt und wurde mit starker Faust weggezerrt.

Digitized by Google

„Arretirt! Mit — vor's Gericht! Vorwärts, marsch!“ machte der Polizeisoldat und wußte seinem Wort noch besondern Nachdruck durch Hand und Fuß zu geben.

Jetzt fing der hoffnungsvolle Jüngling an jammernd zu fragen, was er denn gethan habe, daß man ihn so mir nichts, dir nichts fortführe.

„Wird sich zeigen!“ war die Antwort, und alles Klagen und Sträuben half dem Festgenommenen nichts.

Unterdeß hatten sich Leute am Strande gesammelt und Worte wie: „Sie haben ihn . . . Mörder . . . Reismühle — Taschentuch!“ umschwirrten mich, während der Gefangene die Farbe wechselte und bestürzt und schuldbewußt um sich blickte.

Als ich mich aber genauer nach dem Anlaß der Verhaftung erkundigte, erfuhr ich denselben nicht ohne heftige Erschütterung.

Es handelte sich um sie, die ich beweinte, deren Verschwinden mein Gemüth trübte, mein Denken verwirrte, so daß ich sie immer noch im See suchte, wo sie meiner Liebe als schöne, bleiche Nixe fortlebte.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus den Tagen der Pariser Commune.*)

Von Paul d'Abrest.

Alle Revolutionen in Frankreich haben eine tendenziöse Neigung für äußern Prunk und öffentliche Festlichkeiten, bei denen Kanonendonner mit hochtönenden Phrasen abwechseln, die Bajonnete im Sonnenlicht glänzen und das Volk der großen Hauptstadt andächtig den Worten eines geseierten Redners lauschen kann. Das Urbild dieser Festlichkeiten ist die „Fête de la Fédération“ des Marsfeldes vom Juli 1790 geblieben. Später griff der Convent nach dem alten Römerthum zurück und der Maler David ordnete und dirigirte streng classische Saturnalien. Neueren Datums ist das Verbrüderungsfest des Jahres 1848, welches noch in jedem Gedächtnisse lebt. Auch die Commune wollte ihren Ehren- und Freudentag haben; auch sie wollte beweisen, daß der Hang nach äußerlichem Glanze ihr nicht fremd wäre. Die Installirung des neuen Gemeinderathes sollte zu einer imposanten Manifestation auf dem öffentlichen Forum Anlaß geben.

Man muß gestehen, um diese Zeit stand ein großer Theil der Pariser Bevölkerung noch auf der Seite der so leicht gebuldeten Märzrevolution. Viele sahen mit Vertrauen den Früchten entgegen, welche sie bringen sollte. Wohl war schon Blut geflossen; aber der Bürgerkrieg war noch nicht entbrannt, die Gefängnisse waren noch nicht gefüllt; Presse und Rede waren frei, der Verkehr wenig gehemmt, es war keine Feindseligkeit in der Bevölkerung und die Nationalgarde folgte willig. Das beabsichtigte Fest, oder besser gesagt die Demonstration, durfte auf die günstigsten Umstände rechnen und wirklich gestaltete sie sich zu einer imposanten Solennität, wie eine solche vielleicht in Jahrhunderten nicht gesehen wird.

Am 27. März Abends erging von der Place Vendôme, auf welcher der „General“ Brunel, Commandant der Nationalgarde, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, der Befehl, alle Bataillone am folgenden Tag unter die Waffen treten zu lassen. Da der Commandant aus eigner Anschauung seine Leute kannte, so mußten, auf seine Weisung, die Bataillonschefs ihr Augenmerk vor Allem auf die Sauberkeit ihrer Mannschaften richten. Es kostete wohl einige Mühe, z. B. den ehrenwerthen Insassen der Steinbrüche und den Gemeindejanitscharen, welche miethfrei die Höhlen der Buttes Chaumont bewohnten, beizubringen, daß man, um die Republik zu ehren, nicht gerade wie ein Höhlenbär auszusehen brauche. Es wurden daher am Vorabend des Festtages allgemeine Waschungen und Bartrevisionen angeordnet, was freilich nicht ohne Klagen und Beschwerden gegen diese „Scheerereien“ ablief. Die konnte man auch freien Männern ein solches „Zwangseifenthum“ auferlegen! Dennoch wurde das Decret ausgeführt.

Auf der äußern Fronte des Stadthauses arbeitete man zu gleicher Zeit an der Herstellung eines großartigen, fünf bis sechs Metres hohen Gerüstes. Die Estrade konnte bis vierhundert Personen aufnehmen; sie war mit hochrothem Tuche tapezirt, am Vorsprunge sah man einen Tisch, ebenfalls mit einem rothen Teppich bedeckt, einige Stühle, im Hintergrund drei Reihen Bänke. Das medaillonartige, in der Mauer incrustirte Reiterbild Heinrichs des Vierten verschwand hinter einem rothen Vorhang, und an seine Stelle setzte die communalistische Regierung eine Büste der Freiheitsgöttin mit einem Halbkreis von rothen Fahnen rings umher. Von der ehrwürdigen Kathedrale, welche dem Hotel de Ville schräg gegenüber auf der Insel de la Cité sich erhebt, wurden Kanonen aufgefahren, ebenso am Quai, um die vorgeschriebenen Salven abzuschießen.

Schon um zwölf Uhr, lange bevor die Ceremonie angesagt war, begannen die Bataillone von den Höhen von Belleville und Montmartre herabzusteigen. Festlich aufgeputzt, mit den neulich ausgetheilten Chassepots bewaffnet, die blitzende Bajonnetspitze am Laufe des Gewehrs aufgepflanzt, zogen sie einher, mehrere von einer Musikbande begleitet, welche die unvermeidliche „Marseillaise“ spielten, deren Töne die Cohorten mitsangen oder richtiger gesagt mitheulten. Die nicht bewaffnete Menge schaute die Vorüberziehenden an, als hätte sie einen Fastnachtszug vor Augen. Enthusiasten schwangen Käppis und Hüte, und riefen „Vive la Commune“. Diese Acclamationen fanden weder Widerspruch noch besondern Beifall. Die zuerst Angekommenen nahmen in der nächsten Nähe der Estrade Aufstellung, die nachherkommenden hinter diesen und so fort, bis der ganze Grèveplatz über und über voll war. Die letzten stellten sich so gut es ging in Reih und Glied in der breiten Rue de Rivoli auf, besetzten dann die Quais und Brücken derart, daß binnen zwei Stunden die Gegend einem Meere von Bajonneten glich,

*) „Salon.“ Siehe Palatina Nr. 17, ff.

Digitized by Google

welches sich auf dem Umfange einer halben Quadratmeile ausdehnte.

Wohl 125,000 Bewaffnete standen Mann an Mann dergestalt zusammengepreßt, daß keine Nadel hätte auf die Erde fallen können. Die Offiziere auf den Pferden, welche jedoch den Marschällen der ehemaligen Civilliste entnommen worden waren, überragten ihre Mannschaften und manövrirten inmitten der Menge. Die Fahnen flatterten lustig im Winde und die Klänge der Musik rauschten unaufhörlich; jetzt war nicht mehr die Marseillaise allein zu hören, die Banden spielten zur Abwechselung muntere Weisen, Polka, und mit Vorliebe die seltsam wildklingende „Carmagnole", deren Accorde unwillkürlich an die Scalpirlieder der Cooper'schen Indianer erinnern.

In den inneren Räumen des Stadthauses ging es während der Zeit nicht minder lebhaft zu; im großen Hauptsaale, ehemals „Salle du trône", jetzt „Salle du peuple" genannt, versammelte sich nach und nach der gesammte Hofstaat der neuen einzuweihenden Regierung. Offiziere von der Nationalgarde, desertirte Soldaten, neugierigkeitsuchende Journalisten, Lieferanten, Müßiggänger jeder Sorte waren zugegen und tauschten im lebhaften Gespräche ihre Meinungen aus. Hastigen Schrittes, auf die Interpellationen ihrer Freunde und Schützlinge nicht hörend, gingen die Mitglieder der Commune durch den langen Saal, um sich in das Berathungszimmer zu begeben, von wo aus der feierliche Zug sich in Bewegung setzen sollte. Da kam der lange Lougnet, welcher eben am Morgen dieß Tages in dem „Journal officiell", dessen Direction er sich angeeignet hatte, einen der Verherrlichung des Tyrannenmordes gewidmeten Aufsatz eingereicht hatte; er lachte, wie er es gewohnt war, laut auf und suchte Jemanden, der ihm den Bericht für die heutige Ceremonie schreiben wolle. Raoul Rigault, dessen Anzug sich sonst immer durch die äußerste Verwahrlosung auszeichnet und den ich vor einigen Tagen noch in einem schäbigen Oberrocke auf der Polizeipräfectur gesehen, hatte eine nagelneue brillante Oberstenuniform an und legte ein kindisches Vergnügen an den Tag, seinen Säbel zu schleppen und mit seinen silbernen Sporen zu klirren. Auch Assi hatte sich in eine Oberstenuniform geworfen, die nämliche Montur, in welcher er vor dem Kriegsgerichte in Versailles erschien; ich sah den jungen Mann an beiden Orten — welch' ein Unterschied! Auch der alte Delescluze, ganz schwarz gekleidet, schritt durch den Saal; seinen schneidigen Blick heftete er kalt auf alle Umstehenden mit einer Miene, deren Bedeutung am Besten durch den Satz ausgedrückt werden kann: „Wie viel Spitzel gibt es unter diesen Leuten?" (Forts. folgt.)

## Miscellen.

**Hanau**, 25. Febr. Gestern Mittag fand hier die Enthüllung der Gedenktafel der Gebrüder Grimm statt. Die große Aula des Gymnasiums faßte kaum die Menge der Erschienenen. Auf zwei fein ausgearbeiteten Trägern von Sandstein ruht die Tafel von weißem Marmor, welche die Inschrift: „Geburtshaus von Jakob und Wilhelm Grimm (Folgen die Geburts- und Sterbetage), gewidmet von Hanauer Bürgern 1871", und in einem Medaillon die fuptervergoldeten, voetre sich ausgeführten Portraitköpfe der beiden Brüder, und zwar im Vordergrund des ältern Jakob Grimm enthält. Die Tafel wird von dem ebenfalls in weißem Marmor ausgeführten Wappenthiere Hanau's, dem Schwane mit ausgebreiteten Flügeln, gekrönt.

Das Berliner Polizei-Präsidium erläßt folgende Bekanntmachung: „Die chemische Untersuchung von auf Leinwand gedruckten, für Kinder bestimmten Bilderbüchern hat ergeben, daß die Leinwandblätter mit einem bleiweißhaltigen Ueberzuge versehen sind. Da die Gefährdeit der Kinder, welchen derartige Bilderbücher in die Hand gegeben werden, in hohem Grade gefährdet wird, so warnt das Polizei-Präsidium vor dem Gebrauche dieser Bücher, indem die Verkäufer zugleich auf die Bestimmungen der §§. 324 und 326 des Strafgesetzbuches hinweist."

Rom, 2. März. Von Florenz wird hierher telegraphirt, daß am Bette Cipriani's, welcher die Gabel hinuntergeschluckt hat, eine Consultation von Chirurgen abgehalten worden ist. Die Heilkünstler sprachen sich nunmehr für die Nothwendigkeit einer Operation aus, dadurch die Entscheidung noch vertagt worden.

Die Gegend von Northwich (Cheshire) ist seit Jahren der Schauplatz bedeutender Erdschlipse, welche neuerdings eine so bedrohliche Gestalt angenommen haben, daß eine amtliche Erhebung eintreten mußte. Es findet theils eine unmerkliche, aber in sehr ausgedehntem Maße vor sich gehende Senkung des Bodens statt, welche bereits in Northwich selbst zur Verlegung ganzer Straßen, Höherlegung von Häusern ꝛc. nöthigte; theils eine Thalbildung im Kleinen durch Einsinken langer Streiche Landes; theils endlich ein buchstäbliches Einfallen der Erdoberfläche unter Bildung von gewaltigen, kraterartigen Löchern von nicht selten über 100 Fuß Tiefe. Es sind die letzteren dieser merkwürdigen Bodenveränderung, welche begreiflicher Weise die Bewohner der Gegend mit Schrecken und Furcht vor noch größeren Katastrophen erfüllen. Als Ursache gibt man für alle diese Erscheinungen das Auslaugen des Bodens durch Salzquellen (die Grafschaft Cheshire producirte 1871 über 1¼ Mill. Tonnen Salzes) und das Bestehen alter Steinsalzbergwerke an, deren Stützen zum theilweise durch Quellen unterhöhlt und weggewaschen seien. Man weiß in dieser Gegend von Soolen, so weit die Geschichte zurückreicht, und die Ausdehnung ihrer Salzlager ist Jahrhunderte alt, so daß diese Erklärung allerdings wohlbegründet zu sein scheint.

## Charade.

Verdopple die Erste,
Doch bei auf der Hut,
Daß Du ihr begegnest
Mit Unglheit und Muth;
Sonst schämmet sie über
Von grausamer Art,
Weil edle Gefühle
Sind fremd ihrer Brust.
Es pflegen zu schämmen
Das Zweite wohl auch
Und oben Dastelbe
Beim Gange ist Brauch.
Doch hierdurch noch Niemand
Gefahren je lief,
Da Grund dieses Schämmens
Kein schlimmes Motiv.

**Auflösung des Palindroms in Nr. 27:**
Eid — die.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 30. Speyer, Samstag, den 9. März 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

### Viertes Capitel.

Das Taschentuch der Verschwundenen hatte gerichtliche Nachforschungen hervorgerufen, die Untersuchung befand sich in ihrem vollen, wenn auch stillen Gang. Vor Allem war durch dieselbe erhärtet worden, daß die Familie Birkmann bei dem Spaziergange am Morgen des verhängnißvollen Tages bei weitem nicht bis in der Nähe der Reismühle vorgedrungen, sondern, nach einigem Verweilen in der Waldeinsamkeit und am rauschenden Wasser des Mühlthales, nach Petersbrunn zurückgekehrt war, um von da zur Eisenbahnstation hinan zu steigen. Das blutbefleckte Tuch war also nicht durch Bertha selbst an den Ort gekommen, wo es gefunden worden war.

Die Finderin war jene Mühlmagd gewesen, welche ich damals im Flusse bei der Reismühle getroffen hatte, als mir durch die Erscheinung im Walde die Sage von Königin Bertha lebhaft in Erinnerung gebracht worden. Nach den Aussagen der Magd hatte sie am dämmernden Abend einen jungen Burschen gesehen, der nicht weit von der Mühle, seine Füße badend, hinter einem Busch am grasigen Gestade des Flusses saß. Sie dachte dabei, es sei derselbe, welcher schon Mittags die Mühle umschlichen hatte, als ein fremder Herr dorten nach einer jungen Dame und deren Gesellschaft gefragt. Bei beginnender Nacht war dann das Bürschchen über das Feld und vollends durch den Wald in der Richtung nach dem Dorfe und der Station von Gauting aufgebrochen. Als sie andern Tags zufällig wieder nach dem Orte kam, wo Abends zuvor noch der junge Mensch gesessen war, sah sie das blutbefleckte Taschentuch halb ausgewaschen im Grase des Flußrandes liegen und hob es der feinen Spitzen wegen auf, um es mit heim zu nehmen. Erst als die Kunde von dem im See verlornen fremden Fräulein und die Gerüchte, welche sich an den Vorfall hefteten, auch bis zur Reismühle gedrungen waren, sprach sie von dem feinen Tüchlein mit ihrer Dienstherrschaft, welche denn auch alsbald die Ueberlieferung desselben an das Gericht veranlaßte.

So lautete die Auskunft, die mich in nicht geringe Bestürzung versetzte. Denn sie riß mich aus einem erträumten Leben und eingebildeten Verhältnissen, die der Befriedigung und des Glückes nicht entbehrten, und warf mich in die wirkliche Welt zurück mit all' ihrer Qual und Verwirrung. Sie zertrümmerte meine selbstgeschaffene Welt und deren Erscheinungen, die meinen Schmerz beruhigt, mein zerrüttetes Gemüth eingelullt hatten, und stellte mich wieder inmitten der Pein, der Ungewißheit und des Leides, das ich überwunden zu haben glaubte. Was ich gelebt und gelitten, tauchte wieder aus der glücklichen Vergessenheit empor und marterte meine zerrissene Seele auf's Neue. Aber ich konnte mich auch deutlich wieder des festgehaltenen jungen Menschen erinnern, daß es derselbe war, der mich und Schmidt damals im Walde geäfft und von welchem Letzterer geäußert hatte, er werde noch am Galgen baumeln. Ob er auch auf dem Dampfer mitgewesen, entsann ich mich nicht mehr. Aber ich konnte es als als wahrscheinlich annehmen, wenn ich der Erzählung des alten Fährmanns von dem Bürsch'chen gedachte, das er an jenem Tag von Bernried herunter gerudert hatte.

So sehr sich mein ganzes Empfinden, alle meine Nerven dagegen sträubten, begann sich mir doch selbst die entsetzliche Wahrscheinlichkeit vom gewaltsamen Tode Bertha's aufzudrängen. Müllers Verdacht war also doch begründet gewesen, — er hatte Recht behalten! Ich durfte nicht länger daran zweifeln, wenn mich auch schon der bloße Gedanke empörte und mein Innerstes zerriß.

Das Benehmen des Verdächtigen während der Voruntersuchung war eben auch nicht geeignet, die gegen ihn lastenden Beweise zu entkräften. Als er den verschiedenen Zeugen gegenüber gestellt wurde, läugnete, schrie und heulte er, seine Unschuld betheuernd, befand sich aber dessen ungeachtet in einem Zustande schuldbewußter Verwirrung. Dafür zeugten schon seine unstet und unsicher umhergleitenden Blicke, als die Mühlmagd ihn bestimmt als denjenigen erkennen wollte, der am verhängnißvollen Tage die Mühle umschlichen und Abends am Bache gesessen habe. Mein

Digitized by Google

alter Fährmann glaubte auch, so oder ähnlich habe sein Passagier ausgesehen; ob er so sommersprossig gewesen, habe er nicht bemerken können, da der junge Herr die Mütze tief in's Gesicht gezogen hatte und dieses beständig abkehrte. Andere wollten an jenem Abend auf dem Wege vom See her in's Mühlthal einen jungen Menschen gesehen haben, der dem Gefangenen ähnlich und bemüht gewesen, sich den Blicken der Begegnenden zu entziehen. Der Stationsbeamte von Gauting glaubte sich entsinnen zu können, daß eines Abends spät allerdings ein junger Bursche seine Karte gelöst habe und in den Nachtzug eingestiegen sei, dabei sich der hellen Beleuchtung fern zu halten suchte, was ihm aufgefallen; ob es aber derselbe junge Mensch und ob es an dem verhängnißvollen Abend vorgekommen sei, getraue er sich nicht zu behaupten. Auch das Personal auf dem Dampfschiffe wollte sich der Persönlichkeit erinnern, und der Billeteur meinte, unter den Aussteigenden jenes Tages einen Menschen bemerkt zu haben, der diesem geglichen und sich auffallend ängstlich auf die Landungsbrücke gedrängt habe. Ueberhaupt stimmten darin die meisten Aussagen überein, daß ihnen einmal ein Bursche begegnet sei, der sich fürchtete, erkannt zu werden, ob es aber an dem betreffenden Tage und derselbe gewesen sei, welcher ihnen gegenüber stand, vermochten sie nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Er konnte es sein, konnte es aber auch nicht sein, — das war das Ergebniß fast aller Aussagen.

Was nun die Vergangenheit des Verdächtigen betraf, so zeigte sich alledings nicht das Bild einer besonders hoffnungsvollen, vielversprechenden Jugend, wenn der ironische Sinn ausgeschlossen blieb. Er galt als arbeitsscheu, war schon von der Volksschule her als Faullenzer und muthwilliger Streiche wegen bekannt und hatte seitdem nirgends lange ausgehalten. Als ächter Tagedieb trieb er sich am liebsten streunerisch umher und war dabei schon auf kleinen Wilddiebereien und Fischdiebstählen betroffen worden, bis er, gewitzigt, sich nicht leicht wieder auf verbotenen Wegen ertappen ließ. In der Vorstadt, wo seine Eltern wohnten, kannte man ihn zwar als anstellig, zuweilen gutmüthig und gefällig, im Ganzen jedoch als Thunichtgut und ungerathenes Früchtchen, woher auch sein Spitznahme rührte.

So war er die Sorge eines redlichen Vaters, dessen Beruf ihn von je an der nöthigen Aufsicht gehindert, so daß er mit Kummer seinen Sprößling zu einem Taugenichts heran wachsen sah, der noch ein böses Ende nehmen mußte.

Früh genug schien sich solche trübe Voraussicht bestätigen zu wollen, als das „Früchtl" unter dem Verdacht der Theilnahme an einem schrecklichen Verbrechen eingezogen wurde. Zwar schwor er jetzt und betheuerte unter Thränen seine Unschuld, bejahrte auch darauf, nicht auf dem Dampfschiffe gewesen zu sein und von Allem nichts, geschweige denn von Mitschuldigen zu wissen. Er mußte aber zugeben, daß er selbigen Tages den Forst gegen den See hin durchstreift habe. Wenn er zu seinem Unglück dabei gesehen worden, so sei er doch, wie er vorgab, nicht weiter als bis zur Reismühle und in's Mühlthal vorgedrungen und habe schon Nachmittags wieder zu Fuß den Rückweg nach der Heimath eingeschlagen. Sein verdächtiges Umherschwärmen in der Gegend der Reismühle war also nunmehr durch ihn selbst festgestellt, freilich nur unter Vorbehalt. Auf die Frage, was er denn im Walde und bei der Mühle gesucht habe, fing er an, in seinen Antworten zu stocken, die ihm seither von den Lippen geflossen waren. Dabei war er im Gesichte auffallend roth, stotterte, gerieth in arge Verwirrung und verwickelte sich mit den wenigen abgebrochenen Sätzen, die er herausbrachte, in offenbare Widersprüche, auf welche man ihn auch alsbald aufmerksam machte. Als er endlich zugestand, er habe Vogelnester ausgelesert und Schlingen gelegt, fand man darin nur eine Ausflucht, mit welcher seine Verlegenheit nicht erklärt, die steigende Verwirrung des jungen Tagediebs nicht gerechtfertigt erschien.

Man drang also weiter in ihn und ließ ihn denn auch nicht wieder zur Ruhe kommen, um ihn zu einem Geständniß zu bewegen. Wohl mußte er einsehen, wie sehr er den Verdacht, welcher auf ihm lastete, durch sein auffallendes Benehmen verstärkt hatte und so legte er denn ein Bekenntniß ab, das ihm ebenso schwer fallen mochte, als es den untersuchenden Richter überraschte, und das ihm denn auch nur stückweise und in flüsterndem Tone entfloß.

Er gestand nämlich, daß er sich beim Vorüberkommen an der Reismühle in die dicke Mühlmagd verguckt habe, deren ländlicher Reiz ihn immer wieder in die Nähe der Mühle gelockt, um aus der Verborgenheit ihren Anblick genießen zu können.

So verlogen der Taugenichts auch sonst sein mochte, trug diese Aussage doch das Merkmal der Wirklichkeit, den Stempel der Wahrheit an sich. Zeigte er doch aufrichtigen Kummer, als die geliebte Dicke, ungerührt, ihn nochmals bestimmt als den erkennen wollte, der Abends in der Dämmerung am Fluß seine Füße gebadet und das blutbefleckte Tüchlein liegen gelassen habe. Fast erschien er jetzt bedauernswerth. Liebesnetze halten ihn verstrickt, so daß er den Strick gleichsam schon am Halse fühlen mußte, um sich zu einem Geständnisse zu bequemen, welches ihm schon seiner Lächerlichkeit wegen große Ueberwindung kostete. Und nun sah „Früchtl" seine zarte Neigung von dem Gegenstande derselben noch so schnöde gelohnt.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus den Tagen der Pariser Commune.

Von **Paul d'Abreſt.**

(Fortsetzung.)

An der Thür, welche zu dem Sitzungssaale der erlauchten Communechefs führte, stand ein alter rothnasiger Capitain; ich erkannte in ihm einen ehemaligen

Digitized by Google

Buchhalter wieder, welcher seine Zeit zwischen dem Schreibpulte seines Principals und dem Comptoir der nächstliegenden Schenke, mit besonderer Berücksichtigung der letztern, zu vertheilen pflegte. Jetzt war er zum Kammerherrn der Commune avancirt und seiner Protection hatte ich es zu danken, daß ich in ein Gemach treten durfte, durch dessen Fenster man auf den Platz und die umliegenden Straßen Aussicht hatte.

Unvergeßliches Schauspiel, welches jeder Beschreibung spottet! Wie wogte diese Menge unten, wie brausten die Klänge zu uns empor, wie schön schien diese Sonne, welche alle Scenen dieser Revolution beleuchten sollte! Die Massen harren schon vier Stunden, sie fühlen sich ermüdet. Ein junger, bartloser Mann auf einem feurigen Rosse schwingt sich durch die Reihen; die eine Hand mit der gezogenen Schwertklinge beschäftigt, macht er mit der andern beschwichtigende Geberden und ermahnt die Mannschaften zur Ruhe und Ordnung. Sein Wort und seine Befehle wirken, das Murren verstummt, die Widerspenstigen werden zahm, denn Derjenige, welcher spricht und mahnt und befiehlt, ist der Abgott dieses Volkes, welches so viele Götzen baut und zertrümmert. Dieser junge Mann ist der Don Quixote des französischen Socialismus, der Kämpfer für Polen und Kreta, der unermüdliche Verschwörer und Tyrannenfeind, — es ist Gustav Flourens. Zweimal zum Tode verurtheilt, durch das Kaiserreich und die Republik, hielt er sich vier Monate und darüber bei einem Journalisten, seinem Freunde, verborgen, bis die ausgebrochene Revolution die Fesseln seines Incognito's löste und ihn an die Spitze der bewaffneten Schaaren setzte. Sein schöner blonder Bart ist abrasirt und das macht ihn beim ersten Erscheinen unkenntlich; man muß sein tiefes, sprühendes Auge sehen, seine klangvolle Stimme, die Stimme eines Volkstribuns, vernehmen, um ihn wieder zu erkennen. Er reitet heute das eigene Roß des Generals Clement Thomas, auf dessen Veranlassung er zum Tode verurtheilt worden zu sein glaubt. Bald finden wir auch ihn mit klaffender Wunde auf der Wahlstatt liegen: heute aber erfreut er sich des Triumphes seiner Sache und der eigenen Popularität.

Da drinnen jedoch ist die Commune mit den abgetretenen Mitgliedern des „Comité central" über die Etiquettenfrage, wer bei der Ceremonie den Vortritt haben soll, in Conflict gerathen. Beiderseits hielt es schwer, der Redelust Einhalt zu thun; da ertönt eine Stentorstimme: „Bürger, das Volk wartet draußen und ihr laßt es Antichambre machen — paßt sich das für Republikaner?" Dieser Ermahnung folgend, entschlossen sich endlich die Citoyens aufzubrechen, drei in einer Reihe schritten sie durch das Hotel de Ville, dem eigens hergerichteten Ausgange zu, welcher mit der erbauten Estrade sich in gleicher Höhe befand.

Als die rothen goldgeränderten Schärpen auf dem Gerüste sichtbar wurden, da donnerten alle Kanonen, die Fahnen wurden geschwenkt, die Gardisten hoben ihre Käppis auf den Bajonneten hoch in die Luft und aus einigen hunderttausend Kehlen drang drei, fünf, zehnmal hintereinander der immer und immer wiederholte Ruf „Vive la Republique! Vive la Commune!" Noch lärmender, noch unbeschreiblicher war der Jubel, als der Präsident des „Comité central" ruhig hervortrat und feierlich mit weit hinschallender Stimme die Pariser Commune für eingesetzt erklärte. Ich befand mich auf dem Hintergrund der Estrade inmitten einer Gruppe alter weißhaariger Socialisten. Es waren Veteranen aller Staatsgefängnisse, welche alle Schlachten und Gefechte des revolutionären Krieges mitgefochten. Es waren Kinder der Barrikade, von denen dreiviertel die Gestade von Cayenne und die Wüste von Lambessa aus eigener Anschauung wohl kannten; Säulen aller geheimen Gesellschaften, aller „Marianne-" und Carbonari-Logen, Träumer, Utopisten, Fanatiker, welche für ihre Ueberzeugung jeder That fähig gewesen. Ich sah Thränen über ihre rauhen Bärte fließen und hörte sie freudetrunken rufen, indem sie sich gegenseitig in die Arme fielen: „Wir haben sie jetzt, wir haben sie — die *sociale* Republik!"

Und unaufhörlich schossen die vor dem Dome aufgestellten Kanonen Salve auf Salve, und von den Thurmzinnen jener weltberühmten Notre Dame flatterte der rothe Fetzen.

Es mangelte nicht an Reden, allein sie waren kurz, von Bedeutung war nur jene des Mitgliedes Ranvier, desselben, welcher später Feuer auf dem Erzbischof von Paris und die andern geistlichen Geiseln im Hofe des Gefängnisses de la Roquette befehligte. Sie spie Gift und Galle, diese Philippika gegen alle Tyrannen, und man vermuthete einen persönlichen Groll hinter der Leidenschaft für das öffentliche Wohl. Die Septembermänner hatten diesen Ranvier dadurch tief verletzt, daß sie eine auf ihn gefallene Wahl cassirten, weil der Titular vor Jahren in Concurs gerathen war. Diese Aufdeckung seines Geheimnisses vergaß Ranvier seinen politischen Feinden niemals.

Die Märzsonne war dem Untergehen nahe, als die seit fünf Stunden versammelten Bataillone an dem Gerüst vorbeidefilirten und den Delegirten, welche der Parade beiwohnten, zujauchzten. Ein Garibaldianer in rothem Hemde, der sich auf der Estrade befand, erfreute sich eines besonderen Erfolges.

Die Mitglieder der neuen Commune versammelten sich nachher im Saale des Stadthauses, welches früher für die Sitzungen der kaiserlichen Municipalcommission gedient hatte. Sie hörten eine höchst vernünftige und höchst gemäßigte Rede ihres Alterspräsidenten, des greisen Charles Beslay, welcher seit vierzig Jahren in den parlamentarischen Versammlungen thätig gewesen und den Krieg gegen Deutschland trotz seiner sechsundsiebenzig Jahre als gemeiner Soldat mitgemacht, gefangen genommen worden war, aber Mittel gefunden hatte, sich auf dem Transporte nach einer Festung zu befreien. Das Programm dieses Mann's, den seine Ideen in das Lager der Commune getrieben, obwohl er ihr weder durch sein Temperament noch durch seine persönliche Lage angehörte, wollte aus dem Pariser Gemeindewesen ein Modell für sämmtliche autonome, emancipirte französischen Gemeinden machen. Er empfahl daher Bruch mit den blutigen und centralistischen

Digitized by Google

Traditionen der Epoche von 1793 und die Begründung einer Aera des Friedens und der Versöhnung. Hätte die Commune in diesen, von erfahrener Hand ihr vorgezeichneten Weg eingelenkt, sie hätte vielleicht nicht das klägliche Ende genommen, welches ihr bevorstand.

Aber nur wenige Ohren liehen dem alten Beslay Gehör, die neugebackenen Obersten wollten sich schlagen, Raoul Rigault wollte die Schreckensherrschaft, Delescluze sann auf Rache und die Massen da unten wollten ihren Sold weiter beziehen, ohne zu arbeiten. Von diesen Würmern zerfressen war die Commune verurtheilt, anstatt Früchte zu tragen ein dürrer Stamm zu bleiben, bis sie durch die rauhe Art der Versailler Soldaten gefällt wurde. In der nämlichen Sitzung wurden die beiden einige Tage später veröffentlichten Gesetze über den Miethzins und die Wechsel, d. h. die vollständige Aufhebung jedes geschäftlichen Verhältnisses zwischen Hauseigenthümern und Wohnungsparteien, zwischen Gläubigern und Schuldnern beschlossen.

Am Abend vereinigte ein großes Diner, bei welchem jedoch die spartanische Suppe, wie die Sage erzählt, nirgends Platz fand, die Neuerwählten und einen kleinen Kreis von Eingeladenen. Der Keller des Herrn Haußmann lieferte den Wein. Auf dem Platze dauerte das Défilé noch immer fort.

Am andern Morgen brachte das der Commune ergebene Blatt „La Vérité“, in Anknüpfung an einem Bericht über die Festlichkeit, folgende fromme Wünsche: „Die Commune hat ihre Entstehung inmitten von bewaffneten Cohorten und von einem Walde von Bajonneten ungeben gefeiert! möge sie nun bald ein Fest des Friedens inmitten eines arbeitenden Volkes bieten.“ Dieser fromme Wunsch sollte niemals in Erfüllung gehen. Vielmehr begann nun erst der Bürgerkrieg und in Folge dessen die zweite Einschließung von Paris.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

München, 25. Febr. (G. Scheurlins siebenzigster Geburtstag.) Der bekannte lyrische Dichter G. Scheurlin, welcher sich erst von schwerer Krankheit erhob, wurde heute durch das nachstehende ehrenvolle Glückwunschschreiben des Hrn. v. Eisenbart (Ministerialrath und Secretär Sr. Maj. des Königs) überrascht: „Bei Gelegenheit Ihres siebenzigsten Geburtstages, dessen Feier Sie heute begehen, haben sich Se. Maj. der König mit Vergnügen Ihrer poetischen Leistungen erinnert, welche Ihnen durch den Reiz des Inhaltes und den reinen Wohlklang der Form einen ehrenden Platz unter den vaterländischen Dichtern errungen haben. Es gereicht mir zur besonderen Freude Euer Hochwohlgeboren im Allerhöchsten Auftrage hievon Mittheilung machen zu können, und ich benütze diesen Anlaß zum Ausdrucke des herzlichen Wunsches, Ew. Hochwohlgeboren möchten die Freunde wahrer Poesie noch mit weiteren Gaben Ihres reichen Talentes beschenken. Empfangen Sie die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung ꝛc.“ Unser Jubilar wurde am 25. Febr. 1802 zu Mainbernheim (in Unterfranken) als der Sohn eines Wundarztes geboren; nach dem frühen Tode des Vaters konnte die Mutter nur wenig für die Ausbildung des Sohnes thun. Zwar bemühte sich der damalige Rector Dr. Stellwag die bedeutenden Anlagen des Knaben zu fördern, doch scheiterten alle Pläne an dem allzuknappen Maß der verwendbaren Mittel. So bildete sich Scheurlin, den höchsten Zielen entgegen, zum Volksschullehrer, erhielt eine Stelle in Ansbach, wo er für Mutter und Schwester und für die ihm selbst anwachsende Familie durch emsigen Fleiß zu sorgen suchte, indem er neben der nicht geringen Berufsarbeit noch Unterricht in der Musik sowie im Malen und Zeichnen ertheilte und die Redaction des Ansbacher Tagblattes übernahm. Seine ersten poetischen Versuche erschienen in der von Karl Fremy (o. Darenberger) herausgegebenen „Charitas“ (1845 und 1846); die leider zu frühe verschwundene „Hauschronik“ (bei Braun und Schneider) brachte die reizende Novelle „Fahrten eines Waldhornisten“. In Folge seiner „Gedichte“ (Ansbach 1851), welche die Dedication an Ihre Maj. die Königin Marie tragen, wurde Scheurlin als Kanzlist an das Oberconsistorium nach München berufen und später zum geheim. Ministerial-Secretär befördert. Außer seinen unter dem bescheidenen Titel „Veilchenblumen“ edirten neuen Gedichten (Heidelberg 1858), erschien 1869 eine lyrisch-epische Dichtung „Eowin“, welche „den Manen des Königs Maximilian II. von Bayern geweihet“ ist, und neuestens (Berlin bei Otto Janke) der erste Band seiner „Erzählungen“, deren weitere Fortsetzung hoffentlich nicht zu lange warten läßt. Scheurlin ist ein echter Poet, mit einer köstlichen Jugendlichkeit und Frische begnadet, die weder des Lebens jengender Reif, der lang und schwer über den Dichter gefahren, noch der Actenstaub der Registratur brechen konnten. Keine Empfindung ist gemacht und erkünstelt; seine Freude und Trauer ist erlebt. Diese Wahrheit und Treue, verbunden mit einer höchst klangreich-melodiösen Sprache und Formvollendung wird unserm Dichter eine ehrenvolle, bleibende Stellung im großen deutschen Dichterwalde sichern. Die zarte Sinnigkeit, mit der unser König an den sonst kaum beachteten Jubeltag des Dichters gedacht, zeigt in rührender Weise wie sehr unser Monarch alles Edle und Schöne zu achten und lieben weiß. (Meyers Universallexikon und Oettingers Moniteur des dates lassen Hrn. Georg Scheurlin bereits seit zwanzig Jahren verstorben sein! Möge sich an ihm der alte Volksglaube vom Todtgesagtsein noch recht lange bewähren.) (A. Z.)

Ein wahres Wort über Frankreich und die Gefahren des deutschen Chauvinismus hat kürzlich Professor Sybel in Bonn gesprochen. In einem Vortrage, den er hielt, ermahnte er die Deutschen, nicht zu wähnen, daß wir schon heute unseren westlichen Nachbarn in Allem überlegen seien. Einen verderblicheren Dienst, führt Sybel aus, könne man dem Vaterland nicht leisten, als wenn man diese Selbstüberschätzung pflege und das deutsche Volk mit demselben Hochmuth gegen seine Nachbarn erfülle, der im Jahre 1870 die Franzosen berauscht und sie zu so vielen verderblichen Mißgriffen verleitet habe. Der Redner zog am Schluß seines Vortrags selbst die Moral seiner Darlegung, indem er sagte: „Es wäre sehr verkehrt, es wäre für unsere eigene Sicherheit höchst gefährlich, die Franzosen gering zu schätzen oder als verkommenes Volk zu verachten. Sie sind fleißig, geistreich, geschmackvoll und übertreffen uns noch heute auf manchem Gebiete, sie sind anders als wir, aber sie sind ebenso begabt wie wir; es wäre die größte Wohlthat für die Welt, wenn es uns möglich würde, uns wieder, wie vor dem Kriege, im Austausch der beiderseitigen Vorzüge zu ergänzen, auf den Gebieten friedlicherer Arbeit mit einander zu wetteifern. So lange aber sie uns feindselig bleiben, wäre es selbstmörderische Thorheit, wenn wir einen Augenblick vergäßen, daß wir allen Grund haben, uns angestrengt zusammenzunehmen. Ihr grosser Nachtheil liegt in ihren politischen Anschauungen, wo sie Macht und Selbstständigkeit nicht zu verschönen wußten, sondern unaufhörlich zwischen Willkürherrschaft und Revolution hin und her schwanken.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 31. Speyer, Dienstag, den 12. März 1872.


### * Schöner Frühling komme!

Wann wirst Du doch kommen,
Frühling, holder Freund,
Wo nicht angstbeklommen
Mehr die Seele weint?

Wo die wahre Liebe
Sanft das Scepter schwingt
Und die wilden Triebe
Sich zu Füßen zwingt?

Wo die todten Keime
Wieder lieblich blühn,
Wo durch alle Räume
Friedenslüfte ziehn?

Wo die dunkle Stunde
Nicht die Freud' umstört
Und geheime Wunde
Nicht das Herz durchbohrt?

Wo aus blut'ger Quelle
Nicht das Lied mehr springt,
Sondern frei und helle
Lies' und Höh'n durchklingt?

Schöner Frühling komme
Bald vom Himmelszelt,
Nach dem jeder Fromme
Seufzt in kalter Welt!

Ch. Böhmer.

### * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Weiteres von Belang war von nun an nicht mehr aus ihm heraus zu bringen. Man war aber geneigt, die Aeußerung eines wahren Gefühles und ein Bekenntniß, das ihm sicherlich nicht minder schwer, als das Eingeständniß eines Verbrechens fallen mochte, zu seinen Gunsten auszulegen. Dazu kamen jetzt verschiedene entlastende Punkte. Eine Haussuchung bei seinen gebeugten Eltern hatte nichts ergeben, das den Verdacht bestärken konnte. Das Zeugniß eines geachteten Nachbars, welcher dem jungen Thunichtgut manchen kleinen Verdienst zugewandt hatte, um ihn an ein ordentliches Leben zu gewöhnen, war aber besonders geeignet, den Verdacht abzuschwächen. Der Mann beschwor nämlich, daß er in der Dämmerung des verhängnißvollen Abends, dem heimkehrenden „Früchtl" unter einem Thore der Hauptstadt begegnet sei. Darauf aufmerksam gemacht, wie er den Tag dieser Begegnung nach längerer Zeit noch so genau und sicher bestimmen könne, erklärte der Redliche, daß er auf einem Gang nach seinem gewohnten Bierhaus begriffen gewesen, wohin noch spät in der Nacht die Kunde von dem Unglück durch einen Einkehrenden gebracht wurde, der eben mit dem letzten Zuge vom See gekommen war. Endlich bezeugte auch Maler Schmidt, daß er das „Früchtl" wohl im Walde bei der Reismühle, jedoch nicht auch auf dem Dampfschiffe gesehen habe.

Das Alles erschütterte zwar den Verdacht, unter welchem der junge Tagedieb litt, vermochte denselben aber nicht völlig zu verscheuchen. Allerdings konnte eine Verwechslung vorliegen. Man erinnerte sich des Fremden, der zu Ambach unbemerkt das Dampfboot verlassen, während sein Mitschuldiger sich wahrscheinlich schon früher zu Seeshaupt oder Bernried aus dem Staube gemacht hatte. Aber mit bloßen Vermuthungen kam man nicht weiter.

Da gelangten Berichte an das Amt, welche den traurigen Fall wieder in ein wesentlich anderes, wenn auch nicht neues Licht stellten. Zugleich erhielt ich einen Brief von Müller, der mir den Inhalt jener Berichte ziemlich ausführlich mittheilte, indem er zuvor den entsetzlichen Jammer der Familie Birkmann schilderte, welche ganz aufgelöst in Schmerz und von den quälendsten Selbstvorwürfen gemartert dahinlebe. Denn es sei leider kein Zweifel mehr darüber gestattet, wie und warum die unglückliche Bertha ihren Tod gefunden habe.

Vor einigen Tagen — so schrieb Müller — sei nämlich an die jüngste Schwester ein Brief gelangt, dessen Anblick in der Familie eine unbeschreibliche Aufregung hervorbrachte. Denn die Aufschrift war von einer nur zu wohlbekannten Hand, von der Hand derjenigen, die man beweinte. Es war die Schrift Bertha's. Man gab sich im ersten freudigen Schrecken den kühnsten Hoffnungen hin. Aber schon das Aeußere des Briefes zeigte, daß er die mannigfachsten Umwege gemacht hatte, bis er an

Digitized by Google

seine Noresse gelangte. Das Couvert trug verschiedene Stempel und, als frühesten, den Poststempel von Sternberg mit dem Datum des verhängnißvollen Tages. Also war der Brief Nachmittags, vor dem Besteigen des Dampfschiffes, von Bertha heimlich in den Schalter geschoben worden und in den Gasthof adressirt, welchen die Familie während ihres Aufenthaltes in der Hauptstadt bewohnte, wohin sie aber nach der erschütternden Katastrophe am See nur im Fluge zurück gekehrt war, um sofort heimzureisen. In der Verwirrung war der Brief nicht abgegeben worden, welcher nur bestätigte, daß die Unglückliche freiwilligen Tod in den Wellen gesucht habe. Denn er lautete folgendermaßen:

„Meine liebe Minna! Innigst geliebtes Schwesterchen! Nimm diese Zeilen freundlich auf als Andenken an Deine Bertha. Zürne Du mir nicht. Ich habe einen schweren Kampf gekämpft, ich habe gebetet und gebebt und blutige Thränen geweint, die Euch unsichtbar blieben. Der Schritt, welchen zu thun ich im Begriffe stehe und der auch Dir viel Leid bereiten wird, fiel mir härter, als ich Dir sagen kann. Aber man ließ mir keine andere Wahl. Tröste Vater und Mutter und Schwester und Schwager, wenn sie Trostes bedürfen. Dank für Deine Liebe — und Deine Verzeihung, welche Du nicht versagen wirst Deiner unglücklichen Bertha. — Lebe wohl, lebe wohl mein Schwesterchen! Tausendmal küßt Dich im Geiste Deine scheidende Bertha!“

Müllers Schreiben verweilte nun bei dem Jammer, der durch den Brief Bertha's auf's Neue in der trostlosen Familie hervorgerufen wurde, schloß aber dann mit der Versicherung, daß es ihm zwar auch heute noch schwer falle, nach der ganzen Charakteranlage Bertha's, an ein solches Ende zu glauben; allein die feststehende Thatsache lasse jeden ferneren Zweifel als thöricht erscheinen, müsse jeden falschen Verdacht beseitigen und allen anderweitigen Muthmaßungen Einhalt thun. Jener Fremde, der plötzlich unsichtbar geworden war, sei gewiß ein sehr harmloser Tourist gewesen, und was die Geschichte mit dem blutbefleckten Taschentuch betreffe, so liege die Wahrscheinlichkeit nahe, daß Jemand das verlorne Tüchlein im Mühlthal aufgehoben und an dem Orte wieder liegen gelassen habe, wo es dann gefunden worden sei.

Ob damit dieser Zwischenfall hinreichend erklärt war? Immerhin schwächten sich die Indizien für die Schuld des Verhafteten; neue Verdachtsgründe ergaben sich nicht und die Beweise für seine frühe Heimkehr aus dem Walde bei der Reismühle mehrten sich. So entschloß man sich, ihn einstweilen aus der Haft zu entlassen, ließ ihn aber fortwährend scharf beobachten. Ganz gereinigt von allem Verdachte war „Früchtl“ noch nicht, und erst der Zukunft blieb die Entscheidung vorbehalten, erst die Zeit sollte seine Schuld oder Nichtschuld offenbaren.

Das blutbefleckte Taschentuch der Unglücklichen, und wie es in die Nähe der Reismühle gekommen, blieb für's Erste noch ein ungelöstes Räthsel, ein unerklärtes Moment, wie es denn in dem Falle auch sonst noch an dunkeln Punkten nicht fehlte. Das Eine war aber durch den Brief der Beweint'n klar dargethan, — auch dann, wenn man der Umstände und Veranlassungen nicht weiter gedenken wollte: sie hatte ihren Schritt vorausgesehen und war schon vor dem Antritt der Seefahrt entschlossen, denselben auszuführen. Alle übrigen Erklärungen und Vermuthungen halfen nicht mehr: Sie ruhte im See.

Sie ruhte im See, die ich schon vom ersten Anblick an liebte. Das allein war das schließliche Ergebniß nach all' den peinlichen Zwischenfällen, die an meinen überspannten Nerven zerrten und mein Empfinden marterten, — nach all' den verschiedenen widerlichen Eindrücken, die mein Herz zerschnitten und mein Gemüth zerrissen. Die Wirkungen in meiner innern Welt waren verheerende. Ganz nach dem See übergesiedelt, irrte ich ruhelos auf dem Wasser und am Strande umher, bei jedem Wetter und zu jeder Stunde, in aufreibendem Müssiggang oder doch nur mit solchen Beschäftigungen, welche, wie die Handhabung der Angelruthe, das Faullenzen nur bemäntelten. Und Bertha lag in der Tiefe des Sees — eine Leiche bei den übrigen Leichen.

Nur schwer konnte ich wieder zu der freundlicheren Anschauung gelangen, als habe ich nur eine Mythe, eine Sage erlebt; sie sei nicht todt, sondern von Anfang an eine Nixe gewesen, die nun in das feuchte, heimische Element zurückgekehrt sei. Wohl erinnerte ich mich wieder der Vorgänge und Aeußerungen, welche mir das schöne Wesen in dem magischen Lichte zeigten. Auch sah ich beim Angeln oft genug um mich her, ob sie nicht in der ruhigen Fluth mit ihren goldgelben Haaren daher schwämme, — lauschte, ob ich nicht ihre Stimme höre in den flüsternden Wellen, und floh in düsterer Schwermuth vor den Menschen, welche diese beschäftigenden Vorstellungen immer wieder störten, hinaus auf den vertrauten See. Aber auch da drängten sich jetzt immer unheimlichere Bilder dazwischen — von den in der Tiefe stehenden Ertrunkenen und ihren wackelnden Köpfen, so daß ich noch froh war, zu denken: die Geliebte habe sich, müde der Oberwelt, in das Reich der Pfahlbauern geflüchtet.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus den Tagen der Pariser Commune.

Von **Paul d'Abrest.**

(Fortsetzung.)

Ein nicht zu unterschätzendes Symptom der Lage war die Unterbrechung des Postverkehrs, welche Maßregel Paris von der Welt abschnitt, gerade im Augenblicke, wo die Hauptstadt mühsam eben alle verlorenen Communicationen nach einer viermonatlichen Unterbrechung wieder angeknüpft hatte. Der Generalpost-

Digitized by Google

director Herr Rampont bewahrte von Anfang an eine neutrale Haltung, unter der Bedingung jedoch, daß man ihm nicht in's Handwerk pfuschen dürfe, und daß die Commune ihn und seine Verwaltung ungeschoren lassen müsse. Allein die Commune besaß nicht genug Enthusiasmus dazu; sie ernannte ihrerseits einen Controleur des Postwesens, den Bürger Theisz, mit dem Auftrage: den Herrn Director Rampont zu überwachen und nöthigenfalls denselben zu verhaften.

Die Unterredung zwischen den beiden Directoren soll höchst drastisch und würde unter anderen Umständen auch sehr lächerlich gewesen sein. Theisz, ein kleines, schmächtiges Männchen, das man seinem Aussehen und seiner Kleidung nach zu urtheilen eher für einen Austräger dritter Classe als für den Generaldirector angesehen haben würde, verstand vom Postwesen ebenso viel, als eine Ameise von Astronomie. Sein Partner, Herr Rampont, war nicht nur eine elegante und imposante Erscheinung, sondern auch eine höchst pfiffige Natur. Als Herr Rampont sah, um was es sich handelte, willigte er in alle Vorschläge des Delegirten ein, erklärte sich bereit, seine Controle anzunehmen und ohne sich weiter in Unterhandlungen einzulassen, fing der schlaue Director mit dem Delegirten Herrn Theisz eine Disputation über die sociale Frage an, er erklärte sich für einen warmen Anhänger Proudhon's und dergleichen. Der nichts Böses ahnende Theisz ging in die Falle, setzte die Controverse fort und trennte sich vom Generaldirector, gegen welchen er einen Verhaftsbefehl in der Tasche hatte, als guter Freund; er lief dann in's Hotel de Ville, um seinen Collegen zu erzählen, welch' ein guter Bürger Herr Director Rampont wäre, und wie gut Beide sich vertrügen. Während dieser Zeit aber ließ Herr Rampont die wichtigsten Papiere zusammenpacken, telegraphirte nach allen Richtungen den Befehl, die für Paris bestimmten Briefe und Packete direct nach Versailles zu befördern, ließ alle Filialbureaus schließen und machte sich dann mit seinen Beamten aus dem Staube.

Als am andern Tage Herr Theisz arglos in die Bureaus der Rue Jean Jacques Rosseau zurückkehrte, in der Meinung, das am vorigen Abend abgebrochene socialistische Gespräch wieder aufzunehmen, hatte er das leere Nachsehen. Für den Spott brauchte er nicht zu sorgen. Die Abreise des Postdirectors und die Einstellung des Verkehrs aber war das Signal des eigentlichen Anfanges der Feindseligkeiten zwischen Paris und Versailles.

---

Auch im Stadthause hatte sich unterdessen das Scenarium verändert, da die Opponenten die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen einsahen, und überdieß schon die Worte, vor welchen man in diesen Tagen sich so sehr fürchtete: „Verräther", „Feigling" von einigen Lippen gefallen waren. In einem der größten Gemächer des Stadthauses war alle Abende um sieben Uhr eine riesige Tafel gedeckt, an dieser nahmen die Mitglieder der Commune, ihre Freunde, die anwesenden Offiziere und oft der Erste Beste, welcher eine Nationalgardistenuniform trug, Platz. Für ein sowohl quantitativ als qualitativ vorzügliches Menu sorgte der Oberkoch der Commune. Es ist ein merkwürdiges Zeichen der letzten Revolutionsphase, wie sehr die Machthaber des Tages für ihren Magen zu sorgen wußten. Die Septemberregierung hatte im Stadthause einen großartigen Küchendienst organisirt, ebenso der General Trochu im Louvre. Während Paris litt und darbte, während draußen in der kalten Winternacht um drei Uhr früh die Weiber anfingen vor den Fleischhauerbuden „Queue" zu machen, gab es dort alle Abende großes Diner mit auserlesenem Menu und so und so vielen Couverts.

Die Commune zeigte Anfangs große Neigung für diese Effreiheit im ausgedehntesten Sinne; erst später, als der puritanische Einfluß von Delescluze überwog, löste man die Küchenmannschaft auf und Jeder war angewiesen, außerhalb des Regierungspalastes seine Nahrung zu nehmen.

Die Mitglieder des öffentlichen Wohlfahrtsausschusses im Jahre 1793 saßen in kleinen Garküchen und die aufgefundenen Rechnungen der provisorischen Regierung vom Jahre 1848 beweisen, daß kein Dejeuner eines Ministers damals mehr als 2 Francs 50 Centimes und kein Diner mehr als 3 Francs gekostet habe.

Am Abend vor dem großen Ausfall aber hatte der Ascet Delescluze die Küchenjungen noch nicht aus dem Heiligsten verjagt. Der Tisch stand gedeckt, die Gesellschaft, welche sich herbeidrängte, war so zahlreich, daß in den Ecken und Nebengemächern eine kleine Anzahl von Tischchen errichtet werden mußte. Ein Jeder hatte zwei oder drei Freunde mitgebracht und wer sich in den Corridors am meisten heiser schrie, konnte mithalten. Es soll mich wundern, wenn nicht ein paar Versailler Agenten dabei gewesen; auch ein preußischer Offizier, natürlich im strengsten Incognito, soll dem Fest beigewohnt haben. Die Gesellschaft war außerordentlich heiter. Anfangs wendete sich die Aufmerksamkeit dem Menu zu; aber dann, als der feurige Bordeaux die feurigen Gemüther noch mehr erhitzt hatte, liefen die abenteuerlichsten Trinksprüche vom Stapel. Die allgemeine Conversation nahm bald eine Wendung, daß man sich mit Unruhe fragte: ob man nicht in ein Narrenhaus gerathen sei? Viele, welche jetzt so sorglos ein Glas Champagner nach dem andern auf die Ausrottung ihrer Gegner leerten, sollten den nächsten Abend nicht mehr erleben. Den starkgewürzten Trinksprüchen folgten Lieder und einer der dienstthuenden Huissiers mußte die Herren auffordern, ein wenig Ruhe zu beobachten, damit die Executivcommission, welche nebenan Sitzung hielt, ihre Arbeit fortsetzen könne.

Auch die Soldaten bereiteten sich auf den wilden Tanz vor; an den hellerleuchteten Caffeehäusern der Boulevards defilirten nach und nach 12,000 Nationalgardisten bald in compacten Bataillonen, bald compagnieweise, bald auch in Gruppen von fünfzehn bis zwanzig Mann vorbei. Bei Vielen aber that die Ueberlegung das Ihrige, als die Haufen an dunklen

Digitized by Google

Nebenstraßen vorüberkamen, lichteten sich die Reihen; so Mancher dachte sich, „zu Hause ist es besser wie da draußen", duckte sich in eine Hausecke, wartete, bis seine Kameraden vorüber waren und trat dann mit Sack und Pack den Rückzug an. Die also ziemlich desorganisirten Haufen lagerten theils auf den Elyseeischen Feldern, theils in der Gegend von Bangirard. Tiefe Ruhe herrschte überall bis zum ersten Morgengrauen; aber die aufgehende Sonne des dritten April beleuchtete den Marsch der föderirten Armee gegen den Sitz der Regierung. Die beiden Heeresabtheilungen auf dem rechten und dem linken Ufer der Seine hatten sich gleichzeitig in Bewegung gesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

* Wir wollen nicht verfäumen, unsere Leser auf ein kleines Kärtchen aufmerksam zu machen, die Handkarte der Rheinpfalz, welche bei J. J. Tascher in Kaiserslautern erschienen ist. Im Maßstabe von 1 zu 400,000 bearbeitet, ist dieses Kärtchen eine Verkleinerung der bekannten großen Möhlschen Wandkarte der Pfalz. Wir halten diese kleine Ausgabe der Möhlschen Karte für sehr übersichtlich und besonders bezüglich der Terraindarstellung und Ortsangabe sehr brauchbar. Der verschiedenfarbige Druck (schwarz, grün, roth und braun) erleichtert den Gebrauch der Karte sehr und die Mittheilung so vieler Berghöhen ist eine erwünschte Zugabe. Das Kärtchen kann daher nur empfohlen werden.

Würzburg, 7. März. Ende vorigen Monats sand in Weimar ein Congreß von Abgeordneten deutscher studentischer Reformvereine statt. Es waren vertreten die Vereine dieser Richtung von Berlin, Gießen, Heidelberg, Jena, Königsberg, Leipzig, Marburg, München und Würzburg. Die Verhandlungen, welche volle drei Tage in Anspruch nahmen, drehten sich in erster Linie um die wichtigsten Fragen auf akademischem Gebiete. Abschaffung der akademischen Gerichtsbarkeit, möglichste Beseitigung der Farben und äußeren Abzeichen, Gründung einer akademischen Zeitschrift zur Hebung und Förderung der Interessen der studentischen Reformpartei, möglichste Beseitigung des Duells und der Mensur, so weit die einzelnen Verhältnisse es gestatten, wurden von dem Cartelltage als zu nächst zu erfüllende Ziele festgestellt. Auch Fragen der inneren Organisation und Angelegenheiten von mehr untergeordneter Bedeutung, wie Errichtung von akademischen Lesehallen, Casino's, Kranken- und Sterbekassen bildeten Gegenstand der Berathungen.

Königswinter, 6. März. Die „D. Reichs-Ztg." schreibt: „Heute Morgen, bei ziemlich dichtem Nebel, stieß ein von Linz kommendes, mit Eisenstein beladenes Segelschiff in der Nähe von Nonnenwerth auf einen rheinaufwärts fahrenden Schlepper. Der Anprall war bei dem großen Wasserstande so heftig, daß dasselbe alsbald anfing zu sinken. Der Besitzer des Segelschiffes und zwei Matrosen kletterten auf den Mastbaum, um sich noch einige Zeit über Wasser zu halten, bis Rettung von dem Schlepper kame. Allein der Mast kam brach, und alle stürzten in's Wasser. Der Besitzer des Schiffes, ein Vater von acht Kindern, aus der Nähe von Mühlheim a. d. Ruhr ertrank. Die Leiche wurde hierher in's Armenhaus gebracht. Ein Einwohner von Unkel, den man als Passagier mitgenommen, wird noch vermißt. Die Uebrigen sind gerettet worden." — Ueber denselben Unfall schreibt ein anderer Correspondent der „D. Reichs-Ztg.": „Heute ereignete sich in unserer Nähe zwischen hier und Rolandseck ein großes Unglück auf dem Rheine. Ein rheinaufwärts fahrender Schlepper stieß gegen ein zu Thal fahrendes Schiff, das in Linz mit Eisenstein beladen worden war. Dichter Nebel nämlich, der auf dem Rheine lag, ließ die Gefahr nicht erkennen. Das Schiff wurde in Folge des Anpralls völlig zertrümmert, und zwei Schiffer fanden ihren Tod. Der eine kam gar nicht mehr zum Vorschein, der andere hielt sich noch schwimmend einige Zeit über Wasser und wurde herausgezogen, starb aber bald nachher. Die Schiffsplanken zertrümmerten zugleich einen Bugnachen der Königswinter Fähre."

London, 9. März. Als der abessinische Feldzug mit der Eroberung Magdala's und dem Tode des Königs Theodor sein Ende erreichte, fielen auch die Königin und ihr Sohn Alamayu in die Hände der Eroberer. Erstere starb bald darauf, letzterer wurde dem englischen Capitän Speedy in Pflege übergeben und folgte ihm nach Indien, wo Speedy ein Amt bekleidete. Vor Kurzem aber wurde Prinz Alamayu jetzt 11 Jahre alt, von seinem Beschützer auf Veranlassung der Regierung nach England gebracht, und ist nun dem Rev. Jer Blake, Vorsteher des Hertenham College, in Obhut gegeben worden. Wie der Schutzlande gelernt mittheilte, ist diese Ueberstedlung aus dem Grunde geschehen, weil eine indische Umgebung dem Knaben keine vortheilhafte Erziehung in Aussicht stelle. Der junge Prinz müsse eine gute praktische Ausbildung erhalten, nicht nur weil England eine heilige Pflicht ihm gegenüber übernommen habe und die Königin selbst sie größte Theilnahme für ihn zeige, sondern auch weil der Tag kommen könne, wo sein persönlicher Charakter und seine ganze Bildung von stärkstem Einflusse auf die Civilisation eines jetzt so tief stehenden Landes sein würde. Die Regierung hält es demnach für nicht unwahrscheinlich, daß der Knabe dereinst die Krone seines Vaters tragen wird. Alamayu wird als ein sehr begabtes und umgängliches Kind geschildert; doch hat er bisher weder Lesen noch Schreiben gelernt. Daher wird er vorläufig nicht die Schule in Ebelenham besuchen, sondern seinen Unterricht in der Familie des Rectors empfangen.

Ueber die zunehmende Entsittlichung in den Vereinigten Staaten führen die Blätter hittere Klagen. Der Kindermord wird in schauderhafter Ausdehnung getrieben und in den Städten gibt die Zuchtlosigkeit den Barbaren nichts nach. Bei dem weiblichen Geschlecht der Gebaristokratie nimmt die Trunksucht immer mehr überhand. Man kann die feinsten Damen, verheirathet oder ledig, finden, die sich oft täglich in zwar feinen, aber doch eben berauschenden Getränken betrinken, daß sie auf ihren prachtvollen Teppichen hinfallen und den Rausch ausschlafen. Den Betrunkenen durch Opium bat nicht so weit um sich gegriffen, wie man fürchtete; die schnelle Aufreibung der Lebenskräfte in den von Natur schwachen Constitutionen der Amerikaner gebot sehr bald nachdrücklich Halt. Ebenso das Arsenikessen, um fett zu werden und glänzende Augen zu bekommen. Es war einmal doch zu lebensgefährlich und viele starben an zu starken Dosen des Giftes, und dann konnte ein geübtes Auge doch sehr leicht die Arsenikesserinnen erkennen. So haben denn Manche dieses Schönheitsmittel aufgegeben, wiewohl noch viel präparirter Arsenik verkichlucht wird. Als neuestes Mittel, auf vornehme Weise sich zu berauschen, wird jetzt von den amerikanischen Damen das Chloral angewendet, welches betrunken wie der beste Whisky oder Rum. Eine medicinische Zeitschrift Englands weist auf die Unmasse von Chloral hin, das wöchentlich verbraucht wird. Auf tausend und tausend Toilettentischchen stehen die geschliffenen Flacons mit Chloral und die erst einmal Geschmack daran gefunden haben, leben oft die ganze Zeit unter einer Art von Betäubung. Da mag man billig fragen: was soll aus diesem Geschlecht noch werden?

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletriſtiſches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 32. Speyer, Donnerstag, den 14. März 1872.

### * Der Nixenfiſcher.

Eine Geſchichte vom Starnberger See.

Von August Becker.

(Fortſetzung.)

Mit ſolchen Grübeleien wollte ich wieder hinausfahren bei naſſem, windigem Wetter. Es regnete, regnete wie heute, nur war es kälter, unfreundlicher. In meinem Kahne ſtand ſchon das Waſſer, als ich ihn beſtieg, und der See trieb höhere Wellen, beſonders im Karpfenwinkel, aus welchem ſie ſpritzend und ſchäumend herausſtürzten, als die übrige Fläche ſich erſt zu kräuſeln begann.

„He da, wohin?“ fragte Jemand vom nahen Ufer, und als ich mich umſchaute, war es mein Bekannter, der Maler Schmidt, der mit einem mir fremden Manne dorten ſtand. „Bei dieſem Wetter können Sie doch nicht hinaus. Kommen Sie zurück und ſagen Sie mir, ob die Bilder ſchon fertig, zu denen wir damals den Plan gemacht haben.“

Meine Antwort war eine verneinende Geberde, die zugleich auch ſeine Einmiſchung ablehnte. Ich konnte dabei ſehen, wie der Andere ſich zu ihm neigte und Schmidt mit dem Zeigefinger an die Stirne tippte, als wolle er andeuten, daß es dorten mit mir nicht richtig ſei. Auch hörte ich das Wort „toll“ und „Nixenfiſcher“, worauf mich der Fremde mit bedenklicher Theilnahme und ſpöttiſchem Bedauern betrachtete, während ich den Kahn in den unruhig bewegten See hinaus trieb. Die beiden unterhielten ſich wohl noch länger über die Verrücktheit des Nixenfiſchers, ohne daß ich mich noch einmal nach ihnen umſah. Mein Schiffl ein ſchwankte dahin, ſank und hob ſich von Welle zu Welle. Ich befand mich wohl in dem aufgeregten Elemente.

Draußen im ſtärkern Anprall der Wogen brauſte ringsum der hohle See und verhüllten ſich die Ufer hinter den Regenſchleiern. Da umſprützte mich die aufgewühlte Fluth, durchnäßte mich der kalte Regen, daß meine langen traufenden Haare ſchwer auf den Rock niederhingen. Ich achtete deſſen nicht, ruderte mit aller Anſtrengung weiter und wußte doch nicht, was ich draußen wollte. Die Waſſer rollten über den Abgrund hin, der ſchwarz unter mir gähnte, — der wüthende See langte mit feuchten Armen über den Rand des Kahnes, als verlange er nach mir. Mochte er mich zu ſeinen Todten ſtellen, die unten wohl im tollen Kreiſe auf und nieder hüpfend, umher taumelten, daß ich ihre Schädel auftauchen zu ſehen glaubte. So fände ich Platz an ihrer Seite, die ich vergeblich geſucht, nach der ich voll Sehnſucht gerufen, ohne Antwort. Meine Wünſche hatte ſie nicht erhört; ſie war weder heraufgekommen, noch hatte ſie mich hinunter geholt. Nun aber konnte ich verſchwinden, wie ſie, oder man fand am andern Morgen den Nixenfiſcher mit ausgebreiteten Haaren im See ſtehen, wie jenen Maler in der Saale.

Unterdeſſen hatte der heftige und für mich unüberwindliche Anprall des ſtarken Wogenſchwalls meinen Kahn wieder mehr und mehr gegen das weſtliche Geſtade hingetrieben, in das Bereich des Schilfs, das dort aus der Untiefe emporſtrebend unterm Schlag meiner Ruder brach. Als ich dieſelben etwas ermüdet einzog, war es mir, als höre ich, durch den lärmenden Anſchlag des Waſſers am Ufer, ein Stöhnen und Seufzen in der Nähe, wie Menſchenlaut aus der Tiefe, wie eine Klage aus der verſunkenen Welt der Pfahlbauer. Ich ſchaute mich um, ich horchte. Es war der Wind, der durch das Röhricht ſtrich. Die langen Kiele deſſelben ſchwankten vom Waſſer unruhig umſpült, die Blätter oben wehten fahnenartig am Ende des Rohrſchafts.

Aber dort, zwiſchen dem dichter ſtehenden Schilfe wiegte ſich etwas auf dem Waſſer, bald ſinkend, bald von den im Rohr verlaufenden Wellen gehoben, jedoch ſtets auf demſelben Fleck. Ich ruderte näher, mit einiger Mühe und einigem Schauder. Schienen ſich doch die Bilder meiner grauenhaft ſchaffenden Phantaſie verwirklicht zu haben. Es war, als ob da Jemand im Waſſer ſtehe, ſo, daß nur der ſchaukelnde Strohhut auf der Oberfläche ſichtbar werde. Derſelbe ward immer wieder zwiſchen dem engeſtehenden Rohr in die Höhe gelüpft, als verſuche Jemand aus der Waſſertiefe an die Luft empor zu kommen, ohne daß es ihm gelinge.

Ich brach vollends durch das Röhricht, — und heiß und kalt ging es durch alle meine Glieder. Es war ein feiner Sommerhut, ein Damenhut. O Gott, ich erkannte ihn trotz ſeiner verdorbenen Form, — es war der Hut, den Bertha auf dem Schiffe getragen hatte.

Wie im Wahnwitz griff ich zu, ſobald ich hin-

Digitized by Google

langen konnte — zog empor und hatte den Strohhut in der Hand. Aber auch nur den Hut, dessen lichtblauer, verwaschener Schleier sich um ein starkes Rohr geschlungen hatte. Ich sah in's Wasser, das trotz seiner Bewegung durchsichtig bis fast zum Grunde war. Die Stelle war leer.

Außer dem Schiffe befand sich ringsum kein Gegenstand im Wasser. Bei hellerem Wetter wären vielleicht die Pfahlköpfe im Boden sichtbar gewesen, welche den Gelehrten unserer Tage Zeugnisse für eine untergegangene Welt ablegen. Aber das war jetzt kein Gegenstand der Erwägung für mich, als ich in einer Gemüthsaufregung, die ich nicht zu schildern vermag, bald den Hut in meiner Hand betrachtete, bald in die feuchte Tiefe sah, umsonst da spähend und forschend.

Ob der leichte Sommerhut, von manchen Sturzwassern überschäumt, mälig hierher geschwommen und sich im Röhricht gefangen hatte, oder ob er von Anfang an hier festgehalten worden; ob er sich in der sturmbewegten Tiefe des Sees vom Haupte gelöst hatte, herauf gestoßen und hierher geschwemmt war, oder ob die, welche ihn getragen, noch unsichtbar in der Nähe ruhte: wie hätte ich Fassung gehabt, das im Augenblick zu erwägen!

In meinem Gehirn wirbelten die Gedanken und Vorstellungen. Die Tiefe lockte mich, — über den Rand des Kahnes gebeugt wandelte es mich an, wie jenes Mädchen, das den todten Geliebten unten gesehen, — es begann mir vor den Augen zu dunkeln, und mir däuchte, es umgaukelten mich schon die bleichen Gesichter der Tiefe . . . . . .

Wer rief da?

Ich hatte meinen Namen gehört. Im ersten Augenblick wähnte ich, der Ruf komme aus dem Wasser

Es rief nochmals, ein Laut, wie aus ferner, ferner Zeit, aus den goldenen Tagen der ersten Jugend. Trotz meiner furchtbaren Erregung fand die Stimme den Weg zu meinem Herzen.

Aufblickend sah ich zwischen dem nassen, tropfenden Gebüsch des Ufers eine weibliche Gestalt. Sie hatte ein weißes Tuch in der Hand, streckte die Arme nach mir aus und winkte und winkte.

„Benno! Benno! mein Kind! mein Sohn!"

Ich sank vom Rand des Kahnes zurück. Es war meine Mutter.

Es war meine arme, alte Mutter, die aus der Heimath gekommen, den Sohn selbst aufzusuchen, der nicht mehr geschrieben. Sie hatte in der Hauptstadt traurigen Bericht erhalten und in ihrer Herzensangst ohne Aufenthalt den Weg nach dem See genommen. Hier führte sie der glückliche Zufall meinem Bekannten, dem Maler Schmidt zu, der sie sogleich hierher führte, nachdem er mich vorher vom Strande aus noch immer beobachtet hatte.

Und bald lag ich ihr in den Armen.

Mit straffem, krausendem Haar und bleichen, verstörten Zügen, innerlich zerrüttet und zerrissen, selbst der Mutter gegenüber nicht mit vollem warmem Antheil, all' mein Fühlen und Denken nur einer Sache zugewendet, hielt ich ihr meinen Fund hin, den ich nicht aus der Hand gelassen hatte.

„Mutter, sieh' da, ihr Hut!"

Mit fragendem Staunen sah sie mich und das formlose Ding in meiner Hand an.

„Bertha's Hut", fügte ich hinzu.

„Er ist wirklich ganz aus dem Häuschen!" fing jetzt Schmidt an, während meine Mutter mit Aufklärung heischenden, angstvollen Augen umherschaute. „Sie hat's ihm noch im Tode angethan, sehen Sie. Und ich habe ihn so sehr gewarnt!"

Wieder schloß mich die Mutter mit einem Blicke voll Entsetzens an die gequälte Brust.

„O, mein Sohn! mein Benno! So muß ich Dich wiederfinden!" wiederholte sie mit Weinen, Seufzen und Klagen, ohne Trost. —

Sie ließ mich nicht wieder los.

Der Fund wurde mir abgelockt und dem Gerichte übergeben, das noch selbigen Tags das ganze Röhricht nochmals absuchen lassen wollte. Ich selbst wurde mit in die Heimath genommen, wo ich krank anlangte.

Als ich nach heftigem Nervenfieber langsam wieder genaß, lagen meine Erlebnisse am See wie ein dunkler, schwerer Traum hinter mir. —

(Fortsetzung folgt.)

## Aus den Tagen der Pariser Commune.

Von **Paul d'Abrest.**

(Fortsetzung.)

Nichts machte in jener Zeit größern Eclat, als die mißglückte Expedition gegen den Mont Valérien und in Zusammenhang damit die plötzliche Verhaftung und ebenso plötzliche Wiederbefreiung des Oberst Rossel. Die Chefs jener mißglückten Expedition hielten, nach dem Mißlingen derselben, in der Mairie von Batignolles großen Kriegsrath und waren eben im Begriff, sich gegenseitig mit Schimpfworten des gröbsten Kalibers zu überschütten, als die Meldung eintraf, das vom Obersten Rossel, dem Urheber des Operationsplans, befehligte Armeecorps habe auf andere Nationalgardisten geschossen.

Die Thatsache war folgende: Rossel hatte einen Theil seiner Truppen einen gewundenen Weg der Bahn von St. Cloud entlang dirigirt; in Folge der Confusion, welche nach dem vom Mont Valérien abgegebenen Salven entstand, warf sich ein Haufen Gardisten dieser anrückenden Mannschaft in den Weg. Die Rossel'sche Bande glaubte es mit regulärem Militär zu thun zu haben und begann zu feuern. Ihr Chef kam zu spät angeritten, um dem Mißverständniß Einhalt zu gebieten. Nichtsdestoweniger wurde die ganze Schuld Rossel zugeschoben. Der Legionsrath, froh, einen Sündenbock zu finden, ließ den künftigen Kriegsdelegirten verhaften und nach der Polizeipräfectur abführen; nicht weniger als vierzehn Mann waren beauftragt, ihn zu escortiren, denn er war als ein sehr energischer und des Aeußersten fähiger Mann bekannt.

Digitized by Google

Um dieselbe Stunde erwirkte einer seiner Freunde, ein Oberst F*** die Ernennung des Verhafteten zum Generalstabschef. F*** kam nach Batignolles, um ihn abzuholen, dort erfährt er, was eben vorgefallen; von sehr heftigem Charakter, fordert er ungestüm die Freilassung seines Freundes, und da sie ihm verweigert wird, droht er, binnen einigen Stunden den ganzen Kriegsrath verhaften zu lassen. Er läuft geraden Wegs nach der Präfectur, wirft ein paar Saaldiener, welche ihm den Weg versperren wollen, nieder und gelangt in das Gemach Raoul Rigault's.

„Höre einmal", sagt er zu ihm, „man hat heute früh einen Obersten Rossel eingesperrt."

„Ja", sagte Rigault, „er soll ein sehr gefährlicher Mensch sein, er befindet sich „au secret", Niemand darf ihn sehen."

„Sei so gut", erwiderte F***, „und zeichne einen Freilassungsbefehl für diesen Arrestanten."

„Aber —", meinte Rigault.

„Traust Du mir?"

„Ja freilich."

„Nun, ich bürge Dir für Rossel mit meinem eigenen Kopf. Er ist die einzige militärische Capacität, welche wir besitzen und die Dummköpfe da draußen wollen sich über ihn stellen, aber mit diesen will ich schon fertig werden."

Raoul Rigault zeichnete endlich mit jener eigenthümlichen Geberde, welche er jedesmal machte, wenn es sich um einen Freilassungsbefehl handelte. Kaum war die Unterschrift des Delegirten auf dem Papier so bemächtige F*** sich desselben und stürzte hopfäher in die Gänge der Conciergerie, und präsentirte den Befehl dem Gefängnißdirector, welcher einige Umstände machte, denen aber F*** begegnete, indem er einen Revolver zeigte.

„Nummer Elf", schrie der Director, aber der Schließer war nicht zu finden und F*** bearbeitete mit Händen und Füßen die schwer verriegelte Thür, bis endlich der Kerkermeister diese aufmachte. Rossel, auf dem Zellenbett ausgestreckt, lag im tiefsten Schlaf, er hatte drei Nächte nach einander durchwacht, froh eine Stätte zu finden, an welcher er das müde Haupt niederlegen konnte. Alle Bemühungen F***'s und des Kerkermeisters, den jungen Oberst zu wecken, blieben Anfangs fruchtlos, er hörte nichts; erst als F*** ihn mit kaltem Wasser übergoß, schlug er die Augen auf. Er meinte, man wolle ihn zum Richtplatz führen. „Ach so! Ihr hättet mich ausschlafen lassen sollen", und als er seinen Freund F*** erblickte: „Ich hatte besser von Ihnen geurtheilt."

„Was fällt Ihnen ein!" rief F***, „ich komme, um sie zu befreien, Sie sind zum Generalstabschef ernannt!"

Rossel stand wie betäubt da und warf sich seinem Freunde in die Arme.

„Fort!" schrie er, „fort von hier."

„Halt!" rief der praktische F***, „als Sie hereinkamen, hatten Sie doch einige Werthsachen, welche Ihnen abgenommen wurden?"

„Weiß nicht", sagte Rossel, „fort von hier, fort."

„Bürger Director!" schrie F***, „hat der Gefangene hier nichts hinterlegt?"

„Doch, doch", meinte der Director, dem das ganze Wesen des F*** sehr imponirte, „eine goldne Uhr mit Kette und 500 Francs sind da."

„Her damit, und daß kein Sous fehle!" befahl F***, und nach Verificirung des Empfangenen und abgegebener Bestätigung verließen Beide triumphirend die Conciergerie.

Es mag zur Charakteristik der damaligen Verhältnisse nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie F***, einer der ernstesten und originellsten Erscheinungen der Commune, sein Versprechen hielt und die Mitglieder des Legionsrathes, auf welche er einen so gewaltigen Aerger hatte, auch richtig vor Sonnenuntergang einsperren ließ. Im Hotel de Ville, wo er ebenso befreundet war, als auf der Polizeipräfectur, erlangte er bald den Oberbefehl über die gesammte Legion von Batignolles (er bekleidete bisher eine untergeordnete Stelle bei dieser Legion). Er verfügte sich hierauf nach der Mairie, wo die langwierige und stürmische Berathung noch immer währte, legitimirte sich zum großen Verdruß der Leute als nunmehrigen Oberst und meldete ihnen schadenfroh Rossel's Freilassung. Um seine Feindseligkeit gegen den neuen Chef recht zu documentiren, formulirte der Kriegsrath der Legion folgende drei Desiderata: 1) die Ratificirung der Wahl des Obersten; 2) die Feststellung der Competenz des Legionsrathes; 3) die Unterbreitung aller strategischen Operationen. (Forts. folgt.)

## Miscellen.

* Der französisch-deutsche Krieg 1870/71. Sein Entstehen und sein Verlauf mit Beifügung aller darauf bezüglichen Actenstücke, bearbeitet von Fr. Rittweger. 100 Bogen broch 3 Thlr. = 6 fl. 36 kr. l. W. Frankfurt a. M., Druck und Verlag von C. Krebs-Schmitt. Mit vorliegendem Werke wird wohl zum ersten Male eine diplomatische Geschichte des Krieges von 1870/71 in umfassender Darstellung geboten. Der Verfasser hat darnach gestrebt, alle Actenstücke, welche auf den, ganz Europa unerwartet gekommenen, Bruch des Friedens irgend welchen Bezug hatten, zu sammeln und sie so einzureihen, daß nicht allein dem Leser ein vollständiges Bild über die Entwickelung, dem Historiker die authentischen Nachweise über die Entstehung und den Verlauf des großen welterschütternden Drama's geboten werden, sondern auch daß alle Wechselbeziehungen, selbst auch die anderer nicht am Kampfe betheiligter Nationen, zu denselben in klare Beziehung gebracht sind, und daß das Buch auf alle Fragen, die bezüglich der Zeitgeschichte an dasselbe gestellt werden können, Antwort und authentischen Nachweis zu geben im Stande ist.

Auf diese Weise sind alle von Beginn des Krieges bis zum Schluß der Friedensverhandlungen stattgehabten officiellen Kundgebungen der kriegführenden Mächte, ebenso die Ordres de bataille sämmtlicher Schlachten und Gefechte aller Heerestheile mitgetheilt, überhaupt die Darstellung so gehalten, daß auch jeder betheiligt Gewesene die Schicksale seines Truppentheiles verfolgen kann. Wir hoffen somit ein Nachschlagebuch geliefert zu haben, welches, wie es zu einem unparteiischen Urtheil über die Ereignisse das Material an die Hand gibt, zu einer für Jedermann werthvollen Erinnerung an jene Zeit besonders geeignet sein dürfte.

---

Aus Berlin berichtet die „N. A. Z." unter'm 9.: Frau Mallinger hat allerdings nach der letzten Freischüt-

Digitized by Google

Vorstellung am 23. v. M., veranlaßt durch die in der That glänzende Aufnahme des Publikums, ihr Entlassungsgesuch zurückgezogen, aber zu Unterhandlungen über ihr Verbleiben bei der Hofbühne ist seitens der Intendanz bis heute kein Schritt gethan worden, wie wir entgegenstehenden Nachrichten gegenüber versichern können. Wir werden daher die beliebte Sängerin leider wohl mit dem 1. Mai scheiden sehen. Dieselbe gedenkt nach Petersburg zu gehen, von wo man ihr ungemein glänzende Anerbietungen gemacht hat.

Die Trierer Ztg. erzählt: Ein höchst verwegener Raubanfall hat gestern in unserer Nähe Statt gefunden. Am hellen Tage und auf öffentlicher, fast Tag und Nacht sehr belebter Straße wurde ein israelitischer Handelsmann auf dem nicht weit von hier entlegenen Dorfe Aach niedergeschlagen und seines Geldes beraubt. Derselbe befand sich gestern hier in der Stadt und hatte die Summe von 1000 Thlr. bei sich. Davon bezahlte er in einem hiesigen Hause 700 Thlr. und begab sich Nachmittags mit dem Rest von 300 Thlr. auf den Heimweg. Der Mann dachte so wenig an irgend eine Gefahr, daß er sich nicht scheute, das Geld in einem Säckchen frei auf der Schulter zu tragen. Gegen 6 Uhr kam er auf der Trier-Aachener Landstraße an dem ersten Wasserdurchlaß jenseits der Napoleonsrücke an zwei Fremden vorbei, welche dort auf der Brustmauer saßen. Einer von denselben trug eine Mütze mit irgend einem Abzeichen, also anscheinend eine Dienstmütze, und einen kurzen Ueberrock, der Andere einen blauen Kittel. Unbesorgt ging der Handelsmann auf der Landstraße weiter. Obgleich er bald darauf zwei Männer hinter sich bemerkte, die ihm auf demselben Wege folgten, ahnte er noch so wenig die ihm nahende Gefahr, daß er nicht weiter nach denselben umblickte. Als er an die Stelle kam, wo der Fußsteg nach Aach von der Straße abbricht, wurde ihm von hinterher ein so heftiger Schlag auf den Kopf versetzt, daß er besinnungslos niederstürzte. Und als er wieder zur Besinnung kam, befand er sich in den Händen von zwei Arbeitern, welche dort in einem nahen Steinbruch beschäftigt und ihm auf einen herzommenen lauten Schrei zur Hilfe gezeilt waren. Dieselben kamen aber zu spät, um die Thäter, welche sie in beträchtlicher Entfernung auf der Flucht sahen, noch einzuholen. Sie brachten den seiner Baarschaft beraubten Handelsmann zurück nach Pallien, wo er noch an einer starken, anscheinend aber nicht lebensgefährlichen Kopfwunde unter ärztlicher Hilfe liegt.

Kürzlich beklagte sich in Straßburg ein neu angekommener preußischer Beamter bei seinem Collegen: „Dat is nu eene janz verflixte Geschichte in det Straßburg. Ick bin in eene neue Wohnung einjezogen und wär' so weit zufrieden, aber nanu versteht mir der Hauswirth nich een Wort, wenn ick mit ihm sprechen will, und ick ihn doch nich eene Sylbe, wenn er mich mal zu sagen hat. Nun juten Glück spreche ick janz passiablemang Franzöfisch, da müssen wir aber Franzöfisch sprechen, wenn er mir und ick ihm verstehen soll." Der betreffende Straßburger Hauswirth aber erzählte Abends seinem Nachbar: „Eh bien, bi isch a Braifs di mer ingejoge, denn kann i awer mit aller Lübb nix verstehe! Impossible do comprendre un mot, un i kann D'r doch au Hochdeitsch redde, wenn's sin muefs. Eh bien, was duhn mer? Mer redde Franzöfisch mit enand. Wenn ein au d'Ehre weh dun bi sim Franzöfisch, so verstehne mir enand doch, nous pouvons nous faire comprendre. Voilà tout es qu'il faut."

Aus Gebhardshain, 9. März, geht der Köln. Ztg. über das Unglück auf der Grube Hercules Folgendes zu: „Am Mittage des 7. d. M. fand auf obenbezeichneter Grube die Löhnung der daselbst beschäftigten Arbeiter Statt, und es waren in Folge dessen nur wenige, die trotzdem die Nachmittags-Schicht noch verfahren wollten. Nachdem diese ihre Bohr-Geräthschaften in der Schmiede in Empfang genommen, begaben sie sich in die Grube. Da das Nebengestein der hiesigen Gänge ein sehr fettiger Thonschiefer ist, so kam es häufig vor, daß sich die Communication verstopfte. Dieses Phänomen war auch durch das Regenwetter der letzten Tage hervorgebracht worden. Unglücklicher Weise war gerade in der letzten Zeit die Arbeit, auf der das Unglück stattgefunden, so ausgeschossen, daß ein Auffüllen derselben unbedingt nöthig erschien, und das Material dazu mußte mit gewöhnlich auf einem Schachte begogen werden. Man hatte also die Verpflichtung, wie der Bergmann sagt, welche die Berge zurückheilt, entfernt und schon gearbeitet, um diese Berge in Bewegung zu bringen, was aber bis dahin nicht gelungen war. Als nun obenerwähnte Bergleute an die Arbeitsstätte kamen, bemerkte der nachrennte derselben, daß es warme — rüchte, wie er sich ausdrückte — d. h. daß hier und da ein Stückchen des „alten Mannes" herunterfiel. Er machte seine Kameraden darauf aufmerksam und forderte sie auf, die Grube wieder zu verlassen. Diese aber wollten erst das Gezähn vor Ort bringen, als einer derselben den Schreckensruf ausstieß: „Kettel Esch, es kammt." In der Verwirrung sprangen fünf auf die dem Ausgang entgegengesetzte Seite, die andern aber dem Ausgange zu. Eine schlammige, lehmige Masse drang mit Blitzesschnelle herein — es ruhte ein Druck von 32 Lachtern darauf — und erreichte noch zwei der letzteren, die sofort erstickt sein müssen. Die Anderen entkamen, während die fünf dahinter Sitzenden in kürzester Frist durch die höher steigende Fluth erreicht und getödtet sein werden. Die Geretteten brachten die Trauerbotschaft zu Tage, und sofort begannen nun die Rettungsarbeiten, indem man gleichzeitig den Revier-Bergmeister Schmidt von dem Unglücksfall in Kenntniß setzte. Dieser erschien sofort mit dem Revier-Diätar Stein und begab sich nun in Begleitung des Steigers Ulrich mit vier Bergleuten in die Grube, um die Arbeiten zu leiten. Bald hatte man die erwähnten zwei im Schlamme gebliebenen Todten herausgeschafft und man war nun beschäftigt, sich einen Weg zu den fünf noch übrigen zu bahnen, als der Steiger Ulrich die Warnung aussprach, es sei doch besser, sich zurückzuziehen, da ihm die Sache nicht geheuer erschiene. Das Terrain mit seinem Stocke unterschend, ermahnte nun Schmidt die Umstehenden, nur kaltes Blut zu behalten, als ein Bergmann denselben Schreckensruf wie vorher ausstieß: „Kettel Esch, es kommt." Wie ein Blitz bricht die Schlammmasse wieder durch, die zwei hinterst stehenden Bergleute springen in eine nahe gelegene 5 Lachter tiefe Rolle und kommen mit einigen Schrammen davon, der Steiger Ulrich springt ihnen nach oder wird ihnen durch den Druck der Schlammmasse nachgeschleudert, bleibt aber darin hangen, die Rolle geht durch denselben Druck in einander und er stirbt einen elenden Tode; die anderen vier sind noch oben und werden eingeholt. Sie sterben und ersticken sofort. . . . Das war der Thatbestand, als die Bergbeamten der Umgegend und von Bonn telegraphisch herbeigerufen wurden. Um nicht noch mehr Menschenleben zu gefährden, und weil zur Evidenz feststeht, daß Alle todt sind, die noch in dem Arbeiten sind, unzweifelhaft todt sein müssen, so sind die Rettungsarbeiten auf dem begonnenen Wege eingestellt worden. Man treibt jetzt Ueberbrüche im Hangenden des Ganges, also im festen Gebirge, von wo aus man versuchen wird, durch Querschläge zu den Unglücksstätten zu gelangen. Es wird also noch längerer Zeit bedürfen, ehe man die Verunglückten zu Tage bringen kann. Die ganze Gegend ist in unbeschreiblicher Aufregung.

Ladenburg, 6. März. Bald nachdem der heutige Schnellzug aufwärts die hiesige Haltstelle verlassen hatte, gewahrte man auf dem Bahnkörper zwischen hier und Friedrichsfeld ein Kind herumlaufen. Auf die Frage des ihm entgegengeeilten Bahnwärters, wo es herkomme, antwortete es: „Aus Amerika." Und wo willst Du hin? „Zur Großmama." Es stellte sich nun heraus, daß der Kleine, welcher die Reise von Amerika hierher mitmachte, während des dahinbrausenden Zuges sich dem Thürfenster näherte, die nicht verschlossene Thür sich durch das Anlehnen öffnete und das Kind hinausfiel, ohne irgend Schaden zu nehmen. Nach kurzer Zeit kam der Vater, welcher in Friedrichsfeld ausgestiegen, todtenblaß daher geeilt. Als das Kind seiner ansichtig wurde, sprang es ihm freudig entgegen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 33. Speyer, Samstag, den 16. März 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

### Fünftes Capitel.

Jahre waren vergangen und Manches erlebt, was Vergangenes in den Hintergrund zu drängen geeignet war. Die antike Herrlichkeit Roms und die unsterblichen Kunstgebilde Rafael's und Buonarotti's waren an mir vorübergegangen, die Naturpracht Neapel's und der Himmel Sicilien's vorübergezogen. Ich hatte auf meinen Reisen Zerstreuung und Theilnahme für das Erschaute gefunden, Manches erfahren und gesehen, was mich überraschte und fesselte. Das Leben in fremden Landen hatte sich mir erschlossen, eine neue Welt, und — im Anschauen der großen Meisterwerke die Kunst in ungeahnter Weise.

Ich war körperlich genesen, mein Gemüth ziemlich beruhigt. War mir bis dahin die Erinnerung an jene Vorgänge nur noch gleichsam ein wunderlicher Traum gewesen, der manchmal mit lebhaften Farben in grelles Licht trat, um dann wieder hinter dämmernden Schleiern zu verschwinden, so faßte mein Gedächtniß allmälig die Erfahrungen und Erlebnisse jener Tage ordnend in eine Perlenschnur wehmüthigen Gedenkens. Was die Zeit gemildert und in den Duft der Ferne gerückt, konnte mein Geist wieder mit ruhigerer Erwägung in sich aufnehmen. Die nachwirkenden Schwingungen jener heftigen Erschütterung sänftigten sich dann zur stillen Rührung. Bald zeigte der Anblick das Vergangene in dem Lichte, wo es zur künstlerischen Verwerthung reif wird und zum bildlichen Ausdruck gelangen darf. Und in dem Schmerze, der mich doch noch manchmal erfaßte, war der Genius der Kunst ein Arzt meiner Seele.

Ich hatte über der classischen Schönheit des tyrrhenischen Meer's nicht den nordischen Zauber unserer Alpenseen vergessen und in Rom mit Liebe eine in's Wasser zurückkehrende, weinende Nixe gemalt: mein erstes fertiges Bild. Der Versuch gefiel, wie ich wohl sagen darf, und erregte Aufmerksamkeit in der Künstlergemeine. Man rühmte den naturwahren Ausdruck, die Stimmung und die Behandlung des Wassers. Mir selbst war klar geworden, wo meine Kraft lag. Ich entdeckte, daß jene Tage nicht ganz verloren, mein Verweilen auf dem See und mein Umherschweifen auf dem Wasser nicht völlig nutzlos gewesen. Meinem Auge hatte sich, während es schauend auf und in der Fluth ruhte, deren Wesen eingeprägt. Unbewußt hatte ich dem See nach einer Richtung sein Geheimniß abgelauscht. Freilich durfte ich mir nicht verhehlen, daß der Pinsel meinem Empfinden noch nicht nachkam. Aber der Mangel an Technik ließ sich ersetzen, nachdem ich einmal mit Genugthuung das Feld gewonnen hatte, wo ich nicht ohne Erfolg thätig sein konnte.

In Paris, wohin ich mich von Rom aus wandte, ward ich etwas tiefer in das Handwerk der Malerei eingeführt. Entgegen der üblichen allegorischen Auffassung mythischer und sagenhafter Stoffe, malte ich daselbst eine Bertha, von König Pipin am Waldstüßchen überrascht. Das Bild war beifällig aufgenommen und machte auf der großen Ausstellung einiges Aufsehen — wegen glücklicher realistischer Ausführung eines hochromantischen Stoffes, wie die Kritiker sagten. Als ich mich dann nach den niederländischen Kunststädten wandte, brachte ich schon einigen Ruf mit dahin. Unter Genossen und Freunden der Kunst war mein Name kein unbekannter mehr. Ich hatte meinen höchsten Genuß im Schaffen, meine größte Befriedigung im Vollenden gefunden. Aber nicht eher als bis ich mich in die niederländischen Meister versenkt und besonders das große, coloristische Genie Rembrandt's zu ergründen versucht hatte, vollendete ich weitere Bilder, darunter einen Hagen vor den Schwanjungfrauen der Donau. So hielt ich mich zwar in den Motiven dem niederländischen Geschmack fern, wandte aber die Technik der Schule an meinen Gebilden an, ob mit glücklicher harmonischer Verschmelzung, laß ich dahin gestellt sein. Ich hatte wenigstens die Genugthuung, daß auch solche, welche meinen Stoffen gegenüber kalt blieben, doch die Malerei lobten und von zauberhaften Farbentönen sprachen.

Jetzt zog mich das heitere Düsseldorf an, wo eine Schwester von mir verheirathet war, meine beglückte Mutter oft einkehrte, und ein reges Kunstleben waltete. Man nahm mich freundlich auf, und als nur einmal eine neue Loreley von mir ausgestellt war

Digitized by Google

— und eine Agnese, die aus dem Meere an den blühenden heimischen Strand tritt — so fehlte es nicht an Anerkennung. Ebenso wenig mangelte die Anregung für weiteres Schaffen, wobei ich nur hoffen kann, daß mich mein Gestaltungsvermögen vor der Gefahr der Einförmigkeit, meine Erfahrungen und Studien vor Gefühlsschwelgerei und Farblosigkeit bewahrten. Ich will nicht mein Lobredner sein, — weiß ich doch, wo es mangelt und fehlt; nur darthun will ich, daß ich ein Anderer geworden war. Ich hatte mir redlich Mühe gegeben, und gebe sie mir noch, — das ist Alles.

Die schlimmste Zeit meines Lebens war überwunden, die heftigen Erschütterungen hatten mich aufgerüttelt aus dem zwecklosen Hindämmern. Ich war ein ernster Mann geworden und zur Nüchternheit des wirklichen Lebens erwacht. Ich fing an, die Poesie nicht mehr für den täglichen Gebrauch zu bedürfen, sondern für die einsamen Stunden des schaffenden Genius. Doch blieb eine gewisse menschenscheue Schwermuth an meinem Wesen haften, die jedoch freundlich r Aufnahme nicht im Wege stand.

In den Künstlerkreisen wohl gelitten, ward ich durch Schwester und Mutter auch in Familien der Geschäfts- und Beamtenwelt eingeführt. Unter andern bei einer wohlhabenden Wittwe, die eine sehr scharfe Nase und zwei erwachsene Töchter hatte, von welchen die ältere, nach der unmaßgeblichen Meinung meiner Mutter und Schwester, sich nach Jahren, Vermögen und sonstigen empfehlenswerthen Dingen trefflich zu meiner Gattin geeignet hätte. Sie hatte eine gute Bildung genossen, sprach drei Sprachen, konnte Bäume und Häuser zeichnen, musiciren, singen wie ein Kanarienvogel, war sehr haushälterisch, mit den Geheimnissen der Küche vertraut, besonders in der Zubereitung trefflicher Saucen start, und fertigte sich alle ihre Kleider selbst. Das Zusammenfinden so vieler weiblicher Vollkommenheiten wurde mir von Mutter und Schwester so oft und als etwas besonders Begehrenswerthes gepriesen, daß ich nachgerade selbst daran dachte, in Besitz und Genuß aller dieser empfehlenden Eigenschaften zu kommen. Die junge Dame war zwar meinem Herzen fremd, aber auch nicht zuwider. Und so trat ich einer andern Gefahr nahe, indem ich im Begriffe war, zwar ein renommirter Künstler, im Uebrigen aber ein Philister zu werden, wie hunderttausend Andere.

(Fortsetzung folgt.)

## ** Blumen-Skizzen.

### 1. Schneeglöckchen.

Der erste Bote des Frühlings in der Blumenwelt, gleichzeitig mit dem Storche wiederkehrend, ist das Schneeglöckchen, auch Schneeflocken, Schneegallen und mit dem botanischen Namen Galanthus nivalis L. genannt. Es gehört zu den Zwiebelgewächsen, in die 6. Linné'sche Classe und zur natürlichen Ordnung der Amaryllideen, R. Br. Sobald im Spätwinter der Boden aufgeht, reckt das Blümchen seine beiden linealischen, meergrünen, mit einem weißen Fleckchen an der stumpflichen Spitze versehenen Blätter hervor, denen bald die Schafte mit den weißen Knospen folgen. Bei den ersten wärmeren Sonnenstrahlen, meist schon Ende Februar öffnet sich die Blume, um das Auge durch ihre einfache Schönheit zu erfreuen und frohe Lenzes-Hoffnungen zu erwecken.

So blüht Schneeglöckchen schon, während seine lieblichen Schwestern noch in tiefem Winterschlafe ruhen. Wenn die eigentliche Frühlings-Flora erwacht, ist sein bescheidener Glanz wieder verblichen und sein letztes Blumenblättchen vom Winde verweht.

Die drei äußeren Blättchen der Blüthenhülle des Schneeglöckchens sind schneeweiß, mit wasserfarbenen Adern der Länge nach durchzogen; die drei inneren Blumenblättchen sind um die Hälfte kürzer als jene, an der Außenseite mit einem halbmondförmigen, gelblichgrünen Flecken, an der Innenseite mit acht gelbgrünen Längsstreifen geziert. Die sechs gelben Staubkölbchen sind länglich haarspitzig, zusammen neigend, das Blüthenköpfchen ist überhängend oder nickend.

Das Schneeglöckchen wächst wild in einem großen Theile von Deutschland in Baumgärten, unter Hecken und auf feuchten Gebirgswiesen, findet sich aber weder in unserer Pfalz, noch überhaupt im Rheinthal. In der Rheinischen Flora von Döll, welche Baden besonders berücksichtigt, sind nur Lenzburg, Salem und Constanz, dann der Jura bei Basel, Mümpelgard und Dolle als Standorte angegeben. Um so mehr war ich überrascht, jüngst in Heidelberg, wo die Blumen massenhaft verkauft werden, zu hören, daß dieselben in dortiger Gegend wild wachsen. Ich glaubte anfangs an eine Verwechslung mit Leucojum vernum L., die Knotenblume, welche mit dem Schneeglöckchen große Aehnlichkeit hat und daher auch großes Schneeglöckchen genannt wird. Allein die mir auf Wunsch von dort übersendeten, im Freien ausgehobenen Pflanzen lassen keinen Zweifel übrig, daß um Heidelberg das Schneeglöckchen gegenwärtig im Freien wächst, wohin es wahrscheinlich aus Gärten verpflanzt wurde. Denn auch die 1819 erschienene Heidelberger Flora von Dierbach erwähnt nichts von dem Vorkommen der genannten Pflanze in dortiger Gegend.

Das Schneeglöckchen wurde von Dichtern vielfach besungen. Aus den zahlreichen Liedern wollen wir jedoch nur drei mittheilen.

#### Schneeglöcklein.

Der Schnee, der gestern noch in Flöckchen
Vom Himmel fiel,
Hängt nun zerronnen heut' als Glöckchen
Am zarten Stiel.

Schneeglöckchen läutet; was bedeutet's
Im stillen Hain?
O kommt geschwind! im Haine läutet's
Den Frühling ein.

O kommt, ihr Blätter, Blüth' und Blume,
Die ihr noch träumt,
All' zu des Frühlings Heiligthume!
Kommt ungesäumt!

Fr. Rückert.

Digitized by Google

### Schneeglöckchen.

Der Winter entschwindet,
Der Frühling erwacht,
Schneeglöckchen erbebet
Sich leis aus der Nacht.

Es gleicht einem Fläschchen,
Aus glänzendem Schnee,
Es singt, wie ein Glöckchen,
Der Luft und dem Weh.

Dem Frühling erst klingt es
Voll Freudigkeit zu,
Dann wehmüthig singt es
Sich selber zur Ruh.

Und wenn erst die Rose
Und Lilie sich zeigt,
Hat's sterbend zum Schooße
Der Gruft sich geneigt.

Es sang von den Strahlen,
Von Liebe, von Klang,
Die nimmer ihm malen
Die schneeweiße Wang'.

Nach dem Engl. von L. v. Plönnies:
„Ein fremder Strauß". Heidelberg 1844.

### Schneeglöckchen.

Noch ziehen die Wolken düster,
Die Erde deckt noch Schnee;
Da schaut des Lenzes Küster
Hervor mit Sehnsuchtsweh.

Es ist das Blumenglöckchen,
Das guckt hervor voll Scheu,
Ob's wohl im dünnen Röckchen
Im kalt nicht droben sei!

Es guckt nach allen Seiten
Und schüttelt trüb' sein Haupt:
Nur rauhe Winde streiten,
Kein Baum noch ist belaubt.

Da faßt ein tiefes Grämen
Das kleine Blumenherz,
Da muß es Abschied nehmen,
Muß wieder Grabeswärts.

Ade, ihr lieben Blumen,
Hätt' euch so gern gesehn;
Wann Bienlein euch umsummen,
Ist's längst um mich geschehn!

Ade, ihr duftigen Rosen,
Ihr Veilchen, zart und fein;
Wann West und Falter kosen,
Wird's freudlos um mich sein.

Doch sieh, auf luft'gen Schwingen
Kommt schon ein West daher,
Dem folgt mit freud'gem Singen
Ein Vöglein über's Meer.

Dem Vöglein folgt ein zweites,
Was sollt' es auch allein,
Und fröhlichen Geleites
Zieht Frühling hinterdrein.

Wie da zu süßen Freuden
Ist Blümleins Herz entflammt,
Doch will es selbst im Scheiden
Verrichten noch sein Amt.

Da läutet ohn' Ermatten
Der Küster, klein und schwach,
Aus ihren Gräberschatten
Die Blumenschläfer wach.

Doch kaum noch mit Geflüster
Erfteh'n sie aus dem Grab,
Sinkt auch der kleine Küster
In seines schon hinab.

J. N. Vogl.
Balladen. Wien 1851.

## * Welt-Ausstellung in Wien 1873.

Die im nächsten Jahre in Wien stattfindende, von der K. K. österreichischen Regierung veranlaßte Welt-Ausstellung ist für unser Vaterland von der größten Bedeutung. Das deutsche Reich soll auf derselben von den segensvollen Wirkungen seiner politischen und wirthschaftlichen Einigung Zeugniß geben. Es gilt, vor aller Welt zu zeigen, daß Deutschland auch in den Werken des Friedens das höchste Ziel verfolgt und in dem Wettlaufe nach demselben hinter keiner andern Nation zurückbleiben will. Daß dies in einer der Ehre und der Größe Deutschlands würdigen Weise geschehe, dazu mitzuwirken, ist die Pflicht eines jeden Einzelnen. Durchdrungen von der hohen Bedeutung der Wiener Weltausstellung, haben Seine Kaiserl. und Königl. Hoheit der Kronprinz des deutschen Reiches und von Preußen das Protektorat über die deutsche Betheiligung übernommen und hat der Bundesrath mit Zustimmung der einzelnen Regierungen beschlossen, daß dieselbe als Reichsangelegenheit zu behandeln sei, daß demnach die gesammte deutsche Ausstellung zu Einem großen Ganzen vereinigt und die Betheiligung derselben auch durch die öffentlichen Mittel in jeder Weise gefördert werden solle.

Zunächst wird eine Centralcommission gebildet, welche für den Umfang des Deutschen Reiches die Oberleitung der Ausstellungsangelegenheiten übernimmt, alle auf die Betheiligung der deutschen Staaten bezüglichen Verhandlungen mit den K. K. österreichischen Behörden führt und in unmittelbaren Geschäftsverkehr mit dem Generaldirector der Ausstellung tritt. Diese Commission wird aus neun Mitgliedern bestehen, von welchen den Vorsitzenden das Reich, zwei Mitglieder Preußen und je ein Mitglied Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen und Elsaß-Lothringen ernennen. Die Regierungen der einzelnen Staaten bilden Commissionen, welche für den Bereich ihres Landes die Betheiligung an der Ausstellung organisiren und mit der Centralcommission in unmittelbaren Geschäftsverkehr treten.

Für Bayern haben Seine Majestät der König die Bildung der unterzeichneten Landes-Ausstellungs-Commission zu genehmigen geruht. Diese betrachtet es als ihre Ehrenpflicht, die Betheiligung Bayerns an der Weltausstellung mit ihrer ganzen Kraft zu fördern. Sie vertraut dabei auf den Patriotismus, das Verständniß und die Thatkraft ihrer Mitbürger und richtet hiemit an alle Vertreter der Landwirthschaft, der Industrie und der Kunst die Bitte, durch zahlreiche und würdige Beschickung der Ausstellung die ehrenvolle Lösung der hohen vaterländischen Aufgabe zu sichern. Die Lage des Ausstellungsortes, auf deutschem Boden und im befreundeten Nachbarstaate, und die wirthschaftlichen Beziehungen Bayerns zu Oesterreich steigern das Interesse, welches die Angehörigen unseres Staates an der Wiener Weltausstellung haben.

Dazu kommt, daß die Beschickung derselben dem Einzelnen außerordentlich erleichtert wird, indem von den Kosten, welche sonst die Aussteller zu tragen hatten, die nachverzeichneten theils aus Reichsmitteln gedeckt, theils von der bayerischen Staatscasse getragen werden:

Die Kosten des Transportes der Ausstellungsgüter von den Empfangsstellen bis in die Ausstellungsräume, einschließlich der Kosten der Versicherung während des Transports; die Commission wird überdieß ernstlich bestrebt sein, die Aussteller auch von den Kosten des Rücktransportes und der Versicherung während dieses zu entlasten;

Digitized by Google

die Kosten des Abladens, der Auspackung, sowie der Aufstellung der Ausstellungsgüter, soweit diese von Amtswegen besorgt wird, ferner die Kosten der allgemeinen Beaufsichtigung der Güter und ihrer Versicherung gegen Feuergefahr, die Kosten der Aufbewahrung der Kisten und Emballagen und des Verpackens behufs Rücksendung;

die Kosten der Herrichtung, Ausstattung und regelmäßigen allgemeinen Reinigung sämmtlicher zur Ausstellung benutzten Räume und Plätze, ausschließlich der Kosten für Fundamentirungen und ähnliche besondere Veranstaltungen;

die Kosten für die Beschaffung der Tische und Gestelle, sowie der vergitterten Ausstellungsbehälter, soweit deren Beschaffung und Kosten in besonderen Fällen von der unterzeichneten Landes-Commission übernommen werden;

die Kosten der für den Ausstellungsraum zu entrichtenden Platzmiethe.

Auch für die Herstellung des Fußbodens und einer geschlossenen Decke in den Ausstellungsräumen und für die Errichtung von Gartenanlagen in dem zugehörigen Parke, sowie für die zum Betriebe von Maschinen nothwendige Bewegungskraft werden den Ausstellern Kosten nicht erwachsen, indem diese von der K. K. österreichischen Commission getragen werden. In Beziehung auf die übrigen Bedingungen für die Betheiligung an der Ausstellung wird folgendes bemerkt:

1. Anmeldung. Die Anmeldung der Theilnahme hat bis spätestens zum 10. April d. Js. zu geschehen und ist durch ein besonderes Formular zu bewirken. Exemplare der Anmeldungs-Formulare, des Ausstellungs-Programmes und dieser Bekanntmachung, sowie eines Auszuges aus dem allgemeinen Reglement werden für die Landwirthschaft durch das Generalcomité des landwirthschaftlichen Vereins für Bayern in München, für die Industrie durch die Handels- und Gewerbekammern, für die Kunst durch die Kunstvergenossenschaft in München vertheilt werden. Dieselben sind gehörig ausgefüllt bis zu dem bemerkten Termine vom 10. April c. — an die Corporationen zurückzusenden, von welchen sie ausgegeben worden sind. Der Beschluß der Landescommission bezüglich der Annahme der erfolgten Anmeldungen bleibt vorbehalten.

2. Garantie. Die Staatscasse übernimmt keine Garantie für Verlust oder Beschädigung an Ausstellungsgütern während des Transportes oder während der Ausstellung. Ansprüche aus der von der Commission besorgten Transportversicherung werden den Betheiligten zur eigenen Verfolgung abgetreten werden.

3. Transport. Die Ablieferung der zur Ausstellung zugelassenen Gegenstände erfolgt an bestimmten Empfangsstellen, kann vom 1. Januar k. Js. an vor sich gehen und muß vor dem 1. März l. Js. vollendet sein. Nähere Bestimmungen hierüber, sowie über ausnahmsweise Verhältnisse, welche eine abweichende Regelung verlangen, sind seiner Zeit zu erwarten.

Den wieder eingehenden Gegenständen ist, die Festhaltung ihrer Identität vorausgesetzt, Freiheit vom Eingangs-Zolle gesetzlich zugesichert; die in dieser Hinsicht erforderlichen Anordnungen bleiben vorbehalten.

4. Auspacken und Aufstellen. Das Abladen der Colli, deren Beförderung an den Ort der Aufstellung, das Oeffnen und die Herausnahme der Gegenstände wird durch die Ausstellungs-Commissarien bewirkt werden. Für die Aufstellung und Anordnung der Gegenstände im Einzelnen wird von ihnen, jedoch ohne Uebernahme einer Verantwortlichkeit, gleichfalls Sorge getragen werden, soweit die Besorgung dieser Geschäfte von der unterzeichneten Commission nicht ausdrücklich abgelehnt ist oder die Aussteller deren Besorgung nicht sich oder ihren Bevollmächtigten vorbehalten haben. Finden in den letzteren Fällen die Aussteller oder gehörig legitimirte Bevollmächtigte derselben sich zu der ihnen von den Ausstellungscommissarien bekannt gemachten Zeit nicht ein, so sind die letzteren befugt, auf Gefahr und Kosten der Aussteller entweder den Platz für verwirkt zu erklären und die Colli zurücksenden, oder die Aufstellung ihrerseits zu bewirken. Ist die Aufstellung und Anordnung der Gegenstände von amtlicher Seite abgelehnt, so werden die Aussteller davon rechtzeitig in Kenntniß gesetzt werden.

Wollen die Aussteller entweder selbst oder durch Bevollmächtigte die Aufstellung und Anordnung bewirken, so haben sie dies spätestens in der Declaration bei Spedition der Güter anzugeben. Die etwaigen Bevollmächtigten müssen nach Namen, Stand und Wohnung genau bezeichnet werden. Den Ausstellern ist unter Vorbehalt der Zustimmung der Commissarien gestattet, den Platz und die Gegenstände ihrer Ausstellung auf ihre Kosten noch mit einer besonderen Ausschmückung zu versehen.

5. Gemeinschaftliche Ausstellungen. Wenn die ausgestellten Gegenstände ihre Wirkung nicht verstellen sollen, so muß ihnen vor Allem eine geschmackvolle Anordnung gegeben werden. Von Wichtigkeit dafür ist, daß Gegenstände leichter Art nicht zu sehr vereinzelt, sondern gemeinschaftlich gruppirt werden. Ganz besonders gilt dies für die kleineren Gewerbetreibenden, welche nicht in der Lage sind, in einer schon durch ihren Umfang hervortretenden Weise an der Ausstellung Theil zu nehmen. Es wird für sie vortheilhaft sein, wenn sie zu gemeinschaftlichen Ausstellungen sich zu vereinigen suchen und ihre Anmeldung zur Betheiligung gemeinsam bewirken. Die Commission erbittet sich vornehmlich nach dieser Richtung hin die Unterstützung der Handels- und Gewerbekammern. Sie wird es sich ebenfalls angelegen sein lassen, die Vereinigung von Ausstellern gleichartiger Gegenstände zu vermitteln. Gegenstände gleicher Bestimmung, bei welchen die Commission eine gleichartige und gemeinschaftliche Ausstellung als zweckmäßig erkannt hat, werden nur in einer solchen gemeinschaftlichen Ausstellung zugelassen werden, so jedoch, daß innerhalb derselben eine Abgrenzung der einzelnen Aussteller stattfindet, und die Unterscheidbarkeit der von jedem derselben ausgestellten Gegenstände gesichert bleibt.

6. Behälter. Sowohl mit Rücksicht auf die Raumverhältnisse, als auch im Interesse eines günstigen Eindruckes der Ausstellungsräume soll nach dem Beschlusse des Bundesrathes bei der Herstellung und Ausstattung der zur Aufnahme der ausgestellten Erzeugnisse dienenden Behälter nach einem übereinstimmenden, von Reichswegen festzustellenden Plane verfahren werden. Weitere Mittheilung hierüber bleibt vorbehalten.

7. Aufbewahrung der Kisten. Die Ausstellungs-Commissarien werden für die Beiseiterung der leeren Kisten aus und nach dem Ausstellungsgebäude und für deren Aufbewahrung in der Zwischenzeit Sorge tragen.

Bayerische Landescommission für die Wiener Weltausstellung.

von Pfeufer, Staatsminister des Innern, Vorsitzender.

## Charade.

Die Erste bezeichnet im zweiten Fall
Das loseste Kind auf dem Erdenball,
Das Lassen und Thoren oft Gunst gewährt,
Indeß es dem Weisen den Rücken kehrt.
Ein festsamer Schütze die Zweite ist;
Der nie in die Weite, nur aufwärts schießt.
Und wenn er im Fluge auch niemals trifft,
So tödtet er doch gar oft durch Gift.
Hab' Einer auch weder Geschick noch Geist,
Sobald er mit Recht das Ganze heißt,
Kann ohne Verdienst er Alles auf Erden
Ja — selbst ohne Wissen Minister werden.

**Auflösung der Charade in Nr. 29:**

Barbier.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 34. Speyer, Dienstag, den 19. März 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von August Becker.

(Fortsetzung.)

Meinen Verwandten hatte ich versprochen, mich bei Gelegenheit eines Festabends der Künstlergesellschaft Maltasten, meiner oder vielmehr ihrer Erwählten gegenüber auszusprechen. Da es mir nicht besonders eilte, verschob ich die Erklärung bis in die Nacht, wo der Mond sein Licht über den Garten warf, die Candelaber brannten und die bunten Lampen zwischen den Baumgruppen leuchteten. Um mir Muth zu meinem Vorhaben einzuflößen, mit dem übrigens mein Herz nichts zu schaffen hatte und das mir nachgerade bedenklich zu werden anfing, ließ ich mir an einem etwas abgelegenen Tisch ein Glas Rheinwein geben und schaute nun von da aus in das bewegte Treiben hinein, das sich phantastisch genug in dem schönen Garten von Pempelfort abspielte, indeß die Musik erklang und die junge Welt sich im Reigen schwang.

Da war ich einmal wieder ein Einsamer unter frohen Menschen, aber die ganze Scene beschäftigte doch in angenehmer Weise meine Einbildungskraft, bis ich plötzlich hinter mir sagen hörte:

„Eine wahre Lorelei, wie sie Benno Fischer malt. Das wahrhaftige Original seiner Agnese! In der That, der sonderbare Kauz weiß sich seine Modelle zu suchen!"

Ich erkannte zwei Kunstgenossen, die, ohne mich zu bemerken, vorüber kamen und sich unter lebhaften Aeußerungen wieder im Gedränge verloren. Ueber ihre Begeisterung lächelnd, fragte ich mich, von wem sie wohl sprechen mochten. Darüber kam mir der Wunsch, mich zu ihnen zu gesellen, und so mischte ich mich etwas tiefer in das fröhliche Treiben, ohne daß mir die beiden Bekannten wieder zu Gesicht kamen. Zurück tretend lehnte ich an einen Baumstamm und ließ nun meine Augen umherschweifen, bis ein Wort an mein Ohr gelangte, das in ruhigem Tone und im Verlauf eines Gespräches gefallen sein mochte, mich aber doch traf, als gelte es mir.

„Am Starnberger See!" hatte Jemand hinter mir gesagt, worauf wieder Stille folgte.

War es der für mich so inhaltschwere Name, der eine ganze Reihe von Erinnerungen in mir aufrüttelte, so daß im Nu Alles um mich her hinter den heraufbeschwornen Bildern verschwand; oder traf mich nur der Klang der wohltönenden weiblichen Altstimme so seltsam: genug, ich stand plötzlich inmitten des festlichen Getriebes als ein im Geiste Abwesender. Zugleich hatte ich den Kopf gewendet, um die Sprechenden zu erkennen. Aber es war finster in dieser Richtung, während ich im Lichte stand. Ich konnte nur vermuthungsweise unterscheiden, daß da ein Mann und eine Frau plaudernd vorübergekommen und wieder im nächtlichen Schatten des Ganges verschwanden waren oder sich unter die Festgäste gemischt hatten.

Es war bei Licht betrachtet eigentlich kein Grund vorhanden, mich weiter aufzuregen, als es schon geschehen, oder nach dem Paare zu suchen, von welchem das Wort gefallen war. Dennoch that ich's und fing an, mich durchzudrängen und den Leuten in die Gesichter zu sehen, so daß manche der jungen Damen erstaunt sein mochte, von dem sonst so ernsten Nixenfischer mit solcher Aufmerksamkeit beguckt zu werden. Ich sah in viele Mienen, ohne daß ich von einer annehmen konnte, daß es die rechte sei, bis ich mich über mein thörichtes Benehmen selbst zu wundern anfing. Warum sollte unter der Menge nicht Jemand sein, der zufällig vom Starnberger See zu sprechen Anlaß hatte!

„Nun Fischer", sagte ein mir bekannter Künstler, indem er mir die Hand reichte. „Endlich habe ich das Original ihrer zauberischen Meerfeyen gesehen. Allerdings ein wunderbares Weib."

„So?" fragte ich ungläubig verwundert und mit Hast. „Und wo denn? Ich möchte es doch auch sehen."

Der Mann sah mich steif an.

„Sie ist doch von Ihnen eingeführt, Fischer!" sagte er dann.

„Von mir? Keineswegs. Ich weiß noch gar nicht, von wem Sie reden?"

„Nun, das ist doch seltsam", erwiderte er. „Uebrigens warten Sie einmal, sie war mir eben noch im Gesichte. Treten Sie einmal daher!" fuhr er fort, indem er mich veranlaßte, mich neben ihn an die Säule einer Halle zu stellen, deren Boden sich wie eine Estrade über den Festplatz erhob, so daß

Digitized by Google

man denselben ziemlich übersehen konnte. Nachdem sein scharfes Auge eine Zeitlang spähend umhergeglitten war und meine Blicke mit Spannung ihm zu folgen suchten, fing er endlich lebhaft an: „Sehen Sie, dort, uns schräg gegenüber auf der andern Seite, — die Dame an dem Arme des schwarzgekleideten Herrn! Eben kommt sie unter den Candelaber, — das Licht fällt ihr gerade auf den prächtigen Kopf mit der goldfunkelnden Haarfülle. Schnell, bevor sie uns wieder aus den Augen kommt. — Nun, Sie haben Sie doch bemerkt, wenn Sie nicht kurzsichtig sind."

Ich hatte allerdings einen Frauenkopf bemerkt, der halb von mir abgewendet die Farbe des Haares zeigte, wie ich sie besonders lieben gelernt hatte, und die man damals auch allgemeiner wieder schön zu finden begann. Aber unter dem Flimmer der Lampen und aus dieser Entfernung hatte mir der flüchtige Anblick kaum mehr, als ein ungenaues Bild gewährt.

„Und wer ist die Dame?" wandte ich mich zu meinem Nachbar.

„Ja, wenn Sie das fragen!" antwortete er mit Staunen. „Ich glaubte es von Ihnen zu erfahren, sonst hätte ich gleich nach dem nassen Rockfaum geschaut, an welchem man die Nixen erkennt, wenn sie fremd zum Tanze kommen. Oder auch nach dem Schwanenfuß, — denn war es mir doch, als sei Ihre Königin Bertha aus dem Bilde getreten und wandle lebendig unter uns."

„Scherz bei Seite", sagte ich jetzt, ernst geworden. „Sie haben der Dame sicher schon nachgefragt und wissen mehr über sie."

„Gott bewahre! Niemand kennt sie. Ich höre nur, es sei eine eingeführte Fremde!

Meine Augen ruhten noch auf dem fröhlichen Getriebe, als mein Bekannter von meiner Seite weggerufen wurde und ich allein stand, ziemlich nachdenklich, mit der Erwartung, die Fremde wieder heraus zu finden. Aber vergeblich.

„Sonderbar!" sagte ich zu mir selbst, indem ich die Stelle verließ. Während ich dann — innerlich beschäftigt — den Festplatz umkreiste, wurde ich plötzlich angerufen. Ich kehrte mich um und erkannte die Wittwe mit der scharfen Nase und den beiden Töchtern.

„Ei, Herr Fischer, Sie sind ja so sehr in Gedanken, daß Sie Ihre Freunde nicht sehen. Können Sie wirklich so vorüber?"

Und Mutter und Tochter rückten zusammen und thaten so erfreut über meinen Anblick, daß ich so vieler Liebenswürdigkeit nicht widerstehen konnte. Ich nahm Platz, hörte viele schöne Worte an, während meine Gedanken umherirrten, so daß ich heute noch nicht weiß, welchem Ideengang ich es zuzuschreiben habe, wenn ich von der redseligen Wittwe endlich gefragt wurde:

„Nicht wahr, es bleibt doch ein wunderbares Zusammentreffen, daß wir uns einmal unbekannter Weise gleichzeitig auf einem Dampfschiffe befanden. Wir mußten damals einer Verunglückten wegen stundenlang an einer unbedeutenden Station sitzen bleiben und warten. Wie hing doch die fatale Geschichte zusammen?"

Wenn ich bis dahin kühl geblieben bis an's Herz hinan, so war es mir nun, als würde ich eiskalt überschüttet. Der noch nicht verwundene Eindruck von vorhin schwand von der unzarten Nachfrage in einer mich so tiefberührenden, schmerzlichen Erinnerung, die Wirkung derselben aber vor der Entdeckung, daß die mir bestimmte Schwiegermutter jenes herzlose Weib war, deren Gebahren damals auf dem Dampfboote meine volle Entrüstung erregt hatte. Ein wahres Entsetzen überfiel mich vor all' den weiblichen Vortrefflichkeiten, welche unter diesen Augen erblüht waren. Mir gruselte, wie dem Helden im Märchen.

Zwar hielt ich an mich, bewahrte, so gut es ging, meine Ruhe und versuchte, mit scheinbarer Unbefangenheit das Gespräch über die Klippe hinweg in das seichte Fahrwasser zu bringen, welches erlaubt, heraus zu springen, sobald man es für gut findet. Jedoch war mir die Gesellschaft unheimlich geworden.

Als ich nun dabei zufällig aufblickte, mußte meine Einbildungskraft durch die aufgerüttelten Erinnerungen so lebhaft angeregt sein, da ich wieder einmal in das Antlitz derjenigen zu schauen wähnte, die ich im Grunde jenes Sees wußte. Wie erstarrt saß ich einen Augenblick da. Unter der vorüberwogenden Menge bewegte sich eine Dame am Arme eines Herrn gegen den Ausgang hin. Als sie dabei meinem unverwandten Blicke begegnete, überflog ihre Wangen ein zartes Roth. In Verlegenheit kehrte sie rasch das Gesicht ab und mir den Rücken zu, während die Wittwe mit der scharfen Nase und den zwei erwachsenen Töchtern mit unangenehmem Staunen bemerkte, daß ich gar nicht mehr auf sie hörte. Wir vergaubert hing mein Auge an der Erscheinung der schönen Dame, die nochmals flüchtig zurück schaute und dann meinen Blicken entschwunden war.

Jetzt hielt es mich nicht länger am Platze. Ich sprang auf, verabschiedete mich ohne viel Umstände von meiner Gesellschaft, die nichts geringeres als einen plötzlichen Anfall von Geistesstörung bei mir voraussetzte, da ich die umstehenden Stühle zu Boden stürmte und dem Ausgang zu eilte. Dort rannte ich einem der Herren vom Festausschusse in die Arme.

„Sagen Sie mir, um des Himmelswillen, wer ist die Dame?"

„Welche Dame? Es gehen leider schon Viele weg."

„Die mit dem Goldhaar!"

„Goldhaaricht sind nachgerade beinahe alle," sagte der Unausstehliche. „Und Sie, lieber Nixenfischer, haben nicht wenig dazu beigetragen, die Farbe wieder in Mode zu bringen."

Ungeduldig schob ich ihn aus dem Wege und stürzte in Hast an ihm vorüber, hinaus in die Jacobistraße.

Der Mond stand über den Baumwipfeln des Hofgartens und sein Glanz lag hell auf den Gebäuden

Digitized by Google

gegenüber. In verſchiedenen Richtungen entfernten ſich die Leute, und nachdem ich einen Augenblick ungewiß geſtanden, veranlaßte mich der Schimmer eines hellen Gewandes in der Ferne, durch den Hofgarten nachzuſolgen. Bei der Landskrone verlor ich die Spur, in der Königsallee aber tauchte die lichte Frauengeſtalt wieder vor mir auf und ſchwebte neben einer hohen, dunkeln Mannsfigur durch die wunderleuchtete Straße.

Aber wozu rannte ich denn wie ein Wahnſinniger hinten drein? Bevor ich mir dieſe Frage ſelbſt beantworten konnte, war das Paar vor meinen Augen verſchwunden, und ich ſtand vor dem Becken des Schwanenſpiegels auf der andern Stadtſeite. Wunderliche Vorſtellungen kamen über mich. War das Paar hier untergetaucht, von der Luſt des frohen Tanzes wieder in ſein Reich zurück gelockt? Oder hatte ſich das Paar in die Schwäne verwandelt, welche ich drüben im Mondlicht zu gewahren glaubte?

Während ich noch ſo ſtand, ſah ich die lichte Geſtalt wieder mit ihrem Begleiter drüben — oder glaubte ſie doch zu ſehen — in der Richtung des Rheinſtroms, — und es zog mich dahin nach, bis ich auf dem Damme ſtand, wo der Vater der ſchönen Rheinlande unten voll und gewaltig dahin rauſchte. Draußen im Strome plätſcherte es wie von Ruderſchlägen, — ſonſt verſchlang der Wellen Lied jedes andere Geräuſch. Und ich ſtand allein in der Nacht vor dem Strome.

Der Wind ſtrich mir kühlend über die heiße Stirne. Ich war umſonſt durch die Nacht gerannt, hatte doch nicht erkundet, wohin das Paar gekommen, während mir im Mallaſten wohl die beſte Auskunft gegeben werden konnte. Am Rheine hin durch den Hofgarten, kam ich dahin zurück. Es war ſchon ſpät, der Garten leer, die Lampen erblindet. Aus dem Innern des Gebäudes aber erſchollen die fröhlichen Stimmen der fortkneipenden Kunſtgenoſſen. Da empfing man jubelnd den Nixenfiſcher, hieß aber auch die alten Neckereien nicht zurück. Ich habe wohl wieder, ſcherzte man, wie Numa Pompilius eine Stunde mit meiner Egeria verbracht, der eigentlichen Mutter meiner Figuren, die ihre Familienähnlichkeit nicht verläugnen könnten, wie ein Spötter boshaft hinzu ſetzte. Das Ausſchußmitglied aber behauptete, daß ich in eiferſüchtiger Wuth der goldhaarichten Nixe nachgeſtürzt ſei, die in den Armen eines Andern den Platz verlaſſen habe.

Unter ſolchen Umſtänden unterließ ich, durch Nachfragen Oel in's Feuer zu gießen. Hätte mir doch Keiner mehr ſagen können, als ich ſchon wußte. Und der Scherz erlahmte endlich an meinem unwandelbaren Ernſte. Auch fehlte es in dem Kreiſe nicht an ſolchen, welche zu der ernſtlichen Annahme eines vorwaltenden Geheimniſſes, das mein oft ſonderbares Weſen und Gebahren aufklären könnte, ſehr geneigt waren.

Von der Fremden ſah ich in der Stadt nichts wieder. In Düſſeldorf war ſie nicht mehr, ſonſt hätte ich ihr an den folgenden Tagen, wo ich alle öffentlichen Gelegenheiten nach ihr abſuchte, begegnen müſſen. Niemand wußte mir zu ſagen, wer ſie geweſen, woher und wohin ſie gekommen. Wo ich ging und ſtand, im Schlof und im Wachen, klang mir aber immer wieder in's Ohr: „Am Starnberger See!“ bis ich eines Tages am Schalter ſtand, Billete löſte und abreiſte.

Wenn ich während der Fahrt mich fragte, was mich eigentlich dahin treibe, ſo war meine eigene Antwort: der Klang der Stimme, die Aehnlichkeit der Erſcheinung, ihr Erröthen bei meinem Anblick. Es war ein durch das Zuſammentreffen der Umſtände erzeugter, von meiner Phantaſie und Sehnſucht genährter Wahn, ſagte ich mir ſpäter. Daß eine Dame ob des Anſtarrens eines fremden Mannes erröthete, bedurfte wahrlich keiner beſondern Erklärung.

Immerhin ſetzte ich meine Reiſe fort, denn irgendwo mußte ich den Sommer verleben, am Rhein oder am See.

(Fortſetzung folgt.)

## Aus den Tagen der Pariſer Commune.

Von **Paul d'Abreſt.**

(Fortſetzung aus Nr. 32.)

F*** hörte alle Dem mit anſcheinendem Gleichmuthe zu und ergriff nonchalant einen mit der Bignette der Legion geſchmückten Bogen Briefpapier. „Man iſt mir“, ſagte er, „ein paar Francs für meine Auslagen ſchuldig, haben Sie daher die Güte, dieſen Bogen zu ſtempeln, damit ich meine Beſtätigung darauf ſchreibe.“ Der Präſident des Legionsrathes ſtempelte bereitwillig das Papier, aber F*** ſchrieb ſtatt des Recepiſſe folgende Zeilen auf den wohldocumentirten Bogen: „Der Hauptmann R*** wird beordert, ſeine Compagnie zu verſammeln und mit derſelben die Poſten der Mairie von Batignolles zu beſetzen.“

Dieſer Hauptmann R*** war ein intimer Freund und einigermaßen ein ergebener Diener des Oberſten F***. Mit ihm war Alles zu wagen. Der Befehl ward dem Betreffenden überbracht und nach Vorweiſung des Papiers wurden die Poſten ohne Lärm gewechſelt. Der Legionsrath wurde indeſſen ungeduldig und forderte den Oberſten F*** auf, ſich über die drei Punkte auszuſprechen. Jetzt ließ er die Maske fallen und ſchickte das Formular als beantwortet zurück:

1. „Der Befehlshaber des Arrondiſſements iſt durch die Commune ernannt und pfeift daher auf die Beſtätigung durch den Legionsrath“; 2. „die Attribute der Schweinemetzger und Schuſter, welche den Legionsrath bilden, ſind leicht zu finden, ſie ſollen gute Würſte und ſolide Stiefel machen“; 3. „die einzige ſtrategiſche Operation, welche ihnen zuſteht, iſt die Räumung der Mairie binnen zehn Minuten.“

Man kann ſich das Erſtaunen der Leute beim Leſen dieſer Zeilen denken, und als F*** eine Welle ſpäter eintrat, wollten ſie ihn verhaften laſſen. „Ruft

Digitized by Google

den diensthabenden Capitain und ein Piket von sechzig Mann!" befahl der Präsident.

„Ja, ruft sie", sagte ganz ruhig F***.

Bald erschien Hauptmann R***.

„Ich befehle", rief der Präsident, „diesen Mann (auf F*** deutend) zu verhaften." Capitain R*** blieb ruhig und regte keinen Finger.

Da sagte nun F***: „Führen Sie diese Bürger nach dem Chercho Midi (das militärische Gefängniß) und dem Ersten, der zu entweichen sucht, eine Kugel durch den Kopf." Die verblüfften Legionsräthe wurden abgeführt und F*** wollte sich über das Gelingen dieses kleinen 18. Brumaire zu Tode lachen.

Solche byzantinische Kämpfe zwischen den Führern tobten an allen Punkten, während draußen überall die Kanonen donnerten und die Schlacht gegen Versailles im vollsten Gange war.

---

Langsam folgten die Dinge auf dem Flügel ihrem Laufe. Das Glück schien zuerst den Pariser Schaaren lächeln zu wollen. Die Position selbst war für sie eine günstige, die Forts von Montrouge, Vanvre, Issy waren in ihrem Besitze und sie konnten von dort aus den Vormarsch ihrer Truppen auf den Straßen nach Châtillon und Meudon schützen. Der erste Anfall fand auf der Höhe von Châtillon statt. An der Spitze der communalistischen Banden ritt der „General" Duval, der Mitarbeiter Raoul Rigault's auf der Polizeipräfectur, welcher aber heute die bequemere Aufgabe des Einkerkerns seinem Collegen überlassen hatte, um in eigner Person sich mit Versailles zu messen. Es war ein siebenundzwanzig bis achtundzwanzigjähriger junger Mann, seines Zeichens ein Silberarbeiter, nicht ohne Geschick. Während der Belagerung ernannte ihn ein Bataillon zu seinem Commandanten, er hatte sich bei mehreren Anläßen recht tapfer gezeigt. Die neue Revolution machte ihn oder erlaubte ihm sich zum General zu machen. Stark gebaut, mit feinen Zügen, das ausdrucksvolle Gesicht mit einem rabenschwarzen Bart umrahmt, besaß er im Ganzen ein gewinnendes Aussehen. Er gehörte zu jener Secte Fanatiker, welchen man zu verzeihen geneigt ist, weil die Ueberzeugung ihr innerster Trieb zu allen Handlungen ist und weil sie bereit sind, ihre Irrthümer mit dem eigenen Blute zu sühnen.

Dieser junge General führte etwa 15—20,000 Mann gegen die Werke von Châtillon, welche einige Tage früher von den Versaillern besetzt worden. Der Zusammenstoß fand bei Bagneux am Fuße des Hügels statt, am nämlichen Orte, wo das Gefecht zwischen Bayern und Mobilgardisten am 13. October gewüthet hatte. Ueber die Einzelheiten des Kampfes ist nie viel bekannt worden, denn weder die Commune noch Versailles sorgten für eine eingehende Berichterstattung; und von den Augenzeugen und den Mitspielenden dieses Dramas waren nur ganz verworrene und widersprechende Mittheilungen zu erhalten. Die zu constatirende Thatsache ist, daß um 10 Uhr Vormittags der erste Angriff auf die Höhen von Châtillon vollkommen mißlungen war. Das Geschützfeuer von dem Berge hatte schon zweimal die Haufen der Commune zum Umkehren bewogen, und zweimal sammelte sie „General" Duval wieder. An der Spitze einer kleinen Truppe erklomm er die Anhöhe, um seine Verbindung mit einer andern Abtheilung, welche von Bourg la Reine kommen sollte, herzustellen, aber eben diese Abtheilung war gerade von einem Bataillon Infanterie auf dem Wege zurückgeworfen und anstatt der erwarteten Kameraden bekam Duval den Feind zu sehen. Von drei Seiten umringt versuchte Duval vergebens kämpfend den Rückzug anzutreten. Er hatte sich zu weit gewagt, die Chassepotkugeln und die Granatsplitter richteten unter seiner Mannschaft furchtbares Unheil an. Der ganze Abhang des Hügels war mit Leichen übersäet, hilflos klang das Geschrei und Aechzen der Verwundeten, denn für die Ambulanzen war so gut wie gar nicht vorgesorgt. Die Gardisten stehten um Pardon, 1800 „Föderirte" fielen auf einen Schlag in die Hand der regulären Armee.

(Schluß folgt.)

---

## Miscellen.

**Berlin**, 12. März. Die „Tribüne" gibt unter ihrem „Berliner Ernst und Ulk" nachfolgendes Stammblatt zum Besten:

Laß' die Politik, o Stieber,
Sei nicht uns'rer Bitte taub,
Und bekümmere Dich lieber
Um den wahren Straßenraub.

Lasse ab vom Westerwelle,
Gönne ihn den Spaß, dafür
Schaff' uns in die Maffenzelle
Einen echten Jaromir!

Denn Ein solcher Schwerenöther
In der Hand, ist besser, als
Zwanzig Post'ner Attentäter
Auf dem Dache jedenfalls.

---

Ueber die Christenverfolgungen in Japan meldet die „Homeward Mail": „Aus Nangalaki werden die barbarischen Verfolgungen berichtet. Der Prinz von Saga ist der Apostat der Barbarei und ein hoher Würdenträger vom Hofe des Mikado's, Namens Enakura präsidirt der Tortur. Zweitausend Opfer sind dem Vernehmen nach zur Tortur verdammt. Der genannte Enakura, Chef der weltlichen Gesandtschaft, befiehlt die Tortur und die Hinrichtung dieser unglücklichen Menschen hausenweise an. Ein erster Haufen von 67 ist bereits umgebracht worden. Kreuzigung und Sieden in kochendem Oel, die ursprünglichen Hinrichtungsmethoden für Christen in Japan, haben dem Hungertode, Einsperren ohne Licht oder Bekleidung, Aufsetzung in nacktem Zustande mit gebundenen Händen und Füßen auf zugefrorne Teiche oder Zwängung einer brennenden Kohle in den Mund Platz gemacht. Wie die Zeitungen in Nangalaki erfahren, haben die ausländischen Consuln ihre respectiven Regierungen von diesen Gräueln in Kenntniß gesetzt und man hofft, die britische Regierung werde bald intervenieren." Und das Alles, während gleichzeitig berichtet wird, Japan wolle ein „civilisirter Staat" werden!

---

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 35. Speyer, Donnerstag, den 21. März 1872.

### * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

#### Sechstes Capitel.

So war ich wieder nach der großen süddeutschen Kunststadt gekommen, wo ich meine jungen Jahre inmitten der mannigfachsten Anregungen so unnütz verbracht hatte! Ich beeilte mich, die Kunstschätze der Galerien zu mustern, was ich einst bei mehr Zeit unverzeihlich vernachlässigt hatte. Sonst würde ich mich in der wohlbekannten Stadt ziemlich vereinsamt gefühlt haben, da die Sommerfrische begonnen hatte und die meisten meiner früheren Bekannten längst an die Seen und in die Thäler der Voralpen übergesiedelt waren. Begegnete mir dennoch Einer, so sah er mich wohl an, ging vorüber und dachte: Der sieht aber dem verschollenen Fischer ähnlich! Oder — da ich mich doch wesentlich verändert hatte, älter, gebräunter geworden war und gerade den vollen Bart trug — man fand vielleicht keine Aehnlichkeit und beachtete meine Persönlichkeit überhaupt nicht.

Mir selbst schienen die Menschen ernster, nüchterner, langweiliger geworden. Oder war ich's. Vielleicht war beides der Fall.

Daß mein bischen Künstlerruf noch nicht in die Masse gedrungen war, fand ich übrigens natürlich. Jene aber, welche einmal von meinen Bildern gehört oder gelesen hatten, ahnten nicht, daß der Düsseldorfer Nixenmaler derselbe verbummelte und dann toll gewordene Fischer sein könne, der seiner Zeit den Starnberger See unsicher gemacht hatte. Wohl brachte es auch die großstädtische Theilnahmslosigkeit und Gleichgültigkeit mit sich, daß einmal Einer auf mich stieß, der mich erkannte, mich jedoch für eine gewohnte Erscheinung nahm, als sei ich gar nicht fort gewesen.

Im Ganzen war es mir gerade so recht. Nichts hielt mich ab, die Stadt und ihre Kunsttempel zu durchstreichen, wo mir jetzt manches neu erschien und mir Vieles erst auffiel, das ich früher während langen Aufenthaltes übersehen, oder das mir inzwischen erst wichtig geworden war. So hatte ich einige genußreiche Tage in der Stadt verbracht, bis mich das blaue Wasser unwiderstehlich anzog.

Mir pochte denn hoch das Herz, als nun die grünen Waldhügel auftauchten, zwischen welchen die Reismühle klappert, und als ich über den Rand der Schlucht durch das Fenster einen Blick in den malerischen Frieden des Mühlthals warf, wo der erschütternde Roman meines Lebens begonnen hatte. Und als mich dann mein Nachbar im Wagen anstieß, ich solle doch in die Pracht hinein schauen, und mein Blick zum ersten Mal wieder den weiten Wasserspiegel traf, der da zwischen den freundlichen Höhen bis zum Fuße der Hochalpen hin erglänzt: da drängten sich mir Empfindungen auf, die mein Herz heiß und meine Augen feucht machten.

Und da stand ich wieder am Rand des Sees und schaute hinaus in den Duft der Ferne und in die Farben der Nähe. Es war noch derselbe gottgesegnete Fleck Erde, dasselbe wunderbare Wogen und Wallen, Flimmern und Blitzen zwischen den grünen Höhen, hellen Landhäusern und schneebedeckten Bergen; dasselbe bewegte Leben auf der weiten Fläche mit Kähnen und Seglern, dieselbe selige Ruhe in der Ferne und erfrischende Kühle in der smaragdgrünen Fluth zu meinen Füßen, die da an's Ufer pochend über die Kiesel rieselte.

Sonst hatten mich vorzüglich die Menschen an den See gezogen; jetzt kümmerten sie mich so wenig, als ich sie. In der Erinnerung bildeten sie die harmonische Staffage dieser Landschaft. Dem Gedächtnisse prägen sich ja weniger die nüchternen Pausen verflossenen Lebens ein, als die Momente, wo sich dasselbe poetisch zuspitzte, so daß wir, diese zusammenfassend, uns gewöhnlich ein verklärtes Bild von der Vergangenheit machen, das der Wirklichkeit selten entspricht. Jetzt erschien mir die Gegend von Menschen überfüllt, deren Gebahren zu der großen Natur nicht passen wollte.

Immerhin hat es etwas Berückendes, ja Berauschendes, sich inmitten der eleganten Welt an solchem Strande zu bewegen oder auf dem See selbst Schwärmen von schönen Frauen zu begegnen, die ihre Gondeln über die leise athmende Fluth, oder erregtere Wallung treiben. Aber unter den Lebendigen durfte ich doch **sie** nicht suchen, der Keine von Allen gleichkam.

Digitized by Google

Waren mir die Menschen fremd, so doch der See selbst nicht. Er war mein Vertrauter geblieben und zeigte mir alle seine Reize. Aber mit welchen Empfindungen mußte gerade ich in seine Tiefe blicken! Was ich geliebt und betrauert, den Inbegriff meiner heißesten Gefühle, ja das Urbild der Geschöpfe meiner Kunst — ruhte in ihm.

Dort schwärmten lachend und singend junge Mädchen in ihren Kähnen über das weite Wellengrab, und ich stand in tiefer Wehmuth vor demselben am Ufer. Dort dampfte dasselbe Boot, das einst die Geliebte getragen, behaglich wie ehedem daher, und seltsam! eine Frauengestalt lehnt, wie einst Bertha, über die Brüstung und schaut unverwandt in die vom Schaufelrad erregte Fluth. Und — Gott im Himmel — war sie es denn nicht? War sie es nicht selbst?

Es flimmerte mir vor den Augen, es ging mir wunderlich durch das Gehirn. Ich mußte mich jedoch getäuscht haben, — das sagte ich mir erst, als der Dampfer hinter dem Uservorsprung verschwunden war. Die flüchtige Vorüberfahrt hatte mir ein Bild aus vergangener Zeit vorgespiegelt.

Als ich aber einen Tag später selbst mit dem Dampfer über den See fuhr und durch jenes verhängnißvolle Cajütenfenster in wehmüthigen Gedanken auf die bewegte Fluth hinaussah, gaukelte mir gerade gegenüber ein Nachen mit kaum sichtbarem Rand, und darinnen, schaumumsprüht, ein schönes Weib, — das reiche, goldne Geflechte des Haupts, die edeln, blassen Züge, die ich so sehr lieben gelernt hatte. Lebte Bertha, so schwebte sie dort vorüber. Sie schwebte vorüber — eine seevertraute Nixe!

Aber auch am Lande, an den mir merkwürdigen Stellen, welche ich wieder besuchte, ward mir dieselbe Erscheinung. Den Carlsberg ersteigend sah ich auf dem moosigen Gestein versunkener Mauern eine weiße Gestalt, als hüte Königin Bertha selbst das Geheimniß des Orts am hellen Mittag. Kaum aber glaubte ich an der goldfunkelnden Haarfülle die Verlorne wieder zu erkennen, so war sie auch schon im Buchenwald verschwunden, der den hohen Hügel bis zur Bürm hinunter deckt, — und ich stand allein am sagenreichen Ort.

Wie sollte ich nun diese Erscheinungen erklären, deren Spiel ich war? Aelter geworden, kein schwärmerischer Jüngling mehr, dachte ich zu nüchtern, um annehmen zu wollen, daß die Gestalten der Sage und Mythe noch ein anderes Leben fristeten, als im Volksglauben und in der Kunst. Daß es der Verlorenen aber meinetwegen hergönnt gewesen, die Bande der Natur, des Todes zu sprengen, war ein vermessener Glaube. Immerhin — die wunderlichen Begegnungen wiederholten sich auch an den folgenden Tagen. Auf den Parkwegen des Strandes und mitten im See, im Gewühl der Menge auf dem Quai, und auf einsamen Waldpfaden, in der Nähe und in der Ferne trat mir plötzlich ihre Erscheinung vor, um eben so plötzlich wieder zu verschwinden. Immer derselbe Wahn!

War es ein bloßes Blendwerk, eine Vorspiegelung meiner krankhaft erregten Einbildungskraft? Waren diese Gesichte hier in der Umgebung des Sees eine Folge meiner überspannten Nerventhätigkeit?

Ich vermochte keine erklärende Lösung zu geben, versuchte sie auch nicht mehr, sondern beschwichtigte meine Unruhe mit der Richtung aller Gedanken auf einen bestimmten Zweck.

Um mein eigener Herr sein zu können, hatte ich eines der kleinen Bauernhäuser unter den Obstbäumen am Strande bezogen und einen Kahn gemiethet. Auf letzterem brachte ich, zum Schutz vor der Sonne, eine Art Leinwandszelt eigener Erfindung an, das wie ein Kutschendach aufgespannt und niedergelassen werden konnte. Darunter ruhte ich im Sonnenbrand des Mittags draußen auf dem See, mit der Angel und Palette oder ganz müßig, wenn ich genug geangelt und Farbenskizzen gemacht hatte. War der Beweggrund meiner Hierherreise ein romantischer gewesen, so wollte ich jetzt keine weiteren Abenteuer mehr erleben, sondern den Aufenthalt für meine Kunst ausbeuten. Diese Farbenstudien beschäftigten und beschwichtigten meine Seele, und bald vergaß ich über denselben alles Andere. Ich trachtete nur noch darnach, dem See in dieser Richtung seine Geheimnisse abzulauschen: die Spiegelung des Ufers und die Brechung des Lichts, den Mittagsduft und Mondnachtzauber, das flüssige Gluthgold am Abend und Morgen, die Uebergänge und Abstufungen einer ungeahnten Farbenfülle vom schneeigen Schaum bis zum Dunkel des Unterwassers, vom lichten Goldgrün am Strande bis zur nächtigen Tinte über'm tiefsten Grunde, — dann die Spiegelglätte und ruhige Bewegung, das Kräuseln, Wallen, Wogen und Schäumen in seinen überraschenden Wandlungen und Erscheinungen.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus den Tagen der Pariser Commune.

Von **Paul d'Abrest.**

(Schluß.)

Man brachte die Gefangenen nach dem hintern Abhange des Hügels von Châtillon, in den Häusercomplex auf der großen Landstraße von Sceaux nach Versailles, »Le Petit Bicêtre« genannt. Hier hatte am 19. September, als die Deutschen vorrückten, um die Cernirung der Hauptstadt zu sichern, ein erbitterles Gefecht stattgefunden. Mehrere Grabhügel mit den Namen der bestatteten Krieger, Franzosen und Deutsche, befinden sich hier, wie man denn überall in diesem Bürgerkriege auf Erinnerungen an den eben beendeten Krieg mit den Deutschen stieß.

Auf Befehl eines Generals, welcher im Wirthshause zum »Petit Bicêtre« sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, sollten die Gefangenen mit starker Bedeckung nach Versailles geführt werden. Als der Zug im Begriffe war den Weg anzutreten, kam ein

hoher Militär, von einem zahlreichen Stabe umgeben, angeritten; es war General Binoy, damals noch Oberbefehlshaber der Armee. Vor der Fronte angelangt, hielt der General sammt Suite.

„Was sind das für Leute?“ frug er.

„Mein General“, antwortete ein Offizier, „dies sind gefangene Föderirte —“

„So hübsche Jungen! Es gibt unter Euch“, setzte der General zu den Gardisten gewendet fort, „einen gewissen Duval, welcher sich General nennen läßt. Ich möchte ihn gern sehen.“

Duval trat hervor.

„Es gibt auch einen General Henry, den bitte ich ebenfalls sich herzubemühen!“

Niemand entsprach der Aufforderung des Generals. Dieser Henry befand sich wirklich unter den Gefangenen, aber er besaß Geistesgegenwart genug, um sogleich nach seiner Gefangennahme die Goldborde von seinem Waffenrocke abzutrennen und sein Käppi wegzuwerfen. Er verlor sich mitten unter den Nationalgardisten und rettete dadurch sein Leben. Der General Binoy, nachdem er einen Augenblick gewartet, frug weiter: „Es gibt auch einige Bataillonschefs unter Euch.“

Zwei dieser Offiziere traten hervor.

„Also“, sagte Binoy, „Ihr wollt Krieg führen, Soldaten spielen, eine Regierung einsetzen? Dazu gratulire ich Euch. — Wissen Sie, meine Herren, daß Sie Canaillen sind, Sie haben die Generale Clement Thomas und Lecomte erschossen . . . Sie ahnen wohl, was Ihrer wartet?“

„Hätten wir Sie gefangen“, sprach Duval, sein sprühendes Auge auf den General heftend, „wir hätten Ihrer nicht gefchont; Sie sind heute der Stärkere, thun Sie, was Sie wollen.“

Der General stutzte einen Augenblick.

„Capitain“, sprach er zu einem nebenanstehenden Offizier, „nehmen Sie sechs Jäger mit sich und führen Sie die Herren in das Feld da hinüber.“

Um in den so bezeichneten Raum zu gelangen, mußte man über einen kleinen Graben springen. Die drei Föderirten sprangen zuerst und die Mannschaft ihnen nach. Ein kleines Häuschen mit einer weißen Mauer stand dort. Hinter dieser Mauer ertönten rasch einander folgend drei Salven. Sie galten den drei „Föderirten“ *).

---

Noch ein Wort über das Ende von Gustav Flourens, den wir so, wie wir ihn bei der Proclamirung der Commune sahen, auch an diesem seinen letzten Tage sehen, wenn auch auf einem andern Schauplatz. Hoch zu Roß, immer noch auf dem Pferde von Clement Thomas, einen mächtigen rothen Gurt um den Leib, drei bis vier Revolver in diesem Gurt und einen gewaltigen Säbel an der Seite, so ritt er dem Feind gegenüber in Rueil von Haus zu Haus, von Barricade zu Barricade. Die ehrenwerthen Bürger von Rueil standen unter der Einsahrt ihrer halbgeschlossenen Häuser neben den gänzlich gesperrten Läden dem Treiben zusehend und jeden Augenblick auf ein Bombardement gefaßt. Die in kurzer Entfernung vernehmbare Kanonade war nicht geeignet ihre Gemüther zu beruhigen.

Nachdem er Alles in Augenschein genommen, verfügte sich Flourens nach einem am Ufer der Seine gelegenen Häuschen, vergaß aber wahrscheinlich auf dieser Seite Posten auszustellen, wiewohl das jenseitige Ufer in der Nacht von den Versaillern besetzt worden war. Diese Unterlassung sollte verhängnißvoll für ihn werden. Ein Kahn, in welchem sich eine Abtheilung Gendarmen befanden, durfte ungestört über den Fluß setzen. Die Soldaten umringten das Haus. Da Flourens, nur von zwei Offizieren begleitet, hervortrat, fand er sich mitten unter dem Feinde.

Der befehligende Offizier, welcher wahrscheinlich nicht einmal wußte, mit wem er zu thun hatte, forderte ihn auf sich zu ergeben. Als Antwort feuerte Flourens zwei Schüsse seines Revolvers ab und zerschmetterte einem Gendarmen das Obergelenk. Der Offizier, ein baumstarker Mann, drang jetzt auf Flourens ein und versetzte ihm einen solch wuchtigen Säbelhieb, daß der Schädel buchstäblich entzwei gespalten war. Das Gehirn spritzte auf die Erde. In einem mit Stroh gefüllten Bauernwagen wurde die Leiche nach Versailles gebracht, wo die tiefgebeugte Mutter dieselbe abholte, um den geliebten Sohn in geweihter Erde zu bestatten.

Die Commune stellte den Tod Flourens in Abrede und suchte das Ereigniß den Nationalgardisten zu verheimlichen. Es wurde des Gefallenen mit keinem Worte, weder in den Proclamationen, noch in den Blättern gedacht. Vielleicht mag sich so Mancher in der Commune über das rasche Verschwinden einer solchen Persönlichkeit insgeheim gefreut haben. Wußte man doch, daß es nur von Flourens abhinge, die Commune zu stürzen und sich zum Dictator ausrufen zu lassen. Wußte man doch, daß die Nationalgarde ihn vergötterte und daß er geistig jedwedem Mitgliede der Commune überlegen war.

Auf diese klägliche Weise endete Flourens, Sohn eines berühmten Gelehrten und selbst ein Mann von solider wissenschaftlicher Bildung. Er hatte als Professor am Collège de France mit großem Erfolg debutirt und eine physiologische Studie geschrieben, die ihn rasch bekannt gemacht. Bald aber verlor er den Lehrstuhl, ging nach Polen und später nach Kreta, wo er anderthalb Jahr lang für die Vertheidigung der Insel focht. Nach Frankreich zurückgekehrt warf er sich in den Strudel der Bewegung, kam er mit allen Häuptern der europäischen Revolution in Berührung, conspirirte gegen den Kaiser und später gegen die Männer vom 4. September.

Er war dreiunddreißig Jahre alt.

---

*) Diese Scene wurde dem Verfasser dieser Zeilen vierundzwanzig Stunden nach der That am Orte selbst, wo sie sich zugetragen, von einem Jägeroffizier erzählt, welcher der Execution beigewohnt hatte.

Digitized by Google

## Miscellen.

*Speyer, 14. März. Bezüglich der in einigen Theilen der Pfalz herrschenden Maul- und Klauenseuche macht die kgl. Kreisregierung bekannt: Die Maul- und Klauenseuche befällt Rindvieh, Schafe, Ziegen und Schweine. Sie besteht in einem fieberhaften Blasen-Ausschlag im Maule, an den Klauen und am Euter. Die Erscheinungen, welche diese Krankheit anzeigen, sind: Hitze, Röthe und Anschwellung der innern Theile des Maules, aus dem beständig heller Speichel und Schleim abfließen; an den Lippen, an der Zunge, am Zahnfleische und am Gaumen entstehen Blasen, welche alsbald aufplatzen und dann wunde Stellen darstellen. Meistens gleichzeitig mit diesem Leiden im Maule kommen oberhalb und zwischen den Klauen Bläschen und näßende Geschwürchen zum Vorscheine und nicht selten zeigen sich am Euter ähnliche Bläschen und Schorfe, welche dem Melken hinderlich sind. In Folge dieser schmerzhaften Zustände stehen die Thiere vom Futter ab, äußern Schmerzen beim Gehen und Stehen, liegen viel, magern ab und geben weniger Milch. Die Krankheit ist zwar dem Leben der damit befallenen Thiere nicht gefährlich, doch können schwere, hochtragende Milchkühe oft sehr erheblichen Schaden durch dieselbe erleiden.

Die Erfahrungen bezüglich der Heilung der Maul- und Klauenseuche lassen sich dahin zusammenfassen, daß Lüften und Reinhalten der Ställe, trockene Streu, weiches Futter, kühlendes Getränke und überhaupt angemessene Pflege der erkrankten Thiere zur Herbeiführung der Genesung vollkommen ausreichend sind. Die Krankheit macht in den gewöhnlichen Fällen ihren regelmäßigen Verlauf innerhalb 8 Tagen durch. Die vielfach angerühmten Waschungen mit Essig und ähnlichen Mitteln haben in der Regel gar keinen Erfolg und sind eher schädlich als nützlich. Hingegen wird sich bei Milchkühen das Bestreichen der Strichen nach dem Melken mit erwärmtem Unschlitt und bei Thieren, die hart an den Klauen leiden, das öftere Reinigen derselben mit frischem Wasser als vortheilhaft erweisen. Bei schwereren Erkrankungen ist selbstverständlich ein Thierarzt zu Rathe zu ziehen. Für den Menschen, namentlich für Kinder, hat sich der Genuß der ungekochten Milch von solchen kranken Kühen schädlich erwiesen und sollte deßhalb vermieden werden. Das Fleisch von klauenseuchekranken Thieren ist unschädlich. Nach dem Erlöschen der Krankheit ist für eine sorgfältige Reinigung der Ställe Sorge zu tragen.

---

Berlin, 14. März. Das tolle Börsenspiel hat so eben, wie die „Ger. Ztg." mittheilt, ein Doppelopfer gefordert. Vor einem Jahr und Tag siedelte ein ehemaliger Gutsbesitzer, der sein von seinem Vater ererbtes Gut für einen sehr ansehnlichen Preis verkauft hatte, nach Berlin mit seiner jungen Frau über. Um mit seinem Gelde die möglichst höchsten Zinsen zu gewinnen, legte sich der junge Rentier unter Mithülfe eines sogenannten Pfuschmacklers auf das Börsenspiel, hatte dabei aber so entschiedenes Unglück, daß er sich im Anfang dieses Jahres fast mittellos sah. Aus Verzweiflung darüber, daß er seine junge, an comfortables Leben gewöhnte Frau mit sich unglücklich gemacht, legte der Mann Hand an sein Leben; die Frau wurde bei der Nachricht von ihrem Doppelunglück wahnsinnig und ist vor wenigen Tagen im Irrenhause gestorben.

---

Berlin, 14. März. Professor Virchow erklärt sich in einer Zuschrift an die „Volks-Zeitung" gegen den von Greifswalde aus angeregten Austritt der deutschen Gelehrten aus den französischen gelehrten Gesellschaften; er sagt darüber: „Eine solche gegenseitige Steigerung nationaler Antipathie dürfte weder der Wissenschaft noch der Politik förderlich sein, und gerade der Sieger sollte nichts thun, was geeignet ist, die Gefühle der Besiegten ohne Noth zu verletzen. In mehreren französischen Academien und Gesellschaften ist der Antrag auf Ausschluß der deutschen Mitglieder gestellt und von der Majorität verworfen worden. Sollen nun die deutschen Mitglieder freiwillig ausscheiden, um der Minorität gefällig zu sein? In dem vorliegenden Falle wird sogar auf die Erklärung eines einzelnen französischen Mitgliedes der Leopoldina exemplificirt. Aber andere französische Mitglieder haben sich erst kürzlich bei der allgemeinen Abstimmung über die Statutenänderung der Leopoldina betheiligt, also in formellster Weise gezeigt, daß sie sich auch jetzt noch als Mitglieder betrachten. Soll man diese nun zwingen auszuscheiden? Dazu besteht doch nicht der mindeste Grund. Anders liegt natürlich der Fall, wo eine französische Gesellschaft, wie es von der Société des Antiquaires de France erzählt wird, einzelne deutsche Mitglieder ausgeschlossen hat; hier scheint es mir selbstverständlich, daß kein deutsches Mitglied länger einer solchen Gesellschaft angehören will."

---

Mainz, 17. März. Ganz vor Kurzem hat das Bischöfliche Ordinariat das Grabgewölbe in der Kirche zu Seligenstadt, in welchem Eginhard und Emma ruhen, eröffnen lassen. Außer den Gebeinen von Eginhard und Emma (Tochter Karls des Großen) fanden sich die einer dritten Leiche, einer Tochter Eginhard's, Gisela genannt, wie die bei derselben befindliche Inschrift besagt, die bisher in der Geschichte Eginhard's nicht genannt wird und erst durch diese Inschrift bekannt geworden. Man kannte nur einen Sohn desselben, Bussinus genannt, den er seinem Freunde Rhabanus Maurus, nachherigem Bischof von Mainz, damals Abt in Fulda, zur Erziehung übergab. Von den Gebeinen Eginhard's fehlt das Haupt. (M. Abdbl.)

---

Attentate auf die Königin von England sind schon vier vor dem O'Connor'schen gemacht worden. Am 10. Juni 1840 schoß ein verrückter Küchenjunge, Namens Eduard Orsorh, auf die Königin und den Prinzen Albert, im Mai und Juni 1842 fanden ähnliche Versuche von John Francis und Bean Statt; Robert Pate, früher Husarenlieutenant, schlug im Mai 1850 mit einem Stock nach der Königin, zerstörte ihren Hut und brachte ihr eine Schramme auf der Backe bei, sie sagte aber sofort zu dem Bedienten: „Fahr' zu, ich bin nicht verwundet." O'Connor beging also das fünfte Attentat auf die Königin.

---

## Charade.

Die Erste stellt ein Ziel euch dar,
Gestoh'n von allen Menschen war,
Und doch von Jedem noch erreicht,
Sei's, daß er rennet oder schleicht.

Die and're Sylbe ist ein Stück,
Bald lang, bald kurz, bald dünn, bald dick,
Am Besten, wenn es liegt am Topf,
Am Schlimmsten, fliegt es an den Kopf.

Das Ganze rühret sich im Land'
Du leih'st ihm dazu Fuß und Hand,
Dürft Alles unter und über sich,
Und macht das Land doch ordentlich.

**Auflösung der Charade in Nr. 33:**

Glückspilz.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jägerschen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 36. Speyer, Samstag, den 23. März 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.
Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Alles dies machte das weite Seebecken für mich zu einem unerschöpflichen Brunnen neuer malerischer Erkenntniß. Unbekümmert um die Spaziergänger, welche vom Ufer aus den seltsamen Kahn im Sonnenbrand draußen belächelten, dachte ich nur noch daran, dem See gleichsam jeden Zug, jede Miene abzugucken. Darüber war eines Tages mein Auge müde vom Schauen geworden. Ich zog die Ruder ein, legte das Haupt unter die schützende Leinwanddecke und überließ die Gondel den sanftmüthigen Geistern des Wassers, die mich in Schlummer lullen mochten. Der Mittag brütete heiß auf der glatten Fläche, weit und breit kein Ruder mehr. Die Fluth pochte noch gerade hörbar an das Bord meines Kahns. Weiter hinaus gluckst es und plätschert, — es murmelt und murmelt. Und während ich so dem matten Pulsschlag der Fluth lauschte, weht es fühlbarer heran und schlägt höher am Bord empor. Ueber dem Rand des Kahns tauchen zwei holde Frauengesichter auf und schütteln die mit Schilf und Seelilien bekränzten gelben Locken; die tiefblauen Augen schauen verwundert herein, und lächelnd verschwinden dann die beiden schönen Wesen wieder.

Als ich die Augen aufschlug war die Mittagsstunde bereits vorüber. Wie erstaunte ich aber, da ich Schilfkranz und Lilien zu meinen Füßen im Kahne liegen sah! Rasch überblickte ich nun den See, — nah und fern kein Kahn zu dieser Stunde. Ich beugte mich mit der alten Anwandlung über den Rand, daß ich durch den Crystall des Wassers in blaue Nixenaugen sehen könnne, daß ich die langen Flechten der Wasserfrauen zu halten vermöge, wenn ich nach dem Tang greife. Und dann sah ich wieder nach Schilf und Seelilie im Kahne. Ich hob sie auf, — das war feine Sinnestäuschung, keine Vorspiegelung meiner Phantasie, aber mehr, als mein Verstand zu fassen vermochte.

Kranz und Blume mit heimnehmend, erwog ich alle Möglichkeiten natürlichen Zusammenhangs, ohne zu einem Resultate zu kommen. Lebten sie denn also wirklich in der grünen Tiefe, die holden sanften Geschöpfe, an die wir nur in der Poesie glauben wollen? Oder welche Erklärung blieb mir?

So fragte ich mich noch, da ich etwas später, zum Mittagstisch der aussichtreichen Terrasse von Feldafing emporstrebend, durch den Uferpark hinanschlenderte. Die am Strande zerrinnende Welle und das Laub über mir flüsterten geheimnißvoll zusammen, als auf einige Entfernung hin eine hohe Frauengestalt meinen Weg im Gebüsch kreuzte. Ich hatte sie deutlich genug im hellen Lichte des Mittags gesehen und brauche wohl nicht erst zu sagen, wen ich wieder zu erkennen glaubte. Das leise Grauen oder vielmehr die pietätvolle Scheue unterdrückend, eilte ich, um der Sache endlich auf den Grund zu kommen, der Erscheinung diesmal nach, nachdem sie dem bergenden Gebüsch des Pfades übrigens meinen Blicken bereits wieder entzogen war. Ich rannte weiter, hin und her. Keine Spur war mehr auf den schattig verschlungenen Waldwegen zu entdecken, nicht der Schimmer eines Gewandsaums; kein verdächtiges Geräusch unterbrach die Stille. Aber mich wandelte es in derselben an, als umschwebe mich ihr Schatten.

Von je den Gebilden der Sage und Mythe gerne poetischen Glauben beimessend, ließen mich die eigentlichen Geistergeschichten sammt aller Beglaubigung doch immer kalt. Die Möglichkeit der Rückkehr aus der Ruhelosigkeit eines vielleicht unbekannten Grabes oder wegen eines durch den Tod unterbrochenen Vorsatzes, oder auch zur Mahnung, Warnung Hinterbliebener, zur Buße und Sühne eigner Schuld und zur Ahndung fremder Unthat — ließ ich ungläubig dahingestellt. Berthas Erscheinung erschütterte meine Zweifel. Warum aber drängte sie sich hier allerwärts auf meine Wege? Und wenn sie mich aus der Ferne an die Stätte ihres Todes beschieden, warum stand sie nicht meinem Blick, meinen Fragen?

„Tritt hervor, werde sichtbar, Du schönes Phantom! Vertraue mir an, was Deine Ruhe stört. Zeige mir die Stätte Deines Grabes! Ich will Dich erlösen oder — Dich rächen!“

Dasselbe Schweigen lag über dem Walde wie vorher. Nur die weißen Stämme der Birken schimmerten durch die grüne Dämmerung, und die Ringeltauben gurrten oben in den Laubkronen einander zu, als erzählten sie sich ein Geheimniß, in das ich nicht dringen sollte.

Digitized by Google

Der Pfad hatte mich auf die Straße geführt, die von Feldaffing sich nach dem „Fischmeister“ zu Possenhofen hinunter senkt. Damit war ich zugleich wieder auf die Geleise nüchternster Wirklichkeit gelangt. In meiner damaligen Stimmung zog mich die elegante Gesellschaft auf der Terrasse von Feldaffing nicht an. Der entgegengesetzten Richtung folgend, stand ich bald vor dem verstreckt schattigen Wirthsgarten des Fischmeisters.

Voll innerer Unruhe, noch warm und ärgerlich ob des erfolglosen Umherrennens, brütend über den Anlaß suchte ich mir einen abgelegenen Platz. Der war leicht zu finden, denn der Gäste waren nur wenige. Ein paar alte, strickende Frauen saßen in einer Laube, weiterhin noch ein bärtiger Mann in einem abgetragenen Kalabreser und fadenscheinigen Rocke. Derselbe sah nicht auf und beschäftigte sich eifrig mit dem Abschaben einer zähen Käsrinde, indem er dazwischen einige Mal sein Bierglas an den Mund führte. Vor dem Eingang zum Hause scheuerte ein aufgeschossener, magerer, rothhaarichter Aufwärter Messer und Gabeln, Teller und Gläser. Auf meinen Zuruf kam er herbei und fragte mit betroffener mißmuthiger Miene, was ich wünsche. Ich bestellte Fische, wenn solche vorräthig seien, und für's Erste ein Glas Bier. Dabei sah ich ihm in das mit Sommersprossen bedeckte Gesicht, dem ich früher schon einmal begegnet sein mußte.

Doch achtete ich jetzt nicht auf ihn und hing weiterbrütend meinen Gedanken nach, während meine Augen einige Mal zu dem bärtigen Mann im Kalabreser zurückkehrten. Ohne aufzusehen, machte sich derselbe immer noch mit dem Ueberreste seines Käses zu schaffen, der sein mageres Mal gebildet hatte. Es mußte wohl ein armer Künstler sein, dessen Copien keinen rechten Absatz mehr fanden. Ich beobachtete ihn mit mehr Theilnahme, und als er jetzt den Kopf hob, glaubte ich ihn zu erkennen, trotz vielfach ergrauter Haare.

So erhob ich mich denn und ging auf ihn zu.

„Erlauben Sie mir, sind Sie nicht der Schmidt — Maler Christian Schmidt.“

„Allerdings, so heiß' ich,“ sagte er, indem er mir seine etwas abweisende Miene mit gleichgültigem Staunen zukehrte.

„Nun, so seien Sie mir herzlich begrüßt, lieber Freund! Kennen Sie mich nicht mehr?“

„Der Stimme nach ist es der Fischer, der damals —“ sprach er mehr für sich selbst, indem er mit einer nicht mißverständlichen Geberde das Ueberschnappen andeutete. „Nun seit wann sind Sie denn wieder heraus?“

Er meinte offenbar — aus dem Irrenhause, und gab sich keine besondere Mühe, Zartgefühl zu entwickeln. Er schien überhaupt nicht rosiger Laune zu sein, und seine sichtliche Dürftigkeit erklärte die Mißstimmung. Als ich ihn gefragt, wie es ihm gehe, hörte ich bald, daß allerdings seine Copien keine Käufer mehr fänden und durch Zeichenstunden in der mit Künstlern überfüllten Stadt wenig mehr zu verdienen sei.

„Doch“, setzte er hinzu, „könnte es mir noch schlimmer gehn, als es geht, — ich könnte krank sein, dick werden, könnte taub oder blind oder lahm sein, ja ich könnte zugleich taub, blind und lahm sein und dabei noch eine Blutschuld auf der Seele haben, das werden Sie zugeben. Da ist es doch besser, es geht, wie es eben geht, wenn es auch manchmal schlimm geht.“

Ich mußte ihm sagen, daß ich seine Philosophie bewunderte, und ließ mir mein Glas Bier an seinen Tisch bringen, indem ich mich neben ihn setzte. Durch das Plaudern war er mittheilsam geworden und fuhr weiter:

„Hätt' ich Ihr Talent gehabt! Fischer! Schade drum! Sehen Sie, so geht's. Wenn Sie damals die Bilder angefangen hätten, die wir besprochen haben, wären Sie jetzt ein berühmter Mann und nicht ein anderer uns zuvorgekommen da in Düsseldorf. Der macht jetzt mit seinen Nixenbildern Glück und heißt Fischer, wie Sie, was übrigens nicht ganz ungewöhnlich ist.“

(Fortsetzung folgt.)

## Joseph Mazzini †.

Am 10. März starb in Pisa Joseph Mazzini, seit vierzig Jahren Leiter oder Mitwisser fast aller politischen Verschwörungen in Italien und Europa. Er starb, wie er die längste Zeit gelebt, unter fremdem Namen und fremder Hülle, als Dr. Brown aus England und gab sich nicht einmal dem Arzte zu erkennen, der sich über das reine Italienisch des Kranken verwunderte. Erst nachdem er gestorben war, erfuhr Pisa durch die inzwischen herbeigeeilten Vertrauten, wessen Leiche es beherberge. Tags darauf war dann die Kunde nach Rom gedrungen und die Abgeordnetenkammer beeilte sich, dem Todten ihre Verehrung darzubringen, dessen Wahl zum Abgeordneten sie vor etlichen Jahren in so peinliche Verlegenheit gesetzt hatte, bis der Gewählte den Verhandlungen über die Giltigkeit seiner Wahl damit ein Ende machte, daß er den Eintritt in eine monarchische Kammer verachtungsvoll ablehnte. Mazzini war der Patriarch der italienischen Revolution, ein geschworener Feind des Papstthums und der legitimen Throne, aber er war ein aufrichtiger Mann, er bekannte sich offen zu seinen Lehren und Thaten. Er war sein Leben lang ein Verschwörer, aber nicht nach dem Schlage Cavour's oder Napoleons III., die stets ein doppeltes Spiel spielten. Viele von Mazzini's früheren Jüngern — auch der gegenwärtige Minister des Aeußeren Visconti-Venosta nannte sich vor Jahren mit Nachdruck so — sind durch das Gelingen der italienischen Revolution zu Ehren und Reichthümern gelangt und haben sich, so gut es ging, mit ihrer Vergangenheit abgefunden — Mazzini selbst blieb sich gleich; er feilschte nicht mit seinen Grundsätzen, er war nicht zu gewinnen, sondern starb, wie er gelebt, als ein ungekannter Flüchtling im eigenen Vaterlande, aber voll Verachtung für dessen Regenten und Leiter. Und doch hatte Mazzini den Zweck seines

Digitized by Google

Lebens fast ganz erreicht gesehen, das Ziel, das er 1830 der von ihm gestifteten geheimen Gesellschaft des „jungen Italien" (giovine Italia) vorschrieb: „eine Gesellschaft, gegründet zum unerläßlichen Umsturz aller Regierungen der Halbinsel, um aus ganz Italien einen einzigen Staat unter republikanischer Form zu bilden." Bis auf die Form ist dieses Ziel erreicht und die jetzige monarchische Staatsform in Italien hat eine viel zu geringe Stabilität, als daß die Republikaner daran verzweifeln müßten, mit ihr auch noch fertig zu werden.

Joseph Mazzini wurde den 22. Juni 1805 in Genua geboren; er gehörte einer wohlhabenden Familie an. Als Kind war er schwächlichen Körpers, aber frühreifen Geistes. Mazzini studirte die Rechtswissenschaft, wurde mit 23 Jahren Advocat und zog rasch die Aufmerksamkeit der Polizei und der Gelehrten zugleich auf sich. Als der Ausbruch der Julirevolution den Argwohn der Polizei noch schärfte, wurde entdeckt, daß der 25jährige Mazzini bereits Verbindungen mit den Anhängern der Revolution jenseits der Alpen hatte. Er wurde verhaftet, in dem jetzt aufgehobenen Fort Savona am Meerbusen von Genua 6 Monate lang in strenger Haft gehalten und dann verbannt. Gerade in Savona hatte er aber den Plan gefaßt, den Bund des „jungen Italien" zu bilden, und er führte diesen Plan auch sofort in Marseille, wo er eine Menge Mitverbannter traf, aus.

Die Grundsätze des „jungen Italien" legte er in der Zeitschrift gleichen Namens nieder. Der Geheimbund hatte einen Centralausschuß zur Ausdehnung und Förderung des Bundes und zur Leitung seiner Handlungen, aber ebenso hatten seine Mitglieder öffentlich für die demokratische Ausbildung des Volkes und die Förderung der Humanität zu sorgen. Die Wahlsprüche der im Jahre 1834 in Savoyen entfalteten Nationalfahne waren auf der einen Seite des weißroth-grünen Banners: „Freiheit, Gleichheit und Humanität!" und auf der anderen: „Einheit, Unabhängigkeit, Gott und Humanität!" Ein Eid und ein politisches Glaubensbekenntniß verbanden die Mitglieder, ein Erkennungszeichen diente den einander unbekannten Bundesbrüdern zur Legitimation — ein Cypressenzweig als Erinnerung an die Märtyrer der Sache und als Bild der Beständigkeit, und die Devise des Bundes war: „Jetzt und immer". (ora e sempre). Mazzini überragte seine damaligen Genossen an Geist und Scharfsinn so weit, daß es ihm leicht wurde, sich zu deren Führer empor zu schwingen.

Der neue Bund machte rasche Fortschritte und seine Lehren verbreiteten sich überall. „Dies", erzählt Mazzini selbst, wurde theils durch Aufwand beträchtlicher Summen, theils durch die Hingebung einer äußerst schätzenswerthen Classe in Italien — der Matrosen auf Handelsschiffen bewirkt. Durch sie wurden Sendungen nach allen bedeutenden Punkten der Halbinsel bewerkstelligt. Die Zahl unserer Anhänger wuchs fortwährend, die Emmissäre gingen von Provinz zu Provinz und hielten Versammlungen, und es wurden Pressen errichtet, welche entweder nachdruckten, was aus Marseille gesandt war, oder eigene Schriften für die Localinteressen in's Leben riefen. Niemand kannte Furcht, Alle glaubten an den Erfolg."

1831 schrieb Mazzini an den eben auf den piemontesischen Thron gelangten Carl Albert (früher Mitglied der geheimen Gesellschaft der Carbonari) einen offenen Brief, worin er ihn mit der Drohung, sonst als der letzte Tyrann Italiens betrachtet zu werden, auffordert, sich an die Spitze Italiens zu stellen, die Barbaren (Oesterreicher) zu verjagen und der Napoleon der italienischen Freiheit zu werden. Carl Albert hatte dazu keine Lust, darum versuchte Mazzini zum ersten Mal eine Schilderhebung, indem er im Februar 1834 mit einer kleinen Schaar von Genf aus in Savoyen einfiel. Der Versuch mißlang kläglich; ein Dutzend dabei Gefangene wurden in Turin und anderwärts kriegsrechtlich erschossen, Mazzini entkam mit dem ersten Todesurtheil in contumaciam in die Schweiz, wo er die alte Thätigkeit sogleich wieder aufnahm, seinem Bunde eine größere Verbreitung gab und ihn zu einem „jungen Europa" umgestaltete. Er schrieb eine Broschüre „über die revolutionäre Initiative", gab zu Biel ein Blatt: „Die junge Schweiz," in deutscher und französischer Sprache heraus, wozu er die Leitartikel schrieb. Als seine Ausweisung bevorstand, begab er sich nach England, um von hier aus seine Agitationen zur Revolutionirung Italiens und die Leitung der Propaganda für das übrige Europa fortzusetzen. Gleichzeitig sicherte er sich jedoch einen geheimen Zufluchtsort in der Nähe von Genf, wohin er sich von Zeit zu Zeit begab, wenn es sich darum handelte, einen Aufstandsversuch in Italien aus der Nähe zu leiten. In London fand er ein sicheres Asyl, das für die nächsten zehn Jahre sein Hauptquartier wurde. Die zahlreichen Genossen seines Bundes dienten ihm dazu, die frühere Agitation für Italien fortzusetzen und ihn mit seinen dortigen Anhängern in Verbindung zu erhalten, während er zugleich keine Gelegenheit vorübergehen ließ, die Sache der übrigen Emigrationen zu der seinigen zu machen und durch sie das englische Volk aufzuregen. Er nahm eifrigen Antheil an den Meetings der Polen und der Fenier, die sie für ihre und die russischen Märtyrer Pestel, Bestuschew, Relejew, Muraview u. s. w. veranstalteten.

(Schluß folgt.)

## ** Blumen-Skizzen.

### 2. Das Veilchen.

Das Eis zergeht, der Schnee zerrinnt,
Dann grünt es über ein Veilchen,
Und leise singt der laue Wind:
„Wacht auf, wacht auf, ihr Veilchen!"
Geibel.

Der willkommenste Frühlingsbote auf der Flur, der Liebling von Jung und Alt, ist das Märzveilchen, die Viole, Viola odorata L. Sobald der Schnee geschmolzen ist und das erste Grün zu sprossen

Digitized by Google

beginnt, lugt aus dem jungen Rasen an Rainen und Wegrändern, auf Grasplätzen, unter Hecken und Zäunen sein tiefblaues Blumenauge hervor. Oft auch ist es im Grase oder unter Gebüsch versteckt und verräth seine Anwesenheit nur durch den lieblichen Wohlgeruch. Das Veilchen gilt daher als das Bild der Bescheidenheit und unbewußten Lieblichkeit.

In Deutschland gibt es nicht weniger als 28 — davon in der Pfalz 12 — Arten von Veilchen, ungerechnet die Blumen, denen man, obwohl sie ganz anderen Geschlechtern angehören, gleichfalls jenen Namen beigelegt hat. So wird z. B. das herrliche, in den Voralpen wachsende Cyclamen europaeum L., die europäische Erdscheibe, welchem wir vielleicht eine besondere Skizze widmen werden, auch Bergveilchen genannt, obwohl es zu den primelartigen Pflanzen gehört. Von den 28 deutschen Veilchen-Arten, deren eine, in unseren Rheinwaldungen wachsende, oft gegen 2 Fuß hoch wird, haucht aber nur unser Märzveilchen süßen Duft aus und prangt in dem tiefgesättigten Rothblau, welches der violetten Farbe den Namen gegeben. In den Gärten erscheint es dagegen auch mit weißlichen und röthlichen und selbst mit ins Braune schillernden Blumenblättern, so wie mit immer blühenden und gefüllten Abarten.

Die Blätter des wohlriechenden Veilchens sind, wenn ausgewachsen, fast so breit als lang, herzförmig, mit einem tiefen Ausschnitt am Blattstiel, stumpf oder nur kurz zugespitzt; die jungen Blätter sind kürzer, runder und nierenförmiger; die fünf Kelchblättchen länglich, abgerundet-stumpf, kahl, zuweilen kurzwimperig; die fünf Blumenblätter sind ungleich, das untere oder eigentlich das obere größer, concav, nach hinten in einen hohlen Sporn verlängert, verkehrt-eiförmig, abgerundet-stumpf, dunkelpurpur oder veilchenblau, mit bleicherem Nagel und etwas dunkleren Adern, die beiden mittleren gebärtet; die 5 Staubgefäße breit, länglich kurz, in einen Cylinder sich zusammenschließend, aber nicht verwachsen. Die Veilchen gehören in die 5. Linné'sche Classe und in die natürliche Ordnung der Violarien, DC.

Unsere Altvordern, weniger von der Cultur beleckt wie andere, mehr in Städten zusammenwohnende Völker, haben um so innigere Beziehungen zur Natur und ihren mit den Jahreszeiten wechselnden Erscheinungen unterhalten. Schon in alten Zeiten zeigte sich daher eine Vorliebe des Volkes für das Veilchen, als eine der ersten Blüthen des Frühlings. Im Mittelalter war es in Süddeutschland Sitte, das erste Veilchen an eine Stange zu binden und um diese zu tanzen. In der deutschen Mythe gehörte das Veilchen mit der Rose und Lilie zu den drei beliebtesten Blumen und wurde zugleich für eine Wunderblume gehalten, welche verborgene Schätze anzeige.

Zahllos sind die Verse, in welchen unser liebliches Frühlingskind gefeiert wird. Wir wollen hier jedoch nur ein niedliches Gedicht von einem wenig bekannten Sänger mittheilen:

## Das sterbende Veilchen.

(Ein Blumenmärchen.)

Die Fee des dunkeln Waldes
Schritt durch das erste Grün,
Und sah ein junges Veilchen
Verborgen im Moose blühn.

Und zu ihm sprach sie leise:
„Du bist mein liebstes Kind,
Hast du ein stilles Wünschen,
Ich erfülle dir's geschwind!"

Da sprach das junge Veilchen:
„Ich lebe verborgen und arm,
Doch bin ich zufrieden — dem Frühling
Umschlingt mich weich und warm;

„Ich lebe beglückt und zufrieden,
Denn meine Sonne scheint —
Doch stürb' ich nicht gerne so einsam,
So einsam und unbeweint.

„Und wolltest du erfüllen
Mein Wünschen, wie du gesagt —
Von deiner Sänger einem
Sei dann mein Tod beklagt!"

„Noch mußt du blüh'n und duften",
Sprach leis die Waldesfrau,
„Und leben und dich nähren
Vom klaren Waldesthau;

„Doch kommt dereinst dein Stündlein,
Verscheidnes Blümchen du,
Dann singe die weichste Klage
Im Sterben Dich zur Ruh'."

Sie sprach's und hat voll Lieb
Das Veilchen angseh'n,
Und ist vorüber geglitten
Wie leises Abendweh'n.

Das Veilchen aber blühte
Und trank den hellen Thau,
Und freute sich still und lächelnd
An Sonne und Himmelsblau.

Und höher stieg die Sonne,
Und höher wuchs das Gras,
Da wurde das stille Veilchen
Allmälig krank und blaß.

Und schwächer, immer schwächer
Ward seines Duftes Hauch,
Und blässer, immer blässer
Ward seine Wange auch.

Und eines Abends plötzlich,
Als schon die Flur bethaut,
Ward's über dem kranken Veilchen
Im Busche heimlich laut.

Und selig sanfte Töne
Zogen hernieder leis,
So schön, wie's keine Seele
Zu denken, zu sagen weiß.

Das Veilchen lauschte trunken,
Vergaß sein eignes Weh,
Und segnete noch sterbend
Die gute liebende Fee.

Und mit den letzten Tönen
Die Blumenseele verschied! —
Der Nachtigall erste Klage
War des Veilchens Sterbelied.

Erwin Wester.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 37. Speyer, Dienstag, den 26. März 1872.

### * Der Nixenfischer.

**Eine Geschichte vom Starnberger See.**

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Als ich ihm beibrachte, daß ich eben derselbige sei, sah er mich zuerst steif an. Aber er mußte doch merken, daß es in meinem Kopfe hell sei und saß dann eine Weile sprachlos vor Erstaunen da. Hierauf klärte sich sein Gesicht auf und mit heller Freude sagte er:

„Gottlob, so ist doch einer von uns zum Durchbruch gekommen! Dacht' ich doch immer, ob das nicht unser Fischer sei. Aber so erzählen Sie mir doch, wie Sie so in die Höhe gekommen sind."

Ich theilte ihm meinen Lebenslauf mit und sprach ihm meine Dankbarkeit aus, daß er mich zuerst auf mein eigentliches Feld gewiesen habe, damals, als wir mit einander das Mühlthal durchwanderten. Schmunzelnd lehnte er sein Verdienst ab: es sei das Alles schon in mir gelegen. Aber im Verlaufe des Gesprächs redete er doch mehrmals von „unsern Bildern." Da er guter Laune geworden war und sich aufrichtig meines Glückes freute, ließ er es geschehen, daß ich die Biergläser wegschob, eine Flasche Wein bestellte und die Fische für zwei Gedecke auftragen ließ. Mußte doch das Wiedersehen alter Freunde gefeiert werden. Auch der rothe Aufseher schien seine Verdrossenheit aufzugeben, stellte die Flasche vergnügt auf den Tisch und sah mir blinzelnd und forschend in's Gesicht.

Schmidt und ich stießen mit den Gläsern an. „Auf unsere Freundschaft!" sagte ich. „Auf die Kunst und Alles, was wir lieben!" sprach er, und mir entschlüpfte ein Seufzer. Drauf fragte er mich, ob ich glücklicher Familienvater sei, oder ob ich Sehnsucht nach meiner Braut habe. Ich verneinte und mußte nochmals seufzen. Bis jetzt hatte ich es vermieden, nach der Vergangenheit zu fragen und auch Schmidt gegenüber noch nicht den Muth gefunden, an die verlorne Geliebte zu erinnern. Nun aber konnte ich mich nicht enthalten zu versichern, daß seitdem mein Herz frei geblieben sei.

„So geht Ihnen die Geschichte noch immer nach?" fragte Schmidt zurück. „Ach, da ist Gras darüber gewachsen und manches Wasser darüber gegangen. Ich habe mir oft Vorwürfe gemacht, daß ich Ihnen damals den Kopf mit meinen Nixengeschichten verwirrt habe. Nun, Ende gut, Alles gut. Ihr Pfälzer Freund, der Müller — so heißt er ja — war inzwischen wieder einmal hier und ich traf ihn zufällig, wobei er mir bedauernd mittheilte, daß Sie in einem — in einer Heilanstalt aufgehoben seien. Auch von der Familie, die den Verlust hatte, erzählte er mir. Aber das Alles werden Sie selbst und besser wissen."

Das verneinte ich. Hatte ich doch von der Familie Birkmann seitdem nicht das Mindeste mehr gehört und auch keine Gelegenheit gehabt, mich zu erkundigen. Nun erfuhr ich, daß der Unglücksfall eine furchtbar erschütternde, aber in seinen Folgen heilsame Wirkung auf das Elternpaar geübt habe. Der Großhändler und seine Gattin seien seitdem völlig umgewandelt, die sanftmüthigsten mildthätigsten und bescheidensten Menschen geworden und ständen als Gegenstand dankbarer Verehrung inmitten der Bewohner jener kleinen Stadt. Ueberhaupt scheine die Geschichte verschiedenen Betheiligten einen Ruck zum Bessern gegeben zu haben. Der Fabricant Spindling habe von seinem hübschen Weibchen unterdeß Abschied genommen und sei in's Jenseits abgesegelt, indem er seiner Wittwe ein großes Vermögen hinterließ.

Das waren die Neuigkeiten, welche Schmidt von Müller gehört hatte, und mir nun mittheilte, während verschiedene Spaziergänger vorüber kamen. Einer derselben, ein hochgewachsener Herr in einfacher weltmännischer Kleidung blieb auf dem Wege stehen, wobei er den Platz überschaute und offenbar überlegte, ob er einen Augenblick verweilen solle. Ohne seiner weiter zu achten, wandte ich mich jetzt mit der etwas flockenden Frage an Schmidt, ob sich denn über die Verlorne nichts weiter ergeben habe.

„So viel ich weiß, nicht!" war Schmidt's Antwort. „Außer dem Reifrock, Taschentuch und dem Hut, den Sie aus dem Röhricht gefischt haben, nichts, keine Spur. Der See hat sein Opfer behalten."

Der Fremde hatte sich seinen Platz in unserer Nähe gewählt und ließ sich, leicht grüßend, nieder. Dem Ansehen nach noch ziemlich jung, hatte sein

Digitized by Google

männlich schönes Broncegesicht einen entschiedenen, tief ernsten Ausdruck. Ob mir derselbe schon einmal aufgestoßen sei, konnte ich mich nicht erinnern. Er hatte die Uhr herausgezogen, schob sie wieder ein und bestellte eine Tasse Kaffee, wobei er den Aufwärter etwas scharf in's Gesicht faßte. Seine Erscheinung hatte unsere Unterhaltung, auf die er übrigens nicht Acht gab, unterbrochen, oder vielmehr: Schmidt lenkte sie auf Speise und Trank, indem er beides rühmte, während ich schweigend gegenüber saß. Der Fremde trank den heißen Kaffee und schmauchte eine Cigarre, die einen so feinen Duft verbreitete, daß man sie für eine ächte Importirte halten konnte. Nachdem Schmidt noch eine Weile harmlos fort geplaudert hatte, fragte ich ihn:

„Und wie hat sich denn die Angelegenheit mit dem blutbefleckten Taschentuch aufgeklärt?"

Ich bemerkte dabei, daß der Fremde, welcher uns halb den Rücken zukehrte, leicht aufzuckte, den Kopf wandte und mich flüchtig fixirte. Aber ich war zu sehr auf die erwarteten Aufklärungen gespannt, als daß ich es besonders beachtet hätte.

„Gar nicht", war Schmidt's Antwort. „Die Sache ist eben auch in Vergessenheit gerathen. Es ist ein ungelöstes Räthsel. Aber, es bringt doch auf eigene Gedanken, und wer weiß denn, ob nicht irgend Einer, der jetzt reich und angesehen in der Welt umher läuft, nicht eben eine Blutschuld mit sich schleppt."

Das Wort Blutschuld mußte von dem Fremden, der überhaupt jetzt etwas unruhiger auf seinem Platze saß, vernommen worden sein, denn er wandte wieder rasch den Kopf und sah meinen guten Schmidt mit ganz eigenthümlichem Ausdrucke an. Er paffte lebhaft den Rauch seiner Cigarre aus, als Schmidt hinzufügte:

„Der arme Teufel dorten hat lange darunter gelitten."

„Wer?" fragte ich. „Welcher arme Teufel?"

„Erkennen Sie in dem rothhaarigten Aufwärter das „Frühtl" nicht mehr, das damals in Untersuchungshaft war?"

Meine Augen flogen zugleich mit denen des Fremden nach dem Kellner, den ich jetzt allerdings wieder erkannte. Indeß erzählte Schmidt weiter:

„Es ist ihm seitdem schlecht genug ergangen. Sein Vater hat ihn damals ob der Schande verflucht, ausgestoßen, Niemand wollte sich seiner annehmen, und wo er einmal eine Stelle gefunden, jagte man ihn fort, sobald man von dem Verdachte hörte, der noch immer auf ihm ruhte. Ein Wunder, daß er nicht ganz zu Grunde gegangen ist. Aber es hat ihm doch einen gewaltigen Ruck gegeben, als er seinen leichtsinnigen rothen Kopf in der Schlinge des Stricks gesehen, der beinahe zugezogen worden wäre. Endlich hat er hier eine Unterkunft gefunden und bedient die Gäste, wenn die Kellnerin nicht aufgelegt oder abwesend ist."

„Und fängt nebenbei faule Fische", schaltete ich ein.

„Thun Sie ihm nicht Unrecht!" entgegnete Schmidt. „Er hält sich gut hier, das muß man ihm lassen. Man könnte ihn jetzt für einen ordentlichen Dienst empfehlen, wenn sich Menschenfreunde heut' zu Tage noch solcher armen Schlucker annehmen wollten.

Schmidt hatte dies mit Wärme geäußert, da er denken mochte, wie sehr er selbst solcher Empfehlung bedürfe. Während der Fremde ein großes Unbehagen verrieth und rascher den Dampf seiner Cigarre ausspaffte, fuhr der Maler fort und zwar in bedenklichem Tone:

„Die Sache mit dem blutbefleckten Tuch ist mir nie recht sauber erschienen. Wer weiß, wer weiß, ob sich dahinter nicht dennoch eine Unthat verbirgt. Und jener fremde Mensch, der sich auf so verdächtige Weise vom Dampfboot entfernte und sich seitdem unsichtbar zu machen wußte," —

„Ich glaube, Sie irren sich, mein Herr!" fiel hier urplötzlich der Fremde ein, indem er sich voll nach uns umkehrte. „Entschuldigen Sie, wenn ich mir zu dieser Bemerkung die Freiheit nehme."

Schmidt stutzte, sah aber dann mit einem abweisenden Blick zurück und fuhr zu mir gewendet fort:

„Jener fremde Mensch —"

„Ist sicher ein sehr harmloses Geschöpf!" warf der Herr wieder ein.

„Was wissen Sie von der Sache?" fragte Schmidt jetzt hochmüthig, indem er denselben steif ansah.

„So viel, daß ich sagen konnte, was ich mir eben zu äußern erlaubte!" entgegnete der Fremde, sah nochmals nach der Uhr, trank den Rest seines Kaffees aus und erhob sich. „Uebrigens bitte ich nochmals um Entschuldigung, meine Herren!" Und damit grüßte er und ging zu dem Aufwärter hin, um zu zahlen. Dabei hielt er sich länger als nöthig bei diesem auf, bis er den Platz verließ.

Schmidt sah bald nach ihm, bald nach mir, als sei er ganz außer sich über die unverschämte Einmischung. Dann verwandelte sich sein Ausdruck in einen sehr nachdenklichen, allmälig höchst bedenklichen, und zuletzt verrieth seine Miene, daß er einen sehr entschiedenen Verdacht gefaßt hatte, da er leise durch die Lippen pfiff.

(Fortsetzung folgt.)

## Joseph Mazzini †.

(Schluß.)

Im Sommer 1844 wollten die beiden Brüder Ottilio und Emilio Bandiera, Söhne eines österreichischen Admirals und schwärmerische Verehrer Mazzini's, die österreichische Flotte der italienischen Revolution in die Hände spielen und Calabrien in Aufstand setzen. Sie wurden gefangen und in Cosenza erschossen. Es erhoben sich damals schon, wie später, heftige Anklagen gegen Mazzini, daß er aus seinem sicheren Versteck die Jugend unnütz in Tod und Verderben treibe; er wies nun wohl nach, daß er die beiden Bandiera abgemahnt, ihrer klagenden Mutter gab er aber die harte Antwort: oggi non s'ama (heutzutage ist nicht Zeit zum Lieben). Beim Ausbruche des Sonderbundkrieges

Digitized by Google

in der Schweiz jubelte Mazzini den Radicalen zu, dann richtete er einen offenen Brief an den neuen Papst Pius IX., um ihn zu einer Reformation der Kirche in seinem Sinne und zur Einigung Italiens, zur Allianz mit dem Volke gegen die Fürsten aufzufordern.

Im Frühjahr 1848 schien endlich Mazzini's Zeit und Triumph gekommen zu sein. Er eilte nach Mailand und wurde mit dem lautesten Jubel begrüßt. Die Eintracht und Herrlichkeit war jedoch von kurzer Dauer. Mazzini war gegen Carl Albert und den „königlichen Krieg"; er war für den Volkskrieg, aber beide Kriege nahmen dasselbe klägliche Ende. Da wurde im November zu Rom der päpstliche Minister Rossi ermordet, eine provisorische Regierung eingesetzt und der Papst flüchtig. Mazzini, soeben auch Mitglied der provisorischen Regierung von Toscana geworden, erschien sogleich in Rom und wurde dort die Seele des regierenden Triumvirats, das außer ihm noch der Advocat Armellini und der Privatgelehrte Saffi bildeten. Wie die Drei regierten, ist sattsam bekannt; Rom hat es noch lange zu beklagen und zu bezahlen gehabt. Verfolgung aller Andersdenkenden und vornehmlich der Priester, Gewährenlassen des eigenen Trosses, Verschleuderung der öffentlichen Gelder, dann Ausgabe von Zwangspapiergeld und Confiscationsdecrete waren die Regierungsmittel des Triumvirats. Nach etlichen Monaten machten französische Bajonnete dem Spuck ein Ende. Mazzini flüchtete in die Schweiz, schleuderte von dort aus Flugschriften nach Italien und stiftete ein Nationalcomité zur neuen Revolutionirung Italiens, schrieb ein „Nationalanlehen" von 2½ Mill. Scudi aus, wozu er seine Berechtigung noch von der römischen „Nationalversammlung" herleitete. Es war ihm in der Schweiz ein Versteck auf einer von Weinbergen umgebenen Besitzung hergerichtet, das nur seine vertrautesten Freunde kannten. Wenn andere Revolutionäre mit ihm verhandeln wollten, wurden sie mit verbundenen Augen auf langen Umwegen — damit sie den Weg nicht wieder erkennen konnten — dahin geführt. Ein ähnliches Versteck hatte er auch in London.

Von der Schweiz aus leitete Mazzini die berüchtigte Dolchrevolution von Mailand am 6. Februar 1853 ein, wo von den Verschworenen österreichische Soldaten auf den Wachposten, auf den Straßen, sogar in den Kirchen angefallen und, wenn es gelang, erstochen wurden. Es waren österreichische Soldaten, die damals auf Mazzini's Anordnung meuchlings ermordet wurden, aber weil es im Interesse der Revolution geschah, so nennt die Wiener „N. Fr. Presse" Mazzini doch nur „einen der edelsten Geister der Menschheit". Mazzini selbst hatte den Ausgang der Dolchrevolution kluger Weise in dem sicheren Lugano abgewartet und zu deren Leitung Orsini, Fontana und Saffi vorgeschickt, die mit Mühe entkamen. Das Scheitern schob er in einer Flugschrift auf die Haltung der Mailänder. Er selbst war entschlossen, den Versuch zu wiederholen, und übertrug die Ausführung abermals Orsini, der damals im Interesse der Verschwörung freiwillig in die österreichische Armee eintrat, in Mantua, Wien und Herrmannsstadt war, wo er zuletzt verhaftet wurde. Er endete bekanntlich 1858 wegen des Attentats auf Napoleon zu Paris auf dem Schaffot.

Orsini theilt in seinen Memoiren die von Mazzini erhaltenen Instructionen mit. Dieser sagt darin: „Organisirt eine Bande des Todes, wie eure Vorfahren in dem lombardischen Bunde thaten. Laßt 80 junge, kräftige Leute, die zugleich besonnen sind, wählen und sich durch einen furchtbaren Eid binden. Laßt diese 80 getrennt, in Gruppen von dreien, höchstens fünf, unter dem Befehle von 16 Führern der Gruppen, die sich untereinander kennen, Schweigen und Besonnenheit geloben. Sie dürfen so wenig als möglich zusammenkommen und sich nie streiten. Sie müssen sich mit Dolchen bewaffnen, doch nicht eher, als bis es zum Handeln kommt. Einige sichere Leute unter ihnen müssen die Gewohnheiten des Generals und der oberen Offiziere, der Commandanten der Artillerie u. s. w. studiren, um sie zu rechter Zeit überraschen zu können; zwei oder drei entschiedene Leute für jeden Offizier genügen, 20 bis 30 für alle. Wenn die österreichische Armee ihre Offiziere verloren hat, ist sie verloren. Dann können die gemeinen Soldaten gewonnen werden, und damit wird es zugleich Zeit sein, die Masse mit der Verschwörung bekannt zu machen, indem man die Sturmglocken läutet. Nach Vollstreckung der Besser bilden die 80 den revolutionären Stab und übernehmen die Führung des Volkes. Am wesentlichsten ist, ausfindig zu machen, ob 80 Leute mit den erforderlichen Eigenschaften zu finden sind. Könnt ihr das? Ist es der Fall, so werden wir zum Handeln kommen, und bis December kann Alles bereit sein. Ihr braucht mit mir nicht häufig zu correspondiren, das ist zu gefährlich. Ein Wort genügt, wie: Wir wollen darauf eingehen; das Werk ist gethan; wir sind fertig! weiter nichts. Ich möchte wohl die Liste der Garnison haben, doch müßt ihr dabei vorsichtig zu Werke gehen. Sobald ihr fertig seid, werde ich euch Offiziere schicken, welche den Aufstand nach der Vesper leiten sollen, und ich selbst werde zu euch kommen. Ich kann euch auch 100 Muskeiten schicken, aber die Einfuhr wird zu schwierig sein."

Diese Instruction zum Meuchelmord steht in einer Biographie Mazzini's in dem Brockhaus'schen Sammelwerk „Unsere Zeit", Jahrgang 1859, S. 327. Die Redaction selber ist mit dem Standpunkt des Biographen, der kein Bewunderer Mazzini's, aber ein Freund der italienischen Revolution ist, nicht einverstanden und verwahrt sich in einer Schlußbemerkung gegen die „Thaten Mazzini's, die nicht blos praktische Irrthümer, sondern wahre Missethaten sind".

1857 ließ Mazzini einen Handstreich gegen das Fort Diamant bei Genua ausführen und ward darauf von piemontesischen Gerichten abermals zum Tode verurtheilt, aber abwesend; dasselbe widerfuhr ihm im folgenden Jahre zu Paris wegen des Orsini-Attentats. Er hatte seine Hände in all diesen Dingen, ließ sich aber nicht erwischen, während stets seine Werk-

Digitized by Google

zeuge für ihn büßen mußten. Mit dem napoleonischen Kriege zur „Befreiung" Italiens war er natürlich nicht einverstanden, ebenso wenig mit der „Befreiung" der mittel- und südlitalienischen Länder durch Victor Emanuel. Er wollte die einheitliche Republik, nicht die einheitliche Monarchie in Italien, und weil er sich zu dieser letzteren nicht bekehrte, wie viele seiner Freunde, blieb er ein Flüchtling und Verbannter bis an sein Ende, aber auch der Prophet einer entschlossenen Anhängerschaft, die Victor Emanuels Thron umstürzen wird, sobald sie es vermag.

Wie sich Mazzini zu der Theorie des Königsmordes stellte, daraus hat er kein Hehl gemacht, vor mehreren Jahren wurde diese Frage auch in der italienischen Presse ausgetragen. Ein oft genannter Gallenga, Abgeordneter, Ordensritter ꝛc. ꝛc., erzählte damals in einer Broschüre, wie 1835 ein junger Mann zu Mazzini nach Genf gekommen sei, mit dem Anerbieten, den König Carl Albert zu ermorden; wie Mazzini demselben Geld, einen Dolch und Adressen nach Turin mitgegeben, der Mordanschlag aber dennoch unausgeführt geblieben sei. Mazzini bestätigte diese Erzählung vollständig, mit dem Beisatze, Gallenga selber sei jener junge Mann gewesen, und dieser mußte schweigen. (W. Vaterland.)

## Miscellen.

München, 18. März. In der letzten Versammlung der anthropologischen Gesellschaft in München wurde ein 43 Jahre alter, der griechischen Religion angehörender Albanese vorgestellt, welcher vor 5 Jahren mit einer Handelsgesellschaft in die chinesische Tartarei gereist und während eines plötzlich ausgebrochenen kriegerischen Aufstandes von den dortigen Stämmen gefangen und zur Tätuirung verurtheilt worden war. Die Strafe der Tätuirung wurde in einem Zeitraum von 3 Monaten durch einen einzigen Mann mittelst eines drei Zoll langen in Pflanzensaft getauchten Messingstäbchens ausgeführt. Während der Operation wurde der Verurtheilte von drei Personen festgehalten. Der Gezeichnete hat ein Ausstehen als sei er vom Kopf bis zu den Zehen in farbige türkische Stoffe gekleidet. Die Handflächen des Mannes sind mit birmanischen Schriftzeichen, die Stirn mit Thierfiguren (Panther), der Leib selbst mit Zeichnungen von Elephanten, Affen und Leoparden bedeckt. (Allg. Ztg.)

○ Frankfurt a. M., 21. März. Die Verwendung der neuen schweren Küstengeschütze wurde bisher durch das verhältnißmäßig langsame Feuern derselben erschwert. Nach jedem Schuß mußte das Geschütz durch zwei und bei den schweren Kalibern durch 4 Mann ausgerannt und durch Einsetzen von Handspeichen wieder in die Lade- resp. Feuerstellung zurückversetzt werden. Nach einer Mittheilung der „Jahrbücher für die Marine" ist nun diese schwierige Operation durch eine aus dem Krupp'schen Etablissement hervorgegangene selbstthätige Rückrennvorrichtung vollständig beseitigt worden. Mittels einer hydraulischen Bremse wird das Geschütz nach abgegebenem Schuß unmittelbar in die Ladestellung zurückversetzt. Den Hauptheil dieser neuen Vorrichtung bilden 2 kielförmige nach hinten ansteigende Schienen. Die im vor. Juni mit dieser Erfindung angestellten Versuche hatten den günstigsten Erfolg, auch ist dieselbe bereits bei vielen Küstenlafetten für 21-, 24-, und 28-Ctr.-Kanonen sowohl für die deutsche, wie für die österreichische Regierung zur Ausführung gelangt. Eine Anwendung auf die schweren Schiffsgeschütze erscheint jedoch wegen der stets veränderlichen Steigung der Decks nicht möglich, wodurch die ohnehin schon durch ihren festen Stand und andere Umstände begründete Ueberlegenheit und größere Treffsicherheit der Küsten- über die Schiffsgeschütze noch mehr erhöht wird. Ein Forciren der Hafen-Einfahrten und Flußmündungen durch eine feindliche Flotte wird fortan, abgesehen von allen andern Hindernissen auch gegenüber der so bedeutend gesteigerten Feuergeschwindigkeit kaum noch als möglich erscheinen.

— Drei Strolche — ein Deutscher, ein Ungar, ein Böhme, — fanden bei einem Juden auf einer Pußta für die Nacht ein Unterkommen. Anderen Tags, als sie wieder fortgewandert waren, sagte der Deutsche: „Habt ihr die silberne Taschenuhr des Juden gesehen?" Der Ungar meinte hiezu: „Hej, hätten wir sullen stehlen!" Doch der Tschecho sagte phlegmatisch: „Hob ich schon!"

## * Preisräthsel.

Die unbekannte Freundin der „Palatina" in München hatte die Güte, uns nachstehendes Preisräthsel und zugleich für die Lösung desselben „Lessing's Werke" zu übersenden. Indem wir der geehrten Landsmännin im Namen unserer Leser vielmals danken, theilen wir letzteren zugleich mit, daß uns von dem bekannten Räthseldichter ebenfalls eine Preisaufgabe zugekommen ist, die wir jedoch auf dessen besonderen Wunsch erst im nächsten Samstagblatt der Palatina bringen werden.

Das Preisräthsel der „Pfalzerin in Ifar-Athen" lautet:

I.

Mein erstes Wort stellt sich Dir dar
Aus zwei ganz kurzen Silben gar;
Doch ewig geben Stoff und Kraft
Der Muse sie, die Schönes schafft.

II.

Das letzte Paar nennt — meinen Mann,
Der mehr als mancher and're kann,
Derselbe nahm mich einst beim Arm,
Die Sonne schien schon ziemlich warm.

1, 2 und 3 vom Räthselwort
War uns'res hohen Zieles Ort,
Und was wir suchten emsig hier,
Das sagt das Ganze deutlich Dir.

Wohl war es keine süße Frucht,
Was wir zusammen hier gesucht;
Doch lehrte mich mein Mentor treu,
Wie uns're Beut' verwendbar sei.

Seitdem stell' ich nun jedes Jahr
Das Erste mit dem Zweiten dar;
Fürst Bismarck auch kennt meine Kunst,
Sie steht bei ihm in hoher Gunst.

Nun, Räthselfreunde, sagt mir an,
Wie heißt mein treuer Rittersmann?
Errathet uns'res Zieles Ort
Sowie auch was wir suchten dort!

Was machten wir mit uns'rem Fund?
Auch das noch thut mir freundlich kund;
Was spendet ewig Stoff und Kraft
Der Muse, die uns Schönes schafft?

Der Termin zur Einsendung der Lösungen geht Dienstag, den 3. April zu Ende.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 38. Speyer, Donnerstag, den 28. März 1872.

### * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

#### Siebentes Capitel.

Als der Fremde sich entfernt hatte, sah mich Schmidt noch eine Weile schweigend aber scharf an. Endlich begann er:

„Haben Sie den jetzt gehört?"

Ich nickte bejahend und er fragte wieder:

„Nun, was meinen Sie?"

„Daß er einen sonderbaren Einwurf mit entschiedener Höflichkeit vorbrachte."

„Und wie gefällt er Ihnen, Herr Fischer?"

„Ein feiner Mann."

„Hm!" machte Schmidt. „Mir scheint er — Nun? was?"

„Er gefällt mir nicht!" sprach der kleine Maler bestimmt. „Aber hören wir einmal, was er dem „Früchtl" mitzutheilen hatte."

Demgemäß rief Schmidt den rothhaarichten Aufwärter herbei, der zuerst nicht recht mit der Sprache heraus wollte. Doch theilte er mit, daß der Fremde ihn nach den beiden Herren gefragt und dann über seine eigene Verhältnisse ausgeforscht habe, ob er nicht eine Unterkunft im Auslande, eine Versorgung über'm Meere vorzöge, und als Früchtl bejahte, habe der Fremde ihm ein Wiedersehn in Aussicht gestellt. Offenbar wußte Schmidt nicht, ob er durch die Auskunft seinen Verdacht bestätigt finden, oder den Fremden für einen Menschenfreund halten sollte. Wir waren jedoch bald über ihn hinweg gegangen und auf unser Hauptthema zurückgekommen.

„Ja, ja!" sprach er warm werdend. „Es war ein herrliches Wesen, ein prächtiges Weib und mußte so frühe von hinnen, einen raschen Tod in den Wellen finden. Ich kann mir wohl denken, welche Sehnsucht Sie manchmal nach ihrem Anblick haben mögen."

Jetzt heftete ich meinen Blick so fragwürdig auf den kleinen Maler, daß dieser darüber in Unruhe gerieth und sich eben erkundigen wollte, was denn plötzlich über mich gekommen sei. Ich rückte ihm näher und legte ihm die Hand auf die Schulter, so daß er mit dem Ausdruck höchster Spannung vor mir saß.

„Und denken Sie, lieber Freund", fing ich dann an, mich umsehend, ob wir ohne Zeugen wären, „denken Sie, ich habe sie wieder gesehen!"

„Was? Wer? Wo? Wann?" fragte er in höchster Verblüffung, sich ebenfalls umschauend.

„Bertha, Fräulein Birkmann, auf dem See am Lande und so eben — vor einer kleinen Stunde hier im Park."

„Sind Sie ver—"

„Verrückt, nein! Aber ich könnte es darüber werden."

Und nun theilte ich ihm die verschiedenen Begegnungen mit und machte ihn mit der Art der Erscheinungen bekannt. Es schauerte ihn mehrmals, und dabei betrachtete er mich mißtrauisch und forschend, als sei er über meine Zurechnungsfähigkeit noch immer nicht im Reinen. Endlich kam er wieder zu Worten.

„Blendwerk, lieber Fischer, Hallucinationen! Sie dürfen sich übrigens in Acht nehmen, — solche Einbildungen kommen von schwerem Geblüt. Sie müssen mehr baden, laufen, bergsteigen und weniger gut essen und trinken," sagte er, sein Glas ausschlürfend. „Mir kommen dergleichen Gesichte nicht. Sie lassen sich durch weiße Kleider und röthliche Haare täuschen, die jedoch nachgerade wieder modern werden. Sehen Sie, selbst das „Früchtl" macht die Mode sehr stark mit, und es gibt Frauenzimmer genug am See, schöne Frauenzimmer, die solches impertinent blonde Geflecht haben. Da drüben wohnen Engländerinnen, lauter hübsche Semmelblondinen, und es werden sich noch mehr derselben am See finden, denn der ist groß, hat einen Umfang von dreizehn Stunden. Und wenn Sie also, bald da, bald dort, solch' einem schwanenfüßigen, vielmehr schwanenhälsigen Wesen begegnen, so spiegeln Sie sich selber vor: schau, das ist sie schon wieder!"

Er hatte eine wunderliche Art, mir den Kopf zurecht zu setzen.

Als ich jedoch der Meinung blieb, daß hier dergleichen Verwechslungen nicht vorlägen und dann den Vorgang auf dem See mit Schilfkranz und Wasserlilie mittheilte, sprach er:

„Haben Sie's noch immer mit Nixen am hellen Tage und auf offnem See zu thun? Mit denen sollten Sie sich blos noch im Atelier beschäftigen. Also

Digitized by Google

noch immer die alten Anwandlungen! Gewöhnen Sie sich das ab, Fischer! Es thut mir wirklich leid, daß ich Ihnen damals die dummen Geschichten in den Kopf gesetzt habe."

Ueber letztere Sorge beruhigte ich ihn, versicherte, daß es sich weder um ein Traumbild, noch Blendwerk oder Sinnentäuschung handle, da ich Kranz und Blume, welche ich im Nachen gefunden, noch daheim habe, wo er sie sehen könne. Dafür konnte er nun allerdings keine Erklärung finden; und als ich ihm erst von der letzten Begegnung im Park gesprochen hatte, wurde er nachdenklich und drückte zuletzt die Vermuthung aus, daß hier allerdings eine Erscheinung jener Art vorzuliegen scheine, deren Wesenheit z. B. Shakespeare so überzeugend darzuthun wisse. Nachdem er eine Weile schweigend vor sich hingebrütet hatte, schlug er plötzlich mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser in die Höhe sprangen, während er selbst sich rasch erhob.

„Donner! Wir müssen dem Manne nach, Fischer! Seine Unruhe, sein Unbehagen, sein unverschämtes, verdächtiges Dreinreden, seine Eile —"

„Die schien er aber gerade nicht zu haben, denn er sprach ziemlich lang mit dem Aufwärter", beschwichtigte ich jetzt. Aber umsonst.

Schmidt wandte sich um.

„Früchtl herbei! Wer war der Fremde?"

„Ich weiß es nicht!" war die Antwort, und dieselbe erfolgte nochmals, als Schmidt fragte, wohin sich der Mann gewendet habe.

„Du weißt es nicht", sprach der Maler mit dem Finger drohend, „wir wissen es aber. Geben Sie ihm einstweilen kein Trinkgeld, Fischer, er verdient's nicht."

Nachdem ich meine Zeche berichtigt hatte, folgte ich, von dem Verdachte Schmidts angesteckt, den Schritten desselben, die sich nach dem Strande richteten. Unterwegs führte ich einen Vorsatz aus, den ich unterdeß gefaßt hatte, indem ich gelegentlich zu meinem Begleiter sagte:

„Sie könnten mir einen Gefallen thun, Schmidt. Ich habe da etwas überflüssiges Geld bei mir, für das ich auf lange hinaus keine Verwendung weiß, so daß ich es wahrscheinlich verschleudern werde, wenn nicht Sie es zu sich nehmen."

Er erröthete und stotterte etwas davon, daß das Geld bei ihm leicht verloren gehen könnte. Darüber beruhigte ich ihn; so solle er es verlieren oder ausgeben, gleichviel, er thue mir einen großen Gefallen, da ich es wahrscheinlich zum Fenster hinaus werfen müsse, wenn er sich nicht erweichen lasse, es zu nehmen. Da ließ er sich denn erweichen und sagte mit einer Miene, als solle es ihn wirklich Ueberwindung:

„Nun, so will ich Ihnen den Gefallen thun!"

Doch wandte er dabei das Gesicht ab und verhielt sich von da an etwas schweigsam. Als ich ihm zufällig in die Augen sehen konnte, waren sie roth und feucht. Armer Schmidt! Es mußte ihm in diesen Jahren sehr hart ergangen sein, daß ihn ein so kleiner Freundschaftsdienst bis zu Thränen rührten konnte! (Forts. folgt.)

## Der Dynamit. *)

Man schreibt der „Köln. Ztg." noch ferner: Wir haben schon angedeutet, daß die Gefährlichkeit, das Nitroglycerin zu transportiren, dazu geführt hatte, es in jeder Dynamitfabrik an Ort und Stelle zu bereiten. Das Verfahren dabei wird von einzelnen Firmen noch geheim gehalten und ist nicht überall gleich. Um jedoch eine Anschauung zu geben, wie Nitroglycerin in großen Massen gut bereitet werden kann, will ich hier kurz die Methode beschreiben, welche von der Firma M. v. Forster in Opladen bei Köln befolgt wird. Die Säuren, Salpeter- und Schwefelsäure, werden im Verhältniß 1 : 2 gemischt und abgekühlt. Eine Anzahl Steinkübel werden dann mit je 3 Kilo der gemischten Säuren gefüllt und entweder in fließendes Wasser oder in eine Mischung von Eis und Salz gestellt. Das Glycerin, welches kalk- und bleifrei sein muß, wird dann — ½ Kilo — ganz langsam jedem Kübel zugefügt. Dieses Zufließen des Glycerins muß der Art geregelt werden, daß niemals eine bedeutendere Erwärmung in der Mischung eintritt, da sonst eine stürmische Oxydirung veranlaßt würde, die leicht zur Explosion führen könnte. Es ist daher die größte Vorsicht und Sorgfalt hierbei nöthig; die Mischung muß so umgerührt werden, daß die Temperatur 15 bis 20° C. nicht übersteigt, weßhalb sich in den Steinkübeln Thermometer befinden, wonach das Nachgießen des Glycerins geregelt wird. Ist alles Glycerin eingeschüttet, so läßt man die Mischung sich ungefähr eine Viertelstunde beruhigen und setzen, worauf sie nach und nach in ein mit Wasser angefülltes Gefäß eingegossen wird. Hier sammelt sich das Nitroglycerin, vermöge seines spec. Gewichtes, auf dem Boden und das Wasser kann leicht abgelassen werden. Die Mischung wird darauf, um jede Spur von freier Schwefelsäure zu entfernen, gut mit Alkalin gewaschen und durchgeht dann nochmals eine vollständige Waschung mit Wasser. Zu diesem Product wird meistentheils, um auch noch etwa durch partielle Auflösungen frei gewordene Säure zu neutralisiren, 1pCt. Magnesia hinzugesetzt. Obgleich der hier angedeutete Hergang einfach erscheint und auch verhältnißmäßig rasch bewerkstelligt wird, ist doch die praktische Ausführung mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, besonders dann, wenn die Erzeugung in großem Maßstabe betrieben wird. Dieses so producirte Nitroglycerin wird auf ganz einfache Weise mit 25pCt. (Gewichtstheile) Infusorienerde (Kieselguhr) mechanisch gemischt, das Resultat — gelbliches Dynamit — in Patronen abgetheilt und zur Aufbewahrung gebracht. Da mithin Dynamit nur eine mechanische Mischung von Nitroglycerin mit poröser Kieselerde ist, so muß es auch mit dem Sprengöl gleiche Eigenschaften haben. Es hat fast dasselbe spec. Gewicht, ist in nassen Bohrlöchern und unter Wasser gut anwendbar, erstarrt bei 8 bis 6° C. zu einer festen Masse, die weder durch Pulver noch Knallpräparate zur Explosion gebracht

*) Siehe Palatina Nr. 15. Seite 58.

Digitized by Google

werden kann, während sie nach starken Hammer- oder Beilschlägen, so wie nach Berührung mit glühendem Eisen sofort erfolgt. Es ist brennbar und brennt, angezündet, unter Entwicklung gelblicher Dämpfe, so lange es nicht bis zu 180° C. erhitzt ist, ruhig ab, ohne daß, wie beim Sprengpulver, eine Verpuffung oder Explosion eintritt. Der Transport, die Aufbewahrung und Verwendung sind durch die Mengung des Sprengöls mit Infusorienerde viel gefahrloser geworden und ist uns bis jetzt noch kein Unglücksfall mit Dynamit während des Transportes zu Ohren gekommen.

Im Jahre 1867 setzte der Chemiker Abel vom englischen Kriegs-Departement unter dem Namen „Glyoxilin" eine breiartige Mischung aus Schießbaumwolle, Salpeter und Nitroglycerin zusammen, welche er sowohl als Sprengstoff, wie als treibende Kraft für Geschütze zu verwenden suchte. Die Versuche scheinen aber keine besonderen Resultate erzielt zu haben, da Herr Abel diesen Stoff bald verließ und seine Thätigkeit der gepreßten Schießbaumwolle zuwandte. Durch den letzten Krieg, insbesondere durch einige Demolirungen vor Metz und durch die Sprengung der französischen Geschütze in den Forts vor Paris, ist eine Nitroglycerin-Verbindung, „Lithofracteur" genannt, allgemein bekannt geworden. Dieser Stoff wird in Deutz fabricirt und ist in Belgien schon seit vielen Jahren bekannt. Er bestand früher aus Barytsalpeter, Schwefel und feiner Kohle, und konnte sich, da er keine Vortheile gegen das Schwarzpulver aufzuweisen hatte, lange Zeit keinen Eingang in den Handel verschaffen. In neuester Zeit hat man diesem Stoffe noch Nitroglycerin mit Infusorienerde zugesetzt und auf diese Weise eine neue Nitroglycerin-Verbindung zu Tage gefördert, welche aus 35pCt. Nitroglycerin, Kieselerde, Barytsalpeter, Schwefel und feiner Kohle besteht und eine teigförmige schwarze Masse bildet. Nach dem „Engeneering" enthält er außer 70—75 pCt. Nitroglycerin noch Schießbaumwolle, Schwefel, Salpeter, Kohle, Chloretpulver und Infusorienerde. Viele angestellte Versuche und Prüfungen haben ergeben, daß der Litbofracteur bei 6° C. gefriert und daß er dem Dynamit gegenüber den Nachtheil hat, nicht immer zu explodiren und nicht gleichmäßig zu wirken, was sich durch den Zusatz von Kohle erklären läßt, welche die Feuchtigkeit anzieht, die Verbrennung verlangsamt und daher die Kraftentwicklung schwächt.

Die Bereitung des Dynamits erfordert zunächst einen tüchtigen und zuverlässigen Dirigenten, der stets, wenn gearbeitet wird, in der Fabrik anwesend sein und die Arbeiten speciell controliren muß. Eine zweite Forderung ist die Trennung der einzelnen Arbeitsverrichtungen in weit aus einander gelegene, leicht gebaute und bedachte Häuser, Baracken oder Schuppen, wodurch verhindert wird, daß sich eine partielle Explosion auf andere Gebäude übertragen und das ganze Etablissement wie die Nachbarschaft gefährdern kann. Was die Erleuchtung und Heizung dieser Schuppen betrifft, so muß dieselbe, um jede Gefahr durch directe Berührung mit Feuer zu verhüten, von außen bewirkt werden, und ist speciell die Anbringung der Luftheizung empfohlen. Alle diese Gebäude (Baracken) müssen möglichst weit von einander entfernt liegen und jedes einzelne mit einem starken Erdwalle, der die Dachfirste noch um 1 Meter überragen muß, eingezäunt sein. Die Anbringung von Blitzableitern ist selbstverständlich. Ein Besuch der Fabrik M. v. Forster bei Opladen überzeugt und von der Zweckmäßigkeit dieser neuen Bestimmungen. Dieses Etablissement, nach vorstehend angedeuteten Vorschriften erbaut, besteht aus zehn weit von einander gelegenen und mit hohen Erdwällen umgebenen Gebäuden, von denen die zur speciellen Bereitung des Dynamits bestimmten aus leichten Holzwänden mit Pappdächern hergestellt sind. Die Gebäude, welche alle mittels Luftheizung erwärmt werden, haben je nach den einzelnen Arbeitsverrichtungen folgende Zwecke: a) zum Mischen des Salpeters und der Schwefelsäure; b) zur Herstellung des Nitroglycerins; c) zum Mischen des Sprengöls mit Infusorienerde; d) zum Anfertigen der Patronen; e) als Magazine, Aufbewahrungsräume, Maschinengebäude ꝛc.

## Gefälschte Doctordiplome.

(Berlin, 14. März.) „Ehemiker Reiter!" ruft der Gerichtsdiener des Stadtschwurgerichts draußen auf der Flur mit einer Stentorstimme, daß es durch das ganze Gebäude widerhallt; aber der Aufruf bleibt unbeantwortet. Niemand meldet sich. Die Stimme des Gerichtsdieners müßte auch bis über den Ocean klingen, wenn der Gerufene sie hören sollte, denn dieser befindet sich schon länger als seit Jahresfrist in dem freien Amerika. Er hat sich dort eine neue Heimath gesucht, weil der Boden hier ihm zu heiß geworden; der Staatsanwalt hatte seinen Arm nach ihm ausgestreckt und ihn in die Haft nehmen lassen, um eine Anklage wegen widerholter Urkundenfälschung gegen ihn zu erheben. Es war auch ein Termin auf den 6. Nov. 1870 vor den Geschworenen angesetzt worden, zu welchem der Verhaftete erscheinen war; dieser Termin wurde aber behufs Vervollständigung der Beweisaufnahme aufgehoben, und Reiter trat nun mit dem Antrage hervor, ihn gegen Erlegung einer bedeutenden Caution vorläufig der Haft zu entlassen. Dies geschah, die Caution wurde angenommen, aber Reiter, dem der Ausgang der Sache etwas unsicher vorkommen mochte, zog es vor, lieber das Geld im Stiche zu lassen und die Freiheit zu retten. Ein Dampfer trug ihn alsbald über das atlantische Meer an ein Gestade, wo er den Arm der preußischen Justiz nicht zu fürchten glaubte. Gestern wurde daher vor dem Stadtschwurgericht gegen den Chemiker A. G. M. Reiter in contumaciam verhandelt. Was die Anklage dem Entflohenen zur Last legt, ist Folgendes: Die Vossische, No.dd. Allg. und N. Pr. Ztg. enthielten in den Jahren 1868 bis 1870 wiederholt Annoncen, worin Personen, welche den Titel eines Doctors der Philosophie zu erlangen wünschten, aufgefordert wurden, behufs Erlangung desselben ihre Adressen in dem Annoncen-Bureau von Mosse abzugeben. Der Verfasser dieser Annonce war Chemiker Reiter. Es fehlte auch nicht an Personen, die den Doctortitel zu erwerben wünschten und diese setzten sich in Verbindung mit dem Angeklagten. So wurde im Anfang des Jahres 1869 der Communalrebrer Herrmann auf ihn aufmerksam. Der Angeklagte legitimirte sich ihm gegenüber als Dr. phil. Reiter durch Vorzeigung eines in englischer Sprache abgefaßten angeblich von der Universität in New-York verliehenen Diploms und eines englischen Schriftstücks, Inhalts dessen er Seitens der gedachten Universität autorisirt war, Leute von Bildung derselben behufs Erlangung des Doctorgrades vorzuschlagen. Der Angeklagte theilte dem Herrmann ferner mit, er müsse zu diesem Zweck eine Dissertation, ein curriculum vitae und ein Führungsattest einreichen, für deren Uebertragung in's Englische er Sorge tragen wolle.

Digitized by Google

Für die Beschaffung dieses Diploms verlangte er 100 Dollars. Nach Verlauf von etwa 7 Wochen brachte Reiter dem Herrmann einen an ihn adressirten Brief mit dem Poststempel von New-York und dem Siegel „University of New-York", worin sich ein Diplom in englischer Sprache befand, das in deutscher Uebersetzung also lautete: „Im Namen der Vereinigten Staaten von Amerika und in Betracht der hohen wissenschaftlichen Verdienste des Herrn ꝛc. Herrmann ist die Universität New-York glücklich, demselben den Titel eines doctor philosophiae namentlich für seine Abhandlung über die Vereinigung des wissenschaftlichen Studiums mit der Volksbildung zu verleihen. New-York, heute den 24. November 1868 gegeben. L. S. gez. David Brown." Herrmann, in den Glauben versetzt, daß er wirklich durch Vermittlung des Angeklagten zum Dr. phil. Seitens der Universität zu New-York ernennt sei, zahlte an denselben 100 Dollars. Auf ganz ähnliche Weise verfuhr Reiter den übrigen Personen gegenüber, die sich behufs Erlangung des Doctortitels meldeten. Der Zahnarzt Kempfe in Magdeburg erhielt, nachdem er dem Angeklagten eine Dissertation und 1000 Dollars ausgehändigt, ein Diplom, worin ihm der Titel eines Dr. phil. insbesondere für seine Dissertation über die Geschichte der Electricität seit Franklin verliehen wird. Der Chemiker Seidler, der ein ähnliches Diplom erhielt, zahlte dafür 300 Thaler an den Angeklagten. Der Kaufmann Silberberg hier hatte sich verpflichtet, 220 Thaler für das Doctordiplom zu zahlen und auf die Empfehlung des Angeklagten von einem ausgehändigten zu Greifswald die Dissertation sich anfertigen lassen und dafür 40 Thaler bezahlt. Das Diplom für ihn lag schon in Reiter's Wohnung bereit, wurde jedoch bei der inquisitorischen bei dem Angeklagten stattgehabten Haussuchung mit Beschlag belegt. Ebenso wurde Reiter an der Aushändigung der Diplome für den Chemiker Bon in Königsberg und für den „Prediger Moriz Lewin" durch die Beschlagnahme gehindert. Eine „University of New-York", von der die Diplome ausgegangen sein sollten, existirt nicht; die von dem Angeklagten für Herrmann, Kempfe, Seidler, Silberberg, Bon und Lewin bestimmten Schriftstücke waren also gefälscht. Nach Verlesung der Anklageschrift hatte der Staatsanwalt den Antrag, den abwesenden Angeklagten wegen wiederholter, theils vollendeter, theils versuchter Urkundenfälschung zu 3 Jahren Zuchthaus zu verurtheilen. Nach kurzer Berathung erkannte das Gericht diesem Antrage gemäß.

## Miscellen.

Düsseldorf, 20. März. Von betreundeter Seite erhält die „Rh. Ztg." folgende Nachricht: „Soeben komme ich von Düsseldorf zurück und beeile mich, Ihnen die traurige Mittheilung zu machen, daß die dortige Malerakademie heute Nacht ein Raub der Flammen geworden. Nur der neuere Theil mit den Ateliers ist stehen geblieben, der ganze alte Theil mit seinen werthvollen Schätzen ist niedergebrannt. Ebenso hat das Feuer das Directionsgebäude der Düsseldorfer Dampfschifffahrts-Gesellschaft erreicht und wüthete solches noch um 7 Uhr 24 Min. bei meiner Abreise, daher der Schaden augenblicklich noch nicht zu übersehen sein wird. Das sog. alte Schloß ist ebenfalls niedergebrannt." — Eine weitere Mittheilung, die uns um 2 Uhr Stunde später zugeht, besagt, daß außer den Ateliers auch die Bibliothek gerettet wurde, dagegen seien sämmtliche Gemälde und Kunstgegenstände verbrannt. Der Schaden sei niemals zu ersetzen. Auch vermuthet man, daß von den Löschmannschaften mehrere ihr Leben eingebüßt haben. Das Gebäude der Akademie stürzte nämlich zusammen, als in den oberen Räumen noch Rettungsversuche gemacht wurden. Dritte Mittheilung: Der Brand brach Morgens um 3 Uhr aus, wie man vermuthet, im Bureau des Kunstvereins. Gegen 9 Uhr war man Herr des Feuers. Gerettet wurden das Rathhaus und die kgl. Landesbibliothek, die in der größten Gefahr schwebten und mit deren Räumung man schon begonnen hatte. Vollständig ausgebrannt ist dagegen das Ständehaus, der mittlere Theil und ein Seitenflügel des alten Schlosses. Die akademischen Gemäldesammlungen mit Einschluß der Rambourischen Sammlung, Kupferstich-Sammlungen, die Bilder des Künstlerunterstützungsvereins, das Inventar und die Registratur des Ständehauses — Alles dieses ist, kleinere Beschädigungen abgerechnet, gerettet. Die Bildermodelle ebenfalls. Die Privatverluste, welche mehrere unserer Maler erlitten, sind dagegen stellenweise sehr bedeutend und schmerzlich.

Rapperswyl, (am Züricher See) 18. März. Sechs Jünglinge, Oscar Curti, Sohn von Stabsmajor Curti, Karl Breny, Sohn von Oekonom Breny im Herrenberg, Segesser von Brovy, Clerici, Passi und Grossi, Italiener, fuhren letzten Sonntag zum sogenannten Seefest in Nachen (einer religiösen Feier mit Umzug und Illumination). Spät Nachts 11 Uhr traten sie auf einen kleinen Schiffchen den Rückweg an. Vor Altendorf schlug das kleine Schiffchen um. Vom Dorfe aus hörte man den Nothschrei der Verunglückten und ein Schiffmann, der sich beeilte, beizuspringen, fand, dem Ertrinken nahe, am Schiffchen angeklammert, Segesser und Grossi. Die andern sind alle ertrunken. Curti und Breny hatten sich einige Zeit am Schiffchen gehalten; dann schwammen sie auf Altendorf zu, das aber noch weit weg war und versanken. Auch von Rapperswyl war auf Veranstaltung des Bahnhofwärters, der das Nothgeschrei ebenfalls gehört, ein Schiff abgegangen, ohne aber den Verunglückten Rettung bringen zu können. Die Leichen sind bis jetzt noch nicht aufgefunden. Sie befinden sich jedenfalls in großer Tiefe.

Ueber das Erdbeben vom 6. März schreibt Bogustawski in der N. Stett. Ztg.: „Die meisten der in nicht vulkanischen Gegenden beobachteten Erdbeben, namentlich aber die von kurzer Dauer wie das vom 6. März, scheinen nur zu den sog. neptunischen Erdbeben zu gehören, d. h. zu denjenigen, wo in Folge der mechanischen und chemischen Einwirkung des Wassers auf Bestandtheile der festen Erdrinde in der Tiefe derselben entstandene Hohlräume einstürzen und dadurch die Erschütterungen erzeugt werden, welche sich bis auf die Oberfläche der Erde in immer weiter gehenden Wellen fortpflanzen. Diese Einsturz-Theorie, zuerst von Lieber 1840 aufgestellt und später von Volger erweitert, ist selbst, aber mit Unrecht, auf alle Erdbeben ausgedehnt, ist von Mohr in Bonn vor einiger Zeit noch genauer entwickelt und anmehrbarer gemacht worden durch das Aufsinden von Thatsachen für die Wahrscheinlichkeit des Vorhandenseins großer ausgewaschener und mit Wasser gefüllter Hohlräume in der Erdtiefe. Diese Hohlräume müssen unter der Oberfläche der Erde überall da entstehen, wo Soolquellen und gypshaltige Wasser zu Tage treten; sie können sich auf weite Strecken hin ausdehnen und mit anderen in Verbindung treten. Mohr hat nun neuerdings (auch in einem Aufsatze der Köln. Ztg.) nachgewiesen, daß die Quellen von Wiesbaden jährlich nahe an 6 Millionen Kilogramm fester Salze auf dem Innern der Erde fortführen, die Quellen von Homburg ¹/₄ Million Kilogramm, die nauheimer Quellen sogar 100 Millionen Kubikfuß. Die wiesbadener Quellen waren schon vor 1800 Jahren den Römern bekannt. Seit dieser Zeit würde also z. B. in Nauheim durch unterirdische Auswaschung ein Hohlraum entstanden sein von 20,000 Millionen Kubikfuß, d. i. ein Würfel von 5849 Fuß Länge, Breite und Höhe, also höher als unsere Schneekoppe über dem Meeresspiegel. Diese Hohlräume sind vollständig mit Wasser ausgefüllt, das sich allmälig mit Salz belastet und von dem nachdringenden meteorischen Wasser zu Tage gehoben wird; in diese Hohlräume können nun mehr oder weniger große Felsmassen in Folge der Auflockerung der Erdrinde hinabstürzen und so nach Maßgabe ihrer Größe eine Erschütterung des über ihnen befindlichen Bodens veranlassen, welche sich nach allen Richtungen hin in Schwingungen fortpflanzt und so die Erdwellen in den verschiedensten Richtungen von dem Centrum aus anzeigt. Wo diese ausgewaschenen Hohlräume und wie tief sie unter der Oberfläche liegen, ist ohne Zweifel sehr schwierig zu bestimmen, aber die Existenz derselben und ihr Auftreten als Ursache von manchen Erdbeben (doch nicht von allen) ist von großer Wahrscheinlichkeit."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 39. Speyer, Samstag, den 30. März 1872.


### * Frühlingsgruß.

Die ersten Frühlingskinder,
Ihr lieben Veilchenbinder,
Habt Ihr dem armen Kranken
Zum Morgengruß gebracht.
Da strebten seine Gedanken
Weit über alle Schranken
In's Land hinaus voll Licht und Pracht.

Ihr Blümlein bringt mir Kunde,
Daß weit und breit zur Stunde
Aus Tod und aus Verwesung
Der Lenz erstanden ist.
Oh Frühling! ob Erlösung!
Oh Frühling! ob Genesung!
Du Sohn des Himmels sei gegrüßt!

**H. A. Schaufert.**

### * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Den Strand absuchend, ohne auf den Fremden zu stoßen, kamen wir zu dem Schlusse, daß er sich nach Starnberg begeben habe, und wir beschlossen, ihm dahin zu folgen, im Grunde jedoch ohne zu wissen, was wir eigentlich von ihm wollten. Ich schlug vor, meinen eigenen Kahn zu benutzen. Als ich mit einigem Stolz das Leinwandzelt meiner eigenen Erfindung aufgespannt, lachte Schmidt hell auf. Etwas ärgerlich, fragte ich ihn nach dem Grunde seiner Heiterkeit und erhielt die Antwort:

„Also Ihnen gehört das Ungethüm, das ich schon vom Strand aus bewunderte, wenn es den See durchfurchte! Nun ist mir wenigstens die Nixengeschichte erklärlich. Die Neugierde lockte ein paar unserer eleganten Damen nach dem absonderlichen Ding, welches da ruderlos im See schwamm."

„Aber Kranz und Blume, Schmidt?"

„Als ob es nicht Schilf und Seelilien genug hier am Westufer gäbe! Die Nixen werden nicht wenig über den schnarchenden Träumer gelacht haben."

„Das ist doch eine sehr unwahrscheinliche, sehr schnöde Erklärung", sagte ich etwas geärgert und beschämt.

Als mein Begleiter auf dem See anerkannte, daß meine Erfindung wirklich einigen Schutz vor der Sonne gewähre, wenn sie nicht zu heiß scheine, war ich wieder versöhnt. Ich machte dabei die Beobachtung, daß Schmidt eine ungewöhnliche Aengstlichkeit zeigte und mit der Hand stets an die Westentasche griff.

„Zum Teufel auch, haben Sie denn Furcht?" fragte ich. „Sind Sie noch nicht im Nachen gefahren?"

„Oft genug", antwortete er kleinlaut. „Aber nie mit so viel Geld. Wenn es gerade heute krumm ginge, lieber Fischer!"

„So lassen Sie es krumm gehen, närrischer Kauz", sagte ich, und das Lachen war jetzt an mir. Seine Sorge belustigte mich noch während der ganzen Fahrt.

Wir landeten am Quai des Bahnhofs gerade noch vor dem Abgang eines Zugs. Geputzte Spaziergänger und bestaubte Touristen gingen oder rannten da noch auf und ab, — unser verdächtiger Fremde war nicht darunter. Am Schalter drängte sich noch die Menge und schon gingen draußen auf dem Perron die Schaffner auf und ab, zur Eile mahnend. Vergeblich suchten wir nach unserm Opfer, ärgerten uns nicht wenig, es nicht finden zu können und wären doch in die größte Verlegenheit gerathen, wenn es plötzlich vor uns getreten wäre.

„Haben Sie die Frau nun gesehen?" fragte neben mir ein Elegant den Andern. „Die schöne Wasseramazone mit dem goldenen Haarwerk reist ja auch schon weg."

„Ah, schade," war die Antwort. „Wissen Sie nun, wer sie ist?"

„Eine Engländerin, vertheirathet."

„Dacht ich mir's doch. Wo hat sie Platz genommen?"

„Da — erster Klasse, zweiter Wagen."

Unwillkührlich richtete ich meine Blicke ebenfalls dahin. Eine Dame saß am Fenster, neigte sich eben noch beim Abgang des Zugs heraus und sah mit leichtem Erröthen — die Herren neben mir hatten gegrüßt — nach der Stelle herüber, wo ich jetzt — wie versteinert — stehen blieb!

Digitized by Google

Es war ja dieselbe Erscheinung, die mich vom Rhein an den See gelockt und als Ebenbild Bertha's hier mannigfach getäuscht hatte! — — —

Nach dem Fremden noch weiter zu suchen, vergaß ich jetzt; auch Schmidt's Eifer war erkaltet. Als er mich Abends verließ, um seine kleine Summe in Sicherheit zu bringen, gab er mir den freundschaftlichen Rath, die Enttäuschung mir nicht zu sehr zu Herzen gehen zu lassen.

Ich selbst kehrte beschämt und ernüchtert über den See zurück.

Was den Fremden betraf, so begegnete ich ihm in jenen Tagen nicht wieder. Vielleicht war er auch nach der Stadt zurückgekehrt, ja vielleicht mit demselben Zuge. Wenn ich nun einmal seine Erscheinung mir recht lebhaft vergegenwärtigte, drängte sich mir allmälig fast mit überzeugender Gewißheit der Gedanke auf, daß es dieselbe hohe Männergestalt gewesen, welche ich zu Düsseldorf an der Seite des schönen Weibes gesehen, freilich nur flüchtig in's Auge gefaßt hatte.

Dabei stiegen mir wunderliche Gedanken auf und setzten sich in mir fest. Einestheils beschlich mich leises sehnsüchtiges Bedauern, wenn ich den Schilfkranz und die Wasserlilie in meinem Zimmer hängen sah. Anderntheils drängte sich mir die Muthmaßung auf, daß Bertha in Wahrheit noch lebe, daß sie es dennoch gewesen sein müsse, die mir an der Seite ihres Mannes bei jenem Künstlerfestabend und in diesen Tagen am See und beim Abgang des Bahnzugs erschienen war. Dann überkam mich ein tiefer Schmerz. Lebend war sie für mich ja verloren, völlig verloren, während ich in der Todten immer das Ideal meines liebebedürftigen Herzens verehren konnte. Mit diesem Schmerz verband sich ein arges Ungenügen an allem meinem künstlerischen Streben und Wirken. Mein Leben schien Ziel und Zweck verloren zu haben. Es fehlte nicht viel, so wäre ich wieder jener widerlichen, müßigen Verstimmung verfallen, die mich vor der großen Katastrophe meines Lebens zu jeder Kraftäußerung unfähig gemacht, und mir das Aufraffen aus dem trostlos jämmerlichen Zustande unklarer Zerfahrenheit und lähmender Unlust kaum mehr ermöglicht hatte.

Jedoch — auch die Zweifel an der Möglichkeit, daß Bertha noch lebe, blieben nicht aus. Wenn ich mir alle Umstände in's Gedächtniß zurückrief und prüfte, drängte sich mir das Unwahrscheinliche der Annahme mit solcher Bestimmtheit auf, daß ich mich einen Schwärmer schalt, den eine zufällige Aehnlichkeit berückte.

Alles für und gegen überlegend und erwägend, mußte ich meine Vermuthung, daß ich der Geliebten selbst wieder begegnet sei, als eine absurde verwerfen, wenn ich auch an die Wirklichkeit ihres Ebenbildes glauben mußte. Was aber hatte Bertha anders mit diesem gemein, als zufällige äußere Aehnlichkeit? Und was ging mich die verheirathete Engländerin an?

Immerhin war mit damit ein Zwiespalt in's Gemüth gelegt, der den Genuß meines Aufenthalts arg beeinträchtigte. Mit jenen Begegnungen und Erscheinungen der Verlornen war auch ein großer Reiz dahin, der den See mir verschönert, das Leben daselbst verleidet. In schmerzlicher Apathie sah ich jetzt auf die blaue Fluth; der Zauber war gebrochen, das Räthsel meines Lebens jedoch noch nicht gelöst. Nun ward auch das Wetter regnerisch und rauh, somit der Landausenthalt ohnehin schon lästig, langweilig, unbequem.

Wenn ich damals nicht alsbald aufbrach, um mit unruhigem, zerrissenem Gemüthe und herben Empfindungen heimzueilen, so hielt mich nur eine unbestimmte Ahnung zurück, vielmehr der dunkle Drang, zu einer Klarheit zu gelangen, deren Mangel mein künftiges Leben brachlegen, da vielleicht ganz zerstören mußte.

(Fortsetzung folgt.)

## ** Blumen-Skizzen.

### 3. Singrün.

In unsern Wäldern und Gebüschen findet sich eine strauchartige, bis zu einem Fuß hohe, immergrüne Pflanze, welche im April und Mai aus den Achseln des Stengels einige lang gestielte, hellblaue, sternartige Blumen treibt. Es ist das Singrün, Immergrün, auch Todtenmyrthe genannt, Vinca minor L. Außer ihr gibt es noch eine größere Art, V. major L., welche nur im südlichsten Theile Oesterreichs wild wächst. Blumen von tieferem Blau und doppelter Größe hat und mit der V. minor auch in unsern Gärten vorkommt. Die Vinca major blüht dann Mai bis in den September, ist aber bei uns in strengen Wintern leicht dem Erfrieren ausgesetzt.

Im Garten, wo das kleine Singrün häufig zu Einfassungen benützt wird, beginnt es schon jetzt zu blühen. Seine Wurzel ist kriechend, die stauden artigen Stengel sind in der Blüthe aufrecht, ½ bis 1 Fuß hoch, zuletzt niedergestreckt und wurzelnd. Die Blätter sind gegenständig, elliptisch, gestielt, ganzrandig, glänzend und lederartig. Die Knospe ist spindelartig gewunden, blaßblau; die fünf Kelchzipfel sind lanzettlich-spitz. Die Blume ist hellblau, fünfzipfelig, die Zipfel sind durch weiße Häutchen verbunden, von welchen ein weißer Streifen in die Röhre der Blumenkrone hinuntersteigt. Die fünf Staubgefäße sind in der Kronröhre verborgen. Es gibt auch Varietäten mit rosenrothen Blumen, besonders häufig im Schwetzinger Garten, dann weiße und gefüllte. Das Singrün wuchert in schattigen Wäldern und Gebüschen, auch zwischen Steinen und ist, wie sich schon aus dem Gesagten ergibt, ausdauernd. Es gehört in die fünfte Linné'sche Klasse und in die natürliche Ordnung der Apocyneen, R. Brown.

Außer in den Rheinwäldern kommt unsere Pflanze auch am und im Gebirge, z. B. um Annweiler,

Digitized by Google

Frankenstein und Kaiserslautern, in den Nahe- und Glan-Gegenden, bei Zweibrücken und Hornbach, jedoch seltener auf dem Vogesensandstein vor.

Wie schon der deutsche Name sagt, ist die Vinca nicht ohne sinnige Deutung geblieben. Grün zu jeder Jahreszeit, auch dann, wann der eisige Winter fast alle anderen Blätter von den Zweigen schüttelt und diese kahl und dürr erscheinen läßt, ist die Vinca das Sinnbild der unsterblichen Hoffnung, welche der Mensch noch am Grabe aufpflanzt.

„Seiner Krone sanftes Blau,
Früh geweckt vom Frühlingsthau,
Malt so lieblich und so mild
Stiller, treuer Liebe Bild."

Auch war das Sinngrün früher besonders den Jungfrauen geweiht und seine Blüthen wurden Jungfrauenkronen genannt. Die Mädchen schmückten sich damit, wenn sie zum Tanze gingen und in manchen Gegenden wurde keine Jungfrau und kein Jüngling begraben, ohne einen Kranz von Immergrün, daher der Name Todtenmyrthe. Der Kranz galt als Zeichen der Reinheit und Unsterblichkeit und besaß zugleich, nach dem Volksglauben, die Kraft, das Antlitz vor Verwesung zu schützen und lange Zeit die Kenntlichkeit der Züge zu erhalten. Der seiner Zeit berühmte Botaniker Hieronymus Bock, genannt Tragus, erzählt, daß er im Jahre 1535 einen schon lange bestatteten Leichnam ausgraben sah, der sammt seinem Sinngrünkranz noch ganz unversehrt war, was wahrscheinlich in der Beschaffenheit des Bodens seine Ursache hatte. Wegen ihrer „Reinheit" wurde die Pflanze auch gegen Zauber und Liebestränke gebraucht und deßhalb an schönen Abenden im Mai gesammelt. Eine besondere Heilkraft wurde ferner dem Sinngrün für Wunden zugeschrieben. Endlich glaubte man auch, durch dasselbe in Erfahrung bringen zu können, wer ein Unhold sei. Man pflückte zu dem Zwecke im Namen des Bösen einige Zweige von der Pflanze, siedete dann Oel in einer Pfanne und warf in dasselbe, unter Nennung des Namens des Verdächtigen, ein Sinngrünblatt. Blieb dieses in der Pfanne, so nahm man ein zweites, nannte einen andern Namen und fuhr damit fort, bis ein Blatt aus dem siedenden Oel herausſprang. Die Person, deren Namen hiebei genannt worden, galt dann als Unhold.

Das Sinngrün bildet auch einen Bestandtheil des Palmbusches, der am Palmſonntag in den katholischen Kirchen geweiht wird und zwar nicht blos zur Erinnerung an den Einzug in Jerusalem, sondern, wie es scheint, zugleich als alter, in das Christenthum herübergenommener Brauch, den Sieg des Frühlings über den Winter zu feiern.

## Miscellen.

Aus Seligenstadt, 19. März schreibt man dem Mainzer Abendblatt folgende Berichtigung: „Ihr Herr Berichterstatter aus Mainz hat Ihnen in Betreff der Oeffnung des hiesigen Sarkophags einiges mitgetheilt, was der Berichtigung bedarf. Vor allem ist es unrichtig, daß sich in dem Sarkophage (nicht Grabgewölbe) eine Inschrift gefunden habe, durch welche Gisela als die Tochter Eginhards bezeichnet werde; die bezeichnete Inschrift besteht aus einem Pergamentzettelchen von halber Fingerlänge und enthält nur die Worte: Ossa divae Giselae pium memoriam. Ebenso ist die Notiz falsch, daß bei den Gebeinen das Haupt Eginhard's fehle; es ist vielmehr der obere Theil des Schädels vorhanden. Ueber den richtigen Sachverhalt kann ich Ihnen als Augenzeuge folgendes mittheilen: Bei der Oeffnung des Marmor-Sarkophags erblickten wir im Innern einen hölzernen Sarg, und in diesem fanden sich zwei schmuckreiche Säckchen mit Gebeinen, dann die Gebeine eines Mannes in ein schwarzes Stück Seidenzeug eingeschlagen auf einer schwarzen Dalmatik liegend. Dabei lag ein Pergamentblatt, welches bezeugte, daß die Gebeine, so wie wir sie fanden, im Jahre 1722 in diesen Sarg niedergelegt worden seien. An dem einen der seidenen Säckchen fand sich eine Pergamentrolle angebunden, und in diese war das oben erwähnte Zettelchen eingewickelt. Diese letztere Urkunde war vom Jahre 1607 und sagt aus, daß Erzbischof Johann Seifard in diesem Jahre den alten steinernen Sarg, in dem der Sage nach die Gebeine Eginbarts ruhen sollten, habe öffnen lassen, wobei man die Gebeine zweier Personen gefunden habe, außerdem seien noch kleinere Gebeine dabei gewesen und jenes Zettelchen des Inhalts: die Gebeine der Gisela seligen Angedenkens. So wurden die Gebeine, 1607 gefunden, 1722 in den Marmorsarkophag niedergelegt; so werden sie auch nächster Tage wieder in denselben deponirt werden.

Hochheim, 19. März. Gestern Abend um 9 Uhr wurde Dr. Reusch von hier auf der Straße erstochen. Der Mörder ist des Dr. Reusch Schwager, Jean Walch, 16 Jahre 11 Monate alt, Schüler der höheren Realschule zu Mainz und von sehr gutem Ruf. Die Veranlassung gab das brutale Auftreten des wegen seiner Trunksucht bekannten Doctors, welcher den Täter, wie dessen Mutter und Schwester am traglichen Abend mißhandelte. Walch wurde sofort verhaftet und wird mit dem nächsten Transport, am 22., nach Wiesbaden verbracht werden. (Fr. Ztg.)

Aus Mecklenburg-Schwerin, 6. März. Nach summarischem Ueberschlage hat die Volkszählung vom 1. Dec. d. J. das ungünstige Ergebniß geliefert, daß die Gesammtbevölkerzahl unseres Landes in den vier Jahren seit der letzten Zählung von 560,000 auf 552,000 zurückgegangen ist. Das Minus von 8000 Seelen fällt mit 5000 auf die Ritterschaft, mit 3000 auf das Domanium, während die Bevölkerung der Städte im ganzen stehen geblieben ist. Die Abnahme in der Ritterschaft würde hiernach 3⅓ pCt., die des Domanium 1¼ pCt. betragen. Der Mangel an Arbeitskräften ist in Folge dieses Rückganges, namentlich in solchen Gegenden, wo mehrere ritterschaftliche Güter nahe bei einander liegen und nur wenige Domanial-Bauerndörfer in der Nähe haben, schon äußerst empfindlich, und man hat bereits wieder angefangen, in landwirthschaftlichen Versammlungen die Mittel zu erörtern, wie jenem Mangel abgeholfen werden könne. Es ist unter anderem die Errichtung von Häuslereien in den ritterschaftlichen Gütern in Vorschlag gekommen. Doch würde es zuvor tiefgreifender anderweitiger Reformen bedürfen, um die Neigung zur Ansiedelung auf ritterschaftlichem Gebiet unter den Arbeitern zu wecken. Der Vorschlag verspricht daher vor der Hand keinen Erfolg, auch wenn es gelingen sollte, demselben unter den Mitgliedern der Ritterschaft Eingang zu verschaffen und die Hypothek-Gesetzgebung in entsprechender Weise umzugestalten.

Börsenwitze aus Berlin. Die Börse macht heutzutage auch in Witzen. Einige der neuesten sind: Leihnungen auf eine „Leimfabrik" auf Actien. Mögen recht viel Actionäre auf dem Leim gehen! „Der Maklerfrieg auf der Wartburg" — heißt der Kampf zwischen jungen und alten

Digitized by Google

Maklern. Bieten „die Jungen“ ein Papier an, sofort geben „die Alten“ es billiger und vice versa. Die Auftraggeber haben den Schaden davon! — „Ostsibirische Handelsgesellschaft“ ist bekanntlich gegründet worden. An der Börse wird behauptet, dieselbe wer e einen regelmäßigen „Zobel-Import“ nach Deutschland einrichten. Ferner habe die Gesellschaft unter günstigen Bedingungen von der russischen Regierung „den Transport der nach Sibirien Verbannten“ übernommen. Dieses eine Geschäft soll allein eine Rente von 10 pCt. abwerfen; nur die eine Unbequemlichkeit wäre mit demselben verbunden, daß die Mitglieder des Verwaltungsrathes persönlich für die richtige Ablieferung der Verbannten haften. Entsprünge einer der Gefangenen auf dem Transport, so hätte der Verwaltungsrath auf Gesellschaftskosten einen Stellvertreter zu entsenden, oder — es tritt ein Mitglied des Verwaltungsrathes die unfreiwillige Reise nach Sibirien an. — Ein anderer ist der folgende: Als kürzlich der Director einer hiesigen Maklerbank eine Reise nach Italien antrat, um, wie es hieß, seine angegriffene Gesundheit herzustellen, sagte einer der Börsenbesucher: der Mann reist nach Italien, um — „in den Abruzzen neue Kräfte zu sammeln“.

---

**Schwindel mit Eisenbahn-Freikarten.** Auf mehreren Routen der deutschen Eisenbahnen ist man einem grobartigen Schwindel auf die Spur gekommen, der mit den sogenannten „Vereins-Freikarten“ getrieben wurde. Solche Karten werden nämlich von der geschäftsführenden Direction der deutschen Eisenbahnen über Vorschlag der dem Vereine angehörigen Bahnen an Verwaltungsräthe und Directoren der Bahnen, sowie auch an die Mitglieder der kais. und königl. General-Inspectionen für Eisenbahnen und sonstige höhere Staatsbeamte und so weiter ausgestellt, und haben für sämmtliche deutsche Eisenbahnen Giltigkeit. Es wurden nun in letzterer Zeit die Billeten von Unberufenen auf beliebige Namen und Charaktere gefälscht und von den Fälschern zu Reisen im gesammten Gebiete der deutschen Eisenbahnen benützt, bei der großen Wachsamkeit der Eisenbahnorgane jedoch sehr bald entdeckt. Es steht daher von Seiten der geschäftsführenden Direction des deutschen Eisenbahn-Vereines die Einführung einer solchen Controle in dieser Richtung bevor, daß sowohl jeder unberechtigte Gebrauch von Vereinskarten, als auch die Fälschung derselben sogleich entdeckt werden muß.

---

## *Preisaufgabe.

### I.

Zwei Herren sind einmal allein
In einem Coupé gefahren,
Es mochten gebildete Männer sein
Und schon in reiferen Jahren.
Die Reise war lang, da' war das Land
Und nicht von schöner Gestaltung —
Man redete hin und her und fand
Dann folgende Unterhaltung.
Der Eine sprach: „Mein Herr, ich seh',
Sie möchten gerne wissen,
Woher ich komme, wohin ich geh',
Und wessen Standes ich bekissen.
Nun gut; ich bin vom Kaufmannsstand,
In Deutschland bin ich geboren,
Doch jetzt komm' ich aus fernem Land
Da gibt es Weiße und Mohren;
Ich wohne dort in einer Stadt,
Wo Handel ich getrieben,
Doch nun vor einigen Wochen hat
Mir mein Notär geschrieben,
Ich sei als Erbe eingesetzt
Und solle Geld erheben,
Drum will ich denn sofort mich jetzt
Zum Heimathsort begeben;
Und dieser Ort — nun seh'n Sie zu,
Trägt alle fünf Vokale
Das A, das E, J, O und U,
Sie rathens mit einem Male;
Die ersten beiden Silben sind
Die Stadt am Rhein Gestaden,
Die ich bewohne mit Weib und Kind —
Nun, Nachbar, können Sie rathen!“
„„Gut, sprach der andre Passagier,
Ich werde mich bestreben,
Zuvor jedoch erlauben Sie mir
Auch Ihnen eins aufzugeben.
Ich komme an ferner Gralen Stadt,
Viel schöner als jetzt die neuen,
Die viele Brücken und Kirchen hat
Und Handel und Spinnereien;
Berühmt dereinstens weit und breit —
Es ist sogar zu lesen,
Daß sie vor Carls des Fünften Zeit
Der volkreichsten eine gewesen.
Jetzt — was ich bin? Mir fällt's nicht ein,
Dies alles auszukramen,
Doch fügen Sie ein Silbchen klein
Vor diesen Städtenamen,
Dann haben Sie auch meinen Stand
Durch den ich mich ernähre —
Wenn nur im deutschen Vaterland
Ein jeder ehrlich wäre!““
Er sprach's und Jeder drauf begann
Zu denken, zu ergründen;
Nun Räthselmeister, sagt, wer kann
Der Beiden Lösung finden?

### II.

Zwei Wände, rundlich ausgebaucht,
Scharf zugespitzt an den Kanten,
In's flüssige Element getaucht,
Bekannt in allen Landen;
Sie tragen in sich, gut verwahrt,
Die Stoffe, wer mag sie ergründen,
Doch Fleisch, geräuchert nach Hamburger Art,
Ist meistens dabei zu finden.
Wie liegen sie im Hafen still,
Die Elemente schweigen,
Kein Lüftchen rings sich regen will
Und keine Wolken sich zeigen.
Allmälig aber wird's trüb und schwül,
Es fallen Tropfen von oben,
Man sieht in ungebändigtem Spiel
Die Fluth sich heben und toben,
Und es wallet und siehet und brauset und zischt,
Und was vor wenig Secunden
In Ruhe wir sahen, das wirft nun der Gischt
Gewaltig nach oben und unten.
O weh Euch Armen, die Ihr zur Stund'
Noch mit dem Wasser gerungen,
Bald hat Euch der unerbittliche Schlund
Auf immerdar verschlungen.
Nun, Leserin drüben in Ixar-Athen,
Ihr Pfälzer in Süden und Norden,
Jetzt sagt, wem ist das Unglück geschehn,
Daß es verschlungen worden?
Doch Eines fall' Euch nur nicht ein:
„Schiff, Nachen“ und solche Sachen!
Ich werde doch nicht so harmlos sein,
Aus „Schiff“ ein Räthsel zu machen!

Die Frist zur Einsendung der Lösungen erstreckt sich bis Dienstag, 9. April einschließlich. Als Preis geben wir Schillers Werke.

---

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 40. Speyer, Dienstag, den 2. April 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

### Achtes Capitel.

Bei dem anhaltenden schlechten Wetter, das mir nur noch erlaubte, verdrießlich in dem Reichthum meiner Studien zu kramen, zu sichten und zu ordnen, hatte ich endlich den Tag meiner Abreise bestimmt, als sich der Himmel wieder zu klären begann und der Wunsch, den See noch einmal in seiner ganzen Schönheit in mich aufzunehmen, mich zum Bleiben bewog. Dieser Entschluß wurde mir leicht, wenn ich am Abend die Spiegelung der Schlösser am östlichen Ufer deutlich vom diesseitigen beobachten konnte, wenn eine rosige Verklärung den Seespiegel anhauchte und die Fenster der Villen wie Edelsteine aus dem Waldgrün blitzten. Mit dem Genuß dieser herrlichen Natur und der Zusammenwirkung von Luft, Land, Licht und Wasser versuchte ich nun über die Unbefriedigung meines Herzens hinweg zu kommen.

Einmal aber hatte ich am jenseitigen Ufer den Sonnenuntergang erwartet und trieb nun meinen Kahn in unendlichen Glanz hinein, durch eine Fluth geschmolzenen Goldes. Ich verweilte, ich konnte nicht weichen aus diesem unerschöpflichen Meer noch ungeahnter Farben, auch dann nicht, als die wunderbaren Tinten allmälig erblaßten und der halbe Mond vom Himmel und aus der grünen Fluth blinkte. Da die grauen Abendnebel schon die Küste umflorten, waren alle übrigen Kähne allmälig von dem See verschwunden, während ich noch langsam dahin ruderte und an die Heimkehr nicht dachte. Es dämmerte, und es war Nacht geworden, ehe ich mich's versah.

Und welche Nacht! Ich werde sie nicht wieder aus der Erinnerung bringen!

Die Abendglocken klangen noch von beiden Ufern, die Töne schienen in der Luft hängen zu bleiben. Wie nun der Nachtduft sich auch über den See legte, weiße Nebelschleier um mich hertrieben und gleichsam einen magischen Kreis bildeten, in welchem mein Kahn schwamm: konnte ich mich der Täuschung hingeben, es klinge so heimlich aus dem Krystall des Sees, aus der grünen Fluth, die allein noch sichtbar unter mir und neben mir sich regte. Manchmal in derselben ein leises Rauschen, als ob sich eine Flosse rühre oder ein Nixenarm bewege. Trotz aller Enttäuschungen empfand ich wieder die poetische Wahrheit der schönen Anschauung, welche unsere Gewässer mit den sanften Geschöpfen bevölkert, von denen die Dichter und die Sage so gerne sprechen. Und war es nicht, als sei ich menschenfern in deren Bereich gekommen! Ich sah ja von der Welt nichts mehr als die monddurchleuchtete Fluth, welche meinen Nachen schaukelte. Und es murmelte in der Welle, die da geschmeidig um meinen Kahn rann, und manchmal klang es wie leises Singen, wie unterdrücktes Kichern aus der Tiefe.

Da überkam mich all' der Zauber nordischer Sommernächte, — leichter Nebelflor ringsum, Wellengeflüster, mondspiegelnde Fluth unter mir, neben mir, und in der feierlichen Stille nur noch der Silberklang einer Glocke aus unbekannter Weite.

Es war eine Nacht, wie sie der Mittsommer über altschwedische Seen legen mag, von Göttergestalten heimlich belebt und durchwallt, von wunderbarem Dämmerlichte erhellt.

Da wehte es auch mich wieder an, wie die Nähe eines holden Wesens, das mich unsichtbar begleitete, und all' der schöne Wahn, dem ich sonst so gerne nachgehangen, trat mir näher. Die Poesie der Stunde ward lebendig in mir, und es dämmerte meiner Seele ein Lied auf aus fernen Zeit, das ich lange nicht wieder gesungen, das ich aber in verhängnißvollem Augenblick aus geliebtem Munde gehört hatte. Jetzt drängte es sich auf meine Lippen, und ich sang, vielmehr summte vor mich hin:

Beim Abendgeläut im Wogenschwall
Glüt über den See mein Nachen.
Wo der Mondschein lag in der Welle Krystall,
Klang leises Singen und Lachen.

Ich kannte sie wohl, die da lacht' und sang,
Ich kannte die lieblichen Töne.
Tief unten lauscht zwischen Algen und Tang
Seekönigs Tochter, die Schöne.

Was thust Du? Was weilst Du tief unten im See?
Wie kannst Du noch singen so munter?
Komm herauf! Komm herauf, Du minnige Fee,
Herauf! Oder nimm' mich hinunter! —

Digitized by Google

Da schwamm sie heran im smaragdenen Rock,
Der Nacken wie Schwanengefieder;
Von weißer Wange, von goldnem Gelock
Troff perlend das Wasser hernieder.

Ich mochte nicht weiter singen. Sie kam ja doch nicht heran geschwommen, ich konnte auf die Fluth Acht haben, so viel ich wollte; es gluckste wohl manchmal geheimnißvoll, aber kein schönes Haupt quoll hervor.

Auch hatte sich mir die Erinnerung an den unvergeßlichen Augenblick, wo mir die Verlorne, wenige Minuten vor ihrem Verschwinden, diese und die folgenden Strophen des Gedichts gelesen, in so überwältigender Weise aufgedrängt, daß ich verstummte. —

Aber horch! Wohlan das leise Fortklingen?

Ich ließ meine Ruder ruhen, da ich einen Ton zu vernehmen glaubte, der wie fernster Widerhall verschwebte. Und wunderbar, es dauerte fort, kam näher.

Was klang, was sang da in der stillen Mondnacht? War es wirklich nur das Echo meines Liedes? Ertönten die Wellen so wundervoll? —

Ich lauschte, athemlos, und unterschied deutlich das Flüstern und Murmeln des Wassers von dem leisen, melodischen Ton, der sich zu nähern schien.

Ich horchte in den lichten Nebelflor hinaus und konnte jetzt selbst die Worte der sanften Stimme hören. Und — o, all' ihr Götter! — es war die Weise, der Text meines Liedes, das ich eben begonnen hatte, das außer mir Niemand kannte, als sie, die in der Tiefe ruhte.

Ja, es waren die Strophen, die ich damals für sie gedichtet. Denn sanft und lieblich klang es über die Wellen:

„Was ruft Du mich immer? Es hat ja noch Zeit!
Wir können uns lange noch lieben.
Ich halte Dir unten mein Brautbett bereit,
Mein Brautbett bereit,
Wenn nichts Dir auf Erden geblieben.

„Jetzt bist Du noch jung und Dein Auge so klar.
O, warte! Die Jahre zerstieben!
Ob in goldenen Locken, im silbernen Haar,
Im silbernen Haar,
Du bist mir derselbe geblieben.

„Noch würden sie klagen und weinen um Dich,
Du würdest noch ihnen verlangen.
Kehr' um! Und sorg' Dich nicht weiter um mich!
Nicht weiter um mich!
Einst will ich Dich freudig empfangen." —

Der Gesang war vorübergezogen und verschwebt, unsichtbar, ein Geisterlied. Mit zurückgehaltem Athem hatte ich gelauscht, zauberbefangen. Ich lauschte noch. Aber die feierliche Stille der Mondnacht auf dem See ward durch keinen Ton mehr unterbrochen. Nur das Schnalzen eines Fisches, nur leises Wellengemurmel regte sich in der Fluth. Und kaum vernehmbares, wie aus weitweiter Ferne hallendes Hundegebell erinnerte mich daran, daß ich doch nicht in's Feenland entrückt sei. — —

Ja, es bedurfte in jener Stunde der Erinnerung, daß ich mich noch im Bereiche irdischen Lebens befand, so feenhaft war, was ich erlebte. Heiß und kalt war es mir durch Herz und Kopf gegangen, während ich in der „mondbeglänzten Zaubernacht" jener zarten Stimme horchte, welche dieselbe Melodie, dasselbe Lied sang, das nur sie und ich kannte, das sonst Niemand von mir gehört hatte, das geschrieben oder gedruckt nicht existirte, und dessen einzige Abschrift sie mit hinunter genommen in die feuchte Tiefe. Und nun erklang es in dieser Stunde als Antwort auf den Ausdruck meiner Sehnsucht.

War es ein Wunder, wenn mich jener holde Wahn wieder anwandelte, mit welchem ich die Verlorne mir lebend in der Tiefe dachte! Oder wie sollte ich mir erklären, was ich erlebe? War es nur wieder ein Blendwerk, eine Sinnestäuschung, diesmal eine berückende Einbildung des Gehörs? — Jetzt zitterte ich förmlich vor solcher Möglichkeit. Oder, vielleicht träumte ich nur. Doch fühlte ich das Ruder noch fest in meiner Hand, betastete den Rand des Kahns, griff in den flüssigen Krystall des Wassers.

Nein! Es war keine Täuschung gewesen, — das Wasser spritzte auf und benetzte den Aermel meines Rocks. Es war gewiß, diesmal träumte ich nicht. War ich doch meiner so vollständig bewußt, daß mein Verstand die Möglichkeit einer natürlichen Erklärung abwog, freilich ohne zu einem Resultat zu gelangen.

Indeß ich noch an der Stelle hielt, hatte sich der leichte Hauch, der weiße, duftige Flor über dem Wasser zu einer dichteren Schichte gefüllt, die wieder in einzelnen Streifen auseinander riß. Monddurchglänzte Nebelfahnen trieben weiß und licht, gleich einem Elfenschwarm der Edda, über den See hin, meinen Kahn umschwebend, während ich deuselben noch immer dem sanften Spiel der Wellen überließ. Zauberbefangen sah und lauschte ich in die Nacht hinaus. Aber kein Ton ließ sich mehr vernehmen, — nur das Gemurmel der Wellen und ein fernes, leises Plätschern war hörbar, das von dem Anschlag der Fluth am Ufer herrührten konnte.

Wie nahe oder fern dieses sei und in welcher Gegend des Sees ich mich befand, konnte ich jetzt nicht unterscheiden. Der Flor, welcher meinen Gesichtskreis beschränkte, ließ mich nirgends den Strand erblicken.

Aber was trieb da, was kam da heran?

Die leichte Nebelschichte über dem Wasser schien sich zu ballen, zu verdichten, — aus der Hülle schauelte, kaum aus dem Wasser ragend, ein enger, leichter Nachen in's volle Mondlicht heraus, in ihm ein wunderschönes Mädchen mit hellem, aufgelöstem Haar und grünem oder blauem Gewande. Trotz der Bucht der Lockenfülle saß der jugendlich schöne Kopf mit leichter Anmuth auf den zarten Schultern. Die liebliche Gestalt hatte eine fast noch kindliche Haltung, als ob sie eben erst aus der verjüngenden Seefluth aufgetaucht wäre.

Die Elfenkönigin! —

Mich durchrieselte ein Schauer, — aber es war ein süßes Grauen, das mich überkam. So schön, so

Digitized by Google

hold war mir einst Bertha an jenem denkwürdigen Tage erschienen, — so erschien sie mir jetzt wieder im vollen Reiz der Jugend, nur vergeistigter, aetherischer.

Mit angehaltenem Athem schaute ich, wie gebannt, nach der Mädchengestalt, deren Schönheit von einem überirdischen Reiz übergossen war. Sie selbst sah mich nicht, ahnte keines Lauschers Nähe. Sie ruderte nicht. Der kleine Kahn schien sich selber zu lenken oder von der schwachen Strömung getrieben zu werden. Die geschmeidige Fluth schloß sich lautlos um denselben; der Mond lachte auf die wunderbare Erscheinung nieder, die so voll Anmuth, so voll jungen Reizes vorüber schwebte, bis sie, im Nebelflor anlangend, vor meinem Auge wieder zu zerfließen schien.

Magisch berührt und wie verzückt hatte ich den wunderbaren Anblick genossen. Und noch saß ich in meiner Gondel, als ob ich eine Gottheit geschaut habe. —

So hielt mich denn auch eine heilige Scheu ab, dem schönen Wesen zu folgen. Als ich endlich zum Ruder griff, irrte ich noch lange auf der weiten Wasserfläche umher, bis der zum Untergang geneigte Halbmond mir ungefähr die Richtung andeutete, in der mein Kahn sich zu wenden hatte, um endlich nach Mitternacht an dem vertrauten Gestade anzulaufen, wo ich meinen Sommersitz aufgeschlagen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Oberrheinische Schifffahrt.

Unter dieser Ueberschrift lesen wir in der „Augsb. Allg. Ztg.“: Wie bekannt hat man in Straßburg ernstlich eine Frage in Berathung genommen, welche für das Elsaß ungemein wichtig ist, nämlich die Frage, wie die Rheinschifffahrt oberhalb Mannheim wieder belebt werden kann. Bekanntlich gingen vom Anfang der dreißiger bis in die vierziger Jahre Schiffe der Kölner Dampfschifffahrts-Gesellschaft bis nach Straßburg, und die beiden Schiffe „Adler“ fuhren sogar eine Zeitlang bis Basel. Diese Dampfschifffahrt ging aber sodann ein, weil die Fahrt zwischen den Weidengebüschen und Erlen oberhalb Mannheims zu monoton war, und der gesammte Verkehr von den Eisenbahnlinien auf beiden Seiten des Flusses aufgenommen wurde. Die Wasserfracht kann freilich heut erfolgreich mit der Eisenbahnfracht concurriren, aber auf dem Oberrhein war es damals anders. Auf der Schifffahrt ruhte nämlich damals die drückende Last der Rheinzölle und der Recognitionsgebühr, welche nur unterhalb Mannheims durch die Fortschritte im Schiffsbau herabgedrückt werden konnte. Die Recognitionsgebühr wurde nämlich seiner Zeit nach dem Standpunkte der Schifffahrt regulirt, und daher erhielt sie nur steigende Ansätze bis zu einer Last von 5000 Centnern, da die Schiffe damals nicht mehr trugen, auch nicht mit höherer Belastung von den Pferden gezogen werden konnten. Nach Einführung der Dampfschlepper hatten nun aber die Schiffer Gefäße bis zu 14—15,000 Centnern Ladfähigkeit, und bezahlten nun doch nur für 5000 Ctr. die Recognitionsgebühr, für das übrige aber nichts, so daß sie um diesen Gewinn die Frachten ermäßigen konnten. Dieser Vortheil entging nun der Schifffahrt oberhalb der Einmündung des Neckars, weil hier der niedere Wasserstand und die Seichtigkeit des Flusses überhaupt keine Schiffe mit mehr Lasten als 5000 Ctnr. erlaubten; daher hörte hier die Schifffahrt nach und nach ganz auf, und man sah z. B. im Hafen von Altbreisach seit Jahren kein Schiff mehr. Außerdem war die französische Regierung der Rheinschifffahrt nie günstig, weil sie allen Import in das Land auf eigenen Wasser- und Landwegen behalten wollte, und es zu verhindern suchte, daß der Import aus deutschen und holländischen Häfen durch den Rhein vermittelt werde. Ein Projectenmacher co'porirte nun schon in den fünfziger Jahren den Plan, einen Canal von Mannheim nach Karlsruhe und von da nach dem Bodensee zu erbauen, aber die Sache wurde wegen der vollständigen Unkenntniß des Verfassers und der luftigen Traumgebilde, die er dazu entwickelte, nur als vorübergehende närrische Idee behandelt und beseitigt, und erst der Abschluß des Friedens mit Frankreich ließ den Plan wieder auftauchen, auf dem linken Rheinufer einen Canal von Straßburg nach Ludwigshafen zu projectiren. Daß nur auf jenem Ufer sich eine solche Idee verwirklichen ließe, beweist der Umstand, daß auf dem rechten Ufer auf der ganzen Strecke kein einziges Städtchen oder Ort mit etwas Handel liegt, während uns das andere Ufer die nicht unerheblichen Plätze Speyer, Germersheim, Lauterburg, Selz, Beinheim und Bischweiler zeigt, die noch dazu durch keine einzige Eisenbahn mit einander und den Endpunkten verbunden werden. Aber ein Canal würde auch hier mit den Terrainschwierigkeiten bei Selz und dem großen Kostenaufwande zu kämpfen haben, und die bis jetzt gemachte niedrigste Kostenberechnung belief sich auf 20 Millionen Gulden. Allerdings im vorigen Jahrhundert und vor fünfzig Jahren wäre hier ein Canal sehr billig herzustellen gewesen. Bei diesen Berechnungen ist aber außerdem ein sehr bedeutender Posten noch gar nicht einbezogen worden, nämlich der Kostenbetrag für die vielen in Mitleidenschaft zu ziehenden Wasserrechte und die Neuregulirung zahlreicher Wiesenbewässerungen in einer Menge von Gemeinden. Diesen großen Kosten eines Canals gegenüber wendet sich der Artikel dann zu der Möglichkeit der Flußschifffahrt auf dem Rheine selbst, deren Schwierigkeit aus Mangel an Sachkenntniß bedeutend überschätzt werde. Wenn man nämlich behauptet: in Folge der Regulirungen fließe hier der Rhein zu rasch, so ist damit die Sache entstellt, denn diese Geradelegungen des Stromes haben nur bewirkt, daß derselbe jetzt mehr gleichmäßig rasch fließt, während früher die Strömung an manchen Stellen freilich erheblich schwächer war, dagegen an anderen sich wieder um so stärker zeigte, was die Schifffahrt weit mehr erschwerte. Die Geldverwendungen auf dem Oberrhein sind ferner

Digitized by Google

schon sehr lange nicht mehr im Interesse der Schiffahrt erfolgt, sondern hatten lediglich zum Zweck, das Ufergelände zu schützen, dem Thalweg einen beständigen Lauf zu geben, die Altwasser abzuschneiden und zur Trockenlegung vorzubereiten und so auf beiden Seiten Land zu gewinnen. Dafür ist nun allerdings noch sehr viel zu thun, denn leider ist man auf dem französischen Ufer nicht so eifrig gewesen, wie in Baden und der Pfalz, und man glaubte genug gethan zu haben, wenn man künftigen Ueberschwemmungen vorbeugte, die jedoch immerhin auf der rechten Seite mehr zu befürchten sind, als auf dem höher gelegenen anderen Ufer. Da jetzt das Elsaß wieder deutsch ist, und es im Interesse der Regierung liegt, die Rheinschifffahrt wieder bis nach Straßburg auszudehnen, so wird es mit der Aufbietung größerer Mittel leicht zu bewirken sein, die einzelnen seichten Stellen und Untiefen gehörig auszubaggern und zu vertiefen, vor neuer Versandung zu schützen und so ein gutes Fahrwasser herzustellen. Zwischen Mannheim und Mayau bot die Versandung bei Leimersheim bisher die Hauptschwierigkeit dar, und nach Beseitigung derselben ist nicht mehr viel zu überwinden; wo es oberhalb noch fehlt, da kann die Regierung des Elsaßes das Nöthige besorgen, und sie erhält dafür gewiß die Mitwirkung jener Techniker, welche im Niederrhein mit noch weit größeren Hemmungen fertig zu werden wußten.

## Miscellen.

**Ueber das Erdbeben vom 6. März** schreibt Prof. Dr. K. v. Seebach in Göttingen unter Anderem: Die wenigen brauchbaren Zeitbestimmungen führen übereinstimmend zu zwei interessanten Ergebnissen. Sie zeigen einmal, daß das Schütterungscentrum nicht etwa im Mittelpunkt der intensiver erschütterten Ellipse liegt, sondern außerhalb nach NW. in der Gegend des Dreiherrnsteins auf dem Rennsteige im Thüringer Walde. Das andere Resultat liefern die schon jetzt annähernd auf die Fortpflanzungsgeschwindigkeit auf der Erdoberfläche von 3,7 geographischen Meilen in der Minute, was sehr gut mit der Geschwindigkeit des rheinischen Erdbebens vom 29. Juli 1846 (3,739 Meilen in der Minute) übereinstimmt. Nun aber diese merkwürdigen vorläufigen Resultate, die zu interessanten Betrachtungen veranlassten, völlig sicher zu stellen, bedarf es vor Allem noch weiterer genauer Zeitbestimmungen, die wohl am Sichersten und Ausgedehntesten die Herren Telegraphen- und Eisenbahnstationsbeamten würden liefern können. Erst wenn die verschiedenen angedeuteten Lücken und besonders die letzterwähnte gefüllt sind, wird das Erdbeben vom 6. März ein genügendes wissenschaftliches Material, wie man es in einem so hochcivilisirten Erschütterungsgebiete erwarten darf, liefern, und dann erst wird man — vielleicht — auch Hypothesen über seine Entstehungsart aufstellen können.

---

In der Umgegend von Kiew trug sich kürzlich folgendes ergötzliche Stückchen zu. Ein Bäuerchen des Dorfes L. kommt eines Feiertags in die Schenke und möchte gern ein Glas Branntwein haben, ohne sich jedoch des Besitzes der dazu nöthigen Monieten zu erfreuen. Er erbietet sich also dem (jüdischen) Schankwirthe gegenüber, sich für den Betrag durchhauen zu lassen, und der Wirth findet diesen Vorschlag annehmbar. Der Bauer erhielt seine doppelte Ration in Schnaps und Prügeln, und Alle, am meisten die schon angeheiterten Gäste des Schankwirths, sind zufrieden. Zufällig erfährt der Priester diesen unwürdigen Vorfall und findet ihn doppelt strafbar, weil der Feiertag auf solche Weise entheiligt wurde. Man sendet nach dem Stanowoi und dieser findet den ganzen Vorfall außerdem noch für entehrend für die ganze Bauerngemeinde. Daher macht er den Vorschlag, die Angelegenheit vor das Wolostgericht zu bringen und der Vorschlag findet allgemeine Billigung. Das Gericht entscheidet nun: Obgleich der Vorfall als ein schlechter Witz dargestellt wird, ist er in der That doch mehr als das, er ist eine Erniedrigung der ganzen Bauernschaft; daher hat der Schänkende zum Besten der Dorfkirche, zu welcher der ganze Bezirk gehört, 15 Rbl., zum Besten der Kirche, in welcher der Vorfall stattfand 10 Rbl. und zum Besten der Local-Judenschule 10 Rbl., im Ganzen also 35 Rbl. zu zahlen. Damit aber der Spirituosen-Liebhaber à tout prix künftig ein Bischen mehr auf sich selbst halte und des Vorfalles nicht so leicht vergesse, wurde ihm noch eine Nachtragszahlung von 20 Ruthenhieben, den Bauern aber, welche sich zu Executoren hergeben hatten, eine Extravergütung für die gehabte Mühe von 10 Ruthenhieben per Mann zuerkannt. Obwohl die Betreffenden auf derartige Folgen ihrer Feiertagsbelustigung kaum gefaßt sein mochten, machten sie doch gute Miene zum bösen Spiel und es soll von seiner Seite eine Appellation gegen diesen salomonischen Urtheilsspruch erfolgt sein.

**Asien.** In der „Bombay Gazette" findet sich eine Schilderung der Sitten und Gewohnheiten des in letzter Zeit häufig genannten Volksstammes der Koolhai's, aus welcher wir hier das Hauptsächlichste wiedergeben. Den Namen „Koolhai" führen eigentlich nur die Häuptlinge, der einer ihrer Vorfahren den Namen Koolhi geführt und sich, obwohl er ein Fremder war, vermöge seiner Ueberlegenheit an Geist und Kraft die Herrschaft über das Land sich angeeignet haben soll. Der ursprüngliche Name des Volkes dagegen ist Kookies. Dieses wurde von Koolhi für seine Söhne in Stämme getheilt, welche nach diesen die Namen Saoung, Bauptsak, Hombong, Sitlu ꝛc. annahmen. In ihrer Religion bethätigen sie den Glauben an einen Schöpfer des Weltalls, welchem sie Thiere, mitunter aber auch Menschen zum Opfer bringen. Außerdem verehren sie noch den Geist des Wassers und der Berge. In der Mitte der Dörfer findet man meistentheils drei Pfähle, welche an der Spitze hornartig verzweigt sind. Die größte dieser Pfähle ist zur Ehre ihres Wolfschopfets errichtet, die beiden kleineren für den Geist des Dorf bewahrenden Baches und den Geist des Hügels, an welchem das Dorf erbaut ist. Nebenbei besitzen sie eine große Vorliebe für Menschenschädel, und dies ist wahrscheinlich der Grund ihrer häufigen Einfälle in das britische Gebiet. Sie glauben nämlich an eine Fortdauer nach dem Tode, und daß, wenn sie den Todten viele Schädel mit in's Grab geben, die ursprünglichen Eigenthümer derselben dem Todten in der besseren Welt alsdann dienstbar wären. Der Tod einer angesehenen Person ist daher nicht selten die Veranlassung zu einem Streifzuge in die Nachbarschaft, um auf Kosten derselben dem Verstorbenen auch jenerhin eine angemessene Dienerschaft zu sichern. Ihr Handel ist unbedeutend; er besteht in dem Austausche von Baumwolle gegen Aexte, Schießwaffen und andere Gerathschaften. Nebenbei sollen sie sich mit der Anfertigung eines guten, starken Stoffes zu ihrer Kleidung beschäftigen. Der Ackerbau steht bei ihnen ebenfalls noch auf sehr niedriger Stufe. In den Monaten December und Januar schlagen sie einen Theil der Waldungen herunter, welchen sie, nachdem er ungefähr einen Monat gelegen, verbrennen. Auf dem in dieser Weise gewonnenen Boden säen sie alsdann vorzugsweise Baumwolle und Reis. Nach der Ernte wird dieses Feld nicht wieder benutzt. Sie schaffen auf die angegebene Weise ein neues Feld, während sich das alte wiederum mit Bäumen und Schlingpflanzen bedeckt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 41. Speyer, Donnerstag, den 4. April 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geſchichte vom Starnberger See.

Von **Auguſt Becker.**

(Fortſetzung.)

### Neuntes Capitel.

In welcher Aufregung ich jene Nacht vollends verbrachte, will ich übergehen. Tags darauf mußte ich mir alle näheren Umſtände in's Gedächtniß zurückrufen und zurecht legen, um mich zu vergewiſſern, daß ich nicht geträumt hatte. Dennoch war es mir zu Muthe, als ſei ich im Elfenlande geweſen und habe von da ein Glück mit heimgebracht, wie es uns Irdiſchen ſelten vergönnt iſt.

Dieſe glückliche Empfindung wollte mir auch da nicht aus dem Herzen weichen, wo ich von aller Uebernatürlichkeit des Erlebten abſah und dem herzerquickenden Lichtſchimmer folgte, der die Dämmerung erhellen konnte. Durfte ich mir doch bei richtigem Verſtande nicht länger verhehlen, daß ich weder einer Elfenkönigin, noch dem Schatten einer Todten begegnet ſein konnte. Und bei aller Aehnlichkeit der Erſcheinung mit jener Berthas vor deren ſpurloſem Verſchwinden, war es doch nicht dieſelbe. Selbſt der Umſtand mit dem Liede, das ich ihr damals auf dem Dampfſchiffe geſchenkt hatte, und das mir nun unerwartet auf dem See entgegen getönt war, vermochte nicht länger den Wahn zu nähren, den ich ſo lange gehegt, nun aber ohne Schmerz fahren ließ. Das holde Weſen, das in der nebeligen Mondnacht auf dem Waſſer an mir vorüber geſchwebt war, hatte mich zwar lebhaft in jenen verhängnißvollen Moment auf dem Dampfſchiffe zurück verſetzt; jedoch nur, um das Bild Berthas erblaſſend hinter das ihrer jüngern Schweſter zurücktreten zu laſſen, jenes lieblichen jungen Mädchens, das mir zuerſt freundlich entgegen gekommen war und mich mit der Familie bekannt gemacht hatte.

In lichten Farben lebte jetzt die Erinnerung an die kleine Minna in mir auf. Sie hatte damals andächtig gelauſcht, als die ältere Schweſter mein Gedicht in der Caſſite laut vorlas. Ihrem Gedächtniſſe hatte es ſich treulich eingeprägt, und daß ich es in nächtlicher Stunde aus ihrem Munde vernommen, war mir ein beſeligender Beweis, daß ſie meiner in den Jahren ſeither nicht vergeſſen, daß ſie ſich viel mit mir beſchäftigt habe und, zur Jungfrau herangeblüht, noch immer meiner gedenke. Jetzt rief ich mir mit wachſendem Eifer und wachſender Liebe jedes Wort, jeden Blick, jede Bewegung des Mädchens in die Seele zurück, um ihr Bild zu vervollſtändigen und es mit der Erſcheinung des Weſens in Einklang zu bringen, das in der mondbeglänzten Zaubernacht an mir vorüber gekommen war.

Wohin ich mich in den folgenden Tagen auch wendete, ſchwebte nun das holde Geſchöpf meinem innern Auge vor, während das äußere umſonſt nach ihr ſuchte. Mit Studien und künſtleriſchen Zwecken war es jetzt aus. Meine Gedanken beſchäftigten ſich nur noch mit ihr. Es ließ mir daheim keine Ruhe mehr; die Sehnſucht trieb mich immer wieder hinaus, in der Gegend umher und auf den See. Jedoch, ich fand entweder die rechte Stelle nicht mehr, wo ſie mir erſchienen war, oder ich hatte das liebliche Weſen durch meinen Vorwitz verſcheucht.

„Oft fuhr ich im See mit verlangendem Muth
Und hab ſie nicht wieder gefunden.“

Vergebens ruderte ich auf dem Waſſer, das nun eine neue und zwiefache Anziehungskraft für mich erlangt hatte, mitten in den Schwarm der ſeefahrenden Schönen hinein; keine glich ihr. Vergebens wandelte ich den Strand nach ſeiner ganzen Ausdehnung ab, vergebens beſuchte ich alle öffentlichen Orte, um ihr wieder zu begegnen. In alle Villenfenſter ſchaute ich, um alle Sommerwohnungen ſchlich ich — ohne Erfolg. Selbſt als ich anfing mich nach der pfälziſchen Familie Birkmann zu erkundigen, deren Verweilen am See ich vorausſetzte, vermochte ich keine Auskunft zu erlangen. Denn die Ausdehnung des Gewäſſers iſt groß genug, um an ſeinen Ufern Sommergäſte zu ſammeln, die ſich kaum je zu Geſicht bekommen.

So ward meine Sehnſucht nicht geſtillt, ſondern von Tag zu Tag mehr angefacht, je mehr die Ausſicht ſchwand, meinen Zweck zu erreichen. Immer hoffend und immer wieder getäuſcht, wurde ich nicht müde, forſchend den Strand und deſſen Anſiedelungen abzuwandern und den Kahn durch den See zu lenken.

Eines Abends war ich wieder auf's Gerathewohl hinaus gerudert. Ueber den Fichtenpyramiden der

Digitized by Google

hohen Waldhügel am jenseitigen Strande stieg der Vollmond auf, groß, roth, ungeheuerlich, höher und höher, indem er bald glänzend in den See leuchtete, bald sich hinter eilendem Gewölk verbarg. Die untere Luftschichte war noch ruhig, aber der See zeigte jenes Phänomen, wo das Wasser rings um das Ufer schnell dahin treibt, während die Fluth sonst noch glatt und ruhig ist. Man sagt dann: „der See rennt!“

Die reißende Strömung ward breiter und griff immer weiter in die Mitte des Gewässers hinein. Die Wellen gingen hoch, als ob es stürme. Da war es mir, als stiege ein leichter, flacher Kahn in der Nacht daher, auf und nieder, von Welle zu Welle. Bald, wenn die fliegenden Wolken den Mond verbargen, verschwand der Nachen, bald schwebte er im sanften Lichte wieder deutlich vor meinen Augen, während alle anderen Fahrzeuge längst vom See heimgekehrt waren. Der umhergeworfene Kahn mochte irgend wo am Ufer sich losgerissen haben; er mußte wohl leer sein, wie er so ein Spielball der Strömung umhertaumelte, für meine Augen ein underwandtes Ziel.

Jetzt aber gaukelte er, schaumumspritzt, in kühnem Tanz mir so nahe, daß ich mehrmals eine Gestalt in demselben zu bemerken glaubte; dann warfen ihn die Wogen wieder fort, die Gestalt war wie verweht, der Kahn selbst schien im See verschwunden. Es war ein seltsames, abenteuerliches Schauspiel, das mich im wechselnden Licht dieser Nacht ahnungsvoll anzog.

Der Kahn, ein sogenannter Grönländer, mußte wohl, wenn überhaupt gelenkt, von einer Dame regiert werden, da er fast nur ein Spiel der geheimnißvoll erregten Wellen blieb. Als ich näher ruderte, bemerkte ich, daß allerdings nur ein junges Mädchen von etwa siebzehn Jahren in demselben saß. Da eben ein Lichtstrahl des durchbrechenden Mondes auf die zarte Gestalt und über das aufgelöste, lichtblonde Haar fiel, glaubte ich mit halbem Schreck und innerem Jubel das junge Wesen wieder zu erkennen, das in jener zauberischen Nacht an mir vorüber geschwebt war.

Mein Entschluß war rasch gefaßt. Während sie mit Mühe gegen die Strömung ankämpfte und durch das „rennende Wasser“ das Gestade zu gewinnen suchte, worauf ihr ganzes Augenmerk gerichtet schien, hatte ich meinen Kahn an ihre Seite gebracht. Der Mond war eben verhüllt und dunkle Schatten lagen auf dem Wasser; unsere Fahrzeuge schwankten eine Zeit lang nebeneinander, ohne daß sie es bemerkte. Als jedoch das volle Licht wieder auf den See fiel, daß der flüssige Krystall weithin erglänzte, gewahrte sie meinen Schatten und sah erschreckt auf. Ein schwacher Schrei entschlüpfte ihrer Brust bei dem plötzlichen Anblick eines Mannes in ihrer Nähe — hier, auf dem See, in der Nacht. Beinahe waren ihr dabei die Ruder entfallen.

Jetzt trieb mich die Sorge um sie, mit einem einzigen Schwung des Ruders dicht neben sie zu kommen. Während sie, weit zurückgebeugt, scheu zu mir herüber sah, sagte ich, ihren heftigen Schrecken beschwichtigend:

„Keine Furcht in Freundes Nähe.“

Sie hatte mich verstanden, ich sah es an dem veränderten Ausdruck ihres Gesichtes, das sich mit und dem Lichte zukehrte. Ja, mir schien, sie erröthe über und über, als sich jetzt ihre Haltung änderte, und mein Kahn sich dicht neben den ihrigen legte. Sie schien wirklich alle Angst verloren zu haben, und mich durchdrang ein unbeschreibliches Entzücken an der Seite des holden Geschöpfes, während unsere Kähne neben einander auf und nieder schwankten, als saßen wir in den Sätteln galoppirender Wagenrosse. Diesem Umstande war es mit zuzuschreiben, daß das folgende Gespräch so seltsamen, förmlich ruckweisen Verlauf nahm. Da sie mich nur verstohlen anschaute, um wieder schweigend vor sich hin zu blicken, während ich ihr jetzt so nahe war, daß ich das Beben ihres Busens bemerken konnte, fing ich wieder an:

„Darf ich Verzeihung hoffen? Ich glaubte Gefahr zu erkennen.“

Sie sah mich mit schener Freundlichkeit an, worauf sie fragte:

„Und mich erkannten Sie nicht wieder?“

„O, ich habe die Elfenkönigin erkannt, nach der ich so lange suchte,“ war meine Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Nordpolarnacht.

Gottlob, nun langt der Tag doch wieder! Wer ruft nicht Jahr für Jahr in unseren Breiten also mit Befriedigung aus, wenn einmal die Winter-Sonnenwende hinter uns liegt und unmerklich der Tagesbogen sich erweitert, bis man seine größere Länge vergnügt und frühlingsahnend bemerkt. Wie viel Hoffnung, wie viel Trost liegt doch in diesem Satz für das Herz, das von des „Winters Last erkrankt“ war. Und ist nicht Jeder ein wenig gedrückt wie Alles in der Natur, durch den Frost und den Schnee und den kurzen Tag mit seinen seltenen Sonnenblicken? Aber nun vergegenwärtige man sich deutlich das Gefühl, das die menschliche Brust durchbebt, wenn nach wochenlanger Nacht endlich die Sonne wieder über den Horizont steigt und auf die Erde ihre ersten Strahlen sendet.

Sommer und Winter, nur diese Zwei wechseln im hohen Norden mit einander, Frühling und Herbst reichen nicht über unsere Breiten hinaus. Mit der Tag- und Nachtgleiche im Herbst fängt auch der Polarwinter an. Immer niedriger läuft die Sonnenbahn über den Horizont, und die Stunden des Tages vom Aufgange bis zum Untergange werden immer weniger. Die Sonne hat im Sommer manche Nacht am Himmel gestanden oder sich kaum einen Augenblick auf den Horizont niedergelassen; nun ist Winterzeit, da will auch sie ruhen und sich für die langen Nachtwachen im Sommer entschädigen. Endlich vergißt sie es ganz, aufzugehen und dann ist über Land und Meer die lange Nacht ausgegossen. Der Sterne Heer

Digitized by Google

erlischt nicht mehr vor dem Glanz der Tagesleuchte, hell und klar in magischer Reinheit werfen sie ihr Licht auf die schweigende Erde, von der alles Leben geschwunden zu sein scheint. Zwischen ihnen zieht der Mond seine Bahn ringsum; wie die Sonne im Sommer, so bleibt er im Winter über dem Horizont. Phosphorisch leuchtende Wolken erscheinen, Lichtstrahlen zucken aus ihnen hervor, und in lebhaft buntem Glanze breitet sich der Nordschein über den tiefblauen Himmel aus. Noch kurzer Dauer löst er sich in einzelne Theile auf, verschwindet endlich, um einem anderen Platz zu machen; so treiben sie ihr neckisches Spiel, bis sie der wiederkehrende Tag verscheucht. Dabei herrscht allenthalben Todesschweigen. Die klare, kalte Luft läßt aus meilenweiter Ferne wohl einen Laut zu unserem Ohr gelangen, wenn ein Gletscher kracht oder das See-Eis springt, aber es ist alles starr und festgebannt. Vom äußersten Norden aber kommt der Schneesturm dahergebraust und wirft nieder, was sich ihm in den Weg stellt. An den Felsen rüttelt er, als wollte er sie vom Platze treiben; das unter dichtem Eise begrabene Meer wühlt er auf, daß die schweren Eisstücke aufheulen und sich gegeneinander stemmen, reibend und drängend einander selbst vernichten. Vergebens sucht das Auge die dichte Luft des Sturmes zu durchdringen, sie ist über und über mit Schnee gesättigt; dieser ist in feine, feine Nadelchen zerpeitscht und wird vom Sturm allenthalben hingeführt. Kein Kleid, kein Dach gibt Schutz gegen ihn. Er bohrt sich durch das dichteste Gewebe, bis er, selbst erstarrend und zusammenfrierend, den sichersten Schutz gegen sein ferneres Eindringen gewährt. Tagelang und mit kurzen Unterbrechungen auch wochenlang währt das Unwetter. Unglaubliche Massen Schnee häufen sich an, ganze Thäler füllen sich aus und Hügel verschwinden darunter. Wenn dann einmal der Sturm seine Wuth verschnauft hat und ruhig klares Wetter wird, dann bäckt der Frost die Schneemassen steinhart zusammen, daß man meinen sollte, die Sonnenscheine würde nimmer und nimmer die gefrornen Blöcke lösen. Die Berge des Landes, die den letzten Scheidegruß der versinkenden Sonne erhielten, künden, von glühendem Roth übergossen, zuerst den Thalbewohnern die Wiederkehr der Sonne. Nur Der begreift es, welche Beruhigung in dem Gedanken liegt, daß die Sonne wieder über den Horizont kommt, der selbst einmal die lange Nacht und die Winterstürme des hohen Nordens erlebt hat. Und doch haben Menschen jene traurigen Gegenden aufgesucht und haben sich dort häuslich niedergelassen. Upernivik, die nördlichste dänische Niederlassung in Grönland, liegt auf 72° 48′ nördl. Breite, dort verschwindet die Sonne am 12. November und kommt am 30. Januar wieder, die Nacht währt sohin 79 Tage. Omenak auf 70° 40′ nördl. Breite hat eine Nacht von 63 Tagen, doch da die Colonie von hohem Bergland überragt wird, verschwindet die Sonne schon 12 Tage früher und kommt eben so viele Tage später erst wieder zum Vorschein, so daß hier die Dunkelheit 87 Tage währt. Wardoehuus in Norwegen, die nördlichste Festung der Erde, liegt auf 70° 20 Minuten und hat eine Nacht von 56 Tagen.

Je weiter man sich dem Polarkreise nähert, desto kürzer wird die Nacht, und desto geringer ist ihr Dunkel. Upernivik hat 39 Tage, welche dunkler sind, als der dunkelste von Egedesminde, das auf einer Breite von 68° 43′ nur 40 Tage hat. In der Nähe des Polarkreises erreicht der Tag um Mittag fast seine vollkommene Helle. Es ist eine irrige Vorstellung, die man von der Polarnacht hat, wenn man wähnt, daß mit dem Verschwinden der Sonne sich ein fortwährend gleichmäßiges Dunkel über die Erde breite. Man vergesse nicht, daß sich auch dort oben die Erde dreht und sohin die Sonne dem Horizont, wenn sie ihn nicht überschreiten kann, doch um Mittag näher gerückt ist. Je näher sie ihm kommt, Das ist, je südlicher der Punkt liegt oder je näher dem Anfange und Ende der Nacht, desto deutlicher wird sich das Licht um Mittag und Mitternacht in Hell und Dunkel scheiden, und die lange Dämmerung, welche jenen Breiten eigen ist, hilft auch den Tag verlängern.

Eine weitverbreitete irrige Ansicht ist auch jene, daß der Nordschein wesentlich zu größerer Helligkeit beitrage. Der Nordschein ist immer nur ein heller, phosphorähnlicher Glanz am Himmel. Das hellste Nordlicht, in einer Decembernacht, welches ich erlebte, war eben stark genug, einen schwachen Schatten der Gegenstände zu werfen, und gestattete mir, das Großgedruckte eines Theaterzettels ziemlich deutlich zu lesen. Dazu aber, daß man in der langen dunklen Zeit doch in die Möglichkeit versetzt wird, etwas zu sehen, tragen zumeist die helle klare Luft und das intensive Licht bei, welches der Mond, selbst die Sterne verbreiten. Es ist unbeschreiblich, welch' unendlich erhabene Pracht eine nordische Mondnacht besitzt. Der magische Glanz, welcher Alles umfließt und der durch das blendende Weiß der Schneedecke noch bedeutend gehoben wird, die bizarren grotesken Formen, welche die steilen und scharfen Schatten hervorbringen, sowie die tiefe Stille, welche Alles bedeckt, machen auf die Seele einen gewaltigen Eindruck, der sich empfinden, aber nicht wiedergeben läßt. Unbemerkt gewöhnt sich auch das Auge an die Dunkelheit und lernt selbst bei geringer Beleuchtung die Gegenstände unterscheiden — eine Fähigkeit, welche mit dem zunehmenden Licht verschwindet. (Nach der „N. Fr. Pr.“)

## Miscellen.

**Karlsruhe**, im März. Schon manchmal wurde die Befürchtung laut, daß bei den übertriebenen Centralisationsbestrebungen unserer Zeit eines schönen Tages unser Landesvermögen unmerklich durchgehen könne. Die Intendanz der Hofdomänen scheint der Meinung zu sein, daß dies auch bei Regenwetter sich ereignen könnte. Wenigstens findet der Fremdling in dem botanischen Garten unter anderem folgenden Anschlag: „Auch ist das Durchgehen der Pflanzenhäuser mit ausgespannten Schirmen nicht gestattet.“

**Aus Iserlohn** wird der Behauptung des Staatsanz., daß die Nachricht von dem Sinken des Bodens gänzlich un-

Digitized by Google

begründet sei, entschieden widersprochen. Dieses Sinken werde schon seit Jahren wahrgenommen, es seien schon ungefähr ein Dutzend Häuser deßhalb abgerissen und andere polizeilich geschlossen worden. Neuerdings seien die Senkungen in bedenklichem Fortschritt begriffen. Namentlich die katholische Kirche biete einen gefahrdrohenden Anblick. Zum Glück sei diese Kirche aus Fachwerk aufgeführt; wäre sie ein gewölbter Bau, so würde sie schon längst in Trümmern liegen. Auch eine Menge Privathäuser seien in einem lebensgefährlichen Zustand, der sich täglich steigere.

St. Petersburg, 19. März. Heute vor acht Tagen haben die großen siebenwöchentlichen Fasten begonnen, in welchen Theater, Bälle und Festlichkeiten ruhen, und der eifrige Orthodoxe einen Küchenzettel führt, der unserem deutschen Gaumen eine Gänsehaut erregt, und auf dessen Liste eingesalzene Pilze, Gurken, Kohl, Knoblauch und alte Fische nebst Brennöl die wichtigste Rolle spielen. Der minder eifrige Russe labet nur in der ersten und der siebenten Woche. Alle aber, Fromme und Nichtfromme, benutzen die Woche vor und nach den Fasten zu den tollsten Ausschweifungen culinarischer Genüsse. Auf dem Balagam — dem Marktschwindel — der in diesen beiden Wochen nahe beim Winterpalais am Admiralitätsplatze stattfindet, ist der Volksjubel groß, besonders am Sonnabend in der Butterwoche, der Woche vor den Fasten, in welcher die Blini, Buttereierkuchen aus Weizenmehl, eine wichtige Rolle spielen, und zwar nicht bloß in russischen, sondern auch in deutschen Kreisen. Der gemeine Russe ergötzt feinerseits den Gaumen noch mit besonderer Vorliebe an Speise-Eis, welches mitten in der Winterkälte auf dem Balagam verkauft und von dem Käufer kurzweg mit der Hand in Empfang genommen wird, deren unsubere Spuren sich sofort der Eismasse mittheilen. Und während das Volk auf dem Balagam rudelweis in Thierbuden, Circus, Carrouselbuden, in Boufftheater und Puppentheater sich drängt, strömen die besseren Stände in die Vorstellungen der kaiserlichen Theater, die in der Butterwoche zwei- und dreimal täglich sich öffnen. Am Montag Morgens nach der Butterwoche schleichen Gestalten trübselig und stumm über die Straßen, und die in kurzen Fristen sich wiederholenden sieben Schläge der Fastenglocken dröhnen uns seltsam in die Ohren, wie Todtenglocken. Wir sind in den Fasten! (Allg. Ztg.)

Ein Kampf mit „des Meeres Wellen.“ Aus Gibraltar wird vom 12. März gemeldet: Ein furchtbares Doppelunglück hat die britische Schraubenfregatte „Ariadne“, Capitän Carventer, betroffen, welches den Tod von zwei Unterlieutenants (Jukes und Talbot) und neun Matrosen zur Folge hatte. Das Schiff war auf der Fahrt von Plymouth nach Gibraltar begriffen. Es befand sich ungefähr 300 Kilometer westlich von Oporto, als am vorigen Freitag, Morgens 7 Uhr ein Seemann über Bord fiel. Der zweite Kutter wurde sofort mit zwei Unterlieutenants und elf Leuten bemannt und herabgelassen, um den Mann zu retten; doch trieb das Boot bei dem starken Winde so weit vom Schiffe ab, daß es diesem außer Sicht kam. Der Capitän wurde besorgt und ließ gegen halb 9 Uhr die Maschine in Thätigkeit setzen um den Kutter zu suchen. Endlich erblickte man ihn, aber alle et nach etwa 300 Meter von dem Schiffe entfernt war, rollte eine schwere See über ihn hin, so daß er umschlug und die Bemannung mit den Wellen kämpfte. Die Wogen gestatteten es nicht, die „Ariadne“, ein sehr langes Schiff, nach den Unglücklichen hinzusteuern. Der Capitän ließ daher den ersten Kutter bemannen; aber o Schrecken! als dieser in's Wasser hinabgelassen wurde, stieß er an, und die beiden Offiziere nebst den elf Leuten stürzten ins Wasser. Nun war auf zwei Schaupfätzen des Unglücks Rettung zu bringen. Ein Boot war nicht mehr vorhanden; es wurden daher Schwimmgürtel, Stangen, Taue, kurz Alles, was zu haben war, ins Wasser geworfen und es gelang noch, die neben dem Schiffe Schwimmenden zu retten, nur Einer von ihnen verlank. Die Sorge wandte sich jetzt wieder den andern Unglücklichen zu, von welchen man einen nach dem andern erschöpft untersinken sah, bis noch fünf übrig waren. Die „Ariadne“ wurde in ihre Nähe gelenkt; drei hatten sich an dem Kutter, ein vierter an einem Balken festgehalten und wurden herausgezogen, aber auch auf den schaurigen Scenen kam nun die herzzerreißendste. Der stürzte und letzte Ueberlebende hatte sich schwimmend an das Boot gerettet, eine Hand ertaste die Kante, seine Rettung schien sicher, da verließ ihn die Stärke, welche ihn so lange fast das Unmögliche hatte überstehen lassen, und er fiel zurück in die wogende See. Der Bootsmann Ellis (einer von denen, welche von dem Schicksal des unglücklichen Kriegsschiffes „Captain“ erzählen können) sprang ihm nach, erfaßte ihn und hatte ihn schon wieder an das Boot gebracht, als er plötzlich mit dem Kopfe an einen Bolzen an der Seite des stark rollenden Schiffes stieß und für den Augenblick betäubt den Matrosen fahren ließ. Der zweimal Gerettete verlank zum Schrecken Aller; der Bootsmann wurde noch glücklich an Bord gebracht. Gestern Morgens kam die „Ariadne“ nach neuntägiger Fahrt von Plymouth hier in Gibraltar an, um die traurige Kunde von ihrem Verluste zu melden. (Die steten Unglücksfälle der englischen Marine scheinen zu beweisen, daß diese lange nicht mehr das ist, was sie früher gewesen.)

Sonnenblumen als Desinfections-Pflanzen. Es richtete sich neuerdings die Aufmerksamkeit auf den für die Gesundheitspflege in Sumpfgegenden sehr förderlichen werthvollen Anbau der Sonnenblumenpflanze. Viele Thatsachen haben zur Annahme geführt, daß die Sonnenblume die Eigenschaft hat eine mit Sumpfmiasmen beladene Luft zu reinigen, indem sie eine große Menge Feuchtigkeit und schädliche Gase an absorbiren vermag und osmotischen Sauerstoff ausbaucht. Im Zusammenhange damit hat die französische Sanitätsbehörde den Anbau der Sonnenblume als einer sehr nützlichen Pflanze empfohlen; die Samen derselben geben ca. 40 pct. fettes Oel, die Blätter ein gut verdauliches Viehfutter und die Stengel, reich an Stickstoff und Kalisalzen, einen guten Dünger. Bekanntlich wird die Sonnenblume in bedeutendem Umfang in Rußland cultivirt; im Jahre 1866 wurden daselbst mehr als 100,000 Centner Sonnenblumenöl im Werthe von 7½ Millionen Rubel gewonnen und zum Theil auch ausgeführt.

Ueber die als Heilmittel gegen Krebs unlängst vielgepriesene Curburango-Rinde schreiben die Berliner „Industrie-Blätter“: „Die Curdurango-Rinde hat sich hier als ein völlig werthloses Mittel ergeben; es war das nach dem Geschrei, welches von derselben gemacht wurde, vorauszusehen.

## Charade.

(Zweisylbig.)

Wo Mannigfaltiges zum Ganzen sich vereint,
Tritt Dir das Erste wundervoll entgegen;
Schau an die Zeiten, wie die Räume, es erscheint
Dir da; gebeimnißvoll wirkt es zum Segen
Im Bilde, wie in Tönen; ja im Denken
Kann es Dich schön zur reinen Wahrheit lenken;
Auch haben es als göttlich schon die Alten
In Ehren und für heilig stets gehalten.

Das And're wird an jedem Berge sein;
Willst Du der schönen Aussicht Dich erfreu'n,
So wandt Du über, auf und mit der Zweiten
Hinan zum besserschauten Ziele schreiten.
Das Ganze mag Homer Dir nennen
Als Kunstwerk, Tempelschmuck und Hausgeräth;
Doch solltest Du es noch nicht kennen,
Dann wart' auf's Blatt, worin die Lösung steht.

**Auflösung der Charade in Nr. 35:**
Grabscheit.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 42. Speyer, Samstag, den 6. April 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Da unsere Schiffchen jetzt stärker schwankten, so daß ich mit der Hand nach dem Rande ihres Kahns greifen mußte, um sie beisammen zu halten, war eine Pause eingetreten, nach welcher sie mit verändertem, fast leidvollem Tone anfing:

„Ich weiß, Sie haben lange gesucht. Aber die Sie suchten, bin ich nicht."

„Sie nicht? Wer denn?"

„Es ist meine Schwester. — Leider ist meine Schwester nicht mehr für Sie erreichbar."

„Ich weiß es," sagte ich traurig, aber verwundert. „Ich habe die Unglückliche lange betrauert."

Das junge Mädchen lächelte mich an, als es jetzt erwiderte:

„Sie ist glücklich."

„Ja, wie die Todten es sind."

„Sie lebt."

„Lebt?" fragte ich zurück und sah bestürzt nach dem schönen jungen Geschöpfe, dessen Reden ich nicht mehr begriff.

Ein Grauen beschlich mich. „Um Gotteswillen", dachte ich, „ist das Mädchen von Sinnen?" Der Gedanke überkam mich plötzlich, griff mir eiskalt an's Herz.

Sie jedoch sah mich mit ihren großen leuchtenden Augen an, da sie wiederholte:

„Sie lebt, lebt glücklich!"

„Ja", erwiderte ich trübe, und ein unendliches Leid und Erbarmen um das holde Geschöpf hatte mich überkommen. „Sie lebt glücklich in der Tiefe — im Elfenlande."

Sie wollte antworten. Es schien mir, sie wolle berichtigend hinzusetzen: „In der Erinnerung!" Doch schwankte ihr Kahn jetzt so heftig, daß ihr das Wort nicht mehr von den Lippen kam. Eine starke Woge warf das leichte Fahrzeug von meiner Seite. Die Wellen gingen dabei so hoch, daß es im Nu hinweg getrieben wurde.

Vom Ufer her erscholl der ängstliche Ruf einer Frauenstimme:

„Fräulein Minna! Fräulein Minna! Um aller Heiligenwillen, wo sind Sie denn? Geben Sie doch Antwort! Du blutiger Heiland, was soll das werden?"

Ich selbst wandte alle meine Kraft und Geschicklichkeit an, das kleine gefährdete Schiffchen nicht aus dem Gesichte zu verlieren, während es gleich einem Gummiball dahin hüpfte. Mühsam brachte ich endlich meinen Kahn wieder an dessen Seite, als der leichte Nachen, an mir vorbeischießend und mit der Strömung kämpfend, vergeblich das Ufer zu gewinnen suchte. Der Wogenprall hätte das schwache Fahrzeug sicher wieder in den See zurückgeschleudert, wäre ich jetzt nicht mit raschem Entschluß aus dem Kahn in's Wasser gesprungen, um ihren Nachen am Rand zu fassen und an's Land zu ziehen.

Mit einem leisen Schrei war sie meiner Bewegung gefolgt. Als ich ihr nun die Hand reichte, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein, fühlte ich, wie ihre zarten Finger heftig zitterten. Ja, ihre ganze Gestalt bebte so merklich, daß ich befürchten mußte, sie vermöge den kleinen Sprung an den trockenen Strand nicht zu machen.

So schlang ich denn meinen Arm mit rücksichtsvoller Sorglichkeit um ihre Gestalt und hob sie mit leichtem Schwung auf den festen Boden, wobei sie sich mit sichtlicher Angst und beklommener Verschämtheit an mich anklammerte und ihr liebes Antlitz an meinen Schultern barg.

Mir war es, als könne ich sie nicht wieder aus meinen Armen lassen. Als es jedoch nunmehr geschehen mußte, fiel mir schwer, ihre Sorge wegen meiner durchnäßten Kleider zu beschwichtigen. Dabei genügten die wenigen abgebrochenen Worte, um jede betrübende Muthmaßung über ihre Gemüthsverfassung schwinden zu lassen. Ich konnte zugleich entnehmen, daß ihre Angehörigen die Sommerfrische an diesem herrlichen Strande genossen und bat um die Erlaubniß, sie nach dem Sommersitz geleiten zu dürfen, wo die Eltern ihrer warteten.

Noch durchschauert von der Aufregung des Moments hing jetzt das holde Wesen an meinem Arme, als wir den Uferweg entlang schritten, während neben uns am Strande der unruhige See schäumend und brandend anwogte. Schweigend wanderten wir die

Digitized by Google

kurze Strecke zwischen den in Obstgärten versteckten Häuschen am Ufer dahin. Und wie viel hätte ich doch zu fragen und zu sagen gehabt! Als der Vollmond wieder hell zwischen den Wolken hervor trat und meine Blicke auf ihrem halbgesenkten Antlitze weilten, schmeichelte ich mir, ihrer Befangenheit die glücklichste Deutung geben zu dürfen. Wollte mir doch scheinen, als drücke auch ihre Miene eine Ueberfülle von Empfindungen und Gemüthsbewegungen aus, als genieße sie still und innig ein lang ersehntes und unverhofftes Glück, wie ich selbst.

Wie selten findet man in solchen Situationen das richtige, unsern Gefühlen entsprechende Wort. Man tastet umher, ohne sich zu getrauen, den vollen Herzenston anzuschlagen, der seines Ausdrucks harrt und ihm doch wieder scheu und schamhaft ausweicht.

Als ich endlich zu ihr sprach, waren Wort und Gegenstand meinem Gemüthe fremd; die Unterhaltung bewegte sich mühsam in Nichtigkeiten über den bewegten See und die Schwierigkeit zu landen. Auch von der Vergangenheit wagte ich nicht zu reden, aus Furcht, eine schmerzhaft klingende Saite anzuschlagen. In derselben Grenze bewegten sich ihre schüchternen Antworten. Als ich sie nun nach der Dauer ihres Aufenthaltes am See fragte, antwortete sie, daß dies von den Umständen abhänge.

„Wir erwarten heute noch Adolfs Rückkunft aus der Stadt", fügte sie mit ihrer sanften Stimme hinzu, „und je nachdem er sich entschließen kann, noch länger hier zu verweilen oder abzureisen, werden auch meine Eltern sich bestimmen lassen, den Aufenthalt zu verlängern oder die Heimkehr zu beschleunigen."

Der Name Adolf fiel mir auf und nicht minder die Wichtigkeit und der bestimmende Einfluß, der seinem Träger beigemessen war. Wahrscheinlich gab ich dies auch in irgend einer Weise kund. Als unterdessen der Lichtschimmer eines Fensters durch die Waldlücken drang, erhob sie mehrmals in bedeutsamer Weise den Blick nach demselben. Doch nahm ich keinen Anlaß, meine Schritte zu beschleunigen und so das Zusammensein mit dem holden Geschöpfe abzukürzen, dessen Aufenthalt am See ohnehin nicht vom eignen Willen abhing und vielleicht nur zu bald sein Ende erreichte.

„Es wäre nicht unmöglich", erklärte sie mit dem Tone leisen Bedauerns, „nicht unmöglich, daß Adolf durch dringende Geschäfte alsbald zurück gerufen würde."

Adolf! Warum berührte mich der Name so seltsam! Warum klang er mir aus diesem schönen Munde nicht angenehm, ja widerlich! Ich wollte etwas fragen und brachte die Frage nicht heraus, und endlich wäre sie nicht mehr möglich gewesen. Denn in der Richtung, wo der Lichtschimmer aus den Fenstern eines Hauses fiel, erschollen ängstliche Stimmen und rasche Tritte. Gleich darauf kam ein Mann behende um die Krümmung des Weges gelaufen, blieb aber bei unserm Anblick im Dunkel stehen, — eine hohe, elegante Gestalt.

„Minna!" rief er uns entgegen.

„Adolf!" erwiderte meine reizende Gefährtin lebhaft, freudig, fast jauchzend, und riß sich ohne Rückhalt von meinem Arme los, um dem Manne entgegen zu eilen.

Ich sah, wie derselbe sie in seinen Armen auffing und sie zärtlich zu sich emporhob. Meine Gegenwart war vergessen, — ich, der Fremde, wurde nicht weiter beachtet.

Ich war hier überflüssig geworden. Mit Geierkrallen griff es mir an's Herz. Ein heftiger Schmerz schnürte mir die Brust zusammen, preßte auf mein Inneres bis hinauf zum Schlund. Bis dahin hatte ich diesen Schmerz noch nicht gekannt, der mir tausendmal brennender in der Seele lag, als im Körper.

Mich wendend und ohne noch einmal umzublicken, schritt ich den Strandweg rasch zurück, nach der Stelle, wo der kleine grönländer Kahn Minnas noch an's Land gezogen lag. Mit Eiseskälte im Herzen sah ich den Nachen, der das schöne Wesen getragen. Ich suchte nach meinem eigenen Kahn, konnte ihn jedoch nicht entdecken, da ich ihn in der Hast beim Herausspringen den Wellen überlassen hatte, die ihn mit fortgerissen haben mußten. Ohne mich weiter zu besinnen, löste ich einen der Fischerkähne ab, sprang hinein und trieb ihn, unbekümmert um die reißende Strömung, über den See, — in welcher Gemüthsverfassung, will ich nicht schildern.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Jülich'sche Dampfofen, ein Vertilgungsmittel der Feldmäuse.

Ueber diese Erfindung schreibt Herr v. Rosenberg-Lipinsky dem „Landwirth":

Der Apparat wird aus doppelt starkem Eisenblech angefertigt und besteht aus einem Rohre von 48 Zoll Höhe, in der Form eines gewöhnlichen Ofenrohres, mit einem Durchmesser oben von 20 Zoll und unten von 18 Zoll. Durch einen Deckel von Eisenblech ist das Rohr oben fest verschlossen; in der Mitte dieses Deckels wird jedoch ein eisernes offenes Mundrohr von 5 Zoll Höhe und 3 Zoll Durchmesser fest genietet, um durch dasselbe beim Räuchern mittels eines Handblasebalges (der eine 10 Zoll lange eiserne Spitze haben muß) den Rauch in die Mäusegänge zu treiben. Unten ist der Ofen offen; um jedoch das Herausfallen des Brennmaterials zu verhüten, befindet sich 12 Zoll über der unteren Oeffnung des Ofens ein runder Rost von Gußeisen, der durch einen das Rohr quer durchschneidenden starken eisernen Vorstecker mittels einer in der Mitte des Rostes festgenieteten Schleife festgehalten wird, jedoch beim Füllen des Apparates herausgenommen werden kann. Zum Tragen des Apparates ist oben in Höhe von 22 Zoll über dem Deckel desselben querüber ein rundgedrehter hölzerner Bügel (Griff) von 23 Zoll Breite angebracht, der mittels runder eiserner Seitenstäbe an den äußeren Wandungen des Ofens fest vernietet ist, jedoch eine etwas geneigte Richtung erhalten muß; denn wenn der Ofen, Behufs seiner Füllung, vollständig umge-

Digitized by Google

kippt wird, muß jener Bügel zugleich mit einer an der gegenüberliegenden Seite des Ofens frei herabhangenden eisernen Schiene von 3 Zoll Breite, 2 Zoll Dicke, 44 Zoll Länge, unten in einer knieförmig gekrümmten Spitze endend, dem Apparat als Stützpunkt (Fuß) dienen. Diese Schiene ist unterhalb des oberen Deckels des Ofens durch ein Band an das Rohr angenietet, jedoch mit einem Charnier versehen, damit beim Umkippen des Ofens die Schiene gleichfalls zurückschlagen kann, und nun mit der knieförmigen Spitze in den Erdboden greifend, dem Ofen einen Stützpunkt darbieten kann. Diesen höchst einfachen Apparat kann jeder Schlosser und auch jeder Dorfschmied in einem Tage bequem anfertigen. Je nach der gewählten Stärke des Eisenblechs kostet derselbe 2½ bis 3 Thlr.; zum Handblasebalg wähle man das größte Format, denn je stärker der Luftdruck ist, desto wirksamer wird der Rauch in die Mäusegänge getrieben. Behufs der Füllung des Apparates mit Brennmaterial wird derselbe vollständig umgekippt, der Rost herausgenommen, das Rohr ca. zu ⅔ mit Material gefüllt, das letztere durch einen leicht brennbaren Stoff angezündet, der Rost schnell wieder eingefügt, der Ofen in seine gewöhnliche Stellung zurückversetzt und nun schleunigst durch das auf dem Deckel angebrachte Mundrohr mittelst des Blasebalges lebhaft das Erglühen der Füllung bewirkt. Diese Procedur wird natürlich erst im Felde vorgenommen und ist jetzt der Apparat für das Räucherungsgeschäft fertig. Das beste Material gewährt die Steinkohle durch die Entwicklung eines besonders starken und erstickenden Rauches, sodann Torf oder Ulmenholz. Ganz besonders empfehle ich, während des Räuchern durch das Mundrohr ab und zu kleine Stücke Schwefel von der Größe einer kleinen Erbse in den Ofen werfen zu lassen, weil der Schwefeldampf das Ersticken der Mäuse ungemein beschleunigt. Zur Bedienung des Apparats sind erforderlich: 1 Mann und 2 Kinder von 10 bis 11 Jahren, denen man kleine runde hölzerne Hämmer an langen Stielen in die Hand gibt, um die dampfenden Mäuselöcher zuzuschlagen. Natürlich wählt man hierzu wo möglich stets dieselben Personen, da, wie bei allen solchen Geschäften, die Einübung den Erfolg sichert.

Der Gang des Vertilgungsverfahrens ist nun der folgende: Sobald im Frühjahr die Felder genügend übersrodnet sind, lasse ich durch Kinder unter Aufsicht das gesammte Feld absuchen. In jedes Mäuserevier, welches durch die frisch ausgeworfene Erde die darin lebenden Bewohner verräth, wird ein Holzpfählchen oder ein Baumreis als Marke senkrecht und so tief in die Erde gesteckt, daß der Wind es nicht umwehen kann; dieses zeigt der Bedienung des Apparats die einzelnen zu räuchernden Stellen schon von Weitem an. Der Ofen wird jetzt über den besahrensten Eingang des Mäuserevirs möglichst fest in den Erdboden eingedreht; geschieht dies nicht sorglich, dann geht zu viel Rauch verloren; es dringt zu viel athmosphärische Luft in die Mäuselöcher und diese schützt die an den gewohnten Ausgang geeilten Mäuse lange Zeit vor dem Erstickungstode. Der mit der Räucherung beauftragte Arbeiter stellt die eiserne Spitze des Blasebalges in das Mundrohr des Ofendeckels und durch ein wiederholentliches lebhaftes Pumpen treibt der starke Luftdruck nun den Rauch heftig in das Innere der Mäusewohnung. Fast augenblicklich sieht man — oft auf eine Entfernung von 15 Schritten — aus allen Mäuselöchern oder der lockeren Erddecke über den Gängen den Rauch massenhaft ausströmen, und nun beeilen sich die Kinder mittels der hölzernen Hämmer die rauchenden Löcher und sonstigen Stellen fest zuzuschlagen, um hier das Entweichen des Rauches, resp. das Einströmen frischer Luft zu verhindern. Dieses Festschlagen muß aber vorweg zuerst auf den entferntesten Punkten vom Ofen geschehen, und erst zuletzt in der Nähe des letzteren; denn sonst schließt man vorweg das Strömen des Rauches in die entfernteren Gänge ab und ihre Bewohner bleiben am Leben. Daher dürfen überhaupt die Mauselöcher nicht eher zugeschlagen werden, als bis der ihnen entströmende Rauch zeigt, daß sie zu ein und demselben Reviere gehören. Denn zwei verschiedene Reviere begrenzen sich oft ganz, ohne jegliche Verbindung, während in entgegengesetzter Richtung das einzelne Revier zuweilen seine Grenze auf 12—15 Schritte ausdehnt. Durch das Zuschlagen der Löcher, bevor sich in ihnen der Rauch zeigt, werden dann diese Mäuse vom Erstickungstode gerettet. Je nach dem Umfang des Mäusereviers, der sich durch das Ausströmen des Rauches zu erkennen gibt, und je nach der Porosität des Bodens genügt das Räuchern auf die Dauer von 1—2 Minuten, um sämmtliche Bewohner eines gemeinschaftlichen Reviers zu tödten, besonders wenn ab und zu Schwefel dem Material beigegeben wurde. Auf Rainen und Grabenufern, bei denen der Apparat sich nicht fest anschließend an den Erdboden anschließen läßt, ingleichen bei Stellen, die vom Maulwurf stark durchwühlt sind, ist eine längere Zeit erforderlich. Nach dem Abheben des Apparates von dem geräucherten Revier muß das unter dem Rohr offen gebliebene Mäuseloch gleichfalls recht fest zugeschlagen werden, um den Rauch im Innern des Reviers möglichst lange zu erhalten und zu verhüten, daß nicht etwa einzelne Mäuse, die bloß ohnmächtig waren, durch das Zuströmen frischer Luft sich wieder erholen. Nach Verlauf einiger Tage müssen die von den Mäusen gesäuberten Flächen sorgfältig begangen und die beim ersten Räuchern etwa verungsückten oder durch auswärtige Mäuse neu in Besitz genommenen Reviere nochmals bezeichnet und geräuchert werden. Gibt es auf der Flur nur erst vereinzelte Mäusefamilien, wie dies im Frühjahr meist der Fall ist, dann lassen sich mit einem Apparat täglich mindestens 25 Morgen von den bösen Gästen vollständig säubern, während bei massenhaft vorhandenen Mäusen dies kaum auf 2 Morgen glückt, und die gesäuberten Reviere nach ein paar Tagen immer wieder von Mäusen der angrenzenden Flächen in Besitz genommen werden und ein wiederholentliches Räuchern erfordern. Daher ist der Beginn der Mäusevertilgung im Frühjahr die Haupt-

Digitized by Google

sache. Die einzelnen Klagen, welche früher über die Unbrauchbarkeit des beschriebenen Apparats verlauteten, können nur in dem nachlässigen Verfahren der Arbeiter und dem Mangel ihrer Controle durch den Grundbesitzer ihre Erklärung finden. Wenn in den von den Feldmäusen in der Regel stark heimgesuchten Gegenden die Landwirthe allgemein oder doch in der Mehrheit mit Interesse und Energie mein Verfahren bei der Vertilgung adoptiren wollten, dann würde die bedrohliche Mäuse-Calamität mit einem Male von der Tagesordnung verschwinden.

## Miscellen.

**Ueber die Bodensenkungen in Iserlohn** wird der Allg. Ztg. von dort, Ende März, geschrieben: Von einem plötzlichen Einbrechen des Bodens ist gar nicht die Rede. Seit einem Menschenalter nämlich ist am nordöstlichen Ende der Stadt ein Tiefbau auf Galmei und Zinkblende im Betriebe. Die Gänge ziehen sich von da in die Stadt hinein unter einen fast nur von kleinen Häusern bestandenen und von Bürgern und Arbeitern bewohnten Stadttheil. Die am Bergwerk aufgethürmten Halden decken den Boden im Durchschnitt 10—20 Fuß hoch auf einem Raum von wohl 50 Schritt im Durchmesser. Daneben ist eine Dampfmaschine in fortwährender Thätigkeit und fördert einen kleinen trüben Bach. Dadurch schwindet natürlich der Boden auf dem von den Gängen unterhöhlten Gebiet allmählich; sowohl durch die Entziehung des Wassers und der mechanisch mitgerissenen Stoffe, als durch Einsinken der abgebauten Gänge und Nester. An einzelnen Stellen beträgt die Senkung wohl 30 Fuß. Auf dem von Häusern bestandenen Raume, welcher etwa 150 Schritt im Durchmesser hat, ist sie natürlich viel geringer; seit 4 Jahren ist der Boden um 3½ Fuß an einer der bedrohtesten Stellen gesunken; aber nicht gleichmäßig, sondern zu einer Mulde, so daß alles Fachwerk der Häuser sich verschiebt, die Fenster schief werden und nicht mehr schließen, die Gläser springen. Die Bildung der Mulde hat außerdem den Abfluß des Wassers auf der Oberfläche unmöglich gemacht, so daß die meisten der dort liegenden Häuser durch Feuchtigkeit sehr leiden, viele schon durch Fäulniß der Balken baufällig geworden. Eingestürzt sind Umstände wegen abgetragen sind bis jetzt im letzten Jahre etwa 6 Häuser; der sichtlich bedrohten Bauwerke werden etwa 5mal so viele sein. Die katholische Kirche, welche massiv, aber nur im Chor gewölbt ist, steht im Thurm und Chor fest, aber die Mitte zeigt mehrere arge Risse, welche bis zu 4 Zoll klaffen; außerdem hat sich die ganze Mitte etwas gesenkt. Die Stadt ist, neben dem Schaden ihrer Bürger, jetzt auch durch den Umstand interessirt, daß die Gas- und Wasserleitungsröhren an jenen Stellen bersten. Eine Entschädigung und Sicherstellung der Berührten wird schwerlich in vollem Maße geleistet werden, da die Gesetze keine genügende Handhabe (?) dazu bieten. Bis jetzt freilich hat die Bergwerksgesellschaft bereits in vielen Fällen möglichen Ersatz gewährt; vielleicht geschieht es, da die Stadt jetzt in Mitleidenheit gezogen ist.

**Genf** starb in diesen Tagen in F. J. Pictet de la Rive seinen bedeutendsten Naturforscher und mit ihm einen seiner besten Männer. An den Folgen eines in Bern, wo er seine Pflichten als Volksvertreter erfüllt, gethanen Falles starb er unerwartet schnell. Als Bürger ragte er durch edlen Charakter und Rechtlichkeit hervor; er war ein trefflicher Redner. Als Gelehrter — Zoologie und Paläontologie waren seine Hauptgebiete, in Geologie arbeitete er besonders in den letzteren Jahren — war er durch Scharfsinn, klares Denken und außerordentliches Talent in Beherrschung und Gliederung eines überwältigenden Stoffes, wie besonders seine paläontologischen Arbeiten ihm boten, ausgezeichnet. Trotzdem einige seiner Arbeiten in vielumstrittenen Fragen direct und tiefer eingriffen, kann man von ihm sagen, daß er keinen Feind hatte, denn seine Unparteilichkeit war so groß, wie seine Sachkenntniß, und seine Uneigennützigkeit wurde allgemein anerkannt. Die hervorragende Stellung, welche die schweizer Geologie heute einnimmt, ist nach der paläontologischen Seite wesentlich sein und seiner Schüler Werk. Die Sammlung von Kreideversteinerungen, die er hinterläßt, ist eine der größten, vielleicht die reichste in ihrer Art. Von seinen Schülern ist ihm E. Claparede vorausgegangen, aber Lauriol, Renevier u. A. werden wenigstens auf wissenschaftlichem Gebiete seine Traditionen, die gleichzeitig die der guten alten genfer Schule Saussure's, De Candolle's u. A. sind, lebendig erhalten.

---

**Die aus Jütland** angekommenen Zeitungen enthalten Berichte über die Schneestürme der vorigen Woche. In Thisted waren die Straßen so hoch voll Schnee, daß man sich Gänge unter demselben durchgraben mußte. Stellenweise ragten nur die Spitzen der Dächer aus dem Schnee hervor. In Hobro lag der Schnee 10 bis 12 Fuß hoch; die Bürgerschule war total eingeschneit und vor einem anderen Hause reichte der Schnee bis zum dritten Stockwerk. Von der jütischen Stadt Hjörring sind bis jetzt noch gar keine Nachrichten eingetroffen. Vor einigen Jahren hatte diese Stadt ebenfalls das Schicksal, eingeschneit und von dem Verkehr mit der Außenwelt ganz abgeschlossen zu sein. Damals dauerte dieser Zustand fast 14 Tage. — In Silkeborg sollte am Freitag ein Jahrmarkt abgehalten werden, es kam aber nicht ein einziger Marktbesucher; der Schnee hatte nämlich die Eingänge der Stadt vollständig geschlossen.

---

**Ein neues französisches Feldgeschütz.** Die neueren Nachrichten über das in letzter Zeit so viel besprochene neue französische Hinterladungs-Feldgeschütz (canon do sept Kilogrammes oder canon Trochu) scheinen in der That bestätigen zu wollen, daß die höchsten Anstrengungen zu rechtfertigen, um durch eine zeitgemäße Fortbildung des deutschen Geschützsystems das Uebergewicht über die gleichartigen französischen Anstrengungen zu behaupten. Während bei den ersten Geschützen dieser Art, deren 34 mit der Uebergabe von Paris in den deutschen Besitz übergegangen sind, die Seele dieser Geschütze nur ein theilweises Stahlfutter enthielt, sind die Franzosen jetzt bereits zur Herstellung derselben aus Stahl fortgeschritten, von denen zur Zeit 400 Stück fertig gestellt sein sollen. Als die Fabrik, aus welcher diese Stahlgeschütze hervorgegangen sind, wird die von Petin und Gaudet in Rive de Gier bei St. Etienne bezeichnet, und es sollen einige dieser Geschütze einen Dauerversuch von 1000 Schüssen mit gewöhnlicher Pulverladung und von 13 Schüssen mit verstärkter Ladung ausgehalten haben ohne eine merkliche Veränderung zu zeigen. Es würde demnach den französischen Technikern gelungen sein, was die englischen seit Jahren schon vergeblich erstrebt haben. Dem Kaliber nach steht dieses neue französische Feldgeschütz zwischen dem preußischen 4- und 6-Pfünder etwa in der Mitte; doch doch übertrifft es beide in dem Gewichte des Rohres, wie der Ausrüstung. Uebrigens besitzt daßselbe bereits eine für Frankreich verhängnißvolle Geschichte. Es waren nämlich 206 derartige Geschütze, deren Entführung nach dem Montmartre den Kampf der Commune einleitete, und sie haben in letzterem ihre Probe wider die Truppen der Nationalversammlung abgelegt, welche übrigeirts nur 24 derartige Geschütze gerettet hatten. Als Erfinder oder eigentlich nur als Constructeur wird der Major de Rissfor genannt, welchem auch die Erfindung der Mitrailleusen zugeschrieben wird. Auch die Jumber des neuen Geschützes, das Granaten, Shrapnels und Kartätschen verfeuert, werden als bereits ganz außerordentlich verbessert bezeichnet.

---

Wir ersuchen die geehrte Persfferin des Preisräthsels in Nr. 37 der Palatina um gefällige Einsendung der Auflösung.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 43. Speyer, Dienstag, den 9. April 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Der Schlaf floh mich in der Nacht, und erst gegen Morgen drückte mir das beginnende Licht die müden Augen zu. Ein starkes Pochen an der Thüre meines Zimmers weckte mich auf. Die Sonne schien schon warm zwischen den Vorhängen hindurch und malte goldene Felder auf die Wand. Draußen aber rief eine starke Stimme:

„Hollah, Herr! He da, Herr Maler!"

„Was gibt's denn?" fragte ich, da ich meines Hauswirths Stimme erkannte, die er mit Faustschlägen und Fußtritten an die Thüre nachdrücklich begleitete.

„Sind Sie denn daheim?" fragte er.

„Ich dächte wohl!"

„Also nicht heute Nacht im See ertrunken?"

„Weiß nichts davon."

„Na, Gott sei Dank! verlier' ich doch den Miethzins nicht!"

Aergerlich über solche ungerechtfertigte Störung im besten Schlaf, wünschte ich ihn zum Henker und fragte, wie er zu der Annahme komme, ich sei ertrunken.

„Ja, wissen Sie", erhielt ich die Antwort, „heut' Nacht ist im See so ein dämischer Maler zu Grund gegangen, und da dacht' ich halt, das könnt' kein anderer sein als meiner."

Jetzt hieß ich ihn aus dem Zimmer gehen und sprang darauf aus dem Bette, da ich mich erinnerte, daß Schmidt versprochen hatte, an den See zu kommen, was ich völlig vergessen hatte. In die Kleider fahrend, eilte ich durch die Obstgärten zur sogenannten „Lände" am See, wo ich eine Gruppe eifrig sprechender Leute überraschte, in welcher „Früchtl", der rothhaarichte Aufwärter, das große Wort führte. Das habe man voraussehen können, sagte er, daß es mit dem tollen Maler noch ein solches Ende nehmen würde; man habe in der Frühe dessen wohlbekannten Kahn leer im See gefunden und er selbst sei nun eine Speise der Fische. Gleichzeitig jedoch kam jetzt Schmidt, dampfend vor Eile und Aufregung, des Wegs daher.

„Ha, Fischer, Sie leben? Ueberall am See heißt es, die Seenixe habe Sie endlich am Schopf gekriegt."

Als ich ihm versicherte, daß ich dagegen gefürchtet habe ihm sei das Unglück zugestoßen, meinte er:

„Ja, nicht wahr, Du lieber Gott! Und ich habe Ihnen das Geld noch nicht zurückgegeben!"

Das war also seine Sorge! — Mich verdroß es, daß ich ihm eine Bürde aufgelastet, statt eine Erleichterung zu schaffen. Indessen war „Früchtl" auf meine Person aufmerksam geworden, die er schon den Fischen zum Fraß vorgeworfen hatte. Um kein Mittel verlegen, sich in seiner Autorität zu erhalten, führte er jetzt zu eignem und fremdem Troste in seinem Kreise einige erbauliche Sprüche an, wie: „Unkraut verdirbt nicht!" oder: „wer an den Strick soll, ertrinkt nicht!" bis Schmidt zu der Bemerkung Anlaß nahm, daß „Früchtl" im Hinblick auf diese Wahrheit ruhig die Reise nach Amerika antreten könne. Denn es verlautete bereits die betrübende Kunde, „Früchtl" wandere aus.

Ich hatte seiner nicht Acht, sondern sprach mit Schmidt, der wieder auf einer Tour in's Hochland begriffen war, über meine Angelegenheiten. Die Bitterkeit meines Herzens leuchtete durch meine Mittheilung über das Abenteuer der verflossenen Nacht. Aufmerksam und mit ruhiger Erwägung hörte mich der Freund an. Endlich sagte er:

„So wäre ja das Räthsel endlich gelöst! Die Kleine also war die Nixe, die uns so lange äfte! — Nun, eine natürliche Aufklärung war zu erwarten. Wenn sie ihrer Schwester so ähnlich ist, muß es ja wirklich ein liebenswürdiges Geschöpf sein. Schade darum, daß sie auch schon versagt ist. Das wäre die rechte Braut für Sie gewesen, lieber Fischer. Weil's aber nicht kann sein, bleibt man allein. Graue Haare darf man sich nicht darüber wachsen lassen, sonst sieht man vor der Zeit alt aus. Uebrigens muß es nicht gerade ihr Bräutigam gewesen sein, dem sie sich vor Ihren Augen an den Hals warf."

„Wer denn?" fragte ich zweifelnd und verzweifelt.

„Das konnten Sie erfahren, wenn Sie nicht davon rannten. Jetzt sind Sie nicht einmal sicher, ob sie überhaupt verlobt, oder ob sie nicht gar schon verheirathet ist. Oder, he? Hat Minna keinen Bruder?"

Digitized by Google

„Ich habe nie davon gehört, weiß es jedoch nicht gewiß!“ sagte ich jetzt mit aufleuchtender Hoffnung.

„Sie wüßten es, wenn Sie gestern fließen geblieben wären“, erwiderte Schmidt, „und Sie können sich noch Gewißheit verschaffen, wenn Sie mich meiner Wege gehen lassen, der Familie Birkmann einen pflichtschuldigen Besuch machen und sich wegen Ihres Fortlaufens entschuldigen. Guten Morgen, Herr Fischer! Wenn Sie das Geld wieder brauchen, sagen Sie mir es vorher, daß ich mich darnach richten kann. — Gewißheit ist in allen Dingen gut!“

Er hatte Recht. Sogleich schritt ich zur Ausführung seines Raths. Erwartungsvolle Ungeduld trieb mich über den See in demselben Kahn zurück, den ich in der Nacht zur Heimkehr benutzt hatte. Zweifel und Hoffnungen beflürmten mein Herz und es pochte mit bangem Schlag, da ich den braunen Giebel aus den Bäumen ragen sah, aus dessen Fenstern in der Nacht das Licht geschimmert, als ich Minna in den Armen eines Andern zurückgelassen hatte.

Tiefe Stille waltete um das Haus; nur die Hühner dämelten gackernd im grasigen Hofe umher; auf dem Gesims des offenen niedern Fensters schnurrte eine Katze behaglich in der Sonne, und dahinter in der Stube war das ältliche Haupt einer Bauernfrau sichtbar, die mit der Brille auf der Nase das Stopfen von Strümpfen besorgte.

Ich fragte, ob hier die Familie Birkmann wohne. Die Frau nahm die Brille von der Nase, bejahte und fügte dann hinzu; die Herrschaften seien ausgegangen; dann fragte sie, ob und von wem sie etwas ausrichten könne. Ich nannte meinen Namen und Stand, und die Frau machte eine Bewegung, als habe sie schon von mir gehört.

„Ah, sie sind wohl der Herr Maler, der in der Nacht mit unserm Fräulein auf dem See gefahren ist, da ich mich so ängstigte. Du blutiger Heiland, in der Nacht! Gott sei Dank, Fräulein Minna ist zwar spät heimgekommen, aber doch wohlauf!“

„Und wer war denn der Herr“, fragte ich jetzt, „wer war denn der, welcher sie hier zuerst empfing?“

„Derselbige, den Sie schon kennen“, erwiderte die Frau.

„Ich ihn kennen?“

„Freilich. Hab' ich ihn doch erzählen hören, daß er mit Ihnen bei dem Fischmeister zu Possenhosen zusammengetroffen sei.“

Dies Uebereintreffen der Persönlichkeit überraschte mich, trotzdem, daß eine darauf hinzielende Vermuthung sich schon bei mir selbst geltend gemacht hatte. Hastig fragte ich jetzt: „Aber wer, was ist er denn?“

„Ein braver Herr, ein freundlicher Herr, ein reicher Herr!“ bemerkte die Frau nachdrücklich mit dem Kopfe nickend.

„Aber bei allen Göttern!“ rief ich jetzt, von meiner Ungeduld übermannt. „Sein Stand, sein Name!“

Ueber meine Heftigkeit erstaunt, rief die Frau zuerst wieder ihre Heiligen an, betrachtete mich mißtrauisch und setzte dann hinzu:

„Jetzt wollen Sie nicht wissen, wie unser Herr Vorn heißt! Du blutiger Heiland! Und er ist doch ein Herr, wie man ihn nur zum Schwiegersohn wünschen kann.“

„Vorn! Vorn!“ wiederholte ich mir an die Stirne greifend.

Ich meinte, die Welt drehe sich um mich her, der Boden wanke unter meinen Füßen.

„Vorn heißt er“, — fing ich wieder an, „Adolf Vorn? Und er ist aus Amerika zurück?“

„Freilich heißt er so und kein Bischen anders“, versetzte die Frau etwas gereizt. „Und es ist ein gar lieber Herr, das kann ich Ihnen sagen, der alte Leute nicht anfährt, wie Andere, die nicht in Amerika gewesen sind.“

„Und Herr Birkmann öffnet diesem Adolf Vorn sein Haus?“

„Versteht sich, mit Vergnügen! Was fragen Sie denn? Wem man das Glück seines Kindes anvertraut, den nimmt man doch wohl auch noch in sein Haus auf, dächt' ich.“

„Und Fräulein Minna?“ begann ich wieder, bevor sie ihren Satz vollendet hatte, während mich die Frage würgte. „Und Minna — ist sie ihm schon lange gewogen?“

„Natürlich. Ja, schauen Sie mich nur an! Warum soll sie ihm auch nicht gewogen sein! Er hat sie — heilige Mutter Gottes, wie wird Ihnen denn? — hat sie ja auch gar lieb. Aber — erbarm' Dich unser! warum rennen Sie auf einmal fort?“ — rief mir die Frau noch nach, während ich dem See zulief. „Du Gnadenreiche, was hat nur der Maler!“

(Fortsetzung folgt.)

## Deutsche Briefe an Napoleon III.

In Paris ist kürzlich ein Werk erschienen, welches eine Zusammenstellung der aus Deutschland an Napoleon III. während seiner Regierungszeit gerichteten Zuschriften aller Art enthält. Das Buch bildet einen stattlichen Band von 528 Seiten und führt den Titel: »L'Allemagne aux Tuileries de 1850 à 1870« (Paris, Beauvais). Die Tendenz des in lexikalischer Form angeordneten Buches ist: deutsche Servilität und auch Naivetät, die sich in den Massen von Lob- und Bettelbriefen kundgibt, lächerlich und verächtlich zu machen. Die Zahl der mehr oder weniger ausführlich stizzirten Briefe, welche hier veröffentlicht werden, beträgt 1821 Stück; dabei versichert der Herausgeber, daß er eine große Masse von gewöhnlichen Bettelbriefen von alten Soldaten des ersten Kaiserreiches und der Fremdenlegion weggelassen habe. Außerdem erklärt er, daß leider eine große Masse von Briefen bei der Zerstörung der Tuilerien unter der Commune mit verbrannt sei. Wirkliche politische Enthüllungen sind übrigens in dem Buche gar nicht enthalten, man müßte denn die von einer ungenannten Anzahl von Bürgern aus Landau im Jahre 1863 an den Kaiser

Digitized by Google

gerichtete Bitte um Annexion der Pfalz darunter verstehen, oder auch das Ersuchen der geheimen Gesellschaft „der Bundschuh“ um Einschreiten gegen das „brutale Vorgehen“ Preußens (1865). Wenn „Marie“ aus Wien den „seelenguten“ Kaiser beschwört, daß er Frieden machen möge, denn es sei Sünde, daß man die schönen jungen Männer so todtschieße, so dürfte Dieß wohl nicht gerade von Einfluß auf die Politik des Kaisers gewesen sein. Die Hauptmasse der Briefe betrifft Bittgesuche um Unterstützung, oft unter den albernsten Motivirungen. Als alte Napoleonische Soldaten oder als deren Nachkommen glauben viele geradezu das Recht zu haben, Geschenke verlangen zu können. Eine große Anzahl Besitzer alter französischer werthloser Assignaten wünschen deren Einlösung, andere aber wollen einen regelrechten Pump bei dem Kaiser machen und versprechen Zinsen und Rückzahlung; es handelt sich dabei um Summen bis zu 100,000 Francs und mehr. Eine Baronin v. Beust in Wildschütz will gleich eine Anleihe von 160,000 fl. machen. Ein Herr Ed. Baurath in Leipzig bittet um 50,000 Frs. ohne Zinsen oder um jährliche Bewilligung von 20,000 Frs., um eine Zeitschrift für religiösen Gesang zu gründen. Es handelt sich aber nicht immer um Geld. Ein Pfeifenfabricant erinnert den Kaiser, daß er ihm früher eine sehr schöne Cigarrenspitze geschenkt habe; jetzt gehe sein Geschäft schlecht, und er ersuche ihn daher, als Revanche den Sultan zu veranlassen, daß er ihm ein paar Kisten türkischen Meerschaums schicke. Andere sind noch bescheidener; ein Hr. C. Gudera aus Leipzig bittet um alte seltene Briefmarken, Legler in Nürnberg um einige Wappensiegel. Einen besonderen Gegenstand der Sehnsucht bildet auch das Kreuz der Ehrenlegion; es bitten um dasselbe unter Andern Geheimrath Bölsche in Braunschweig und Hackländer in Stuttgart; Geheimrath Carus in Dresden erinnert den Neffen an das Kreuz, welches der Onkel ihm am Tage vor der Schlacht bei Leipzig versprochen habe. Professor de Lagarde, der damals noch in Halle war und sich Paul Boetticher nannte, hat eine große Bitte, welche ihm der Neffe des großen Napoleon nicht abschlagen wird. Der Baron Theodor v. Neuhof, König von Korsika, sei sein Großonkel, er könne dies beweisen, und er bittet nun um die Erlaubniß, die Insignien des von seinem Großonkel gestifteten und in seiner Familie erblichen Befreiungsordens tragen zu dürfen. Herr Boetticher richtet noch an Napoleon die Apostrophe: „Ew. Maj. begreifen, was es heißt, einen berühmten Verwandten zu haben!“ Professor Buschmann in Berlin legt dem Kaiser seine linguistischen Arbeiten zu Füßen; als er darauf Ritter der Ehrenlegion geworden, schenkte er dem Kaiser das eigenhändige Manuscript von Humboldt's „Kosmos“. Anerbietungen in Masse fliegen dem Kaiser zu, und zwar nicht bloß reelle, wie von einem Händler in Schwedt, der ihm 200 Stück Krebse schickt, oder von dem Schuhmacher Schmidt in Leipzig, der ein Paar speciell für den kaiserlichen Prinzen gefertigte Stiefeln einsendet, sondern vor Allem eine große Anzahl von Mittheilungen über Finanz- und Versicherungsplane, über neue Erfindungen von einem Zündkraute bis zu einer Universalschrift, von einer neuen Art von Kartoffeln (Deegen in Köstritz) bis zum Perpetuum-mobile. Lobgesänge und Gratulationsschreiben sind in wahren Unmassen an den Kaiser gelangt bei seiner Vermählung, der Geburt des Prinzen, nach Orsini's Attentat, bei dem Plebiscit. Wie viel erbärmliche deutsche Poesie mag dabei untergelaufen sein! Dr. Bicking ist durch das „Leben Cäsar's“ zu einem Drama „Cato und Cäsar“ begeistert worden. Componist Boehner in Gotha sendet eine Symphonie zur Vermählungsfeier ein; da er nichts darüber erfährt, fragt er an, ob er eine Copie senden solle; als ihm nun 100 Frcs. geschickt werden, beeilt er sich, einen zweiten Theil der Symphonie folgen zu lassen, der aber wohl unhonorirt geblieben ist. Eine rührende Besorgtheit um Wiederherstellung der Gesundheit des kranken Kaisers gibt sich kund. Das Anrathen von Mitteln gegen alle möglichen Krankheiten ist unzählig, und die deutsche Wissenschaft feiert Triumphe in der Manchfaltigkeit solcher Mittel. Kaufmann Friedrich, „Commandant der Communalgarde in Chemnitz“, sendet ein unfehlbares Recept, Cohn in Berlin zwei Büchsen Salbe, ein Schuster Ertel schickt Harlemer Balsam, bittet aber vorsichtigerweise um Discretion, damit es Niemand erfahre. Bärmann in Breslau räth geröstete Hagebutten an, Burgheim in Hamburg sendet einen Talisman, Cavallerieoffizier Fischer in Lichtenthal ein sympathisches Kreuz, Bralmann in Hamburg ein Paar Meteorsteine, die der Kaiser immer in den Hosentaschen tragen solle, dann werde es gewiß besser. Beran in Boskowitz gibt gleich sechs Mittel an, wovon das beste darin besteht, daß man einen Pferdezahn sorgfältig zerstoße und in warmem Wasser eine Messerspitze voll trinke. Manche von diesen echten Doctoren betheuern übrigens ihre Uneigennützigkeit, sie thun es bloß aus gutem Herzen, einige wollen sogar nach Paris kommen ohne Entschädigung, andere allerdings bitten um Zusendung des Reisegeldes; Dr. Debring in Fallersleben will gegen vorherzusendende 500 Napoleonsdor sein Arcanum persönlich überbringen. Wie bescheiden nimmt sich dagegen die Bitte des Webers Fritzsche in Neustadt aus, der um einige abgelegte Kleider der Kaiserin bittet, damit er diese seiner hübschen Braut schenken könne, die so tugendhaft sei. Unter den Briefschellern sind 33 Müller, 23 Schmidt und 7 Schulze vertreten, und der Herr Malzextract-Hoff fehlt natürlich auch nicht. (D. A. Z.)

### Auflösung des Preisräthsels in Nr. 37 der Palatina.

** Diesmal hat es die Räthsel-Löser sitzen lassen. Im Ganzen sind nur acht Lösungsversuche eingelaufen und darunter ist nur einer vollständig gelungen. Wir wollen zuerst die nicht gelungenen anführen. Eine Dame schreibt:

„Der treue Rittersmann heißt: Steiner.
Des Fiefes Ort: Liebenstein.
Das Gelichte: Liebensteiner. (Sauerbrunnenwasser.)
Was wird damit gemacht? Getrunken.
Was gibt der Muse ewig Stoff und Kraft? Das Lieben.“

Digitized by Google

Ein junger Herr hat „Landschafts-Maler“, ein anderer „Heldensteine“ gerathen, ein Dritter meint: „Der treue Rittersmann heißt Hainer, des Ortes Ziel war Ziegenhain; Beide suchten Ziegenhainer“; ein anderer kommt der Sache näher, auf den Waldmeister. Am nächsten kam Frau Anna Reither, geb. Schraudolph in Göckingen, indem sie die Lösung Maiwein und Waldmeisterland. Das Richtige im Sinne der freundlichen Verfasserin, hat Hr. „Lothar v. R.....i“ aus München in folgenden Versen gegeben:

„Die freundliche Pfalz'rin in Isar-Athen
Will diesmal schon schärfer in's Zeug mit uns geh'n;
Doch hat sie die Lösung auch kunstvoll versteckt,
Ich hab' ohne Zweifel sie dennoch entdeckt.
Der Meister — sie nennt ihn recht schelmisch: „mein Mann“;
Sie ehrt ihn so hoch nur, weil Vieles er kann —
Er führt' sie als Ritter mit freundlichem Sinn
Zum romantisch schönen Gebirgswald wohl hin.
Und was sie dort suchten, das ist mir jetzt klar:
Sie suchten ein Kräutchen, das dort ist nicht rar;
Denn wenn ich Gebirgswald mit Meister verein',
Wo blieb da von Zweifel der leiseste Schein!
Es lehrte der Meister die Schülerin treu,
Wie Gebirgswaldmeister verwendbar auch sei:
Man hat sich nach Zucker und Wein umgeschaut,
Und gleich einen köstlichen Maiwein gebraut.
Die würz'ge Verbindung sie spendet getreu
Die Wonne des Frühlings, des Herbstes Element;
Der Mai bietet Duft und der Wein verleiht Kraft,
Aus beiden die Muse stets Schönes und schafft.
München, 27. März 1872. Lothar v. R.....i.“

Die Lösung wurde außerordentlich erschwert durch Versetzung des Wortes „Gebirgs“ vor Waldmeister — ein Beisatz, der in der Pfalz gar nicht üblich und auch deshalb nicht ganz richtig ist, weil in Wirklichkeit keinerlei Unterschied besteht zwischen dem Waldmeister, der auf den Bergen und den, welcher in der Ebene wächst. Für Pfälzer lag eine weitere Schwierigkeit darin, daß bei uns das Bereiten und Trinken des Maiweines weniger üblich ist, als weiter rheinabwärts und im deutschen Norden, wo man überhaupt die kalte „Bowle“ liebt. An sich aber war der Räthselstoff ein sehr poetischer. Der Waldmeister, Asperula odorata L., auch wohlriechendes Negerkraut, Herzensfreude u. s. w. genannt, ist ein unscheinbares, einen halben bis ganzen Fuß hohes Pflänzchen, dessen Blüthe aber einen überaus lieblichen Geruch verbreitet.

„An seinem Duftes würz'ger Kraft
Der Meister ist er in dem Wald
An Wohlgeruch, nicht an Gestalt.“

Der Dichter Otto Roquette hat den Waldmeister gar noch mit der Rebblüthe vermählt, was einen wahrhaft berauschenden Duft ergabe. In seiner Schilderung einer Sommernacht am Rhein singt Roquette:

Wo war ich plötzlich! — Aus den blüh'nden Reben
Stieg elfengleich ein zauberhaft Gebild,
Und ringsumher, und über mir, und neben,
Von luft'gen Geistern ist das Laub erhillt,
Und aus dem duft'gen Bad goldhellen Weines,
Die Tropfen schüttelnd, all' die Kräutlein sprangen,
Gestaltenreich wie jene, und mit Sinn
Waldmeister sich und Rebenblüth umschlangen . . .

Der Waldmeister ist übrigens bei uns nicht so allgemein verbreitet, wie Fr. Schultz in seiner Flora der Pfalz angibt. In den Waldungen bei Annweiler z. B., welche der Schreiber dieser Zeilen vor Jahren emsig durchforscht hat, findet er sich nur an einer kleinen Stelle am Ostabhange des Trifels. Noch seltener ist er in unseren Waldungen der Ebene, während er auf der badischen Rheinseite, im Schwetzinger Garten, bei Waghäusel, Bruchsal und Karlsruhe in Menge vorkommt. Er liebt fetten, beschatteten Waldboden, blüht Ende Mai und bildet den hauptsächlichsten Bestandtheil des Maiweins, welchem er ein Bouquet verleiht, feiner, als es der „Perle des Rheines“ und anderen edlen Rheinwein-Sorten von der Natur gegeben wird. Im Rheingau wird meist schon die nächstblühende Pflanze zum Maiweir benützt, in der Pfalz dagegen mit Recht nur der blühende Waldmeister. Außerdem nimmt man noch andere Kräuter, als schwarze Johannisbeeren, Ehrenpreis (Veronica Chamaedrys L.), das erdbeerartige Fingerkraut (Potentilla Fragariastrum Ehrh.), die Schlüsselblume (Primula officinalis Jacq.), Frauenmantel (Alchemilla vulgaris L.) u. a., die je nach der Gegend wechseln, während der Waldmeister nicht zu entbehren ist. In nachstehendem Maiweinlied sind die Stoffe, wie sie am Unterrhein gebraucht werden, zusammengestellt:

„Soll vom schönen Mai ich singen,
Recht aus heit'rer, voller Brust,
Müßt ihr seine Blüthen bringen;
Denn sie schaffen Götterlust.
O, wenn sich ihr Geist vermählet
Mit des Weines gold'ner Flut,
Dann von Maienlust beseelet,
Fühl' ich hohen Frühlingsmuth!

Du zuerst, des Waldes Meister,
Komm voran dem duft'gen Zug —
Stärkster Du der Blüthengeister,
Wärst uns schon allein genug.
Nicht auf lichter Flur zu finden,
Weißt Du nur im stillen Hain,
In des Waldes dunklen Gründen
Glänzet Deiner Sterne Schein.

Mit dem sanften Aug', dem blauen,
Blickt Du hold, Veronika!
Schön und ernst — im Waldesgrauen
Weißt auch Du am liebsten ja;
Du darfst uns nicht fehlen heute
In der Blüthe schönem Kreis;
An des edlen Meisters Seite
Bist Du ja der Ehren-Preis!

Du jetzt komm zur süßen Quelle,
Traute Thalbewohnerin,
Hohe, zarte Pimpinelle,
Mit dem frommen beseh'n'nen Sinn!
Balsam, hast auch eingefunden
Du so treu Dich im Verein!
Weich' zurück! hier sind nicht Wunden;
Schönern Pflichten schone Dein!

Daß der Geist noch schnell sich mehre,
Schärfe auch bei Süßem sei,
Bringt mir die Johannisbeere,
Frischen Schmuck zum Trank herbei!
Und mit mildem Grün umfließe
Treu der Jungfrau Mantel Euch,
Und mit goldnen Schlüsseln schließe
Dann sich auf das Zauberreich!

Doch eh' aus dem Zauberbronnen
Uns durchglüht' das duft'ge Gold,
Bringt noch, was der Ferne Sonnen
Zeugten und uns bieten hold.
Von Italiens Wunderbäumen
Taucht die kühle Würze ein,
Und den süßen Schnee laßt schäumen,
Den Columbiens Himmel streu'n!

Und jetzt, Freunde, in die Runde,
Auf des jungen Maleins Flaum,
Lagert euch in frohem Bunde
An des Borne's Blumenhaum —
Und vom schönen Mai laßt singen
Uns aus heit'rer, voller Brust,
Da uns seine Blüthen bringen
Frühlingsmuth und Gotteslust.“

Der Preis gebührt zunächst dem oben mitgetheilten Löser in München, den wir deßhalb um seine Adresse bitten müssen; in nächster Reihe stände dann Frau Anna Reither in Göckingen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 44. Speyer, Donnerstag, den 11. April 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

### Zehntes Capitel.

Einige Stunden später saß ich in verzweifelter Stimmung unter einer Gruppe der mächtigen Eichen und Buchen, welche den Park zu Bernried zum großartigsten seiner Art machen. Vor meiner Abreise, die noch für denselben Abend bestimmt war, wollte ich noch eine Stunde wehmuthvoller Erinnerung an diesem schönen Strande verleben, wo ich einst vor Jahren, mit verstörtem Gemüthe und dennoch nicht so unglücklich wie heute, Bertha in den Wellen suchte, ihre Jugend und Schönheit beweinte. Trauriger und trostloser, als damals, wo ich so manchen Tag, so manche Nacht mit schweren Lidern nach ihr ausgeschaut hatte, saß ich nun in die Landschaft hinein, auf welche sie zum Letztenmal geblickt haben mußte, ehe sie in die dunkle, kühle Tiefe flüchtete.

Die hellen Gebäude des Klosters und Schlosses hoben sich vor mir auf dem tiefen Blau des See ab, der den Smaragd seiner Fluth dem Auge schon aus geringer Entfernung in Azur verwandelt. Ruhig wallten und rannen die Wasser um die Kanten des Ufers. Jedoch abgezogen von Allem, was nicht unmittelbar mit meinem Leide zusammenhing, hatte ich ihres Spiels am schönen Strande von Bernried wenig Acht und ließ nur meine Erlebnisse am See eine trübe Wanderung durch meine Seele halten, versenkte mich nur in das Leid meines Lebens, seine Ursachen und Wirkungen. Die erbarmungslose Ueberzeugung drängte sich mir auf: was ich Schönes auf Erden erlebt und empfunden, was meine Seele je erkreute, mußte ich als Trug erkennen; was ich aber bitter empfunden, mich mit Schmerz und Verzweiflung erfüllte, das erwies sich nur allzu wirklich.

Jetzt nagte ein Wurm in mir, der allen Glauben an Edles und Schönes in der Welt, alles Vertrauen in die Menschen zerfressen mußte. In Lust und Scherz weilten diese Leute hier am Strande des feuchten Wellengrabes, das hohe, herrliche Wesen vergessend, welches aus der ungetreuen Welt flüchtend, sie bis in den Tod geliebt hat.

Aber wo ruhte sie? An welcher Stelle durfte ich zumeist eine Stunde schmerzlichen Gedenkens feiern? Und wird ihr bleicher Schatten nicht zwischen ein Glück treten, das sich seine Rosen auf ihrer Gruft pflückt?

Einst schaute ich sehnsuchtsvoll hinunter, ob sie nicht an's Sonnenlicht hervortreten wolle. Jetzt glaubte ich zu wissen, warum die Hingeschiedenen ihre Ruhe lieben, die Rückkehr scheuen.

So versunken in mein Leid, saß ich dorten auf der Bank. Nur noch eine kurze Weile und dann — fort, fort vom See, mit der bittersten Enttäuschung meines Lebens im Herzen.

„Störe ich nicht?“ fragte Jemand hinter mir.

Der Klang der sanften Altstimme rieselte mir in weichen Tonwellen durch alle Adern. Zugleich hatte eine weiße Hand leise meine Schulter gestreift. Aus meiner Versunkenheit gerissen, wandte ich mich um, — und was sah ich?

O, all' ihr Götter! wer stand da vor mir?

Hatte mich die Nacht des Wahnsinnes umfangen, daß die Todten ihren dunklen Ort verließen und im hellen Lichte des Tages mir vor die Augen traten? Ich prallte entsetzt zurück, faßte mit beiden Händen nach meinem schwindelnden Kopfe.

Aber nein! Es war kein Anblick grauenhaften Schauers, — was ich sah, war kein schreckhafter Schatten. Im hohen Reiz der schönsten Frau schien die Seekönigin selbst gekommen, um mich hinunter zu holen in ihren krystallenen Palast, nachdem mir „nichts mehr auf Erden geblieben“. Und es war nicht die blasse Schönheit jener bleichen und sanften Geschöpfe der Sage, nicht ein feenhaftes Gebild künstlerischer Phantasie. Sondern im weißen Gewande und goldfunkelnden Haar, stand ein stolzes Weib vor mir, in der Blüthe und Fülle freudig pulsirenden Lebens.

Und jetzt öffneten sich die rothen Lippen. Dieselbe wohlthönende Altstimme von vorhin fragte:

„Kennen Sie mich nicht mehr? Oder wollen Sie allein mich hier nicht willkommen heißen?“

Ich sprang von der Bank auf, ich taumelte wie ein Trunkener. Es wirbelte in meinem Gehirne, als

Digitized by Google

sei es völlig zerrüttet, mein Verstand in Scherben, die Besinnung verloren.

„Bertha!“ rief ich außer mir. „Bertha! Sind Sie es denn wirklich oder träume ich nur?“

„Wirklich und leibhaftig!“

Sie streckte mir ihre Hand dar. Wie ein Träumender griff ich nach derselben, fühlte deren warmen Druck, ohne daß ich jedoch aus dem äußersten ungläubigen Staunen zu kommen vermochte.

„Mein Gott“, fing sie jetzt selbst befremdet an, „ich begreife nicht! Kommt Ihnen denn meine Erscheinung wirklich so ganz unerwartet?“

Ich vermochte nicht sogleich zu antworten, da ich mich von dieser außerordentlichen Ueberraschung noch lange nicht erholt hatte. Meinen Sinnen nicht trauend, starrte ich sie an, und während ich ihre warme weiche Hand hielt, wollte ich noch immer nicht an ihre Wirklichkeit glauben. Ehe ich noch ein Wort hervorgebracht hatte, sagte sie wieder, gleichsam für sich:

„In der That, sprachlos vor Erstaunen!“

Erst da löste sich der Bann, der auf meiner Zunge gelegen und ich äußerte entschuldigend:

„Räthsel über Räthsel häufen sich auf meinen armen Verstand. Kein Wunder, wenn der sich noch nicht zurecht findet, mein Gemüth sich nicht zur Freude erheben kann, nachdem es soeben noch der Verlornen gedachte. Nicht lange ist's her, daß ich Sie noch in der Tiefe suchte, — und jetzt sehe ich Sie prangend, voll schönen Lebens, im Lichte der Sonne!“

„Wie? Sie glaubten mich noch immer im See begraben?“

„Wie konnte ich anders?“

„Sie wußten wirklich bis zur letzten Stunde nicht, daß ich lebe?“

„Wie sollte ich wissen. Ist es mir doch jetzt noch ein ungelöstes Räthsel.“

„Das ist freilich etwas Anderes“, sprach sie ernst und ihre Stimme bebte, ihre Finger zitterten merklich in meiner Hand, als sie fortfuhr: „Ich konnte nicht voraussetzen, daß man Sie in Ungewißheit über mein Schicksal gelassen, an dem Sie so freundlichen, so warmen, dankeswürdigen Antheil genommen haben. Sie erfuhren auch von Freund Müller nichts darüber?“

„Nichts. Mein Aufenthalt wechselte zu sehr; — wir schrieben uns nicht wieder.“

„Sie haben also gar keine Kenntniß von dem Zusammenhang der Dinge?“

„Keine Ahnung.“

„So bin ich Ihnen den Schlüssel zur Lösung des Räthsels schuldig“, sagte sie, indem sie ihre Hand aus der meinigen zog und mich einlud, neben ihr auf der Bank Platz zu nehmen, auf der sie sich jetzt niederließ. Rasch einen Blick durch den Park werfend, setzte sie hinzu: „Und der Schlüssel soll Ihnen nicht vorenthalten bleiben. Ich lege ihn vertrauensvoll und rückhaltslos in Ihre Hand.“

Ein leichtes Erröthen begleitete diese Worte, worauf sie fragte:

„Haben Sie so viel Geduld, mich anzuhören?“

„O, mich tödtet fast die Erwartung.“

„Gut“, sagte sie und holte dabei tief Athem.

Nach einer kleinen Pause, während welcher ich in peinigendster Spannung dasaß und an ihrer Miene hing, fing sie dann folgendermaßen an:

„Erinnern Sie sich noch eines verdächtigen jungen Mannes, der damals hier bei Bernried das Dampfschiff verlassen, mit einem Bündel sich im Gebüsch am Strande versteckt hielt, dann von einem alten Schiffer aufgenommen und über den See gebracht wurde?“

„O ja, der greise Fährmann erzählte mir selbst von ihm.“

„Es war derselbe, der, scheu und flüchtig dann mehrfach auf dem Wege nach dem Mühlthale gesehen wurde; derselbe, der in der Nähe der Reismühle am Wasser saß und ein blutbeflecktes Taschentuch zurückließ; derselbe, der in der beginnenden Nacht nach dem Bahnhofe von Gauting schlich, um mit dem fälligen Nachtzuge weiter zu kommen. Dieser flüchtige junge Mann wurde dann als mein Mörder verfolgt, — was er jedoch nicht war.“

„Ich gestehe“, warf ich jetzt hin, da sie mich gleichsam um meine eigne Meinung fragend ansah, „ich gestehe, daß ich zuletzt diesen jungen Menschen auch für eine von dem erfinderischen Verdacht erdichtete Person gehalten habe.“

„Darin irrten Sie sehr“, versetzte die schöne Frau an meiner Seite. „Diese Person — ich kann Ihnen die bestimmteste Versicherung geben, ja, ich kann es verbürgen — diese Person existirte.“

„So war wohl jenes „Früchtl“ dennoch im Spiel?“

„Keineswegs.“

„Aber wo — ich bitte, meine Verehrte, — wo ist nun der flüchtige junge Mann hingerathen?“

„Der flüchtige junge Mann“, wiederholte Bertha mit einem reizenden, feinen und verschämten Lächeln, — „ahnen Sie denn gar nicht, welche Bewandtniß es mit demselben hatte?“

„Ich habe nicht die mindeste Muthmaßung darüber.“

„Nun sehen Sie“, fuhr Bertha fort, indem sie sich erhob, „der flüchtige Junge — steht vor Ihnen.“

In arger Verblüffung und Verwirrung sah ich um mich her und zu ihr empor. Sie merkte, daß ich Mühe hatte, sie zu verstehen, und so wiederholte sie:

„Er steht vor Ihnen, — der Junge war ich.“

Betroffen warf ich auch jetzt noch den Kopf auf und sah befremdet nach der schönen Frau. Das hatte ich in der That nicht erwartet. Es kam völlig überraschend.

Auch sie gerieth über meine Blicke, denen sie jetzt auswich, in vorübergehende Verwirrung, indem eine Purpurwolke aus ihrem Busen durch den stolzen Hals in ihr Antlitz stieg und die Wangen lebhaft färbte. Erst nach einer Weile konnte sie wieder mit Unbefangenheit die Rede aufnehmen.

Digitized by Google

„Sie staunen", sagte sie. „Und nicht mit Unrecht. Ich selbst, ich wurde als mein eigner Mörder verfolgt, — jedenfalls ein seltner und seltsamer Fall. Nach dreistündigem Laufe langte ich mit durchlöcherten Schuhen und blutenden Füßen bei der Reismühle an, wo ich am Flußrande mit dem Taschentuche die Wunden wusch und trocknete, bei hereinbrechender Nacht aber nach dem Stationsgebäude aufbrach, um mit der Eisenbahn meine Flucht fortzusetzen."

(Fortsetzung folgt.)

## Der japanische Mikado.

Es ist von Interesse, die zahlreichen Veränderungen zu studiren, die das Regiment in Japan durchgemacht hat. Es ist indeß nicht bloß interessant, dem Wechsel der Politik des Reiches, die sich zu Gunsten der Westmächte geändert hat, nachzugehen, auch die Veränderungen im Privatleben des Mikado verdienen Beachtung. Noch vor einem Jahre ließ er sich kaum öffentlich blicken, er verbrachte sein Leben in seinen Palästen, im engsten Kreis seiner Umgebung. Es ist eines der merkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte des japanischen Mikado, daß er sich so oft im Volk und auf öffentlichen Plätzen gezeigt hat, er, der Tenno, bisher verehrt als ein fast überirdisches Wesen, das seinen Ursprung von den Göttern ableitete. Einige wenige authentische Nachrichten über das Privatleben des Mikado, wie es jetzt zu verlaufen pflegt, sind vielleicht erwünscht. Man berichtet, daß der Mikado gegen 7 Uhr Morgens aufsteht und den Tag mit der Lectüre japanischer Classiker beginnt, worin Se. Maj. von dem gelehrten Hrn. Fukuba unterwiesen wird. Gegen 10 Uhr wendet der Kaiser seine Aufmerksamkeit den westlichen Sprachen und Literaturen zu, worin ihn Hr. Katoh unterrichtet. Zwei seiner Lieblingsstudien sind Geographie und Physiologie. Er fährt mit diesen Beschäftigungen fort, bis ihn seine Minister abrufen, um das Wohl des Landes mit ihm zu berathen, dem er sich mit allem Eifer und Ernst widmet. Wie lange diese Pflichten ihn aufhalten, läßt sich nicht genau bestimmen. Jeden Tag nimmt er nach Beendigung der Arbeit körperliche Uebungen vor, gewöhnlich fährt oder reitet er um das Schloß herum, ohne sich immer auf dieses Terrain zu beschränken, da man ihn oft mit einer kleinen Suite seiner Umgebung in verschiedenen Theilen der Stadt Jeddo sehen kann. Er liebt die Vergnügungen in freier Luft auf das Leidenschaftlichste. Meist stattet er seine Besuche incognito ab. Am Spätnachmittag liest Se. Majestät chinesische Classiker mit Hrn. Saito und sieht später die gelehrtesten Leute des Reichs um sich, von denen viele Europa besucht haben, dann die Officiere der Armee und der Flotte, die auch sehr stark dabei vertreten sind. In den Tagen seiner Ahnen waren diese Soireen nur von der allerersten Aristokratie besucht, jetzt aber reichen die Vortheile der Geburt allein nicht hin, zu diesen Gesellschaften zu befähigen, da vor allem Verdienst und Bildung zu ihnen berechtigen. Des Mikado's Kleidung zu Hause besteht in dem gewöhnlichen Samourai, mit der einzigen Ausnahme, daß er immer weiße Hosen trägt. Dieses Costüm weicht bedeutend von dem seiner Vorgänger ab, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er über kurz oder lang, wie viele seiner Officiere, sich europäisch kleidet. Europäische Stiefel trägt er schon, wenn er in seinen Gärten spazieren geht. Ebenso ist es bekannt, daß der Mikado, während seine Vorgänger sich nur von Frauen bedienen ließen, nur männliche Bediente um sich hat. Das ist der gewöhnliche, wie man sieht, höchst lobenswerthe Verlauf des täglichen Lebens des Tenno — den Studien gewidmet, arbeitsam und einfach. Während eines ceremoniellen Besuchs in Jokoska trug der Mikado einen weißen silbergestickten Ueberrock mit weiten Aermeln, ein breites Band um den Leib und die weißen Hosen, die gewöhnlich bei Ceremonien getragen werden. Dieses Band war scharlachroth und stark mit Silber verziert, seine Füße steckten in einem Paar europäischer Tuchschuhe, eine kleine goldgestickte Mütze vollendete die äußere Erscheinung des Mikado. Was seine Statur anbelangt, so überschreitet sie das japanische Mittelmaß. Der Kaiser sieht im Ganzen gut aus, trägt völlig das japanische Gepräge im Antlitz, neigt eher zur Stärke und scheint gegen zwanzig Jahre alt zu sein. Sein Gang ist stattlich, aber sonst unterscheidet er sich in keiner Weise von den übrigen Japanesen. Wer ihn unter der Menge sähe, würde ihn nur an seinen Kleidern und an der Verehrung erkennen, die ihm gezollt wird.

(Japan Herald.)

## Miscellen.

Nürnberg, 23. März. Für die von der Verwaltung des Germanischen Museums angelegte Sammlung von Autographen hat der frühere großherzoglich hessische Ministerpräsident Frhr. v. Dalwigk folgenden Beitrag geliefert:

Du hast geblutet und gerungen,
Mein deutsches Volk, für Land und Herd.
Nun, da der fremde Feind bezwungen,
Sei innenwärts Dein Blick gekehrt.
Betrage Dich, willst Du Dich wahren,
Daß Recht bestehe nach Gewalt,
Und stürzen, was seit tausend Jahren
Als würdig Dir und heilig galt?
Willst Du der Stämme alte Reinheit,
Der Deutschen lang bewahrtes Gut,
Vertauschen mit dem Reich der Einheit,
Das in der Zukunft Schooße ruht?
Willst Du, daß freudig man vertraue
Dem Kaiser, was des Kaisers Recht;
Doch nicht, daß je in deutschem Gaue
Ein Land sei eines Landes Knecht?
Willst Keinen Du, der machtgeblendet
Stets Ja! zu sagen ist bereit?
Willst Du, daß Der, den Du gekrönet,
Ein Nein! auch hat zu rechter Zeit?
Und siehst Du, was Du willst, mit Klarheit,
Und folgt die That dem Willen gleich,
Dann schaffst, mein Volk, Du erst in Wahrheit
Ein rechtes, deutsches Bundesreich.

* Dr. Brand in Stettin empfiehlt in der Berliner

Digitized by Google

linischen Wochenschrift ein an sich selbst erprobtes Mittel gegen starken acuten Schnupfen. Das Recept dazu lautet:

R. Acidi carbolici 5,0
Glycerini canst. 6,0
(pd. spec. 0,960)
Aquae destill. 10,0
Spirit. Vini rectiss. 15,0.

M. Detur ad vitrum orificio amplo instructum, epistomio suberino obturandum, ad dimidiam capacitatem usque Alumine plumoso trito vel gossypio replotum.

Die Hauptbestandtheile des Mittels, welches Olfactorium anticatarrhoicum genannt wird, sind demnach Carbolsäure und Salmiakgeist. Die Anwendung geschieht durch Riechen, etwa alle 2 Stunden. Die Wirkung besteht: 1. in Abkürzung des ersten Stadiums, 2. in Verhütung des zweiten, 3. in der Milderung aller Symptome. Mehr kann man von einem Riechmittel nicht verlangen. Dr. Brand bemerkt weiter: „Wenn nun der Schnupfen auch nicht zu den lebensgefährlichen Krankheiten zählt, so hat der Besitz eines solchen wirksamen Mittels doch seine Bedeutung. Immerhin bleibt er für den, der ihn hat, ein lästiges Uebel, und schreitet er weiter in die Bronchien fort, so ist ein günstiger Ausgang, besonders bei alten Leuten, nicht immer gewiß. Man hat deshalb, glaube ich, allen Grund, dem Erfinder des Olfactoriums dankbar zu sein. Zum Schlusse erlaube ich mir noch, zu erwähnen, daß der Erfolg selbstverständlich nur dann ein vollkommener sein kann, wenn beim Beginn des Schnupfens mit dem Einathmen nicht gezögert wird. Der Autor hält es für hinreichend, direct aus dem Glase zu inhaliren. Ich ziehe vor, nicht allein durch die Nase, sondern auch durch den Mund einathmen zu lassen, weil wenigstens bei mir, von Anfang ab auch der weiche Gaumen afficirt zu sein pflegt. Man thut, wie ich glaube, am besten, einige Tropfen auf eine 3—4fache Lage dieses Lösch- und Filtrirpapier zu geben, dasselbe in die Hohlhand zu nehmen und so, die Augen schließend, durch Mund und Nase tief einzuathmen, so lange noch Geruch vorhanden ist. Im ersten Augenblicke ist das stechende Gefühl in der Nase nicht gerade angenehm, beim acuten Schnupfen sogar schmerzhaft; aber Alle gewöhnen sich bald daran, selbst ganz kleine Kinder."

---

Bergrath Patera in Wien empfiehlt in seiner Schrift über Flammenschutzmittel eine Lösung von vier Theilen Borax und drei Theilen Bittersalz zur Tränkung leicht Feuer fangender Stoffe. Er stützt diese Empfehlung auf zahlreiche Versuche, die dadurch hervorgerufen wurden, daß der allgemeinen Anwendung des sonst als Flammenschutzmittel vortrefflichen wolframsauren Natrons ein zu hoher Preis entgegensteht. Zum gleichen Zwecke räth er auch das schon länger bekannte Wasserglas (besonders für Holz), so wie eine Mischung von schwefelsaurem Ammoniak mit Gyps an. Nach seinen Mittheilungen erreicht die Zahl der jährlich durch Verbrennen der Kleider Verunglückenden in Wien 21, in England 400, und sind in den letzten 109 Jahren nicht weniger als 136 Theater abgebrannt.

---

Dachspfote oder Kinderhand? Den „Dresd. Nachr." meldet man aus Ossa bei Geithain: „Dieser Tage schoß der Holzvogt auf dem Mittergute zu Ossa einen Dachs, welcher Abends im dortigen Gasthofe von einer heiteren Gesellschaft verspeist werden sollte. Als der Dachs in die Pfanne gelegt und gebraten werden sollte, wurden ihm, des besseren Aussehens wegen, die Pfoten abgehauen und zum Fenster hinausgeworfen. Tags darauf fand nun ein Bornmacher aus Sahlis in der Nähe der Düngerstätte eine solche Dachs-Vorderpfote und zeigte das unbekannte Ding dem Gendarm in Kohren. Dieser hält das Ding für eine Kinderhand und zeigt es dem Arzt daselbst. Allein Dr. M. hält es für zweifelhaft, ob es eine Menschenhand oder Thierpfote ist. Der Gendarm macht aber Anzeige an die Staatsanwaltschaft in Borna und schickt die scheinbare Kinderhand mit ein. Hierauf läßt die Staatsanwaltschaft die angebliche Hand vom Gerichtsarzt besichtigen und — sie wird als die Hand eines neugeborenen Kindes recognoscirt. In Folge dessen ergeht durch das königliche Gerichtsamt Geithain an den Gastwirth Pechstein in Ossa die Verfügung: „er solle sich mit seiner Familie und Dienstpersonal Montag den und den von früh 9 Uhr nicht aus seinem Hause entfernen", indem der Herr Staatsanwalt von Borna erscheinen werde. Desgleichen wurde auch der Holzvogt oder Aufseher vom Rittergute behufts, welche der Dritschter und Gerichtsschöppe alldas. Alles war in der größten Aufregung und Spannung, was wohl für ein Verbrechen vorliegen müsse, indem Niemand etwas wußte und über Alles ein Dunkel schwebte. Montag, nachdem der Herr Staatsanwalt erschienen und die Untersuchung im Gange war, gab der Holzvogt die Erklärung und anatomische Entwickelung, daß das Scheinbene nicht die Hand eines neugeborenen Kindes, sondern eine Dachspfote sei. — So geschehen im Königreich Sachsen im 19. Jahrhundert.

---

Wie Professor Palmieri in den neapolitanischen Blättern mittheilt, hat die im Januar dieses Jahres nur mäßig aufgetretene Eruption des Vesuvs am 24. März merklich an Intensität zugenommen und am 25. (Eintritt des Vollmondes) das Maximum erreicht. Durch die neu ausgeworfenen Massen ist eine Umbildung des Kraters von 1871 erfolgt und ein bald reichlicher, bald nur spärlich fließender Strom von Lava ergießt sich von seinem Gipfel auf die vorjährigen Laven.

---

Mademoiselle Mars vom Theater Français war nicht bloß wegen ihrer vollendeten Kunst, sondern auch dadurch berühmt, daß sie vom Revolutionszahre 1791 bis zum Jahre 1841, mithin genau ein halbes Säculum hindurch mit immer gleichem Erfolge auf den Brettern wirkte, die und die Welt bedeuten sollen. In Bezug auf dieses seltene Alter im Dienste Apollo's und der Musen wird sie noch von einer Künstlerin des Kasseler Hof-Theaters, Fräulein Henriette Schmidt übertroffen. Dieselbe feierte nämlich vor wenigen Tagen ihr sechzigjähriges Bühnen-Jubiläum und wurde bei Gelegenheit desselben mit besonderen Ehren ausgezeichnet.

---

Die Erdbeben im südlichen Kalifornien haben zwei Tage gedauert. In Loan Pine wurden 30 Personen getödtet und 100 verletzt, und weitere Todesfälle haben in den angrenzenden Meiereien stattgefunden. — Einer Depesche des amerikanischen Correspondenten der „Times" zufolge begannen die Erdbeben in Süd-Kalifornien am Dienstag und hielten mit abnehmender Heftigkeit zwei Tage lang an, während welcher über 1000 Stöße gezählt wurden. Comital Land, die von dem Erdbeben heimgesuchte Region, ist ein spärlich bewohnter, erloschener vulkanischer District. Mehrere kleine Städte wurden in hohem Grade beschädigt. Gerüchtweise verlautete es, daß ein thätiger feuerspeiender Berg zum Vorschein gekommen ist.

---

In der Nähe der irischen Stadt Cork hat eine romantische Entführung im alten Styl stattgefunden. Miß Spillane fuhr mit ihrer Mutter auf einem kleinen Bauernwagen zu einer bescheidenen Abendgesellschaft, wo u. A. getanzt wurde. Wenn auch nicht so elegant, so scheint die Gesellschaft doch weit gemüthlicher gewesen zu sein, als dies in unserem armseligen Zeitalter Sitte geworden ist. Einer der Tänzer von Miß Spillane küßte seine Schöne wiederholt und brachte sie auch am Ende des Tanzvergnügens nebst ihrer Mutter bis zur Thür. Unerklärlicher Weise war der Wagen verschwunden, welcher Mutter und Tochter heimbringen sollte. Der Galan bot den seinigen an: die Tochter kletterte ohne Schwierigkeit hinein, und für die Mutter, die etwas corpulent gewesen zu sein scheint, wurde zu gleicher Zeit ein Stuhl herbeigeschafft. Als sie diesen jedoch bestiegen hatte, wurde sie mit demselben umgeworfen, und der ländliche Don Juan fuhr mit seiner jugendlichen Beute trotz alles Sträubens und Schreiens in raschem Galopp davon. Der zweite Act dieser Romanze spielt dann in dem Assilenhof, welcher den übersinnigen Liebhaber nebst einem Hefterhefter zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilte.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jägerschen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 45. Speyer, Samstag, den 13. April 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Die Erinnerung mochte sie ergriffen und ihr Gemüth erschüttert haben, da sie wieder eine Pause eintreten ließ, die ich nicht sogleich ausfüllte. Denn die erhaltene Auskunft und die Vorstellung der Lage des flüchtigen jungen Mädchens dort am Flußrande bei der Reismühle, beschäftigte mich in aufregender Weise und ließ mich zu keiner Fassung kommen. War ich ja ohnehin während dieser Mittheilungen aus einem Staunen in das andere gefallen, und von dem Gehörten so in Anspruch genommen, daß ich mich keinen Muthmaßungen über den weitern Zusammenhang hinzugeben vermochte. Erst nach einer Weile brachte ich heraus:

„So hatte also Müller doch Recht! Er wollte nicht glauben, daß ein Wesen von Ihrem Charakter zur Selbstvernichtung schreiten würde, so lange überhaupt noch ein Ausweg blieb. Aber wer dachte auch an diesen?"

„Ich! ich allein"! antwortete sie jetzt. „Und das war gut! Sonst wäre mir allerdings nur der verzweifeltste Schritt geblieben! Es war ein fürchterlicher Tag und ein schrecklicher Entschluß, auch da noch, wo, wie Sie ja wissen, vom Vater das harte Wort gefallen war. Jedoch, es mußte sein! Erlassen Sie mir, näher dabei zu verweilen"! fügte sie mit tiefer, mühsam verhaltener Erregung hinzu, indem ihre Stimme den Klang verlor und ihre Augen in feuchtem Glanze schwammen. „Was in mir vorging, da ich mein Schwesterlein unter Thränen entfernte, wie könnte ich es schildern. Möge es diese selbst thun, von der Sie es wohl gerne ausführlicher anhören werden!"

Damit hatte sich jetzt Bertha rasch von mir gewendet, eifrig bemüht, die heftige Gemüthserschütterung zu verbergen, von der sie überwältigt worden war. Mit dem Tuche vor dem Antlitz eilte sie weg und hinter eine bergende Baumgruppe, während sie noch Jemanden zuwinkte, ihren Platz bei mir einzunehmen.

Nebst andern Personen, die nun im Park aufgetaucht waren, nahte sich nämlich der Bank, wo ich Bertha wieder gefunden hatte, Allen voraus eine junge Dame, in deren zarter schlanker Gestalt und anmuthiger Haltung ich alsbald mein Fräulein vom See, Berthas jüngere Schwester Minna erkannte. Zu jeder andern Zeit hätte ihre Erscheinung auf mich den tiefsten Eindruck gemacht. Jetzt, nach dem Wiederauftreten Berthas und ihren wunderbaren Enthüllungen, konnte auch das Außerordentlichste nicht mehr in dem Maaße auf mich wirken, wie sonst. Dennoch stürzte mich Minna's Annäherung in eine Fluth von widersprechenden Regungen und Vorstellungen.

Was ich soeben erlebt und vernommen hatte, schien mir auf einen Augenblick wieder zerflossen, wie ein Gebilde der Fata Morgana, aber auch Minnas Erscheinung eine trügerische, der ganze Vorgang als die Wirkung eines recht lebhaften Traumes, aus dem ich bald erwachen würde, oder als eine Täuschung der Sinne, die, wie alles Schöne in meinem Leben, nur zu rasch schwinden müsse. Im Moment vermocht' ich die gleichzeitige Erscheinung der beiden Schwestern nicht in den Rahmen der Wirklichkeit zu bringen; und wollte ich auch ihr Bild zusammenfassen, so trat die dunkle Gestalt des Amerikaners dazwischen, und Bertha schwebte, gleichsam nur als trauernder Schatten, zur dunkeln Tiefe zurück, der sie liebebedürftig entsprungen und in freudiger Hoffnung entstiegen war. Mich durchzuckte die Erinnerung an die Nixe, die weinend in den See heimkehrt und auf einem meiner Bilder ohnehin Berthas Züge trug.

Während jedoch so die Vorstellungen, Erinnerungen und Gedanken durch mein Gehirn wirbelten, hatte sich mir Minna genähert, mit Erröthen auf meine Begrüßung gewartet, Einiges gesprochen, was ich nicht verstand, und dann mich gefragt, warum ich gestern Abend mit einem Mal verschwunden sei, ohne daß sie mir noch einmal hätte danken können. Das verstand ich; ich war nachgerade wieder inne geworden, daß sich wirklich begab, was ich um mich vorgehen sah.

„Mein Schwager", fuhr sie fort, „freut sich, heute vielleicht die Gelegenheit zu Ihrer näheren Bekanntschaft nachholen zu können."

„Ihr Schwager?" fing ich mit unverhohlenem Erstaunen an, indem ich mühsam und mit fast ver-

Digitized by Google

geblichem Bemühen meine Gedanken zu sammeln suchte. „Gestatten Sie mir, mein Fräulein, — entschuldigen Sie meine Frage: so wäre glücklicher Weise die Nachricht vom Ableben des Herrn Spindling, welche mir dieser Tage zukam, falsch gewesen?“

„Leider nicht“, lautete Minnas Erwiderung. „Schwester Betty hat schon vor anderthalb Jahren ihren guten Mann und wir Alle einen treuen Freund verloren. Ich sprach von meinem Schwager Born.“

„Born! Born! Ach! Born?“ wiederholte ich jetzt den Namen in äußerster Ueberraschung und konnte meine große freudige Bewegung in keiner Weise mehr zurückhalten. „Adolf Born?“

„Allerdings — so ist sein Name“, antwortete Minna und sah jetzt mit einem feinen Lächeln schlichtern zu mir auf, indem sich ihre Wangen rötheten.

„Und Sie nannten ihn Schwager?“ fuhr ich in der Freude meines Herzens fort, indem ich mit einer unwillkürlichen Bewegung ihre Hand ergriff.

„Da er eine meiner Schwestern zur Gattin hat, wohl nicht mit Unrecht“, erwiderte sie mit dem vorigen Ausdruck auf ihren holden Zügen. „Jedoch, ich sehe, Sie können sich vor Erstaunen nicht zurecht finden und sind also mit der Lösung jenes furchtbaren Räthsels, das auch Ihnen aufgegeben war, noch wenig vertraut. Das schloß ich schon gestern aus Ihren Reden auf dem See, aber ich durfte nunmehr doch voraussetzen, daß Ihnen die Begegnung mit Bertha alles Dunkel erhellt, mit einem Male Alles erklärt habe.“

„Ja, ja, ich habe geschaut und gehört, Merkwürdiges, Unglaubliches. Es ist in diesen Tagen, und gar in dieser Stunde auf mich herein gestürzt, daß ich mich kaum mehr auf die Dinge zu besinnen vermag.“

Ich hatte während dieser Rede den Muth gefunden, ihren Arm in den meinen zu legen und so mit dem schönen Mädchen auf den Parkwegen weiter zu schreiten, während sie mich mit staunendem Lächeln betrachtete.

„In der That weiß ich es noch kaum zu fassen“, fuhr ich fort, indem ich jetzt das Händchen in meinem Arme mit der Linken ergriff und wärmer zu drücken wagte. „Bitte, seien Sie meine Führerin aus diesem Labyrinth, geleiten Sie mich völlig aus den Irrgängen desselben, und wiederholen Sie mir die Versicherung, daß Ihre Schwester Bertha wirklich lebt, daß es nicht ein Trugbild, ihr Schatten war —“

„Sie lebt, Gott sei Dank!“ erwiderte Minna innig. „Sie lebt und hat es mit tiefer Rührung vernommen, wie beharrlich Sie noch nach ihr suchten, als alle Andern die Nachforschungen aufgegeben hatten. Sie hatte ja gar keine Ahnung von der warmen und ernsten Theilnahme, welche derjenige für sie hegte, den sie kaum einmal gesehen und gesprochen hatte.“

Als Minna dies sagte, zitterte ihre sanfte Stimme und auch ihre kleine Hand, welche ich noch immer festhielt, bebte fühlbar, während ihr schönes Haupt sich leise senkte. Erst nach einer Weile vermochte sie wieder fortzufahren:

„Aber Bertha durfte doch annehmen, daß wir Sie von dem wahren Sachverhalt so bald unterrichten würden, als wir selbst zu seiner Kenntniß gelangten. Als letzteres stattfand, wußten wir jedoch Ihren Aufenthalt nicht mehr. Und als dann Ihr Name allenthalben bekannt ward und uns vielfach entgegen trat, da — ja, da wagte man es nicht mehr, den berühmten Künstler mit Erinnerungen zu behelligen, die keine Bedeutung mehr für ihn haben mochten.“

„Das war ein großer Irrthum, den ich Ihnen kaum verzeihen kann, mein Fräulein“, sagte ich jetzt, mich zu ihr niederbeugend. „Und legten Sie denn niemals Zweifel darüber, daß der bekannt gewordene Künstlername dem auforinglichen jungen Herrn angehöre, der damals zufällig auf dem Dampfschiffe mit Ihnen zusammen traf?“

„Ich — keinen Augenblick“! war ihre lebhafte Antwort, indem sie ihr schönes Haupt erhob und mit holder Unschuld zu mir aufsah, hierauf jedoch rasch die Augen wieder niederschlug.

Eine Blutwelle fluthete jetzt durch ihre zarten Wangen. Mich aber durchströmte ein Gefühl unbeschreiblicher, nie empfundener Wonne, nachdem ich in ihrem offenen Auge, in ihrem aufgeblühten Antlitze gelesen hatte. Und dennoch hätte in jenem Augenblick die Spannung auf die ferneren Mittheilungen über ihre Schwester jedes weitere Interesse, jede andere Regung ausschließen müssen. Ich fühlte denn auch, daß ich jetzt meinem eignen Glücke nicht weiter nachspüren durfte, und bat um Aufschluß über die näheren Umstände, welche Bertha und deren wunderbares Wiederauftreten, vielmehr deren geheimnißvolle Flucht vom Dampfschiffe, betrafen.

„So hat Ihnen Bertha nicht Alles berichtet“? fragte sie, während wir dahin schritten.

„Wenig mehr, als daß sie eben geflohen.“

„Dann theilen auch Sie mir wohl die Aufgabe zu, Sie völlig aufzuklären.“

„O, ich bitte darum.“

„So wollen Sie mich einige Zeit anhören?“

„Jahre, wenn Sie wollen.“

Minna sann eine kleine Weile nach, dann begann sie:

„Sie befanden sich damals mit an Bord, hörten, worum es sich handelte, und kennen nun auch den Vorsatz, mit welchem sich unsere liebe Bertha in jener Noth trug. Ach, es war eine böse Fahrt. Die Heftigkeit des Vaters stärkte den geheimgehaltenen Entschluß, der auch für meine muthige und entschlossene Schwester ein schrecklicher bleiben mußte. Jedoch — wollte sie ihrer Liebe, ihrem Gelübde treu bleiben, konnte sie nicht anders. Bertha hat mir seitdem oft mit Thränen und genau über ihren Seelenzustand in jener verhängnißvollen Stunde berichtet. Ich will jedoch rasch darüber hinweg gehen, was in ihr vorging, da sie zur Ausführung schritt. Kopfweh und Schlummer waren vorgeschützt, ich selbst — ihre jüngste Schwester — unter heißen Thränen aus der Cajüte

Digitized by Google

entfernt! Fast wäre sie mir nachgestürzt, um mich zu beschwören, noch bei ihr zu verweilen. Jedoch Eile that Noth. Die nächste Station, Schloß Berneck, kam schon in Sicht. — So streifte sie denn rasch ihre Frauengewänder ab, packte sie in einen Bündel. Was nicht in denselben paßte, ward unter den Divan gezwängt, der Hut aber den Wellen überliefert ....."

(Fortsetzung folgt.)

## Die neuen Nordpol-Expeditionen.

Ueber die österreichische Nordpol-Expedition unter dem Commando von Weyprecht und Payer und über sechs andere neue Expeditionen, hat A. Petermann einen Bericht veröffentlicht. Wir heben hiervon dasjenige aus, was mehr als bloß wissenschaftliches Interesse hat.

Das größte Ereigniß in der arktischen Entdeckungsgeschichte ist gegenwärtig die neue österreichische Nordpolar-Expedition. Das hochherzige Beispiel des russischen Grafen Rumanzoff, der im Jahre 1815 auf seine Kosten die Expedition unter Kotzebue ausrüstete, sowie ähnliche Vorgänge in anderen Ländern, haben in Oesterreich Nachahmung gefunden, indem man mit außerordentlicher Bereitwilligkeit die bedeutenden Mittel zu einer großen Nordpolar-Expedition hergab.

Erst vor wenigen Monaten waren der Schiffslieutenant Weyprecht und der Oberlieutenant Payer mit wichtigen bahnbrechenden Resultaten von ihrer Erforschung eines bisher unbekannten Meeres zurückgekehrt, und bereits sehen wir sie nach vielseitiger angestrengtester Arbeit daheim im Begriff, von Neuem nach Norden aufzubrechen, um die größte noch übrige Aufgabe in der Erforschung der Erde zu lösen, und sollte es zwei Ueberwinterungen und die Arbeit dreier Sommer kosten.

Der Zweck der Expedition, wie es in Weyprecht's Eingabe an die Handelskammer in Triest heißt: „ist die Verfolgung des von uns im vergangenen Sommer getroffenen eisfreien Meeres gegen Ost und Nord und die weitere Erforschung des arktischen Meeres im Norden von Sibirien". Der Abgang der Expedition von Bremerhaven, wo das Schiff erbaut ist, wird Ende Juni stattfinden; der erste Winter soll auf Cap Tscheljuskin, dem nördlichsten Vorgebirge Asiens, zugebracht werden, im zweiten Sommer soll die Erforschung des Central-Polarmeeres festgesetzt, im dritten Sommer bis zur Bering-Straße und einem asiatischen oder amerikanischen Hafen durchgedrungen werden. Die Ausrüstung ist auf drei volle Jahre berechnet. Der Dampfer ist 220 Tonnen groß, 118 Fuß lang, 25¼ Fuß breit, 13⅓ Fuß tief, hat die Takelage eines dreimastigen Schooners und eine Maschine von 95 effectiver Pferdekraft, die dem Schiffe eine Geschwindigkeit von 5—6 Seemeilen in der Stunde geben soll. Außer Weyprecht und Payer wird die Expedition von zwei Offizieren der k. k. Kriegsmarine, Brosch und Orel, begleitet, einem Arzt, dem Maschinisten Krisch, zwei Gletscherſteigern und Gemsjägern und 16 Seeleuten aus der k. k. Kriegsmarine ausgewählt, sämmtlich Quarneroli (Dalmatiner), dem besten Schlage österreichischer Seeleute, im Ganzen 24 Mann.

Die Wichtigkeit der Entdeckungen von Weyprecht und Payer im Sommer 1871 wurde überall im In- und Auslande rasch erkannt, und sie fand viele Gönner. Unter ihnen ist besonders zu nennen Hans Graf Wilczek; er allein spendete der Expedition einen Beitrag von 30,000 Gulden, nachdem er der vorjährigen Recognoscirungsfahrt bereits 2000 zugewandt hatte; er wird die Expedition selbst begleiten, so weit es die Sommermonate gestatten, und zu diesem Zweck, wiederum auf eigene Kosten, ein zweites Schiff chartern, das ebenfalls unter dem Commando eines tüchtigen österreichischen Flottenoffiziers, des k. k. Fregatten-Capitains Spaun, stehen wird. Diese Wilczek'sche Expedition, die im Zusammenhange mit der großen Expedition operiren und u. A. auf der fernsten Küste von Nowaja Semlja ein Proviant-Depot für sie niederlegen wird, dürfte auch wohl noch ihre 20,000 fl. kosten.

Gleichzeitig wollen die Schweden unter Nordenskjöld ebenfalls eine neue Expedition unternehmen, auf Spitzbergen überwintern, und zwar auf den nördlichsten, unter 80½° N. Br. gelegenen Sieben Inseln und von hier aus im Frühjahr 1873 ihre schon seit 1861 immer wieder beabsichtigte Rennthierfahrt nach dem Nordpol ausführen; 50 Rennthiere sollen dazu „eingeübt" werden und das ganze Unternehmen steht unter der „Ueberwachung" der k. schwedischen Academie der Wissenschaften. Wie schon bei ihren Expeditionen in 1868 und 1870, so gibt auch bei dieser neuen Expedition eine einzige schwedische Stadt, Gothenburg, die bedeutenden Mittel dazu her, aber auch der Staat, die königl. Academie und Andere unterstützten sie.

Weniger romantisch als diese mit 50 Rennthieren bespannte Expedition sind zwei norwegische Dampfer-Expeditionen, ebenfalls ins sibirische Eismeer: Capitain G. Jensen aus Drammen mit dem Dampfer „Cap Nor" und Capt. Svend Foyn, der berühmte Walfischfahrer, ebenfalls mit einem seiner Dampfer; beide werden im Sommer, nach beendigtem Seehundsfang, in derselben Richtung vordringen, als die österreichische Expedition. Die norwegische Seehundsfängerflotte, viele Segelschiffe und auch eine bedeutende Anzahl neuer, expreß zu diesem Zweck erbauter Dampfer ist bereits in den letzten Tagen des Februar in See gegangen.

Von großem Interesse ist auch die Ueberwinterung der amerikanischen Expedition unter Hall und Bessels in möglichst hoher Breite auf der amerikanischen Seite, um in diesem Jahre ihre eigentliche Reise zum Pole anzutreten. Einen bis zum 20. August 1871 reichenden Bericht gab ich kürzlich, die letzte Nachricht war vom 5. September, an welchem Tage die Expedition von Upernivik weiter nach Norden ging.

Von der Expedition des Franzosen Octave Pavy habe ich nichts Näheres erfahren. Nach den neuesten

Digitized by Google

Nachrichten aus Amerika war sie von San Francisco aufgebrochen, und da man seitdem nichts mehr von ihr gehört habe, sei man in großer Sorge um sie und habe sich deßhalb bereits an den Gouverneur von Ost-Sibirien gewandt.

Nach einem gedruckten Circular des Herrn Gustave Ambert, der das Erbe von Gustave Lambert übernommen hat, d. d. Paris, 24. Februar 1872, haben die Franzosen die Tragweite der Payer-Weyprecht'schen Entdeckung in 1871 schnell begriffen und beabsichtigen die Absendung einer Expedition, die ebenfalls den Weg der österreichischen Expedition nehmen soll; schon im nächsten Monat (April) soll sie mit einem eisernen Schraubendampfer von Havre abgehen und stellt nicht bloß geographische und wissenschaftliche Entdeckungen, sondern auch „praktische Resultate, Länderbesitz, Walfischfang und Fischereien anderer Art" in Aussicht. Ein anderer Franzose will mit einem Luftballon zum Nordpol.

Schon bald nach der Entdeckung von Amerika begann die unendliche Reihe der Expeditionen nach dem Nordpol, und sie wurden so lange fortgesetzt, bis man glaubte, daß dieser Seeweg, wenn auch von allen der kürzeste, doch wegen der Eismassen sich nie als Straße für den Weltverkehr und Welthandel eignen würde. Von da an wurde das Unternehmen mehr zu einer geographischen und wissenschaftlichen Frage, und als solche reichen die Versuche zur Lösung derselben in weit ältere Zeiten zurück, mindestens doppelt so weit als die Entdeckung Amerika's, denn schon um das Jahr 1040 unternahmen Männer aus Friesland von der Weser aus eine Nordpol-Expedition, und etwa um das Jahr 1060 wiederum eine solche der König Harald Hardrade. Ja, die Frage, welche gegenwärtig vorzugsweise die Geister bezüglich des hohen Nordens beschäftigt, nämlich ob es überhaupt möglich ist, durch das Polarmeer hindurchzufahren und bis zu einem mathematischen Punkt, dem Nordpol, vorzudringen, ist noch viel älter; denn schon vor Tausenden von Jahren disculirte man, ob die Pole erreichbar seien oder nicht, und Aristoteles stellte vor etwa 2200 Jahren die Lehre auf, daß die tropischen Regionen der Erde, nämlich alle Länder zwischen den Wendekreisen, ein ödes, unbewohnbares und unpassirbares, versengtes und verbranntes Gebiet umschlössen, weil die Gluth scheitelrechter Sonnenstrahlen weder Pflanzen-, noch Thier- und Menschenleben aufkommen ließe, und daß eben so die Polar-Regionen jenseit der Polarkreise (66½° N. Br.) wegen der Kälte unbewohnbar und unpassirbar seien.

Der Aequator ist abgethan, Schiffe segeln darüber hin, ohne an den Sonnenstrahlen zu versengen oder in Brand zu gerathen, und der portugiesische Seefahrer Diniz Dias war der erste vorurtheilslose, muthige und thatkräftige Mann, der im Jahre 1445 gegen den übelbeleumdeten Aequator vordrang; doch der Nordpol harrt noch immer seines Diniz Dias.

## Diamantenfunde in Südafrica.

Seit Beginn des Diamantenexports aus Südafrica sind nach niedrig gegriffenen Schätzungen wenigstens drei Millionen Thaler allein für diesen Stein aus Europa nach der Capstadt abgeflossen. Dies sind nun erst die Anfänge, denn nicht früher als 1867 drangen die ersten Gerüchte von Diamantenfunden nach der Capstadt, die Ausbeutung wird noch oberflächlich betrieben und es ist ziemlich gewiß, daß die Diamantenfelder auch in der Breite ausgedehnter sind, als man bis jetzt weiß; man schätzt die Diamantenregion, so weit sie jetzt bekannt ist, auf 200 geogr. Quadratmeilen. Jedenfalls ist seit der Entdeckung der brasilianischen Diamantenfelder (1727) kein so reiches Lager des kostbaren Steins gefunden worden, wie dieses; Stücke von 107 und von 83 Karat, wie sie hier gleich in den ersten Jahren auftraten, sind sonst überall Seltenheiten.

Die südafricanische Diamantenregion liegt auf beiden Ufern des Vaalflusses, unglücklicherweise in einem Gebiete, um das sich die beiden Boerenrepubliken mit England streiten; nachdem letzteres daßselbe schon vor 20 Jahren einmal annectirt, dann wieder wegen Unbotmäßigkeit der Colonisten freigegeben hatte, haben ihm nun die ewigen Zwiste zwischen diesen und den Eingeborenen und Bastarden neuerdings den diesmal gewiß sehr willkommenen Anlaß zur Einmischung geboten, und in den Hauptorten der Diamantenregion Pniel und Klipdrift amtiren jetzt, zwar unter Protest des transvaal'schen und des Oranjefreistaats, englische Commissäre. Eine genaue Beschreibung dieser Region besitzen wir noch nicht, aber aus den vereinzelten Angaben, die bisher nach Europa gelangt sind, läßt sich ersehen, daß dieses Diamantenvorkommen mit den bisher bekannten sehr große Aehnlichkeit besitzt. Es findet sich wie sie auf secundärer Lagerstätte; Gerölle von Granit, Basalt, Grünstein, Achat, Granat, Jaspis, Eisenerzen, oft auch Kieseln, die entweder frei liegen oder durch einen eisenhaltigen Thon verkittet sind, sind die Diamanten eingelagert. Diese Geröllbildung bezeichnet wahrscheinlich ein altes Bett des Vaalflusses, wie denn in diesem selbst ebenfalls Diamanten vorgekommen sein sollen. Man vermuthet deßhalb das diamantenführende Muttergestein im Quellgebiete deßelben, aber bekannt ist es noch nicht; Itacolumit, jenes blätterige, kalkartige Gestein, das in Brasilien und an anderen Orten die Diamanten zu begleiten pflegt, soll in diesem Gerölle ebenfalls gefunden sein.

Eine Hauptbedeutung der neueren und besonders der so reichen südafricanischen Entdeckungen von Diamanten liegt darin, daß die alten Diamantfelder offenbar einer raschen Erschöpfung entgegengehen. Es liegt das in der Natur des Vorkommens dieses Steines, denn die Geröllmassen, in denen er sich findet, mit oder von denen er aus seinem Muttergestein losgelöst wurde, sind durchaus nicht mächtig, und ihn jemals bergmännisch aus seinem Gestein, wo dieses gefunden würde, zu gewinnen, ist eine Aufgabe, die bei dem spärlichen zerstreuten Vorkommen kaum große Aussicht auf praktische Lösung bietet. Die Minen von Golconda, in denen einst 60,000 Menschen sich mit Diamantgewinnung beschäftigten, sind heute um ein paar Pfund Sterling verpachtet und Indien überhaupt liefert wenig Diamanten mehr. Aus Agassiz' Reisen in Brasilien (geologischer Theil, bearbeitet von Prof. Hartt, 1870) erfahren wir auch, daß von 1862—64 die Diamantenausfuhr aus der Provinz Bahia stetig abnahm; er schreibt es zwar dem Schmuggel zu, aber die Darstellung, die er von den Vorkommissen gibt, lehrt, daß weite Strecken bereits ganz ausgebeutet sind.

Die Diamantenfunde, die aus Californien, Nevada, Georgia, ferner aus der algierischen Provinz Constantine gemeldet worden, sind, so viel bekannt, vereinzelt geblieben.

(Köln. Ztg.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 46. Speyer, Dienstag, den 16. April 1872.

## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Minna hatte bei diesem Theil ihres seltsamen Berichtes ihre ohnehin sanfte Stimme zu einem fast unhörbaren Flüstern gedämpft, so daß ich mich tiefer zu ihr niederbeugen mußte, während sie mit gesenkten Blicken sprach. Mir aber fiel es wie Schuppen von den Augen, nachdem so auf die natürlichste Weise Berthas Verschwinden, das Auffinden des Huts und Reifrocks erklärt war. Daß die Schwester unter dem engen Verschluß ihres Reisekleid's leichtes Männergewand getragen, welches sie schon in der Frühe angelegt hatte, brauchte mir Minna nicht näher anzugeben.

Ich aber war von Staunen und Bewunderung für den Muth und die berechnende Vorsicht der ihrer Liebe treuen Bertha erfüllt, und horchte nun mit ungebrochener Spannung dem weiteren Bericht meiner Begleiterin über die wunderbare Flucht ihrer ältern Schwester.

„So vorbereitet", fuhr Minna fort, „erwartete sie mit Herzklopfen das Anlegen des Schiffs und verließ es dann — in Herrenkleidung — unbehelligt, ohne daß sie Jemanden aufgefallen oder von irgend wem angehalten worden wäre."

„Und doch wird ohne Billet Niemand durchgelassen", fiel ich ein.

„Das war auch meiner Schwester aufgefallen, weswegen sie schon bei der Station Possenhofen, wo sie vom Billeteur für eine eben erst Eingestiegene gehalten wurde, eine Karte gelöst hatte. Nun war ihr denn alles wider Erwarten geglückt, und sie stand bald weiterhin am Strande, im Gebüsch, und winkte dem vorüberrudernden alten Fährmann, der sie auch arglos mitnahm nach Possenhofen. Von dort lief sie an Starnberg vorüber durch das Mühlthal bis gegen die Reismühle und erreichte noch mit dem letzten Zuge die Hauptstadt. Unaufgehalten und unentdeckt fuhr sie von da alsbald mit dem Eilzug nach Stuttgart, wo sie in der Frühe anlangend, von Adolf erwartet wurde. Von da ging dann die Reise den Rhein hinunter über Rotterdam nach den Vereinigten Staaten. Dort schuf das Talent und der Fleiß Adolfs seiner Gattin eine glücklich befriedigte Häuslichkeit."

Minna hielt jetzt in ihrem Berichte ein, während wir indeß bis an den Rand des Sees gelangt waren und uns wieder, ohne Verabredung, zurück wandten. Die Mittheilung flößte mir immer neue Bewunderung für die Klugheit, Beharrlichkeit und ausdauernde Entschlossenheit ein, mit welcher Bertha die Flucht ausgeführt hatte. Ihrer Berechnung und der für ein junges Mädchen so kühnen Durchführung des Plans war es ja geglückt, alle Welt zu täuschen, so daß Jahrelang Niemand mehr an ihrem Ende in den Fluthen des See's zweifeln konnte. Hatten doch Meinungsverschiedenheiten nur noch darüber gewaltet, ob sie den Tod selbst gesucht, oder durch fremde, verbrecherische Hand gefunden habe.

Andererseits wurde allerdings, durch diese rücksichtslose Ausführung und dauernde Geheimhaltung ihres Vorsatzes, Bertha's Handlungsweise in ein Licht gerückt, das mir die Charakterstärke des Mädchens wenn nicht bedenklich, so doch etwas unweiblich erscheinen ließ. Es verrieth immerhin eine gewisse Herzenshärte und Lieblosigkeit, daß sie Eltern und Geschwister in den Glauben an ihren Tod versetzen und Jahrelang darin lassen konnte, wozu noch kam, daß sie Anlaß zu der Annahme eines Verbrechens gab, für das nahezu ein Unschuldiger verurtheilt worden war.

Ich kann nicht leugnen, solche Empfindungen und Bedenken regten sich in mir, während mir Minna die Abenteuer der Flucht ihrer Schwester mittheilte. Gerade das Heldenhafte, Heroische zieht uns am Weibe nicht so sehr an und lieben wir am wenigsten an dem Weibe unserer Wahl. Und jetzt dankte ich innerlich dem Schöpfer dafür, daß nicht das schöne, sanfte Wesen, das sich mit mädchenhafter Schüchternheit auf meinen Arm stützte, während ich die kleine Hand zu drücken wagte, die Heldin dieser Abenteuer war.

So befangen machte mich die junge Neigung, die in meinem Herzen aufkeimte, daß ich das Verständniß für die aufopfernde und bewundernswerthe That Bertha's verlor. Ich stand denn auch nicht an, etwas von meinen innern Bedenken kundzugeben,

Digitized by Google

indem ich nun gegen Minna des Taschentuchs erwähnte, das nahezu Veranlassung zu einem Justizmorde gegeben hätte.

„Leider", erwiderte meine holde Begleiterin. „Bertha hat es später mit Schrecken erfahren, als sie wieder nach Europa zurückgekehrt war. Ihr Mann hat dem Armen indeß eine Stelle jenseits des Meeres angeboten, die denselben für die erlittenen Unbilden vielleicht trösten kann. Wie hätte auch Bertha ahnen mögen, daß ihre Flucht so schreckliche Muthmaßungen hervor riefe! War sie doch ganz unthöflich, als sie erfuhr, daß sie von Eltern und Schwestern als Ertrunkene beweint wurde."

„Wie?" fragte ich überrascht. „Sie that doch ihr Möglichstes, ein solches Ende für gewiß erscheinen zu lassen. Das offene Kajütenfenster, der Reisrock, der Hut im Wasser —"

„Darüber habe ich schon vorhin die Erklärung gegeben", fiel Minna sanft ein. „Das Fenster aber stand offen, wie Sie sich selbst noch erinnern müssen, da Sie mit der Schwester durch dasselbe auf die draußen wallende Fluth schauten. Bertha that Alles, was sie ohne Gefährdung ihrer Absicht thun konnte, um dem Wahne von ihrem Tode vorzubeugen. Erinnern Sie sich nicht mehr, daß sie mit Ihnen selbst von einer Reise sprach, die sie antreten wollte, an einen Ort, wohin Sie ihr doch nicht folgen könnten? Sie ließ es an dergleichen Andeutungen mehr nicht fehlen."

„Verzeihung, meine Verehrte", glaubte ich hier bemerken zu müssen; „allerdings hatte mir Ihre Schwester damals keinerlei Hoffnung gegeben, sondern nur meine eigne Thorheit. Wollen Sie jedoch gestatten an den Brief zu erinnern, der, an Sie selbst gerichtet, schon Nachmittags in den Schalter geworfen worden war?"

„Erst Abends, wie der Poststempel des noch vorhandenen Couverts bei späterer genauerer Ansicht auswies. Lies doch Bertha den Brief durch einen Jungen, welchem sie auf ihrer Flucht begegnete, in den Schalter des Starnberger Bahnhofs werfen."

„Aber überzeugte dieses Schreiben nicht auch Müller zuletzt noch, daß Bertha ihr Ende im See gefunden habe?"

„Ein arges und heute rein unbegreifliches Mißverständniß", entgegnete Minna lebhafter. „Wie hätte Bertha die Absicht haben können, damit ihre Eltern in einen Jammer ohne Ende zu stürzen und Alle vorsätzlich in einem Wahn zu bestärken, der auch die schönsten Jahre Ihres Lebens verdüstert hat. Wollte doch Bertha gerade durch dieses Schreiben jeder traurigen Deutung ihres Verschwindens vorbeugen. Mir selbst dünkt es heute geradezu seltsam, daß uns die Worte dieses Schreibens, statt uns aufzuklären, nur in der Trauer um ihren Tod befestigen konnte. Ihr Brief war doch an und für sich schon der allertristigste Beweis, daß sie noch nach ihrem Verschwinden vom Dampfschiffe am Leben war."

„Allerdings leuchtet mir dies nunmehr auch ein", bemerkte ich. „Aber wie kam es, daß Sie selbst mit den Eltern so lange in der Trauer um die vermeintlich Todte leben mußten?"

„Leider gingen zwei Briefe Bertha's aus Amerika verloren. Als sie deshalb auf wiederholtes Flehen um Verzeihung keine Antwort, nicht eine Zeile erhielt, war es ihr zur Gewißheit geworden, daß die Ihrigen nichts mehr von ihr wissen wollten. Endlich, nachdem ihrem ersten Kinde der Taufname seines Großvaters beigelegt worden war, wagte sie wieder, dies heim zu melden, und jetzt ward ihr eine Antwort, die, wie Sie sich denken können, einen unendlichen Jubel enthielt."

Hier hielt Minna wieder inne. Mir schien, ihre schönen Augen glänzten vor Rührung. Erst nach einer Weile theilte sie mir weiter mit, daß Bertha und Adolf daraufhin einen baldigen Besuch der Eltern in der alten Heimath beschlossen, und zwar wurde ein gemeinschaftlicher Sommeraufenthalt an dem schönen See verabredet, wo einst die erschütternde Trennung stattgefunden hatte. Auf der Herreise hatten Bertha und ihr Mann in Düsseldorf die Kunstausstellung und den Festplatz besucht, waren aber noch in derselben Nacht mit der rheinischen Bahn weiter gefahren.

„Sie können sich denken", fügte dann Minna hinzu, „welche Freude wir bei dem Wiedersehen empfanden, welche Wehmuth unsere Bertha überkam, da sie Schwester Betty als Wittwe und die Spuren des langjährigen Grams auf den Zügen der Eltern sah. Andererseits durfte sie sich aber auch der glücklichen Sinnesänderung derselben freuen. Die natürliche Herzensgüte der Mutter hatte sich in Gram und Leid völlig enthüllt; der Vater war ein Freund aller Hilfsbedürftigen geworden. Als er noch nicht gewußt, in welchem verwandschaftlichen Verhältniß er zum Vater Adolf's stand, that er doch aus freiem Entschluß Schritte, seinem früheren Prinzipal ausgiebig zu helfen, was dieser jedoch ablehnen konnte. Ich will jedoch nicht weiter dem Vater sprechen. Ich hoffe, Sie werden ihn nunmehr von einer liebenswürdigeren Seite kennen lernen. Denn sehen Sie, da finden wir alle meine Lieben."

In der That harrte die Familie unserer Annäherung, indem sie sich im Schatten einer riesigen Eiche und Buche, die mit einander verwachsen waren, gesammelt hatte. Zögernd blieb ich stehen. Mit Leidwesen sah ich ein, daß ich nicht länger mit dem anmuthigen Wesen allein bleiben durfte, das unbewußt schon alle meine Sinne eingenommen, all' die Liebe gewonnen hatte, deren mein Herz fähig war. Ich hatte noch so viel zu sagen und zu fragen gehabt, worauf ich die Antwort aus ihrem eigenen lieblichen Munde hören wollte. Aber schon eilte Bertha den Ihrigen voraus und uns am Arme eines hochgewachsenen Herrn entgegen, — desselben, der mir und dem kleinen Schmidt vor einigen Tagen beim Fischmeister aufgefallen war.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

## Bericht der englischen Kohlen-Commission.

Vor einigen Jahren ward in England die Befürchtung rege, daß die Kohlenlager, auf deren Reichthum und leichte Zugänglichkeit sich das industrielle Uebergewicht des Landes so wesentlich stützt, ihrer Erschöpfung näher seien, als man gewöhnlich anzunehmen pflege. Es wurde daher im Juni 1866 eine Commission zur Prüfung der Kohlenfrage eingesetzt mit folgenden Aufgaben: 1. die Menge der in den Kohlenfeldern noch vorhandenen Steinkohlen zu bestimmen; 2. die Wahrscheinlichkeit des Vorhandenseins zugänglicher Steinkohlen unter den überlagernden jüngeren Schichten (Dyas, Trias, Jura ꝛc.) näher zu erforschen; 3. den gegenwärtigen Verbrauch und Export, sowie die voraussichtliche Steigerung beider zu berechnen; 4. zu untersuchen, ob Grund zur Annahme sei, daß durch unvollkommene oder nachlässige Einrichtungen dieser Brennstoff vergeudet werde. Diese Commission hat endlich vor einigen Monaten den Bericht erstattet, dem die „K. Z." folgende Thatsachen entnimmt:

Nach einem historischen Rückblick, der die Benutzung von Steinkohlen in England bis auf die Römerzeit zurückführt, wird die Menge der in den drei dem unseren vorangehenden Jahrhunderten geförderten Steinkohlen auf 850 Millionen Tonnen geschätzt. Es können ferner als annähernde Summe der von 1500—1870 dem Boden Großbritanniens entzogenen Steinkohlen 4456 Millionen Tonnen angenommen werden. Von 107½ Millionen Tonnen, welche 1869 gefördert wurden, verbrauchten Fabriken 35, Eisenindustrie 32½, Haushaltungen 18½, Eisenbahnen und Dampfschiffe 5, der Export 10 Millionen.

Nimmt man die Möglichkeit an, mit dem Bergbau auf Kohlen bis zu 4000′ Tiefe hinabzugehen, so lagern noch 90,207 Millionen Tonnen in den bis jetzt bekannten Kohlengebieten, unter 4000′ aber noch 7320 Millionen Tonnen, 56,273 Millionen endlich sind noch innerhalb der genannten Tiefe als unter jüngeren Formationen (Dyas, Trias, Jura ꝛc.) lagernd anzunehmen.

Bei der extremen Annahme, daß Bevölkerung und Kohlenconsum in Großbritannien im selben Maßstabe fortwachsen, wie in den letzten 14 Jahren, bleibt in den über 4000′ lagernden Kohlen noch immer ein Schatz für 276 Jahre; bei der anderen extremen Annahme, daß beide Factoren annähernd da stehen bleiben, wo sie sich heute befinden, bliebe die Möglichkeit eines 1273 Jahre währenden Verbrauches von jährlichen 115 Millionen Tonnen.

Die Commission hat bei der Gewinnung Verlustquellen gefunden, die sie für leicht zu beseitigen hält; Einführung ökonomischerer Abbau-Methoden und bessere Verwerthung des Kohlenkleins erklärt sie als dringendste Pflicht. Gerade dieser Punkt scheint auch in weiteren Kreisen als der betrachtet zu werden, bei dem praktische Abhilfe leicht möglich ist; es liegen Besprechungen des Berichtes vor, die sogar nach einem Gesetz gegen das nutzlose Liegenlassen von Massen abbaubarer und nutzbarer Steinkohlen verlangen.

Dieser Bericht wird nun manche übertriebene Befürchtungen zerstreuen; aber viele der Eingangs erwähnten Befürchtungen entsprangen nicht so sehr der Furcht vor naher Erschöpfung als der Aussicht auf immer schwieriger werdende Gewinnung der englischen Steinkohle; die Vertheuerung dieser Hauptstütze des heimischen Gewerbsfleißes, die drohende Abhängigkeit von Ländern mit so enormen Kohlenschätzen, wie z. B. den Vereinigten Staaten, deren Kohlenfelder man als fast vierzig Mal so groß wie die englischen geschätzt hat, bildeten den Hauptgrund für jenes Verlangen nach einer königlichen Commission. Armstrong sprach sich nämlich 1863 folgendermaßen aus: „Englands Größe hängt nicht am wenigsten von der Billigkeit und Güte, die seine Kohlen vor denen anderer Länder voraushaben, ab; aber wir haben unsern vorzüglichsten Lagern bereits viel mehr Kohlen entnommen, als in allen übrigen Theilen der ganzen Welt zusammen gewonnen wurden, und es ist die Zeit nicht fern, in der wir mit gesteigerten Gewinnungskosten und sinkendem Werthe des Productes zugleich zu kämpfen haben werden. Die Frage ist also nicht, wie lange unsere Kohle überhaupt vorhält, sondern wie lange ganz bestimmte Districte noch Ausbeute von dem Preis und der Güte liefern werden, welche dieses Land zur Aufrechthaltung seiner gewerblichen Suprematie befähigen."

Die Totalsumme der auf der gesammten Erde vorhandenen Steinkohlen ist gegenwärtig aus praktischem Gesichtspunkte noch als eine fast unerschöpfliche zu bezeichnen. England wird daher immer Steinkohlen erhalten, auch wenn seine Lager von ihrer Ergiebigkeit weit zurückgekommen sein werden, und man sollte also meinen, daß für eine königliche Commission die Frage nach der absoluten Menge der noch vorhandenen Kohlen eigentlich gar keine Bedeutung haben könnte. Anders ist es mit der Frage des Verhältnisses zu anderen Ländern. Sie ist es, welche die Befürchtungen erregt hatte und die sie auch nicht ruhen lassen wird; indem die Commission sie bei Seite ließ und sich der mehr utopischen Seite zuwandte, hat sie allerdings, vielleicht nicht ohne Absicht, den praktischen Sinn ihres Volkes bedeutend verläugnet.

## Miscellen.

Emanuel Geibel veröffentlicht in der „Gegenwart" auf den Fürsten Bismarck folgende Verse, welche zur Illustration der „deutschen Manneswürde" dienen mögen, von denen unsere Vertreter der deutschen Sittlichkeit so viel reden:

Herkules.

Der am Maine die Hyder bewang und den rasenden Leuen
Ueber dem Rhein in den Staub rang mit gewaltigem Arm,
Kämpft jetzt wider des römischen Sumpfs lichtscheues Geflügel;
Treffend, in Feuer getaucht, rauschen die Pfeile dahin.
Welscher Trotz, jesuitische Wuth, altkirchliche Herrschsucht,
Aus drei Köpfen zugleich bellen sie, Starker, dich an.
Doch du fürchtest den Cerberus nicht, du ergreifst ihn am Halse,

Digitized by Google

Und dem versammelten Volke zeigt du die Zwittergeburt.
Dir auch ward es verhängt, den Stall des Augias zu säubern;
Doch kein Besen genügt für den unendlichen Wust.
Mächtig leite die Wogen der Zeit in die starrenden Wände,
Und der lebendige Strom schwemme den Moder hinweg.
Ruhig, sicher und fest, wie das Himmelsgewölbe der Atlas
Auf der Schulter von Erz trägst du die Säulen des Reichs.
Möge der Tag fern sein, der einst von der Bürde dich abruft;
Denn kein Zweiter fürwahr lebt, der sie trüge, wie du.

Die „Frankf. Ztg." stellt diesem Ergusse nachstehende, ihr zur Veröffentlichung zugehende Strophen gegenüber:

Emanuel Geibel im Jahre 1872.

Der auf gepolsterten Pfühl und hinter dem wärmenden Ofen
Frankreichs Heer in den Staub rang mit gewaltigem Maul,
Ruht jetzt aus byantinischem Sumpf sein breites Gequacke;
Eckig, in höhrem Takt, stolpern die Verse dahin.
Hättest du doch, wie sonst, im Bachschicksal dich getummelt
Und das politische Feld nie zu betreten gewagt!
Doch du fürchtest dich nicht, du besteigst den hinkenden Klepper,
Und dem versammelten Volk zeigst du die Zwittergeburt.
Den du mit Unrath fülltest, den Stall, ich will ihn nicht säubern,
Denn kein Besen genügt für den unendlichen Wust.
Auch die Woge der Zeit putzt nicht die schmutzigen Wände,
Selbst der lebendige Strom schwemmt nicht den Moder hinweg.
Ruhig, sicher und ernst, als wärest mit ihm du geboren.
Uns zur ergötzlichen Schau trägst du den wehelnden Schmeit.
Möge der Tag fern sein, der die komische Bürde dir abnimmt,
Denn kein Zweiter fürwahr lebt, der sie trüge wie du!

---

**Breslau**, 9. April. Ueber die Explosion der Dynamit-Fabrik bei Alt-Berun geht der „Schles. Ztg." von amtlicher Seite folgender, vom 8. d. datirter Bericht zu: Heut Abends halb 6 Uhr explodirte das Apparathaus der hiesigen Dynamit-Fabrik „N. Guttmann u. Comp. zu Beuthen", wodurch ein Arbeiter, der sich innerhalb des Gebäudes befunden, umgekommen ist. Die Körpertheile des Verunglückten, der eine Frau und eine Tochter hinterläßt, wurden weit entfernt vom Gebäude aufgefunden. Dagegen blieben die andern in den Fabrikanlagen beschäftigten Personen, 19 an der Zahl, unverletzt, ebenso die Nebengebäude, welche indeß durch den Luftdruck und die emporgeschleuderten Holz- und Eisentheile mehr oder minder beschädigt worden sind. Merkwürdig ist es, daß ein Mitarbeiter des Verunglückten mit dem Leben davon gekommen ist. Er befand sich zur Zeit der Explosion vor der Thüre des Apparathaus umgebenden Erdwalls und stürzte in dem Augenblicke des Knalles zu Boden. Vor dem Kopfe des Arbeiters schlug ein viele Pfund schwerer Stein in die Erde, und unmittelbar hinter seinen Füßen grub sich ein großes Stück zersplitterten Holzes in den Boden ein. Man vermuthet, daß die Explosion des Apparathauses dadurch erfolgt ist, daß das in mehreren Bottichen seit dem Herbst v. J. im Rückstand verbliebene Nitroglycerin, im Gewicht von mehreren Centnern, durch allzu heißes Wasser zum Austhauen gebracht werden sollte.

---

**Essen**, 7. April. Von den Bodensenkungen in Zierlohn sind gegenwärtig alle Zeitungen voll; von den Bodensenkungen resp. Bodenrissen in Essen schweigt Alles, selbst die hier erscheinenden Zeitungen. Die Risse haben sich gegenwärtig wieder in bedenklicher Weise in der Schwanenkampstraße gezeigt, wo gestern drei Häuser polizeilich geräumt worden sind. Die Besitzer derselben sind dadurch ruinirt, so daß sie nicht die Mittel besitzen, die Kosten für einen Prozeß zu bestreiten, der in der Regel durch alle Instanzen durchgeführt wird und — wie die Erfahrung lehrt — eine lange Reihe von Jahren dauert. In ähnlicher Lage sind noch manche andere Bürger. (K. Z.)

---

Eine Heirath mit Dampf. Die „N. H. Z." schreibt: „Während der Fahrt auf der Eisenbahn verheirathet wurde jüngstens ein liebendes Pärchen nahe Raymond City, Iowa. Dasselbe fand bei seiner Ankunft in der genannten Stadt, daß der einzige Geistliche, der sich daselbst vorfand, im Begriffe stehe, per Eisenbahn die Stadt zu verlassen. Schnell entschlossen folgte dasselbe in den Waggon und hier fand die Trauung statt."

---

**Paris**, 10. April. Gestern starb hier im Alter von 76 Jahren Hr. Jacob Felix, der Vater der berühmten Rachel. Neben der großen Tragödin gehörten noch fünf seiner Kinder dem Theater an: Rebekka, die ebenfalls bereits gestorben; Liah, eine verdienstliche Schauspielerin der Volkstheater, welche in diesem Augenblick im Chatelet die Tochter des Manin spielt; Dinah, eine beliebte Soubrette des Theatre Francais; Sarah, welche bald das Theater mit der Pariumerie vertauschte, und endlich Raphael, der bekannte internationale Schauspielunternehmer.

---

Die Deutsche Landwirthschaftliche Zeitung schreibt zur Kartoffel-Cultur: „Um aus der großen Menge von Kartoffelsorten, welche im Handel vorkommen und angepriesen werden, durch sorgfältig angestellende Versuche die relativ besten Sorten herauszufinden, gründete Dr. Werner in Poppelsdorf im Jahre 1867 einen Culturverein, welcher drei Jahre bestand, 32 Mitglieder zählte und sich über Norddeutschland ausgebreitet hatte. Nach den Resultaten der Anbauversuche dieses Vereins, über welche Dr. Werner in der Rheinischen Wochenschrift berichtet, eignen sich von den 300 Sorten, welche zu den Versuchen verwendet wurden, folgende Kartoffelsorten ganz besonders zur Cultur: Frühe weißschalige Sorten: Braunschweiger Zucker, Prince of Wales, Rio-Frio, Chili Sämling, frühe gelbe Johannis, frühe Mittelsee, Thornton's Conqueror. Frühe rothe Sorten: Schnipviner oder Dabersche. Mittelfrühe weißschalige Sorten: Seebling-Rose, Victoria, Paterson's Albert, Napoleon. Mittelfrühe rothe Sorten: Perthire, rothe Zamilien, Paterson's Alexandra. Späte weißschalige Sorten; Paterson's Regent, Flute's Sämling, weiße Familien, Eircatienne. Späte rothund buntschalige Sorten: weißfleischige sächsische Zwiebel, rothfleischige sächsische Zwiebel, Preis von Holland, rothe märkische Kartoffel, holländische Mangold, bunte Rostbeat, rothe Erdbeere, Paterson's blaue. Ferner ergaben sich nachfolgende allgemeine Resultate: 1. Bei kalter und feuchter Witterung ist der Stärkmehlgehalt und Knollenertrag viel geringer als bei trockener und warmer Witterung. 2. Auf starkgedüngtem, tief gelockertem Boden steigt der Ertrag an Knollen bedeutend, durchschnittlich ist jedoch der Stärkegehalt der Knolle geringer, als auf nicht gedüngtem Boden. Im Allgemeinen sind aber auch die Erträge von der Sorte abhängig. 3. Auf die krankhafte Korkwucherung der Schale (Pocken, Schorf), influirt vorzugsweise die Bodenbeschaffenheit, vielleicht der Gehalt an Mergel, Eisensalzen u. s. w., weshalb sich diese Erscheinung auch auf rohen Bodenarten, z. B. nach dem Spatpflügen, zeigen kann. 4. Die Kartoffelkrankheit (Peronosporn infestans) tritt vorzugsweise bei den bunten Sorten auf, am wenigsten bei den blauen und rothen; ferner bei frühen Sorten stärker als bei späten. 5. Der Stärkemehlgehalt ist am niedrigsten bei den bunten und blauen, am höchsten bei den rothen Sorten. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die bunten und blauen Sorten im Allgemeinen in jeglicher Beziehung hinter den weißen und rothen zurückstehen."

---

Heimgeschickt! Ein ungarisches Blatt enthält folgendes Geschichtchen: Ein junger Mann, dessen erste Bartsprossen nur unter dem Mikroskop sichtbar wurden, begann kürzlich ein Verhältniß mit der Tochter eines ungarischen Edelmannes, und eines Tages hatte er ein Rendezvous mit dem Mädchen auf dem Gute der Eltern. Die Letzteren waren mit dem Verhältniß nicht einverstanden. Der Vater schickte daher einen Diener mit einer großen Butterschnitte zu dem jungen Manne und ließ ihm sagen: „Da nehmen Sie das und gehen Sie nach Hause; es ist ein weiter Weg und die Frau Mutter könnte um Sie sehr besorgt sein."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 47. Speyer, Donnerstag, den 18. April 1872.


## * Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See.

Von **August Becker.**

(Schluß.)

Herr Born begrüßte mich herzlich, warm und achtungsvoll. Von dem Empfang durch Herrn und Frau Birkmann und Schwester Betty will ich nichts weiter sagen, als daß es, durch die Erinnerung an unsere erste Begegnung, ein höchst bewegter war. Alle schienen sich übrigens des Wiedersehens zu freuen, zumeist jedoch Bertha selbst, die sich glückstrahlend von Einem zum Andern wandte und endlich wieder auf längere Zeit zu mir, während ihr Mann mit Minna scherzte.

„Sie ist sein Augapfel, unser aller Liebling", sagte die schöne Frau an meiner Seite. „Nun neckt er sie über ihre Aufregung von gestern Abend, da sie ihm in der Eile anvertraute, daß Sie in der Nähe und mit ihr vom See gekommen seien. Wie tief war aber auch ihr Verdruß, als Sie dann spurlos verschwunden waren! Ich kann Ihnen meine Empfindungen beim Wiedersehen Minna's nicht schildern. Betty und ich lieben sie aber auch, wie unser Leben, — sie ist ja auch um so viel besser als wir, und tausendmal' hübscher, als wir uns je zu sein einbildeten. Müller zwar, der jetzt einer der angesehensten Ingenieure geworden und noch immer unverheirathet ist, meinte bei Gelegenheit, so schlimm sei es nicht. Immerhin, es ist dennoch wahr."

Bertha fühlte wohl heraus, daß Sie mit mir von nichts Angenehmerem sprechen könne. So erfuhr ich von ihr noch zu meiner innigsten Befriedigung, daß sie während der letzten Jahre in Amerika von Minna förmlich im Laufenden über meine Kunstthätigkeit erhalten wurde, und daß das junge Mädchen niemals an meiner Identität mit dem berühmt gewordenen Nixenfischer gezweifelt habe. Während noch Niemand daran glauben wollte, war es bei Minna von vornherein ausgemachte Sache.

„Sie dürfen sich etwas darauf einbilden", scherzte noch Frau Born. „Denn ich wüßte nicht, daß sich Minna sonst noch um Leben und Thun eines fremden Mannes gekümmert habe. Auf ihre Bitten überließ ich ihr auch damals in jener denkwürdigen Trennungsstunde auf dem Dampfboote Ihre Ballade, die ihr Lieblingslied geworden ist. Ich hoffe, daß Sie mir dies heute verzeihen werden. Minna hatte keine Hoffnung, Ihnen im Leben wieder zu begegnen. Aber im Vertrauen will ich Ihnen sagen — doch nur gegen Ihr Versprechen, es nicht zu mißbrauchen.

Und sie streckte mir dabei die Hand her, die ich feurig ergriff.

„O, ich verspreche es —"

„Nun, Minna war sehr glücklich, als ich ihr erzählte, daß ich Sie in Düsseldorf wieder gesehen, und sie war es noch mehr, als wir eines Tags auf dem See auf einen Kahn stießen, in welchem langausgestreckt der Nixenfischer lag. Schilfkranz und Seelilien zurücklassend, ruderten wir rasch davon. Aber das glückliche Abenteuer verrückte ihr doch förmlich den kleinen Kopf."

„Ach", rief ich jetzt, „und Sie, verehrte Frau, machen mich zum Glücklichsten der Welt."

„Nicht doch, das liegt völlig außer meiner Macht", meinte die schöne Frau lachend. „Das muß ich ganz und gar einer Andern überlassen."

Und nun kam sie auf eine Parthie für den folgenden Tag nach dem Mühlthale zu sprechen, wobei sie Gelegenheit nahm, ihren Mann, Vater, Mutter und Schwestern in's Gespräch zu ziehen. Mit warmen, innigen, wenn auch nur leise geflüsterten Worten konnte ich mich jetzt wieder an das anmuthige, junge Wesen wenden, dessen Anblick bereits mein ganzes Herz erfüllte. Eine Wonne lag mir im Gemüthe, wie ich sie bis dahin nicht gekannt hatte. Man möge sich denken, mit welchen Regungen ich jetzt von ihr nach dem blauen See hinaussah, der mich nicht mehr von meinem Glücke trennen konnte.

Es war ein herrlicher Sonnenabend. Es waren schöne Stunden im Kreise vortrefflicher, durch Leiden geläuterter Menschen, in der Gegenwart holder Frauen! Wie glücklich beging ich nun denselben Strand, an dem ich einst trostlos und dem Wahnsinn nahe umhergestreift war! Ein schöner Abend, wie man ihn so oft an diesem See genießt und wie selbst der heutige noch zuletzt zu werden verspricht. Denn der Regen hat endlich aufgehört, der Himmel lacht blau, die sinkende Sonne golden in den See und wie von Diamanten

Digitized by Google

erglänzt das Gebüsch. Hinaus also! Meine Geschichte ist ja auch zu Ende.

## Zum Schlusse.

Der Nixenfischer war von seinem Stuhle aufgesprungen, als die Abendsonne in den Weingläsern auf dem Tische erglänzte. Er hatte seine Erzählung am frühen Nachmittag begonnen und, so lange der Regen angehalten hatte, fortgesetzt, bis die Sonne vor Ihrem Untergange nochmals am entwölkten westlichen Himmel hervortrat. Eine stattliche Gruppe von Flaschen hatte sich auf dem Tische gesammelt. Den Rest seines Weines austrinkend, wollte der Nixenfischer nun auch die Zeche berichtigen. Aber sowohl dagegen, als gegen den raschen Abbruch seiner Geschichte protestirten die Anwesenden. Wenn auch das Gewölk gewichen war, begehrte doch noch Niemand hinaus und alle bestanden darauf, daß die Erzählung noch nicht zu Ende sein dürfe und eine frische Flasche bestellt werden müsse.

„Und was wollen Sie denn noch wissen?“ fragte Fischer lächelnd. „Wenn Sie das Schicksal unseres Collegen Schmidt interessirt, so kann ich Ihnen sagen, daß er in guten Umständen und bei seinen langen Fußpartien nicht mehr allzu mäßig lebt. Früchtl aber ist glücklich über das Meer gekommen, wo er einer ungewissen Zukunft getrost entgegen lebt. Jene Wittwe mit der scharfen Nase und zwei heirathsfähigen Töchtern —“

„O, was gehn uns diese an? Wie kam's mit Ihnen und dem Seefräulein?“

„Ach so! Nun, ich machte andern Tags die Parthie in's Mühlthal mit, wo die Königin Bertha still gewirkt hat, und wo mir zuerst deren Name ahnungsvoll aus einem kleinen Munde entgegen getönt war, den ich fast auf derselben Stelle nunmehr mit einem Verlobungskusse schloß. Aber siehe da, Minna, meine Liebe, da bist Du ja!“ rief der Nixenfischer mit leuchtenden Augen, lief hinaus und streckte seine Arme einer zarten jungen Frau von überraschender Schönheit und Anmuth entgegen.

Sie war nicht allein. Eine Amme ging mit einem Säugling am Ufer auf und nieder, Großvater und Großmutter Birkmann waren mitgekommen und eine hübsche Frau, mit Grübchen in den Wangen und kastanienbraunem Haar. Auch sonst hatten sich Leute aus der Nachbarschaft wieder am schönen Abend eingefunden; Frau v. Morgenschein hörte mit Bewunderung, daß diese liebliche Blondine des Nixenfischers Frau sei, — die Dame mit dem Strickstrumpf gab sich alle Mühe, wenigstens den Plattfuß zu entdecken, an dem sie nicht zweifelte. Aber trotz allen Bemühens sah sie nur die Spitzen von zwei höchst niedlichen Damenfüßen.

Auch die Herren standen umher und sahen mit Bewunderung die holde Erscheinung, die ihnen flüchtig vorgestellt worden war.

Herr Lüttke fragte dagegen den Nixenfischer ob die andere hübsche Frau mit dem schönen kastanienbraunen Haar, den veilchenblauen Augen und Grübchen in Wange und Kinn, nicht etwa die verwittwete Frau Fabricant Spindling sei.

„Ja“, antwortete Fischer, „es ist meine Schwägerin Betty.“

„Wollen Sie mir nicht die Freundschaft thun und mich derselben vorstellen?“

Fischer schien dieses Ansinnen gestissentlich überhört zu haben, was Herrn Lüttke nicht entging. Doch war dieser nicht geneigt, ihn so leicht los zu lassen.

„Noch eine Frage: Der Pfälzer, Ihr Freund Schulze —“

„Müller wollen Sie wohl sagen.“

„Na, Einerlei — ist wohl längst verheirathet?“

„Nein, Herr v. Lüttke, er ist noch ledig und kommt heute Nacht mit der Bahn zu Besuch, weswegen ich in die Stadt zurück muß. Also, leben Sie wohl! Leben Sie wohl, lieber Braun, und Sie, Werner! Auf Wiedersehn, meine Herren!“

Damit hatte der Nixenfischer seinen Berufsgenossen die Hand geschüttelt, schwenkte den Hut und wandte sich nun zu seinen Verwandten. Als er seiner Schwägerin Betty den Abschiedskuß gab, flüsterte er ihr zu:

„Nun, was soll ich ihm sagen, wenn er kommt?“

„Du wirst schweigen, Benno“! sagte sie mit hochgefärbten Wangen.

Jetzt half der Nixenfischer seinen Weibchen in den Kahn, in welchem die Amme mit dem Kinde schon saß, und dann ging es unter Händewinken in den See, der schon in goldner Abendgluth aufblühte, als nur noch Lüttke, Frau von Morgenschein und Maler Werner am Strande standen, um dem verschwindenden Kahn nachzuschauen.

„Sie werden wohl von nun an auch nur Blondinen malen“, fragte, nach einer Pause schweigenden Nachsinnens, die anmuthige Wittwe den Maler Werner.

„Ach? Ach ja. Da die Brünetten so spröde werden, muß ich es wohl thun.“

„So spröde? Ist das eine Eigenschaft dieser Unglücklichen?“

„Wenigstens Einer derselben“, versicherte der Maler.

„Und von welcher besonders gilt Ihre Behauptung, wenn man fragen darf?“

„Wenn Sie es wären, gnädige Frau?“

„Wenn ich es wäre“? fragte sie zurück und schaute ihn dabei mit Augen an, deren Glanz eine beglückende und ermuthigende Wirkung auf den Maler üben mußte; denn er bot ihr den Arm und ging langsam und in leisem Gespräch mit ihr am Strand entlang.

Herr Lüttke stand noch allein dorten und sah hinaus auf den lichten See.

„Teufel auch“! sagte er zu sich selbst. „Der Nixenfischer hat unverdientes Glück. Solch' ein Weibchen, solche Schwägerin! Wenn dergleichen wirklich aus dem See zu holen wären, würde ich wohl noch Taucher oder unterseeischer Ingenieur werden. Welche poetische Gedanken!“

Digitized by Google

Herr Lüttke fühlte sich wirklich hochpoetisch angeregt, und als er nach dem Kaffeehause zurück schritt, sprach er mit der bescheidenen Anwandlung eines Alexanders:

„Auf Ehre! wenn ich nicht Lüttke wäre, wollt' ich Nixenfischer sein."

## Die megalithischen Denkmale.

In vielen Gegenden der alten Welt stehen einzeln oder zu Gruppen vereinigt höchst einfache Bauten, aus Felsblöcken und Platten durch Menschenhände errichtet. Man hat sie, weil sie meist nur aus großen Steinen bestehen, megalithische Denkmale genannt. Pfeilern aus unbehauenem Stein liegt eine Felsplatte auf. Ihre Stützen stehen entweder in zwei Reihen, so daß sie einen gedeckten und an beiden Enden offenen Gang oder einen nur nach einer Seite sich öffnenden Raum umschließen, oder sie bilden eine ganz geschlossene Kammer, die meist von viereckigem Grundrisse ist; diese kann in ihrem Innern wieder abgetheilt sein und es kann ein unter Umständen langer, bedeckter Gang zu ihr hinführen. Einen solchen Bau umzieht meistentheils ein Kreis von großen Steinen in wechselnder Entfernung, seltener eine vier- oder vieleckige Einfriedigung: manchmal umgeben ihn mehrere Steinkreise. Aber diese treten auch allein, ohne den Bau in der Mitte auf, oder es macht sie statt seiner ein hochragender, in die Erde gepflanzter Fels weithin sichtbar. Auch dieser Pfeiler kommt indessen wieder isolirt vor und es ist nicht ungewöhnlich an den Orten, wo diese megalithischen Denkmale überhaupt vorhanden sind, alle möglichen Combinationen von Tafelstein, Steinkreis und Felsenpfeiler auf engem Raume beisammen zu finden. In vielen Fällen sieht man dann, wie die einfacheren Formen aus theilweiser Zerstörung der vollkommeneren und mannigfaltigeren hervorgegangen sind, aber man würde den Thatsachen Unrecht thun, wenn man, wie es geschehen ist, diese Erfahrung unbedingt verallgemeinern wollte, da die nähere Betrachtung dieser Denkmale in den verschiedensten Ländern gelehrt hat, daß von Anfang an verschiedene Arten derselben erbaut worden sein müssen.

In Deutschland, wo diese Denkmale vorwiegend in einer mit Erdhügeln bedeckten Form vertreten sind, nennt sie der Volksmund Hünenbetten und Heidengräber; in der Wissenschaft jedoch hat man für sie seit langer Zeit Benennungen angenommen, welche aus dem Bretonischen stammen und allgemein eingebürgert sind. Man nennt mit ihnen die Steinkammern und Tafelsteine Dolmen, die Steinkreise Cromlechs und die Felsenpfeiler Menhirs.

Wer sie errichtet, weiß Keiner zu künden. Die Schriften der Alten schweigen über sie und den Bemühungen der Alterthumsforscher gelang es nicht, eine vernehmliche Antwort zu erfragen. Alles, was Jahrzehnte emsigster Forschung erzielt haben, reducirt sich auf eine klarere Fassung der Aufgabe, während das Räthsel selber nach wie vor verschlossen bleibt. Jedoch sind wenigstens allmälig die meisten Irrthümer beseitigt worden, welche einst dieses Problem ganz verdunkelten, und es ist auch ein allgemeiner Begriff von den thatsächlichen Verhältnissen der Dolmen und der ihnen nahestehenden Reste gewonnen. Allerdings meinte man vor 30 Jahren schon viel weiter zu sein als heute Manche jemals zu gelangen hoffen, denn damals that man diese Dinge ganz einfach und mit größter Sicherheit als Reste keltischen Cultus, Druidenaltäre und dergl. ab; doch war dies nur selbst die Zuversichtlichkeit der unvollkommenen Einsicht, der gegenüber die relative Hoffnungslosigkeit, welche die neueren Forschungen geschaffen haben, einen schönen Fortschritt bedeutet.

Die Ansichten über den Ursprung und die Bedeutung dieser Bauten haben sich Schritt für Schritt erweitert, indem man ihre geographische Verbreitung verfolgte. Da die Bretagne und Normandie, die Inseln des Canals und Großbritannien selbst eine Fülle derselben enthalten und sie dort viel seltener als in andern Gegenden unter Erdhügeln versteckt sind, lernte man sie da zuerst näher beachten und schrieb sie den sogenannten Kelten zu, welche in diesen Theilen Europa's einst gewohnt hatten und deren Sprache zum Theile dort noch gesprochen wird. Der Eintritt der skandinavischen Länder und Deutschlands in den Kreis der betreffenden Forschungen entzog aber dieser Theorie den Boden; denn jene Länder zeigten eine Menge von Dolmen und Steinkreisen, die zwar großentheils durch Bedeckung mit Erde zu „Hünenbetten" aufgethürmt waren, aber im Innern mit jenen die größte Uebereinstimmung zeigten, und zwar sowohl im Aufbau als in dem, was sie umschlossen. Gegen Süden verfolgte man sie nicht nur nach Spanien und Portugal, auf Sardinien, Corsica und die Balearen, in die Krim und nach Griechenland, sondern wies sie bald auch in Nordafrika bis gegen Aegypten hin, in Palästina und endlich auch in mehreren Theilen Ostindiens nach. Im letzten Jahre sind uns sogar Beschreibungen und Zeichnungen peruanischer Dolmen und Cromlechs zugekommen (aus der Nähe des Titicacasees), aber ihre Abweichungen von dem, was wir so zu benennen pflegen, erscheinen noch zu groß, als daß man sie ohne Weiteres in den Kreis der altweltlichen megalithischen Bauten aufzunehmen vermöchte. Das Bild dieser Verbreitungsverhältnisse wird sich durch ausgedehntere Untersuchungen ohne Zweifel noch bedeutend modificiren, aber für Europa wenigstens kann es doch als festgestellt gelten, daß die Theile Deutschlands und Frankreichs, welche südlich von einer Linie Breslau-Brüssel und östlich von einer Linie Brüssel-Marseille liegen, daß ferner das Festland Italien, die österreichischen Staaten und Nord- und Mittelrußland entweder nur sehr spärliche oder keine megalithischen Bauten besitzen, wogegen Nord- und Südwesten unseres Erdtheils mit denselben mancherorts geradezu übersäet sind.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

## Miscellen.

Gotthardt-Bahn. Nach einem Privattelegramm der „Gazetta Ticinese" soll der Hr. Oberingenieur der Gotthardt-Bahn, Gerwig, mit 1. Mai in Function treten und die Tunnelarbeit sofort begonnen werden. Herr Director Weber wird noch im Laufe dieses Monats im Kanton Tessin zur Vorbereitung der Expropriationen eintreffen. Der Tunnel, dessen Arbeiten zur Concurrenz ausgeschrieben sind, erhält zwischen Airolo und Göschenen eine Länge von 14,800 Metern und ist mit Ausnahme einer Strecke von etwa 240 Metern bei Airolo gerade. Von dem in Mitte des Tunnels auf 1162 Meter über Meer liegenden Scheitelpunkt fällt die Bahn gegen Göschenen mit 1 per Mille.

Dresden. Die meisten Leser werden sich noch des furchtbaren Grubenunglücks in dem schönen Plauen'schen Grunde vom 2. August 1869 lebhaft erinnern. Damals gingen Morgens 5¼ Uhr 276 Menschenleben, welche in der Frühe in den Kohlenschacht gefliegen waren, plötzlich zu Grunde. Nur fünf Andere von ihnen waren so glücklich, sich retten, gerettet zu werden. Ueber tausend Familien der nächsten Umgegend wurden ihrer fleißigen Ernährer und Versorger im Nu beraubt. Ueberall regte sich sofort der wohlthätige Sinn, den traurigen Folgen solch schweren Unglücks möglichst abzuhelfen, und überall stellte man großartige Sammlungen an, nachdem in der nächsten Nähe Sachsens, namentlich von Dresden und Leipzig aus, für die dringendsten Bedürfnisse gesorgt worden war. — Das Ergebniß dieser Sammlungen erreichte die Höhe von 441,350 Thlr. 14 Ngr. 3 Pf., welche sich durch die Zinsen auf 469,344 Thlr. 26 Sgr. 7 Pf. steigerte. Ein großartiger Plan wurde über die Verwendung entworfen, um die Zukunft der vielen verlassenen Wittwen und Waisen zu sichern, und es ist im erfreulichsten Grade glücklich gelungen. — Die Rechnung konnte durch Verordnung vom 30. Dec. 1871 von der vorgeordneten Behörde als völlig richtig anerkannt werden. Ueber das Nähere berichtet eine, von dem dabei thätig gewesenen Comite zu Dresden in der Hofbuchhandlung ganz vor Kurzem herausgegebene, völlig in die Sache mit aller Genauigkeit eingehende Schrift von 54 Quartseiten, versehen mit zwei Situationsplänen und der Abbildung des würdigen, einfach schönen Denkmals über dem gemeinsamen Grabe der 276 verunglückten Bergleute. Manche lehrreiche Winke, wie solche umfassende Liebeswerke angefaßt und gehandhabt werden müssen, um rechten Segen zu stiften, sind für den für solche Dinge sich Interessirenden mit bedachtsamer Gründlichkeit auseinandergesetzt.

Ein Pretiosendiebstahl in der Wohnung des russischen Gesandten v. Nowikoff in Wien wird zu einer Scandalgeschichte. Es scheint sich damit Aehnlich zu verhalten, wie mit der vor mehreren Jahren stattgefundenen Entwendung sämmtlicher Orden des Reichskanzlers Brust. Die Polizei entdeckte, daß die verschwundenen Orden bei einem Trödler versetzt waren, und zwar von dem hoffnungsvollen Sohne des Ministers selbst. Die Diamanten des Herrn von Nowikoff haben sich ebenfalls in einer Pfandleihanstalt vorgefunden, und die Fama deutet auf eine dem russischen Gesandten sehr nahe stehende Dame.

Ein guter Rath. Ein Neworker Blatt erzählt: Zu einem hiesigen Advocaten kam ein in der Stadt wohlbekannter junger Mann und bat ihn um einen Rath, wie er wohl, ohne gegen das Gesetz zu verstoßen, eine reiche junge Erbin entführen könne? — „Dafür wüßte ich nur einen Ausweg", sagte der Advocat. „Lassen Sie das Mädchen ein Reitpferd besteigen, während Sie die Zügel und die Peitsche halten; dann sehen Sie sich rücksvärts um, geben Sie dem Pferde die Sporen und Sie können sagen, daß Sie nur einen Scherz machen wollten, daß aber das Pferd mit Euch Beiden durchging. In diesem Falle wären Sie freilich." — Am nächsten Morgen erfuhr der Advocat, daß eigene Tochter mit dem jungen Manne in der bezeichneten Weise „durchgebrannt" war.

Wie viele Eier vermag ein Haushuhn zu legen? Eine Henne hat in ihrem Eierstocke in runder Zahl angenommen nur 600 Eierchen, die sie entwickeln und legen kann. Von den 600 Eiern legt sie, wenn es gut geht, im ersten Jahre nach dem Ausbrüten etwa 20 Stück, im zweiten 120, im dritten 135, im vierten 114, die folgenden vier Jahre nimmt die Zahl der Eier stetig um 20 ab und im neunten Jahre legt die Henne im besten Falle nur 10 Eier. Wer also eine richtige Uebereinstimmung zwischen Futter und Leistung haben will, hält sich keine Henne länger als vier Jahre, es wäre denn der seltenen oder werthvollen Race halber, der sie angehört. (Nach dem „Androklus", Zeitschrift des Thierschutz-Vereins in Dresden. Durch die gefied. Welt.")

## ** Die Auflösung des Preisräthsels in Nr. 39 der Palatina.

Auch bei dem letzten Preisräthsel ist die Zahl der Lösungen und Lösungsversuche (60) minder zahlreich gewesen, als früher. Der Grund liegt wohl darin, daß auch die Nuß härter war, als sonst, zumal in ihrem zweiten Theil. Hier lag der Stein, an welchem sich so Mancher und so Manche gestoßen hat. Es wurden uns bei dieser Gelegenheit allerlei gute Sachen, feine und weniger feine, aufgetischt, auch eine Speise, so man Maultasche nennt, von der aber weder in Adelung's noch in Campe's deutschem Wörterbuch etwas zu finden ist. Und ein Kochbuch steht uns augenblicklich nicht zu Gebote, ist aber auch gar nicht nothwendig, denn wir können uns auf die Autorität eines Nachbenkbens berufen, das die ersten Worte der Preisaufgabe richtig errathen hat, bezüglich des letzten aber schreibt:

„Ich bin jetzt mit Sieben und Braten beschäftigt
Und will auch das dritte Räthselwort wissen,
Herr Ebel dictirte mir ein Tractement,
Das kurzweg auf deutsch man Maultasche nennt.

Außerdem wurde für das 2. Räthsel noch viermal Maultasche, zwölfmal Austern, zehnmal Wurst, fünfmal Erdwurst, viermal Muschel, dreimal Knackwurst, dreimal Bohnen (nahe beim Richtigen), je einmal Fische, Backfisch, Seemuschel, Schweinskopf, Dampfboot u. s. w. gerathen. Die richtige Lösung ist Linsen, welche schon im alten Testament (siehe Esau und Jakob) ein beliebtes Gericht waren und auch heute noch mit geräuchertem Fleische, Frankfurter Bratwurst u. dgl. gerne gegessen werden. Auf diese Lösung sind nur Herren gekommen, welche auch die übrigen Räthselworte gefunden und daher um den Preis concurriren. Es sind die Herren 1. Lehrer Dessoyé in Rotzheim, 2. Christian und Peter Eymann in Quirnheim, 3. K. Fr. Roth in Frankenthal, 4. Fr. Kraus in Frankenthal, 5. J. G. Müller daselbst. Die ersten Worte lauten: Oran und Oranienburg; dann Gent und Agent; jene wurden 48 mal, diese 41 mal errathen; statt Gent und Agent wurde zehnmal Metz und Steinmetz als Lösung eingesendet.

Den ersten Preis, Schiller's Werke, erhielten die Herren Eymann in Quirnheim; Herr Lehrer Dessoyé in Rotzheim erhält Göthe's Gedichte.

Schließlich bemerken wir, daß Hr. Lothar v. R. in München auf Lessing's Werke (als Preis für die Lösung des Räthsels in Nr. 37) verzichtet hat, weßhalb dieselben Frau Reither in Göcklingen zukommen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 48. Speyer, Samstag, den 20. April 1872.

### Nur einen Tag Wahrheit. *)

Nach dem Englischen frei bearbeitet von **H. v. Bellheim.**

I.

Während meines jüngsten Aufenthaltes in London begleitete ich eines Abends zwei mir befreundete junge Engländer in die ... Kirche, um einen berühmten Geistlichen zu hören, der wegen der rücksichtslosen Offenheit, womit er von der Kanzel herunter den Leuten die Wahrheit zu sagen pflegte, großes Aufsehen machte.

An jenem Tage war die Kirche wieder gedrängt voll und wie gewöhnlich schonte auch diesmal Mr. Rasp, so hieß der Geistliche, weder Reich noch Arm, weder Alt noch Jung, weder Mann noch Weib. Er sprach über die Sündhaftigkeit des Lügens und rief — ein zweiter Knox — seinem Auditorium, in welchem alle Stände vertreten waren, mit donnernder Stimme zu, daß sie Alle, wie er sie hier versammelt sehe, Lügner seien, daß die Lüge — in allen Hütten, Häusern und Palästen heimisch — die Welt regiere, ja daß selbst in der Kirche, im Tempel des Herrn, gelogen werde, als ob Gott, der Allwissende, nicht in das Herz eines Jeden schauen und die Heuchelei von der Wahrheit zu unterscheiden vermöchte. „In Euern Geschäften, im Handel und Wandel, in Euern täglichen und gewöhnlichen Verrichtungen", rief er mit so gewaltiger Stimme, daß die Gewölbe der Kirche davon widerhallten, „ist Falschheit und Lüge Euer System! So oft Ihr den Mund öffnet, kommen Lügen über Eure Lippen, ja selbst Eure Kinder lügen schon, kaum daß sie sprechen können — sie lügen wenn Sie lachen und wenn sie weinen, denn die Lüge ist ihnen angeboren, sie ist das Erbe ihrer Väter, in welches sie eintreten, sobald sie das Licht der Welt erblicken."

Sein Vortrag war eindringlich, seine Beredtsamkeit ergreifend und ein allgemeines Schneuzen verrieth, welchen Eindruck Mr. Rasp hervorbrachte, als er zum Schluß, selbst mit Thränen in den Augen, mit flehender Stimme und wehmuthig, wie ein Vater, der über seine ungerathenen Kinder trauert, die zerknirschte Versammlung beschwor, sich doch zu bessern und ernstlich vorzunehmen, von nun an immer die Wahrheit und nur die Wahrheit zu sagen.

*) Romanmagazin des Auslandes.

Die Predigt nahm zwei volle Stunden in Anspruch und ich will nur ehrlich gestehen, daß ich herzlich froh war, als Mr. Rasp der andächtigen Gemeinde seinen Segen gab und dann endlich die Kanzel verließ, deren Brüstung er in seinem heutigen Feuereifer während dieser ganzen Zeit in unerschöpflicher Kraft und Ausdauer mit seinen Fäusten schonungslos bearbeitet hatte. Es war zehn Uhr und längst brannten in den Straßen alle Gasflammen, als wir uns im Gedränge zur Kirche hinausschieben ließen und nach Luft schnappend, in's Freie gelangten, wo sich zwischen meinen zwei Begleitern in meinem Beisein folgendes Gespräch entspann:

„Mr. Rasp gefällt sich in Uebertreibungen", sagte der Jüngere, Namens Ralph Fielding. „Seine Worte sind doch nicht auf Alle, die in der Kirche waren, anwendbar, denn ich z. B. kann mit gutem Gewissen von mir behaupten, daß ich immer nur die Wahrheit sage."

„Glaubst Du"? entgegnete der Andere, der sich Bill Nurser nannte.

„Zweifelst Du etwa daran?"

„Gott behüte", rief Bill lachend, „und nun siehst Du gleich", fügte er hinzu, „daß man nicht immer die Wahrheit sagen kann, sonst würde meine Antwort ganz sicher bejahend ausgefallen sein."

„Du stellst also meine Aufrichtigkeit in Frage?"

„Keineswegs, nur glaube ich, daß Du eben so wenig wie Andere, immer so sprechen wirst, wie Du denkst."

„Und warum sollte ich nicht?"

„Weil nur Gedanken zollfrei sind, die Worte aber nicht."

„Du hälst mich also für falsch?"

„Und weil es oft sehr unpolitisch und impertinent wäre, seine Meinung offen auszusprechen", fügte Bill hinzu, ohne auf die Frage seines Freundes zu achten.

„Du denkst wohl, ich würde mich scheuen, dieß jederzeit zu thun?"

„Ich denke einfach, mein Lieber, daß man entweder ein Narr oder ein wahrer Ausbund von Ungeschliffenheit und Tactlosigkeit sein müßte, wenn man sich nicht in gewissen Fällen zu verstellen wüßte."

„Ich habe nie in meinem Leben gelogen", versicherte Ralph Fielding allen Ernstes, „denn in meinen

Digitized by Google

Augen gibt es nichts Abscheulicheres, als die Lüge. Sie ist erbärmlich, degradirend, sie ist . . .“

„Dieß Alles“, unterbrach Bill, „ich bin ganz damit einverstanden; aber es gibt Fälle, wo das Lügen zur absoluten Nothwendigkeit wird.“

„Nie . . . nie“! widersprach Ralph. „Wer das Herz auf dem rechten Fleck hat, wird stets nur die Wahrheit sagen. Es gibt nichts Edleres, als die Wahrheit.“

„Mag sein“, gab Bill Nurser zu, „aber so schön, so edel die Wahrheit ist, müßte es, wenn sie z. B. hier in London nur einen Tag lang ausschließlich gesprochen würde, eine Verwirrung, einen Aufruhr geben, wie man einen schönern noch nie erlebt hätte.“

Ralph begnügte sich, mitleidig die Achseln zu zucken, womit er unzweideutig zu erkennen gab, welch' geringen Werth er auf die paradoxe Behauptung seines Freundes legte.

„Du glaubst es nicht“? rief Bill, „aber ich sage Dir noch einmal: die Wahrheit würde die Welt aus ihren Fugen heben. Die Zerstörung Jerusalems, die Einäscherung Roms unter Nero, die Schreckensherrschaft unter Robespierre — dieß Alles wäre nur Kinderspiel im Vergleiche zu den endlosen Calamitäten, welche eine nur vierundzwanzigstündige absolute Herrschaft der Wahrheit mit sich brächte.“

„Du stellst da einen Satz auf“, entgegnete Ralph, „für den Du keinen Boden hast.“

„So lasse es auf die Probe ankommen, mein lieber Ralph“, forderte Bill seinen Freund auf. „Verpflichte Dich, nur einen Tag lang nichts als die Wahrheit zu sagen, und Du wirst sehen, wohin Du damit kommst.“

„Was könnte mir geschehen?“

„Man braucht kein Prophet zu sein, um dieß vorher zu sagen. Wenn Du, der junge Mr. Ralph Fielding, der künftige Universalerbe Deines reichen Onkels John Fielding, der glückliche Bräutigam von Lucy Dreamer, dem schönsten Mädchen in London, die Du in zwei Monaten heirathen willst, und der sehr ehrenwerthe erste Commis im Schnittwaarengeschäfte der Gebrüder Blank, es wagst, einen Tag lang nichts als die Wahrheit zu sagen, so wirst Du von Deinen Prinzipalen davon gejagt, von Deiner Braut verabschiedet und von Deinem Onkel enterbt. Und willst Du die Probe länger fortdauern lassen, willst Du die ganze Woche lang die Wahrheit sagen, so wird man Dich als einen Narren in ein Narrenhaus sperren, weil man es für zu gefährlich halten wird, Dich frei umhergehen zu lassen.“

„Du glaubst also, daß ich mir die Zuneigung meines Onkels, die Liebe meiner Braut und das Vertrauen meiner Prinzipale nur durch Lüge und Falschheit erworben und bisher erhalten habe?“

„Lüge und Falschheit sind zu harte Ausdrücke — und doch lasse ich sie gelten, wenn Du damit die kleinen Unwahrheiten bezeichnen willst, die, wie Mr. Raspy sagte, über unsere Lippen kommen, so oft wir den Mund öffnen.“

„Ich hätte gute Lust, Dir das Unrichtige dieser Behauptung zu beweisen.“

„Nun gut, thue es! Wetten wir! Wenn Du mir Dein Wort darauf gibst, einen ganzen Tag lang die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen, ohne in Folge dieser Aufrichtigkeit alle die von mir aufgezählten Vortheile zu verlieren, oder wenn Du es eine Woche lange treibst, ohne in eine Irrenanstalt gebracht zu werden, so verpflichte ich mich, dir — obwohl ich nicht reich bin — fünfhundert Pfund als Schadenersatz für Alles, was Du zu erdulden gehabt haben wirst, auszubezahlen, wogegen Du mir, verliert Du die Wette, für eine gleiche Summe Waaren gibst“, schlug Bill vor.

„Deine fünfhundert Pfund wären verloren, aber ich wette nicht“, entgegnete Ralph.

„Nun gut, so mache ich Dir einen andern Vorschlag. Du gibst mir Dein Wort, nur die Wahrheit zu sagen, wogegen ich Dir verspreche, nie mehr — wenn Du Recht behältst — Deine hübsche Lucy anzuschauen, obwohl dieß mein größtes Vergnügen ist, so oft ich an dem Laden ihrer Mutter vorbeigehe.“

„Topp! Das nehme ich an“, rief Fielding, indem er lebhaft in die dargebotene Rechte seines Freundes einschlug.

„So ist die Sache abgemacht?“

„Ja; aber es versteht sich von selbst, daß nicht damit gemeint ist, daß ich zu den Leuten gehe und ihnen unaufgefordert ihre Fehler und Lächerlichkeiten vorwerfe?“

„Nein, davon ist keine Rede“, erwiderte Bill. „Du übernimmst nur die Verpflichtung auf Alles, was Dich Dein Onkel, Deine Tante, Deine Braut, Deine Prinzipale und wer sonst noch mit Dir in Berührung kommt, fragen werden, aufrichtig und wahrheitsgetreu zu antworten.“

„Das will ich; ich thue es ja immer. Aber wirst Du nicht zu den Leuten gehen und sie auffordern, Fragen an mich zu richten, auf die ich gezwungen wäre, verletzende Antworten zu geben?“

„Wo denkst Du hin? Das wäre ja ein unehrliches Spiel“, rief Nurser. „Nein, es soll mit der größten Redlichkeit verfahren werden. Wir verpflichten uns gegenseitig, von der Sache Niemanden etwas zu sagen und weder direct noch indirect in irgend einer Weise auf den Verlauf derselben einzuwirken.“

„So soll es sein. Und wann beginnen wir?“

„Gleich morgen, wenn Du willst. Um wie viel Uhr stehst Du gewöhnlich auf?“

„Um sieben Uhr.“

„Nun gut, so wirst Du also morgen, Freitag den 10. März, von sieben Uhr Morgens anfangen, nur die Wahrheit zu sagen, wogegen ich Dir gut stehe, daß Du bis Abends sieben Uhr enterbt, davongejagt und von Deiner Braut verabschiedet, bis Freitag den 18. aber, wenn Du es — was ich übrigens nicht glaube — so lange fortreiben solltest, im Irrenhause von Bedlam sein wirst.“

„Sie sind Zeugen unserer Uebereinkunft“, sagte Bill Nurser zu mir, worauf wir uns, da wir in

Digitized by Google

diesem Augenblick vor meiner Wohnung angekommen waren, gegenseitig gute Nacht wünschten und trennten.
(Fortsetzung folgt.)

## Die megalithischen Denkmale.

(Schluß.)

Dringt man in das Innere der Dolmen ein, so zeigt sich, daß denselben in verschiedenen Gegenden sehr abweichende Bedeutung innewohnt. In Frankreich scheinen sie fast ausnahmslos Grabstätten, eben so im Süden, in Deutschland hingegen sind sie das seltener, aber es finden sich Gräber mit Aschenurnen so häufig in ihrer Nähe, daß sie doch wohl Grabdenkmäler darstellen. Wo sich Leichname oder Leichenreste in ihnen fanden, sind dieselben theils als Asche in Urnen aufgestellt, theils in hockender Stellung bestattet, theils in zerstreuten Knochen vorhanden, welche offenbar erst nach der Verwesung hieher übertragen wurden und nun in einem Winkel aufgeschüttet sind; in einzelnen findet man die Reste von fast hundert, in manchen nur die eines einzigen Todten.

Diesen sind allerlei Waffen und Geräthe mitgegeben, so wie auch Gefäße aus gebranntem Thon und Schmuckſachen mancher Art. Diese Dinge sind für die Bestimmung der Culturstufe, der die Dolmen angehören, und damit mittelbar auch ihrer Zeit, von besonders hohem Werth. Die Waffen sind im Norden und Nordwesten Europa's sehr vorwiegend aus Stein, ihre Bearbeitung gehört mit zur vollkommensten, die Aexte und Hämmer sind schön geformt und fein polirt, und die Pfeil- und Lanzenspitzen sauber abgesplittert. Die Töpferarbeiten sind verhältnißmäßig roh, der Thon steinig, der Brand unvollkommen und die Drehscheibe scheint in den meisten Fällen unbekannt gewesen zu sein; Henkel fehlen fast immer und die Verzierungen sind einfach gerade Linien, Zickzacke und Punktreihen. Schon in Frankreich und mehr noch auf der iberischen Halbinsel und in Nordafrika gesellt sich die sonst ausnahmsweise vorkommende Bronze zu den Steinsachen; A. Bertrand berechnete für Westfrankreich (1864) die Bronzefunde in den Dolmen zu etwa $^{2}/_{5}$ der Gesammtfunde, aber die nordafrikanischen Dolmen gehören ganz auf die Bronzestufe, und einige reichen schon in die Periode hinein, in der man dort Eisen verarbeitete; selbst römische Reste hat man dann und wann in ihnen gefunden. Geht man nun gar bis auf die ostindischen, so erscheinen diese geradezu modern, denn ihnen sind sogar schon stählerne Geräthschaften enthoben worden.

Gold und Silber fehlt in den Dolmen nicht, auch Bernstein, geringere Edelsteine und Perlen aus verschiedenen Stoffen finden sich vor; aber von größter Kostbarkeit scheint dem unbekannten Volke ein Stoff gewesen zu sein, aus welchem es eine Art ganz besonders ehrwürdiger Aexte zu fertigen pflegte, die man bisher fast nur als Grabmitgabe gefunden hat; es ist dies der Stein, den die Mineralogen Fibrolith nennen, ein kieseliges Gestein von faserigem Bruch, das in Europa nicht eben häufig vorkommt, aber in den Dolmengräbern oft in Form von Streitäxten gefunden wird.

Knochenreste von Hausthieren sind nicht selten, und es sind Pferd, Hund, Schaf, Ziege und Schwein vertreten. Schriftzeichen haben die Dolmenbauer keine hinterlassen, wohl finden sich oft gerad- und krummlinige Ornamente den Steinen eingegraben, aber es ist schwer, ihnen einen bestimmten Sinn auch nur zu unterlegen. Vertiefungen in den Deckplatten hielten einst Keltomanen für Gruben zur Auffammlung des Blutes der Druidenopfer, es stellte sich aber heraus, daß atmosphärische Einflüsse sehr gern solche Stein-Aushöhlungen bewirken.

1868 theilt Hoofe der British Association die Thatsache mit, daß die Kabias, ein halbwilder Stamm Ostbengalens, noch heute alle Arten megalithischer Denkmale errichten, und zwar sowohl zum Andenken an hervorragende Thaten und Ereignisse, als an Todte. Aus Algier wurde gemeldet, daß dort noch im vorigen Jahrhundert von den Berbern Steinkreise errichtet worden seien; jeder Stamm habe z. B. beim Abschluß von Bündnissen einen Menhir im Steinkreis aufgestellt, der bei Bruch des Vertrages umgestürzt wurde. Inschriften in der Sprache der heutigen Tuareks sind an und in Dolmen gefunden worden.

Dieses ist in Kürze, was wir von den Denkmalen wissen, die, wenn nicht an Großartigkeit — doch kennt man welche, die Deckplatten von 2000 und mehr Centnern tragen —, so doch an fremdartig räthselhaftem Wesen den Werken der alten Aegypter zu vergleichen sind. Zusammenhangende Deutungen lassen diese vereinzelten Daten noch nicht zu. Man hat wohl ein „Dolmenvolk" erdicht, das man wie den ewigen Juden in der halben Welt herumziehen ließ. Gegen solche Ausschweifungen antiquarischer Phantasie reagirend, erklärten andererseits Ethnographen die Errichtung derartiger Bauten für eine Sitte, welche vielerorts aus der regen Todtenverehrung ursprünglicher Völker hervorwachsen könne und gar nicht Eigenthum eines bestimmten Volkes gewesen zu sein brauche; ihnen kam die weite Verbreitung zu Hilfe.

### Miscellen.

Regensburg, 10. April. (Römergräber.) Seit mehreren Tagen werden durch die umfassenden Erdarbeiten der neuen Strecken der Ostbahn und der Staatsbahn auf der sogenannten Emeraner-Breite ansehnliche Partien eines römischen Todtenfeldes ausgegraben. Der historische Verein nimmt sich der Blosslegung der Gräber mit Eifer an, und sucht die gemachten Funde nach Kräften für die archäologische Wissenschaft auszubeuten. Merkwürdig genug ist es, daß an einer und derselben Stelle sich zuweilen fünf bis sechs verschiedene Begräbnißarten finden. So zeigen sich einzelne Aschenurnen, sowie derzgleichen mehrere zusammen in einer Art von Gewölbe (Columbarien). Dann wurden sorgfältig ausgemauerte Gräber, meist gedeckt mit großen gebrannten Platten, die den Stempel der dritten Legion führen, aufgefunden. Endlich kam eine Unzahl von starken Steinsärgen, unter denselben einer für ein Kind, zum Vorschein. In allen diesen Gräbern waren die Knochenreste wohlerhalten. Auch wurden Skelette gefunden, die nach den in der Nähe befindlichen eisernen

Digitized by Google

Nägeln zu schließen, wahrscheinlich in Holzlärgen begraben worden waren. Hoffentlich lassen sich bald die nöthigen Mittel stiftig machen, um das interessante Leichenfeld gründlich zu untersuchen, bevor es durch die demnächstigen Bahnbauten für alle Zeit unzugänglich gemacht wird. Um Münchener Kunstverein ist zur Zeit eine bei Kehlheim ausgegrabene Statuette des Bacchus ausgestellt. (Allg. Ztg.)

**Berlin**, 12. April. Während der letzten Monate ist es einem geschlichen Schwindler, welcher sich für einen Ober-Lazarethgehilfen ausgab und sich bald Simon, bald Sache, bald Schneider, bald Ritsch nannte, gelungen, bei Vorstehern verschiedener Vereine zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger dadurch zur Anweisung von Geldbeträgen zu bestimmen, daß er betrüglicher Weise angab, er sei bald von diesem, bald von jenem Vereine mit dem Transporte eines, in der Regel nach Name, Wohnort und Truppentheil genau bezeichneten schwer Verwundeten in seine Heimath beauftragt, habe aber für die Verwundeten aber in Folge der unvorhergesehenen Verzögerung der Reise mehrfach unerwartete Auslagen gehabt, so daß ihm seine Baarschaft ausgegangen sei, und er um einen Vorschuß bitten müsse, welchen der ihn absendende Verein nach seiner Rückkehr gewiß sofort erstatten werde. Die vorliegenden Quittungen ergeben unzweifelhaft nach dem ganzen Charakter der Schrift und der Ortographie — der Empfänger des Geldes quittirt z. B. statt „dankend" — daß die letzteren immer dieselbe gewesen, und vielleicht identisch ist mit dem Schwindler, Buchhandlungs-Gehilfen Johann Nitsche aus Jakobsdorf bei Merseburg, welcher unter dem 17. Februar d. J. aus dem Gefängniß zu Linz entwichen ist, in welchem er sich seit dem Januar d. J. wegen Legitimationslosigkeit befunden hatte. Sämmtliche Vereine werden auf diese Persönlichkeit aufmerksam gemacht und vor derselben gewarnt.

**Berlin**, 16. April. Die „Magdeb. Ztg." schreibt: „Zuverlässigen Mittheilungen zufolge soll die Ermittelung des Tapiern, welcher in dem Kriege von 1870 die erste feindliche Fahne genommen hat und der mit den damals hiefür vielfach ausgesetzten Preisen prämiirt werden soll, ganz besonders schwierigen Umständen unterliegen. Es handelt sich dabei unzweifelhaft um den in der Schlacht bei Wörth erobertn und für frühere Auszeichnung des betreffenden französischen Regiments mit dem Orden der Ehrenlegion decorirten Adler des 96. französischen Linienregiments; allein schon auf dem Schlachtfelde erwies es sich als nicht anthellbar, von wem, und zwar zunächst nur von welchem deutschen Truppentheile derselbe genommen worden war. Abgeliefert ist derselbe, so viel bekannt, von Mannschaften des 58. preußischen Linienregiments, die jedoch über seine Eroberung keine weitere Auskunft zu geben vermochten. Später wurde derselbe von dem bairischen Infanterieregimente Kronprinz Nr. 2, als von Mannschaften dieses Regiments erobert, reclamirt, und hat die Ansantwortung der ruhmvollen Trophäe aus dem Berliner Zeughause, wohin sie zunächst abgeliefert worden war, nach München auch stattgefunden. Der Mann, welcher dieselbe genommen hat, soll indessen auch dort bisher nicht ausgemittelt worden sein und derselbe darf wahrscheinlich als gefallener angesehen werden. Aehnlich verhält es sich auch mit dem zweiten bei Wörth genommenen Adler, für welchen in allen bisherigen Berichten über diese Schlacht noch nicht einmal der Truppentheil genannt worden ist, von welchem derselbe erbeutet worden. Möglicher Weise dürfte dies das 2. Bataillon des 3. oder 5. württembergischen Infanterie-Regiments sein, von welchem bei dem Siegesfeuzuge in Stuttgart ein genommener Adler geführt worden ist, der kaum anderswo als in der Schlacht bei Wörth erbeutet sein kann. Bestimmte Angaben fehlen indeß darüber noch.

Der Festausschuß für das vierte deutsche Bundesschießen in Hannover richtet folgende Ansprache an die deutschen Schützen: Dreimal bereits seid Ihr, deutsche Schützen, zur fröhlichen Festfeier vereinigt gewesen, um im fröhlichen Waffenspiele zu erproben, wer von Euch mit dem schärfsten Auge, mit der ruhigsten Hand am Sichersten die Kugel in's Ziel zu senden versteht. Zum vierten Male ergeht jetzt an Euch der Ruf, theilzunehmen sanft deutschen Bundesschießen, welches um die Mitte Juli d. J. in der Stadt Hannover gefeiert werden soll, mit zu rathen und zu thaten nach der Väter alter Sitte und zu kämpfen im fröhlichen Waffenspiele um die Ehrenpreise des Festes. So reißt Euch denn los von der Beschäftigung des täglichen Lebens, lasset bei Seite Griffel und Buch, Hammer und Meißel und Alles, womit immer Ihr an Werkstetten sanft deutschen Bunds Schweiß durchzukämpfen habt; lasset auch den Kummer daheim und die Sorgen, greift fröhlichen Muths zu den treuen Stutzen und lasset uns, wie vordem an den Ufern des Mains, an der Nordsee Küste, an der Donau Strand — jetzt bei uns in der Stadt Hannover zum vierten Male fröhlichen Sinnes das deutsche Bundesschießen feiern. An Euch Alle, Ihr deutschen Schützen, im Süden und Norden, im Osten und Westen unseres deutschen Vaterlandes, ergeht unser Ruf und unsere freundliche Einladung, möge kein Gau unvertreten sein beim Feste, möget Ihr zahlreich erscheinen und dadurch die Bedeutung und Würde des Festes erhöhen. Eine frühzeitige Anmeldung zum Feste erbitten wir uns namentlich, um Euch zeitig genug die Festkarte zusenden zu können, welche allein zu den gewährten Fahrpreisermäßigungen berechtigt. Der Anfang des Festes, welches 8 Tage fortgesetzt wird, ist auf den 14. Juni 1872 beschlossen, zu welchem Tage wir Euch, deutsche Schützen, hoffentlich hier in Hannover bewillkommnen können mit Schützengruß und Handschlag! Der Fest-Ausschuß für das vierte deutsche Bundesschießen. Das Schützen-Collegium der 1. Residenzstadt Hannover. v. d. Horst. F. G. Rühmkorff. A. F. Lampe. W. Hopmann. L. Ohlenberg. F. H. Meyer. Emil Meyer. E. Gewecke. C. Harbert. A. Wündler. F. Lahmeyer.

**Hochdorf bei Horb**, 6. April. Gestern Nacht ereignete sich ein schwerer Unfall im großen Eisenbahntunnel. Eine im Stollen stehende, mit nahezu einem Centner Sprengpulver gefüllte Kiste, an welcher die mit brennenden Lampen versehenen Rottarren vorbeifuhren, fing wahrscheinlich in Folge eines von einer solchen Lampe abgefallenen Funkens Feuer und explodirte mit größter Heftigkeit, so daß der ganze Stollen sich augenblicklich mit dichtem Rauch füllte und die Arbeiter Mühe hatten, sich schleunigst aus demselben zu retten. Als der Stollen wieder betreten wurde, lagen in der Nähe des Orteds der Explosion zwei todte, durch verbrannte Arbeiter, ein dritter war schwer, ein anderer leichter verwundet. Ein gerichtlicher Augenschein hat bereits stattgefunden, um zu erheben, ob eine Fahrlässigkeit Ursache des Unfalles gewesen ist. (Schwäb. Merk.)

## Anagramm.

Ein Wort, wohl vielfach zur Charade
Von mir und Und'ren maltraitirt,
Hat spät am Abend nachgerade
Zum Anagramme mich verführt.

Zweisylbig ist das Wort zu sehen
Und nennt das Letzte meistens, was
Man noch besorgt vor'm Schlafengehen.
Honny soit qui mal y pense!

Der Reim ist schlecht, jedoch geschichtlich,
Und ist sogar am rechten Ort,
Denn ich gebrauchte ihn absichtlich,
Um zuzurufen Euch das Wort,

Das ich zwor in Hälften scheide,
Und ihre Anfangszeichen nun
Verlautsche: — wer erliegt dem Leide,
Wer hypochondert, pflegt's zu thun.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 49. Speyer, Dienstag, den 23. April 1872.


## Nur einen Tag Wahrheit.

Nach dem Englischen frei bearbeitet von H. v. Feltheim.

(Fortsetzung.)

II.

Ralph's Onkel, Mr. John Fielding und dessen Schwester, Miß Arabella Fielding, die Tante Ralph's, waren Beide unverheirathet und Letztere führte ihrem Bruder die Haushaltung. Mr. John war ein dicker, behäbiger Herr, der sich als Geschäftsmann ein ansehnliches Vermögen erworben und seit mehreren Jahren in den Ruhestand zurückgezogen hatte. Gut genährt, ohne Sorgen irgend einer Art, mit sich selbst zufrieden und zufrieden mit seinen Verhältnissen, körperlich gesund und stets guter Laune, wenn ihm Alles nach Wunsch ging, erfreute sich Mr. John jenes ruhigen, friedlichen Daseins, welches man in sofern Vegetation nennen kann, als eine solche Lebensweise der einer Pflanze gleicht, die, gut gepflegt, durch nichts in ihrer normalen Entwicklung gestört wird. Und gut gepflegt war Mr. John, denn mit mehr Hingebung, mit größerer Aufmerksamkeit und sorgsamerer Treue, als Miß Arabella, hätte keine Gattin den guten Mann umgeben und vor allen großen und kleinen Unannehmlichkeiten bewahren können, die im Stande gewesen wären, seine heitere Stirne zu umwölken. Miß Arabella paßte ganz gut zu ihrem Bruder. Nicht minder corpulent als er, repräsentirte sie, wie er, den Typus jener behaglichen, phlegmatischen Trägheit, die sich nicht leicht aus dem Gleichgewicht bringen läßt und höchstens dann in Harnisch geräth, wenn etwas die gewohnte Ordnung zu stören oder sich ein fremder Wille dem eignen entgegenzusetzen droht. Um mich deutlicher auszudrücken: Miß Arabella und ihr Bruder John waren die gutmüthigsten Menschen von der Welt, wenn man sie in Ruhe ließ, wenn man ihre kleinen Eigenheiten respectirte, und wenn man namentlich nicht zu große Ansprüche an ihren Geldbeutel machte, denn Beide waren — ohne geizig zu sein — sparsam, da sie ihrem Neffen nicht genug hinterlassen zu können glaubten.

Dieser wohnte und lebte bei ihnen seit seiner Kindheit, denn das würdige Paar hatte ihn als Sohn eines verstorbenen Bruders nach dem Tode seiner Mutter, der ihn zur Doppelwaise machte, an Kindesstatt angenommen und Beide liebten ihn, wenn er ihnen keinen Verdruß machte, wie man einen Gegenstand, an den man sich gewöhnt hat, irgend ein Stück Möbel, das man Jahrelang im Gebrauch hat, lieb gewinnt. Ralph galt selbstverständlich für den künftigen Erben des reichen Rentiers und da er ein braver, solider Junge war, der pünktlich in seinem Geschäfte, sich die Zufriedenheit seiner Prinzipale, der sehr angesehenen Gebrüder Blanc erworben hatte, der sich nie einen Excess erlaubte, der seinen Pflegeeltern stets eine dankbare und innige Zuneigung bewies, so stand er in hoher Achtung bei Allen, die ihn kannten.

Als Ralph sich nach der Predigt des Mr. Nasy von uns getrennt hatte, war bereits im Hause seines Onkels Alles zu Bett gegangen. Er verfügte sich demnach auf dem kürzesten Weg in sein Zimmer und legte sich gleichfalls nieder, nicht ohne noch einige Zeit, bevor er einschlief, über die Unannehmlichkeiten nachzudenken, die ihm sein Freund Bill mit Beginn des nächsten Morgens prophezeit hatte.

Am andern Morgen, nachdem er aufgestanden und angekleidet war, begab er sich, wie er dies täglich zu thun pflegte, in das Speisezimmer hinunter, wo er seine Tante bereits mit dem Kochen des Kaffees beschäftigt und seinen Onkel in seine „Morning-Post" vertieft fand.

„Guten Morgen, lieber Onkel und liebe Tante", begrüßte Ralph bei seinem Eintritt die Beiden.

„Ah, guten Morgen Ralph. Wie hast Du geschlafen?" erkundigten sich Onkel und Tante.

„Vortrefflich, ich danke —" wollte der Neffe sagen, da er aber mit einem leichten Kopfweh aufgestanden war und sich erinnerte, daß er schwer getraümt hatte, entgegnete er, eingedenk seines Versprechens, auf Alles nur der gewissenhaftesten Wahrheit gemäß zu antworten: „Ich danke; ich schlief nicht sonderlich gut und bin mit etwas Kopfweh aufgestanden."

„Wie, Du hast Kopfweh?" rief der Onkel. „Gott verzeihe mir meine Sünden, aber die jungen Leute heutigen Tages sind entnervte Schwächlinge. In Deinen Jahren, Junge, wußte ich nichts von Kopfweh; ich merkte überhaupt nicht, daß ich einen Kopf hatte, außer wenn ich mich kämmte. Und jetzt — schau mich einmal an, sehe ich nicht aus wie das Leben, strotze ich nicht in der Fülle blühendster Gesundheit?"

„Gewiß —" dies war das Wort, welches Ralph auf der Zunge hatte. Aber sich seiner Verpflichtung erinnernd, erwiderte er etwas zögernd:

Digitized by Google

„Ich weiß nicht, lieber Onkel, Sie mögen sich recht wohl befinden, aber was Ihr Aussehen anbelangt, so halte ich es nicht für das Beste.“

„Wie“? rief Mr. John, der seinen Neffen nicht recht verstanden zu haben glaubte.

„Ich sage, lieber Onkel, daß mir Ihr Aussehen nicht sonderlich gefällt“, versicherte Ralph mit bedenklicher Miene.

„Was? . . . Wie? Ich sollte nicht gut aussehen? Wie so? . . . Warum? Erkläre Dich!“

„Sie sehen offenbar zu viel Fett an, lieber Onkel. Sie werden zu dick; Sie haben einen zu kurzen Hals, ein zu rothes Gesicht und Ihr Athmen . . .“

„Ich habe also wohl Anlagen zu einem Schlagfluß — das willst Du wohl damit sagen“? unterbrach Mr. John seinen Neffen.

„Ja, lieber Onkel“, erklärte Ralph mit einigem Widerstreben.

„Heilige Mutter Gottes“! rief der Rentier, „und dies sagt er mir so ruhig in's Gesicht, wie wenn ich gar nichts Angenehmeres zu hören bekommen könnte? Hat man je eine solche Brutalität erlebt?“

Mr. John hatte normalmäßig ein purpurrothes Gesicht, in diesem Augenblicke war es violet, ein sicheres Merkmal, daß ihn die Worte seines Neffen in eine ungewöhnliche Aufregung versetzt hatten.

„Aber Ralph“, warf die Tante mit einem nicht minder lebhaften Ausdrucke ihres Erstaunens dem Neffen vor, „wie kannst Du nur ein so schonungsloses Urtheil über das Aussehen Deines Onkels laut werden lassen? Jedermann beneidet ihn um seine Gesundheit . . . Doctor Cokerel selbst sagte erst neulich, daß er hundert Jahre alt werden kann, und Du willst ihm einen Schlagfluß prophezeien?“

„Doctor Cokerel spricht entweder gegen seine Ueberzeugung“, entgegnete Ralph, „oder er ist ein Ignorant, und was die Leute betrifft, die meinen Onkel um sein Aussehen beneiden, so sagen sie die Wahrheit nicht und reden nur so, weil sie wissen, daß der Onkel es gerne hört. Ich aber, ich lüge nicht; der Onkel hat mich gefragt und ich habe ihm nach meiner Ueberzeugung, der Wahrheit gemäß geantwortet.“

„Nach seiner Ueberzeugung . . . der Wahrheit gemäß . . . Er glaubt es also“, rief Mr. John. „O, ist dieß nicht himmelschreiend, empörend . . . Er glaubt es! Nun freilich, was man wünscht, glaubt man ja immer. Es wäre ihm am Liebsten, wenn mich gleich jetzt auf der Stelle der Schlag träfe.“

„Nein, Onkel“, versicherte Ralph. „Es würde mir im Gegentheil leid thun, wenn Sie so schnell und plötzlich sterben müßten.“

„Wie im Gegentheil leid thun“, wiederholte Mr. John mit wachsender Erbitterung. „Wie ruhig er dies sagt, wie kalt, wie gemessen! Es würde ihm leid thun, wie es Einem ungefähr leid thut, einen Stock oder eine Uhr zu verlieren. Oh, wie schnell der Herr Neffe sich zu trösten wissen würde, wie erfreut er wäre, die große Erbschaft anzutreten, auf die er rechnet!“

„Nein, nein“, wehrte Arabella vermittelnd ab, „sprich nicht so! Ralph wäre untröstlich, Eines von uns zu verlieren. Du denkst nicht an die Erbschaft, nicht wahr, Ralph, sie hat für Dich keinen Reiz?“

„Gott bewahre —“ hätte die Antwort des Neffen gelautet, wenn er nicht durch sein Versprechen gezwungen gewesen wäre, die Wahrheit zu sagen.

„So rede doch, Ralph“, drang die Tante in ihn. „Du wärst untröstlich, wenn Du Deinen Onkel oder mich verlieren würdest.“

„Untröstlich“? wiederholte Ralph, sich besinnend, „nein, untröstlich ist zu viel gesagt, aber es würde mich schmerzen.“

„Da hörst Du es! . . . Würde ihn schmerzen, — wie der Verlust eines Taschentuches! . . . Aber er würde sich trösten! O Du herzloser, undankbarer Bursche! Welch eine Gefühllosigkeit gehört dazu, uns solche Dinge sagen zu können“? rief Mr. John außer sich.

„Aber bedenken Sie doch selbst, bester Onkel“, suchte Ralph sich zu vertheidigen, „ich bin sechsundzwanzig Jahre alt, das Leben hat für mich kaum angefangen, ließe sich da vernünftiger Weise annehmen, daß gerade bei mir die Zeit nicht auch eine solche Wunde heilen sollte? Es wäre eine Uebertreibung, eine Unwahrheit, eine Heuchelei, wenn ich sagen würde, daß ich mich über Ihren Tod nicht trösten könnte, wie es vernunftgemäß nicht anders zu erwarten ist.“

„Deine Worte beweisen nichts als eine kalte Herzlosigkeit“, rief Mr. John, der, einmal in Zorn gerathen, sich nicht leicht mehr besänftigen ließ. „Für all' die Liebe, die Du von Kindesbeinen an bei uns gefunden, ist dieß der Dank, daß Du mit nüchternem Verstande über die Wahrscheinlichkeit meines baldigen Endes nachdenkst und wohl schon im Stillen die Banknoten und Obligationen überzählst, die Du nach meinem Tode erwartest? Du hast wohl schon Deine Pläne entworfen, was Du mit meinem Gelde anfangen, wie Du es verwenden, welches Geschäft Du damit gründen wirst“?

„Ja, Onkel, ich gestehe, daß ich mich schon einigemale mit diesen Fragen beschäftigte“, erwiderte Ralph, der keine ausweichende Antwort geben durfte, wenn er seinem Versprechen treu bleiben wollte.

„Gerechter Gott!“ rief Mr. John, „ist eine so schamlose Offenheit je dagewesen? Hat man je so unverschämte, cynische Aeußerungen gehört? Er macht bei meinen Lebzeiten Pläne, wie er mein Geld anwenden will! O der gottlose, der abscheuliche Bursche!“

„Aber Ralph, Ralph“, rief die Tante, „was soll dieß Alles heißen? . . . Wie kommst Du dazu, uns solche Dinge zu sagen? . . . Was haben wir Dir gethan, daß Du uns so schonungslos zu verletzen vermagst?“

„Ich will Sie nicht verletzen“, entgegnete der Neffe. „Ich gebe nur auf die Fragen des Onkels, wie auf die Ihrigen, liebe Tante, aufrichtige Antworten und habe nichts gesagt, was Ihre Vorwürfe verdient.“

„Ei sieh' da“, rief Mr. John, „wie er sich noch beschönigt! Also nichts gesagt hast Du? . . . Du hast wohl nicht gesagt, daß Du mich schlecht aussehend findest, daß mich bald der Schlag treffen würde, daß Du nicht untröstlich sein wirst, wenn Deine Tante

Digitized by Google

und ich sterben, und daß Du Dich auf mein Geld freust? Hast Du dieß nicht Alles gesagt?"

„Ich kann es nicht läugnen."

„Und was bewog Dich dazu?".

„Ihre Fragen, die ich nur wahrheitsgemäß und aufrichtig beantwortete."

(Fortsetzung folgt.)

## Die neueste Schrift über Kaspar Hauser.

Unter diesem Titel hat die „Frankf. Ztg." eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, welche gegen das unlängst erschienene und auch in der Palatina 1871, S. 587 ff. auszugsweise erwähnte Buch des Dr. Meyer in Ansbach gerichtet sind. Gegen den Schluß fragt der Verfasser jener Aufsätze: Was weiß man darüber, ob Hauser ein Sohn des badischen Großherzogs Karl und der Großherzogin Stephanie war oder nicht? speciell: Welches Licht verbreitet die Meyer'sche Schrift darüber?

Aus den bisherigen Mittheilungen ergibt sich bereits die Stellung, welche Meyer von vornherein einnimmt: Hauser ist ihm ein Betrüger, Feuerbach ein geistesschwach gewordener gefährlicher Phantast, und die übrigen unbequemen Veröffentlichungen scheinen ihm blos geschaffen, um „Schmähungen und Invectiven gegen hohe Häupter zu verbreiten"; sie sind zum Theil „beschlagnahmt"; — was braucht's weiter?

Bei dieser Sachlage opfert denn auch Dr. Meyer im Texte seiner „actenmäßigen" Mittheilungen der angeregten Frage keinen Raum, gleichsam als ob „actenmäßig" überhaupt darüber nicht das Geringste vorhanden wäre, alles Weitere, als bloßes Gerede, einer Erwähnung nicht würdig sei. Eine Stelle in den just nicht authentischen Briefen des Hickel veranlaßt ihn nur ganz hinten zu einer Anmerkung (S. 544—549), aus der sich ergibt, daß sich in den wirklichen Acten doch immerhin Etwas über den berührten Punkt findet. Freilich wird die Sache so behandelt, als ob das Gefundene ganz und gar bedeutungs- und werthlos sei. Wir werden indeß unten sehen, daß dies nicht so ganz der Fall ist, sondern daß damit, wenn auch ganz und gar gegen Wunsch und Willen des Verfassers, ein paar nicht uninteressante weitere Glieder zu der vorhandenen Indicienkette geliefert sind.

Vor Allem müssen wir daran erinnern, daß die Meinung, Kaspar Hauser sei ein badischer Prinz und legitimer Thronerbe, — keineswegs blos auf bodenlosen Ausstreuungen und Schmähungen einiger politischen Flüchtlinge beruhte, sondern daß Forschungen und Wahrnehmungen in dem vielerfahrenen, ungemein scharfsinnigen Criminalisten Feuerbach diese Ueberzeugung dermaßen begründeten, daß er sich innerlich gedrungen fühlte, solche Ueberzeugung nicht nur in einem Briefe an die Königin Karoline von Bayern, eine badische Prinzessin und präsumtive Tante Hauser's, so wie im Schreiben an deren Hofprediger offen und rückhaltslos auszusprechen, sondern auch seine Ansicht in einer Denkschrift vor jener Königin in umfassender Weise zu begründen. (Dieselbe ist wörtlich abgedruckt in dem von Ludwig. Feuerbach 1852 herausgegebenen „Leben und Wirken" seines Vaters, S. 319—333.)

Außer den von Feuerbach hervorgehobenen Momenten sind sodann noch weitere mitunter von sehr auffallender Art aufgefunden worden.

Der Verfasser erinnert sodann an folgende Umstände: Als Markgraf Karl Friedrich sich mit dem zu einer Gräfin Hochberg erhobenen Hoffräulein Geyer von Geyersberg im Jahre 1787 morganatisch vermählte, zählte er 59, die Braut 24 Jahre; der jüngste Sohn aus der früheren standesmäßigen Ehe, Prinz (nachmals Großherzog) Ludwig, war einige Monate älter, als seine Stiefmutter, und soll in einem intimen Verhältniß zu derselben gestanden sein. — Die Ehe des Großherzogs Karl, des Enkels und Thronfolgers von Karl Friedrich, war blos durch die Politik dictirt; seine Gemahlin war Stephanie de la Pasicherie, eine angeheirathete Verwandte Napoleons. Dieser Verbindung entstammten drei Prinzessinnen, alle kerngesund, und zwei Prinzen, welche gleich den ersteren vollkommen lebenskräftig schienen, aber dennoch in ziemlich überraschender Weise starben; im Aeltesten derselben wird Kaspar Hauser vermuthet, der nur bei Seite geschafft worden sei. — Genug, nach einer Anzahl mehr oder minder unerwarteter Todesfälle gelangte der Thron an den Markgrafen Ludwig, und da dieser sich nicht standesmäßig vermählte, später an den ältesten Sohn Karl Friedrichs aus der morganatischen Ehe mit der Gräfin Hochberg. — Der Tod der beiden Prinzen Karl's gereichte somit offenbar zunächst dem Markgrafen Ludwig, dann der Gräfin Hochberg zum Vortheil. Nun wird unterstellt: das gemeinsame Interesse beider Theile habe zwar die Beseitigung des Prinzen erheischt, dann seien aber die Interessen auseinander gegangen: die Gräfin habe wünschen müssen, den Prinzen am Leben zu erhalten, um damit eine Garantie für das Versprechen in Händen zu haben, daß Ludwig wirklich nicht in eine standesmäßige Ehe trete, was die Ausschließung ihrer Nachkommen zum Throne bedeutet haben würde. — Nicht früher, als nach erfolgtem Tode der Gräfin Hochberg und besonders erst, nachdem die Lebenskräfte des Großherzogs rasch dahin schwanden und ein naher Tod voraussichtlich war, sei der Prinz (als Kaspar Hauser) in Freiheit gesetzt worden; sein Verbringen gerade nach Bayern habe einen besonderen Zweck gehabt: Da die bayerische Regierung für den Fall des Aussterbens der alten Zähringer Dynastie Ansprüche auf Mannheim und Heidelberg erhob, so hatte die Regierung ein Interesse, nicht selbst zu constatiren, daß jene Linie in Hauser noch fortdauere.

Der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes legte schon vor langer Zeit einen Werth darauf, die Ansichten und Wahrnehmungen des ihm befreundeten, seitdem bekanntlich gestorbenen, Geheimeraths Welcker über die Hauser'sche Angelegenheit zu erfahren. Am 30. Auguß 1857, gelegentlich einer Zusammenkunft sprach Welcker seine innige Ueberzeugung dahin aus,

Digitized by Google

daß Hauser wirklich der vermißte älteste Sohn des Großherzogs Karl und der Stephanie sei. Er gab eine Reihe Indicien an, und erzählte namentlich folgende Thatsache (der Verf. gibt hier die Aufzeichnung natürlich so, wie er sie am nämlichen Tage noch niederschrieb):

„Ich wohnte während eines Landtags (in der ersten Hälfte des 1830ger Jahres, als Abgeordneter) zu Karlsruhe bei einer sehr achtbaren Bürgerfamilie. Wir sprachen, wie damals alle Welt, auch von Kaspar Hauser. Meine Hauswirte sagten mir, daß sie die gewesene Amme des angeblich gestorbenen ältesten Prinzen näher kannten, und daß sie an einem der nächsten Tage gemeinsam mit ihr einen benachbarten Vergnügungsort besuchen würden; es sollte sie freuen, wenn ich Theil nehmen wollte. Gerne acceptirte ich die Einladung. Beim Nachhausegehen reichte ich jener Frau, einer achtbaren Bürgersfrau, den Arm. Ich brachte sie auf den Vorgang mit dem Ableben des Prinzen zu sprechen und sie erzählte mir, unter Zeichen der tiefsten Erregung, Folgendes: Ich durfte mich jeden Tag zu einer bestimmten Zeit (auf eine Stunde?) aus dem Schlosse nach Hause begeben, um die Meinigen zu besuchen. So auch an dem entscheidenden Tage. Ich hatte den Prinzen, ehe ich wegging, gestillt. Er war gesund wie immer. Eine innere Unruhe trieb mich früher als gewöhnlich nach dem Schlosse zurück. Aber als ich ankam, ließ man mich nicht mehr zu dem Kinde. Man sagte, es sei bedeutend erkrankt. All' mein Bitten und Flehen half nichts, ich wurde immer zurückgewiesen. In meiner Verzweiflung wollte ich mich zur Mutter, zur Großherzogin Stephanie begeben. Aber auch das verhinderte man; es hieß, die Großherzogin sei krank, Niemand dürfe zu ihr. Endlich gelang es mir, Jemanden von der nächsten Bedienung der Fürstin aufzufinden, und mein verzweifeltes Flehen erwirkte, daß man mich auf einer geheimen Treppe und durch eine geheime Thür zu ihr führte. Als die Großherzogin meiner ansichtig wurde, verlangte sie, fast außer sich, Nachricht von ihrem Kinde, das man auch sie nicht sehen lasse, angeblich weil der Anblick sie zu sehr angreifen könnte. Ich erzählte, daß man mich durchaus zurückweise. Die Fürstin gab mir Jemanden mit, damit ich zu dem Kinde gelassen würde. Als wir gegen die betreffenden Gemächer kamen, hieß es aber: der Prinz sei todt. Ich verlangte ihn wenigstens jetzt zu sehen, aber auch dies ließ man nicht zu, — ich durfte ihn nicht einmal todt mehr sehen! — So sprach diese Frau (fügte Welcker bei), nach so vielen Jahren noch auf's Tiefste ergriffen, und überhaupt in einer Stimmung, welche alle Zeichen vollster Glaubwürdigkeit in sich selbst trug."

Es sei hier die Bemerkung eingeschaltet, daß nach allen dem Verfasser bekannt gewordenen Nachrichten die eigene Mutter ihr Kind weder krank noch todt sehen durfte, angeblich, weil sie, selbst leidend, dadurch zu sehr aufgeregt würde. Der (vor einiger Zeit in der Schweiz gestorbene) durchaus glaubwürdige, durch und durch ehrenhafte und verläßige Georg Fein aus Braunschweig hat wiederholt in Gegenwart von Zeugen erzählt, diese Thatsache namentlich aus dem Munde der Gräfin Benzel-Sternau vernommen zu haben, welche Dame sich damals (als Hofdame?) am badischen Hofe befunden hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

Die 31 größten Städte des deutschen Reiches (bis 50,000 E. herab) ordnen sich nach der Volkszählung vom 1. December v. J., soweit die vorläufigen Ermittelungen ergeben, wie folgt: 1. Berlin mit 826,341 Einwohnern. 2. Hamburg 235,365 E. 3. Breslau 208,025 E. 4. Dresden 177,095 E. 5. München 169,612 E. 6. Köln 129,251 E. 7. Magdeburg 114,549 E. 8. Königsberg 112,123 E. 9. Leipzig 102,575 E. 10. Hannover (mit Linden) 106,520 E. 11. Danzig 94,377 E. 12. Stuttgart 91,673 E. 13. Frankfurt a. M. 90,748 E. 14. Straßburg 85,529 E. 15. Bremen 82,990 E. 16. Nürnberg 82,929 E. 17. Stettin 76,154 E. (mit dem ganzen Polizeibezirk 97,781 E.) 18. Barmen 75,074 E. 19. Altona 73,864 E. 20. Aachen 73,722 E. 21. Elberfeld 71,775 E. 22. Düsseldorf 69,462 E. 23. Chemnitz 68,150 E. 24. Braunschweig 57,380 E. 25. Crefeld 57,335 E. 26. Posen 56,932 E. 27. Halle 52,408 E. 28. Mühlhausen (Elsaß) 52,000 E. 29. Essen 51,768 E. 30. Metz 51,107 E. 31. Augsburg 50,451 E. — Elberfeld-Barmen zusammengenommen würden mit 146,849 Einwohnern die sechste Stelle zwischen München und Köln einnehmen.

Die bayerischen Städte haben der Reihe nach folgende Einwohnerzahl: München ca. 169,000, Nürnberg 82,929, Augsburg 50,451, Würzburg 39,887, Regensburg 29,224, Bamberg 25,784, Fürth 24,589, Bayreuth 17,908, Kaiserslautern 17,867, Hof 16,149, Landshut 14,142, Ingolstadt 13,166, Speyer (ohne Militär) 13,023, Passau 12,846, Erlangen 12,505, Ansbach 11,842, Amberg 11,688, Kempten 10,824, Schweinfurt 10,324, Neustadt a. d. H. 9223, Aschaffenburg 8600, Pirmaiens 8553, Zweibrücken 8367, Ludwigshafen 7850, Eichstädt 7057, Rödelmingen 7035, Frankenthal 7027, Landau 6607, Ingolstadt 5943, Rosenheim 5779, Dürkheim 5573, Deggendorf 5451, Memmingen 5388, Günzelbühl 5233, Kaufbeuren 5191, Weißenburg 5080, Kulmbach 4900, Lindau 4437, Lohr 4242, Münchberg 3459, Kissingen 3176, Landstuhl 3026, Kusel 2778, Moosburg 2603, Lichtenfels 2297, Naila 2102, Neustadt a. d. S. 2093.

Rom. Herr John Henry Parker in Rom macht in der „Times" die interessante Mittheilung, daß er am 18. März den unterirdischen Gang vom Vestibül der Mamertiner-Gefängnisses aus (gewöhnlich das St. Peter-Gefängniß genannt) unter der Kreuzigungskirche in der Nähe des Bogens des Septimius Severus und die Hauptzellen des Lautumiane-Gefängnisses (nunmehr Keller unter den Häusern in der Via di Marforio und der Vicolo del Ghettarello) durchwandert hat. Dieser Gang ist 80 Ellen lang, nahezu zwei Ellen hoch und eine Elle breit, und wie das Gefängniß aus großen Blöcken Tufa — in Rom gewöhnlich die Mauern der Könige genannt — gebaut. Die Ausgrabung dieses Ganges sei eine langwierige schwierige und kostspielige Arbeit gewesen, regele aber eine andere unter den Gelehrten lang streitige Frage und thue dar, daß dies das Gefängniß, das nach Livius in der Zeit von Ancus Martius erbaut wurde, in der Mitte der Stadt sei.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 50. Speyer, Donnerstag, den 25. April 1872.


## Nur einen Tag Wahrheit.

Nach dem Englischen frei bearbeitet von **H. v. Feltheim.**

(Fortsetzung.)

„So wäre es also wirklich wahr, daß Du Dich zu trösten wissen wirst, wenn wir abberufen werden?“ rief Miß Arabella.

„Ich habe mich hierüber schon ein Mal ausgesprochen.“

„Und Du bleibst darauf stehen?“

„Ich kann nicht anders.“

„O, das ist zu viel!“ rief Miß Arabella, indem sie sich in einen Fauteuil fallen ließ, daß die Springfedern krachten. „Du willst also damit sagen, daß wir längst zu alt sind, willst uns durch solche Alterationen, wie eben diese, vor der Zeit unter die Erde bringen! O, in der That, Dein Onkel hat Recht — Du bist ein gottloser, unnatürlicher Mensch, ein Bösewicht oder — ein Narr!“ fügte sie hinzu, da ihr der Gedanke durch den Kopf zuckte, daß es etwa gar mit dem Verstande ihres Neffen nicht ganz richtig sein könnte.

Ralph fuhr betroffen auf; unwillkürlich dachte er an seinen Freund Bill. „Sollte dieser doch Recht haben?“ murmelte er vor sich hin.

Mr. John war aufgestanden und ging in großer Aufregung im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er dicht vor seinem Neffen stehen; er schien nun einen definitiven Entschluß hinsichtlich seines Verhaltens gegen denselben gefaßt zu haben.

„Was Du mir in's Gesicht zu sagen die unerhörte, noch nie dagewesene Frechheit hattest“, sagte er mit einer Stimme, die ganz heiser klang, so sehr hatte er vorher in seinem Eifer geschrieen, „ist empörend. So, wie ich, würde noch kein Onkel von seinem Neffen beleidigt, gekränkt und herausgefordert. Trotzdem, Ralph, will ich nicht vergessen, daß Du der Sohn meines armen Bruders Bob bist ... ich will großmüthig gegen Dich sein und Dir vergeben, wenn Du mir gestehst, daß Du selbst nicht wußtest, was Du sprachst, daß förmlich wie im Fieber Worte über Deine Lippen kamen, von denen Du den Sinn und die Bedeutung nicht erfaßt hast. Sage, daß Du ohne Ueberlegung und Vorbedacht, dumm und sinnlos in den Tag hineingesprochen hast und es soll Dir verziehen sein.“

„Du hast es gehört, Ralph“, rief die Tante, indem sie ihr thränenfeuchtes Auge zu dem Neffen aufschlug und ihn mit einem flehenden, erwartungsvollen Blicke ansah, „sage doch um des Himmels Willen, daß Du es nicht so gemeint hast, daß Dir's mit Deinen unüberlegten Worten nicht Ernst war. Sprich doch, sprich! Du hast nur so in den Nebel hineingeredet; nicht wahr, Ralph?“

Ralph fühlte die Nothwendigkeit, den in so hohem Grade aufgebrachten Onkel und die gute, so tiefbetrübte, weinende Tante durch ein gewisses Einlenken und Nachgeben zu beschwichtigen, allein er war sich bewußt, nur die Wahrheit gesagt zu haben und diese durfte und wollte er nicht widerrufen, andererseits empörte sich auch sein Stolz gegen eine Zurücknahme seiner Worte überhaupt und insbesondere gegen die Zumuthung, es in einer Weise zu thun, die ihn als einen Schwätzer hingestellt hätte, und so schüttelte er verneinend den Kopf. „Ich kann und will meine Worte nicht verläugnen“, sagte er. „Was ich sprach, ist und bleibt gesagt. Ich kann es vor Gott und der Welt verantworten und fände es wirklich lächerlich, wenn Sie mir deßhalb zürnen.“

Mr. John stand einige Augenblicke dieser allerdings nicht sehr höflichen Erklärung gegenüber ganz verblüfft in sprachlosem Erstaunen da, während Arabella einen Schrei des Entsetzens ausstieß und ihr Gesicht mit dem Taschentuche bedeckte. Die Verwirrung Mr. John's dauerte aber nur einen Moment, im nächsten machte sich seine Entrüstung wieder in ihrer ganzen Heftigkeit geltend und nun entlud sich über Ralph ein Gewitter, in welchem Mr. John den Jupiter tonans in einer Weise spielte, wie dem sonst so ruhigen, phlegmatischen Manne kaum zuzutrauen gewesen wäre.

„Junge“, rief er mit zitternder Stimme, „Du sollst Deinen Trotz bereuen. Ich wollte großmüthig gegen Dich sein und Dir verzeihen. Ein verschnendes Wort hätte genügt, Dir Deinen früheren Platz in meinem Herzen wieder einzuräumen. Du beharrst aber bei Deinen gottlosen Aeußerungen, hältst Deine Behauptung aufrecht und findest sogar unsern gerechten Zorn lächerlich — damit brichst Du Dir selbst den Stab. Geh — geh!“ rief er, „wir sind geschiedene Leute. Ich will nichts mehr von Dir wissen, will Dich nicht mehr sehen! Verlasse mein Haus ... zu spät erkenne ich jetzt, an welchen Unwürdigen ich meine Liebe verschwendete. Verlasse mein Haus, sage ich, und betrete es nie wieder!“

Digitized by Google

„Aber Onkel, überlegen Sie doch nur!“ rief Ralph dazwischen. Allein Mr. Fielding war eine jener Naturen, die, einmal in Wuth gerathen, sich so leicht nicht wieder besänftigen lassen. In solchen Augenblicken jeder ruhigen Ueberlegung unfähig, taub gegen alle vernünftigen Vorstellungen und blind hinsichtlich der möglichen Folgen ihrer momentanen Aufwallungen, läßt sich nichts mit ihnen anfangen, bevor ihr Jähzorn sich nicht gelegt, bevor sich ihre Wuth nicht ausgetobt hat. Auch bei Mr. John war dieß der Fall; jeder Versuch ihn zu begütigen, wäre fruchtlos gewesen und so gab sich denn auch Ralph keine weitere Mühe mehr, sich Gehör zu verschaffen, während sein Onkel sich immer mehr und mehr in seinen Zorn hineinarbeitete.

„Wenn Du glaubst“, rief er, „mich zu beerben, so hast Du Deine Rechnung ohne den Wirth gemacht und Deine Freude war eine voreilige. Noch heute zerreiße ich mein Testament und ich vermache mein Vermögen den Spitälern! Und was meinen Tod anbelangt, so will ich Dir zum Trotz noch lange nicht sterben, nein, es soll der Schlag mich nicht treffen, wenn Du ihn auch durch solche Scenen herbeiführen willst. Damit Du Dieß aber nicht mehr kannst, damit ich nicht wieder durch Dich in eine solche Wuth, die allerdings meiner Gesundheit schaden könnte, versetzt werde, jage ich Dich aus dem Hause, ja, fort mit Dir! Fort! ... mir aus den Augen und wage nicht, Dich je wieder vor mir blicken zu lassen!“

„John, John“, flehte Miß Arabella, deren gutes Herz sich selbst in diesem Momente, wo Ralph auch sie so sehr gekränkt hatte, nicht verläugnete, „wo denkst Du hin? ... der Sohn unsers seligen Bruders ... unsers Bob! ...“

„Fort soll er, hinaus!“ schrie und tobte Mr. John. „Aber lasse ihn doch wenigstens vorher noch frühstücken“, bat die gutmüthige Miß. „Er kann doch nicht mit leerem Magen in die weite Welt hinaus.“

„Beruhigen Sie sich, gute Tante“, scherzte Ralph, den die Besorgniß seiner Tante um seinen Magen so heiter stimmte, daß ihm die Scene plötzlich mehr komisch als ernst erschien, „beruhigen Sie sich, wenn ich ohne Frühstück gehe, werde ich nur mit um so größerem Appetit zum Mittagessen wiederkommen.“

„Frühstücken, Mittagessen?“ rief der Onkel, „das kannst Du, wo Du willst; bei mir, in meinem Hause, unter meinem Dache aber wirst Du es nicht mehr! An meinem Tische soll kein Bissen mehr über Deine Lippen kommen, hörst Du, und wenn Du verhungern müßtest.“

„Nun wohlan, so leben Sie wohl, Onkel ... leben Sie wohl, beste Tante!“ rief Ralph mit dem Pathos eines Helden, der nach einer tragischen Scene von der Bühne abtritt. „Ich bin Gott sei Dank im Stande, auf eigenen Füßen zu stehen und wohl auch aus meiner eigenen Schüssel zu essen. Vielleicht aber werden Sie mich, wenn Sie wieder zur Besinnung kommen, selbst zurückrufen, deßhalb sei mein Lebewohl nur provisorisch! ...“

Mit diesen Worten schritt Ralph zur Thür hinaus. Er ging absichtlich etwas langsam, um seinem Onkel Zeit zu lassen, ihn schon jetzt zurückzuhalten, allein Alles, was er noch bis auf die Treppe hinaus sich nachrufen hörte, war nur das Wort „enterbi“, welches sein Oheim John mehrere Male hintereinander in einem Athem wiederholte; endlich sank Mr. John ganz erschöpft in seinen Fauteuil und wischte sich mit seinem Taschentuche die Schweißtropfen von der dunkelrothen Stirne.

„Welch' verdorbenes, entartetes Geschöpf“, seufzte Mr. Fielding tief auf, als er die Hausthüre hinter seinem Neffen zufallen hörte.

„Es ist unglaublich“, schluchzte Miß Arabella. „Unser armer, seliger Bob würde sich in seinem Grabe umkehren, wenn er wüßte, wie Ralph sich gegen uns benahm.“

„Aber was er nur gehabt haben mag? Wie er nur dazu kam, uns so ganz ohne jede Veranlassung solche Dinge zu sagen?“

„Ich kann mir's nicht denken“, erwiderte Mr. John's Schwester, in der sich bei aller Entrüstung für ihren armen Neffen das innigste Mitleid regte: „Vielleicht war der arme Junge nicht ganz bei sich“, fuhr sie fort. „Hat er nicht über Kopfweh geklagt? Schon als er hereinkam, bemerkte ich, daß ihm etwas fehlen müsse. Sein Gang war schwankend, sein Blick unstät .... ja, ja, je mehr ich mir sein ganzes Wesen vergegenwärtige, desto weniger kann ich mehr daran zweifeln, daß Ralph krank sein muß, daß vielleicht bei ihm eine Gehirnentzündung im Anzuge ist.“

„Glaubst Du wirklich?“ rief Mr. John in einem Tone, der seine Bestätigung erkennen ließ.

„O, ich glaube es nicht nur, ich bin es überzeugt“, jammerte Miß Arabella unter neuen Thränen. „Und brauchte man sich denn darüber zu wundern, wenn der arme Junge den Verstand verloren hätte?“ fügte sie in vorwurfsvollem Tone hinzu.

„Den ganzen Tag mit der Elle in der Hand hinter dem Ladentische stehen, den Kundschaften die Waaren anpreißen und dann zur Erholung die halben Nächte vor den Contobüchern sitzen und rechnen, das muß den stärksten Kopf auseinander bringen. Du hast es aber nicht anders gewollt. Der arme Junge mußte um jeden Preis die Handlung erlernen und nun haben wir's.“

„Bah, der Junge ist so wenig ein Narr, als Du oder ich“, entgegnete Mr. John, der sich wieder von seinem Schrecken erholt hatte. „Was er sagte, war an und für sich ganz vernünftig, aber daß er es sagte, darin liegt das Empörende und dafür darf er mir nicht mehr über die Schwelle.“

„Nun, wir werden sehen“, erwiderte Miß Arabella. „Es ist nicht recht richtig mit ihm, das laß ich mir nicht nehmen, sonst hätte er uns nicht so empörende Dinge sagen können. Hat er sich denn sonst je so etwas herausgenommen?“

„Genug, daß er es diesmal that“, erklärte Mr. John, „und weil er es that, weil er sich von seinen bösen Instinkten hinreißen ließ, weil er die unerhörte Keckheit hatte, mir in's Gesicht zu sagen, daß er sich bereits Pläne gemacht habe, wie er mein Geld ver-

Digitized by Google

wenden werde, soll er von mir nicht einen Penny bekommen."

Mit diesem Ausspruch erhob sich Mr. John schwerfällig und begab sich auf sein Zimmer; Miß Arabella schenkte sich eine zweite Tasse Kaffee ein, die sie mit ihren Thränen verdünnte und mit einem halben Dutzend mürben Brödchen zu sich nahm.

(Fortsetzung folgt.)

## Die neueste Schrift über Kaspar Hauser.

(Fortsetzung.)

Doch ohne hier in weitere derartige Dinge einzugehen, müssen wir bei einem anderen Umstande verweilen: dem Benehmen der Behörden und einzelner mehr oder minder hochgestellten Beamten in der Hauser'schen Angelegenheit, und zwar zu verschiedenen Zeiten. Es ist dies ein Punkt, von dem wir schließlich gerade zu den betreffenden Angaben in der Dr. Meyer'schen Schrift gelangen werden.

Zunächst eine weitere Angabe nach der Mittheilung des Geheimraths Welcker: Nachdem Garnier seine Schrift veröffentlicht hatte, worin er den Kaspar Hauser als badischen Thronerben bezeichnete, ließ er sich beigehen, das badische Gebiet zu betreten, bei welcher Gelegenheit er verhaftet wurde. Man hielt ihn im Gefängniß, ohne zu wagen, ihn vor Gericht zu stellen. Nachdem dies einige Wochen gedauert, nahmen sich Landtagsabgeordnete der Sache an. Insbesondere erklärte Welcker dem Minister Winter: entweder müsse man den Mann frei lassen oder vor Gericht stellen, unter Gestattung unbeschränkter Vertheidigung. Nach anfänglichem heftigen Sträuben — ward Garnier freigelassen, aber nicht vor Gericht gestellt. (Nur in einem einzigen andern Falle, und zwar in einem, den wir unten näher angeben werden, ist, soweit wir ermitteln konnten, ähnlich verfahren worden. Ebenso trat man der Verbreitung jener Garnier'schen Schrift nicht in der gewöhnlichen Weise entgegen; es ergingen geheime Weisungen an die äußeren Behörden zur strengsten Verfolgung der Flugschrift, dagegen wird versichert, die gesetzlich vorgeschriebene Bekanntmachung des Verbots sei nicht erfolgt.)

Als Welcker nach Beendigung des Landtags von 1835 eine Reise nach England machte, traf er in London zufällig mit Garnier zusammen. Dieser zeigte ihm einen von Major Hennenhofers eigener Hand geschriebenen und an Garnier gerichteten Brief. Hennenhofer war der Günstling und oft wilde Genosse des Großherzogs Ludwig, und von Garnier öffentlich als Mörder des Hauser angegriffen worden. (Welcker kannte Hennenhofer's Handschrift sehr wohl, konnte also nicht getäuscht werden.) In diesem Schreiben forderte Hennenhofer den Adressaten auf, seine Talente besser als bis dahin zu verwenden, er wolle ihn unter dieser Voraussetzung auch mit Geld unterstützen; vorläufig sende er ihm (so viel sich Welcker noch der Ziffer erinnerte) 20 Pfd. Sterl. Dieser Betrag fand sich jedoch dem Briefe nicht baar beigelegt, sondern sollte bei einem Dritten erhoben werden. Aus der ganzen Abfassung des Schreibens war zu ersehen, daß der Dritte bei Erhebung des Betrages bestimmte Gegenverpflichtungen fordern würde. Die ganze Abfassung des Briefes war derart, daß Welcker unmittelbar nach Durchlesen desselben ausrief: „Nun haben Sie ja den authentischen Beweis gegen Hennenhofer; lassen Sie nur den Brief augenblicklich abdrucken!" Da aber fuhr Garnier zusammen; er gestand, das Geld erhoben zu haben, und es war augenscheinlich, daß er die geforderte Verpflichtung sofort übernommen hatte. Thatsache ist, daß er seine in einer von ihm selbst herausgegebenen Londoner Zeitschrift begonnene weitere Veröffentlichung über K. Hauser sofort einstellte. — Es muß sich die Frage aufdrängen: wie kam der notorisch in schlechten Finanzverhältnissen befindliche Hennenhofer dazu, einen Menschen, wie Garnier, der ihn öffentlich als Mörder Kaspars Hauser's angegriffen hatte, mit Geld zu unterstützen?

Welcker bemerkte weiter gegen den Verfasser: Wenn schon die wenigen Indicien, welche Feuerbach vorlagen, den Scharfsinn Feuerbach's zu dem Schlusse führten, Hauser sei Stephaniens Sohn gewesen, so sehen Sie, auf welchen zahlreichen und viel gewichtigeren Thatsachen meine Meinung beruht. Er fügte bei, als die Sache von K. Hauser bekannt geworden, hätten außer ihm verschiedene, darunter streng monarchisch gesinnte badische Abgeordnete sich in ihrem Gewissen tief beunruhigt gefühlt, ob sie den Großherzog Leopold anerkennen dürften, während Alles darauf hindeute, daß der Sohn des Großherzogs Karl als K. Hauser noch lebe. Er selbst sei groß im Zweifel gewesen, was er zu thun verpflichtet sei; Rotteck's Ansicht sei durchgedrungen, wonach man sich um die fürstlichen Privatverhältnisse nicht zu bekümmern habe.

Das Herüberschmuggeln der Garnier'schen Schrift von Straßburg nach Baden erfolgte aber namentlich durch einen Apothekergehilfen Sailer aus Württemberg, damals in Condition zu Kippenheim in Baden. Hennenhofer wandte sich an den Apothekebesitzer, veranlaßte diesen, Sailer's Koffer heimlich zu eröffnen, und las nun „zitternd am ganzen Leibe" (wie der Prinzipal versicherte) was er da fand. Darauf versprach er dem Sailer nicht nur Straflosigkeit, sondern Verwendung, damit derselbe eine eigene Apotheker-Concession erhalte, unter der Bedingung, daß Sailer die weitere Verbreitung der ersten Flugschrift unterlasse und besonders das Erscheinen einer bereits angekündigten zweiten Broschüre hintertreibe, welche Flugschrift Einzelnheiten über das Verbrechen enthalten sollte. Aus einem Briefe, welchen Ernst Dieffenbach (der nachmalige Erdumsegler) unterm 4. April 1834 von Straßburg aus an Garnier in London schrieb, ist ersichtlich, daß Sailer zusagte, um sich nach Straßburg zu begeben und nähere Nachforschungen anzustellen, in Wirklichkeit, um vom dortigen sichern Boden aus einen derben Brief an den mit Hennenhofer verbundenen Kippenheimer Prinzipal Dung zu schreiben, der die Drohung enthielt, Alles zu veröffentlichen, sobald der Major den Schreiber verfolge. Darauf kam nicht nur die Antwort, derselbe möge zurückkom-

Digitized by Google

men, es werde ihm gar nichts geschehen und der Lohn doch nicht ausbleiben, sondern Hennenhofer hielt auch mit einem gewissen Ochsenwirth Leicht von Straßburg in einer geringen Kneipe zu Offenburg eine Zusammenkunft, worin er diesen (wie derselbe in der Betrunkenheit selbst verrieth) auffstellte, den Seiler zur Rückkehr zu bewegen, unter dem Versprechen, Hennenhofer gebe sein Ehrenwort, daß jenem nichts geschehe; er sei sogar bereit, desfalls eine Urkunde von einem (elsasser) Notar aufnehmen zu lassen. (Forts. folgt)

## Ueber die Stärke der deutschen Heere im letzten Kriege

gibt das neueste „Milit. Woch.-Bl." eine sehr interessante Zusammenstellung, welche sich auf das der Reichscommission für Ermittelung der Leistungen der deutschen Staaten vorgelegene Material stützt. Im August 1870, von welchem Zeitpunkt ab die Zusammenstellungen beginnen, beläuft sich die gesammte deutsche Truppenstärke, mobile und immobile Truppen zusammengerechnet, auf 1,183,389 Mann und 250,373 Pferde. Nach den großen Verlusten des August und der ersten Tage des September sinkt diese Stärke auf die Durchschnittszahl des September mit 1,163,518, welches Sinken aber die im Felde stehende Armee nicht beeinträchtigt, sie vielmehr von ihrer anfänglichen Stärke von 780,723 im August auf 813,280 im September steigt, so daß also, dieses Anwachsen und die Verluste zusammengerechnet, der Nachschub gerade in diesem Monat sehr groß war. Von da ab wächst sowohl die mobile Armee als die Gesammtstärke von Monat zu Monat und erreicht ihre größte Höhe im Monat Februar, wo die mobile Armee 936,915, die Gesammtstärke 1,350,787 beträgt. Der März zeigt noch eine fast gleiche Gesammtstärke in nicht sehr bedeutender Abnahme der mobilen Armee; dann sinkt die Stärke schneller bis zu dem zuletzt angegebenen Monat Juni auf einen mobilen Stand von 502,815 und auf eine Gesammtstärke von 869,207.

Unter den einzelnen Staaten gibt die Zusammenstellung die Truppenkörper von Preußen, Sachsen, Mecklenburg, Bayern, Baden, Württemberg und Hessen an; die preußische Armee begreift die Contingente der sämmtlichen siebzehn kleinsten deutschen Staaten in sich. Wir geben nachstehend für die einzelnen Staaten die beiden Ziffern der mobilen und Gesammtstärke des August und die beiden Ziffern des Monats mit der höchsten Gesammtstärke:

Preußen: im August 564,300 und 888,254; im Februar 718,726 und 1,028,126.

Sachsen: im August 43,471 und 59,423; im Februar 43,911 und 66,942.

Mecklenburg: im August 9170 und 12,109; im März 8625 und 13,689.

Bayern: im August 97,572 und 128,964; im Januar 105,413 und 151,023.

Württemberg: im August 26,812 und 37,180; im März 29,337 und 41,920.

Baden: im August 24,294 und 35,181; im Februar 24,742 und 38,878.

Hessen: im August 15,104 und 22,288; im März 16,408 und 24,968.

Nach Procenten der Bevölkerung von 1867 beträgt die resp. höchste Ziffer der Armee der einzelnen Staaten und zwar für Preußen und die mit ihm durch die Militärconvention verbundenen Staaten 3.870, Bayern 3.130, Hessen 3.026, Sachsen 2.762, Baden 2.707, Württemberg 2.356, Mecklenburg 2.076.

## Miscellen.

* Das polnische National-Museum in Rapperswyl. Diese im Jahr 1870 eingeweihte Stiftung hat, dank den historischen und artistischen Geschenken, die von mehreren Regierungen, gelehrten Gesellschaften und Privatpersonen verschiedener Länder eingesandt wurden, bedeutend an Ausdehnung gewonnen. Unter erstgenannte gehören die Gaben der Regierungen von Frankreich, der Schweiz und der Vereinigten Staaten Amerika's. Die Bibliothek, die archäologischen und numismatischen Sammlungen, die Kunsterzeugnisse Polens, die Autographen, Documente und Manuscripte haben sich ungemein vermehrt. Zwei tausend Stücke allein besitzen sich auf den Zeitabschnitt von 1831 und enthalten eine Reihe interessanter diplomatischer Correspondenzen. Die vielen Documente in Bezug auf die polnisch-schwedischen Kriege, bieten gleichfalls großes geschichtliches Interesse. Unter den Manuscripten befindet sich eines von dem durch seine Werke über den Orient bekannten Gelehrten Pietraszewski; es besteht aus 900 Bogen voll geschichtlichen Materials in Betreff der Türkei, nach türkischen Chronographen, von Erscheinen der Muselmänner in Europa bis zu dem Vertrage von Kainardji im Jahre 1774. Das Museum soll als Mittelpunkt, der bis jetzt in allen Ländern zerstreuten, historischen und artistischen Denkwürdigkeiten Polens dienen, und kann diese Concentrirung von großem Nutzen werden. Unter einer Menge von interessanten Gegenständen sind besonders nennenswerth: die Sammlungen geographischer und ethnographischer Karten, die polnischen Fahnen verschiedener Zeiten, worunter die König Johann Sobieski von der Stadt Danzig überreichte Fahne, die vielen Andenken an Kosciuszko; die 1832 dem Gründer des Museums, Grafen Ladislaus Plater übergebene Adresse des englischen Volkes an die Polen mit 100,000 Unterschriften, die slavischen Alterthümer und viele andere Denkwürdigkeiten, die die Aufmerksamkeit des zahlreichen Publikums fesseln, welches dieses den Venaten Polens geweihte Heiligthum besucht. Das alte Schloß der Habsburger, worin sich das Museum befindet, ist zum Theil restaurirt; die obern Stockwerke bieten noch Raum für zwanzig Säle. Im Ehrenhofe fällt eine Schützengallerie aus dem Mittelalter auf, die nach dem ursprünglichen Modell neu hergestellt wurde; auch was die Schönheit der Lage betrifft, konnte keine günstigere Wahl getroffen werden; das Schloß liegt auf einer Anhöhe, an einem der herrlichsten Punkte der Schweiz, an den Ufern des Zürcher Sees. Zum Conservator der Anstalt wurde Herr Professor Duchinski aus Kiew, Vice-Präsident der Ethnographischen Gesellschaft in Paris ernannt, ein durch seine zahlreiche Werke wohl bekannter Gelehrte. — Die Direction des Museums beschäftigt sich gegenwärtig mit der Herausgabe eines Historischen Albums mit Illustrationen, an dem polnische Schriftsteller ersten Ranges sich betheiligt haben.

## Logogryph.

Nimmst Du der Ersten erstes Zeichen,
So bleibt ein Schmerzensruf zurück;
Dem Hohne ist er zu vergleichen,
Fehlt statt des Kopfs das letzte Stück.

Die Zweite ist die Hälfte g'rade
Vom Werk, das Dicht- und Tonkunst schuf;
Zwar ist es keine Iliade,
Doch auch der edlen Kunst Beruf.

Und von der Dritten muß ich klagen,
Sie ist die Hälft' von jenem Wort,
Das beim Verneinen, beim Verlagen
So recht sich fühlt an seinem Ort.

Das Ganze ist — Ihr mögt es wissen —
Ein Name von sehr gutem Klang',
Und wer ihn hat, möcht' ihn nicht missen,
Er tönet lieblich wie Gesang.

**Auflösung des Anagramms in Nr. 48:**
Nachtlicht — Lacht nicht.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 51. Speyer, Samstag, den 27. April 1872.


## * Oſtertäuten.

(Elſäſſer Sage bei Reipertsweiler.)

Früher oft in nächt'gen Stunden
Wallten Geiſter nach den Mauern
Eines Kirchleins, die umwunden
Mild von Epheu einſam trauern.

Doch das war vor vielen Jahren;
Wo ſind ſie nur hingekommen?
Sind ſie zu den ſel'gen Scharen
In den Himmel aufgenommen?

Niemand wallt jetzt als die Jugend
Durch des Kirchenhügels Haide,
Immergrün und Epheu ſuchend
Für den Tag der Ehr' und Freude.

Aber wenn die erſten Strahlen
An dem Oſtermorgen funkeln
Und mit Gold die Höh'n bemalen
Und die Wälder rings, die dunkeln;

Wenn die Knoſpen ſehnend ſchwellen,
Aufwärts ſteigen Blumendüfte
Und von tauſend jubelhellen
Liedern klingen Wald und Lüfte,

Und im neuen Feierkleide
Sich verklärt das Thal entſchleiert
Und in reinen Perlgeſchmeide
Jedes Blümchen Oſtern feiert:

Geht ein wunderſam Bewegen
Durch des Kirchleins Wänd' und Boden,
Als ob in den Gräbern regen
Sich die längſt verweſten Todten.

Wer mag dies Geheimniß deuten?
Horch! verſunkne Glocken klingen!
Bach' und Blumen Antwort läuten,
Und im Chor die Vöglein ſingen!

Händefaltend ſtehn die Frommen:
Heil uns, daß der Herr erſtanden;
Auch der Frühling muß nun kommen
Uns befrei'n von allen Banden!

**Ch. Böhmer.**

## Nur einen Tag Wahrheit.

Nach dem Engliſchen frei bearbeitet von **H. v. Feſtheim.**

(Fortſetzung.)

III.

„So wäre der erſte Theil der Prophezeihung Nurſer's mit merkwürdiger Raſchheit in Erfüllung gegangen", murmelte Ralph, als er aus dem Hauſe ſeines Onkels auf die Straße hinaustrat und die Richtung nach ſeinem Magazin einſchlug. „Ich habe vor kaum einer halben Stunde damit begonnen, die Wahrheit zu ſagen und bin zum Hauſe hinausgeworfen und enterbt. Bah, der Zorn meines Onkels wird ſich legen und mit der Enterbung hat es gute Wege", tröſtete er ſich, „aber ausgeſprochen iſt ſie, das ſteht nun einmal feſt und ſomit hat Bill ſich wenigſtens in dieſem Punkte nicht geirrt."

In Gedanken verloren, den Kopf geſenkt, den Blick zu Boden gerichtet, ſetzte Ralph ſeinen Weg fort, bis er unſanft an Jemand anrannte und durch den heftigen Stoß aus ſeinen Träumereien erweckt wurde.

„O, ich bitte tauſend Mal um Entſchuldigung, Madame! ..." rief der zerſtreute junge Mann. „Wie, Sie ſind es, Miß Mulberry?" fügte er hinzu, indem er die Dame erkannte, mit der er in ſo unſanfter Weiſe zuſammengeſtoßen war.

„Ei, ei, Mr. Fielding, ſind Sie in Gedanken! ... So an die Leute anzurennen! Mit einem Haare hätten Sie mich über das Trottoir hinunter geworfen", entgegnete diejenige, die Ralph Miß Mulberry genannt hatte — eine lange, hagere Perſon, deren dürre, knochige und ſcharfkantige Figur die Frage offen ließ, für welchen von beiden carambolirenden Theilen möglicher Weiſe die etwaigen Folgen nachtheiliger hätten ausfallen können. „An was dachten Sie denn?" fragte Miß Mulberry.

„An meinen Onkel und an meine Tante", erwiderte Ralph, der ſich mechaniſch den Arm rieb, mit welchem er der Miß zu nahe gekommen war.

„An Ihren Onkel und Ihre Tante?" rief die Miß. „Ei, welch' guter Neffe Sie ſind! Junge Leute Ihres Alters denken ſonſt, Gott verzeih es ihnen! an ganz andere Dinge, als an einen fettleibigen Onkel und an alte Tanten, und wenn ſie nicht ſehen und

Digitized by Google

nicht hören und den Leuten, die ihnen begegnen, die Rippen halb einrennen, so hat dies einen Grund, der wenigstens zu ihrer Entschuldigung dient. Was soll man aber zu einer Zerstreutheit sagen, an der die Tante und der Onkel schuld sind und die so groß ist, daß Sie in diesem Augenblicke nicht einmal zu hören scheinen, was ich Ihnen sage? Warum sehen Sie mich so zerstreut an? Fällt Ihnen etwas an mir auf? Ist es vielleicht mein Hut, der Ihnen so sehr in die Augen sticht?"

„Ja, in der That, der ist es; Sie helfen mir selbst darauf, denn ich wußte nicht, was mir so seltsam, so fremdartig an Ihnen vorkam", erwiderte Ralph.

„Nun, wie finden Sie ihn? Ich habe ihn heute zum ersten Male auf", entgegnete Miß Mulberry. „Gefällt er Ihnen nicht?"

„Der Hut ist sehr schön, dagegen läßt sich nichts sagen, aber ..."

„Aber?"

„Ich meine, er paßt nicht recht zu Ihrem Gesicht", sagte Ralph.

„Wie? ... Warum meinen Sie das? Warum soll er nicht für mein Gesicht passen?" fragte Miß Mulberry etwas gereizt.

„Ich finde, offen gestanden, daß Sie über die Jahre hinaus sind, noch so jugendliche Hüte zu tragen."

„Und ich finde, daß Sie ausnehmend artig sind, Mr. Fielding", entgegnete Miß Mulberry beleidigt. „Und wer sagt Ihnen, wie alt ich bin?"

„Ihre Runzeln, liebe Miß, die Silberfäden in Ihren Haaren und Ihr mattes Auge. Man kann sich über Ihr Alter nicht täuschen, Miß Mulberry, und dann", fügte Ralph hinzu, der sich nun einmal vorgenommen hatte, nicht zollbreit von der Wahrheit abzuweichen, „paßt dieser Hut, der offenbar sehr theuer war, nicht zu Ihrem Stande. Eine Haushälterin sollte sich bescheiden kleiden."

„Sie haben es also darauf abgesehen, mir Sottisen zu sagen?" rief Miß Mulberry, die nicht wußte, wie ihr geschah. „Wie kommen Sie dazu, Sie unverschämter Mensch, sich eine solche Sprache gegen mich zu erlauben?"

„Bitte, liebe Miß, Sie haben mich um meine Meinung gefragt und ich sage sie Ihnen."

„Wenn dies Ihre Meinung ist, so wäre es schicklicher, dieselbe für sich zu behalten. Jedenfalls freut es mich, Sie von dieser Seite kennen zu lernen; Sie haben sich mir da als ein Mann von seltner Bildung recommandirt und ich werde meiner Miß sagen, was man von Ihnen zu halten hat."

„Da! wieder eine Feindin mehr", murmelte Ralph, indem er der alten Jungfer nachsah, die wüthend davon rannte. „Und welche Feindin! ... Die Haushälterin von Ellen High, der einzigen Person, bei der ich in keinem schiefen Lichte stehen — von der ich um keinen Preis der Welt falsch beurtheilt werden möchte. „Und wie", fuhr er weitergehend in Gedanken fort, „wie wird diese Mulberry mit ihrer giftigen Zunge mich ihr schildern — wie wird sie über mich schimpfen? Was braucht sie übrigens mehr zu erzählen, als daß ich sie zuerst halb umrannte und dann mit Grobheiten überhäufte? Ist dies nicht genug, um Miß High, die viel auf die Mulberry hält, weil es in der That eine treue, redliche Person ist, in hohem Grade gegen mich aufzubringen? Und was that ich denn eigentlich, worin besteht denn mein Verbrechen? Ich sagte die Wahrheit und weiter nichts. Die Wahrheit — der Teufel hole sie! Ich fange an, einzusehen, daß ich mich durch sie, nach und nach, oder vielmehr nicht nach und nach, sondern mit einer verzweifelten Schnelligkeit in eine hübsche Lage bringe. Ich habe mir einen Feind um den andern auf den Hals, ziehe mir die größten Unannehmlichkeiten zu und werde noch in den Verdacht kommen, den Verstand verloren zu haben. Ich hätte, meiner Treu, nicht gedacht, daß Bill so sehr Recht haben könnte."

Unter diesen und ähnliche nicht sehr aufheiternden Betrachtungen erreichte er sein Magazin, in welches er nicht ohne banges Vorgefühl, daß ihm auch hier Unangenehmes begegnen werde, eintrat.

Inzwischen hatte Miß Mulberry alle Leute ihrer Bekanntschaft, denen sie zufällig auf der Straße begegnete, angehalten, um ihnen zu erzählen, was ihr vom jungen Fielding widerfahren war. In welcher Weise sie die Sache aber darzustellen wußte, können unsere Leser am Besten erfahren, wenn sie ihr mit uns in die Wohnung von Lucy Dreamer folgen, zu der sie sich den halbstündigen Umweg nicht reuen ließ; da nach ihrer Ansicht Lucy diejenige war, der vor allen Andern das schnöde Betragen Ralph's mitgetheilt werden mußte.

„Hätten Sie je gedacht", rief sie gleich bei ihrem Eintritt, dunkelroth vor Zorn und noch ganz außer Athem, „daß Ihr sauberer Herr Bräutigam so schamlos sein könnte, mir Dinge zu sagen, wie sie wohl noch keiner Dame in's Gesicht gesagt wurden? Vor einer halben Stunde begegnete er mir in der Nähe seines Magazins, wohin ich von meiner Miß geschickt worden war, um ihre Rechnung zu verlangen, da stutzt er vertraulich an mich an, weil ich ihn außerdem zufällig übersehen hätte, und nun insultirte er mich in einer Weise, die zu empörend ist, um Ihnen Alles sagen zu können."

„Wie! ... wäre es möglich?" rief ihrerseits, ganz erstaunt, die junge Braut. „Ralph, der so bescheiden, so schüchtern, so verständig ist, sollte ..."

„Hat mich auf eine unerhörte Weise beleidigt", unterbrach Miß Mulberry das junge Mädchen, „ja mitten auf offener Straße, am hellsichten Tage hat er das gethan! O, er muß offenbar betrunken gewesen sein, denn solche Dinge sagt man einer Dame nur im Rausche oder wenn man den Verstand verloren hat."

„Aber Ralph und betrunken! Wo denken Sie hin, Miß Mulberry?" vertheidigte Lucy ihren Bräutigam. „Er, der nie etwas anderes trinkt, als leichten Thee! Und betrunken zu dieser Tageszeit! Um acht Uhr Morgens, wenn er Ihnen, wie Sie sagen, vor einer halben Stunde begegnete!"

Digitized by Google

„Dann muß er einfach den Verstand verloren haben und ein Narr geworden sein“, entgegnete die aufgebrachte Haushälterin der Miß High. „Ein Mensch, der seinen Kopf beisammen hat und der sich dessen, was er thut, bewußt ist, hätte mir so etwas nicht bieten können.“

„Aber was that er Ihnen denn? Was sagte er Ihnen?“

„Sie werden doch nicht glauben, daß ich Ihnen das wiederhole?“ rief Miß Mulberry mit Abscheu. „Sehen Sie nicht, daß mir die Schamröthe in's Gesicht steigt und daß ich vor Entrüstung glühe und zittere, wenn ich nur daran denke?“

„Sie erschrecken mich, Miß. Sollte Ralph wirklich?“

„Denken Sie von ihm, was Sie wollen, Miß Lucy“, entgegnete die vor Aufregung Bebende, „so viel steht fest, daß ich Herrn Ralph Fielding nicht weiter trauen würde, als ich ihn sehen könnte, wenn ich Miß Lucy Dreamer wäre. Mr. Ralph, der ordentliche, solide junge Mann, der nichts trinkt als Thee und schüchtern die Augen zu Boden schlägt, wenn er bei seiner Braut sitzt, hat es faustdick hinter den Ohren, darauf können Sie sich verlassen, Miß Lucy“, versicherte sie, indem sie sich erhob und das junge Mädchen ganz verstimmt allein ließ.

Der Gedanke, daß Ralph, ihr Bräutigam, ein so hübscher junger Mann wie er, einen so unbegreiflich schlechten Geschmack haben sollte, einer Person von dem Alter und der ganzen Erscheinung einer Miß Mulberry Dinge zu sagen, die dieser bei der bloßen Erinnerung daran die Schamröthe in's Gesicht trieben, wollte der verständigen Lucy nicht eingehen. „Wenn etwas daran ist“, murmelte sie, „so muß Ralph wahrhaftig nicht recht bei Trost gewesen sein. Nun, wir werden ja sehen, was er zu seiner Vertheidigung zu sagen haben wird.“

Im Uebrigen verfehlten die in sittlicher Entrüstung gemachten halben Andeutungen und kunstgerecht combinirten Mittheilungen, womit Mulberry außer der Braut Ralph's noch eine Menge anderer Personen überraschte und die von Mund zu Mund getragen und mit erweiternden Zusätzen einige Dutzend Mal nacherzählt wurden, ihre Wirkung nicht, denn das ganze Stadtviertel, in welchem die Familie Fielding sehr bekannt war, glaubte jetzt steif und fest daran, daß der arme Ralph den Verstand verloren haben mußte — ein Unglück, welches man eben so sehr um seiner selbst, als um seiner braven Pflegeeltern willen allgemein bedauerte.

(Fortsetzung folgt.)

## Die neueste Schrift über Kaspar Hauser.

(Fortsetzung.)

Sailer machte nun doch Zusage an den Major. Er betrog diesen wie seine Genossen. Die französische Polizei aber, der die beständigen badischen Reclamationen wegen der K. Hauser-Broschüren lästig wurden, ließ den Sailer verhaften und an die badische Polizei in Kehl abliefern, von wo er nach Kork gebracht, jedoch auf ein Schreiben der Gräfin Langenstein (Quasi-Gemahlin des vormaligen Großherzogs Ludwig) und einen besonderen Courier von Hennenhofer in Freiheit gesetzt wurde.

Diese Angaben, wenngleich mehr oder minder durch eine Masse von Umständen erhärtet, ermangelten immerhin einer authentischen Beglaubigung. Unerwartet sollte auch eine solche erlangt werden.

Ein preußischer Spion, ein Student, Namens Ludwig Lessing, war in der Nacht vom 3. zum 4. Novbr. 1835 in der Nähe von Zürich, ohne Zweifel von einigen der durch ihn Verrathenen, erdolcht worden. Die von der fremden Diplomatie auf's Aeußerste bedrängte Züricher Polizei ließ, selbst auf schwache Indicien hin, Verhaftungen vornehmen, u. a. die des oben genannten Sailer, der sich aus dem Elsaß nach der Schweiz begeben hatte. Man fand bei diesem zwar nicht das Geringste bezüglich der Ermordung Lessing's, dagegen zu nicht geringer Ueberraschung eine ausgedehnte Sammlung von Briefen aus der Feder Hennenhofer's, — nicht weniger als 16 aus einem Zeitraum von wenig mehr als einem Jahre. (Dieselben sind abgedruckt in der Schrift: „Actenmäßige Darstellung der über die Ermordung des Studenten Ludw. Lessing aus Freienwalde in Preußen bei dem Criminalgerichte des Kantons Zürich geführten Untersuchung, von Dr. Joseph Schauberg, Zürich 1837, bei Schultheß.“ Auszüge daraus finden sich in der Schrift: „Kaspar Hauser, von F. K. Broch, Zürich 1859, bei Meyer und Zeller.“)

Alle Ausdrücke in diesen Briefen an Sailer sind mit augenscheinlicher Scheu gewählt. Gleichwohl ergibt sich daraus zur Evidenz, daß es sich nicht sowohl um neue Spionage handelte, als vielmehr, daß sich Hennenhofer vor neuen Broschüren über die „Vergangenheit“ fürchtete. Darum unterstützte er diesen Menschen, welcher thatsächlich mitgewirkt hatte, ihn so schwer anzugreifen, fortwährend mit Geld; ja man kann sagen, er ließ sich solches unausgesetzt von ihm erpressen. Der Major verwendete sich ferner für Sailer nicht blos in Baden, sondern überdies in dessen Heimathland Württemberg, wo derselbe wegen politischer Umtriebe verfolgt worden war. Es ergibt sich weiter aus diesen Briefen Hennenhofer's, daß derselbe einmal (im Elsaß) „in einer Hütte“ eine geheime Zusammenkunft mit Sailer gehabt; sodann, daß, als der Letztgenannte wegen Verbreitung der erwähnten Druckschriften in Kehl verhaftet worden war, Hennenhofer seine Freilassung ohne Proceß erwirkte.

Angesichts solcher Thatsachen wird wohl kaum irgend Jemand der moralischen Ueberzeugung sich entschlagen können, daß die Hauser'sche Geschichte etwas anderes als Erdichtung war, und daß Hennenhofer in dieselbe verflochten sein mußte.

Hennenhofer soll, wie in verschiedenen dem Verfasser vorliegenden Privatbriefen behauptet wird, in seinen späteren Jahren von Gewissensbissen gepeinigt gewesen, und zu Aeußerungen gekommen sein, die man einem offenen Geständniß nahezu gleich geachtet habe.

Digitized by Google

Von mehreren Seiten wird übereinstimmend versichert, daß er Memoiren verfaßt habe, welche in späterer Zeit veröffentlicht werden und ihn rechtfertigen sollten; er zeigte dieselben wohl, wenn auch nur äußerlich, — vielleicht aus Besorgniß, man könnte sie nach seinem Tode spurlos verschwinden machen. — Nach dem Ableben des Großherzogs Ludwig aus jeder öffentlichen Stellung verdrängt, lebte Hennenhofer noch etwa 20 Jahre lang. Ein uns vorliegender Brief besagt nun: „Kaum war Hennenhofer verschieden (1. Jan. 1850 zu Freiburg i. Br.) so erschien Hofmarschall v. Röder und nahm seine sämmtlichen Privatschreiben, also auch die Memoiren, auf die man gespannt war, in Beschlag und lieferte sie nach Karlsruhe, es machte dieses Ereignis ein so großes Aufsehen, als der Tod selbst."

In einem andern Privatbriefe heißt es: „Die in rothes Schafleder eingebundenen Memoiren wurden durch Hofmarschall Frhrn. Ferdinand v. Röder und dem damaligen Stadtdirector, Kammerherrn Frhrn. Mariano v. Uria-Sarachaga mit Beschlag belegt und sind nach Karlsruhe gewandert, — Angeschickts des Bezirksbeamten, Stadtdirectors —".

Anderweitigen verlässigen Nachrichten zufolge begnügte man sich nicht damit, sondern verlangte auch von Solchen, mit denen Hennenhofer früher in privatem Verkehre gestanden, die Auslieferung seiner Correspondenz. Wir haben Grund anzunehmen, daß u. a. Frhr. v. Blittersdorf, der etwa zehn Jahre lang mit Hennenhofer in beinahe täglichem Briefwechsel gewesen, aufgefordert und veranlaßt ward, alle diese Schreiben des Majors auszuliefern.

Einer weiteren Privatmittheilung entnehmen wir die Notiz, daß, nachdem die badische Regierung — sofort nach Hennenhofer's Tode — die Beschlagnahme seiner hinterlassenen Papiere verfügt hatte, — sie hinterher mit den Erben des Todten, denen natürlich das Anrecht auf die Scripturen zustand, wegen deren käuflichen Erwerbung zu unterhandeln begann. „Eingeschüchtert" (so wird behauptet), hätten sich diese Betheiligten mit einer Summe von 20,000 fl. abfinden lassen. — Ist, die Richtigkeit dieser Angabe vorausgesetzt, dieses Geld wohl aus der badischen Staatscasse bezahlt worden, und bekam der Landtag Kenntniß von der Ausgabe? Oder sollte die Civilliste großmüthig die Deckung übernommen haben?

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

**Paris**, 23. April. Seit gestern ist das Quartier Latin in großer Erregung. Gegen drei Uhr Nachmittags erschien nämlich plötzlich an einem Fenster des sechsten Stockwerks des Hauses Nr. 14 der Rue des Ecoles eine Frau, die um Hilfe rief. Einige Polizeidiener und zwei Feuerwehrmänner eilten sofort hinauf und sprengten die Thür der Wohnung, aus der die Hilferufe kamen. In derselben fanden sie eine junge, hübsche Frau von ungefähr 22 Jahren, die in der Brust und Hüfte mehrere Degenstiche erhalten hatte. Die Frau wurde sofort nach dem Hospital du Pitié gebracht. Man erfuhr dann theils durch sie selbst, theils durch den Concierge folgende Einzelheiten. Die Frau war die Gemahlin des Herrn Dubour. Erst seit einigen Jahren mit demselben verheirathet — sie hat ein Kind von 18 Monaten —, hatte sie vor ihrer Verheirathung mit Zustimmung ihrer Eltern ein Verhältniß mit Herrn v. Précorbain. Die Heirath kam wegen Familien-Interessen nicht zu Stande, und man verheirathete die gewesene Braut mit dem Herrn Dubour, der sich — die Familien wohnten in der Provinz — später nach Paris begab. Einige Zeit nach ihrer Ankunft begegnete die junge Frau ihrem ersten Bräutigam. Ihre alte Liebe erwachte und beide trafen sich bei einem Freunde des Ex-Bräutigams, der wie auch dieser in einer Assecuranz-Gesellschaft angestellt war. Dubour, der die Untreue seiner Frau erfahren und sich die Adresse, wo sie ihre Rendezvous hatten, verschafft hatte, fuhr gestern gegen drei Uhr vor dem Hause Nr. 14 vor. Nachdem er einige Worte mit dem Concierge gewechselt, eilte er in den sechsten Stock hinauf. Die Thür war verschlossen. Dubour klopfte und seine Frau fragte, wer da sei. Sie erkannte seine Stimme. Sie öffnete. Als er in's Zimmer trat, war nur seine Frau anwesend. Ihr Geliebter hatte sich über die Dächer geflüchtet. Als aber ihr Mann sah, in welchem Zustande sie sich befand, erwachte seine ganze Wuth. Er zog seinen Stock gegen sich und stieß wie ein Tiger auf sie ein. Dubour schloß alsdann die Thür und stieg nun die Treppe hinab, und beim Vorbeigehen sagte er dem Concierge: „Ich habe meine Frau getödtet und ich gehe nach der Kirche, um einen Priester zu holen." Der Concierge hielt ihn für wahnsinnig. Das Abends stellte sich Dubour als Gefangener. Die Frau, die man, wie gesagt, nach dem Hospital gebracht, weigert sich, den Namen ihres Geliebten zu nennen. Man erfuhr ihn erst durch den Freund desselben, Leon Dutertre. Im Spital angekommen, verlangte sie einen Priester und beichtete. Dann schrieb sie an ihren Mann. Gestern verzweifelten die Aerzte, Frau Dubour am Leben zu erhalten. Heute um 5 Uhr hatte sich aber ihr Zustand nicht verschlimmert, und man glaubt, daß es möglich ist, sie zu retten. Ihre Mutter ist bei ihr. Sie erbielt sieben Stiche, einen in den Hals, der am gefährlichsten ist. Sie kann jedoch sprechen. Sie war es, die ihren Geliebten veranlaßte, sich über die Dächer zu retten. Herr v. Précorbain gehört einer guten, aber armen Familie an. Seine Armuth war schuld, daß die Heirath zwischen ihm und seiner Braut gebrochen wurde.

**Verfälschung des chinesischen Thee's.** Wie der englische Consul Medhurst in Shanghai erzählt, wird die Zubereitung von Weidenblättern, die unter den Thee gemischt werden, von den Chinesen in den Dörfern auf der Hong-kew-Seite in Shanghai direct ganz offen betrieben und ist ein Geschäft von ziemlicher Bedeutung geworden. Die Ufer der zahlreichen Buchten sind mit Weiden bewachsen, deren junge Blätter im April und Mai gesammelt werden. Man schüttet sie dann in Haufen auf den Dreschtennen der Gehöfte auf und läßt sie unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen einen leichten Gährungsprozeß durchmachen. Dann werden sie, ähnlich wie echte Theeblätter, nach ihrer Größe sortirt und in gewöhnlichen Thee-Oefen geröstet. Das Ansehen ist nachher dem der echten Theeblätter nicht unähnlich. Man bringt diese Blätter so nach Shanghai, wo man sie im Verhältnisse von 10 bis 20 Procent dem echten Thee beimengt. Die ärmeren Classen von Shanghai haben schon seit geraumer Zeit solche gerösteten Weidenblätter statt des für sie zu kostbaren Thee's consumirt: seit etwa 10 Jahren aber mischt man sie auch unter den in Handel kommenden Thee und es hat diese Verfälschung des Thee's von Jahr zu Jahr größere Dimensionen angenommen. Medhurst schätzt den Verbrauch von Weidenblättern für diesen Zweck im letzten Jahre auf etwa 3000 Piculs oder 400,000 Pfd. Nachtheilige Folgen soll allerdings die Abkochung der Weidenblätter nicht haben, jedenfalls aber erscheint es wünschenswerth, diese Vermengung des Thee's mit Weidenblättern unter die Controle der Behörden zu stellen, damit so gefälschter Thee nicht als echter in den Handel kommt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

**Nro. 52.** Speyer, Dienstag, den 30. April **1872.**


## Nur einen Tag Wahrheit.

Nach dem Englischen frei bearbeitet von H. v. Feltheim.

(Fortsetzung.)

IV.

„Mr. Ralph", sprach Mr. George Blanc, der jüngere der beiden Brüder, die dem Geschäft vorstanden, zu seinem Commis, als derselbe eingetreten war, „ich möchte Sie um eine Gefälligkeit ersuchen. Miß Higb schickte ihre Haushälterin, die alte Mulberry, und ließ ihre Rechnung verlangen. Wie Sie wissen, ist dieselbe bereits geschrieben, ich wollte sie aber der Mulberry nicht mitgeben, weil dies unhöflich gewesen wäre. Nun möchte ich Sie bitten, lieber Ralph, sie hinzutragen, obwohl ich Ihnen dies in Ihrer Stellung als unser erster Commis nicht zumuthen sollte. Allein gegen eine Dame, wie Miß Ellen Higb, die so viel bei uns kauft, kann man nicht artig genug sein und deßhalb wäre es mir lieb, wenn Sie ihr die Rechnung brächten. Was sagen Sie dazu, Ralph? Wollen Sie es thun?"

„O gewiß, mit tausend Freuden", rief Ralph, ganz glücklich, endlich einmal eine Antwort geben zu können, bei der die Aufrichtigkeit mit der Höflichkeit in Einklang stand. Er empfing die Rechnung aus den Händen seines Prinzipals und steckte sie in seine Rocktasche.

„Ich dachte mir's gleich", sagte Mr. George lächelnd, „denn ich habe längst bemerkt, daß vorzugsweise Sie es sind, an den Miß Higb sich immer wendet, wenn sie zu uns kommt, und trifft es sich einmal, daß ein Anderer sie bedienen muß, weil Sie eben nicht da oder verhindert sind, so verläßt sie gewöhnlich wieder das Magazin, ohne etwas gekauft zu haben. Ha, ha, junger Mann, da sieht man, was Sie bei ihr gelten."

„Wir kennen uns von Kindheit auf", erwiderte Ralph, „und ich glaube in der That, daß sie mir ein großes Wohlwollen bewahrt hat."

Eine Dame, die in diesem Augenblicke eintrat und Ralph in Anspruch nahm, machte dem Gespräche ein Ende.

„Sind Sie auch gewiß, daß diese Stoffe die Farbe halten?" fragte ihn dieselbe, indem sie auf einen Stoff bunter Cattune deutete.

„Ich bin vom Gegentheil überzeugt", erwiderte Ralph, der sich eben noch im rechten Augenblicke besonnen hatte, daß er nur die Wahrheit sagen dürfe.

„Dann sollten sie aber nicht für echtfarbig ausgegeben werden, wie es auf diesem Zettel zu lesen ist", entgegnete die Dame.

„Das ist richtig", gestand Ralph zu, indem er scheu nach seinem Prinzipal hinüberschielte, der ganz in der Nähe stand.

„Wie", rief Mr. George in größter Verlegenheit, „sind denn diese Stoffe noch immer da? Wie kommt dies? Ich befahl doch schon vorgestern, sie zu entfernen! Es ist ein Versehen, eine Nachlässigkeit meiner Leute, Madame, wofür ich sie bestrafen werde. Wir wurden mit diesen Stoffen selbst angeführt, und hätten meine Leute gethan, was ich befahl, so wären sie nicht mehr im Laden. Aber wir werden Ihnen andere zeigen, ich bitte nur, diese Ungeschicklichkeit zu entschuldigen."

„Bitte, bemühen Sie sich nicht", erwiderte die Dame, „ich werde mich anderwärts umsehen." Und mit einem kurzen Knixe, der deutlich erkennen ließ, mit welcher Meinung von dem Geschäfte der Gebrüder Blanc sie von dannen ging, verließ sie den Laden.

„Aber was ist Ihnen um des Himmelswillen eingefallen?" rief Mr. George in verändertem Tone. „Was brauchen Sie zu sagen, daß diese Stoffe nicht echt sind?"

„Sie sind es eben nicht", erwiderte Ralph, „und leider fragte die Dame."

Mr. George sah seinen Commis mit dem Ausdrucke höchsten Erstaunens an, wurde aber durch den Eintritt einer andern Dame gehindert, sich über diesen unerhörten Vorfall in eine weitere Erörterung einzulassen.

„Wollen Sie mir von dem rothen Flanell zeigen, wie er am Fenster liegt — einen Schilling die Elle."

Ralph bediente die Dame und verrichtete im Stillen ein kurzes Stoßgebet, daß sie nicht weiter nach der Qualität der Waare fragen möchte, allein es half ihn nichts.

„Und der soll ganz Wolle sein?" sagte die Dame, indem sie den Flanell betrachtete.

„Er soll es sein", erwiderte Ralph.

Digitized by Google

„Und ist es eben nicht?“

„Nein, es ist Baumwolle darunter.“

„Aber warum geben Sie ihn für reine Wolle aus, wenn er es nicht ist? Uebrigens ist er trotzdem nicht theuer, wenn er nicht etwa recht eingeht. Was glauben Sie?“

„Leider thut er das“, stotterte Ralph, der vor den wüthenden Blicken, die ihm Mr. George zuwarf, in wahrer Todesangst die Augen schloß.

„Es ist wenigstens recht ehrlich von Ihnen, daß Sie mir's sagen“, entgegnete die Dame, indem sie Ralph den Rücken kehrte und das Magazin verließ.

Mr. George zitterte vor Wuth; sein Gesicht war rother als der fragliche Flanell und nur mit Mühe widerstand er der Versuchung, seinen verrätherischen Commis zu erwürgen.

Zum wahren Entsetzen des armen Ralph, traten in diesem Augenblicke zwei Damen ein, die sich an ihn mit der Frage wandten, ob das Seidenzeug in der Auslage wirklich französisches Fabricat sei, wie darauf stehe.

Ralph kämpfte einen Augenblick mit sich selbst. Er war nahe daran, die Frage der beiden Damen zu bejahen, aber dann hätte er gelogen und sich vor Bill Nurser blamirt. Das durfte, das wollte er nicht und entschlossen, lieber Alles über sich ergehen zu lassen, als seiner Verpflichtung untreu zu werden, gestand er, wenn auch zögernd und mit unsichererer Stimme, daß der Stoff englische Seide sei.

„Aber aus welchem Grunde markiren Sie ihn als Lyoner?“ fragten die Damen, in hohem Grade überrascht.

„Um ihn theuerer zu verkaufen und weil die Nachfrage nach französischer Seide stärker ist, erwiderte Ralph trotz des drohenden Blickes, den sein Prinzipal auf ihn warf.

Für Mr. George war aber diese Antwort denn doch zu stark. Nicht mehr im Stande, länger an sich zu halten, stürzte er ohne Rücksicht auf die Anwesenheit der beiden Damen gegen den Ladentisch vor und wäre dieser nicht zwischen ihm und Ralph gewesen, so hätte es unfehlbar zu einem Handgemenge kommen müssen.

„Hören Sie nicht auf ihn, meine Damen!“ rief er. „Der Mensch muß den Verstand verloren haben! Es ist in kaum zehn Minuten nun der dritte Fall, daß er in so unerhörter Weise zum Nachtheile unserer Firma spricht! Glauben Sie ihm nicht, meine Damen; seine Behauptungen sind falsch, er verleumdet uns, er hat es darauf abgesehen, uns zu ruiniren. Er ist ein Nichtswürdiger, ein Undankbarer, er lügt ...“

„Mr. Blanc“, entgegnete Ralph, „ich lüge nie und gerade heute weniger denn je. Sie wissen am besten, daß es sich mit dem Seidenzeuge genau so verhält, wie ich den Damen sagt.“

„Schweigen Sie, Unglücklicher! Sie müssen toll geworden sein, sonst könnten Sie so nicht reden“, rief Mr. Blanc. „Weiß der Teufel, was plötzlich mit Ihnen vorgegangen ist! ... Meine Damen, meine Damen, bleiben Sie, ich bitte! Ich werde Sie selbst bedienen und Sie, Mr. Fielding können sich als entlassen betrachten: Meine Damen, Sie befehlen? ...

„Nichts mehr bei Ihnen“, erwiderten diese, indem sie sehr indignirt das Magazin verließen.

Wir müssen es unsern Lesern überlassen, sich die Scene vorzustellen, zu der es im Magazin der Gebrüder Blanc kam, nachdem die beiden Damen fort waren, denn es sträubt sich unsere Feder, jene Fluth von Verwünschungen, Flüchen und Vorwürfen zu wiederholen, die über Ralph von Seiten seiner beiden Prinzipale hereinbrach, da Mr. James, der ältere Bruder, nun auch dazu kam.

„Sie sind also definitiv ein Narr geworden?“ rief der Letztere, nachdem er von seinem Bruder die näheren Details des Vorgefallenen erfahren hatte. „Wenn Ihr Verstand noch in Ordnung wäre, würden Sie uns unmöglich einen so schändlichen, in seinen Folgen ganz unberechenbaren Streich gespielt haben.“

„O, was die Folgen anbelangt, so lassen sich diese voraussehen“, jammerte Mr. George. „Es werden heute Abend alle Zeitungen davon sprechen; ganz London wird es erfahren und Niemand wird mehr bei uns einkaufen! ... Aber was macht er noch hier, der Unglücksmensch! Warum steht er noch da? Und im Chor riefen sämmtliche Lehrlinge und sogar der Ausläufer, der sich in höchst verdächtiger Absicht die Aermel seiner Jacke hinaufstülpte: „Hinaus mit dem Tollhäusler! ... Hinaus mit ihm! ...“

Mr. James gebot Ruhe, denn der Tumult war so groß, daß er auf die Straße hinaus gehört werden mußte.

„Sie haben sich in einer Weise gegen uns vergessen“, sagte er dann zu Ralph, indem er seine Stimme zu mäßigen suchte, „in einer Weise, wie es wohl noch nie vorgekommen sein wird, so lange es Prinzipale und Commis gibt. Können Sie uns vielleicht angeben, was Sie zu einer so schmählichen Verrätherei bewog? ...“

„Ich wurde gefragt und mußte antworten“, erwiderte Ralph. „Da ich nicht lügen wollte, sagte ich die Wahrheit, wenn diese Ihnen aber Nachtheile bringt, so ist dies nicht meine Schuld.“

„Die Wahrheit ... die Wahrheit!“ rief Mr. George ganz außer sich, „Sie wollen also damit sagen, daß wir wirklich schlechte Waare für gute verkaufen?“

„Daß es nicht anders ist, wissen Sie am Besten“, entgegnete Ralph.

„Das ist zu stark! James, ich für meinen Theil erkläre, daß Mr. Fielding nicht eine Minute länger hier bleiben darf“, rief Mr. George.

„Und da ich Dir vollkommen beistimme, lieber Bruder“, erwiderte der Aeltere, „so ersuche ich Herrn Ralph Fielding, sofort unser Magazin zu verlassen, um es nie wieder zu betreten.“

Ralph wußte zu seiner Vertheidigung nichts zu sagen, auch wäre jeder Versuch, zu Wort zu kommen, umsonst gewesen, denn das Geschrei „Hinaus, hinaus!“ ertönte wieder so allgemein, daß er die Unmöglichkeit,

Digitized by Google

sich Gehör zu verschaffen, einsah. Er that daher, was ihm geheißen wurde, nahm seinen Hut und verließ verwirrt, beschämt und mit dem drückenden Bewußtsein, daß er diese schimpfliche Behandlung nur sich selbst zu danken habe, das Magazin.

„Das geht ja ganz charmant", sagte er in bitterer Ironie zu sich selbst, als er sich auf dem Trottoir der Straße befand. „Kaum sind es zwei Stunden, daß ich die Wahrheit zu sagen begann, und schon bin ich von meinem Onkel enterbt, von Miß Mulberry tödtlich gehaßt und von meinen Prinzipalen schmachvoll davon gejagt. Sie alle schwören, daß ich den Verstand verloren haben müsse und wenn es so fort geht, glaube ich selbst, daß ich nicht einmal acht Tage brauche, um nach Bedlam zu kommen. Und Lucy, meine Braut? Wird auch sie mich von sich stoßen, wenn ich das Unglück haben sollte, ihr eine oder die andere Wahrheit sagen zu müssen, die ihr nicht schmeichelhaft wäre? Wir wollen sehen!" murmelte er. — Zwanzig Minuten später war er bei ihr.

(Fortsetzung folgt.)

## Die neueste Schrift über Kaspar Hauser.

(Fortsetzung.)

Diese Notizen über das Verhalten badischer Behörden und hochgestellter Beamten voraussgesendet, kommen wir schließlich zu der Mittheilung, welche Dr. Meyer wenigstens in einer Anmerkung aus den Acten auszog. Wir lassen dieselbe wörtlich folgen.

„An den Director des Kreis- und Stadtgerichtes Ansbach von Kolhagen gelangte am 15. Januar 1834 ein anonymer Brief. Der Inhalt desselben lautete: „Herr Director! K. Hauser ist ein badischer Prinz; hierüber kann und wird der badische Minister Hacke zu Bamberg bei Anstrengung nähere Auskunft geben. Zur sichern Nachricht. N." Diesem Brief folgte ein weiterer des Inhalts: „Nachtrag. — Auch General Tettenborn in Wien (sollte heißen Tettenborn) kann über C. H. als badischen Fürstensohn Auskunft geben." — Beide Briefe befinden sich nicht in den Originalen bei den Acten. Sie werden in einem Berichte des Kreis- und Stadtgerichts Ansbach an das Appellationsgericht vom 15. Januar 1834 angeführt. Der Bericht äußert sich über die aus Anlaß dieser Briefe getroffenen, beziehungsweise zu treffenden Maßnahmen, wie folgt: „Da die Briefe, welche unfrankirt sind und daher in den Postschalter geworfen sein werden, keinen Anhaltspunkt zur Erforschung des Anzeigers geben, so wurde beschlossen, Herrn Minister Hacke zu Bamberg durch das kgl. Kreis- und Stadtgericht dortselbst lediglich im Allgemeinen als Informationszeugen unbeeidigt darüber vernehmen zu lassen, ob demselben etwas bekannt sei, was über H's. Abstammung, Geburt oder frühere Schicksale einigen Aufschluß zu ertheilen geeignet wäre, da es vorkommt, er vermöge hierüber einen Aufschluß zu ertheilen. Eben darüber sollte nun auch nach unserer Ansicht Herr General Tettenborn von der competenten k. k. österreichischen Behörde vernommen werden, mit welcher wir jedoch nicht in unmittelbare Correspondenz treten zu können glauben, daher wir die Bitte stellen, die Vernehmung des Herrn General Tettenborn über den angeregten Umstand, bei der geeigneten Stelle veranlassen zu wollen."

Bezüglich des Generals Tettenborn bemerkte hierauf das Staatsministerium der Justiz mittelst Rescriptes vom 23. Januar 1834, daß der General Tettenborn in Wien, als badischer Gesandter das Recht der Exterritorialität genieße, sohin die k. k. österr. Gerichtsstellen zu seiner Vernehmung nicht zuständig seien. Die großherzoglich bad. Staatsregierung um Bewirkung dieser Vernehmung anzugehen, sei schon dem Inhalte der Anzeige nach nicht thunlich, und erscheine auch bei den Mängeln, welche die in Frage anonyme Denunciation an sich trage, nach Art. 63 Thl. II. des Str.-Ges.-Buchs ein solches Ansinnen an die genannte Staatsregierung überdies als formell unzulässig.

Anlangend den großherzoglich badischen Staatsminister Frhr. v. Hacke, so domicilirte derselbe damals zu Steinbach, bayer. Landgerichts Karlsstadt. Dieses Gericht wurde um Vernehmung des Genannten requirirt. Das bezügliche Protokoll d. d. Steinbach, 16. Februar lautet: „Frage: Wie heißen Euer Excellenz mit Vor- und Zuname? Antwort: Ich lasse mich hier durchaus auf keine Beantwortung einer General- oder Specialfrage ein, bis ich den Veranlaß meiner Befragung weiß. Frage: Es liegt amtlich vor, daß Eure Excellenz über die Abstammung und Geburt Kaspar Hauser's Auskunft zu geben im Stande seien, wollen Sie daher dasjenige, was über H's. Geburt und frühere Schicksale Aufschluß zu geben geeignet und Ihnen bekannt ist, umständlich und bestimmt angeben. Antwort: Ich erkläre hierauf, daß eine amtliche Anzeige vorliegen müsse und ich daher, wo nach mit zugegangenen Notizen diese Anzeige eine anonyme ist, gar keine Erklärung abgeben, sondern vorderhand auf Thl. II. Tit. 2. Cap. I. Art. 62 des bayer. St.-G.-B. mich beziehe, worin ausdrücklich verordnet ist: „jede Anzeige, sie geschehe schriftlich oder mündlich, muß überdies den Namen, Stand und Wohnort des Anzeigers, sowie das Datum unter welchem sie geschehen, enthalten." Da nun ferner der folgende Artikel besagt, daß eine mit den vorbemerkten Eigenschaften nicht versehene oder von einem völlig Unbekannten herrührende Anzeige ohne Wirkung sei, so muß ich vorderhand entweder um Mittheilung der amtlichen Anzeige bitten, oder dahin antragen, eine anonyme gar nicht zu würdigen. Hierbei kann ich aber schließlich nicht unbemerkt lassen, daß, nachdem ich während meines ganzen Lebens in dem Rufe eines Mannes von Ehre gestanden bin und solchen in vollem Umfange verdient zu haben glaube, es für mich sehr kränkend ist, in den Verdacht der Mitwissenschaft eines Verbrechens zu kommen."

Die Commission machte am Schlusse des Protokolls die Bemerkung: „Da dem requirirten Landgerichte nicht zusteht, weiteren Vorhalt zu machen, so

wurde der Act geschlossen." Dem Protokoll ist folgende, von der Commission unterschriebene Note d. d. Karlsstadt, 17. Februar 1834 beigefügt: „In der Untersuchung wegen Tödtung des K. Hauser bemerkt die obengenannte Gerichts-Commission zu dem Protokolle vom gestrigen noch Folgendes: Als die Commission bei ihrer Ankunft dem großherzogl. badischen Minister Freiherrn von Hacke den Zweck ihres Erscheinens allgemein dahin notificirte, daß dessen Vernehmung in einer Untersuchung beabsichtigt werde, so äußerte derselbe, daß er schon früher Nachricht erhalten habe, daß er wegen des K. Hauser werde vernommen werden. Als man die Generalfragen stellte, fragte er, ob er nicht beeidigt werde. Da der Amtsvorstand erwiderte, die Beeidigung sei dermalen noch nicht nothwendig, weil die Vernehmung nur zur Information geschehe, so war Freiherr von Hacke schon sehr aufgeregt und äußerte sich in dem Sinne, die Nichtbeeidigung spreche schon den Verdacht einer Mitschuld aus. Obwohl man ihn dann aufmerksam machte, daß nach den gesetzlichen Bestimmungen die Generalfragen jedenfalls beantwortet werden müßten und daß durch die §§ 62 und 63 des 2. Th. des St.-G.-B. zeugenschaftliche Vernehmungen in keinem Fall ausgeschlossen seien und ein Zeuge sich deßhalb der Obliegenheit zur Antwortsertheilung nicht entziehen könne, so beharrte er doch auf seiner Verweigerung. Bemerkt wird, daß Freiherr v. Hacke die §§ 62 und 63 des St.-G.-B. abschriftlich bei sich hatte. Frhr. v. Hacke dictirte die Antworten in dem Vernehmungsprotokoll selbst; nachdem aber dieses geschlossen und unterzeichnet war, äußerte derselbe, als die Gerichtscommission sich eben wieder entfernte, daß er bei einem wiederholten Ansinnen seine Vernehmung in der Untersuchung wegen Hauser verweigern und beschwerend sich an die großherzoglich badische Gesandtschaft zu München wenden werde, um so mehr, da nach den ihm zugekommenen Notizen ein anonymer Brief seine Vernehmung veranlaßt habe und das Gerücht gehen sollte, als sei K. Hauser ein Sprößling einer großherzoglich badischen Prinzessin gewesen; er glaube, daß der anonyme Brief von dem Bibliothekar Jäck zu Bamberg sein möchte. Da, wie bemerkt, das Vernehmungs-Protokoll geschlossen war und Frhr. v. Hacke sich in nichts Weiteres einlassen zu wollen erklärt hatte, so bringt man dieses anmit zu den Acten."

Obige Remonstration des Staatsministers Frhr. v. Hacke wurde von dem Untersuchungsgerichte zu Ansbach mit dem Beschlusse vom 22. Februar 1834 für unbegründet erklärt, weil Zeuge nichts angeführt habe, was ihn gesetzlich von der Zeugschaftsleistung befreien könne. Die Ansicht wurde dem Appellgerichte unterm 21. März 1834 gebilligt, und das Landgericht Karlsstadt angewiesen, der Requisition unverzüglich zu entsprechen. Ehe diese neuerliche Vernehmung stattfinden konnte, starb Frhr. v. Hacke. Auf sein Ableben beziehen sich folgende Actenstücke:

Schreiben des Vorstandes des Landgerichtes Karlsstadt an das Kreis- und Stadtgericht Ansbach d. d. 21/24. April 1834: „Indem ich einen Bericht des Patrimonialgerichtes Steinbach mit einem unter den Papieren des verlebten großherzoglich badischen Staatsministers Frhr. v. Hacke vorgefundenen Blatte, welches sich auf den rubrizirten Gegenstand bezieht, mittheile, bemerke ich, daß diese berichtliche Anzeige durch die diesamtliche Signatur, wodurch genannter Minister von der Tagfahrtsbestimmung zur Vernehmung verständigt worden ist, veranlaßt worden zu sein scheint."

(Schluß folgt.)

## Miscellen.

*.* Ein Blüthenstrauß. Von Georg Küchle. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses 1872. Wer jetzt gern im Freien weilt und dem Sang der Nachtigall im grünen Laubdache lauscht, der mag wohl auch gern ein Büchlein mit sich führen, aus dem ihm als holdes Echo der Nachtigallenschlag des deutschen Liedes entgegentönt. Ein solches ist das oben genannte, dessen erste Strophe gleich also lautet:

Du bist die Philomele,
O Lied im schlichten Kleid,
Und singst aus voller Seele
Der Menschheit Lust und Leid.

Aber auch Blumen will ein sinniger Waller haben und die findet er in diesem „Blüthenstrauß," der aus Heidergsen, Immortellen und Lilien gewunden ist, in Fülle, glänzend von Farbe, würzig von Duft. — Bietet die erste Abtheilung liebe Bilder aus Wald und Feld, aus Haus und Familie, so malt uns die zweite die großartigen Scenen des glorreichen Krieges von 1870/71 in den bedeutendsten Momenten mit frischen und kräftigen Farben, während die dritte, hinausweisend über Welt und Zeit, uns die Hauptstufen christlichen Lebens und sein einstiges Ziel vor Augen führt. Allenthalben spricht sich sinnige Naturbetrachtung, warme patriotische Begeisterung, echt religiöse Empfindung aus. Der Verfasser, dem Publikum bereits durch seine poetischen Spenden in Zettel's „Edelweiß" bekannt, hat seine — sehr elegant ausgestattete — Gedichtesammlung dem ihm geistesverwandten Dichter Julius Sturm gewidmet — für Viele gewiß eine angenehme Einladung, das Büchlein näher kennen zu lernen. Als Probe sei ein kleines Lied aus den „Immortellen" mitgetheilt:

### Ostern 1871.

Schon ist der Wald im Sprossen;
Bald steht er grün und dicht,
Glänzt über ihm ergossen
Das goldne Maienlicht.
Dann neigen sich die Wipfel
Zusammen im Liebesdrang
Und hell aus jedem Gipfel
Schallt froher Vogelsang.

So treibt und sproßt und webet
Es frisch und frühlingshaft
In dir, mein Volk, und strebet
Zum Licht mit junger Kraft.
Wachst fest in treuem Lieben
Zusammen ihr Stämme alt,
Daß bald von allen Trieben
Ein Lied der Freude schallt!

S. St.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 54. Speyer, Samstag, den 4. Mai 1872.


Bei Eröffnung der Straßburger Universität wurde unter anderm folgendes

**Festlied der Straßburger Studenten**

gesungen:

Mel. Ich weiß nicht was soll es bedeuten.

Heut trennt unser minniglich Sehnen
Kein deutscher, kein gallischer Rhein,
Wir ziehen gleich Lohengrin's Schwänen
Mairöthlich in „Straßeburg“ ein;
Der Hochschulen jungfräulichste Schwester
Sei als bräutliches Ziel uns ersehn:
:,: Sie steht noch im ersten Semester,
Drum ist sie auch jung noch und schön. :,:

Wo Gottfried den Tristan gesungen,
Wo Erwin sein Münster erbaut,
Wo Gutenbergs Kunst sich erschwungen,
Da ist uns der Boden vertraut.
Was sonst noch zu Argentoratum
Einst Römer — und Andre gemacht,
:,: Dem sei als entschwundenem Fatum
Ein sühnend Glas Lethe gebracht! :,:

„Es kannt ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond,“
So würde Schöpflinus jetzt schreiben,
Der als Jubelgreis hier gewohnt;
Doch wenn unter pflegenden Händen
Die Wissenschaft stolz erst florirt,
:,: So wird durch die deutschen Studenten
Alsatia „neu illustrirt“. :,:

Was schaust Du noch trauernd nach Westen,
Elsässischer Landsmann und Freund?
Du zählst ja schon heut zu den Besten,
Die unsre Matrikel vereint.
Bedenk', was die Reben all' wollen
Von Wolfsheim hinauf bis nach Thann:
:,: Der Wein reift führwahr nicht zum Schmollen,
Der reift zum Schmolliren heran! :,:

Wir gründen ein kerngesund Wesen
Und scheiden erst, wenn uns als Trost
Das sämmtliche Moos der Vogesen
Die eigenen Häupter bemoost.
Stoßt an drum: Neustraßburg soll leben,
Soll wachsen und kraftvoll gedeih'n,
:,: Als Straße für geistfrisches Streben,
Als Burg der Weisheit am Rhein! :,:

**J. V. Scheffel** (April 1872).

## Nur einen Tag Wahrheit.

Nach dem Englischen frei bearbeitet von **H. v. Feltheim.**

(Fortsetzung.)

Ralph erzählte nun, was sich beim Frühstück zugetragen und daß ihm sein Onkel das Haus verboten und mit Enterbung gedroht habe. „Und dieß Alles“, endete er seine Mittheilung, „weil ich meinem Onkel und meiner Tante aufrichtig gestand, das ich über ihren Tod nicht untröstlich sein und mich über die Erbschaft freuen würde.“

„Wie!“ rief Lucy, die jetzt nicht mehr lachte, denn der Verlust eines Vermögens, auf welches sie durch ihren künftigen Gatten gerechnet hatte, war ihr kein Spaß mehr, „wie, das hast Du Deinem Onkel und Deiner Tante gesagt? Aber, wie um Gotteswillen, kommst Du dazu?“

„Sie fragten mich, was ich zu ihrem Tode sagen würde und meine Tante meinte, ich würde mich nie darüber trösten können, worauf ich ihnen mit der Wahrheit antwortete.“

„Aber das ist ja entsetzlich!“ rief Lucy sehr alterirt. „Einem Onkel und noch dazu einem so reichen Onkel solche Dinge zu sagen, ganz abgesehen davon, daß dieß an und für sich herzlos und roh ist . . . .“

„Ich habe ihnen gesagt, daß ich um sie trauern würde. Ist dieß nicht genug?“

„Nein, denn alte Leute begnügen sich damit nicht. Ich habe auch eine Tante, die ich zu beerben hoffe. Auch sie fragte mich schon, was ich dazu sagen werde, wenn sie einmal sterben muß. Da warf ich mich ihr an den Hals und unter heißen Thränen rief ich: „Sprechen Sie doch davon nicht, beste Tante, Sie brechen mir das Herz! Wenn ich Sie verlieren müßte, würde ich mir die Augen ausweinen, ich würde Sie nicht lange überleben.“

„Und Deine Tante glaubte Dir?“

„Bah, was glauben so alte, schwachköpfige Leute nicht Alles. Ja, sie glaubte mir und liebt mich nur um so mehr dafür und spart um so stärker, damit sie mir mehr hinterlassen kann.“

„Was Du mir da sagst, Lucy, mißfällt mir“,

Digitized by Google

erwiderte Ralph ernst. „Ich hätte nie geglaubt, daß um des Gewinnes willen Du so heucheln könntest.“

„Heuchelei nennst Du das, was nur Klugheit und Schonung ist. Und ich nenne es Brutalität, diejenigen so zu verletzen, die uns nur Liebes und Gutes erwiesen haben.“

„Was wirst Du erst sagen, wenn Du Alles weißt“, seufzte Ralph, „denn ich bin mit meinen Hiobsposten noch nicht zu Ende.“

„Noch nicht zu Ende?“ rief Lucy ganz erschrocken. „Aber rede, rede! Ich bin auf Alles gefaßt. Was könnte Einem auch von Dir noch wundern?“

Ralph erzählte ihr nun, was im Magazin vorgefallen war.

„Nun, das trifft ja Alles superb zusammen“, rief Lucy in großer Aufregung. „Vom Onkel enterbt, vom Prinzival davongejagt! Aber sage mir nur um's Himmelswillen, hat Dich denn Dein Verstand ganz verlassen?“

Ralph suchte sie zu beruhigen, indem er ihr berichten wollte, wie es zugegangen war, aber die erboßte Lucy ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Wenn ich auch zugeben will, daß Deinen Prinzipalen Recht geschieht, wenn man erfährt, was sie für Betrüger sind, so kam es doch Dir nicht zu, die Leute darüber aufzuklären. Du bist schon zu lange in ihrem Geschäfte und Dein Gewissen rührte sich nicht, warum geschah das nun gerade jetzt, wo wir heirathen wollen und Dir Deine fünfhundert Pfund Gehalt nöthiger sind als je? Was willst Du nun anfangen?“

„Vorläufig weiß ich es selbst nicht“, erwiderte Ralph etwas zaghaft.

„So viel ist wenigstens gewiß“, rief Lucy voll Erbitterung, „daß Du nicht so unsinnig hättest handeln können, wenn Du nur einen Augenblick an mich gedacht hättest.“

„Ich hätte also lieber lügen sollen, statt die Wahrheit zu sagen?“

„Mit Deiner ewigen Wahrheit!“ rief Lucy zornig mit dem Fuße stampfend.

„Warum bist Du auf einmal so erpicht darauf! Ich begreife es um so weniger, als ich überzeugt bin, daß Du bis zum heutigen Tag nicht aufrichtiger warst, als andere Leute und daß Du sogar mich selbst schon oft belogen hast“,

„Dich — Dich hätte ich je belogen?“ wollte Ralph entgegnen, er erinnerte sich aber, daß er sie oft „mein Engel —“ „mein Leben —“ „meine Seligkeit“ genannt hatte und Lucy war dies in Wahrheit nicht — er hatte ihr also in der That übertriebene Schmeicheleien gesagt, und so gestand er ihr jetzt, daß er sie wirklich zuweilen belogen habe.

„O wie prächtig“, rief Lucy außer sich. „Er macht mir zwei Jahre lang den Hof, versichert mich zwei Jahre einen Tag wie den anderen, daß er mich liebe, und gesteht mir jetzt, zwei Monate vor der Hochzeit, daß er mich anlog.

„Du mußt es nicht so nehmen“, erwiderte Lucy's Bräutigam. „Allerdings ist es eine Lüge, eine Uebertreibung, aber doch wohl eine verzeihliche gewesen, wenn ich Dich z. B. einen Engel nannte, der Du in Wirklichkeit nicht bist.“

„Ich danke verbindlichst für das Compliment“, rief Lucy mit einem zornigen Gelächter, „und wie es eine Uebertreibung war, wenn Sie mich Engel nannten, so war es wohl auch eine Uebertreibung, eine Lüge, wenn Sie mir sagten, daß es Ihr Tod wäre, wenn ich nicht einwilligen würde, Sie zu heirathen?“

„Aufrichtig gesagt, war auch dies übertrieben und folglich nicht wahr“, sagte Ralph mit Ruhe.

„Nun, dann will ich hoffen“, rief Lucy, „daß Mr. Fielding jetzt sogleich seinen Hut nehmen und sich entfernen wird.“

„Nein, liebe Lucy, ich gehe nicht, denn Du hast keinen Grund, mir zu zürnen und wirst Dich daher auch bald wieder mit mir aussöhnen“, erwiderte Ralph. „Wenn Du auch kein Engel bist und nicht mein Leben und nicht meine Seligkeit, so bist Du doch Diejenige, die ich liebe, und wenn es auch nicht mein Tod wäre, wenn Du meine Frau nicht würdest, so wäre mir's doch ein rechter Schmerz, der mir lange nachhängen würde. Ich glaube, liebe Lucy, Dir dies der Wahrheit gemäß versichern zu können, denn wäre es anders, und würde sich's durch die Erfahrung zeigen, daß mir Dein Verlust nicht nahe ginge, so hätte ich mein eigenes Herz nicht gekannt und mich in der wahren Beschaffenheit meiner Gefühle selbst getäuscht.“

„Und damit soll ich mich begnügen?“ rief Lucy, „Sie nehmen Ihre Ausdrücke „Engel“, „Seligkeit“ ꝛc. zurück und versichern mir im Tone eines Schulmeisters, daß Sie mich dennoch lieben und dafür soll ich nun recht dankbar sein und mich unendlich glücklich schätzen? O, Mr. Fielding, wenn Sie das von mir glauben, so irren Sie sich in mir. Aber dankbar, sehr dankbar bin ich Ihnen dafür, daß Sie sich mir noch im rechten Augenblicke, bevor es zu spät war, zeigen wie sie sind. Wollen Sie mir nun nicht auch noch, um vollkommen aufrichtig zu sein, das Geständniß ablegen, daß Sie eine Andere lieben?“

Ralph schwieg einen Augenblick, wie um sein Gewissen zu erforschen, dann sagte er etwas zögernd: „Nein, Lucy, es existirt keine Andere auf der Welt, die ich so liebe, wie Dich.“

„Die Du so liebst wie mich?“ wiederholte Lucy fragend. „Du legst auf dieses So einen Nachdruck, als ob Du damit sagen wolltest, „so wie Dich, liebe ich zwar keine Andere, aber anders.“ O, ich sehe klar, wie es ist! Eine Andere ist Ihr Leben, Ihre Seligkeit, Ihr Engel, aber es besteht wohl eine Schranke zwischen ihr und Ihnen — eben weil sie ein Engel ist, sehen Sie ein, daß sie nicht für sie geschaffen ist, und deßhalb begnügen Sie sich mit mir und lieben mich so, wie Sie eben mich und keine Andere lieben, d. h. mit jener prosaischen, nüchternen Anschauung mit der man diejenige ansieht, die man sich als

Digitized by Google

tige Hausfrau, als ehrsame Ehehälfte zum Strümpfestopfen und Kindergroßziehen ausgewählt hat."

(Fortsetzung folgt.)

## Der Ausbruch des Vesuvs.

Aus Neapel 27. April, kommt der „Frkf. Ztg." von einem Frankfurter folgender Brief zu: „In der Nacht vom 25. auf den 26. d. M. gegen ein Uhr hörte man von der Seite des Vesuvs bis nach Neapel herein ein dumpfes Rollen, ähnlich dem Donner fortwährender Kanonenschüsse. Gegen 6 Uhr des Morgens erdröhnte ein ungeheurer Schlag, dann drangen Dampf und Rauch aus verschiedenen Kratern des Vesuvs heraus, die in einer ungefähren Höhe von 3000 Metern in der Atmosphäre zu festgeballten Wolken sich entwickelten. Gegen Mittag nahm der Auswurf der Lava so entsetzlich zu, daß Tausende von Familien ihre Wohnungen am Fuße des Vesuvs im Stiche ließen und mit Hab und Gut nach Neapel flohen. Gegen 4 Uhr sprach man schon von 200—300 Todten und Verbrannten, die ihren Untergang durch die Ueberrumpelung der fließenden Lava fanden; auch sollen, wie uns gestern Abend die Zeitung „Piccola" berichtete, viele Fremde, die hier in den Hotels wohnten und in der Nacht vom 25. auf den 26. den Vesuv besteigen hatten, nicht wieder in die Hotels zurückgekehrt sein; Thatsache ist, daß mehrere Wagen auf dem Observatorium gesehen worden sind und daß viele Pferde auf dem Wege nach Portici verbrannt aufgefunden wurden. — Gegen 4 Uhr nahmen wir, ein mir befreundeter Schiffscapitän und ich einen Wagen, mit welchem wir bis nach Cercola vordringen konnten. Auf dem Hinwege begegneten uns Fuhrwerke aller Art, die mit ganzen Hauseinrichtungen bepackt unter dem Geschrei und Gewimmer der mitfahrenden Personen nach Neapel sich flüchteten. In Cercola ließen wir den Wagen warten und bestiegen eine benachbarte Anhöhe, von wo aus ein nicht zu beschreibendes Schreckensbild unseren Augen sich entfaltete. Der Donner des ausspeienden Vesuv war ein betäubender, die Lava, die den Berg herunterfloß, breitete sich von Secunde zu Secunde so aus, daß wir, um nicht von der Lava eingeschlossen zu werden nach Cercola zurückkehren mußten, von wo aus uns der Wagen nach Neapel brachte. Seit Menschengedenken soll eine solche Eruption nicht stattgefunden haben; die Lava hatte sich schon Abends 6 Uhr weit über die sichtbar gewesenen Spuren des Ausbruches von 1855 Bahn gebrochen. — Gegen 9 Uhr des Abends bot der Vesuv vom Quai St. Lucia und dem Corso Vittorio Emanuele aus ein erhabenes Bild; das Meer, durch den Widerschein der glühenden Lava rothgefärbt, und das fortwährende Rollen, das den Boden erzittern machte, boten dem inzwischen angesammelten Publikum ein nie dagewesenes Schauspiel. Heute wurde mir von competenter Seite mitgetheilt, daß der Ausbruch bedeutend an Stärke nachgelassen hätte und hoffen alle Einwohner Neapels, daß bis heute Abend die vulkanische Thätigkeit sich gänzlich gelegt haben werde."

Diese Hoffnung hat sich nun bekanntlich nicht erfüllt, indem die Ausbrüche an den beiden folgenden Tagen an Heftigkeit womöglich noch zunahmen. Noch am 28. Abends dauerte der Aschenregen fort, der bis nach Caserta reichte; doch hat sich die Nachricht, daß neue Krater sich öffneten, bis jetzt nicht bestätigt.

Ein Mitarbeiter des „Piccolo" von Neapel war Augenzeuge der herzzerreißenden Katastrophe auf dem Vesuv. Seinem Berichte entnimmt die Köln. Ztg. folgende Mittheilungen. Es war am Abende des 25. April, als der Berichterstatter sich in Gesellschaft eines Freundes zum Vesuv begab. Vom Observatorium aus stiegen sie zu Rosse und, von zwei Führern mit Fackeln begleitet, den Berg hinan. Ein steiler Pfad führte sie zu einer breiten, von der Lava von 1871 bedeckten Fläche, Atrio del Cavallo, die einem in der heftigsten Bewegung plötzlich erstarrten Meere glich. Ueber diese kurischenden Trümmer mußten die Wanderer sich zu Fuße weiter bewegen. Endlich hemmte ein sich vor ihnen ausdehnender breiter Lavastrom ihre Schritte. Zur Rechten, auf dem Gipfel des Berges, erblickten die Wanderer einen Feuerherd in lebhaftester Bewegung, aus welchem unter heftigem Schnauben bald Flammen emporzüngelten, bald Rauch aufstieg, bald glühende Massen zu erstaunlicher Höhe emporwirbelten. In einer langen Zickzacklinie reichte die Lava vom Gipfel des Berges hinab, doch war kaum eine Bewegung bei ihr wahrzunehmen. Der Himmel war von weißen Wölkchen überzogen und eine fast unheimliche Stille rings umher. Im großen Krater selbst war es ruhig, nur einer zweiten Oeffnung entstieg ein Brausen, ähnlich dem eines gigantischen Dampfkessels. In der riesigen weißen Wolke über dem Krater spielten unheimliche rothe Reflexe. Da überraschte die nächtlichen Wanderer ein breiter Feuerstreif, der etwas unter dem Krater aufglänzte und sich rapid nach den Seiten und der Tiefe zu ausbreitete. Die Rauchsäule, die Wolken und das ferne Meer erglänzten im Widerschein, der Mond trat hell aus den Wolken hervor und die wunderbaren Contraste, welche in dieser paradiesischen und zugleich von solchen Schrecken durchschauerten Gegend die Sinne und die Seele ergriffen, hinterließen bei den Zuschauern den tiefsten Eindruck. Indessen weckte die fliegende Hitze der neuen Lava dieselben aus ihren Betrachtungen. Die Führer glaubten, daß noch drei Stunden vergehen könnten, ehe die glühende Masse bis zu ihrem Standpunkte gekommen sein würde. Aber die Vorsicht mahnte zum Rückzuge, und drei Bekannte, welche eben hinauf wollten, ließen sich bereden, mit hinunter zu steigen. Eine Menge Neugieriger begegnete ihnen auf dem Lavafelde; es waren, wie die fremdartigen Laute zeigten, Ausländer, die sich dem todtbringenden Schauspiele näherten, nicht gewarnt durch das Signal, welches der Berg selbst gegeben hatte. Ein Brautpaar saß Hand in Hand

Digitized by Google

und mit glänzenden Augen auf einem Lavablock. Ob dasselbe zurückgekehrt ist? Bereits waren die Wanderer wieder zu Rosse und auf dem Wege nach dem Observatorium. Andere Bekannte begegnen ihnen, fragen wies oben aussieht und ziehen weiter. Da läßt ein tiefer, dumpfer Donner sie rückwärts schauen. Der ganze Berg scheint in Feuer aufgegangen zu sein. Die schwarzen Streifen, welche noch soeben die beiden Lavabäche trennten, waren mit der Schnelligkeit des Blitzes verschwunden, Alles eine Gluth; rasende Flammen ergossen sich über das eben erst verlassene Lavafeld. Und ehe die beiden noch ein deutliches Bewußtsein von der neuen Katastrophe hatten, stürzte ein neuer Feuerberg in die Tiefe, riesige Massen hinunterwälzend. Dicker Rauch stieg empor, die Gegend verdüsternd, und heiße Schwefeldämpfe und der Qualm brennender Erdharze machte das Athmen unmöglich. Die Wanderer ergriffen die Flucht, während hinter ihnen das verzweifelte Geschrei der von der Katastrophe Ueberraschten erscholl. Die Beiden erreichten ihren Wagen, als bereits der Morgen graute und ein lieblicher Frühlingswind durch das glänzende Laub der Reben strich. In Neapel aber drängte sich an diesem Tage das Volk vor dem Hospital der Pellegrini, um die Todten und Verwundeten zu sehen, welche dorthin geschafft wurden. Jeden Augenblick kommen solche an, einige nackt, in Leintücher gehüllt, andere in ihren Kleidern, aber mit gräßlich rothem Fleische, wie aus einem Dampfkessel gezogen. Viele haben die Nägel an den Händen und Füßen verloren. Verwundete ausländische Damen werden ins Hospital von Gesu-Maria gebracht. Zwanzig Personen sollen von der Lava umringt sein und vergeblich nach Hilfe rufen. Von dreißig, die ins Hospital gebracht wurden, sind die meisten bereits gestorben. Einen furchtbaren Anblick gewährt auch das Schauspiel von Neapel aus. Der halbe Horizont verfinstert von einer bald weißen, bald schmutzig grauen, in unendlichen Wirbeln sich bewegenden Wolke, der Berg in furchtbaren Stößen seinen verderblichen Hauch ausathmend; in den Häusern selbst hört man das Heulen der erschütterten Luft, manche haben sogar Risse bekommen. Unbeschreiblicher Schrecken herrscht in den Dörfern an den Schluchten des Berges. Das Gebrüll des Ungethüms, die von ihm hinuntergleitenden feurigen Schlangen, die zunehmende Finsterniß, das Erbeben der Erde, alles das hat diesen Leuten fast die Besinnung geraubt. Lange Reihen von Wagen, mit Hausgeräthe und Kranken beladen, ziehen auf der Landstraße nach Neapel hin; die Frauen, mit Kindern und Bündeln beladen, ziehen hinterher, die Männer schleppen sich mit schweren Lasten und rufen nach den Ihrigen, der Eine betet, der Andere flucht. Eine dichte Wolke umhüllt den Zug und wälzt sich vor ihm her auf Neapel zu. Dort aber sind die Behörden geschäftig, den Heimathlosen ein Unterkommen zu bereiten.

## Miscellen.

Ueber das Testament Peter's des Großen ist in Paris bei Dentu eine Broschüre herausgekommen (Les Auteurs du Testament du Pierre le Grand), welche es wohl außer Zweifel stellt, daß dieses angebliche Testament eine Fälschung sehr jungen Datums ist. Die erste Erwähnung findet sich in einer 1812 allem Anscheine nach im Auftrage der französischen Regierung herausgegebenen Schrift eines Herrn Lesur. Zur Vollendung kam aber der Machwerk erst in den dreißiger Jahren durch einen Romanschriftsteller, Namens Gaillardet, in dessen Mémoires du Chevalier d'Eon. Gaillardet läßt den Chevalier d'Eon 1757 eine Abschrift des Testaments nach Frankreich bringen und selbige dem Minister des Außern, Abbé de Bernis, überliefern. Nun war das Testament da. Allein es fehlten noch die näheren Umstände der Entstehung desselben. Ein polnischer Schriftsteller, Namens Leonard Chodzko, übernahm es großmüthigst, diesem Mangel abzuhelfen. In seinem 1839 erschienenen La Pologne illustrée brachte er darüber folgende Data: „Im Jahre 1709, nach der Schlacht bei Poltawa, legte Peter I. den Plan zu dem Testament, welchen er im Jahre 1724 umarbeitete. Durch ein glückliches Ungefähr, dessen romantische Einzelheiten hier nicht genannt zu werden brauchen, wurde der französische Gesandte an dem Hofe der Kaiserin Elisabeth im Jahre 1757 in den Stand gesetzt, eine Abschrift von dem seltsamen Documente anzufertigen und dasselbe sofort nach Versailles zu senden."

* (Das Liebig'sche Fleisch-Extract.) Den vielen Freunden des Liebig'schen Fleisch-Extractes dürfte folgende uns zugegangene Notiz nicht unerwünscht sein, da bei der Beurtheilung des Werthes eines solchen Extractes Manches in Betracht zu ziehen ist, was bei anderen industriellen Producten, die nicht zum Kochen gebraucht werden oder als Arzneien dienen, kaum in Betracht kommt. Zum vollen Vertrauen gehört, daß man den Ursprung des Extractes mit aller Sicherheit kennt, und weiß, daß nur reines Fleisch von gesunden Thieren verwendet und überhaupt mit der größten Reinlichkeit und Gewissenhaftigkeit bei seiner Darstellung verfahren wird. Die Fray-Bentos Gesellschaft hat keine Opfer gescheut, um in dieser Beziehung die vollste Bürgschaft zu bieten. An Stelle eines früheren Assistenten Liebig's, Seelamp, ist seit anderthalb Jahren die Fabrication in Fray-Bentos dem chemischen Direktor Herrn Dr. Kemmerich, einem durchaus tüchtigen praktischen Arzte übertragen, so zwar, daß die ganze Fabrication des Fleischextractes in allen seinen Einzelheiten von einem vollkommenen competenten Manne geleitet und überwacht wird. Mit eben dieser Zeit ist auch ein wasser- und gasreiches Areal von acht englischen Quadratmeilen mit enormen Kosten erworben und mit einem Eisendrahtzaun umgeben worden, welches dazu bestimmt ist, den häufig durch eine lange Reise ermüdeten Thieren Raum und Futter zum Ausruhen und zur Erholung zu bieten. Die übrigen großartigen Anstalten des Etablissements, um das Schlachten der Thiere mit der größten Reinlichkeit zu umgeben und die Darstellung des Extractes auf das Sorgfältigste auszuführen, sind durch frühere Mittheilungen bekannt.

## * Räthsel.

Ein Gefangener liegt in Banden, naht sich eine Eisenschlange
Und durchbohrt den strengen Wächter, daß die Freiheit er erlange.
Nennt mir des Gefangenen Namen, nennt mir auch die Eisenschlange,
Und den Kerkermeister nennt mir, der gefesselt ihn so lange.

**Auflösung des Logogryphs in Nr. 50:**
Pauline (Au, Pa, Lieb, nein).

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 55. Speyer, Dienstag, den 7. Mai 1872.


### Ein Gedicht von Freiligrath

ist immer ein Ereigniß und zwar ein ganz anderes, als wenn der zum Hofbänkelsänger herumtergekommene Geibel sich hören läßt. Das nachstehende Lied Freiligraths, eine echte Perle, galt einem Töchterchen seines Freundes, des Wupperthaler Dichters Emil Ritterhaus:

An mein liebes Pathchen Adeline Ritterhaus. Mit einem Packetchen. März 1871.

Du zählst noch zu dem kleinen Volke,
Bist noch ein Püppchen jung und zart;
Noch schwebt wie eine Donnerwolke
Hoch über Dir des Vaters Bart.
Noch beugt zum Klange frommer Lieder
Sich jeden Abend lieb und licht
Ein segnend Antlitz zu Dir nieder, —
Der treuen Mutter hold Gesicht!

Noch mit den Brüdern, mit den Schwestern
Zu Schul' und Reigen eilst Du froh;
So geht es heut, so ging es gestern, —
Will's Gott, geht es auch morgen so.
Doch heut' und morgen ist nicht immer, —
Die Jahre flieh'n, o Töchterlein!
Wie bald ein großes Frauenzimmer,
Ein schönes Fräulein wirst Du sein!

Dann wird sich mancherlei begeben,
Doch will ich's nicht verrathen hier;
Dann sieh'st manch' Bartgewölk Du schweben,
Nicht über, — nein, auch neben Dir!
Und Dein Papa (die Jahre haben
Sein's unterdeß besprengt mit Weiß!)
Grüßt wieder einen Schwiegerknaben
Als ein gerührter Schwiegergreis!

Dann, — doch ich darf nicht prophezeien,
Nur dieses Eine plaudr' ich aus:
Dann werden fromme Waben schneien
Der jungen Frau in's junge Haus.
Gedicht, Gebild, Geräth, Geschmeide —
Von allen Seiten fliegt es ein!
Wohin Du blickst, will eine Freude
Dir Herd und Saal und Kammer weih'n!

So hoffen wir, wird es geschehen!
Ich aber, — weil ich Alter dann
Wohl nicht mehr Dir in's Auge sehen
Und Deines Glück's mich freuen kann:
Ich grüß' und segne Dich schon heute —
Da, nimm dies Blättchen, schließ es ein,
Bis einst als glücklichste der Bräute
Du es hervorholst aus dem Schrein.

Dann sagst Du wohl: „Das ist vom Pathen!
Auch dieses Lied hat er gemacht!
Wie hat er Alles doch errathen,
Wie Alles im Voraus bedacht!
O, daß er heut bei Mahl und Tanze
Nicht auf mein Wohl den Becher hebt,
Mir nicht die Stirn kükt unter'm Kranze;
Ich wollte doch, er hätt's erlebt!"

Fr. Freiligrath.

---

## Nur einen Tag Wahrheit.

Nach dem Englischen frei bearbeitet von **H. v. Feltheim.**

(Fortsetzung.)

Ralph erröthete für Lucy. Daß sie eine solche Sprache zu führen im Stande sei, hätte er ihr nun und nimmermehr zugetraut. Er kannte sie in diesem Augenblicke kaum mehr und fand sie fast häßlich, so entstellte der Zorn ihr sonst so schönes Gesicht.

„In der That Lucy, Sie setzen mich in Erstaunen", erwiderte er, indem er statt „Du" nun auch „Sie" zu ihr sagte. „Ich bewundere Ihren Scharfblick, denn Sie errathen Dinge, die ich mir selbst nicht einzugestehen wagte. Sie sehen klarer in mein Inneres, als ich es bisher selbst vermochte und wissen die geheimsten Empfindungen des Herzens zu errathen. Sie haben Recht, Lucy, es gibt eine Andere, zu der ich wie zu einem höheren Wesen aufblicke, die ich verehre, die ich für das Ideal weiblicher Vollkommenheit halte und die aber eben deßhalb unerreichbar für mich ist."

„Warum gehen Sie nicht zu ihr, um ihr dies selbst zu sagen, statt hier zu bleiben und mich auf eine so empörende Art zu beleidigen?" rief Lucy mit Thränen der Wuth.

„Zürnen Sie mir nicht Lucy", entgegnete Ralph. „Sie forderten mich auf, Ihnen die Wahrheit zu sagen, und ich sage sie Ihnen. Dieses Mädchen, welches ich so hoch verehre, lebt für mich nur in der Erinnerung. Ich wuchs mit ihr auf, wir waren als Kinder Spielkameraden, dann, als ich Mann und sie Jungfrau geworden, trennte uns das Schicksal. Sie ist in neue glänzende Verhältnisse getreten; seitdem hielt ich mich für zu gering, für zu tief unter ihr stehend, als daß ich es mehr gewagt hätte, mich ihr zu nähern."

„Das ist zu viel!" rief Lucy empört. „Sie wollen mich zur Frau nehmen und sagen mir, daß es

Digitized by Google

eine andere gibt, die Sie durch eine Bewerbung um ihre Hand entehren würden. Ha, bei Gott, das macht das Maß der Unverschämtheit voll . . . dies trennt uns auf immer! Hier, nehmen Sie Ihren Ring zurück — ihn nur eine Minute länger zu tragen, wäre eine Schmach!"

Mit diesen Worten riß Lucy ihren Verlobungsring vom Finger und warf ihn Ralph vor die Füße.

„Lucy, wenn ich Ihnen sage, daß diese Andere durch ihre Stellung, ihren Reichthum, durch ihre neuen Verhältnisse den Aussprüchen entrückt ist, die mir erlaubt sind, so sehe ich darin keine Beleidigung für Sie", erwiderte Ralph mit Ruhe. „Eben darin, daß ich nicht das Unmögliche erstrebe, liefere ich den Beweis, daß ich verständig genug bin, das Glück da zu suchen, wo ich es finden zu können glaube. Jene Andere war bisher für mich gleichsam ein Leitstern, der mich durch das Leben führte, um mich Ihnen selbst als Gatte würdiger zu machen. Nehmen Sie Ihren Ring zurück", bat Ralph, indem er denselben aufhob, und ihr wieder anzustecken suchte; „seien Sie wieder meine Lucy", fügte er weich hinzu, „und erblicke in meiner Aufrichtigkeit nur einen Beweis, daß Du mir trauen und glauben darfst, wenn ich Dir sage, daß ich Dich liebe."

„Nein", rief Lucy, „eine Liebe von zweiter Hand, ein getheiltes Herz, eine Treue, die ich nur der Unerreichbarkeit des angebeteten Ideals zu danken hätte, genügen mir nicht. Und daß Sie nur wissen, Mr. Fielding", fuhr sie fort, indem sie sich von ihrer Leidenschaftlichkeit hinreißen ließ, „es ist gut, daß es so kam, denn ich liebte Sie nie — jetzt aber verachte ich Sie. Und damit Sie keinen Augenblick länger daran zweifeln, so sehen Sie, wie ich Ihren Ring zum Fenster hinausfliegen lasse und nur bedauere, daß ich mich nicht auf demselben Weg von Ihrer lästigen Gegenwart befreien kann."

Lucy schleuderte in der That den Ring hinaus und wies dann mit der Hand nach der Thüre, um Ralph zu bedeuten, daß er sich zu entfernen habe.

Ralph sah mit einem gewissen Mitleide die Rasende an. Ueber ihren wahren Charakter konnte er nach einem solchen Auftritte keinen Zweifel mehr hegen und er beabschiedete sich kalt von ihr.

„Leben Sie wohl, Miß Lucy", sagte er, „und danken Sie mit mir Gott, daß es so gekommen ist, denn wir wären sonst entsetzlich unglücklich geworden. Ich freue mich, daß Sie sich mir zeigten, wie Sie sind, bevor es zu spät gewesen wäre."

„Gott Lob, daß ich mich frei gemacht habe", murmelte Lucy, als sie im nächsten Momente allein war. „Was hätte er mir noch genützt, nachdem er von seinem Onkel enterbt und von seinen Principalen davon gejagt wurde? Das hätte eine hübsche Ehe gegeben, in der mir das Vergnügen zu Theil geworden wäre, am Ende gar den brodlosen Herrn Gemahl ernähren zu dürfen. Nein, es ist so hundertmal besser und es wird mir nicht schwer werden, für Herrn Fielding einen Ersatz zu bekommen, wenn es selbst sein bester Freund, Bill Nurser, wäre.

Ralph hatte das Haus seiner Braut in einer Stimmung verlassen, in der er planlos durch mehrere Straßen irrte, ohne zu wissen, was er that. Ganz von seinen Gedanken eingenommen, geschah es ihm jetzt zum zweiten Male an diesem Tage, daß er an einen Vorübergehenden anstieß, und auf diese Weise wieder sehr unsanft aus seiner Träumerei geweckt wurde. Diesmal war es Bill Nurser, der ihm zum lachend zurief: „Ei, alle Teufel, Ralph, gib doch Acht! Oder wärst Du, wie allgemein behauptet wird, ein solcher Narr geworden, daß Du vielleicht glaubst, im Monde spazieren zu gehen, während Du Dich im volkreichsten Stadtviertel von London befindest?"

„Ah, Du bist es, Bill", murmelte Ralph. „Vergieb, ich sah Dich nicht."

„Es scheint fast so, denn Du bist an mich angerannt, daß ich fast keinen Athem mehr habe. An was denkst Du?"

„An Dich und Deine Prophezeihung," erwiderte Ralph. „Noch ist der Tag nicht zur Hälfte um, und schon sind mir Dinge passirt — ach, wenn Du wüßtest, was ich Alles erlebte!"

„Ich habe Dir's vorausgesagt und muß Dir jetzt nur gestehen, daß man bereits fest daran glaubt, daß Du ein Narr geworden seist. Deine arme Tante sucht Dich wie eine Stecknadel, sie ging auch in Dein Magazin, und was sie dort erfuhr, trug wahrlich nicht dazu bei, sie zu beruhigen. Als guter Freund kann ich Dir nur rathen, Dich aus dem Staube zu machen, wenn Du nicht noch heute nach Bedlam gebracht werden willst."

„Vielleicht wäre ich dort in der That am Besten aufgehoben," erwiderte Ralph erbittert. „Uebrigens will ich doch lieber Deinen Rath befolgen, und wäre es nur, um aus dem Gewühl der Stadt hinauszukommen und frei Luft zu schöpfen. Und „meiner Treu" fügte er hinzu, indem er an seine Brusttasche griff, in der die Rechnung der Miß High steckte, „da fällt mir gerade ein, daß ich in Streatham etwas zu besorgen habe. Dorthin will ich mich begeben."

„Nun gut, so will ich Dich nicht länger aufhalten, denn je schneller Du fortkommst, desto besser wird es sein."

Die beiden Freunde schüttelten sich die Hände und trennten sich. Ralph Fielding begab sich zuerst in eine Restauration um sich etwas zu stärken, dann bestieg er den Omnibus von Streatham, um zu Miß Ellen High zu fahren, die dort eine Villa besaß.

(Fortsetzung folgt.)

## Wie es bei den französischen Vorposten herging.*)

### Erinnerungen eines Pariser Belagerten.

Nach dreimonatlicher Erwägung und Vorbereitung waren endlich die sogenannten „Marschbataillone" der

*) Aus dem „Salon".

Digitized by Google

Nationalgarde organisirt, ausgerüstet, mit Chassepot oder „Tabatiere“ bewaffnet und gut befunden, den Vorpostendienst an den äußersten Grenzen des Belagerungsreviers zu übernehmen.

Im Anfang lief die Sache nicht so glatt ab; die Wackeren wollten von Disciplin und Dienst nicht viel hören und die Officiere hatten ihre liebe Noth, um den Leuten klar zu machen, daß ein Ausrücken gegen den Feind keine Landpartie wäre, wo Jeder nach Belieben seine eigenen Wege wandern dürfe. Besonders aber wollte die Beobachtung der Vorschriften der Mäßigkeit nur den Wenigsten einleuchten; unter einer Menge von Vorwänden, um sich für den Marsch zu stärken, um die vom Singen der Marseillaise trockene Kehle zu netzen, um auf den Sieg und auf Vernichtung aller Deutschen anzustoßen, brachten sich die Meisten in eine solche Stimmung, die von Schluck zu Schluck sich immer „gehobener“ gestaltete, aber vielmehr einen jahrmärktlichen, als militärischen Charakter trug. Noch lebt er in Aller Andenken fort, jener merkwürdige Ausmarsch eines Bellevilller Bataillons, dessen Mannschaft so oft von den Weinschänken zur gefüllten Feldflasche und von dieser zum Marketenderfaß gewandert war, daß der Commandant, ein geistreicher Schriftsteller und ehemaliger Garibaldianer, die Unmöglichkeit einsehend, den ihm anvertrauten Troß noch weiter mit fortschleppen zu können, Kehrt machen ließ und seinen Untergeordneten den wohlgemeinten Rath ertheilte, sich wieder nach Hause zu bemühen und von den nicht überstandenen Strapazen auszuruhen. Ein Bataillon, das, im Ganzen genommen, nüchtern an Ort und Stelle eintraf, war eine Seltenheit; und öfters geschah es, daß der Generalstab von den Vorpostencommandos Meldungen wie diese erhielt: „Bataillon der Nationalgarde Nr. . . . soeben angekommen, Mannschaft total betrunken, Officiere ebenfalls, der Major unfähig, den Dienst zu übernehmen. Ich schicke die Leute nach Hause.“

Fügt man hinzu, daß Verschwiegenheit und Höflichkeit unter den Nationalgardisten ebensowenig zu Hause war als Nüchternheit, so wird man sehr leicht begreifen, daß Lorbeerenernte für diesen Theil des Vertheidigungsheeres ziemlich außer Frage war. Jedoch Alles machte sich nach und nach; Dank ein wenig Mißgunst auf der einen und vieler Nachsicht auf der andern Seite, konnte man schließlich zum Ziele gelangen und die Gardes nationaux ebenso wie jedes andere Menschenkind als Kanonenfutter verwenden.

So kam es denn, daß Ende December fast alle meine Bekannten und Kameraden, welche die Kriegsfurie vom Redactionstisch abberufen hatte, um sie zu Bataillonschefs, Hauptleuten ꝛc. zu stempeln, im Felde standen.

Nur das . . .er Bataillon, zu welchem meine intimsten Freunde zu gehören die Ehre haben, war noch immer nicht zum Ausrücken commandirt. Eine eigenthümliche Protection waltete über ihm und es schien, als wollte man ihm hohen Orts die Mühseligkeiten und Anstrengungen einer Wintercampagne ersparen. Ueber diese Zurücksetzung, wie er sie nannte, war aber der wackere Bataillonschef im höchsten Grade empört; derselbe, ein ganz liebenswürdiger Lebemann, welcher vom Militär nie die leiseste Ahnung besessen hatte und seinen Verbindungen mit der demokratischen Partei das plötzliche Avancement zur Stelle eines Bataillonscommandeurs verdankte, war voller Eifer, und seitdem er die Galons angelegt hatte, dachte er an nichts, als an Gefechte, Gemetzel, Ausfälle an masse ꝛc. Er sah sich schon im Geist als Held und Eroberer und wenn er mit seinem Degen (einem breiten Küraſſierpalasch), der nie seine Hülfte verlassen durfte, zuckte, da sah er aus, als wolle er die Cernirungslinie durchhauen, wie Alexander den gordischen Knoten. In seiner ehedem so friedlichen Wohnung hatte er ein ganzes Arsenal angehäuft und stundenlang liebkoste er mit Chassepots, Remingtonflinten, sechsläufigen, stets scharf geladenen Revolvern, verschnitt sich mit Wollust die Finger beim Probiren von Damascener Klingen und Dolchspitzen. Die Patronenpackete hielt er in einer feuerfesten Kassa sorgsamer verwahrt, als Gold und Werthpapiere, und manchmal machte er sich das Vergnügen, in seinem Arbeitscabinet einen scharfen Schuß abzufeuern, zum großen Aerger der Nachbarschaft, welche sich aber nicht zu beschweren wagte, war er doch Officier! Seine Frau hatte er zu Weihnachten mit einem passenden Gelegenheitsgeschenk in Gestalt einer niedlichen, kunstvoll gearbeiteten Doppelpistole überrascht und sie wurde angehalten, sich, sobald Witterung und Zeit es ihr gestatten würden, im Scheibenschießen zu üben. — Und all' dieses heilige Feuer mußte verglimmen und diese Heldengestalt verkümmerte bei der Schanzwache, wo auch selbst mit dem Fernglas keine Pickelhaube zu erblicken war. Der blutdürstige Commandant lief nun vom Kriegsministerium zu Commandantur und vice versa und verlangte bald flehend, bald drohend den Befehl zum Ausrücken.

„Aber“, bekam er zur Antwort, „Ihre Leute sind ja noch nicht ausgerüstet, sie haben blos alte Percussionsgewehre.“

„Macht nichts aus, unser Patriotismus genügt uns.“

„Warten Sie wenigstens, bis Sie ihre Mäntel bekommen.“

„Was sollen 1200 Mann mit 92 Mänteln machen? Meine Leute würden übrigens in Hemdärmeln darauf losgehen . . .“

Endlich eines Nachmittags traf ich den wackeren Commandeur; er war in einer noch gehobeneren Stimmung als gewöhnlich, denn er kam eben von einem kameradschaftlichen Dejeuner, wo der edle Saft der Rebe die Lücken des Belagerungs-Menu stark ausgefüllt haben mußte.

„Nun bin ich froh!“ rief er, „wir rücken aus. Rochefort hat sich für mich verwendet und der General hat es mir zugesagt. Du ziehst doch mit?“

„Ja freilich“, antwortete ich.

„Aber“, fuhr er fort „wir werden eine harte Arbeit haben, man wird uns vorausschicken, wir sind

Digitized by Google

den Leuten läßig, sie wollen uns loswerden und ich glaube, Keiner von uns wird je zurückkommen."

„Nun", meinte ich, „so arg wird es doch nicht sein." — Zur Beruhigung des Lesers sei bemerkt, daß Alle zurückgekommen sind und daß der brave Commandeur gesund und frisch das Feld seiner frühseren Wirksamkeit in den Restaurants mit lorbeerbekränzter Schläfe wieder betreten kann.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

Aus Speyer, 29. April. Das von Herrn Wilhelm Schwendemann unlängst dahier gegebene Abschiedsconcert war sehr zahlreich besucht, was bei der Popularität des Künstlers, dessen eifrigen Streben nach Erreichung des vorgesteckten hohen Zieles und den künstlerischen Leistungen desselben wohl zu erwarten war. Es wurden zur Aufführung gebracht: 1. Concert für die Violine mit Orchesterbegleitung von Beethoven. 2. a) Aus deinen blauen Augen, b) Frühlingsblumen, Lieder für Sopran. 3. Entre-Act aus „Rosamunde". 4. a) Lied von Mendelssohn, b) Scene aus „Lohengrin" für Tenor. 5. a) Legende, b) Cavatine für Violine. 6. Duett für Sopran und Tenor aus „Jessonda" von Spohr. 7. Kaisermarsch für großes Orchester von Wagner.

Unter vorstehenden Nummern bildete jedenfalls das Violin-Concert von Beethoven den Glanzpunkt. Herrn Schwendemann war durch diese geistvolle und gemüthsreiche Composition reichlich Gelegenheit geboten, seine meisterhafte Technik in hohem Grade zur Geltung zu bringen, wozu ihm ganz besonders die kurz vor dem Schlusse des 1. Satzes eingelegte große Cadenz von David vielen Stoff bot. Vollendete Technik (im engern Sinne genommen) macht aber bekanntlich noch nicht den ganzen Künstler. Es gehört wesentlich noch dazu die Befähigung, die Ideen des Componisten richtig zu erfassen und objectiv wiederzugeben, kurz, ein naturgetreues, seelenvolles Spiel. Nach dieser Richtungen hin können wir nun mit Freuden constatiren, daß Herrn Schwendemann zum Lorbeerkranze des vollendeten Künstlers nur mehr wenige Blättlein fehlen, daß er die für angehende Violinkünstler so gefährliche Klippe, nämlich: Erzeugen eines großen vollen Tones, glücklich umschifft hat.

Die Gesangs-Piècen hatten die Güte vorzutragen: Fränl. Becker von Neustadt (Sopran) und Herr Stumpf (Tenor) von Dürkheim. Ueber die Leistungen beider Gäste herrscht sozusagen nur eine Stimme der Anerkennung. Lobenswerth muß von Beiden noch der so wohlthuende, ungekünstelte Vortrag erwähnt werden. An Hrn. Stumpf möchten wir noch die freundliche Bitte richten, den so sehr zu Herzen sprechenden zauberischen Schmelz seines lyrischen Tenors nicht dem Heldentenor opfern zu wollen.

Gedenken wir schließlich der Leistungen des Orchesters, die hauptsächlich bei Vorführung des Kaisermarsches ihren Höhepunkt erreichten, so muß zugestanden werden, daß die höchsten Ansprüche, die man an ein Dilettanten-Orchester stellen darf, vollkommen befriedigt wurden. Bemerken wollen wir noch, daß auswärtige Musiker nicht mitwirkten. Hrn. Schwendemann gelang es, sämmtliche hiesigen Orchesterkräfte (48 an Zahl) unter seinen bewährten Dirigentenstab zu sammeln. Möchte es recht bald gelingen, zur Neubelebung unsers Orchesters und überhaupt zur Weiterentwicklung unseres musikalischen Lebens Hrn. Schwendemann als ständigen Dirigenten zu gewinnen. Dies ist gewiß der Wunsch sämmtlicher Speyerer Musiker.

München, 30. April. Das war gestern im Residenztheater eine Freude und ein Jubel, Frau Friderike Goßmann wieder einmal Theater spielen zu sehen. Alle Räume waren trotz der hohen Preise überfüllt. Selbst das Orchester mußte noch mit Stuhlreihen besetzt werden. Als der berühmte Gast zum ersten Male vortrat, regnete es Blumenkränze und Bouquets, meist von breiten Bändern umzogen, auf denen der Name des Spenders stand. Und sort und fort blieb der stürmischste Beifall rege, es fiel nie der Vorhang, ohne daß Frau Goßmann zwei- und dreimal gerufen wurde. Sie gab das Lorle (in Dorf und Stadt von Birch-Pfeiffer) aber auch mit einer entzückenden Einfachheit und Wahrheit, mit einer wirklich herzergreifenden Innigkeit und Empfindung. Der Ton der ungeschminktesten Lustigkeit, wie des die Seele des Naturkindes durchtobenden Schmerzes stand ihr stets in entsprechender Weise zur Verfügung, und sie wußte aus diesem Lorle eine Figur zu gestalten, so tief empfunden, so anmuthig und liebenswürdig, daß sie Jedem unvergeßlich bleiben wird, der sie sah. Wie weit stehen hinter diesem Muster, hinter der Goßmann alle die Nachbeterinnen (auch Hedwig Raabe nicht ausgenommen) zurück! Das war ein Abend, an welchem man sogar die empörende Verzerrung des schönen Auerbach'schen Romans Seitens der dramatischen Bearbeiterin vergessen konnte; das Spiel der Goßmann nahm alle Aufmerksamkeit in Anspruch. (N. Corr.)

Aus Rothenburg an der Tauber schreibt der Fränk. Anz. Folgendes: „Für manchen unserer Leser mag es nicht uninteressant sein, den Namen des braven Fahnen-Eroberers in der Schlacht von Wörth zu erfahren, durch welche Heldenthat ihm vom Commando des 2. Infanterie-Regiments der Tausend-Gulden-Ehrenpreis unseres opferfreudigen Mitbürgers Herrn Kneiselmeier zuerkannt wurde. Letzterer erhielt dieser Tage unter dem Münchener Postsiempel ein Danksagungsschreiben von dem Gütler und Landwehrmann Simon Eisenmann aus Fahlenbach, Bezirksamt Pfaffenhofen a. d. Ilm, Post Wolnzach, worin derselbe seinen tiefgefühlten Dank für diese Ehrengabe mit dem Bemerken ausspricht, daß er dadurch in den glücklichen Stand gesetzt wurde, seinem Gütchen tüchtig aufzuhelfen."

In Prag ist ein neues Börsenlied aufgekommen, das auch für andere Börsen passen dürfte. Es lautet:

Leise tönt bei Börsenschluß
Liebliches Geläute,
Mancher, der heut' zahlen muß,
Denkt sich: „Geh'n mer pleite!"
Schleicht hinaus sich und dem Haus,
Wo die Gründer sprießen,
Bleibt am nächsten Tage aus,
Sagt: „Ich laff' sie grüßen".

### Charade.
(Dreisilbig.)

Wenn in lieblich schönen Träumen
Zauber dich umfangen hält,
Und Du wähnst Dich in den Räumen
Einer lichten Geisterwelt,
Kannst Du an der ersten Beiden
Dich erfreu'n, die Augen weiden.

Gerne möchtest Du entschweben
Dann des Lebens Dürftigkeit;
Doch die Dritte wird Dich heben,
Nie zu jener Seligkeit.
Wohl vermag auch sie zu tragen,
Doch nur in den Erdentagen.

Aus dem Ganzen schon vor Jahren
Schuf der Musen höchste Gunst
Formen, die wir stets bewahren
Als das Schönste in der Kunst.
Geist und Körper sind vereinet,
In dem Wort, das so erscheinet.

**Auflösung des Räthsels in Nr. 54:**
Der Gesangene ist der Wein, sein Befreier der Korkzieher, der Wächter der Korkstopfel.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 56. Speyer, Samstag, den 11. Mai 1872.

### * Am Rhein.

Ein Schifflein' sah ich fahren,
Wohl auf dem grünen Rhein;
Mit goldenhellen Haaren
Ein Mägdlein saß darein.

Ihr blaues Auge schaute
So wonnesam und klar,
Sie sah und sang zur Laute
Ein Lied so wunderbar.

Bei ihren holden Blicken,
Bei ihrem Lied so süß
Schien sich das Land zu schmücken,
Als wär's ein Paradies.

Die Burgen rings und Dome
Strahlten in Rosengluth,
Gleich einem Purpurstrome
Hin zog des Rheines Fluth.

Der Himmel glänzte blauer,
Gold'ner die Blumenau —
Vor süßem Freudenschauer
Rann mir der Thräne Thau.

Es ward so wach und munter
Das Herz mir in der Brust,
Die Sorgen gingen unter,
Sah nichts als lauter Lust.

Und wo ich hin mag gehen,
Das Bild verläßt mich nie,
Wie ich zuerst gesehen
Des Rheines Poesie.

**Heinrich Stadelmann.**

---

## Nur einen Tag Wahrheit.

Nach dem Englischen frei bearbeitet von **H. v. Felkheim.**

(Fortsetzung.)

### VI.

Miß Ellen High, die Eigenthümerin der sogenannten Rosenvilla bei Streatham, war die Tochter eines armen Schulmeisters, von dem Ralph Fielding, als er noch ein Knabe war, den ersten Unterricht erhielt. Ellen und Ralph sahen sich damals alle Tage und es entwickelte sich zwischen beiden Kindern eine innige Freundschaft, deren, wie wir einstweilen wenigstens von Ralph wissen, sich dieser noch immer mit großer Pietät erinnerte. Später kam Ralph als Volontär in die Schnittwaarenhandlung der Gebrüder Blanc, während Ellen, zu einer zarten Jungfrau heranblühend, ihren Vater in seinem mühseligen Berufe unterstützte. Wieder einige Zeit später starb der alte Schulmeister und nun begann für Ellen die traurige Nothwendigkeit, sich durch Stundengeben ihr Brod selbst zu verdienen. Von nun an sah man sie täglich und bei jedem Wetter zu ihren Schülerinnen gehen, bis sich endlich ihr Geschick in ganz unerwarteter Weise änderte. Todmüde, wie gewöhnlich, kehrte sie eines Tages nach vollbrachtem Tagwerke wieder in ihr Dachstämmerchen zurück, als sie daselbst einen Anwalt traf, der schon eine halbe Stunde auf sie wartete, um ihr die höchst interessante und äußerst überraschende Mittheilung zu machen, daß ein Großonkel von ihr, den sie nie gekannt — ein gewisser Robert Fielding, der jüngste Bruder ihres Großvaters — kinderlos in New-Orleans gestorben sei und ihr sein colossales Vermögen im Betrage von fünfmalhunderttausend Pfund Sterling, welches der vorsichtige Mann noch vor seinem Tode auf der Bank von England deponirt hatte, hinterlassen habe.

So kam es, daß Ellen High, die arme Lehrerstochter, die bis jetzt von der Hand in den Mund gelebt und deren aufreibende Thätigkeit kaum zu ihrem nothdürftigsten Unterhalte hingereicht hatte, plötzlich und ohne jene Weitläufigkeiten, die sonst mit der Erhebung so großer, ausländischer Erbschaften verbunden sind, in den Besitz eines Reichthums gelangte, von dessen Größe und Bedeutung sie sich selbst kaum eine Vorstellung zu machen vermochte.

Ellen war zu jener Zeit zweiundzwanzig Jahre alt und trat somit als majorenn unverzüglich in den Besitz ihres Vermögens. Da sie von jeher eine große Vorliebe für das Landleben hatte, kaufte sie sich in Streatham eine Villa, die sie ihren neuen Verhältnissen entsprechend einrichtete und mit einer Gesellschafterin bezog. In ihrem Charakter blieb sie sich vollkommen gleich; sie kannte keinen Stolz, machte keinen Aufwand und vergendete den größten Theil ihrer Einkünfte zu wohlthätigen Zwecken, wofür sie denn auch sehr bald von den Armen als eine Heilige verehrt und bis in den Himmel erhoben wurde.

Seit zwei Jahren befand sich Ellen im Besitze ihrer Erbschaft; sie stand also jetzt genau wie Lucy Dreamer im vierundzwanzigsten Jahre ihres Lebens. Diese Gleichheit im Alter war übrigens die einzige, die zwischen den beiden Mädchen bestand. War Lucy

Digitized by Google

oberflächlich, frivol, eigennützig und ohne höhere Bildung, so besaß Ellen alle Vorzüge des Herzens und des Geistes, die einem Weibe zur Ehre gereichen. Sie war ernst und doch voll Milde, tugendhaft, ohne Ziererei, geistreich, ohne damit Effect machen zu wollen, streng ohne Pedanterie, liebenswürdig, ohne gefallsüchtig und religiös, ohne eine Frömmlerin zu sein. Was ihr Aeußeres anbelangt, so war sie nicht minder schön als Lucy, aber während in dem unregelmäßigen Gesichte dieser mehr das sinnliche Element vorherrschte, lag auf den edlen Zügen Ellen's das Gepräge himmlischer Reinheit, der Stempel kindlicher Unschuld, mit einem Worte, jene erhabene Weihe, die nur ein Raphael seinen Madonnen zu geben wußte. Wie Lucy, war auch Ellen blond, wenn aber jene immer nach der neuesten Mode frisirt und in dieser Beziehung einer Wachspuppe in dem Schaufenster eines Friseurladens nicht unähnlich war, so trug Ellen ihr Haar in schlichter Weise gescheitelt und auf dem Hinterkopfe in dicken Flechten aufgesteckt, unbekümmert, ob die Mode einen Chignon oder was sonst für eine excentrische Art von Coiffure vorschrieb. Braun, wie bei Lucy, waren auch Ellens Augen, aber bei Ersterer hatten sie einen Ausdruck herausfordernder Coquetterie, während Ellens braune Augen eine sanfte, schüchterne Weiblichkeit und einen Ausdruck inneren Friedens kundgaben, den nur ein reiner, allen sündhaften Gedanken verschlossener Sinn zu gewähren vermag. Lucy war schlank, auch Ellen war es, aber in der Haltung Ellen's, in ihren Bewegungen, in ihrem ganzen Wesen lag eine angeborene Noblesse, eine ruhige, natürliche Hoheit, die nichts Erkünsteltes, nichts Eingelerntes an sich hatte, während Lucy in der Art und Weise wie sie ging, stand oder saß, an die Soubretten der Bühne erinnerte, welchen sie wohl im Allgemeinen ihre Manieren abgelernt haben mochte.

In ihrer Toilette unterschieden sich die beiden Mädchen wieder je nach der individuellen Richtung ihrer Charaktere. Lucy liebte die bunten Farben und schwärmte für schillernde Seidenzeuge, Spitzen, Bänder und Schmuckgegenstände. Sie ließ sich selten ohne eine Brosche, nie ohne Ohrringe und möglichst oft mit Uhr und Kette sehen. Ellen trug von solchen Dingen nichts; ein einfaches, bis an den Hals hinauf geschlossenes Kleid, wenigstens grau oder braun, aber allerdings von einem Wollenstoffe, der vielleicht um das dreifache theuerer kam, als Lucy's leichte Seidenkleider, ein schmaler Halskragen von echten Valenciennes oder englischen Points und gleichartige Manschetten bildeten den ganzen Putz der Millionärin, die in ihrer vornehmen Einfachheit immer wie eine Fürstin aussah, während Lucy nie die gefallsüchtige Modistin verleugnen konnte.

Wie an sich selbst, so liebte Ellen auch an Allem, was sie umgab, die äußerste Einfachheit. Wer in ihrer Villa jenen Prunk, jene Ueberladung in der Ausstattung, jene grellen Stoffe oder breiten goldenen Rahmen zu finden gehofft hätte, womit der Emporkömmling so gerne die Erinnerung an seine frühere Dürftigkeit verwischen möchte, der würde sich getäuscht haben; denn Ellen's Zimmer waren in ihrer Einrichtung von jener Solidität, die sich mehr in dunklen Farben, in künstlerischen Formen, in einigen wenigen aber werthvollen Gemälden berühmter Meister, als in jenem schreienden, flimmernden und blitzenden Trödel einer trivialen Geschmacksrichtung kund gibt.

Ellen befand sich in ihrem Salon, als ein Diener eintrat, und ihr die von Ralph überbrachte Rechnung gab.

Sie befahl, den Commis sofort eintreten zu lassen und ging ihm bis zur Thüre entgegen. Mit dem liebenswürdigsten Lächeln, welches eine freudige Regung auf schöne Lippen zu zaubern vermag, reichte sie ihm bei seinem Eintritte ihre beiden Hände.

„Wie Ralph! Sind Sie es denn wirklich?“ rief sie. „Zwei volle Jahre sind es nun, daß ich aus der Stadt hierher gezogen bin, und während dieser ganzen Zeit ließen Sie sich nicht ein einziges Mal bei mir sehen. Ist dies recht — ist dies schön? Zeigt dies von Freundschaft?“

„Die Verhältnisse haben sich so gestaltet, daß ich es für meine Pflicht — für eine Pflicht der Bescheidenheit hielt, mich von Ihnen ferne zu halten“, erwiderte stammelnd der junge Mann, auf den dies Wiedersehen seiner einstigen Jugendgespielin in ihrem eigenen Hause, in diesem aristokratischen Salon, in welchem sein Fuß auf einen weichen, persischen Teppich trat und sein Auge sich an das durch schwere Sammtgardinen erzeugte Dämmerlicht erst gewöhnen mußte, einen mächtigen, ja fast verwirrenden Eindruck machte.

Ralph Fielding hatte oft, wenn er für sich allein war, an Ellen High, seine kleine Kameradin von ehedem gedacht. Nicht selten hatte ihm vor dem Einschlafen ihr freundliches Bild vorgeschwebt und hatte ihm dann der Schlaf seine Augen zugedrückt, so waren ihm diejenigen seine liebsten Träume, welche ihn in seine Kindheit zurückversetzten und all die fröhlichen Stunden wieder durchleben ließen, die er als munterer Junge mit dem sanften, gutmüthigen Kinde seines Lehrers auf der sonnigen Wiese vor dem Hause ihres Vaters oder im Schatten der alten Erlen am Bache und selbst auch während des Lernens innerhalb der weißgetünchten vier Wände des Schulzimmers zugebracht hatte. Auch jener kummervollen Trauerjahre, jener späteren schweren Prüfungszeit gedachte er oft, in der Ellen, das schutzlos allein stehende, unerfahrene junge Mädchen von siebenzehn Jahren ihre Stunden gab und — ein leuchtendes Vorbild jungfräulicher Tugend, ein erhebendes Beispiel moralischer Kraft und unerschütterlicher Ausdauer im hartnäckigen Kampfe um das tägliche Brod — siegreich den unzähligen Gefahren trotzte, denen sie durch ihre aufblühende Schönheit in den Straßen London's ausgesetzt war, wo sie manches begierliche Auge auf sich zog und durch ihren dürftigen, Noth und Elend kundgebenden Anzug die Verführungskünste Gewissenloser herauszufordern schien.

Ralph erinnerte sich, wie er damals in stiller Verehrung und mit dem Gefühle einer tiefempfundenen Sympathie zu ihr aufgeblickt hatte wie zu einem, den Wünschen eines Sterblichen unerreichbaren Wesen

Digitized by Google

höherer Art — wie zu einer Heiligen im Glorienscheine himmlischer Reinheit, deren Bild er mit religiöser Andacht in seinem Herzen bewahrte, ohne sich je beifallen zu lassen, daß er selbst nur den Versuch wagen dürfte, sich bis zu ihr erheben zu wollen. Ellen war, um Ralphs eigene Worte zu wiederholen, die er über sie bei Lucy Dreamer gebraucht hatte, sein guter Stern, der ihm bis jetzt vorgeleuchtet hatte, um ihn auf der rechten Bahn durch das Leben zu leiten; sie war sein schützender Engel gegen die in einer Stadt wie London so vielfach gebotenen Verführungen — sie, ihr Andenken war es, wodurch sich Ralph das Recht erworben hatte, von sich zu sagen, daß er derer würdig sei, die seine Gattin werden sollte.

Und jetzt sah er sie ohne Zeugen zum ersten Male seit zwei Jahren wieder, umgeben von dem Comfort ihrer neuen Verhältnisse, noch immer so schön, als er sie früher gefunden, noch immer so imponirend durch die Würde ihrer äußeren Erscheinung und durch den Adel ihres Innern, der sich in ihren edeln Gesichtszügen, auf ihrer reizenden hohen Stirne, in dem milden Zauberlichte ihres dunklen Auges aussprach. Man wird begreiflich finden, daß Ralph Fielding im ersten Momente dieses Wiedersehens die Fassung verlor, daß seine Stimme zitternd, daß sein Blick verlegen, ja fast ängstlich war, als er sich nicht als bedienender Commis hinter seinem Ladentische, sondern als der frühere Spielgenosse und Freund derjenigen gegenüber befand, die er noch immer fast abgöttisch verehrte.

Auch Ellen war tief bewegt, aber sie hatte ihre Gefühle mehr in ihrer Gewalt und wußte mit richtigem Tacte in das ruhige Fahrwasser einer leichten Conversation einzulenken.

(Fortsetzung folgt.)

## Wie es bei den französischen Vorposten herging.

### Erinnerungen eines Pariser Belagerten.

(Fortsetzung.)

Als aber die Mannschaft ohne Kapuzen und mit den alten Gewehren ausrücken sollte, da kamen ganz andere Anschauungen über die Winterkleidung zum Vorschein, als jene, die der Commandeur in seinem patriotischen Eifer vertreten hatte. Nicht blos, daß keine Neigung vorhanden war, „in Hemdärmeln" den Feldzug anzutreten, sondern es wollte Niemand ohne Ausrüstung von dannen ziehen, was that der Bataillonschef? Er ging aufs Stadthaus, wo sich die Centralbureaus der Armeeverwaltung befanden. „Mein Bataillon", sagte er, „braucht so und so viele Tabatierergewehre." Der Beamte schrack zurück, meinte, er besitze keinen Befehl und suchte sich mittelst der wohlbekannten bureaukratischen Abfertigungsphrasen herauszuhelfen. „Sie wollen und können mir das Verlangte nicht gewähren? sagte der Commandeur. „Nun gut, in einer Stunde bringe ich mein Bataillon mit und Sie werden die Güte haben, den 1200 Mann ihre Gründe auseinanderzusetzen."

„Um Gottes Willen nur kein Aufsehen", antwortete der Beamte und triumphirend kehrte der Commandeur nach seiner Vorstadt zurück, mit der Anweisung auf Gewehre in der Tasche.

Am andern Tage wiederholte sich derselbe Auftritt, nur handelte es sich um Kapuzen, der Commandeur war kaum auf der Stiege, als man ihn zurückrief, um ihm Alles zu gewähren, was er wollte. Auf diese Weise und mit dem Schlagwort: „Ich hole mein Bataillon", erzwang der sorgsame Commandeur Unterhosen, Socken, Stiefel und zum Schluß sogar eine ganze Ladung von Trommeln und Trompeten. Man behauptet, das Mittel wäre später von vielen seiner Collegen mit demselben Erfolg angewendet worden und noch jetzt cursirt das Wort: „Ich hole mein Bataillon" als einer von den aus der Belagerungszeit geerbten Witzen.

Wenige Tage nach Neujahr, als ich Abends das „Café de Madrid", das bekannte Rendez-vous der demokratischen Journalisten, in welchem aber damals lauter Uniformen zu erblicken waren, betrat, sprach mich der Zahlofficier (officier-payeur) des Bataillons (in Friedenszeiten ein Börsianer) mit den Worten an: „Morgen um sechs Uhr früh wird ausgerückt, ich und X. gehen als Quartiermeister voraus, wir haben einen Wagen bestellt; Du kommst doch mit?"

„Wohin geht es?"

„An die Marne zwischen Fontenay und Nogent."

„Ei", sagte ich, „eine allerliebste Gegend; gerade vor drei Tagen hat das Bombardement gegen diese Position begonnen und es wird immer wüthender."

„Nun", antwortete X., der Ordonnanzofficier des Obersten, welcher sich inzwischen zu uns gesellt hatte, „das ist uns eben recht, wir müssen uns an die Granaten gewöhnen."

Und so plauderten wir bis spät in die Nacht, was uns nicht hinderte, Punkt fünf Uhr auf den Beinen zu sein. Der Fiaker stand vor der Thür und wir machten uns auf den Weg. Die Boulevards waren noch in tiefes Dunkel gehüllt, lange schwarze Massen bewegten sich hin und her. Auf dem Trottoir lagerten Tausende in den malerischsten Stellungen. Es waren die commandirten Bataillone, welche sich auf dem Sammelplatz einfanden und auf das Signal zum Abmarsch warteten. Die bewaffnete Menge wuchs immer mehr und beim ersten Morgengrauen waren wohl 20,000 Mann versammelt. Der Wagen bewegte sich mühsam inmitten der Colonnen. Wir suchten zuerst ein Frühstück auf, dies war nicht leicht in der Belagerungsperiode und um sechs Uhr früh. Endlich fanden wir beim patriotischen Restaurateur und Bürgermeister Bonvalet eine gastliche Aufnahme und Bewirthung in Gestalt von Brod, Wein und einer jener Blechschachteln, welche in dem Andenken jedes Belagerten ewig fortleben werden; der Inhalt einer solchen Schachtel bestand in einem halben Pfund Rindfleisch zum bescheidenen Preise von acht Francs. Wir luden unsern Kutscher ein, diesen Belagerungsschmaus mit uns zu theilen. Der brave Mann war über diese Aufmerksamkeit so gerührt, daß

Digitized by Google

er eine geheimnißvolle Lade am Bock öffnete und daraus eine Pomadenschachtel zog, in welcher sorgsam ein Stück gefalzener Butter, damals das non plus ultra einer Delicatesse, hervorzog und nicht ruhte, bis wir diesen Leckerbissen gekostet hatten. Ganz sorgsam verschloß er die übrig gebliebene Butter und sperrte sie wieder ein, als ob es Gold wäre. Als es zum Zahlen kam, zog X. aus seinem Portefeuille eine Banknote, bemerkte aber dabei, daß er seinen Paßschirschein vergessen hatte. Ich erbot mich, mit dem Wagen mich nach seiner entlegenen Wohnung zu begeben und dort den Talismann, der uns die Thore der Stadt erschließen sollte, zu holen. Wozu den weiten Weg machen?" sagte er; „Garçon, geben sie mir Feder, Tinte und Papier." Als das Gewünschte bei der Hand war, schrieb er einfach: „Befehl, die Lieutenants M. und v. P. und ihren Secretair, die sich von Paris nach Nogent in Dienstangelegenheiten begeben, durchpassiren zu lassen, unterzeichnet der Oberst . . ."

„Wenn das den Leuten nicht genügt, so hole sie der Kuckuk, dann spielen wir eine Partie Karten und warten beim Thor bis die Mannschaft kommt."

„Ganz recht," antwortete mein Freund, der Zahlofficier, „Du erinnerst mich, daß ich nicht vergessen darf, Karten und Domino einzukaufen."

„Bist Du leichtsinnig!" meinte X., „daß Du so Etwas vergessen kannst. Was würde da draußen ohne Karten aus uns werden."

Glücklicherweise war es noch Zeit, diese Calamität abzuwenden und in einer nahen Tabakshandlung konnte das Spiel besorgt werden.

Bei der Zugbrücke von Vincennes angelangt, zeigte der Lieutenant X. den im Gasthaus improvisirten Paßschein vor; merkwürdiger Weise fand der wachthabende Offizier, welcher bei guter Laune war, diese Legitimation genügend und wir konnten unbehindert auf der großen Straße, die nach dem Fort von Vincennes führt, weiterrollen. Verödet und trostlos lag die Winterlandschaft vor uns. Es war eine grimmige Kälte, Schnee und Eis hatten überall die Wolfsgruben an beiden Rändern des Weges mit einer Eiskruste bedeckt; von menschlichen Wesen gewahrte man nur einige Holzdiebe, mit der Beschädigung der Aeste in dem einst so schönen Hölzchen von Vincennes beschäftigt. Hinter uns lag die Ringmauer und die gewaltige Stadt, dann und wann fiel ein Kanonenschuß oder es platzte eine Granate mit dumpfem Schall. Vor dem Schloß von Vincennes war es schon lebhaft. Die arabischen Reiter in rothem Burnus trabten auf ihren feurigen Rossen und der unvermeidliche Araber, den ich jedesmal auf demselben Platze während der ganzen Belagerung dieselbe Phantasie ausführen gesehen hatte, tummelte sich auch auf seinem Pferde. Aus dem Schlosse ertönten Trompeten- und Trommelsignale, Offiziere spazierten auf der Ringmauer und auf dem Thurm oben saß der Beobachter und explorirte mit dem Fernglas die in tiefen Morgennebel gehüllte Landschaft. (Forts. f.)

## Miscellen.

Aus Köln, 30. April, schreibt die dortige Zeitung: Im Dome wird sich die Zahl der Grabplatten über den Ruhestätten verstorbener kölnischer Erzbischöfe ehestens um eine vermehren. Nachdem nämlich das hochwürdige Metropolitan-Domcapitel seiner Zeit beschlossen, eine solche dem Andenken des Erzbischofs und Cardinalpriesters Johannes v. Geissel zu widmen und die Herstellung derselben nach ausgeschriebener Concurrenz dem Graveur und Kupferstecher Ch. B. Hilgers hierselbst zu übertragen, ist dieser letztere nunmehr mit seiner nahezu vierjährigen unausgesetzten Arbeit fertig geworden. Der Meister darf sich seines Werkes rühmen. Die Platte, ein beinahe 9 Fuß langes, 4 Fuß breites und 10 Centner schweres Bronce-Gußstück des Glockengießers Chr. Klaren in Siegler, ist nach einer Zeichnung unseres Mitbürgers, des Malers M. Welter, meisterhaft ausgeführt. Ihren mittleren Theil nimmt die in Lebensgröße und in reichlichen Ornate dargestellte Figur des Verstorbenen ein, deren Linimente, wie das ganze Werk, mit einem schwarzen Kitte ausgefüllt sind und in voller Wirkung hervor treten. Die in wenigen kräftigen Strichen wiedergegebenen Gesichtszüge sind ungemein ähnlich. Die Füße der Figur ruhen auf einem besetzten Drachen; eine Hand ist segnend aufgehoben, die andere hält den feingegliederten Krummstab. Eine Mitra bedeckt das Haupt. Der Hintergrund der Figur, ein schmuckreicher Teppich, findet seinen Abschluß in einem zierlichen Spitzbogen. Der hiedurch gegebene freie Raum in beiden Ecken ist durch Medaillonbildnisse der an ihren Emblemen erkennbaren Apostel Petrus und Johannes ausgefüllt. Ringsum läuft in gothischen, 5 Zoll hohen Buchstaben die Umschrift — Namen, Würden und Sterbetag des Cardinals angebend. Das Ganze ist mit Arabesken eingerahmt, die in den vier Außenecken durch Wappenschilder unterbrochen sind. Diese Wappen sind: Das päpstliche, das von Geissel'sche, das stadtkölnische und das des Metropolitan-Domcapitels.

---

Ueber den neu in Angriff genommenen Mosel-Canal, der in volkswirthschaftlicher Beziehung für Frankreich und Deutschland von sehr großem Interesse ist, werden der Bad. Landesztg. von einem in diesem Betreff wohlunterrichteten Correspondenten folgende Mittheilungen gemacht: Der Canal, in Frouard beginnend, woselbst er sich an den Rhein-Marne-Canal anlehnt, berührt die französischen Orte Frouard, Marbache, Belleville, Dieulouard, Blenod, Pont-a-Mousson, Vandières, Pagny und die jetzt deutschen Arnaville, Novéant, Ancy, Ars-sur-Moselle, Montigny und Metz. Die Strecke des Canals, der im Jahre 1869 begonnen wurde und jetzt bis Ars beinahe fertig ist, wird von drei französischen Unternehmern ausgeführt und soll bis August fertig sein. Diese Herren hatten jedoch die Arbeit so billig von der französischen Regierung übernommen, daß ihnen die deutsche Regierung Behufs tüchtiger Ausführung 10 pCt. des Uebernahmspreises mehr bezahlt. Bei der Citadelle von Metz wird der Canal bis an den Bahnhof geführt und daselbst ein Hafen errichtet, in welchem die Bahngüter gleich verladen werden können. Der Ausbau des Canals von Metz nach Diedenhofen ist noch nicht vergeben, da der Herr Kreis-Ingenieur Schlichting noch mit Untersuchungen beschäftigt ist, wird jedoch nach Beendigung dieser thatkräftig in die Hand genommen werden. Herr Schlichting sagt, daß man die Mosel selbst von Metz nach Diedenhofen als Wasserstraße, wie die in Aussicht genommene, nicht benutzen könne und ein besonderer Canal gebaut werden müsse. Metz selbst wird durch den Canal in baulicher Beziehung keine Aenderung erleiden, da man die beiden Moselarme als Canal benutzen wird, und soll die Tiefe des linken 2, die des rechten 1,60 Meter betragen. Damit die Brücken keine Veränderung erleiden, wird das Flußbett vertieft werden. Auf der ganzen Strecke des Canals hat man, nur die Strecke von Pont-a-Mousson abgerechnet, von Novéant bis unterhalb Ancy die Mosel als Fahrstraße benutzt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 57. Speyer, Dienstag, den 14. Mai 1872.

### Nur einen Tag Wahrheit.

Nach dem Englischen frei bearbeitet von H. v. Feltheim.

(Fortsetzung.)

„Für Ihre Pflicht hielten Sie es, mich zu melden? Und warum das?“ entgegnete Ellen dem jungen Manne, indem sie sich auf einem Fauteuil niederließ und Ralph mit einer Handbewegung aufforderte, neben ihr Platz zu nehmen.

„Der Unterschied in unserer Stellung“, erwiderte Ralph, „erlaubte mir nicht, meine Besuche bei Ihnen fortzusetzen.“

„Und warum, frage ich wieder? Ich sehe keinen Grund.“

„Ich würde für einen Fremden, für einen Eindringling in der Welt gegolten haben, die seit zwei Jahren die Ihrige ist.“

„Meine Welt, wie Sie es nennen“, erwiderte Ellen lachend, „ist dieselbe geblieben, die sie früher war.“

„Sie empfangen Familien und Personen, Miß High, die sich nicht freuen würden, in Ihrem Salon mit einem Commis zusammenzutreffen, der ihnen möglicher Weise ein paar Stunden vorher einige Ellen Band abgeschnitten hätte.“

„Dann würde nichts diese Personen und Familien zwingen, wiederzukommen“, entgegnete Ellen. „Was bin ich denn selbst? — Die Tochter eines armen Lehrers, die zufällig ein durch den Handel erworbenes Vermögen erbte. Ich habe für meine früheren Freunde und Bekannte meine ganze Sympathie und meine alte Anhänglichkeit bewahrt und suche den Umgang mit Höhergestellten nicht auf. Man kommt mir von dieser Seite entgegen, benimmt sich liebenswürdig und freundlich gegen mich — soll ich zuvorkommende Artigkeit mit Unhöflichkeit und Kälte zurückweisen? Ich empfange meine neuen Bekannten, wie es die gute Sitte erheischt, dafür verlange ich von ihnen, daß sie meine früheren Freunde, mit denen sie der Zufall in meinem Hause zusammenführen kann, respectiren.“

„Was Sie da sagen, Miß High, ist sehr schön“, entgegnete Ralph, aber, fügte er in seiner Aufrichtigkeit hinzu, „ich fürchte, es ist eine undurchführbare Theorie und glaube, daß die Anforderungen, die in Ihrer neuen Stellung an Sie gemacht werden, Sie zwingen, ihre alten Freunde hintanzusetzen!“

„Niemals!“ rief Ellen. „Aber warum“, fragte sie, „nennen Sie mich Miß High? Als wir zusammen in die Schule meines Vaters gingen, nannten wir uns einfach „Ralph“ und „Ellen“, und später in den Tagen meiner Noth blieben wir bei dieser Vertraulichkeit. Warum bin ich jetzt für Sie die Miß High? Wollen Sie denn, daß ich Sie Mr. Fielding nenne?“

„Nein, nein, nennen Sie mich Ralph!“ rief der junge Mann, dessen Stirne sich mit dunkler Röthe bedeckte.

„Dann nennen Sie mich „Ellen“, wie sonst“, entgegnete Miß High, „Ihre Freundin Ellen. Ja, Ralph, bleiben wir gute, aufrichtige Freunde, wie wir es immer waren. Seien Sie und Ihre Frau mein Bruder und meine Schwester! Ich habe gehört, daß Sie bald Hochzeit halten werden und es ist mir doppelt angenehm, daß Sie gekommen sind, weil ich ein kleines Hochzeitsgeschenk zusammengerichtet habe, welches ich Ihrer Braut zu geben wünsche.“

In diesem Augenblick ging die Thüre auf und ein Diener meldete: „Die Frau Marquise von Bedfort und Sir Edward Dorset.“

Fast gleichzeitig überschritten eine sehr pompös gekleidete ältliche Dame und ein langer dünnbeiniger, sehr blaß aussehender junger Mann die Schwelle des Salons. Ralph nahm seinen Hut und wollte sich empfehlen, aber Ellen hielt ihn zurück. „Nein, bleiben Sie“, bat sie leise, aber dringend. „Wir sahen uns so lange nicht mehr, als daß ich Sie schon gehen lassen könnte. Ich habe Ihnen so viel zu sagen. Ich bitte, bleiben Sie, bis sie fort sind.

Ralph gehorchte und zog sich, nachdem er die beiden Eintretenden mit einer stummen Verbeugung gegrüßt hatte, in eine Fensternische zurück, wo er einige Photographie-Albums durchblätterte, um sich mit etwas zu beschäftigen.

Die Frau Marquise von Bedfort, die Mutter des jungen Mannes, von dem sie begleitet wurde, umarmte sie, und drückte ihr mit einer Innigkeit die Hände, die wenigstens mit großer Virtuosität geheuchelt war, wenn sie nicht wirklich von Herzen kam. Letzteres bezweifeln zu dürfen, lag sehr nahe, da die Marquise, eine Dame vom ältesten Adel Englands, als ungemein stolz bekannt war.

Digitized by Google

Mit Vergnügen bemerkte Ralph, der als aufmerksamer Beobachter sich nichts entgehen ließ, daß Ellen die ostensible Zärtlichkeit der hochgebornen Frau Marquise sehr hoch aufnahm.

Sir Edward, ein abgelebter, junger Mann, der um zehn Jahre älter aussah, als er in Wirklichkeit war und jene Blasirtheit zur Schau trug, welche die Folge eines schnell genossenen Lebens ist, gab sich alle Mühe, gegen Miß High eine nicht minder zuvorkommende Aufmerksamkeit an den Tag zu legen, als seine Mutter. Die Conversation drehte sich um Bälle und Concerte, die der junge Adel gab, wobei die Frau Marquise die junge Miß wegen ihrer zurückgezogenen Lebensweise mit den schmeichelhaftesten Vorwürfen überhäufte. Schließlich nöthigte sie ihr eine Einladungskarte zu einer großen Soirée auf, die in der nächsten Woche bei Lord Windham stattfinden sollte. Dann empfahlen sich Mutter und Sohn, indem sie noch unter der Thüre in verbindlichster Weise Ellen wiederholt ihrer Hochachtung und Zuneigung versicherten und den Wunsch aussprachen, sie für die große Welt zu gewinnen.

„Nun, was sagen Sie zu diesem Besuche?“ fragte Ellen, als sie mit Ralph wieder allein war.

„Ich denke, daß die Artigkeiten der Frau Marquise und ihres Herrn Sohnes irgend eine geheime Absicht — einen wichtigen Grund vermuthen lassen“, erwiderte Ralph.

„Welche Absicht, welcher Grund wäre dies?

„Vielleicht eine Speculation auf Ihr Geld, liebe Ellen, sonst würde eine so stolze, so hocharistokratische Dame, eine Bedfort, wohl schwerlich ihr Haus betreten“, entgegnete Ralph mit bewunderungswürdiger Aufrichtigkeit.

„Nun, Ihre Vermuthung ist gerade nicht die schmeichelhafteste“, sagte Ellen lachend. „Was beweist Ihnen“, fügte sie hinzu, indem sie sich scherzweise in die Brust warf, „daß es nicht meine persönlichen Vorzüge sind, welchen ich das Wohlwollen der Frau Marquise zu danken habe?“

„Ihre persönliche Vorzüge dürften noch zehnmal größer sein, liebe Ellen, so würde eine Bedfort keine Notiz davon nehmen, wie Sie noch Stunden geben mußten, und nicht eine Millionärin waren, das wissen Sie selbst so gut, wie ich“, erwiderte Ralph. „Ihr großes Vermögen macht, daß die Frau Marquise über Ihre dunkle Herkunft eine Auge zudrückt und daß sie dies thut, beweist irgend eine verborgene Absicht.“

„Sie sind von einer seltenen Offenheit, Ralph“, murmelte Ellen, leicht erröthend, „aber welche Absicht könnte sie haben?“

„Sollten Sie dies nicht längst errathen haben? Sir Edward Dorset, der zweitgeborene Sohn der Marquise, steckt bis über den Hals in Schulden. Seine Passiva sind so beträchtlich, daß seine Mutter die Mittel zu ihrer Deckung nicht mehr aufzutreiben weiß. Was könnte demnach der Marquise willkommner sein, als eine reiche Schwiegertochter? Nun bildet sie sich ein, daß eine Person ohne Rang und Familie sich ungemein glücklich schätzen und geehrt fühlen muß, wenn ihr Gelegenheit geboten wird, sich mit ihrem Gelde einen Mann von dem Range und der Familie Sir Edward Dorset's erkaufen und sich zu einer Lady erheben zu können, obschon, nebenbei bemerkt, mit diesem Titel keine Mittel verbunden sind, da Sir Edward als Zweitgeborener von den großen Besitzungen der Familie Bedfort nicht eine Scholle Erde zu beanspruchen hat.“

„Wenn aber heute Lord Alphons Bedfort, sein Bruder, die Augen zudrückt, so geht die Grafschaft auf Sir Edward über“, entgegnete Miß Ellen, „und somit wäre immer die Möglichkeit gegeben, daß ich eine wirkliche Lady würde, wenn ich Sir Edward heirathen wollte. Glauben Sie nicht“, fügte sie scherzend hinzu, „daß mich die Würde einer Pairsgattin sehr glücklich machen würde?“

„Nein,“ erwiderte Ralph mit Bestimmtheit, „ich glaube es nicht; denn Sir Edward wäre sicher der Erste, der Sie daran erinnern würde, daß Sie die Tochter eines armen Schullehrers sind.“

„Bei Gott, Ralph, ich weiß nicht, was ich mehr an Ihnen bewundern soll, Ihre Artigkeit oder Ihr prophetisches Sehvermögen“, rief Ellen etwas gereizt.

„Meine Worte klingen unhöflich, ich weiß es“, erwiderte Ralph, „aber Sie fragen mich und ich antworte nach meiner Ueberzeugung.“

„Sie finden also einfach, daß ich zu gering bin, um in diese Familie zu passen“, entgegnete Ellen. „Wie es scheint, denkt aber Lady Bedfort anders, sonst würde, vorausgesetzt, daß sie mich ihrem Sohne zugedacht hätte, ihre Wahl nicht gerade auf mich gefallen sein.“

„Für jüngere Söhne sind Millionärinnen nicht so leicht zu bekommen, und man muß sie nehmen, wo man sie findet“, erwiderte Ralph.

„O, Sie übertreffen Sich selbst und fangen an, beleidigend zu werden“, rief Ellen. „Aber gesetzt auch, man fände mich eben nur gut genug für den zweiten Sohn, so würde ich doch zur Familie gehören und die stolze Lady Bedfort müßte mich als ihre Schwiegertochter anerkennen.“

„Das müßte und würde sie“, gestand Ralph zu, „aller Wahrscheinlichkeit nach aber so zu sagen unter vier Augen“, fügte er hinzu. „Während der Saison, wenn die Familie in London wäre, würde man Sie auf ärztliches Anrathen unter dem Vorwande, daß Sie die Stadtluft nicht ertragen können, einsam auf irgend einem entlegenen Schlosse zurücklassen. Sobald aber nach Ablauf der Saison die hohe Verwandtschaft endlich wieder auf's Land, nachdem Sir Edward, Ihr Herr Gemahl, einige Tausende von Ihren Millionen in seinen Clubs verspielt und beim Derbyrennen verwettet hätte, dann sreilich würde man Sie im engen Familienkreise um sich dulden und für die nicht mite gemachten Bälle dadurch zu entschädigen suchen, daß man Ihnen vielleicht gestatten würde, mit dem Hausdicar an langen Winterabenden Schach oder eine Partie Piquet zu spielen.“

„Was Sie mir da sagen ist, gelinde ausgedrückt, sehr unzart, lieber Ralph“, entgegnete Miß Ellen, der

Digitized by Google

dieses Prognostikon ernstlich zu mißfallen schien. „Warum sagen Sie mir so unerquickliche Dinge?“

„Für's Erste, weil es die Wahrheit ist und dann, Ellen um Sie zu retten, wenn es nicht schon zu spät ist — um Sie von einem Schritte abzuhalten, den Sie in kürzester Zeit bereuen würden.“

„Sehen Sie mich wirklich in Gefahr?“

„Ja,“ erwiderte Ralph.

„Wie so?“

„Weil Ihr Benehmen gegen die Marquise und ihren Sohn zu verrathen schien . . .“ Ralph stockte.

„Was schien es zu verrathen?“

„Daß die Eitelkeit Sie zu blenden, daß Ihr richtiger Takt sie verlassen zu wollen scheint.“

„Das ist stark, Ralph,“ rief Ellen, sich von ihrem Fauteuil erhebend, „eine so harte, so liebiose Beurtheilung aus Ihrem Munde, Ralph — ich hätte das nicht von Ihnen erwartet.“

Auch Engel können die Geduld verliren, wenn man ihnen so consequent, wie Ralph Dinge ins Gesicht sagt, die eben nicht sehr angenehm zu hören sind. Als Ralph den Unwillen der Miß sah, wurde er bleich wie der Tod, denn der angebeteten Ellen mißfallen, war ihm ein entsetzlicher Gedanke.

„Sie fanden mein Betragen also taktlos?“ rief Ellen, indem sie nach zwei oder drei Gängen, die sie durch das Zimmer gemacht hatte, vor ihm stehen blieb.

Ralph hätte lieber sein Herz mit einem glühenden Dolche durchbohren, lieber das ganze Haus über sich zusammenstürzen lassen, als diese Frage beantworten mögen, allein es half ihm nichts, er mußte die Wahrheit sagen und so sagte er entschlossen: „Ja, Ellen, ich finde es taktlos — dieß ist das Wort, welches genau meine Gedanken ausdrückt. Ich weiß kein schicklicheres, um das zu bezeichnen, was mir in Ihrem Benehmen gegen die Marquise Bedfort und ihren Sohn mißfällt.“

Ellen durchmaß aufs Neue und mit hastigen Schritten ihren Salon. Sie suchte ihren Zorn niederzukämpfen und es gelang ihr dieß wenigstens so weit, daß sie ihrem allzu aufrichtigen Freunde nicht die Thüre wies.

Ralph nahm von selbst seinen Hut und schickte sich an, zu gehen.

„Miß High“, sagte er, „ich habe es mir nur selbst zuzuschreiben, wenn ich in Ihren Augen ein Mensch ohne Erziehung und von empörender Rohheit bin, denn ich habe Ihnen seit einer halben Stunde nur die derbsten Beleidigungen gesagt. Was ich sagte, war freilich gut gemeint, aber ich hatte kein Recht zu solch einer Sprache und so fühle ich, daß Ihnen meine Gegenwart lästig fallen muß. Leben Sie wohl, Miß, verzeihen Sie mir — aber befolgen Sie meinen Rath und lassen Sie sich von den falschen Höflichkeiten der Marquise nicht bethören.“

Nach diesen Worten eilte Ralph mit einem Gefühle im Herzen, als wenn er von einem Engel aus dem Paradiese vertrieben würde, dem Ausgange zu.

(Fortsetzung folgt.)

## Wie es bei den französischen Vorposten herging.

### Erinnerungen eines Pariser Belagerten.

(Fortsetzung.)

Das Bombardement hatte inzwischen zugenommen, die Kanonenschüsse folgten immer rascher und bald wurde das Zischen der Granaten für unser Ohr vernehmbar. Unser Kutscher wurde schon besorgt.

„Es ist nicht meinetwegen“, meinte er, „ich bin ein alter Troupier; aber meine arme Cocotte kann scheu werden.“

Wir thaten unser Bestes, um den Mann zu beruhigen und suchten ihm beizubringen, daß sein edles Roß ja ohnehin nicht lange mehr auf dieser Welt zu wandeln bestimmt wäre; daß es bald von dem Schicksal in Gestalt des Schlächtermessers ereilt werden würde, und daß ein glorreicher Tod von Feindeshand dem vulgären Hinschlachten vorzuziehen sei. So langten wir vor dem Landhause, welches der Divisionsstab bewohnte, an. In einem elegant möblirten Salon waren die Herren Ordonnanzofficiere mit ihrer Toilette eifrigst beschäftigt. Ein junger Capitain studirte eine Frisur mit dem ganzen Ernst, welchen das Lesen einer Landkarte oder ein strategisches Theorem erfordert hätten. Ein Zweiter schien sehr mißgestimmt, weil der zu breite Kragen nicht in die richtige Stellung gebracht werden konnte. Ein Anderer saß in der Ecke auf dem Boden und schien nachzusinnen, als wäre er beschäftigt, den Plan Trochu's zu enträthseln; aber er war einfach bei der Arbeit, seine Schnallstiefel in Ordnung zu bringen. Der Eintritt zweier Nationalgardisten und eines Civilisten war den Herren eben nicht willkommen und sie widmeten all' ihre Aufmerksamkeit und ihre Blicke dem Kamm, dem Spiegel, dem Stiefel. Glücklicherweise gesellte sich ein Vierter zu uns, dessen Toilette schon beendigt war und dem daher für Liebenswürdigkeit Zeit übrig bleiben konnte; er bat uns zu warten. Er war sogar höflich genug, uns einen Platz am lodernden Kaminfeuer anzubieten. Brummend machte uns der fristende Stabsheld ein wenig Platz, der stiefelschnürende aber drehte sich um und warf uns einen wilden Blick zu, dem wir mit Lächeln begegneten. Der Gegensatz und die Rivalität zwischen regulärem Militär und Nationalgardisten trat hier hervor und wir sollten Beides später wiederfinden. Der General ließ uns durch einen Officier melden, wir hätten uns zum Brigadecommandeur in Nogent zu begeben und dort die weiteren Befehle abzuwarten. Der Officier wandte sich zu seinen Kameraden: „Einer von Ihnen soll die Herren begleiten.“

„Ich habe sehr viel zu thun“, sagte der Capitän, dem es gelungen war, die regelrechte Scheitelabtheilung durchzuführen.

„Ich bin ja noch nicht angezogen“, meinte der Zweite und zerrte an seinem rebellischen Halskragen. So mußte denn der Dritte sich opfern; er bat, nur seine letzte Schnalle zuschnüren zu dürfen, befestigte

Digitized by Google

noch ein Paar riesige Sporen an seine Stiefel, nahm die Reitpeitsche in die Hand und zeigte uns den Weg.

Der Weg von Fontenay nach Nogent war kein weiter, dafür aber höchst unsicher, da er hinter der Festung von Nogent sich hinzieht, welche der preußischen Artillerie als „Zielscheibe“ diente. Nogent ist eine allerliebste Ortschaft; sie besteht aus lauter Villen und Landhäusern von verschiedener Bauart, in denen wohlhabende Pariser die Sommerfrische zu genießen pflegen. Die Marne schlängelt sich der Ortschaft entlang und ihre grünen Wellen eignen sich vorzüglich für die von den Parisern so beliebten Ruderfahrten. Eine Menge Wirthshäuser mit Lauben und Gärten, im Winter gesperrt, bieten im Sommer, wo sich hier ein lebhaftes, manchmal sogar übermüthiges Treiben entwickelt, dem ermüdeten Wanderer Speis' und Trank für gute Worte und viel Geld. Die im Styl der Schweizerhäuser gebauten Wirthshäuser befinden sich in besonders großer Zahl auf einer kleinen Insel, welche durch eine Theilung der Marne in zwei Arme gebildet ist und ihrer schönen Lage, vielleicht auch des Cultus halber, der hier stets der Schönheit gewidmet wurde, die Schönheitsinsel heißt. Durch diese Insel, welche mit dem Festland durch kleine Pontonbrücken verbunden war, lief die äußerste Vorpostenkette, die niedlichen Schweizerhäuschen waren in Wachtlocale umgewandelt; diese waren vollständig ausgeleert und es fehlten sogar die Dielen und Fensterrahmen; die Bäume, deren Schatten einst so manches liebende Paar aufgesucht hatte, lagen gefällt auf dem Boden; überall war die rauhe Hand des Krieges zu verspüren.

Das Dorf Nogent diente der Vorpostenkette als Soutien; in den Landhäusern waren die Reservemannschaften cantonnirt, während die Compagnien eine die andere alle zwölf Stunden wieder von der Stelle ablösten. Jenseits des Flusses, einige hundert Meter entfernt, standen die deutschen Vorposten, und vor uns breitete sich das hügelige Schlachtfeld von Villiers und Champigny aus, wo so viele Tausende verblutet waren. Die Höhen waren mit den deutschen Werken versehen, welche mit verzweifelter Regelmäßigkeit Tod und Verderben gegen die diesseitigen Stellungen schleuderten.

Von unserm Ordonnanzofficier begleitet, der sich schließlich in seinen Reiterstiefeln zurecht gefunden hatte und daher auch nicht mehr so mürrisch dreinsah, maßen wir die übrigens wohlbekannte Gegend mit einem Blick und langten bald an unserm Bestimmungsort, der Brigadecommandantur, an. Hier sah es viel einfacher und militärischer aus, als beim Divisionscommandeur. Man erblickte keine sich schniegelnden Gecken im Waffenrock, wie im Corset, eng geschnürt; ein Unteroffizier schrieb in einem einfachen Hefte, ein ältlicher Hauptmann begrüßte uns freundlich; bald trat der General selbst ein, eine markige Gestalt mit ungezwungenem Benehmen und gewinnendem Wesen. Er war erst vor Kurzem avancirt und liebte es, zu erzählen, wie er als einfacher Soldat mit dem Sack auf dem Rücken und Gewehr auf der Schulter in den Krieg ausgezogen war und wie er sich so gut „herausgebissen“ hätte.

„Hier“, sagte er ohne weitere Complimente, „ist das Verzeichniß der Häuser, die Ihnen zum Cantonnement angewiesen sind, lauter hübsche, gemüthliche Wohnungen. Es kommen vierzig bis fünfzig Mann auf ein Haus, von unserem lamen hundert Mann hinein, aber die Herren von der Nationalgarde lieben die Bequemlichkeit. Ueberwachen Sie die Einquartierung recht genau und wenn Jemand sich etwa sträubt, Ihnen die Häuser zu übergeben, nehmen Sie nicht Anstand, Gewalt zu brauchen. Sie würden gut thun, nachzusehen, wo es Keller gibt; denn die Kerle da drüben (und er zeigte nach den deutschen Batterien) fangen an ernst zu pfeffern. Das ist die einzige Unannehmlichkeit Ihres Landsitzes; aber man gewöhnt sich schon daran. — Noch Eins“, fügte er bei, „ich bin ein guter Kamerad und spaße dann und wann nicht ungern; aber was den Dienst betrifft, habe ich einmal Begriffe, die heute eigenthümlich erscheinen. Ich nehme meine Aufgabe ernst, und habe das Handwerk in Africa und in der Krim erlernt; verstehen Sie es, so bleiben wir gute Freunde, wenn nicht, so scheere sich die ganze Nationalgarde zum Teufel. Damit Basta. Leben Sie wohl, meine Herren.“

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

**Wien**, 7. Mai. (Ebergenyi.) Die in Wiener Blättern vor einigen Tagen aufgetauchte Nachricht von der Ueberführung der Straßejangenen Julie Ebergenyi in eine Irrenanstalt wird heute von der officiösen „Oesterr. Corresp.“ bestätigt. Der Irrsinn der Ebergenyi ist nach mehrwöchiger Beobachtung im Beobachtungszimmer constatirt worden. Von psychologischem Interesse ist, wie die genannte Correspondenz zu berichten weiß, der Umstand, daß nach höchster Wahrscheinlichkeit der Irrsinn längere Zeit simulirt worden, und die Simulation erst vor einigen Monaten in wirkliche geistige Störung übergegangen ist. Ebenfalls sehr wahrscheinlich ist es, daß den entschiedenen Impuls zu dem Ausbruche des Irrsinns die im Verkehr mit Verwandten erlangte Kenntniß von dem Tode Chorinsky's gegeben hat. (T. B.)

## Anagramm.

Ein frischer Lenz in's müde Alltagsleben,
Ein endlich Schau'n, was Phantasie nur schuf,
Bin ich dem Sterblichen zur Lust gegeben,
Wohl Manchem zum beschwerlichen Beruf.
Was säumt Dein Fuß an liebgewordner Schwelle?
Das Leben zeig' ich Dir im Farbenkleid,
Am Uferrande harrt die Flucht'ge Welle,
Die Lüfte selbst sind meinem Dienste bereit.

Gelingt es Dir, die Zeichen gut zu mischen,
Dann stammt' ich aus dem alten Fabelreich,
Zwar laur' ich nimmer hinter Fels und Büschen,
Doch bleibet meines Liedes Macht sich gleich:
Dem Einen tönt es aus dem Klang des Goldes,
Dem Andern aus dem klirrenden Pocal,
Dem singt's ein üppig Weib, ein holdes,
Und Jenen lockt es zu dem leckern Mahl.

**Auflösung der Charade in Nr. 55:**
Elfenbein.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 58. Speyer, Donnerstag, den 16. Mai 1872.


## Nur einen Tag Wahrheit.

Nach dem Englischen frei bearbeitet von **H. v. Fellheim.**

(Fortsetzung.)

VII.

Ralph hatte die Thüre noch nicht erreicht, als ihm Ellen mit energischer Stimme ein gebieterisches Halt zurief, welches seine Schritte hemmte. Er blieb an der Thüre stehen, während Ellen mit sichtlicher Anstrengung ihren Stolz bekämpfte, den ihr Jugendfreund so schonungslos verletzt hatte.

„Es ist bitter und erfordert einen hohen Grad von Selbstverläugnung, sich solche Dinge sagen zu lassen", murmelte sie, „aber", fügte sie mit heroischer Selbstüberwindung hinzu, „was Sie sagten, war die Wahrheit."

Sie warf sich auf ein Sopha und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. So blieb sie einige Secunden. Endlich ließ sie ihre Hände sinken und da sie sah, daß Ralph wie in Stein verwandelt, noch immer auf derselben Stelle unbeweglich dastand, bat sie ihn, näher zu treten und ihr gegenüber Platz zu nehmen.

„Ralph", hub sie mit einer leise zitternden Stimme an, „es wäre Unrecht von mir, Ihnen wegen der Aufrichtigkeit, mit der Sie mir Ihre Meinung sagten, zu zürnen, denn ich habe Ihnen für die Lection, die Sie mir gaben, nur zu danken."

„Ellen, wenn Sie eine Ahnung hätten, wie wehe es mir that, Ihnen die Wahrheit zu sagen", stammelte Ralph.

„Ich weiß es", entgegnete die Miß, „ich sah Ihnen an, wie schwer es Ihnen fiel und es war ein Beweis echter Freundschaft, daß Sie es thaten. Es ist doch ein eigenes Ding um die Wahrheit. Sie, der Sie sie mir sagten, litten dabei, wie wenn man sie Ihnen durch die Folter entrissen hätte, und ich, die sie hörte, fühlte mich so gedemüthigt und bis in das Innerste meiner Seele verletzt, daß ich Ihnen einen Augenblick sogar recht böse sein konnte. Aber ich danke Ihnen, Ralph, ich danke Ihnen", wiederholte sie, „und ich verlange von Ihnen, daß Sie stets so aufrichtig gegen mich sein wollen."

„Ich verspreche es Ihnen, Ellen", erwiderte Ralph, indem er ihre Hand ergriff und mit Ehrfurcht und Zärtlichkeit küßte.

„Es ist nicht zu läugnen", fuhr Miß High fort, „daß mich diese Marquise durch ihre Artigkeit für sich gewinnen zu wollen scheint. Mit meinen Gegencomplimenten mußte ich einem Charakter, wie der Ihrige, mißfallen. Aber ziehen Sie daraus keinen falschen Schluß. Ich bin keine Schmeichlerin geworden und buhle nicht um die Gunst der Vornehmsten; am allerwenigsten hätte ich aber je daran gedacht, dem Sir Dorset meine Hand zu geben."

„Wer weiß es, wie es noch gekommen wäre, wenn ich Ihnen nicht die Augen geöffnet hätte", erwiderte Ralph.

„Jedenfalls bin ich entschlossen, mich gegen die Marquise zurückhaltender zu benehmen", versprach Ellen. „Aber nun lassen Sie uns davon abbrechen und auf das zurückkommen", fügte sie hinzu, „worin wir durch diesen Besuch gestört wurden." Mit diesen Worten zog sie ein in ihrer Nähe stehendes Tischchen von Ebenholz zu sich heran, auf dem ein kostbares Schmuckkästchen stand, aus dem sie verschiedene sehr werthvolle Bijouterien herausnahm und vor Ralph ausbreitete.

„Sehen Sie hier", sagte sie, „was ich für Ihre Braut bestimmt habe. Sie werden nun so freundlich sein, lieber Ralph, ihr das Kästchen mit diesen Sachen in meinem Namen als Hochzeitsgeschenk zu übergeben. Sagen Sie ihr, daß ich sie bitten lasse, es als ein kleines Andenken an diejenige anzunehmen, die so glücklich ist, die älteste Freundin ihres Bräutigams zu sein."

Ellen's Stimme war sehr unsicher, als sie so sprach und ihre Hände zitterten, als sie die Schmuckgegenstände wieder in das Kästchen legte.

Ralph sah sie an. Es entging ihm nicht, wie bewegt sie war und unwillkürlich überkam ihn gleich einer unbestimmten Ahnung ein seltsames Gefühl von Glück, welches er sich selbst nicht zu erklären wagte.

„Ich danke Ihnen, theuerste Ellen, für Ihre freundliche Absicht", sagte er, während er das stürmische Pochen seines Herzens vergeblich niederzuhalten suchte; „aber für Ihre Geschenke gibt es keine Empfängerin, denn Gott Lob", fügte er hinzu, „ich habe keine Braut mehr."

Digitized by Google

„Wie, Sie haben keine Braut mehr? Und Gott Lob sagen Sie?“ rief Ellen überrascht. „Ich glaubte . . . man hatte doch . . . es wurde mir auf das Bestimmteste versichert, daß Sie sich demnächst mit Lucy Dreamer vermählen werden.“ Ellen wechselte die Farbe und drückte, wie um einen Krampf zu stillen, die Hand auf ihre Brust.

„Wir waren verlobt“, erwiderte Ralph, „haben aber gegenseitig unser Verhältniß wieder gelöst.“

Ellen gerieth in eine solche Verlegenheit und war so erstaunt, daß sie im ersten Augenblick gar keine Antwort zu geben vermochte. Endlich gelang es ihr, sich zu fassen.

„Sie hatten ohne Zweifel einen kleinen Streit“, sagte sie mit einem erzwungenen Lächeln, „wie er unter Verliebten zuweilen vorkommt, und Sie werden sich wieder aussöhnen.“

„Nie mehr, Ellen, nie mehr!“ erklärte Ralph auf das Bestimmteste.

„O, Sie sagen das nur, weil Sie Ihrer Braut noch zürnen“, entgegnete Ellen, „Sie sehen aber ganz unglücklich aus und müssen es auch sein. Und Miß Dreamer, bin ich gewiß, härmt sich in diesem Augenblicke ganz entsetzlich ab und vergießt die bittersten Thränen.“

„Nein, das thut sie sicherlich nicht. Es ist im Gegentheil anzunehmen, daß sie sehr vergnügt darüber ist, sich einer Verbindlichkeit enthoben zu sehen, die ihr nie angenehm war“, versicherte Ralph.

„O, glauben Sie das nicht“, rief Ellen. „Lassen Sie mich, Ihre alte Freundin, Ihre Schwester, den Frieden zwischen Ihnen wieder herstellen.“

„Nicht um alle Schätze der Welt“, entgegnete Ralph entschieden. „Ich möchte um keinen Preis ein Verhältniß anknüpfen, dessen Lösung ich nur für ein Glück halten kann.“

„Sie setzen mich in das größte Erstaunen. Wie ist dies nur so gekommen? Ich hoffe, Ralph, daß nicht Sie zuerst ihr Wort zurücknahmen?“ fragte Ellen mit großem Interesse.

„Nein“, erwiderte Ralph. „Miß Dreamer hat durch ihr Betragen heute Morgen uns Beiden, ihr und mir, die traurigen Folgen eines Irrthumes erspart, in welchem wir uns hinsichtlich unserer wahren Gefühle befanden und der ihr und mein Glück auf immer zerstört hätte.“

„Haben Sie ihr Grund zu einer Klage gegeben?“

„Nicht den geringsten.“

„Aber wie kam es denn zum Bruche?“

„Weil sie mich nie geliebt hat.“

„Und wie machten Sie diese Entdeckung?“

„Als sie erfuhr, daß mein Onkel mich enterbt und daß ich aus dem Geschäfte entlassen bin, sagte sie mir's selbst.“

„Von Ihrem Onkel enterbt?“ . . . Sie?“ rief Ellen ganz verblüfft.

„Ja“, erwiderte Ralph, der nun der Reihe nach erzählte, was er Alles im Laufe dieses Vormittags erlebt hatte. „Sie sehen also, liebe Ellen, wie das Herz der Miß Dreamer beschaffen ist. Sie öffnete mir selbst die Augen und ich erkannte nicht nur, daß sie sich bisher blos von Eigennutz leiten ließ, sondern auch — worüber ich selbst staunte — wie schwach das Gefühl in meinem Herzen wurzelte, durch welches ich mich zu ihr hingezogen fühlte. Statt mich also zu bedauern, Ellen, müßten Sie mir vielmehr zu einer Trennung Glück wünschen, die mir eine unglückliche Zukunft erspart hat. Wie Sie, liebe Ellen, werde auch ich unverheirathet bleiben, wenigstens bin ich vorläufig, Gott sei Dank, frei.“

Es entstand jetzt eine Pause, von mehreren Secunden, dann schauten, wie von gleichem Instinkte geleitet, Beide auf und es begegneten sich ihre Blicke.

„Ralph“, sagte Ellen leise, „Sie haben versprochen, mir immer die Wahrheit zu sagen — auf jede Frage offen und aufrichtig zu antworten. Wer ist die Glückliche, von der Sie Ihrer Braut erzählten, wer ist Diejenige, der Sie einen so schönen Altar in Ihrem Herzen errichtet haben und die Sie, ohne es sich selbst zu gestehen, so wahr und innig lieben?“

Ralph empfand bei dieser Frage einen fast unwiderstehlichen Drang, sich der Miß zu Füßen zu stürzen. Nur mit Gewalt hielt er sich zurück.

„Ach, Ellen“, murmelte Ralph, jene Glückliche, wie Sie sie nennen, steht so hoch über mir, sowohl in geistiger Beziehung, als hinsichtlich der Stellung, die sie in der Welt einnimmt.“

„Ihr Name . . . . sagen Sie mir ihren Namen!“

„Es ist der Ihrige“, stammelte Ralph, indem er sich vor Ellen auf die Kniee warf und sein Gesicht tief zu Boden neigte.

Ellen beugte sich zu ihm herab und mit ihren Lippen fast sein Ohr berührend, flüsterte sie leise, indem sie ihren Arm um seinen Hals schlang: „Und wenn Ellen längst gleiche Gefühle in ihrem Herzen für Sie gehegt hätte — wäre Ihnen dies eine Entschädigung für all' Ihre Verluste von heute?“

„O, wäre es möglich?“ rief der junge Mann mit zitternder Stimme.

„Es ist so, Ralph“, sagte flüsternd Miß High, indem sie ihn zu sich emporzog und den ersten Kuß auf seine Stirne drückte. Wie es für die schäumenden Fluthen eines Stromes, der seine Dämme durchbricht, keine Schranken mehr gibt, die das entfesselte Element hindern, sich nach allen Richtungen zu ergießen, so kannte Ralph jetzt keine Zurückhaltung mehr und hingerissen von enthusiastischer Dankbarkeit und seliger Begeisterung überließ er sich ganz den stürmischen Regungen seiner Liebe, die er mit so feurigen Worten schilderte, wie nur eine aus dem tiefsten Herzen geschöpfte Beredsamkeit sie einzugeben vermag.

Ihrerseits versicherte ihm Ellen, daß ihre Liebe zu ihm ihr Herz schon ausgefüllt habe, als sie noch Kind war, daß sie bis zur Stunde nie aufgehört habe ihn zu lieben und daß sie nur deßhalb ihre Gefühle vor ihm verborgen habe, weil zur Zeit ihrer Armuth eine Verbindung zwischen ihnen unmöglich gewesen sei, und er, als sie reich geworden, bereits mit Miß Dreamer ein Verhältniß angeknüpft habe.

Digitized by Google

Dies Alles theilte sie ihm aufrichtig, ohne Zurückhaltung, der Wahrheit gemäß mit, wobei sie sich gegenseitig gelobten, sich überhaupt nur immer die Wahrheit und nichts als die Wahrheit sagen zu wollen, weil es ja blos die Wahrheit war, der sie es zu danken hatten, daß ihnen jetzt das Glück mit seinem freundlichen Lächeln winkte.

„Ja, es lebe die Wahrheit!“ rief Fielding, als er endlich nach mehreren Stunden, die er bei Ellen im süßen Austausche der zärtlichsten Geständnisse und süßesten Empfindungen verlebt hatte, den Omnibus von Streatham bestieg, um wieder nach London zurückzufahren, „es lebe die Wahrheit, denn nur ihr verdanke ich mein Glück! ....“

(Fortsetzung folgt.)

## Wie es bei den französischen Vorposten herging.

### Erinnerungen eines Pariser Belagerten.

(Fortsetzung.)

Abermals machten wir uns auf den Weg, um die bezeichneten Wohnungen in Augenschein zu nehmen. Für den Regiments- und Bataillonsstab war eine prächtige Villa mit Garten, großem Park, Springbrunnen, Wagenschuppen, Stall und allem Zubehör angewiesen. Diese fürstliche Residenz war die Sommerwohnung eines Millionärs, der sein Vermögen in dem Knopfhandel erworben hatte; wir wurden von dem Verwalter empfangen. Dieser theilte uns mit, daß die besten Zimmer von den Francstreurs in Beschlag genommen seien; es wurde Kriegsrath abgehalten und wir beschlossen einmüthig, die Herren höflich, wenn es ging, im Nothfall aber zum Fenster hinauszuspediren.

In dieser nichts weniger als kameradschaftlichen Stimmung betraten wir den reichverzierten und vergoldeten Salon. In einem großmächtigen Fauteuil von Sammet saß der Hauptmann der Francstreurs und an seiner Seite ein Unteroffizier, sein „Secretär“ (einen solchen hat hier jeder französische Officier). Der Tisch war wohlbesetzt, aber unsere Blicke fesselte gleich beim Eintritt ein großer, schwerer Hollandskäse. Da prangte er auf einem Porzellanteller so einladend und für den Gaumen so verführerisch!

Man bedenke doch! Seit zwei und einem halben Monat war in ganz Paris kein Käse mehr aufzutreiben gewesen; in den feinsten Restaurants durfte dann und wann sich ein Stammgast glücklich schätzen, mittelst hoher Protection gegen Dank und sehr theures Geld eine mikroskopische Probe dieses kostbaren Products auf den Dessertteller zu bekommen. Wer kein Millionär war, mußte denselben ganz entbehren und man muß die Gewohnheiten der Pariser, von den untersten Schichten bis ganz oben hinauf, beim Gast der Crêmerien*) angefangen bis zum Habitué des Cafés riche kennen, um die Bedeutung und die Härte dieser Entbehrung zu begreifen. Und während drinnen ein Viertelpfund von dieser Wohlthat zu einer Mythe geworden war und Jeder, der glücklich genug war, sich rühmen zu dürfen: „Ich hatte heute Käse zu meinem Dessert“ mit Bewunderung und Neugierde betrachtet wurde, saßen hier im Lager inmitten der Entbehrungen zwei Menschenkinder und hatten bei neun Pfund Käse (ein Capital von zweihundert bis zweihundertfünfzig Francs) vor sich und schienen sich nicht im Mindesten bewußt, welche Superiorität sie in diesem Augenblick über ihre belagerten Mitbürger genossen!

Ehrfurchtsvoll näherten wir uns und dachten: „Nein, Die, welche über solche Schätze verfügen, können wir nicht ... hinauswerfen“, — und als der Capitän uns ganz herzlich und ungezwungen einlud, mitzuhalten, da waren wir vollständig entwaffnet und dachten nicht im Geringsten daran, einem so gastlichen Nachbar das Terrain streitig zu machen. Unter dem Zeichen des rothlichen Holländers waren wir alsbald gute Kameraden.

Der Alte erzählte Mancherlei von seinen Abenteuern, er gehörte zu einem Linienregiment und war mit einigen Leuten, die er sich auswählen durfte, als Francstreurs detachirt. Er arbeitete blos Nachts und hatte einen sehr beschwerlichen Dienst. Die verflossene Nacht war er drei Stunden in Schnee und Koth gelegen, um einen Batteriebau zu beobachten, dann hatte er sich mit seinen Leuten auf die Beine machen müssen, um die Stellung eines vermeintlichen neuen deutschen Corps zu recognosciren. Aber wie immer war der französische Generalstab irre geführt worden und in den bezeichneten Ortschaften war kein Mensch zu erblicken. Der Alte ärgerte sich gewaltig, daß man ihn so umsonst in die Nacht hinausgeschickt hatte, während ihm ein bischen Schlaf eben auch gar nicht geschadet haben würde.

Er war überhaupt auf seine Oberen nicht gut zu sprechen und wenn General Trochu in leiblicher Person die freimüthigen Aeußerungen des Hauptmanns zu Ohren bekommen hätte, er würde sich gewundert haben, welche Beurtheilung sein Vorgehen und sein geheimnißvoller Plan in gewissen Schichten der Armee fand.

Mein Freund X., der Ordonnanzofficier, glaubte den eifrigen Chauvinisten spielen zu müssen. Der Krieg, meinte er, müsse eine neue Wendung nehmen, die Provinzarmeen rückten siegreich der Hauptstadt immer näher und näher; die Lage der Preußen wäre eine verzweifelte; sie wären enger eingeschlossen, als die Pariser innerhalb ihrer Ringmauern, ihre Proviantzüge wären abgefatzt, Hunger und Seuche rafften tagtäglich Tausende und abermals Tausende Deutscher weg; das Bombardement wäre blos begonnen, weil die Preußen vor ihrem schleunigen und schimpflichen Abzug sich ihres Materials zu entledigen suchten (diese naive Ansicht war bei einer großen Anzahl Glaubensartikel), damit nicht Alles in die Hände der Franzosen falle.

„Jetzt, da die Nationalgarde“, fuhr er fort, „zu handeln beginnen wird, werden wir einen Ausfall

*) Milchwirthschaften, in denen Kaffee, Chocolade, Reis- und Eierspeisen und lederne Beefsteaks zu wohlfeilsten Preisen verabreicht werden.

Digitized by Google

machen, wenn wir wollen, und sie zu verjagen, wenn wir wollen; und wir werden sie verfolgen bis über den Rhein. Sie sind jetzt ermüdet, entmuthigt, sie sterben dahin; Frankreich aber erwacht und nimmt alle Tage an Kraft zu."

Diese Expectorationen, welche in den Clubs und in den Spalten gewisser Zeitungen courante Münze waren, hörte der alte Graubart und der Unterofficier mit skeptischem Lächeln an. Letzterer suchte meinem Freund begreiflich zu machen, daß dies lauter Illusionen wären, deren Unhaltbarkeit in der regulären Armee seit langer Zeit schon anerkannt seien. Der Nationalgardist ereiferte sich aber immer mehr und da dem Ausdruck seiner patriotischen Hoffnungen immer ein bedenkliches Kopfschütteln und Aeußerungen der Unglaubigkeit folgten, meinte er pikirt, es wäre besser, wenn denn wirklich keine Hoffnung mehr vorhanden sei, gleich Frieden zu schließen.

„Freilich", meinte der Capitän, indem er ruhig eine Rauchwolke blies, „das wünschen wir seit langer Zeit und das wäre das Gescheidteste. Die ehrliche Haut ist nicht viel werth; aber es wäre doch zu dumm, wenn man sie Tag und Nacht auf's Spiel setzt und weiß, es ist für nichts und wieder nichts. Seit drei Monaten treiben wir das Handwerk, hetzen uns wie Hunde herum, es ist Zeit, daß es einmal aufhört."

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

**München**, 6. Mai. Einem in den Sitzungen des ärztlichen Vereins in München vom Obermedicinalrath Dr. v. Pettenkofer über die Aetiologie des Typhus gehaltenen Vortrag entnehmen wir Folgendes: „Während des Zeitraums von 16 Jahren, seit in München das Grundwasser beobachtet wird, kamen drei größere Typhusepidemien vor. Die allerheftigste 1857/58 fällt mit dem allertiefsten Grundwasserstande zusammen, die zweitheftigste 1865/66 mit dem zweittiefsten, die drittheftigste 1863/64 mit dem drittiefsten. Dasselbe Gesetz spricht sich ebenso deutlich auch im umgekehrten Sinne aus. Die allergeringste Typhusmortalität zu München seit 1856 war im Jahre 1867, zur Zeit des allerhöchsten Grundwasserstandes und unmittelbar darnach, die zweitgeringste im Jahre 1860/61 zur Zeit des zweithöchsten Grundwasserstandes. Vom Jahre 1867 bis 1872 hat sich die Typhusmortalität in München mit jedem Jahre wieder etwas vermehrt, gleichwie sich der mittlere Grundwasserstand mit jedem Jahre erniedrigt hat. Die gegenwärtige, noch nicht abgelaufene Epidemie von 1871—1872 wird dem Grundwasserstande nach in ihrer Frequenz der Epidemie von 1863—64 nachkommen. Ein Einfluß verschiedenen Trinkwassers auf die Häufigkeit des Typhus in München läßt sich auf keine Weise constatiren.

**Vom Rhein**, 11. Mai. Die Verluste der süddeutschen Contingente im Kriege von 1870—71 betrugen nach dem „Militär-Wochenbl.":

1. **Bayern**. Es fielen auf der Stelle 162 Offiziere, 1597 Mann, verwundet wurden 561 Off., 10598 M., gefangen wurden 22 Off., 1083 M., vermißt 2 Off., 2363 M., zus. 747 Off., 15,641 Mann. Ihren Wunden erlagen 118 Off., 1169 Mann, von den Vermißten wurden nicht wieder aufgefunden, sind also wohl todt: 2 Off. 77 Mann, zus. 120 Off., 1946 Mann, so daß die Gesammtzahl an Todten beträgt 282 Off., 3543 Mann. Von den Verlusten kommen auf: 1. Corps 554 Off., 12,378 Mann, 2. Corps 179 Off., 2978 Mann, nicht im Corpsverbande stehende Truppen 14 Off., 285 Mann, zus. 747 Off., 15,641 Mann. An Pferden: 113 Officier- 1549 Dienstpferde. 2. **Württemberger**. Todt 39 Off., 651 Mann (incl. 16 Officers-Abspirranten), verwundet 82 Off., 1661 Mann (incl. 1 Off.-Absp.), vermißt 142 Mann, gefangen 1 Off., 91 Mann (incl. 9 Off.-Absp.), zusammen 122 Off., 2545 Mann (incl. 47 Off.-Absp.). 3. **Badenser**. Todt. 31 Off., 413 Mann, verwundet 147 Off., 2584 Mann, gefangen 4 Off., 259 Mann, zusammen 182 Off., 3256 Mann. Von den Verwundeten starben 13 Off., 310 Mann, so daß der Gesammtverlust an Todten beträgt 44 Off., 723 Mann. — Die süddeutschen Contingente verloren sonach 1051 Officiere, 21,442 Mann.

**Frankfurt**. Unter der Rubrik „Literarisches" bringt die „Frkf. Ztg." Folgendes: „Vor uns liegt ein Band, betitelt „Gedichte von Gustav Gerstel" (Berlin, bei Franz Lipperheide). Er enthält unter der gewöhnlichen Lyrerei von „Bibamus", „Daß mich träumen" und „Stummer Liebe" auch eine Abtheilung „Gen Frankreich". Gustav Gerstel war einer derjenigen unter den deutschen Barden, die es nicht genug sein ließen, die Begeisterung für die Vertheidigung des eigenen Herdes und der Niederschlagung des frevelhaften Angreifers zu entflammen, sondern die ihre verschlachte Harfe auch zu persönlichen Invectiven stimmten und einen Blutdurst und eine Raubboldigkeit an den Tag legten, wie sie an Kirmeßabenden in Bauernkneipen zu Hause zu sein pflegen. Da stürmt Gerstel mit hochgeschwungenem Federbusch „gen Frankreichs unsittliche Horden", da sind „frank im Weidne nur die Courtisanen", da ist ein „widerlich Gewirr von Schwätzern, Narren und von Charlatanen", da geht es zum Sturm wider „das verbuhlte liederliche Babel", da hat der Herr Gott Zebaoth „durch unsern Arm" selbst sein Urtheil gesprochen u. s. w. Daß der Ausstitter des Krieges, Napoleon, schlecht hinwegkommt, versteht sich von selbst. Er ist „am Ende seiner großen Lüge", der Bau bricht „über dem Wollüstgeschlecht" zusammen, vor das Auge des „alten Sünders" rückt die „Decembernacht mit all' den grausen Schauern", der Mann mit dem kleinen Hute tritt vor ihn und schleudert ihm zu:

„Du Stümper willst dem großen Cäsar gleichen?
Ich riß die Welt aus ihren Angeln los;
Zum Nil, zur Moskwa trug ich die Standarte;
Du marst allein im feigen Morden groß,
Du nachgemachter, falscher Bonaparte!"

Und dann löst sich der wüste Traum des „alten Sünders" auf Wilhelmshöhe, und

„Wie fühlt der Wache schaudernd sich allein,
Allein mit sich und seiner tiefen Schande!"

So der deutsche Barde Gustav Gerstel gegen den „alten Sünder", den Decembermann. Wir stellen dazu folgende Notiz aus dem Buche: „L'Allemagne aux Tuileries: Nr. 455. Gerstel, Gustav, Literat in München, bittet um die Erlaubniß, dem Kaiser seine neuesten Gedichte zu widmen. (Dec. 1866.) Mit Bedauern abgemiesen." Hat nun der deutsche Barde den „alten Sünder" und den „Stümper" im Jahre 1870 bejwegen so gezeichnet, weil dieser ihm vier Jahre vorher die Widmung seiner Gedichte abschlug? Oder ist der zweite December des Jahres 1851 nach dem December 1866 gewesen? Oder hat der deutsche Barde um die Widmung nur deßwegen gebettelt, um auf das erste Blatt schreiben zu können: „Der Stümper dem Stümper?"

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 59. Speyer, Samstag, den 18. Mai 1872.


### Nur einen Tag Wahrheit.

Nach dem Englischen frei bearbeitet von **H. v. Feltheim.**

(Fortsetzung.)

VIII.

In dem Augenblicke, als Ralph mit freudestrahlendem Gesichte und in einer Stimmung, daß er die ganze Welt an sein Herz hätte drücken mögen, auf dem Stationsplatze, wo der Omnibus hielt, ausstieg, stand neben einem breitschulterigen, athletisch gebauten Manne, von sechs Schuh, zwei Zoll Höhe, der bis zur Cravatte zugeknöpft mit seinem martialischen Schnurrbarte einem ehemaligen Militär glich, eine sehr corpulente, tief verschleierte Dame auf dem Trottoir, die beim Anblick Ralph's in große Bewegung gerieth und unwillkürlich ihren Begleiter am Arm packte, wie Jemand, der über Etwas heftig erschrickt.

„Ach, da ist er ja . . . da ist er, der arme Junge!“ rief sie. Gott sei Dank, daß wir ihn nur wieder haben! Aber mein Gott, wie sonderbar er aussieht! Wie seine Augen leuchten, wie er mit dem ganzen Gesichte grinst und seine Zähne blickt! O der arme Junge! Man braucht ihn nur anzusehen, so merkt man gleich, wie es mit ihm steht. Ralph, mein armer Ralph, kennst Du mich denn nicht? Erinnerst Du Dich Deiner Tante Arabella nicht mehr?“ wandte sich die Gute, indem sie ihren Schleier zurückschlug und sich dem Omnibus näherte, jetzt direct an ihren Neffen, der sie beim Aussteigen nicht bemerkt hatte und nun erst aufblickte, als er die ihm wohlbekannte Stimme und die seltsame Ansprache hörte.

„Sie sind es, liebe Tante?“ rief er überrascht. „Welch' glücklicher Zufall führt Sie in dem Augenblicke hierher, als ich eben ankomme?“

„Ach, kein Zufall, Ralph; wir waren so besorgt um Dich.“

„Ich blieb Ihnen wohl zu lange aus und Sie wußten nicht, wohin ich gerathen bin?“ . . .

„Ach, weil Du nur wieder hier bist und mich wieder erkennst“, rief Miß Arabella mit einem Seufzer der Erleichterung.

„Aber, warum soll ich Sie denn nicht wieder erkennen?“ entgegnete Ralph befremdet. „Glauben Sie etwa das ich blind geworden bin, weil ich eben ein paar Stunden in den offenen Himmel schaute. Ja, Tante“, fuhr er fort, indem sein Gesicht bei der bloßen Erinnerung an sein Beisammensein mit Ellen in Seligkeit und Entzücken schwamm, „ich schwelgte zwei Stunden lang im Anblick eines Engels, den der liebe Gott eigens auf diese armselige Welt geschickt hat, um mich zum glücklichsten Menschen unter der Sonne zu machen. Aber Sie wissen nicht, wo ich war. In einer andern Welt, an einem andern Orte, gegen den das Paradies selbst nur ein finsteres Jammerthal ist! Ich habe, seit wir uns nicht mehr sahen, einen Schatz gehoben, um den mich Könige beneiden werden und den ich nicht um beide Indien hergeben möchte. O, Sie ahnen nicht, liebe Tante, wie glücklich ich bin!“

„Du bist glücklich, Du armes, unschuldiges Geschöpf“, murmelte Miß Arabella tief betrübt vor sich hin. „Ach, die Bedauernswerthen, sie sind es alle in ihrem Wahn! Und er spricht vom Paradiese . . . von einem Schatz, den er gehoben! O Ralph, armer Ralph, warum mußte es dahin mit Dir kommen?“

„Was murmeln Sie denn da vor sich hin? und wie trübselig Sie aussehen!“ rief Ralph, der das Benehmen seiner Tante äußerst räthselhaft fand, da er in der Ueberschwänglichkeit seines Glückes ganz und gar vergessen hatte, welcher Verdacht auf ihm ruhte. „Ich bin der glücklichste, beneidenswertheste aller Menschen; ich könnte laut aufjubeln und in der Freude meines Herzens die ganze Welt umarmen, und Sie fragen mich mit einem solchen Jammergesichte, warum mir das passiren mußte. Aber sehen Sie mir's denn nicht an, daß mich das Uebermaß meines Glückes zu ersticken droht?“

„Um Gottes Willen, Ralph, erschrecke mich nicht“, flehte Miß Arabella. „Beruhige Dich! Ach, es ist leider so wie ich fürchtete, der Unglückliche weiß nicht mehr was er spricht!“, sagte sie sodann mit leiser Stimme zu dem robusten Manne, der neben ihr stand. „Ich glaube es wäre gut, sich seiner zu versichern, damit er weder mir noch sonst Jemanden ein Leid zufügen kann. Aber gehen Sie sachte mit ihm um“, fügte sie flüsternd hinzu, „verfahren Sie mit Schonung. Er ist kein Missethäter, sondern nur ein Unglücklicher!“

Ralph sah mit wachsendem Erstaunen zuerst seine

Digitized by Google

Tante, dann den fremden Mann an, mit dem sie sprach; von da ließ er seinen Blick über die gaffende Menge schweifen, die sich angesammelt hatte und mit einer gewissen Scheu jede seiner geringsten Bewegungen zu beobachten schien. Er sah mehrere bekannte Gesichter unter den Zuschauern, selbst Lucy Dreamer glaubte er zu bemerken, als sie sich eben seinem Blicke zu entziehen suchte, indem sie sich hinter dem breitschultrigen Menschen deckte, mit welchem seine Tante eifrig unterhandelte. Er wußte sich dieß Alles nicht zu erklären und war eben im Begriff, um die Ursache dieses räthselhaften Empfanges zu fragen, als sich der breitschultrige Unbekannte plötzlich wie eine Tigerkatze auf ihn stürzte und ihm die Arme rücklings zusammenschnürte, bevor er sich dessen versah und von seinem ersten Erstaunen erholt hatte.

Ralph setzte sich wie ein Rasender zur Wehr, aber all' seine Versuche sich wieder frei zu machen, waren vergeblich.

„Was soll das bedeuten?“ schrie er. „Wollen Sie von mir ablassen oder Sie sollen es bereuen! Lassen Sie mich! Was wollen Sie?“

„O armer Junge, armer Junge!“ jammerte die Tante. „Nun wird er gar tobsüchtig! . . . Ralph, mein guter Ralph, beruhige Dich. Komm' lasse diesen guten Herren seine Pflicht thun. Es ist zu Deinem eigenen Besten. Er will Dir nichts Böses zufügen . . . im Gegentheil, es geschieht nur, damit Du Dir nur selbst kein Leid anthun kannst.“

„Diesen guten Herrn?“ brüllte Ralph unter vergeblichen Anstrengungen, sich seiner Stricke zu entledigen. „Ein schöner guter Herr, das? Ein verkappter Henkersknecht . . . . ein Bandit, ein Wegelagerer, der die Leute auf offener Straße abfängt! Aber er soll mich kennen lernen . . . er soll erfahren, was es für Folgen hat, seine Bärenkraft so zu mißbrauchen!“

„Ach, guter Ralph, es geschieht ja nur, damit Du Dir selbst nichts anthun kannst“, versicherte Miß Arabella wiederholt.

„Ich mir etwas anthun?“ rief Ralph; „habe ich es denn mit lauter Narren zu thun?“

„Ach, so reden diese Unglücklichen alle“, seufzte die Tante, „sie halten die ganze Welt für närrisch, nur sich nicht.“

„Gerade wie die Betrunkenen, die auch immer meinen, nicht sie, sondern die andern Leute hätten einen Rausch“, sagte der Mann, der den armen Neffen der Miß Arabella festhielt.

„Man hält mich also für einen Narren?“ schrie Ralph, der, wüthend über die ihm angethane Schmach, mit den Füßen stieß und dem Agenten so viel zu schaffen machte, daß dieser sich nach allen Seiten umsah, wie um Jemanden zu suchen, der ihm helfen würde, den Rasenden zu bändigen.

„Ist denn Niemand da, der meinen armen Neffen in den Wagen bringen hilft? Kutscher, so helfen Sie doch“, forderte Miß Arabella den Führer eines Fiakers auf, der auf einen Wink der Miß in unmittelbarer Nähe mit seinem Wagen gehalten hatte.

„Ich kann unmöglich meinen Pferden die Zügel lassen, sie würden durchgehen“, erwiderte der Kutscher, dem die ganze Scene viel zu viel Spaß machte, als daß er sie durch seine Hilfeleistung hätte abkürzen mögen.

„Gerade so gut würde von diesen Häusern eines durchgehen“, erwiderte die Tante mit einem verächtlichen Blick auf die abgemagerten Pferde. „Aber ist denn sonst Niemand da“, rief sie in bittendem Tone, da Ralph immer unbändiger wurde.

Ein Bettler erklärte sich unter der Bedingung, daß er für seine Mühe entschädigt werde, dazu bereit und leistete dem Agenten Beistand, wodurch Ralph, der sich wehrte, so viel dies seine gebundenen Arme zuließen, endlich in den Wagen gebracht wurde. Der Agent und der Bettler setzten sich neben ihn, für Miß Arabella aber, der nicht im Geringsten darum zu thun war, mit einem Narren zusammen in einer und derselben Chaise zu sitzen, wurde ein anderer Wagen herbeigerufen, der dem ersten nachfuhr, begleitet von dem Hurrah der lieben Gassenjugend, die im Galopp nebenher sprang, bis das Haus des im ganzen Stadtviertel bekannten Mr. Fielding erreicht war.

Während der Fahrt war es dem Agenten und seinem freiwilligen Helfershelfer gelungen, Ralph der Art mit noch mehr Stricken zu binden und förmlich einzuschnüren, daß er jetzt nicht nur seine Arme, sondern auch seine Beine nicht mehr gebrauchen konnte. Zu diesem Zustande wurde er von den beiden Männern wie ein Wickelkind aus dem Wagen gehoben und im Wohnzimmer zu ebener Erde auf das daselbst befindliche Kanapee gelegt. Alle Adern waren ihm angeschwollen und wie ein Geflecht von dunkelblauen Schnüren auf seiner Stirne und an seinen Händen sichtbar. Der Blutandrang gegen den Kopf machte sein Gesicht violet und trieb seine Augen weit aus ihren Höhlen, sein Athem war schnaubend und wie die Nüstern eines arabischen Pferdes, welches mit seinem Reiter die Wüste durchrennt, hoben und senkten sich die beiden Flügeln seiner Nase. Auf seinen Lippen lag weißer Schaum und lechzend streckte er die Zunge heraus, die ihn brannte, als ob sie mit glühendem Eisen bestrichen worden wäre.

(Fortsetzung folgt.)

## Wie es bei den französischen Vorposten herging.

### Erinnerungen eines Pariser Belagerten.

(Fortsetzung.)

Verblüfft sah mein Freund drein; er, ein neugebackener Officier, der seine Sporen verdienen wollte, er, ein „*Ra-outrance*“*), d. h. für den Krieg

*) Spottname, den die fast allein kämpfenden Soldaten den großmäuligen, feigen, aber stets „guerre à outrance“ rufenden Nationalgarden gegeben hatten.

Digitized by Google

bis auf's Messer, der aber dem wilden Spiel bis jetzt nur von Weitem zugesehen hatte, mußte von einem Mann des Handwerks, von einem decorirten Hauptmann so Etwas hören! Wer in Paris es damals gewagt hätte, für den Frieden aufzutreten, der wäre in Stücke zerrissen worden; und hier inmitten der Vorposten, einige Meter von dem Feinde, durfte sich ein Soldat erlauben, so offen, so freimüthig sich gegen den Krieg auszusprechen!

Dies wunderte und indignirte meinen Freund; aber der Capitän hatte das Bewußtsein, die Meinung, welche unter den Officieren der Armee vorherrschte, auszudrücken, und er hatte das große Wort ebenso gelassen, ebenso ruhig, ebenso natürlich ausgesprochen, wie er ungezwungen und ohne Flausen dem Käse zugesprochen.

Die Conversation war so interessant geworden, daß wir den Zweck unseres Hierseins ganz außer Acht gelassen hatten. Da zog der Capitän seine Uhr, einen hübschen goldenen Chronometer, vielleicht ein Bentestück.

„Ach", sagte mein Freund, „wie glücklich Ihr Herren von den Regulären seid! Unsere Uhren, die hängen schon lange . . . am Nagel"*).

Es war zehn Uhr geworden; die Mannschaft, deren Quartiere wir ganz vergessen hatten, mußte schon im Anrücken begriffen sein. Indessen sollten wir bald bemerken, daß die schreiende Kälte die Geschwindigkeit der Tapferen bedeutend gefördert haben müsse, denn als wir aus der Villa traten, standen schon die achthundert Mann in Reihe und Glied auf dem Platze. In Wahrheit, sie saßen nicht übel aus, die Fabrikarbeiter, Männer und Insassen der Carrières d'Amerique **) in ihrer nagelneuen Montur und in den hechtgrauen Mänteln. Da der General sie natürlich erst in einer Rede begrüßen mußte, so gewannen meine Freunde Zeit, ihre Verstimmung hinsichtlich der Quartiere wieder gut zu machen; und bald merkte man überall die Anwesenheit der Krieger. Was das Malheur hatte, aus Holz oder holzähnlichem Material zu sein, Kästen, Küchenschränke, Sessel, Gartengitter, bis auf die Dielen, war zerstört, um die mächtigen Bivuakfeuer zu alimentiren. Nur mit Aufwendung der allergrößten Anstrengung konnten einige Officiere den Treiben Einhalt gebieten, und Diejenigen, welche sich schon an's Werk machten, um auch hie und da ein „Souvenir" aus ihrer neuen Behausung fortzuschleppen, davon abzubringen. Jeder wollte sich dem Kriegsrecht gemäß (er meinte es so) irgend eines Gegenstands bemächtigen. Die Einen banden alte Frauenröcke und Sommerhüte auf ihre Stöcke, ein Anderer schwang im Triumph einen Shawl auf seiner Bajonettspitze. Andere wieder vergnügten sich mit Kasserolen, Waschbecken, von anderen weniger salonfähigen Utensilien und Gefäßen gar nicht zu reden.

Als Colonel * diesen Unfug erfuhr, wurde er sehr böse darüber und Alles mußte wieder an Ort und Stelle gebracht werden. Mit langen Gesichtern und brummend folgten die beutelustigen Nationalgardisten, grollend gegen den Obern, welcher ihnen solch' kleinen Spaß verbot. Mit der eigenthümlichen Behendigkeit, welche jeder Pariser besitzt, waren die Leute bald überall installirt und die Marketenderinnen, welche ihr schmuckes Costüm sammt Federhut und Säbel abgelegt hatten, um ihr häusliches Gewand anzunehmen, kochten schon die Suppe. Indeß hatte sich's auch der „Stab" in den Räumen der ihm vorbehaltenen Villa bequem gemacht und Alle waren entzückt über die Herrlichkeit der Räume. Zwar waren die meisten Zimmer vorsichtig jedes Mobiliars entblößt, der Verwalter aber stellte uns gern einige Betten, Tische und eine Anzahl Sessel zur Verfügung. Ein sonderbarer Stab, zusammengesetzt, wie nicht die kühnste Phantasie, sondern nur der Krieg es vermochte.

Der Obrist war ein großer Mann von siebenundzwanzig Jahren, ziemlich fähiger Schriftsteller von fortgeschrittener Tendenz, welcher seine Ernennung dem Umstand verdankte, daß er ein ehemaliger Schüler der polytechnischen Schule und ein Jahr als Lieutenant in der regulären Armee gedient hatte. Ein prächtiger junger Mann, dem übrigens die verbrämte Uniformjacke und das fünfmal betreßte Käppi trefflich standen, und der am Ende seine Sache nicht schlechter verstand, als viele andere grauhärtige Handegen, die nie etwas gelernt hatten. Ihm zur Seite stand als rechte Hand bei Ausführung der rein technischen Exercitien ein aller „Afrikaner", der über zwanzig Jahre drüben in der Colonie als Sergeant gedient und dem entsprechende Begriffe herübergebracht hatte. Für ihn bestand der Krieg darin, loszuhauen, niederzumetzeln, zu sengen, zu brennen und, wenn es sein muß, Höhlen auszuräuchern à la Pelissier. Unter Disciplin verstand er das Recht des Obern, den Untergesetzten anschreien und immer bestrafen zu dürfen, zwölf Kugeln im Kopf schienen ihm das beste Experiment.

Nebst meinen beiden Freunden, dem Börsianer und dem Ordonnanzofficier (einem Landedelmann und Busenfreund des Obersten), sind noch zwei ehemalige Unterofficiere zu erwähnen, die diesem Umstand verdankten, eines schönen Tages mit drei Tressen aufzuwachen. Einer von ihnen hatte eine sehr liebenswürdige Dame, die er gleich am nächsten Tage nachkommen ließ. Seinem Beispiele folgte nicht viel später der Andere, welcher eine etwas vergangene, aber kolossal gebaute Schönheit als Lebensgefährtin besaß, die sich für die Anstrengungen des Obersten bei der gemeinsamen Tafel sehr empfänglich zeigte. Unser Arzt war der Typus der Geizhälse. Für „feine Kranken" ließ er unter jedem Vorwand Zucker, Kaffee und allerhand Lebensmittel verabreichen, wußte sie aber trefflich für sich zu verwenden und nach der Stadt zu schaffen.

(Fortsetzung folgt.)

*) „au clou" Umschreibung für Pfandhaus.

**) Ort, in welchem sich nur obdachloses Gesindel aufzuhalten pflegt, das oft durch eine nächtliche Razzia von der Polizei aufgegriffen wird.

Digitized by Google

## Die deutsche Schillerstiftung.

Nach dem im April aus dem Vorort Weimar vom Verwaltungsrathe erstatteten zwölften Jahresberichte hat pr. 1871 die deutsche Schillerstiftung im Ganzen 12,48 9 Thr. 8 Sgr. 6 Pf. an 70 Empfänger vertheilt und zwar 1. Lebenslängliche Pensionen mit 4146 Thlr. 8 Sgr. 6 Pf. an 15 Empfänger, darunter: Dr. Carl Gutzkow in Berlin. Dr. Wilibald Häring in Arnstadt †. 2. Pensionen für ein oder mehrere Jahre mit 7225 Thlr. an 43 Empfänger, darunter: Roderich Benedix in Leipzig. Claus Groth in Kiel. Moritz Hartmann in Wien †. Dr. J. Hub in Würzburg. Dr. H. Kurz in Tübingen. Dr. H. Lingg in München. Verw. Frau Julius Mosen in Oldenburg. Verw. Frau Dr. Mügge in Berlin. Verw. Frau Musäus in Weimar. Verw. Frau Decan Stöber in Pappenheim. Venedey's Hinterbliebene in Badenweiler. Professor Vollmer in München. 3. Einmalige Verwilligungen mit 1100 Thalern an 12 Empfänger, darunter: Fr. Fontane in Berlin. Verw. Frau Bogumil Golz in Thorn. Außer diesen von der Gesammtstiftung vertheilten Gaben haben noch 8 Zweigstiftungen: Berlin, Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., München, Stuttgart, Wien an 45 Bewerber: 1576 Thlr. 12 Sgr. 10 Pf. und 1405 fl. 20 kr. österr. Währung vertheilt. — Obgleich die Schillerstiftung allgemach über eine Summe von ungefähr 30,000 Thalern verfügt, vermag sie nicht die Wünsche und Forderungen auch nur annähernd zu erfüllen, die von allen Seiten an sie gerichtet werden. Der Verwaltungsrath schließt darum seinen Bericht mit folgender Bitte: „Zuerst legt er den Bittflehern selbst an das Herz, ihre zuweilen übertriebenen Erwartungen herabzustimmen, und nicht ihre einzige Hoffnung auf die immer noch eng bemessenen Mittel der Schillerstiftung zu setzen. Sodann ersucht er die gesammte deutsche Presse, bei Besprechung der Thätigkeit der Schillerstiftung nicht Beschwerden und Anschuldigungen Glauben zu schenken, ohne sich vorher aus den Jahresberichten oder durch Anfrage an den Vorort eine sichere Unterlage des Urtheils verschafft zu haben. Endlich bittet er sämmtliche Zweigstiftungen, auf Eröffnung neuer Einnahmequellen, sowie auf Vermehrung ihrer Mitgliederzahl bedacht zu sein." — Die Stiftung besteht jetzt aus 23 Zweigstiftungen: Baden (Heidelberg, Karlsruhe, Mannheim, Offenburg) mit 3775 Gulden; Berlin mit 8300 Thlrn.; Breslau mit 2581 Thlrn.; Brünn mit 4650 Gulden österr.; Köln mit 4250 Thlrn.; Danzig mit 3050 Thlrn.; Darmstadt mit 3400 Gulden; Dresden mit 328,850 Thlrn.; Frankfurt a. M. mit 7433 Gulden; Graz mit 1616 Gulden österr.; Hamburg mit 2850 Thlrn.; Königsberg mit 1350 Thlrn.; Leipzig mit 4800 Thlrn.; Lübeck mit 1144 Thlrn.; Mainz mit 710 Gulden; München mit 6250 Gulden; Nienburg mit 1242 Thlrn.; Nürnberg mit 1000 Gulden; Offenbach mit 1220 Gulden; Salzburg mit 3010 Gulden österr.; Stuttgart mit 6500 Gulden; Weimar mit 13,000 Thlrn.; Wien mit 44,460 Gulden österr. — Einen ansehnlichen Zuwachs hat das Vermögen der Zweigstiftung Berlin am 10. November 1871, bei Gelegenheit der Enthüllung des Schillerdenkmals, durch die Spenden der verschiedenen Theater, an ihrer Spitze die königliche Bühne, und durch die Vermehrung ihrer Mitglieder um 100 Neueingetretene erhalten. Der Zweigstiftung Wien ist durch eine Widmung Grillparzer's eine Dotation von 5000 Gulden zu Theil geworden. Dagegen mußte ein Versuch, auch in Elsaß-Lothringen eine neue Zweigstiftung zu begründen, als verfrüht noch einstweilen vertagt werden.

## Miscellen.

Zu Baden im Aargau wurden vor Kurzem nach der „N. Zürcher Z." bei der Fundirung des neuen Kurhauses ansehnliche Ueberreste römischer Gebäulichkeiten aufgedeckt. Bis jetzt sind zwei Seitenmauern, jede von 24' Länge und 2' 7" Stärke, zu Tage getreten, welche sich noch weiter auszudehnen scheinen. An dieselben schließt sich unmittelbar der sogenannte Hypokaust oder die Heizeinrichtung an, von welcher in 7 Reihen je zwölf ca. 2 Fuß hohe Mauerpfeiler sichtbar geworden. Der Estrich und die Steinplatten, die auf diesen Pfeilern ruhten, sind eingebrochen und der Zwischenraum mit Schutt erfüllt; Bruchstücke von Heizröhren zeigen sich überall massenhaft. Eine weitere Nachforschung dürfte vielleicht auch verschiedene Alterthümer zu Tage fördern, wie sie im letztvergangenen Herbst bei der Herstellung eines Waschhauses gefunden wurden. Man stieß dabei nämlich auf Mauern zweier aneinander stoßender Gebäude, deren Construction allein schon die Wohlbenheit des Ortes bezeugten. In dem engen Raume zwischen diesen beiden Häusern fand man in verschiedenen Tiefen von 8' bis 11' eine Menge Geräthschaften, die sich entweder auf die bauliche Einrichtung des Hauses oder die Ausstattung der verschiedenen Gemächer beziehen, wie z. B. Dachziegel, Heizröhren, Stücke von bemalten Wänden, Handmühlensteine, Amphoren, Scherben von Kochgeschirr und aretinischer (rother) Erde, Thonlampen, sodann verschiedene Dinge aus Bronce und endlich eine Menge Eisengeräthe, Ketten, Beschläge an Thüren und Wagen, Schlüssel, Acker- und Gartengeräthe.

Nistkästchen für insectenfressende Vögel. Zwar ist es in manchen Gegenden von altersher gebräuchlich, an Wohnungen und Bäumen für die Höhlenbrüter Nistkästchen anzubringen. Hat es auch lange gedauert, bis die Vortheile dieses Verfahrens die rechte Würdigung fanden, so hat es sich doch, wie alles Gute, endlich Bahn gebrochen. In einzelnen Gegenden, beispielsbalber bei Trier genannt, bestehen sogar seit einigen Jahren Fabriken, die sich speciell mit der Anfertigung von Nistkästchen beschäftigen. Wenn gleichwohl in zahlreichen Gegenden, selbst solchen, die stark Obstbau treiben, die Nistkästchen kaum den Namen nach bekannt sind, so beweist das nur, wie sehr langsam, trotz der massenhaft erscheinenden landwirthschaftlichen Zeitungen, gar manches Gute seinen Weg in die Masse der Landbau treibenden Bevölkerung findet. Da nun die Tagesblätter in solchen Punkten oft mehr vermögen, als die Fachzeitungen, so glauben wir der guten Sache einen Dienst zu leisten, wenn wir hier einen Bericht mittheilen, den die höhere landwirthschaftliche Lehranstalt in Worms von einem ihrer früheren Studierenden vom Niederrheine empfangen hat. Derselbe lautet: Unser 5 Morgen großer Obst- und Gemüsegarten ist Ende der fünfziger und Anfangs der sechziger Jahre fast alljährlich einer außerordentlichen Verwüstung durch Raupenfraß ausgesetzt gewesen. Im Sommer 1865 brachten mir eine größere Anzahl von Nistkästchen an und haben seitdem die Freude gehabt, die Raupen aus unserm Garten fast gänzlich verschwinden zu sehen, während in anderen Lagen unserer Gemarkung der Schaden durch Raupenfraß meistens außerordentlich groß war. Von Interesse dürfte noch die Erwähnung sein, daß meiner Beobachtung nach die Höhlenbrüter die Holzkästchen den Kästchen aus gebranntter Erde vorziehen und daß es von den Holzkästchen diejenigen aus Apfelbaumholz sind, die von den Vögeln am liebsten bewohnt werden.

## Wort-Räthsel.

Zwei Worte sind es, deren erstes mild,
Viel Häßliches mit seinem Schleier deckt,
Doch auch manch Schönes, zauberhaftes Bild
Dem Blick des Auges und der Seele weckt,
Indeß nur Gutes Euch das Zweite findet,
Ob sich nach ihm ein Herz im Glauben sehnt,
Ob Der es hofft, dem Krankheit sich verbindet;
Von seinem Sinn ist Gruß und Wunsch entlehnt,
Und drob'n, gefügt zu einem Wort, die beiden,
Dann seht Euch um bei Zeiten nach dem zweiten.

**Auflösung des Anagramms in Nr. 57:**
Reisen — Sirenen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 60. Speyer, Dienstag, den 21. Mai 1872.

### Nur einen Tag Wahrheit.

Nach dem Englischen frei bearbeitet von H. v. Feltheim.

(Fortsetzung.)

Bei einem solchen Aufsehen Ralph's war es kein Wunder, wenn Mr. John Fielding, trotz seiner Beleibtheit, mit der Elasticität eines Gummiballes bis in den hintersten Winkel des Zimmers zurücksprang, als Ralph gebracht wurde, der in der That einem Wahnsinnigen glich und jeden Augenblick in Tobsucht auszubrechen drohte.

Außer Mr. John befanden sich bereits mehrere der Familie befreundete Personen im Zimmer, welche im Laufe des Tages von dem gräßlichen Unglücke Ralph's gehört und sich eingefunden hatten, um ihr Beileid zu bezeugen und zugleich ihre Neugierde zu befriedigen. Ueberrascht war, wie man allgemein versichern hörte, von dem Ereignisse Niemand. Jedermann wollte schon seit einiger Zeit bei Ralph beunruhigende Symptome seiner nunmehr zum Ausbruche gekommenen Geistesstörung wahrgenommen haben und man wunderte sich nur, daß Mr. John nicht längst daran gedacht hatte, ihn nach Bedlam zu bringen, wohin er, wie man einstimmig behauptete, schon vor Monaten gehört hätte.

Als Ralph jetzt auf dem Sopha lag, ohne ein Glied rühren zu können und nur ein dumpfes Stöhnen laut werden ließ, gab es so manche mitleidige Seele im Zimmer, die diese unartikulirten Töne mit dem drohenden Murren eines wilden Thieres verglich und ängstlich die Besorgniß aussprach, ob Ralph sich seiner Fesseln nicht entledigen und aufspringen werde, um alle Anwesenden zu zerfleischen. Man machte den Vorschlag, ihn bis an den Hals in einen Sack einzunähen, um jeder Gefahr vorzubeugen. Andere meinten, man müsse ihm, statt der möglicher Weise zerreißbaren Stricke, schwere eiserne Ketten anlegen, wieder Andere gaben den weisen Rath, ihn bis zu seiner Verbringung nach Bedlam in einen leeren Stall zu sperren, statt zur größten Gefahr aller Anwesenden im Zimmer zu lassen.

Es fehlte nicht viel, so würde die eine oder andere dieser Ansichten zur Ausführung gekommen sein, hätte nicht glücklicher Weise die Ankunft des Arztes, es allen Unberufenen unmöglich gemacht, eine Entscheidung zu treffen.

Doctor Cockerel, der Hausarzt der Familie, eine Celebrität in seinem Fache, wie London deren so viele aufzuweisen hat, betrachtete mit einem Kennerauge die violette Gesichtsfarbe, die weitaufgerissenen Augen, den weißen Schaum auf den Lippen und die lechzende Zunge des Patienten — und zuckte bedenklich die Achseln. Er suchte unter den Stricken, womit Ralph gebunden war, nach dessen Puls — und erschrack, worauf er sich kopfschüttelnd abwandte und an den in der Mitte des Zimmer's stehenden runden Tisch trat.

„Was denken Sie, Doctor? Wäre es nicht besser, den Aermsten in eine Anstalt zu thun, wo er die richtige Behandlung und nothwendige Pflege finde?“ fragte Miß Arabella, bei der die Zärtlichkeit für ihren Neffen, vor der Furcht, die ihr sein Zustand einflößte, in den Hintergrund trat.

„Bevor ich mich definitiv ausspreche“, sagte Doctor Cockerel, indem er seine Stirn in gelehrte Falten legte, „möchte ich einige Fragen an diejenigen stellen, die heute schon Gelegenheit hatten, Mr. Ralph zu beobachten.“

Zehn oder zwölf Personen beider Geschlechter drängten sich sofort vor und begannen alle gleichzeitig ihre Aussagen machen zu wollen.

„Sachte, sachte“, rief der Arzt. „Eines nach dem Andern, wenn's beliebt, sonst verstehe ich kein Wort. Miß Fielding, sprechen Sie zuerst und sagen Sie mir, was Sie Auffallendes an Ihrem Neffen bemerkt haben?“

„Ach, bester Doctor“, erwiderte Ralph's Tante, „unzweifelhaft die merkwürdigsten Erscheinungen. Als er zum Frühstück herunter kam, fiel mir gleich seine Blässe auf und dann fragten mein Bruder und ich ihn nach seinem Befinden und er gestand uns zu, daß er schlecht geschlafen und nun sehr starkes Kopfweh habe. Seine Augen hatten etwas Unstätes . . . er blickte nach allen Richtungen um sich und doch wollte ich wetten, daß er nichts sah. Dann begann er plötzlich und ohne daß wir ihm die geringste Veranlassung dazu gegeben hätten, meinem Bruder und mir selbst ganz offen in's Gesicht zu sagen, daß er sich unsern Tod nicht zu sehr zu Herzen nehmen würde, daß er sich im Gegentheil schon längst auf die Erbschaft freue,

Digitized by Google

und daß er auch schon Pläne entworfen habe, wie er unser Geld verwenden werde."

Miß Arabella blieb im Ganzen in ihren Angaben bei der Wahrheit, wenigstens hatte sie nicht im Entferntesten die Absicht, die Sache anders zu erzählen, als sie sich zutrug und doch war, ohne daß sie es selbst wußte, ein wesentlicher Unterschied zwischen ihrer Darstellung und dem wahren Thatbestande.

„Und Sie, Mr. John, was haben Sie den Aussagen der Miß beizufügen?" fragte der Arzt, indem er sich an Mr. Fielding wandte.

„Nichts, gar nichts", erwiderte der Gefragte, dem der Schrecken in die Glieder gefahren war und der noch immer in dem Winkel saß, wohin er sich vor dem Anblick seines Neffen retirirt hatte. „Ich glaubte es nicht, daß mein armer Ralph närrisch sei, und deßhalb drohte ich ihm mit Enterbung. Jetzt — jetzt weiß ich's freilich besser", jammerte der gutmüthige Mann, indem er sich die Thränen aus den Augen wischte, „und könnte Ralph mich verstehen, würde ich ihn um Verzeihung bitten, daß ich mich so von meinem Zorn hinreißen ließ."

„Du hättest es ihm aber anmerken können", machte Miß Arabella ihrem Bruder zum Vorwurf, „denn so wie heute, hatte sich Ralph noch nie gegen uns benommen. Es war ihm förmlich ein Bedürfniß, uns zu reizen und Dinge zu sagen, die uns empören mußten — er, der sich sonst immer so dankbar, so liebevoll und aufmerksam zeigte."

„Ach, es ist wahr, nur zu wahr", schluchzte Mr. John, dem das Unglück seines Neffen das Herz brach.

Als der Onkel und die Tante Ralph's nichts mehr zu sagen hatten, trat Miß Mulberry vor, um von ihrem Zusammentreffen mit Ralph zu erzählen.

„Ich kann nur bestätigen, daß Mr. Ralph übergeschnappt sein muß", begann sie, „denn Dinge, wie er sie mir heute Morgen sagte, kann ein vernünftiger Mensch nicht über seine Lippen bringen. Stellen Sie sich vor, Mr. Cockerel, daß er mir rundweg erklärte, ich sei für eine Haushälterin zu nobel und für meine Jahre zu jugendlich gekleidet. Um einer Dame so etwas in's Gesicht zu sagen, muß man ein completer Narr sein."

Mr. Cockerel pflichtete dieser Ansicht schon deßhalb bei, weil er es mit der einflußreichen Vertrauten der reichen Miß Higg nicht verderben wollte, worauf er sich an die Gebrüder Blanc wandte, an die nun die Reihe kam, sich über Ralph auszusprechen.

„Mr. Ralph Fielding", sagte der Jüngere der beiden Brüder, „hat durch sein Benehmen in unserm Magazin auch auf mich den Eindruck gemacht, daß er völlig den Verstand verloren haben müsse."

„Ja", bestätigte Mr. James Blanc, „was er that, ist noch nicht erlebt worden, so lange die Welt steht." Und nun erzählte er, was Ralph sich erlaubt hatte und wie er immer gröber geworden sei, bis sie — er und sein Bruder — sich gezwungen gesehen hätten, ihn endlich fortzujagen.

„Was ich bis jetzt vernahm", sagte Doctor Cockerel, als Mr. James und sein Bruder schwiegen, „beweist mir, daß Mr. Ralph wirklich den Verstand verloren haben muß. Ein Mensch, der seine fünf Sinne beisammen hat, kann nicht verkehrtes Zeug machen."

„O, Sie wissen noch nicht Alles, bester Doctor", fiel Miß Arabella dem Arzt in die Rede. „Ich habe noch einen Zeugen mitgebracht, dessen Aussagen von größter Wichtigkeit sind. Aber treten Sie näher, liebe Lucy", fuhr sie fort, indem sie sich an Miß Dreamer wandte, „kommen Sie. Ich weiß wohl, daß es eine sehr schmerzliche Aufgabe für Sie ist, gegen Ralph auszusagen, allein es ist Ihre Pflicht. — Hier, Hr. Doctor, ist Miß Lucy Dreamer, die Braut unser's unglücklichen Neffen. Er war gegen zehn Uhr Morgens bei ihr und sie wird Ihnen erzählen, wie er sich gegen sie benahm — er, der sie doch so sehr liebte."

Lucy hielt ihr Taschentuch vor die Augen und weinte oder that wenigstens so, wofür sie die allgemeine Theilnahme erntete.

„Ach Doctor", schluchzte sie, „als Ralph zu mir kam, fiel mir gleich sein verstörtes Wesen auf. Er war ganz anders als sonst und mußte namentlich sehr gelaufen sein, denn der Schweiß stand ihm auf der Stirne und als er eintrat, war er ganz außer Athem. Er war dann kaum einige Minuten da, als er mir die grausamsten Dinge sagte; er gestand mir, daß er eine Andere liebe, daß diese Andere von jeher sein Leitstern gewesen sei und daß er mich für ein böses und häßliches Geschöpf — für einen wahren Teufel halte."

Ein lautes Gemurmel zeigte die Indignation, mit der diese Mittheilungen von allen Anwesenden vernommen wurden.

Man sieht übrigens, daß Lucy es mit der Wahrheit nicht sehr genau nahm und auf welche Weise sie die Worte Ralph's, daß sie kein Engel und kein Ideal von Schönheit sei, wiederzugeben wußte.

„Weiter haben Sie nichts anzugeben?" fragte Doctor Cockerel.

„Ach, ich erinnere mich nicht mehr an Alles", erwiderte das junge Mädchen, „denn ich erschrack zu sehr über sein Benehmen. So viel steht aber fest, daß Mr. Ralph ein Narr geworden sein muß und daß man mir nicht zumuthen kann, ihn zu heirathen. Ich werde mich nie dazu herbeilassen", erklärte Miß Dreamer, „so sehr ich es bedaure, daß dem armen Ralph ein solches Unglück zustoßen mußte."

„Beruhigen Sie sich, liebe Miß; vom Heirathen kann selbstverständlich keine Rede sein, so lange sich Mr. Fielding in einem solchen Zustande befindet", erwiderte der Arzt. „Indessen ist es nicht unmöglich", fügte er hinzu, „daß er wieder geheilt wird."

„Glauben Sie, Doctor?" rief Mr. John. „Er ist jetzt schon ruhiger. Halten Sie dieß nicht auch für ein gutes Zeichen?"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

## Wie es bei den französischen Vorposten herging.

### Erinnerungen eines Pariser Belagerten.

(Fortsetzung.)

Außer diesem Medicus waren noch vier andere Chirurgen, wovon der Eine blos aus politischen Rücksichten und als eifriger Besucher des (demokratischen) Café de Madrid die Stelle bekleidete. Sein Bruder, ein Comödiant, war Capitän; er hatte die Specialität, bei den verschiedensten Anlässen als Festredner zu fungiren und benahm sich immer wie auf der Bühne. Er hatte das Glück gehabt, ein hübsch möblirtes Haus zur Verfügung gestellt zu bekommen. Dort saß er, wenn der Dienst ihn nicht rief, im Schlafrock und türkischen Pantoffeln; seine Compagnie sah freilich beinahe aus, wie die Falstaff'sche Truppe und war auch auf solche Weise zusammengesetzt. Sie wäre aber für ihren Hauptmann durch's Feuer gegangen. Als Capitaine d'Armes fungirte ein alter Talgfabricant, der während der Belagerung brillante Geschäfte machte, da ihm, wie er es mir einmal erzählte, das Fett, was gewöhnlich zur Unschlitterzen- und Seifenfabrication verwendet ward, jetzt zu theuren Preisen von den Gasthäusern und Epiciers abgekauft wurde. Diese Wendung hatte auf seinen Patriotismus einen gewaltigen Einfluß ausgeübt, und er, ein sehr gutmüthiger Mensch, wurde — so lange nämlich sein Talgvorrath nicht erschöpft war — fuchsteufelswild, wenn man von der Möglichkeit einer Ergebung sprach; da dachte er gleich an die Zeit zurück, wo der Talg blos ein paar Sous das Pfund werth war, und er zeterte »la guerre à outrance«, bis auf's Messer. Am Vorabend der Capitulation hatte mich der wackere Capitän eingeladen, eine Promenade nach seinem Magazin zu unternehmen. „Sehen Sie", sagte er mir, auf die Kasten deutend, „ich habe schon dreißigtausend Francs verdient; wenn nur die Belagerung noch ein paar Wochen fortdauert, verdiene ich noch zwanzigtausend Francs." Er war aber unzufrieden über alle Maßen, wie alle Epiciers übrigens, als der Waffenstillstand abgeschlossen worden, und erzählte allerlei von Verrath ꝛc.

Ferner waren da mehrere Stammgäste vom Café de Madrid, Literaten ihres Zeichens; sie waren Capitäns oder Lieutenants mit verschiedenen Functionen, die ihnen erlaubten, sich die Kasse warm zu halten. Ein Militärreporter eines verbreiteten Blattes war das Schooßkind Aller. Die Hauptperson war unser Proviantmeister, ein pedantischer, aber sehr guter Sergeant, zu gewöhnlichen Zeiten ein Sohn der Musen, der das Glück gehabt hatte, mehrere Stücke mit Erfolg auf die Bühne zu bringen. Gleich am ersten Tag legte er Proben einer großen Sachkenntniß ab; als er von der Intendantur kam, hatte er sich eine Menge Delicatessen zu verschaffen gewußt, die nirgends in der Stadt zu bekommen waren. Erdäpfel, Stockfisch, Rindfleisch, Sardinen standen in Menge zur Verfügung und wir brauchten die Francstireurs nicht mehr zu beneiden, auch wir bekamen Käse. Diese Extrakost wußte so manchen Magen an die gefährliche Scholle zu binden und es wurde ein Gesuch abgefaßt, daß das Regiment den Fleischtöpfen Egyptens nicht entrückt werde . . . In dem Kreis dieser Kameraden, welcher durch die unvermeidlichen „Burschen", von denen sich Jeder zwei hielt, vergrößert wurde, fehlte mir ein theures Haupt. Es war der so thatendurstige Commandant; ja, er fehlte, ein Fieber war boshaft genug, ihn gerade am Tage des Ausrückens an's Bett zu fesseln. Er muß viel, sehr viel gelitten haben!

Die erste Sorge der Herren war eine Nahrungssorge und es wurde der Marketender einberufen und zu Rathe gezogen. Ein sonderbarer Kauz, dieser Vivandier; zu Zeiten, da Paris nicht in den Kriegsgräueln steckte, fungirte der wackere, nur allzu weinselige Ferdinand als Oberkellner in einem Café restaurant, wo alle Stabsofficiere des Regiments Stammgäste waren; und so Mancher von den glänzenden Capitäns und bestitterten Lieutenants waren dick angekreidet. Er hoffte nun im Felde sein Glück zu versuchen, da Jedermann wußte, wie trefflich seine meridionalen Saucen und seine kunstgerecht gewürzten Salate schmeckten. Er hatte einen Karren angekauft und denselben mit den theuersten Delicatessen und Weinsorten angefüllt, die er zu horrenden Preisen anzubringen hoffte. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Seine Clienten aus dem Kaffeehaus wollten sich nicht so leicht prellen lassen; da gab's manche Reibungen der derbsten Art zwischen dem Obersten und seinem ehemaligen Oberkellner. Um seinen Verdruß zu ertränken, absorbirte nun der wackere Marketender selbst die edlen und feurigen Weine, die er mitgebracht; all' der Chablis und der Burgunder lief durch seine Kehle, er befand sich daher stets in einem Zustande, den man sich denken kann. Die Begriffe von Respect und hierarchischer Achtung schienen sich bei ihm zu verwirren.

Im ganzen Hause war nur er zu hören und zu sehen, er lief von der Küche auf den Boden, von dem Boden in die Küche hinunter, nach Belieben schaltend und waltend. Der Oberst I . . . ließ einmal durch einen Burschen sich etwas aus der Küche holen. „Herr Colonel", kam derselbe zurück, „der Principal des Etablissements hat mir geantwortet, er lasse sich von Niemandem etwas befehlen." Verwundert meinte der Oberst, er möchte doch gern diesen Principal vor Augen sehen. Und richtig, herauf kam keck und trotzig . . . Ferdinand, den Hut verlegen auf dem Kopf; er hatte sich für den Principal ausgegeben.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

Allbekannt ist die Redensart vom „Hornberger Schießen", aber den Ursprung derselben vermag man nicht einmal in Hornberg selbst nachzuweisen, so oft es auch schon versucht worden ist. Neuerdings ist nun über das „Hornberger Schießen" der „Bad. Landesztg." eine, wie sie sich

Digitized by Google

nennt, authentische Quelle zugegangen, welche wohl geeignet ist, der weitverbreiteten Redensart ein für allemal einen festen historischen Hintergrund zu geben. Dieselbe lautet folgendermaßen: „Zwischen Hornberg und Villingen bestand in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Rivalität, die ihren Ausdruck vorzugsweise in der Anmaßung eines Hoheitsrechtes von Seiten der letztgenannten Stadt über das damals „gut" württembergische Hornberg hatte. Aus Anlaß eines Tödtungsfalles fielen nun die Villinger mit 50 Mann Bewaffneter in das Hornberger Gebiet ein, angeblich um nach dem Thäter zu fahnden, in Wahrheit aber, wie der Bericht glaubwürdig versichert, um an der unbotmäßigen Nachbargemeinde einmal einen Groll auszulassen. Als sich die sonst friedliebenden Hornberger Bürger von dem ersten Schrecken über diesen unverhofften Besuch erholt hatten, verfügte sich zunächst eine Abordnung nach Villingen, um dem dortigen Bürgermeister eine schriftlich abgefaßte Rechtsverwahrung zu behändigen und wohl auch Genugthuung zu verlangen. Nach anfänglichem Weigern nahm zwar der Bürgermeister das Document „aus schuldigem Respect vor der hiesigen Herrschaft" zu Handen, erklärte aber, die Entscheidung in der Sache selbst dem Gemeinderath anheimstellen zu müssen. Da diese, wie es scheint, „ad acta" lautete, so wurde nun anderseits beschlossen, dem Einfall und der darin nach Ansicht der beleidigten Stadt gelegenen Besitzstörung einen ebenbürtigen „actum contrarium" in der Weise entgegenzustellen, daß man mit Aufbietung einer dreifachen Macht, verstärkt durch 50 Pferde, sowie eine Anzahl Kinder — letztere als lebendige Beweisstücke in perpetuam memoriam dessen, was nun geschah) — in das Villinger Gebiet rückte und hierselbst mit drei „Salven" sein entrüstetes Rechtsbewußtsein zum demonstrativsten Ausdruck brachte. Ueber den ganzen Hergang wurde dann an die „herzogliche" Regierung umständlich berichtet und am Schlusse unter Lieferung der Kosten des Auszuges und des „verschossenen Pulvers" die Anfrage gestellt: „ob nicht auch der Kellerei des Oberamtmanns an die betheiligten Mannschaften ein den damaligen Zeitverhältnissen entsprechendes Quantum Wein nebst Brod auf krarische Kosten verabreicht werden solle?" Auf die erbetene Bewilligung sollen nun die Bürger Hornbergs noch bis auf den heutigen Tag warten dürfen; sie sind indessen dadurch viel berühmter geworden, als es bei einer Kneiperei in der „Kellerei des Oberamtmannes" möglich gewesen wäre.

**Bielefeld**, 10. Mai. Da die hier bestehende rheinisch-westphälische Anstalt für Epileptische (Fallsüchtige) in ihrer bisherigen Ausdehnung (zur Zeit können nur 25 Kranke verpflegt werden, deren Unterhalt ꝛc. im vorigen Jahre 3692 Thlr. gekostet hat) den an sie gestellten Ansprüchen nicht mehr genügte, indem die Zahl dieser armen Kranken, für welche Aufnahme erbeten wurde, von Jahr zu Jahr zunahm, so soll dieselbe durch einen Neubau, welcher für 100 Pfleglinge berechnet ist, vergrößert werden. Hiefür namentlich ist die einzusammelnde Hauscollecte bestimmt. In diesem Jahre hofft man das Gebäude unter Dach zu bringen. (K. Z.)

Der Linzer Tagespost wird aus **Hallstadt** (im Salzkammergut) vom 26. März geschrieben: Von Sonntag auf Montag hatten wir eine schreckliche Nacht. Beim prachtvollen Mondenscheine, aber eigenthümlich greller, gelber Beleuchtung erhob sich ein furchtbarer Sturm, welcher von 11 Uhr Nachts bis 4 Uhr früh wüthete. Die Betten wurden so erschüttert, daß Alles aus den Federn trachtete, die Häuser existierten und bei geschlossenen Fenstern wurden die Thüren aufgerissen. Und erst der See, der war schaurerlich schön mit seinen von dem wüthenden Sturme thurmhoch dahergetragenen Wellen. In der Früh, als man um sich blickte, wie sah es da aus! Die Gebäude wie Brandstätten, die Rauchfänge theilweise abgerissen, die Dächer abgedeckt, eine Brücke weggerissen, Bäume entwurzelt und mitten entzwei gerissen, die Schiffshütten umgeworfen, und die abgerissenen Schiffe tanzten auf dem See; vom Gebirge lösten sich Steine los und polterten mit großem Getöse in das Thal herab. Vier junge Leute, welche um 12 Uhr Nachts in das Wannhaus gehen mußten, wurden vom Sturme zu Boden geworfen und mußten so liegen bleiben und warten, bis gegen 4 Uhr der Sturm sich legte. Viele arme Leute wurden durch die Beschädigung ihrer Häuschen schwer getroffen.

Vor dem **Londoner** Schwurgericht ist ein Scandalproceß nach zweitägigen Verhandlungen zum Abschlusse gekommen, der so viel Aufsehen erregte, daß wir seiner Erwähnung thun müssen. Ein Advocat Namens Edmonds war angeklagt, seine Frau im Jahre 1867 getödtet zu haben. Zwei Zeugen beschrieben eine Scene ehelichen Conflictes, welche damit geendet haben sollte, daß die Gemahlin des Angeklagten nach einem Faustschlag, welchen der letztere ihr versetzte, plötzlich gestorben sei, und zwar war die erste Zeugin eine Nichte des Angeklagten, und der zweite Zeuge war der Hausarzt der Familie. Anfänglich war gesagt worden, der Tod sei in Folge eines Schlagflusses erfolgt, und erst ganz vor Kurzem wurde die Anklage wegen Tödtung erhoben. Nun aber ergab sich durch das Kreuzverhör, daß die beiden Belastungszeugen im Hause des Angeklagten sehr intime Beziehungen zu einander gepflogen hatten, und daß der letztere, nachdem dies zu seiner Kenntniß gelangte, der Nichte die Thüre wies und die Streichung des Arztes von der Liste der Practicanten veranlaßte. Der Arzt, welcher übrigens verheirathet und Vater von fünf Kindern ist, drohte darauf, die Todte aus dem Grabe aufzuwühlen, und hat — wie sich herausstellte — das Wort gehalten. Da aber eine große Anzahl von Schutzzeugen, darunter die Schwester der Verstorbenen und die Schwester der aus dem Hause gewiesenen Nichte, darthaten, daß der Angeklagte und seine verstorbene Frau stets glücklich mit einander gelebt, daß die letztere aber sehr apoplektisch gewesen und daß die Geschichte mit dem Faustschlag erfunden sei, lautete der Spruch der Geschworenen nach kurzer Berathung auf nichtschuldig. Ob Mr. Edmonds gegen die beiden Belastungszeugen Klage wegen Meineides erheben wird, ist noch nicht bekannt.

Am 14. und 15. April sind in **Accra** an der Westküste Africa's mehrere heftige Erdstöße verspürt worden, welche bedeutenden Schaden anrichteten. Viele Häuser stürzten ein oder erhielten Risse. Zum Glücke gingen dem stärksten Stoße kleinere Erschütterungen vorher, so daß die Bevölkerung, Europäer und Eingeborene, Zeit hatten, ins Freie zu eilen, ehe die Gebäude einstürzten, und so ist, obwohl die Katastrophe mitten in der Nacht eintrat, kein Menschenleben zu beklagen.

Von den **Südsee-Inseln** schreibt der Evangel. Reichsb.: „Es ist erwiesen, daß voriges Jahr nicht weniger als 100 Schiffsladungen von Südsee-Insulanern aus ihrer Heimath nach Fidschi und Queensland gebracht wurden. Nach dem Bericht des Commodore Palmer, der ausgesandt wurde, um Belege von der Art und Weise zu sammeln, wie dieses Geschäft betrieben wird, unterscheidet sich dasselbe kaum von einem regelrechten Sclavenhandel.

## * Anagramm.

Das Ganze sucht ein Jeder hier auf Erden
Denn dorten nur hofft glücklich er zu werden;
Gewonnen kann, mußt oft er wieder sagen
Von meinem Wort, was künden drei Buchstaben:
Ein Beispiel, das von Urvolkern schon wir haben.
Entfern' dies Wort vom Ganzen, Prachtpalaste ragen
In einer Riesenstadt, ein tausendfach Getümmel,
Und alle Sagen nennen Dir einen frechen Lümmel.
Ms.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 61. Speyer, Donnerstag, den 23. Mai 1872.

### Nur einen Tag Wahrheit.

Nach dem Englischen frei bearbeitet von H. v. Feltheim.

(Schluß.)

Ralph lag in der That auf seinem Lager, ohne sich zu rühren. Seine vorher geäußerte Wuth war einer kaltblütigen Selbstbeherrschung gewichen. Auf seinen Lippen spielte nur ein mitleidiges Lächeln; gerade dieses Lächeln wurde als ein neuer Beweis seines Irrsinn's angesehen und trug nur dazu bei, alle Anwesenden in ihrer Meinung zu bestärken.

„Täuschen wir uns nicht", entgegnete Mr. Cockerel und geben uns nicht zu schnell voreiligen Hoffnungen hin. Seine jetzige Ruhe ist nur die natürliche Folge seiner körperlichen Erschöpfung. Wenn er wieder zu Kräften kommt, wird ein neuer Ausbruch von Tobsucht nicht lange auf sich warten lassen."

„O gewiß, das wird nicht lange ausbleiben", stimmte man dem Doctor bei. „Es wird unbedingt nöthig sein, ihn in eine Anstalt zu schaffen."

„Wollen Sie sich vielleicht der Gefahr aussetzen, daß er Ihnen in Ihrem Bette den Hals abschneidet?" fragte Miß Mulberry Mr. John. Wenn Sie ihn im Hause lassen, risiren Sie Ihr Leben."

„Wäre Ralph je einer solchen Unthat fähig?" rief Miß Arabella zitternd. „Ach nein, das kann ich nicht glauben, eher aber, daß er sich selbst ein Leid zufüge, wenn er nicht immer bewacht würde. Es ist traurig, John, aber um seiner eigenen Sicherheit willen erscheint es geboten, ihn nach Bedlam zu bringen, wo er unter beständiger Aufsicht ist.

Ich stimme ganz dieser Ansicht bei", erklärte der Arzt.

„Nun denn, wenn es nicht anders sein kann", sagte Mr. John, „so möge es gleich geschehen. Wer hat wohl die Gefälligkeit einen Wagen zu holen?"

Als Ralph, der bisher der ganzen Verhandlung ruhig zugehört hatte, wie um es auf die Probe ankommen zu lassen, wie weit man noch gehen würde, sah, was ihm bevorstand, suchte er sich aufzurichten und seiner Stricke zu entledigen, letztere waren aber zu solid gebunden, als daß ihm dies gelungen wäre und so hatten seine Anstrengungen keinen andern Erfolg, als daß sich Alles entsetzt an die entgegengesetzte Wand des Zimmers drückte und laut durcheinander nach einem Wagen schrie.

In diesem allgemeinen Tumulte war es dem armen Ralph unmöglich, sich Gehör zu verschaffen, je stärker er aber seine Stimme erhob, desto größer wurde der panische Schrecken, der sich aller Anwesenden bemächtigt hatte. Unwillkürlich mußte er lachen, als er Miß Mulberry unter einem Tische, seinen dicken Onkel hinter dem Ofenschirme, seine Tante auf einer Commode und die übrigen Personen in den Fensternischen Schutz suchen und sich mit der Kohlenschaufel, den Feuerzangen, mit Leuchtern, Staubbesen und Allem, was sonst noch zur Hand war, bewaffnet sah, um sich gegen ihn, der sich nicht rühren konnte und ihnen trotzdem eine solche Furcht einjagte, im Falle eines von Allen erwarteten Angriffes vertheidigen zu können.

„Einen Wagen, einen Wagen!" schrien Alle, ohne daß Jemand den Muth hatte, das Zimmer zu verlassen, da sich das Kanapee, auf welchem Ralph lag, in einer sehr bedenklichen Nähe der Thüre befand, als diese letztere plötzlich aufging und zwei Personen auf dem Schauplatze dieser allgemeinen Verwirrung erschienen.

Es war Miß Ellen High und Bill Nurser, welche eintraten. Als Ralph diese Beiden sah, ließ er sich beruhigt auf das Sophakissen zurückfallen, denn nun wußte er, daß er gerettet war.

Nachdem sich Miß Ellen und Bill Nurser von ihrer ersten Ueberraschung über die drastische Situation, in der sie die Gesellschaft antrafen, erholt hatten, machte Letzterer vor Mr. John und Miß Arabella eine tiefe Verbeugung, worauf er die eingetretene Stille benützte, um das Wort zu ergreifen.

„Wollen Sie, Miß und Mr. Fielding", sagte er, „und Sie, meine verehrten Herren und Damen, die ich hier in einer so seltsamen Lage finde, mir gütigst erlauben, Sie zu beruhigen, da dieß der Zweck ist, der Miß High und mich in ihre Mitte führte. Das Gerücht von der plötzlichen Geistesstörung meines Freundes Ralph, welches bis nach Streatham in die Villa der Miß High drang, kam auch mir zu Ohren. Ich wußte, daß Ralph nach Streatham hinausgefahren war und da ich erfahren hatte, daß Miß Arabella bereits Vorkehrungen getroffen habe, um ihn

Digitized by Google

bei seiner Rückkunft in sichern Gewahrsam bringen zu lassen, eilte ich ihm nach, um ihn zu warnen. Ich suchte ihn bei Miß Higb, traf ihn aber nicht mehr, dafür erklärte sich aber Miß Higb bereit, mich nach London zurückzubegleiten, um Ralph zu retten, denn sie besorgte, wie ich, daß er in große Unannehmlichkeiten gerathen werde. Wie ich sehe, waren unsere Befürchtungen nicht ungegründet und wir dürfen uns Glück wünschen, gerade noch im rechten Augenblicke eingetroffen zu sein, denn Niemand weiß besser als ich, welche Bewandtniß es mit der angeblichen Narrheit Ralph's hat und Niemand ist besser im Stande, ihn für die erlittene Unbill zu entschädigen, als Miß Ellen. Bevor ich weitere Erklärungen abgebe, erlauben Sie mir vor Allem, daß ich meinen armen Freund Ralph von den Banden befreie, in die sie ihn gelegt haben."

Ohne eine Antwort abzuwarten, zog Bill ein Federmesser aus seiner Tasche und begann in aller Ruhe die Stricke entzwei zu schneiden, mit welchen Ralph geknebelt war. Als die im Zimmer Anwesenden dies sahen, entstand ein neuer Schrei des Entsetzens.

„Was thun Sie . . . was erlauben Sie sich!" rief Mr. Cockerel, der sich in seiner Autorität als Arzt beleidigt fühlte.

„Er ist tobsüchtig!" rief Miß Arabella.

„Er wird sich jetzt auf uns stürzen und uns Alle massacriren", kreischte Miß Mulberry.

„Er wird dies Alles nicht", sagte Ralph ruhig, indem er, jetzt endlich frei gemacht, sich erhob und vor Allem seine steifen Glieder streckte, um das gestockte Blut wieder in Circulation zu bringen.

„Nein, er wird dies Alles nicht", wiederholte Bill, „denn Ralph ist so wenig irrsinnig, als ich oder sonst Jemand in diesem Zimmer. Es ist jetzt sieben Uhr", fuhr Bill fort, „nachdem er auf seine Uhr gesehen hatte, „die zwölf Stunden, während welcher wir unserer gegenseitigen Uebereinkunft gemäß, Niemanden eine Aufklärung geben durften, sind vorüber, und ich kann demnach sprechen."

Und nun begann Bill den Anwesenden mitzutheilen, was Ralph und er nach der Predigt des Mr. Rasp unter sich verabredet hatten. „Ich sehe", schloß er seinen Bericht, „daß meine Erwartungen weit übertroffen wurden, denn ich prophezeite, daß Ralph, in Folge eines Festhaltens an der Wahrheit, erst nach Ablauf einer Woche nach Bedlam gebracht werden würde und statt dessen war er bereits schon jetzt nach kaum zwölf Stunden dahin auf dem Wege."

„Du hast in der That Deine Wette gewonnen, Bill", sagte Ralph, „und es steht Dir nun frei, der Miß Lucy Fensterpromenade zu machen, so viel Du Lust hast. Die Wahrheit trug mir, wie Du vorher sagtest, den Haß der Leute ein und von Allen, denen ich sie sagte, wurde sie entweder falsch verstanden oder absichtlich entstellt. Sie, mein Onkel, waren der Erste, der mir aus meiner Aufrichtigkeit ein Verbrechen machte, und Ihnen, liebe Tante, hätte ich es zunächst zu danken, daß ich in diesem Augenblicke, ohne die glückliche und rechtzeitige Dazwischenkunft meines Freundes Bill, auf dem Wege nach Bedlam wäre. Nur eine Einzige war im Stande, die Wahrheit zu ertragen", fuhr Ralph fort, indem er zu Miß Ellen hinzutrat und ihre Hand ergriff, „und so verdanke ich dennoch der Wahrheit, trotz aller Unannehmlichkeiten, die sie mir einbrachte, mein größtes Glück, denn ich habe die Ehre, Ihnen Miß Ellen Higb, als meine künftige Gattin vorzustellen."

Ein Ausruf allgemeiner Ueberraschung, dann ein freudiges Händeschütteln und Gratuliren, während dessen sich Miß Dreamer und die beiden Blanc heimlich hinaustahlen, folgte dieser Erklärung, der Miß Ellen lachend die Bemerkung beifügte, daß man hoffentlich den armen Geisteskranken ihr zur Pflege und Heilung überlassen werde.

„Was sagen Sie dazu, lieber Doctor?" fragte Bill Nurser mit spöttischem Lachen den Arzt.

„Daß die Wissenschaft vor der Liebe die Segel streicht", entgegnete Mr. Cockerel, indem er seinen Hut nahm und die Glücklichen sich selbst überließ.

## Wie es bei den französischen Vorposten herging.

### Erinnerungen eines Pariser Belagerten.

(Fortsetzung.)

Abends ging es noch besser, einige Lampen waren in Verlust gerathen; wir saßen eben bei Tische, da stürzte Ferdinand herein.

„Daß sich Keiner unterfteht, heraus zu gehen, ich muß meine Lampen wieder haben und müßte ich zum General laufen. Ich lasse Euch Alle durchsuchen und gefangen nach Vincennes abführen, bis ich meine Lampen wieder habe."

Man suchte ihn zu beschwichtigen und spedirte ihn zur Thür hinaus, brummend zog er zum Nachtessen. „Ich gehe schon", sagte er, „muß ich doch auch dinren; ich habe aber etwas Besseres, als Ihr Alle, Unsereins hat mehr Schüsseln zu seinem Mittagstisch, als Ihr Tressen auf Euren Käppis besitzt."

Diese sonderbare Bemerkung rief ein schallendes Gelächter hervor und man verzieh dem Eroberkellner seine Grobheiten.

Die Tafel verlief recht gemüthlich und zum Dessert ließen wir einige Flaschen Sect kommen und entkorkten sie gerade, als das Bombardement immer heftiger wurde. Der Boden erdröhnte jeden Augenblick, die Fenster klirrten und zwischen den halb geschlossenen Jalousien sah man deutlich die Blitze aus den gegenüberliegenden Batterien. Aber wer kümmerte sich um so etwas, wer dachte daran, daß so eine Vollkugel plötzlich hier inmitten der fröhlichen Gesellschaft einschlagen und uns Alle in tausend Stücke reißen könne? Man muß es allen Anwesenden lassen, Sorgen machte ihnen die Gefahr nicht, sie ignorirten dieselbe vollkommen. Es wurde also fortgezecht, ge-

Digitized by Google

spaßt, gelacht und geredet, da wir auch einige Volksredner in unserer Mitte besaßen.

„Herr Oberst," sagte einer der Burschen, „man bringt etwas für Sie, aber etwas schweres", und zwei heftgraue Nationalgarden humpelten herein und trugen mit großer Mühe einen schweren Wasserkübel. In diesem war das Präsent für den Oberst enthalten in Gestalt einer großmächtigen Granate, die einige hundert Schritte von uns gefallen, aber nicht crepirt war. Die Finder, welche den glücklichen Einfall gehabt hatten, die Trophäe heraufzuschleppen, hatten sich nicht einmal die Mühe genommen, den Kübel mit Wasser zu füllen, und als ich sie fragte, warum sie diese doch so einfache Vorsicht vernachlässigt hatten, erwiderten sie ganz naiv: „Ei, warum denn im Wasser, da verrostet so eine Granate." Die Tischgesellschaft umringte das sonderbare Präsent. Einige klopften gar auf den Zünder und im Geiste sah ich schon den Augenblick, wo wir alle in die Luft fliegen würden.

„Keine Dummheiten, liebe Freunde", sagte der Oberst, „trinkt einen tüchtigen Schluck, bringt mir das hinauf und setzt es neben mein Bett", fügte er bei, zu den beiden Hechten gewendet. Und richtig humpelten sie wieder die Treppe hinauf und im Kübel schaukelte sich die Granate mit ganz umheimlichen Klang. Wie er es befohlen, fand sie der Oberst später bei seinem Bettgestell und sie wich während dreier Wochen nicht vom Fleck.

Jedes Festmahl hat sein Mene Tekel Upharsin; unseres erschien in der Uniform eines Unteroffiziers, der dem Colonel ein Papier vom General überbrachte.

„Wichtige Mittheilungen, meine Herren", sagte er, nachdem er die Schrift durchflogen hatte, „es gibt heute eine Recognoscirung auf dem Mont Avron und es ist leicht möglich, daß wir ins Gefecht gezogen werden. Ferner sind hundert Mann zur Schanzarbeit commandirt; wer wird sie stellen?"

Niemand antwortete.

„Na", sagte der Schauspieler, „nehmen Sie die Kerle von meiner Compagnie, die sind immer in Bewegung; aber Branntwein muß es auf dem Platze geben."

Die Tafel ward natürlich aufgehoben, die Offiziere gürteten ihre Säbeln um und Mehrere schickten sich an, die kleine Verdauungspromenade nach der Schanze anzutreten. Wir schritten durch den Hof und betraten die Dorfstraße; es war eine prächtige Decembernacht, der hochstehende Mond schien klar.

„Da in diesem Hause stecken so ein paar „Raoutrance" und kochen und trinken sich voll, während wir für sie die Haut hergeben müssen."

Da plötzlich kamen Zwei von der Mannschaft des Wegs hergelaufen und ganz außer Athem.

„Oberst", sagten sie, „wir sind verrathen, verkauft! Man macht den Preußen Signale, sie werden gleich auf uns schießen. Sehen Sie nur," und er deutete auf ein Haus, wo wirklich bald ein blaues, bald ein weißes Licht nun aufleuchtend, nun wieder verschwindend, zu sehen war. Dieses Spiel interessirte uns; vielleicht, dachten wir, fassen wir diesmal einen der Spione, und die zwei Denuncianten schlugen mit den Gewehrkolben auf den Boden und schworen, sie wollten schlechte Menschen sein, wenn sie nicht Alles, was im Hause an lebendigen Wesen aufzufinden wäre, todtschlagen würden. Als wir aber der Behausung näher rückten, da merkten wir, daß die vermeintlichen Signale ganz einfach durch die Spiegelung der Mondstrahlen auf dem platten Dach der Villa erzeugt wurden. Außerdem reflectirte das Silber des Mondes auf dem reichlich gefallenen Schnee, der während des Tages fest zugefroren war. Diese Vermengung zweier Lichter bildete eine Beleuchtung, die etwas Feierliches, etwas Geheimnißvolles an sich hatte. Durch die Straßen bewegten sich in lautloser Stille und so gut wie möglich im Schatten gegen das allzu wachsame Auge des Feindes Schutz suchend, beträchtliche Infanteriecolonnen, die bestimmt waren, gegen den Avron vorzugehen. Es fror die armen Teufel ungemein, trotzdem ihre Gesichter in Cache-nez und sogenannte „Passes Montagnes" (Wollhauben, die gleichzeitig Scheitel, Stirn und Kinn schützen) dermumm waren sie und ihre Hände sorgfältig in der auf Brust und Unterleib schürzenartig gebundenen Decke wie in einem Muff verwahrten. War es vielleicht die Aussicht, dem Tod entgegenzusehen, welche sie ihre warmen Kleider nicht fühlen ließ? Jedenfalls stach die traurige, lautlose Hallung dieser Gestalten gegen das turbulente Wesen unserer Nationalgardisten gewaltig ab. Was die Letzteren betrifft, so hatten sie ihre Absicht wegen der Spione noch keineswegs aufgegeben und Einen hörte ich seinem Kameraden zuflüstern, „Espions und Prussiens" gewittert zu haben und diese müßten sie auffinden, sollten sie deswegen den Mond, der schalthaft mit seinem Spiel fortfuhr, auf ihre Bajonette spießen.

(Schluß folgt.)

## Literatur.

Von August Becker, dem beliebten pfälzischen Erzähler, dessen Wiege am Fuße des Wasgaues, unfern von Weißenburg und von Straßburg's Münster, stand, ist ein Roman aus dem Elsaß: „Das Thurmlatherlein", erschienen, das den Anfang einer Reihenfolge historischer Novellen aus Pfalz und Elsaß bildet, zu deren volksmäßiger, wirkungsvoller Einkleidung der Verfasser ganz vorzugsweise Beruf hat. Als Einleitung zu dieser ersten Elsaß-Erzählung, die im 15. Jahrhundert spielt, als die Franzosen bei ihrer Betriegung der Schweiz die ersten Raubzüge gegen den deutschen Rhein unternahmen, liefert der Verfasser einen Rückblick auf die poetischen Erinnerungen der kerndeutschen Grenzprovinz, wobei er unter Anderem sagt: „Dem schärferen Beobachter wird alsbald auffallen, daß die Elsässer sich in Sitten und Gebräuchen deutsches Wesen da und dort treuer bewahrt haben, als so viele andere Stämme des alten Reichs; daß die Trachten noch immer so schön und ansprechend sind, wie irgendwo; daß es beim Erntetag und Feierabend, bei der Weinlese und Kirchweih klingt und singt in echt deutschen Weisen und Liedern; ja,

Digitized by Google

daß durch die Spinnstuben noch überall die Schatten der germanischen Göttermelt schauern und die achtungsvollen Reden laut werden von der entscheidenden Weltschlacht, wo die Pferde bis an die Knöchel im Blute waten und der Herrscher Frankreichs von dem Könige der Deutschen gefangen werden wird. Wo aber in solcher Weise noch deutsches Wesen wurzelt, läßt sich der französische Firniß leicht von der Oberfläche lösen, und er wird um so rascher entfernt werden können, je mehr das deutsche Vaterland den wiedergewonnenen Kindern Liebe und Ehre zurückbringt. Statt halbverstohlen und halb verschollen, wie der Straßburger Dichter Karl Bernhard vor 15 Jahren im Buvonat der algerischen Sahara, kann dann der Elsässer mit demselben laut über den Rhein in's große Vaterland hinein singen:

„Mein Muedersprooch ich lieb mir, werth,
Ich kann's halt nit verhehle, —
Und wenn au Mancher drum sich scheert:
Wer wird sich darum quäle?
Wer rede bricht D' Kindstümer noch
In viele hundert Jobre
Redde mit Freud' ihr Muedersprooch,
Nein! Nie geht die verlore!"

## Miscellen.

„Wo liegt der Hund begraben?" — Der Hund liegt in Thüringen begraben, eine Stunde vom Inselsberg, bei dem Dorfe Winterstein, wo die Herren von Wangenheim ihre Besitzungen und ihr kleines Waldschlößchen hatten.

Dort steht ein verwitterter, von einem Hollunderstrauch überschatteter Denkstein, der folgende Inschrift trägt:

Anno 1650 Jar
Der 10. Marci war
Ward ein Hund hierher begraven
Das in nicht fressen die Raven
War sein Name Stuczel genant
Fürsten un Herrn wol bekant
Geschah ob seiner große Treulichkeit
Die er seine Her und Fraven beweist.

Traditionell geht der Vers noch so weiter:

Schickt man ihn hin nach Friedenstein
So lief er hurtig ganz allein
Und hat er seine Sach ausgericht
Drum hat er diesen Stein gekriegt.

Vielleicht stand auch dieses letzte auf dem unteren Theile des Steines, der jetzt schon ganz von Gras überwuchert ist. Die Geschichte aber von dem Hunde ist in Kurzem folgende:

Zu Ende des dreißigjährigen Krieges waren eine Abtheilung Kaiserlicher unter Anführung des Grafen Harnni lange Zeit in Thüringen. Dieser war ein roher, wilder Krieger, aber für weibliche Schönheit ungemein empfänglich. Er befand sich öfters am Hofe Ernst' des Frommen, Herzogs von Gotha und seiner Gemahlin Elisabetha Sophie, die auf dem neuerbauten Schlosse Friedenstein dort residirten. Unter den Hofdamen der Herzogin zeichnete sich hauptsächlich eine durch Jugend, Schönheit und Anmuth aus, das Fräulein Hilarie von Wangenheim. Zu diese verliebte sich auch augenblicklich Harnni. Er schien sogar redliche Absichten zu haben, denn er bot Alles auf, sie zu seiner Frau zu machen.

Hilarie jedoch war nichts weniger als davon erbaut, sie hatte schon ein Liebesverhältniß mit einem jungen, schönen Edelmann, der ebenfalls auf dem Schlosse Friedenstein im Dienste des Herzogs war; sein Name war Kurt von Wenckheim. Obwohl ihr Vater von diesem nichts wußte, so benachrichtigte sie ihn doch von dem Treiben Harnni's und bezweckte, daß er sie (er war Jägermeister in Bähringen) nach seinem Unterschloß Winterstein, das ungefähr 5 Stunden von Gotha entfernt ist, heimlich hinwegholte. Damit war sie von der lästigen Gegenwart Harnni's befreit, aber auch von ihrem Kurt entfernt, der in der Umgebung des Herzogs bleiben mußte.

Harnni schäumte vor Wuth, als er sich betrogen sah, und suchte und stöberte überall herum nach seiner geraubten Beute. Endlich wurde es ihm doch verrathen. Sogleich machte er sich auf den Winterstein und belagerte die Veste. Das war nun für die Liebenden eine böse Zeit, in der sie immerwährend Angst ausstehen mußten, sich kaum sehen und viel weniger sprechen konnten. Höchstens einmal, wenn es Kurt gewagt hatte, von Gotha wegzugehen und bis unter die Mauern des Schlosses Winterstein vorzudringen, wo er sich im Gebüsch versteckt hielt und lauschte, daß er die Gestalt seiner Hilarie erspähte. In dieser unglücklichen Lage kam man auf einen glücklichen Gedanken.

Die Liebenden hatten einen trefflichen, klugen Hund gehabt, Namens Stuczel. Dieser wurde jetzt abgerichtet zum Briefboten, und er hatte bald Geschäfte genug zwischen Friedenstein und Winterstein. Unter das Halsband des Hundes wurde der Brief verborgen und damit lief Stuczel über Stock und Stein, schlich sich durch die Wachen auf der Brücke der Veste, die ihn nicht groß beachteten, brachte den Brief so Hilarien und wurde von dieser wieder mit einem anderen entlassen. Lange Zeit machte der Hund den treuen Boten, bis es endlich nicht mehr nöthig war.

Der Herzog von Gotha hatte eine Hilfsmannschaft nach Winterstein geschickt, Harnni mußte das Feld räumen und den Liebenden stand nichts mehr im Wege zu ihrer Vereinigung. Stuczel ward reichlich belohnt und konnte ein ruhiges Alter verleben. So lange er aber noch laufen konnte, ließ er sich nicht nehmen, allerhand Dienste, wie zuvor, zu verseben. Von Winterstein aus lief er z. B. täglich nach dem 1½ Stunden entfernten Baltershausen und machte Einkäufe. In einem Korbe, den er trug, lag ein geschriebenes Zettelchen und Stuczel brachte zuverlässig, was darauf stand. So that er noch Mehreres und der Hund war in der ganzen Umgegend bei Klein und Groß bekannt.

Solche Treue und Seltenheit mußte man auch im Grabe ehren und man that es in doppelter Weise. Kurt v. Wenckheim nahm in seinen Familiennamen den Namen „Hund" mit auf, als Stuczel gestorben war, und die letzte Ehre wurde ihm von einer großen Leichenbegleitung gegeben. Er wurde auf dem Kirchhofe begraben. Dagegen erhob sich jedoch später die Geistlichkeit, Stuczel mußte wieder ausgegraben und an einer andern Stelle begraben werden. Dort liegt er noch bis jetzt, und auf seinem Grabe steht nun schon seit zwei Jahrhunderten lang der ehrende Denkstein für seine Treue.

---

Paris, 13. Mai. Bei einer Bücherversteigerung wurden die Gesammtwerke Louis Napoleons in reichem Einband zu einem Franken zugeschlagen, und der Käufer mußte noch seine Waare beschämt unter lautem Gelächter davontragen.

---

Paris. Der General Cremer hat vor der Untersuchungscommission ein überraschendes Zeugniß gegen die Garibaldianer abgelegt. „Von 12,000 Garibaldianern, sagte er, waren 2000 Soldaten; alle Uebrigen war zusammengelaufenes Gesindel, welche bei dem ersten Schuß Reißaus nahmen. Es gab Compagnien von 100 Mann, welche 40 Officiere und 10 Trompeter hatten. Die 12,000 Garibaldianer kosteten ebensoviel, als wie 100,000 Franzosen. Ich bemerkte sehr wohl das Geschäft, welches mit den Ausrüstungsgeldern gemacht wurde. Wenn ein Officier in's Feld rückte, erhielt er, je nach der Waffe, 4 oder 500 Francs Ausrüstungsgelder. Das garibaldische Heer bestand aus einer Menge kleiner Corps mit den verschiedensten und absonderlichsten Namen. Die Officiere gingen von Zeit zu Zeit von einem Corps zum Andern über und jedesmal sackten sie die Ausrüstungsgelder ein. Sie hatten überdies sich ihre Reise zweimal bezahlen lassen. In nicht allzulanger Zeit hatte auf diese Weise ein Unterlieutenant den Gehalt eines Divisionsgenerals eingenommen."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 62. Speyer, Samstag, den 25. Mai 1872.


## Jungfer Modeste. *)

Novelle von **Werner Maria.**

Man schreibt Weltgeschichte — aber die eigentliche Geschichte der Menschen, die intime Geschichte der Seelen liegt wie verhüllt; Einer sucht sie dem Andern zu verbergen und dann wundern sie sich, wenn sie fremd und kalt nebeneinander hergehen — fremd und kalt, als gingen sie sich nichts an. Hie und da lüftet sich der Schleier, dann schauen wir wie gebannt hin, als wär's unsere eigene Geschichte, die dort spielte; als wär's uns aus dem Herzen geschrieben und wir merken, was wir nie vergessen sollten: daß wir Brüder und Schwestern sind, blutsverwandt, seelenverwandt, in Leiden und Freuden uns nah.

Fast immer werden wir Den liebgewinnen, der sich uns zeigt, wie er sich Gott zeigt — wie sich die Kinder Einem zeigen, und darum bring' ich dies Bruchstück, das ich heut' fand und das sonst ebensogut in dem alten Schrank hätte vermodern können.

Ich kenne sie nicht, die es schrieb; sie ging wohl vorüber wie der Tropfen im Meer. Aber auch der Tropfen erquickt vielleicht Einen oder den Andern, es gibt viel Dürstende in der Welt. „Jungfer Modeste", stand in goldenen Lettern auf dem verblichenen Büchelchen. Sie blitzten nur so verstohlen, als wollten sie sagen: zu dem Namen paßt es nicht recht; aber da wir echtes Gold sind, müssen wir glänzen.

Hier fängt es an. —

Man nannte mich die alte Kindermuhme; ob ich je jung gewesen, ich weiß es nicht — so viel besinn' ich mich nur, daß ich immer noch ein Jüngeres im Arm gehabt. Weiß auch der liebe Himmel, wo sie Alle herkamen und warum mich gerade das Geschick dazu ausersehen hatte, so viel kleine Menschenkinder zu wiegen, zu warten, zu wickeln, zu pflegen, da mir von Rechts wegen keins zukam.

Erst sorgte meine liebe selige Mutter dafür, sie konnte für nichts Anderes sorgen, denn sie war immer krank, alle Jahr ein Kind.

Als die Eltern starben, hatte ich eine große Familie. Schon ganz früh, ein kleines Ding, lief ich mit einem Stück Holz im Arm herum; küßte es, deckte es warm zu, hatte wirklich Mutterfreuden daran. Die Leute lachten mich aus; aber es war wohl ein Vorgefühl, denn bald, kaum daß ich's tragen konnte, lag statt des Stückes Holz eins nach dem andern, Schwesterchen oder Bruder mir am Herzen.

Ich war glückselig; für mich gab's nichts Reizenderes, als solch' ein rosiges, lächelndes, kleines Leben, voll Uebermuth, voll Unschuld. Wie es strampelt in den weißen Linnen, als könnt's mich bezwingen; wie es sich anschmiegt, als wüßt' es keinen liebern Platz zwischen Himmel und Erde — ihr glaubt es ihm, und denkt die Seligkeit hat kein Ende; aber Alles hat ein Ende und das Kleine ringt sich los vom Schooß und fängt an, allein zu gehen und läuft weg und wie es hier zu Anfang geht, geht es später, der Platz wird leer, wo ihr sonst seine liebe Gegenwart fühltet, und ihr bleibt allein.

Lange Zeit war immer wieder eins da, die Stelle zu füllen. Ich machte auch keinen großen Unterschied, hatte Eins so lieb, wie das Andere; wer meiner am Meisten bedurfte, der hatte mich.

So lebte ich wie eine Königin in meinem Reich; was darüber hinaus passirte, davon wußte ich wenig, ich merkte kaum, daß die Zeit hinging. Erst als die kleinen Dinger hochaufschossen, in frischer Jugend neben mir standen, lauter junge Tannen, merkt' ich, daß ich darüber zum alten Baum geworden. Es ist etwas Eigenes um das Alter, gespenstisch umschleicht's Manchen bald nach den ersten Schritten im Leben. „Du bist alt", heißt es, „denn Du bist fünf, das Schwesterchen erst zwei." — Sorge und Verantwortlichkeit zieht es nach sich — dann wieder absolut ist's nie da, so lange noch ein Aelterer neben Einem steht; für Den bleibt man immer jung.

So schwankt man hin und her zwischen Alter und Jugend, bis das eigene Herz einmal sagt: „Du bist alt — Du bist ja wie aus einer andern Generation, wie aus einer andern Welt, kommst manchmal mit Deinen Ansichten hervor wie der Bräutigam, der hundert Jahre im Berg geschlafen hat; Keiner versteht Dich, was Du jung nennst, ist vergangen."

So war ich alt und meine Vögel alle flügge geworden, eins nach dem andern verließ das Nest — erst nur bis zum nächsten Zweig, dann aber weiter und weiter. — Manche kamen ab und zu wieder,

*) „Salon."

Digitized by Google

wenn sie Etwas brauchten. Einige hab' ich nie wieder gesehen.

Es ist so der Lauf der Welt, sagen die meisten Leute; wer es aber erfährt, wie vergänglich Alles ist, wie zersetzend die Zeit wirkt, selbst in diesen Verhältnissen — dem wird schwindlig vor den Augen, als verlör er den einzigen Halt.

Die Mädchen heiratheten, die Burschen gingen ihrem Beruf nach. Grad mein zärtlichstes Nesthäckchen, von dem ich geglaubt, es könne nicht zwei Schritt von mir, ging mit einem fremdem Mann, sie kannte ihn kaum acht Tage, über's Meer; er war Missionär.

Eh' ich recht zur Besinnung kam, saß ich mein Reich zerstört, mein Scepter mir aus der Hand gefallen, meine Krone, meine Freude dahin.

Die Mädchen schrieben wohl, aber das eigene Haus wuchs ihnen über den Kopf und in das Herz. Liebe ist kein Luxusartikel; wird sie nicht täglich in die Hand genommen, verstaubt sie. Helfen konnt' ich nicht. Bei der Einen wollt' es der Mann nicht, eifersüchtig auf seine Macht; bei der Andern war kein Raum für mich. Die Burschen schrieben nicht einmal, ganz versunken in ihr eigenes Leben. Selten denkt ein Knabe als Jüngling daran, welche Hand ihn gewartet; noch dazu, wenn es nicht die Mutter war, und selbst Mütter werden vergessen.

Schäme dich, Jungfer Modeste — willst du deinen Lohn dahin haben? Nur Geduld, einst bekommst Du sie alle wieder; jetzt nur sind die Herzen so zerstreut, so abgezogen und wissen überhaupt nicht, wem sie angehören. Später wirst Du eine große Familie haben — und ich konnte mich an dem Gedanken selig freuen, wenn sie dort oben wieder auf mich zugestürzt kämen, wie sie als Kinder gethan; mich erkennend, mich und meine Lieben sich zu mir drängend, mir sagend, daß sie mein wären. Dein! — Jungfer Modeste! — Als ob dir irgend Jemand angehörte — Du bist allein, hast ein Recht an Niemand, ein leerer Stiel ohne Blatt und Blüthe — oder eine Blüthe, die keine Frucht gebracht. Umsonst hast Du gelebt, unnütz für die Welt. Sollte das wirklich so sein? sollte dort oben nichts gelten, als das irdische Band, oft so locker gewoben, daß es kaum den Sturm des Unglücks bedarf, um es zu zerreißen, manches Mal nur zum Putz, zum Schmuck umgeschlungen . . . . ? Nun, Gott weiß.

Also ich war mutterseelenallein. — Ich saß in meinem Stübchen am Fenster Tage und Tage und lebte die Zeit zurück. Das ist aber nichts, so lange'sie noch vorwärts geht; man muß mit und es findet sich auch immer ein Weg. Meiner war ganz in der Nähe. Unter mir wohnte ein junges Frauchen, blaß wie ein Winterhauch. — Sie war schon in der Wittwenhaube, und hatte noch ein Kindergesicht. Wie ein armer Neuling sah's aus, das aus dem warmen Nest gefallen.

Kaum die ersten Schritte im Leben, dacht' ich, und gleich den schwersten Gang! Der Mann war durch einen Sturz mit dem Pferd verunglückt, er war Verwalter gewesen; mit ihm verlor sie Alles — Stellung — Ernährer — den Geliebten. Eins doch hatte er ihr hinterlassen, ein Kindchen, ein strahlendes, blühendes Kindchen, das ihr im Schooß lag. Ich fand sie oft zusammen, wenn ich ihr etwas Kräftiges brachte. Mir war sie ein Räthsel; als gäb' es ihr einen Stich in das Herz, wandte sie sich ab, wenn das Kind jauchzte, oder mit eifrigen Händchen nach ihren Lippen fuhr, daß sie ihm den alten Spaß wiederhole, wie früher.

Ich schalt sie oft aus, wenn sie das arme kleine Ding mit ihren Thränen benetzte — Thränen, die es auch zum Weinen brachten.

„Betrübe Dein Kind nicht vor der Zeit", warnte ich; „wer weiß, welchen eigenen herben Kummer es einst zu tragen hat, freu' Dich vielmehr, daß es den Deinen noch nicht theilen kann. Lächle ihm zu wie Deinem Glück; es ist ja doch Glück, großes Glück — ein Kind, wie ein Frühlingstag."

„Glück!" wiederholte sie; „ich glaube an kein Glück mehr; es ist Betrug, Alles Schein — ich glaube nur noch an den Schmerz. Nimm das Kind fort, ich kann Niemand mehr lachen hören."

Sie war krank, darum verzieh ich die Rede, nahm das arme Würmchen mit und dachte: „Welch' ein Schatz und warum Dem beschert, unter dessen Hand sein Gold zu Spreu wird?"

Weder des Kindes Schreien, noch sein Jauchzen konnte sie ertragen — losch aus wie ein Licht, frug nach nichts mehr, als wie bald sie wieder mit ihm vereint sein würde. In dunkler Stube lag sie, mochte kein Frühjahr die Knospen erschließen sehen; Alles dunkel um sie her, bis die Erde sich endlich ihrer Sehnsucht öffnete und man sie neben ihn bettete im Grab. Wär' ich nicht dagewesen, man hätte ihr das Kleine nur gleich mit in den Sarg legen können.

Als ich so dabei stand, das verlassene Stückchen Leben auf dem Arm, das aus dem Tode hervorsah wie's Schneeglöckchen aus gefrornem Boden, fand mich die Wirthin.

„Jungfer Modeste!" rief sie, „nun hätten sie ja wieder eins; ohne Last geht's ja doch nicht bei Ihnen ab."

„Last?" wiederholte ich erstaunt; „Ihr nennt das auch eine Last und habt selbst Kinderchen?"

„Grad deshalb", antwortete sie; „sechs, daran schleppt man schon, ich möchte manchmal hundert Arme haben."

„Seht Ihr, wie reich Ihr seid; Ihr könnt es kaum fassen."

„Nun ja", gab sie lächelnd zu; „alle Hände voll hab' ich schon, ich will auch nicht klagen, ich möchte keins missen und bin Gott sei Dank stark genug, die Last zu tragen; — anders als das arme Frauchen, das wir eben zur Ruh gebracht, der war das Eine schon zu viel."

„Sie wollte nicht, sie hat es gar nicht versucht!"

„Sie wollte nicht, sie konnte nicht — das ist oft Dasselbe."

Ich enthüllte den rosigen Schatz in meinem Arm, der lächelnd ein paar blaue Augen öffnete, als wär's

Digitized by Google

der Himmel. Die Mutter that mir so erschrecklich leid, die selbst bei diesem Anblick an ihrem Kind nicht mehr glücklich werden konnte.

„Solch' Herz", dacht' ich, „ist doch ein unbescheiden Ding, wie es sich dehnt im Besitz; Dein's muß recht klein sein, denn selbst vom fremden Kind ist's schon überfüllt; als soll' es vor Wonne zerspringen", und ich drückte mein Dorchen fest an mich in voller Seligkeit. Mein war das Kind — ganz mein; Niemand wird es mir streitig machen. Mir war, als wär' es grad für mich verwaist in die Welt geworfen; „für mich", sagt' ich mit meinem Dankgebet, für mein Herz, das so durstig war wie eins nach Besitz, nach ausschließlichem Besitz. Keinen Augenblick ließ ich's von mir; eine Mutter konnte nicht eifersüchtiger darüber wachen, ich fühlte mit Freude, wie das tägliche Leben uns eng aneinander drängte, bis wir Eins wurden, als wären wir demselben Blute entstammt.

(Fortsetzung folgt.)

## Wie es bei den französischen Vorposten herging.

### Erinnerungen eines Pariser Belagerten.

(Schluß.)

Man konnte ihnen die Satisfaction, das Haus vom Keller bis Giebel zu durchsuchen, nicht verwehren; sie fanden aber nichts, als zwei Katzen, die trotz ihrem Wohgeheul für das Frühstück requirirt wurden. Ihre Hausdurchsuchung hatte sie aber gar nicht überzeugt. „Die Sache ist nicht klar!" brummten sie.

Die Schanze, an welcher die hundert Mann unter Anführung des Comödianten arbeiteten, war unterhalb des Dorfes gelegen. Man gelangte dort hinunter durch eine große, schöne, mit Pappeln bepflanzte Allee. Schildwachen waren bei jedem Baum aufgestellt und ihre Schatten dehnten sich im Mondschein; man mußte zuerst einen kleinen Hügel besteigen, um zur Stellung zu gelangen. Von dieser Anhöhe überblickte man die ganze feindliche Stellung und sah die elektrischen Lichter zwischen den Batterien hin- und herlaufen und die Granaten mit ihrem röthlichen Schein aufsteigen.

Grabesstille herrschte hier; nur leise war der abgeschwächte Klang der Stemmeisen und Hämmer hörbar, denn da unten in dem Graben arbeiteten die hundert commandirten Mann. Und sie schaufelten und hieben los, daß es eine Freude war. Der Oberst und sein Gefolge waren in den Anblick der Arbeit vertieft; ich aber, der ich mich keiner höhern militärischen Aufgabe bewußt war, machte mich aus dem Staube, um in den traulichen Kreis dort oben zurückzukehren. Am Wege traf ich zwar keine „Signale", wohl aber ein paar ganz lustig anlodernde Kaminfeuer, denen nichts fehlte, um in einen ganz artigen Brand auszuarten. Die Herren Gardisten hatten sich ein wenig überheizt; es bedurfte aber viel Mühe und Berufung auf die höchste Autorität, um die Leute zu veranlassen, das entstehende Feuer vor Ausbruch zu löschen. Die Funken müssen die Aufmerksamkeit des Feindes geweckt haben, denn die Kugeln begannen in die Häusergruppe hinein zu regnen und die Insassen sahen sich gezwungen, ihre große Heizung zu verlassen und in dem Keller Zuflucht zu suchen.

Auch unsere Villa war sehr auffallend, die erste Etage glänzte voll Licht, als würde ein Ball daselbst gegeben, und konnte daher trefflich als Zielscheibe dienen. Am Eingang wohnte ich einem großen Disput bei zwischen unserm Factotum, dem Theaterschriftsteller, mit einem Gardisten. Sie befanden sich Beide in einem seelenverwandten Zustand; der Anlaß des Zankes war geringfügig, sie wollten ihn aber durchaus mittelst Anwendung des Faustrechtes austragen.

„Wenn Sie kein Sergeant wären . . .", sagte der Gardist und ballte gegen seinen Obern die Faust.

Dieser riß seinen Rock auf, zog ihn ab, warf denselben weg und stand in Hemdärmeln in der kalten Winternacht da.

„Jetzt", sagte er, „habe ich keine Galons, bin ein einfacher Bürger und kann meinem Mann stehen. Komm, komm nur!" Beide waren im Begriff, sich der edlen Boxerkunst hinzugeben, als es gelang, sie auseinander zu bringen. Der Marketender Ferdinand war beim Lärm herbeigeeilt und klagte nun neuerdings seine Misère, er wollte den Oberst und alle Officiere vor ein Kriegsgericht stellen lassen, um sie zu zwingen, bei ihm Kost zu nehmen, er hat mich, das bezügliche Schreiben beim Kriegsministerium einreichen zu wollen. Ich beschwichtigte ihn nicht ohne Mühe und mußte ihm versprechen, mit ihm zu frühstücken, da er zwei Tauben, Gott weiß wo, gestohlen hatte.

Droben im Saale traf ich die brillante Gesellschaft sehr wenig mit Militärstudien oder dergleichen beschäftigt, dagegen waren die Karten in voller Thätigkeit; ein einziger „Baccarat" gruppirte alle Officiere um einen Tisch. Mein Freund J . . . war der Banquier, Silber, Gold und Banknotes häuften sich vor ihm und es schien sehr hoch herzugehen. Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß es doch vorsichtiger wäre, die Fenster ein wenig zu verfinstern, damit das Haus nicht etwa gar als Zielscheibe diene. Mein wohlgemeinter Rath wurde aber mit einem solchen Hallo abgewiesen und ich derart angefahren, wie ich mir erlauben könne, die Spieler wegen so einer Kleinigkeit von ihren Beschäftigungen zu stören, daß ich nicht weiter darauf bestand und bei einem Glase Punsch Trost suchte. Zwei mächtige silberne Schüsseln voll des scharfen Getränks flankirten auf beiden Seiten den Spieltisch. Der Oberst und seine Begleiter kamen auch bald zurück, gesellten sich zu den Spielern und Ersterer hatte binnen einer Stunde über tausend Francs gewonnen. Auch der alte Afrikaner steckte viel ein und dabei grinste er ganz eigenthümlich.

Da auf einmal schreckte die Spieler ein gellendes Geschrei auf. »Aux armes, aux armes«, tönte es von unten empor. „Sind's die Preußen? Ueberfall?" fragte ein Jeder, „greift zu Säbel und Revolver" und Alles drängt die Treppe hinunter; von allen Seiten rücken Bewaffnete heran, Alles ist alarmirt, der General selbst kommt an Ort und Stelle, aber nir-

Digitized by Google

gend ist die Spur von einem Feinde oder einer Ueberrumpelung sichtbar.

Endlich entdeckte man Denjenigen, der so zur Unzeit Alarm geschlagen: es ist Niemand Anderes, als der Marketender, welcher sich jetzt in total betrunkenem Zustand befindet und wie rasend im Garten herumläuft.

„Waffen heraus!“ ruft er, „ich muß meine Lampen haben! Wo sind die Diebe, aux armes, aux armes!“

Das war die Alarmirung des ...-Regiments auf den Vorposten bei Nogent, die keine anderen Folgen hatte, als dem Obersten ein Compliment, wie rasch seine Leute sich zusammenfanden und dem braven Ferdinand vier Tage Gefängniß einzubringen, die aber, wie die von ihm so oft angetrebenen „Bocks“ und „Absynths“, noch heute nicht geregelt sind. Paul d'Abrest.

## ** Blumen-Skizzen.

### 1. Das Maiblümchen.

Maiblümchen! Liegt nicht in diesem einzigen Worte der ganze Zauber des Frühlings! Erinnert es nicht an das frische Grün und die kräftigende Luft des Waldes, an Nachtigallen- und Amselschlag, an das neue Sprossen und Blühen im Hag, auf Wiesen und Auen, mit einem Worte an die volle Poesie des Wonnemonates! Maiblümchen! Wen zieht es in den schönen Tagen, da Du Deine lieblichen Glöcklein entfaltest, nicht hinaus zum wiederbelaubten Haine, um wenigstens für einige Stunden der Stadt und den Sorgen des Alltagslebens zu entfliehen und sich des Maien so recht zu freuen.

Das Maiblümchen, die wohlriechende Maililie, Thallilie, Maiblume, Convallaria majalis L., wächst überall in schattigen Hainen und Laubholzwaldungen. Der weißliche, kriechende Wurzelstock treibt nach oben zwei elliptische, beiderseits zugespitzte, auf der oberen Seite grau-, auf der unteren freudig-grüne Blätter. Der aus ihnen hervorsprossende Schaft ist halbstielrund, etwas kürzer und endigt in eine einseitswendige, 6—12 blüthige, in der botanischen Sprache sogenannte Traube. Die Blüthenglöckchen sind überhängend, blendendweiß und bergen in ihrem Grunde sechs Staubgefäße, die anfangs rothen Perlen gleichen, aber bald verblassen. Die Glöckchen sind bis zur Hälfte sechstheilig mit eirunden, spitzen, zurückgebogenen Zipfeln. Sie athmen einen Duft aus, welcher alle Wohlgerüche des Waldes in sich zu vereinigen scheint.

Außer diesem ausschließlich so genannten Maiblümchen kommen bei uns und zwar meist in den Bergwäldern, noch drei Arten von Maililien vor, nämlich: 1. die quirlige Maililie oder Maiblume (Convallaria verticillata L.); 2. die weißwurzelige Maililie, auch Weißwurz, Salomons-Siegel genannt, (Convallaria Polygonatum L.); 3. die vielblumige Maililie, Gelenkwurz, Vielblumige Weißwurz, (Convallaria multiflora L.). Diese ist häufig in den Wäldern der Ebene, namentlich in der Rheinanlage bei Speyer. Hierher gehört, wenn auch nicht zu demselben Genus, noch die zweiblätterige Schattenblume, (Majanthemum bifolium De.), so daß wir in unsern mittelrheinischen Gegenden im Grunde fünf Arten von Maiblumen oder Maililien haben.

Die eigentliche Maiblume, welche, wohl um ihrer Weiße und Reinheit willen, auch als die jungfräuliche bezeichnet wird, war bei unsern Voreltern der Ostera, einer von den Sachsen und Angelsachsen verehrten Frühlingsgöttin gewidmet. Das Hauptfest derselben wurde im April gefeiert, woher dieser Monat den Namen Ostermonat erhielt und auch beibehielt, als Karl der Große den Monaten deutsche Namen gab. Im katholischen Cultus ist der Monat Mai der Marien-Monat; auch die Maiblume wird vielfach der Maria geweiht und daher nicht selten Marienglöckchen genannt.

Daß unsere einfach schöne Blume die Dichter zu Liedern begeistert hat, läßt sich denken; wir finden aber im Augenblicke unter den verschiedenen uns darüber vorliegenden Gedichten keines, welches der Mittheilung werth erscheint; ist ja auch das Maiglöckchen an sich schon ein Frühlingslied.

### Miscellen.

Kösen, 20. Mai. Das Kriegerdenkmal auf der Rudelsburg ist heute feierlich eingeweiht worden. Das köstlichste Wetter begünstigte das patriotische Studentenfest. Die adlerüberragte wappengeschmückte Porphyrsäule für das Gedächtniß der gefallenen 200 deutschen Corps-Studenten, das Werk des Architekten Baurath Mothes in Leipzig und der vereinten angestrengten Arbeit Kösener Baugewerke, erhebt sich vor der Burg auf einem Hügel des Kammes der Höhe und macht einen imposanten Eindruck. Die Weihe bestand in einem Aufzug der Baugewerke und der Vertreter der Corps-Studenten aus allen Universitäts-Städten Deutschlands, aus der Burg den Hügel hinan. Unter dem Donner von Böllern und Kanonen (aus Metz) ward das Denkmal enthüllt, nachdem es von dem Architekten Mothes dem Studenten-Comite in feierlicher Weiherede übergeben worden war.

### Anagramm.

Die lateinische Schule glücklich
Hatte Fritze absolvirt,
Wurde, weil er brav und schicklich,
Selbst mit Preisen decorirt.
Vater sprach: „was willst Du werden?“
„„Nur das Wort““ — sprach Fritz — „„ich dächte,
Es erbarmet sich auf Erden
Seines Liebes der Gerechte.““

Bruder Karlchen kehrt in's Städtchen
Heim mit Doctorhut und Schmissen,
Wo die Eltern und sein Mädchen
Harrten schon mit Gruß und Küssen,
Sprach: „Kein Fleck auf weiter Erden
Ist mir lieb, als wo ihr weilet,
Möchte drum das Wort gern werden —
Ohne Kopf und gleich getheilet.“

**Auflösung des Wort-Räthsels in Nr. 59:**
Nacht, Heil, Nachtheil.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 63. Speyer, Dienstag, den 28. Mai 1872.


## Jungfer Modeste.

Novelle von Werner Maria.

(Fortsetzung.)

Wenig Menschen sind wirklich menschenfreundlich; Kinder aber suchen sich, finden sich, freuen sich ohne Unterschied aneinander, freilich auch nur so lange sie klein sind.

Drüben im Nachbarhaus gab es ein Knäbchen. Ließ ich mein Dorlchen am Fenster tanzen, lag es dort gegen die Scheiben gedrückt und starrte hinüber.

Dorlchen jauchzte ihm zu und der Kleine nickte zurück. Ein armer Schelm war's; so zu sagen gut versorgt und doch verwahrlost. Bezahlte Leute bekommen es bald weg, ob Jemand Interesse für ihren Pflegling hat; ist das nicht der Fall, warum sollten sie es haben?

Oft schrie das Bübchen stundenlang; Keiner hörte danach — nur ich, und mich ging's nichts an.

Seine Eltern hatten grad Mittel genug, um nach großem Vermögen zu ringen. Des Jungen wegen, hieß es; für den muß man sorgen. Sie schifften sich ein nach Amerika; einer zuverlässigen Wärterin wurde das Kind anvertraut, Geld war nicht gespart, Geld schien ihnen Liebe. — Es ging Alles gut, schon waren sie auf der Rückreise; da erhob sich ein Orkan und das Schiff verschwand mit Allem, was darauf war, als hätt' es der Sturm verweht. Immer noch hoffte man, Einer oder der Andere würde wiederkommen; aber es kam Niemand und der kleine Just Six war verwaist.

Michel Dürr, sein Vormund, Compagnon im Geschäft des Vaters, überlegte sich, was wohl, nicht für den Jungen, sondern für ihn das Bequemste wäre. Geld war noch da, die Kinderfrau wurde behalten, da sie bezahlt werden konnte, so theuer sie auch kam. Damit schien das Kind versorgt.

Frau Wurzel war eine anständige Frau; sie stahl nicht, betrog nicht, sie und ihr Zögling sahen immer nett und reinlich aus: was wollte man mehr? — Konnte sie dafür, daß ihr die Sympathie für das kleine Wesen fehlte? Wer will der Zuneigung gebieten? Wer kann heilige Gluth in sich entzünden, weil er bezahlt ist? Unglücklicher aber ist kein Kind, als eins, das seiner Umgebung unsympathisch ist. — Da hat's kein Ende mit Schelten, Alles wird zum Fehler.

Eine fortwährende Qual gab es drüben, ein fortgesetztes Martyrium.

Es verbitterte mir ordentlich mein Glück. Wenn ich mein Dorlchen einsang, hört' ich (die Häuser lagen dicht beieinander, nur von einem Hof getrennt) wie eine Begleitung die Jammertöne des kleinen Just Six; am Morgen erschien sein verschrieenes, entstelltes Gesichtchen mir gegenüber. Ich hab' nicht viel Mitleid mit den Erwachsenen; die wissen ja, oder sollten wissen, was sie hier zu erwarten haben. Aber die Kleinen, die wie aus dem Himmel gefallen, leiden müssen, eh' sie begreifen können wofür, die kann ich nicht elend sehen. Ein trauriges Kindergesicht macht mir den Eindruck, als sei das Paradies zum zweiten Mal verloren und auch das letzte Sonnenecken auf Erden verlöscht.

Der alte Michel Dürr kümmerte sich wenig darum, für ihn existirten Kinder nicht; das war Sache der Frauen, ein nothwendiges Uebel, damit die Menschheit nicht ausstürbe. Er selbst hielt sich zu schad für dergleichen. Alle Tage ging er auf das Casino nach geschlossenem Geschäft, das war der Culminationspunkt seines Lebens.

Ich hoffte immer, das viele Geschrei würde ihn stören; aber er dachte wohl: rührt' ich daran, hab' ich noch mehr Noth davon. Er war sehr klug für sein Wohl, dieser Herr Michel Dürr und verstand, sich die Unannehmlichkeiten so fern zu halten als möglich.

Eines Tages hielt ich den Jammer nicht länger aus; ich konnte den Ton gar nicht wieder los werden.

Da faßte ich mir ein Herz und ging hinüber.

Den grauhaarigen Diener schob ich bei Seite, sonst wär' ich nie zu dem Michel Dürr hineingekommen. Es war recht unweiblich von mir und doch wahrhaftig in mir regte sich das wahre Frauenherz, das alle Keimchen an sich schließen möchte und aufziehen, wie Mutter Erde die Keimchen der Blüthen. Diesem Herzen zu Liebe drang ich so kühn in das Heiligthum Michel Dürr's, in dem er selbst sein eigener Götze war.

Digitized by Google

Er ſtand ſehr höflich auf, verneigte ſich; er war immer von der größten Höflichkeit und doch fühlte man ſich in ſeiner Nähe geringſchätzig, ja grob behandelt, weil er nur an ſich dachte.

Mich brachte ſeine Manier heut' ganz aus dem Text; er zeigte mir auf ſeine Art, daß ich die Sitte verletzt und nicht an meinem Platz ſei.

Ja, mit welchem Recht war ich eigentlich hier? mit dem Menſchenrecht. — Aber dies erſte aller Rechte ſchien, wie ſo oft im Leben, keine Berechtigung zu haben.

Ich fühlte, wie ich roth wurde unter ſeinen kühlen Blicken.

„Das Geſchrei . . . .“, ſtammelte ich.

„Ah ſo“, ſagte er, gleich bei der Sache, „das Gebrüll von dem Juſt Six, ich hab' auch ſchon daran gedacht, das kann kein Menſch länger aushalten — ein Hund heult nicht ärger; nach meiner Berechnung müßte er ſich längſt den Hals abgeſchrieen haben, aber ſolch' ein Kind hat beneidenswerthe Lungen. Ich werd' ihn mit ſammt ſeiner Wärterin ausquartieren.“

„Aber dann hören ihn doch Andere“, warf ich ſchüchtern ein.

„Andere?“ wiederholte er eiſig, — „nun, was geht das uns an? — Ueberhaupt, was geht Sie denn die ganze Geſchichte noch an? Ich wüßte wirklich nicht, was Sie ſonſt noch von mir verlangen könnten,“ und dabei ſuchte er mich mit der größten Höflichkeit zur Thür hinauszucomplimentiren.

Da überkam's mich — das warme Herzblut kam mir zurück.

„Herr Michel Dürr“, begann ich, „ich komme nicht meinetwegen, nicht Ihretwegen, ſondern des Kindes wegen.“

„Miſchen Sie ſich lieber nicht dahinein; was wiſſen wir Beide denn von Kindern, Jungfer Modeſte?“ antwortete er mit einem Stich auf mich; „davon verſtehen Sie Nichts und ich auch Nichts. Schreien iſt, wie es ſcheint, ihr Beruf und könnten ſie das nicht aushalten, wär' die Erde wohl bald entvölkert, ſtatt daß eine Maſſe Gewürm um Einen her iſt, man kann kaum treten und eine ruhige Stelle finden. Das krabbelt verlaſſen, verloren herum und wird doch groß.“

„Aber wie!“ rief ich empört.

„Nun, wie es grad kann; ich werde keinen Finger darum rühren. Bin ich ſchuld, daß die Eltern den Jungen in die Welt ſetzten und ſich dann davon machten?“

„Ich möchte mich ſeiner annehmen,“ ſagte ich.

„Der Burſch braucht nicht zu betteln“, erwiderte er hochmüthig.

Mir ſchwoll das Herz wieder. — Betteln! — auf den Knieen müßte das arme Ding rutſchen nach ein bischen Liebe, wie es jedem Hund von ſelbſt wird, der die Mutter behält. Aber ich hielt an mich und ſagte: „Geben Sie mir den Jungen, ich habe ſolche Luſt an Kindern; er wird Niemanden mehr mit ſeinem Geſchrei beläſtigen; und ſoll er mir keinen Dank ſchuldig ſein, ſo kann man ja Alles bezahlen.“

Michel Dürr ſah mich an, *als ob ich nicht recht bei Troſte wäre.*

„Nun ja“, bekräftigte ich, „Sie werden auf alle Weiſe dabei Profit haben.“

Im Charakter eines guten Geſchäfts lockte es Michel Dürr, das hatte ich ganz richtig berechnet.

„Mir iſt es ganz gleich, wo der Junge bleibt“, hub er an, wenn ich nur die Noth los bin. Mögen Sie die Sache mit der Wärterin abmachen; die Perſon iſt mir im höchſten Grade zuwider, ich habe noch kein Wort mit ihr geredet. Hier iſt das letzte Quartal; Geld iſt, wie Sie ſehen, nicht geſpart. Die Sache gilt natürlich nur für die Kindheit, etwa wie eine Penſion, ſpäter werd' ich mich noch entſcheiden, was aus dem Juſt Six wird. Vielleicht brauch' ich ihn.“

„Natürlich,“ antwortete ich giftig, „Sie bleiben der Vormund und ſobald der Junge aus dem Gröbſten iſt, ſteht er zu Befehl.“

Damit war meine Unterredung zu Ende und ich ging, den kleinen Juſt aus den Griffen ſeiner drachenähnlichen Hülterin zu befreien. Ich wußte kaum, was mir am ſchwerſten wurde; mein Herz pochte hörbar, als ich dem Zorn der Grobheit gegenüber ſtand. Scheu, verlegen, als thät' ich bitter Unrecht, ſtand ich mit meinem guten Gewiſſen vor der Frau Wurzel. Das Kindchen hatte ſich an mich gedrängt; mit klaren, fragenden Augen ſah's zu mir auf; es war lange nicht ſo erſchüttert als ich von der Fluth Schmähungen, die ſich von den Lippen ſeiner bisherigen Wärterin auf mich ergoß.

So ſchloß die wuthentbrannte Rede, deren Energie jedem Redner Ehre gemacht hätte: „Gut, nehmen Sie die kleine Schlange, nehmen Sie ſie, warten Sie nur, was jetzt klein iſt, wird groß werden; Der wird mich ſchon rächen. Was! — er hat zu viel geſchrieen? Ich hätte brüllen müſſen, ſo hat er mich geplagt; den Mond vom Himmel hätt' ich ihm herunter holen ſollen. Das Leben hat er mir verleidet, Tag und Nacht. — Der iſt mit Nichts zufrieden, denken Sie an mich — mit Nichts; mag er auch von Ihnen fordern, was Sie nicht geben können, Unfrieden und Unglück bringen, wohin er geht.“

Mit dieſem Segenswunſch entließ ſie uns. Juſt Six weinte ihr nicht nach. Ich ſchnürte ſeine Habſeligkeiten in ein Bündelchen und brachte ihn zu meinem Dortchen. Wie das jauchzte, wie es all' ſeine Spielſachen anſchleppte, es konnte grad laufen, wie es die Wirthin machte und that, als hätte es für Alles zu ſorgen!

Juſt Six ließ ſich's gefallen, als ſei er zum Herrſchen geboren; wie ein Königsſohn rief, befahl er und ſah ſich mit ſeinen leuchtenden Augen ſo gebieteriſch um, daß mir mehr als einmal die Rede ſeiner erzürnten Wärterin einfiel.

Von da ab führten wir ein wundervolles Leben. Im Sommer draußen im verwilderten Garten voll üppiger Ranken, voll halbwilder Früchte, die wie eine ſüße Ueberraſchung hie und da plötzlich auftauchten.

Digitized by Google

Nichts war darin verboten, nicht einmal der große Apfelbaum, lockend wie jener im Paradies. Hohe Mauern schlossen das Plätzchen ein und damit doch die Freiheit blieb, grenzte von einer Seite der Fluß und drüben streckten sich weithin lustige Wiesen. Im Winter im freundlichen Stübchen am Feuer, die Kinder dicht um mich. Es war ein verborgenes Leben, das wir da hatten, Keiner fragte nach uns, Keiner kümmerte sich um uns. Just war unser Tyrann. Aber wir fühlten uns sehr gemüthlich dabei. Nach ihm ging Alles, Alles riß er an sich, oder vielmehr Alles fiel ihm von selbst zu. Wie durch geheimes Uebereinkommen war er zum Thron gelangt, hatte immer den besten Platz, die süßeste Frucht, das größte Theil.

Tausend Geschichten könnt' ich erzählen; doch die Kinderzeit ist wie ein Geheimniß zwischen Pfleger und Kind. Sie haben ihre eigene Sprache, Alles — so klein es scheint — ist von größter Wichtigkeit; zieht man es aber an das Tageslicht, verliert es den Glanz, wie ein Glühwürmchen in der Hand.

(Fortsetzung folgt.)

## Zur Capitulation von Straßburg.

Das motivirte Gutachten des französischen Untersuchungsraths über die Capitulation von Straßburg besagt:

Der Untersuchungsrath glaubt zunächst feststellen zu sollen, daß in dem Augenblicke, wo der Divisionsgeneral Uhrich den Oberbefehl über die Festung Straßburg übernahm, die Garnison an Stärke und Art der Zusammensetzung für die Vertheidigung des Platzes unzulänglich war. Später verstärkte sie sich durch einige Bruchtheile organisirter Corps, durch die in Hagenau vereinigte Reserve und durch eine Menge Flüchtlinge, die von Fröschweiler (Wörth) kamen, und wuchs so auf 16,600 Mann; aber diese Flüchtlinge brachten schon Elemente der Zuchtlosigkeit und Feigheit vor dem Feinde mit, die sich später in schweren Vergehen kund thaten, welche der Obercommandant mit der nöthigen Strenge zu ahnden unterließ. Die einheimische Nationalgarde zeigte Anfangs den besten Willen, verlor aber bald Angesichts des Bombardements und der Feuersbrünste den Muth und ließ ihre Posten im Stich, um ihre Habe zu bewachen. Die Artillerie hatte eine hinreichende Anzahl von Geschützen und Munitionen; aber der schon von Anfang an sehr knappe Vorrath von Percussions-Zündern schmolz durch den Verlust von 30,000 solcher Zünder bei dem Brande der Citadelle noch mehr zusammen; mit etwas mehr Vorsicht hätte man sie an einem sichereren Orte unterbringen können. Dieser Verlust hat einen mächtigen Einfluß auf die artilleristische Vertheidigung des Platzes geübt.

Die Vertheidigungsmaßregeln waren nicht im rechten Augenblick getroffen worden; so war man nicht darauf bedacht, die gedeckten Räume, deren Zahl notorisch in Straßburg zu gering war, und die nach den heutigen Fortschritten der Artillerie noch wichtiger sind, zu vermehren, und was die Minen betrifft, so versäumte man es, das nöthige Material anzuschaffen, um die permanenten Gegenminen vor der Lunette 53 zu verwerthen. Obgleich man 30,000 Palissaden in Straßburg vorräthig hatte, betrieb man die Verpalissadirung der bedeckten Gänge und der vorgeschobenen Werke der Angriffsfronten nicht eifrig genug, um damit vor der Einschließung des Platzes fertig zu werden, und ließ die Arbeit dann theils wegen der Unlust der bürgerlichen und militärischen Arbeiter, theils wegen mangelhafter Organisation der Geniecompagnien ganz im Stich; auch wurden die vorgeschobenen Werke der Reihe nach aufgegeben, ohne daß ein bewaffneter Widerstand versucht wurde. Während der ganzen Belagerung war die Vertheidigung eine mehr passive, als active, und gestattete dem Feinde, fast ohne Hinderniß seine Arbeiten von den vorgeschobenen Werken bis zur Krönung des gedeckten Angriffsweges fortzusetzen.

In Erwägung nun, daß der Commandant zwischen dem 11. und 12. August zwar den Befehl gab, alle Hindernisse der Vertheidigung wegzuräumen, hier aber mit dem Privateigenthum so schonend umging, daß namentlich auf der westlichen Front die Häuser stehen blieben und dann den feindlichen Tirailleurs ein Obdach gewährten;

daß, wenn in dem Kriegsrath vom 19. Sept. der Antrag des Gemeinderaths, mit dem Feinde in Unterhandlungen zu treten, einstimmig zurückgewiesen wurde mit dem Bemerken, daß die Frage der Humanität hinter der militärischen Pflicht und dem Interesse des Vaterlandes zurückstehen müsse, es zu bedauern ist, daß dieselben Gesinnungen nicht auch 8 Tage später vorherrschten, als der Commandant im directen Widerspruch mit dem Reglement nach eingeholter Zustimmung des Kriegsraths bei dem Feinde darauf antrug, in Unterhandlungen wegen der Uebergabe des Platzes zu treten, da ihm ein weiter getriebener Widerstand aussichtslos schien;

in Erwägung, daß in diesem Augenblick die in die Bastionen 11 und 12 geschossenen Breschen noch nicht praktikabel und überdies durch einen tiefen, breiten, mit Wasser gefüllten Graben vertheidigt, auch durch noch unverletzte Contregarden gedeckt waren;

daß also der Commandant sich gegen Art. 254 des Decrets vom 13. Oct. 1863 vergangen hat, welcher keine Capitulation gestattet, wenn nicht der Platz selbst zuvor einen oder mehrere Sturmangriffe ausgehalten hat; daß er ferner nicht, bevor er sich ergab, den Befehl ertheilte, die Fahnen zu verbrennen, die Geschütze zu vernageln, die Munition zu vernichten, Waffen und Pulver zu zerstören, statt daß sie später von dem Feinde für andere Belagerungen gebraucht würden;

daß er Unrecht hatte, nicht für die Garnison die kriegerischen Ehren und für die Officiere auszubedingen, daß sie ihre Degen, für die Officiere und Soldaten, daß sie ihr Privateigenthum behielten;

daß er Tadel verdient, diese letztere Ausnahme nur für die Officiere erwirkt zu haben, welche unter

Digitized by Google

der mit ihrem Ehrenwort besiegelten Verpflichtung, in diesem Kriege nicht mehr gegen den Feind zu dienen, nach ihrer Heimath zurückkehren durften, . . . (fehlt im Originial der Nachsatz).

Endlich kann der Untersuchungsrath ihn nicht streng genug tadeln, daß er selbst von dieser Vergünstigung unter dem täuschenden Vorwande Gebrauch gemacht hat, er müsse sich nach Tours begeben, um dort seine Anträge zu Gunsten der Officiere, Unterofficiere und Soldaten der Garnison von Straßburg zu unterstützen, — Anträge, die nichts von ihrem Werth verloren hätten, wenn er sie als Leidensgenosse seiner Truppen aus der Gefangenschaft eingeschickt hätte. — Der Präsident des Untersuchungsraths, Baraguay d'Hilliers.

## Miscellen.

**München.** Wie man der A. Abdztg. schreibt, gedenkt der Erfinder der **Schnellbremse**, Dr. **Heberlein**, die praktische Nutzanwendung seiner Erfindung in England in der ersteren Zeit selbst zu überwachen. Die englischen Unternehmer haben Hrn. Heberlein 6000 Pfd. Sterl. sofort auf die Hand gegeben, und nach Umfluß eines Jahres wird die Restzahlung von 5000 Pfd. Sterl. erfolgen. Die nächste Bahnverwaltung des Continents, die von der Erfindung Nutzen ziehen will, ist die Nordbrucker-Bahn, und es werden bei Gossensaß, bekanntlich die abschüssigste Bahnstrecke auf dem Brenner, demnächst Proben gemacht werden. Wer diese Strecke schon befahren, der wird mit einem wohlbehaglicheren Gefühle die Tiefe messen, als bis jetzt; denn die zur Zeit angewendeten, ohrenzerreißenden und schwer packenden Bremsen wiegen den Passagier keineswegs in Sorglosigkeit. Die Heberlein'sche Bremse arbeitet lautlos und wirkt im Moment; die andern arbeiten lärmend und die Wirkung kommt allmälig, bei mancher Bremse auch manchmal gar nicht. Die Heberlein'sche Bremse wirkt durch die Achse ohne Schaden für das Rad, die Achse selber wird zur Bremse; die andern wirken auf das Rad, indem sie dasselbe durch gewaltiges Gebalk schleifend sperren und so die Räder fruchtlos abnutzen. Die Heberlein'sche Bremse kann Ein Mann ohne Kraftanwendung vom Coupé aus, wie durch einen Glockenzug, bedienen; die andern erfordern auf den Dächern der Wagen großartige, kostspielige Vorrichtungen und viele kräftige Hände.

---

(Das Wort Hagestolz) ist ein echtes deutsches Wort. Starb bei unseren germanischen Vorfahren ein Bater, so erbte der älteste Sohn den Hag, d. h. den Hof oder das Landgut, während die anderen Kinder mit Wenigem abgefunden wurden. Weil aber doch die Familien gern zusammenblieben, so bauten sich die Brüder des Erben um den Hag ihres Vaters kleine Wohnungen, die man Stolzen nannte, so daß ihre Besitzer die Hagestolzen hießen. Wegen ihres geringen Erbtheils mußten sie sehr oft ledig bleiben, und so übertrug man den Namen „Hagestolze" auf Junggesellen.

---

**Neapel.** Die hiesigen Zeitungen berichten von dem im technischen Institut von Prof. Palmieri über den letzten Ausbruch des Vesuvs gehaltenen Vortrag. Palmieri wies darin nach, daß die vulcanische Feuersbrunst vom 26. April bis Ende des mit dem 1. Jan. 1871 begonnenen Ausbruchs bezeichnet, welcher, bald stärker, bald schwächer, bis zum Abend des 28. ununterbrochen fortgedauert hatte. Langenährende Ausbrüche endigten immer so gewaltsam wie dieser; er erinnert in dieser Beziehung an den Ausbruch von 1621. Der Redner verbreitete sich sodann über die Entstehung der Spalten im Kegel, die um so gefährlicher zu sein pflegen, je tiefer sie sich befinden. Beim letzten Ausbruch spaltete sich der Hauptkegel gegen Norden, wodurch sich viele Lavaandungen öffneten, unter ihnen besonders die, welche in der Nacht des 25. sich am Atrio del Cavallo austhat. Ein sehr merkwürdiges Phänomen des letzten Ausbruchs war u. a. folgendes: Arr den Rändern des großen Feuerbettes, wo die im Graben der Betrana laufende Lava gleichsam über die Ufer trat, entstand mitten in der Lava selbst eine Anzahl kleinerer Krater, welche tosten, Rauch, Asche und Steine bis zu einer Höhe von 70 oder 80 Metern warfen. Ein weiterer bisher ungeahnter Umstand ist, daß am Abend des 26. der Hauptcanal des Vesuvs Feuer ausathmete, schwitzte, wie mit einem sehr bezeichnenden Wort Hr. Palmieri es schilderte. Es schien in der Nacht, als ob die Rinde des Berges ganz mit Poren durchsiebt sei, aus welchen Feuer ausathmete; am Tage erschienen über jenen Poren ebenso viele Rauchwölkchen, welche auf dem rauhen Rücken des Vesuvs das Ansehen von grauen Flöckchen auf einem schwarzen Pelz annahmen. Palmieri erklärte ferner, wie sich nach Erkaltung der Lava die „Fumarole" (Dampföffnungen) bilden, gab Erläuterungen über die Aschenperiode, welcher Anfangs Stille, dann Sturm und Ueberschwemmungen zu folgen pflegen, die nicht weniger schädlich sind, als das Feuer; über den Schaden, den die Asche und das darauf folgende Wasser auf den Feldern anrichten; über die elektrischen Phänomene des Vulcans; über die Sublimationen, welche nach dem Aufhören des Ausbruchs sich auf den Dampföffnungen bilden; über den Lavaraucb, welcher analysirt sich in Salzwasser auflöst, woher der Glaube, daß bei den großen Ausbrüchen Feuer und Wasser sich in den Eingeweiden des Berges mischen; sowie über verschiedene andere Momente, welche die Entwicklung und den Fortgang der Ausbrüche im allgemeinen betreffen.

---

**Neapel**, 10. April. Nach den der hiesigen Präfectur vorliegenden und von ihr der Regierung eingesendeten rectificirten offiziellen Berichten beträgt die Zahl der bei der letzten Eruption des Vesuvs zu Grunde gegangenen Opfer 87; doch ist auch diese, wenn auch auf die gewissenhaftesten Recherchen basirte Ziffer nicht als die absolut genaue anzusehen, weil an einigen Stellen ganze Strecken so rasch und hoch verschüttet wurden, daß bisher nicht genau ermittelt werden konnte, ob und wie viel Menschenleben an diesen Stellen zu Grunde gegangen. Von den im Berichte der Präfectur angeführten Opfern blieben 43 augenblicklich todt, 29 starben in den folgenden Tagen und 15 liegen sterbend theils im Spitale, theils in Privatwohnungen, ohne daß Hoffnung vorhanden wäre, daß auch nur ein Einziger von ihnen gerettet werden könne, da bisher alle durch die Lava verursachten Wunden in Brand übergingen. Natürlich sind unter der Zahl dieser Opfer der schauerlichen Katastrophe die Leichtverwundeten, sozusagen bloß Versengten, nicht mit inbegriffen, da nur Diejenigen, welche wirklich von den Lavaströmen erreicht wurden, lebensgefährliche Verletzungen erhielten. Was den materiellen Schaden betrifft, so ist derselbe ein geringerer, als Anfangs befürchtet wurde.

---

### *Charade.

(Dreisilbig.)

„Zeit ist Geld," so spricht man und kauft sich drum
Die erste; doch auch die zweite gleich, „die Leut' sind dumm",
So backt' ein Dieb und nahm die gold'nen Beiden
Dem Andern ab mit List, um sich damit zu kleiden.
Er ließ die erste schlagen, da kam man mit den Zweiten
Und legt' ihn schnell darein für lange, schwere Zeiten.

Ms.

**Auflösung des Anagramms in Nr. 60:**
(Barabies. ade. Paris.

---

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 64. Speyer, Donnerstag, den 30. Mai 1872.


## Jungfer Modeste.

Novelle von **Werner Maria.**

(Fortsetzung.)

Dorthen glich dem stillen kleinen Landsee, lieblich und freundlich, selbst das Gewitter lief wie in silbernen Lichtern spielend darauf hin. Just dagegen erinnerte an das Meer, von dem man nie weiß, wohin seine Stürme führen. Manches Mal dacht' ich an den bösen Wunsch, der uns mitgegeben war und erschrack vor dem brennenden Durst nach Glück in des Knaben Seele. Aber warum sollte er nicht glücklich werden? Geistig und körperlich war er herrlich für das Leben ausgestattet. Von mir waren Beide verschieden. Eins hatte ich gelernt bei den Vielen, die unter meinen Händen erwuchsen: man muß nie danach trachten, sie sich gleich zu machen, so sehr auch die eigene Natur dahin drängt; es ist eine gefährliche Sache, eine egoistische Regung, bei der die Pflanze verkümmert oder wild ausschlägt, mit Gewalt die Fessel zerbricht und in geilen Zweigen ihre Kraft vergeudet.

Dorthen schleppte dem Just Alles nach, wie die beste Dienerin, fühlte sich beglückt, geehrt, wenn er es sich nur gefallen ließ. Dann und wann sah sie ihn sich dabei von der Seite an, strahlend, und darauf mich, als fragte sie: „Kann man ihm je genug thun? ist er nicht ein Mirakel von einem Jungen?"

Schön war er wirklich, etwas Adeliges, Hohes im Gesicht, als geruhte er nur in unserer niedern Hütte zu wohnen; dabei doch freundlich, fröhlich wie Sonnenschein, der da sagt: „Was kann ich dafür, daß ich heller leuchte als der kleine Stern?"

Ich war bös auf Dorthen, — „Schäme Dich", schalt ich, „Du bist doch nicht seine Magd; es ist gar nicht politisch, wenn man sich den Männern so niedrig gegenüber stellt, das Niedere wird verachtet. Hoch, von hochher muß man kommen; immer auf dem Sockel, wie eine Statue, damit sie erinnert werden, daß wir die Schwächern sind, etwa aus Alabaster, und könnten gar leicht in Stücke gehen."

Die kleine Dirne sah mich unaussprechlich unschuldig an und verstand mich nicht. Da schwieg ich, was auch besser war; man muß hier in der Welt, wo Glück rar ist, Jeden es nehmen lassen, wo und wie er es findet.

Die Wirthin rief, wo sie die Beiden sah: „Ein Pärchen, grad wie Braut und Bräutigam; wenn die sich nicht heirathen!..."

„Ach was!" sagt' ich; „als ob Alles da hinaus müßte, Die sind sich zu nah; beim Heirathen ist es die Hauptsache, daß man sich nicht recht kennt".

Bis jetzt träumte sich Just Six sein Glück und ließ dessen Glanz vor Dorthen's erstaunten Augen in tausend Märchen und Farben spielen; sie saß da mit glühenden Wangen und ließ sich erzählen; ihre Glaubensfähigkeit war unbegrenzt, er hätte ihr einreden können, daß man mit einer Leiter in den Mond käme, wenn man nur der Mann danach wäre. „Just hat's gesagt", erschien unwiderleglich.

Der Bursch ging' in das siebzehnte Jahr; großgewachsen, stattlich anzusehen, mit einer Mähne wie ein Löwe. Geschickt zu Allem, beliebt bei Lehrer und Kamerad, führte den Pinsel, spielte die Geige, freilich immer dasselbe Lied, denn fleißig war Just Six nicht; was ihm nicht auflag, blieb nicht sitzen.

Sein größtes Talent war seine Liebenswürdigkeit, sein anregendes Gespräch; leider kann man nicht davon leben, das sah ich ein. Ich hoffte immer, es wäre noch Vermögen genug übrig, um ihm über die erste Zeit fortzuhelfen. Darüber sollten wir nicht lange im Dunklen bleiben; wie ein Blitz fuhr es in unsere wohlgeordnete Häuslichkeit, in der, ein seltner Fall, Jeder mit seinem Platz zufrieden war.

Michel Dürr erschien. — Die Zeit war gekommen, Michel Dürr brauchte einen Schreiber. Ich hatte mir ja längst gedacht, daß Just einen Beruf ergreifen mußte; aber gerade Schreiber! Die Feder hinter'm Ohr, wie der blasse kleine Jüngling im Geschäft, der Tag aus, Tag ein, von nichts zu leben schien als von Tinte; — der sein Genosse fortan in dem dumpfigen Stübchen, das nie die Sonne erblickte, dessen Mauern übernächtig bleich aussahen, dessen Thüren und Fenster zu gähnen schienen!...

Dorthen schrie laut auf: „Das leidest Du nicht! Das ist unmöglich!"

„Ich werde nicht gefragt", antwortete ich; „ich habe kein Recht mitzusprechen."

Digitized by Google

„Kein Recht mitzusprechen, nach Allem, was Du für ihn gethan hast!"

„Das gibt keins", antwortete ich, „keins vor dem Gesetz, höchstens eins auf sein Herz und auf solche Rechte darf man nicht zählen. Du und ich, wir haben kein Recht an Just."

Ich sagt' es mit Vorbedacht und es machte sie sehr nachdenklich, denn sie hatte ihn immer wie Einen, der ihr angehörte, betrachtet.

Michel Dürr nahm gar keine Notiz von unserer Bedrängniß, ich glaube, er ahnte sie kaum; er kam sauber und höflich, wie immer, sich zu holen, was er zu seiner Bequemlichkeit brauchte. „Junger Mensch", redete er Just an, „es ist hohe Zeit, daß Sie sich irgend Jemandem nützlich machen; seien Sie dankbar, daß ich Ihnen diese Gelegenheit biete. Die Stelle eines Schreibers in meinem Hause ist eine vortreffliche, sehr begehrte, ich wende sie Ihnen zu als Vergünstigung und hoffe, daß Sie das nie vergessen werden. Dieser Beruf führt Sie gleich auf den Weg geregelter Thätigkeit, den Sie fortan zu wandeln haben. Fleiß und Ordnung sei Ihr Wahlspruch; dann werden Sie mit den Wenigen, was Ihnen Ihre Eltern hinterließen, auskommen. Sie sind arm, vergessen Sie das nicht, Just Sir; Sie müssen von Ihrer Hände Arbeit leben. Eins erwarte ich von Ihnen, daß Sie sich nicht einen Tag länger umsonst hier werden füttern lassen."

„Umsonst?"

„Von nächster Woche ab wird nicht mehr bezahlt."

Just erröthete tief und mit einer Art ängstlicher Hast machte er die Sache fest und versprach so bald als möglich die Lücke bei Michel Dürr auszufüllen.

Mir war die Geschichte sehr peinlich. „Just", sagt' ich, „meinethalben gehst Du nicht. — Du wirst doch nicht zu stolz sein, das bischen Essen weiter zu nehmen, bis sich eine passendere Aussicht findet? Hast Du nicht mein Herz genommen ohne viel Federlesens, war es nicht mehr als alles Uebrige?"

„Das ist's nicht, weßhalb ich gehe", antwortete er und in seinen Augen standen Thränen; „wo gegeben wird, als kärn's Einem zu, merkt man ja nicht einmal, wie viel Zeche man schuldig wird. Mir ist nun plötzlich klar geworden, wer ich bin; wozu bestimmt — ein armer Kerl bin ich, bestimmt ein saures Brod täglicher Entsagung zu essen; Alles hinzugeben, was Einem der Mühe zu leben werth scheint, um doch wieder dies werthlose Leben zu fristen. Ich habe mich für reicher gehalten. — Damit ist es vorbei — früher oder später wäre dieser Tag immer gekommen. — Was hilft's, ob Du mit Deiner großen Güte ihn noch ein Weilchen hinhältst! — Michel Dürr's Schreiberstelle ist ein Glück für mich, wie er ganz richtig sagt; ich hatte mir nur das Glück ganz anders gedacht."

Ob es mir gleich leid that, ihn zu verlieren, so jubelte doch mein Herz, daß er brav sein Schicksal auf sich nahm. In der nächsten Woche zog er hinüber, wir halfen ihm und Dortchen sah trostlos aus dem kleinen Zimmer in den dunklen Hof, ob sie Nichts entdecke, was ihm Freude machen könne; aber da war Nichts, Nichts außen, Nichts innen, Nichts von all' Dem, was er liebte; trocken, langweilig und dürftig. Sie steckte noch eine duftige Rose in ein halbzerbrochenes Glas und dann verließ sie ihn mit einem Seufzer.

Wir sahen ihn von da ab nur selten; er hatte sehr viel zu thun; manchmal nur Mittags ein Stündchen oder Abends spät, immer müde und abgearbeitet, die Leute wurden ordentlich ausgenutzt in Michel Dürr's Wirthschaft.

Dortchen stand oft am Fenster, die Nase am Glas, und schaute nach Just, wie sie als kleines Kind gethan.

Es war dasselbe Stübchen, in dem er so viel gelitten. Jetzt aber sah er nicht auf, über das Papier gebeugt, saß er und schrieb, schrieb, daß Einem vom Zusehen die Finger schmerzen konnten.

Wenn er kam, machte Dortchen ein hohes Fest daraus, holte zusammen, was sie wußte und konnte, all' seine Leckerbissen erschienen, Schalen voll Früchte, malerisch geordnet, wie er es liebte.

Leuchteten seine Augen im alten Feuer, als wäre ein Illumination dahinter, dann stellte sie sich entzückt ihm gegenüber und genoß seine Freude mehr als er selbst. Aber wenn sie ihm seine Geige geben wollte, daß er sein Lied spiele, wies er sie weg.

„Glaubst Du, daß er es aushält?" frug mich Dortchen besorgt; „ich glaub's nicht — man kann eine Koralle nicht im Sumpf halten."

„Auf die Art leben die meisten Menschen im Sumpf", antwortete ich; „meinst Du, daß Jeder hier sein Fahrwasser hat? — und die gewiß am Wenigsten, die das Meer brauchen zum Schwimmen."

„Wer aber das Meer braucht und nur solch' ein Eichen hat", rief sie betrübt, „der kann sich nicht entfalten, wie es ihm bestimmt war."

„Dortchen", sagt' ich, nahm ihren Kopf in meine Hände und sah ihr tief in die Augen, „die äußere Größe thut's nicht; hast Du nicht oft gesehen, in welcher Herrlichkeit sich, im engsten Raum, klein, nicht mehr vom bloßen Aug' entdeckt, die Natur entfaltet? Wir sind doch noch mehr als sie."

(Fortsetzung folgt.)

## Der Vesuv.

Seit der ewig denkwürdigen Katastrophe, durch welche Herculanum und Pompeji ihren Untergang fanden, haben wenige Ausbrüche des Vesuvs eine solche Aufregung hervorgebracht, als der gegenwärtige. Seine Thätigkeit konnte seither — zwei längere Pausen ausgenommen — wohl als eine continuirliche betrachtet werden; doch hatten sich selbst die berufensten Autoritäten eines verheerenden Ausbruches nicht versehen. Die gegenwärtige Thätigkeit hatte Anfangs Januar

Digitized by Google

dieses Jahres begonnen, in den letzten Tagen desselben Monats etwas zugenommen, doch sich bald wieder beruhigt. Erst im April trat ein neues Stadium auf, das in der Nacht vom 25. auf den 26. sein Maximum erreichte und durch die Bildung einer größeren Spalte und eines neuen kleinen Kraters einen vorläufigen Abschluß fand. Wenn man sich vorstellt, wie viele solche Umgestaltungen im Laufe der Jahrhunderte stattfanden, so wird man begreifen, daß vom Vesuv nur der Ort, wo er steht, als dauernd gedacht werden darf, während die äußere Gestalt in beständiger Veränderung begriffen ist.

Es hält schwer, sich ein klares und richtiges Bild zu machen von der Form, die der Berg in der Ruheperiode vor der Zerstörung von Herculanum und Pompeji hatte. Vielleicht lassen folgende Stellen einige Anhaltspunkte gewinnen. Strabo (gest. 25 n. Chr.), bekanntlich der älteste Autor, der des Vesuvs erwähnt, schildert die Abhänge des Berges als von herrlich angebauten Feldern bis zum Gipfel bedeckt. „Dieser aber ist größtentheils flach und ganz unfruchtbar, dem Ansehen nach aschig, und man sieht daselbst Höhlungen in porösen Steinen von rußiger Farbe, als wären sie vom Feuer zerfressen, so daß man schließen möchte, der ganze Ort habe einmal gebrannt, enthalte Feuerkrater und sei erloschen, nachdem ihm der Stoff ausgegangen." Der ältere Plinius hatte nicht den Scharfblick des griechischen Geographen: ihm entging der vulcanische Charakter des Berges vollständig. In seiner „Naturgeschichte" findet sich auch nicht die geringste Andeutung, daß dieser Berg sich von anderen durch irgend eine wesentliche Eigenthümlichkeit unterscheide. Ja, als er im Jahre 79 nach Christo am 23. August um 1 Uhr Nachmittags auf die Mittheilung seiner Frau, „es zeigte sich eine Wolke von ungewöhnlicher Größe und seltsamem Aussehen", eine in der Nähe seines Hauses zu Misenum gelegene Anhöhe erstieg, hatte er so wenig eine Ahnung der Dinge, die da kommen sollten, daß er anfangs die Wolke gar nicht als vom Vesuv aufsteigend erkannte. Allerdings hatte damals der Berg nicht die Höhe erreicht, die er gegenwärtig besitzt und welche ihn nun von Misenum aus scharf und sicher erkennen läßt. Denn vor dem Ausbruche von 79 war nur der alte, jetzt unvollständige Kraterring, „die Somma", vorhanden; der eigentliche Vesuvkegel wurde innerhalb der „Somma" erst durch das „Atrio" geschieden. Dio Cassius schrieb bereits unter dem Eindrucke einer Eruption seiner Tage (203 nach Christo): „Der Berg Vesuvius liegt nahe am Meere bei Neapolis und hat reichliche Feuerquellen; früher war er überall gleich hoch und das Feuer stieg mitten aus ihm empor. Denn nur hier ist er in Brand gekommen; die ganze Außenseite ist auch bis jetzt feuerlos geblieben. Darum, weil sich diese nur entzündet hat, der innere Theil aber am Feuer verdorrt und zu Asche wird, so haben die Gipfelwände rings umher noch jetzt die ursprüngliche Höhe, die ganze Brandstätte aber ist von der Zeit verzehrt und durch das Zusammenfallen hohl geworden, dergestalt, daß der ganze Berg, wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, einem Schauplatze für Thiergefechte ähnlich ist."

Vor dem Ausbruche von 1632 — nach 130jähriger Ruhe — war der alte Krater der Somma mit Wäldern und einigen kleinen Seen bedeckt; der eigentliche Vesuvkegel ragte nur 350 Fuß über die Pedamentina (Terrassen auf der Seeseite) empor und enthielt gleichfalls einen tiefen See in seinem Krater. Durch diesen Ausbruch wurde der See in gewaltigen Strömen gegen die benachbarten Ortschaften geleitet. So wurde fast durch jede heftige Eruption — man zählt deren seit Titus bis heute nahe an vierzig — die Gestalt des Berges verändert. Dies geschieht vorzüglich durch Aufschüttungen von Lava, Einstürze, Bildung von kleineren Kegeln, „Parasiten", Seiten-Eruptionen und Schlundbildungen. Wenn man genaue Detaildarstellungen des Vesuvs aus verschiedenen Zeiten betrachtet, so treten diese Unterschiede auf den ersten Blick heraus. Die Parasiten finden sich nicht auf dem Rande und dem Mantel des eigentlichen Kraters selbst, sondern erst am Fuße desselben, nahe dem Atrio. Durch die Lava, welche in das Meer fließt, wird auch das Profil der Küste allmälig verändert. Doch geschieht dies verhältnißmäßig selten; in der Regel erreicht die gegen Südwest fließende Lava, obgleich ihr hier am wenigsten Hindernisse entgegenstehen, die See nicht, sondern begnügt sich mit der Ueberlagerung der zahlreichen, auf dieser Seite gelegenen Ortschaften, von denen Torre del Greco die bedeutendste ist.

Auf der westlichen Abdachung des Vesuvs, ungefähr in halber Höhe desselben, auf dem Monte de Canteroni, befindet sich seit 1844 das Observatorium, worin seit 1855 Professor Palmieri mit unermüdlichem Eifer der Beobachtung aller Eruptionserscheinungen, sowie der hier stattfindenden Erdbeben obliegt. Für letzteren Zweck wurde von ihm ein äußerst empfindlicher Erdbebenmesser construirt, welcher die Zeit, Richtung und Stärke jedes, auch des schwächsten Stoßes selbst registrirt. Es ist vielfach die Meinung verbreitet, daß Erdstöße und andere Vorzeichen die gewaltigsten Ausbrüche des Vesuvs im Voraus verkünden. Das ist entschieden ein Irrthum. Einzelne Fälle mögen vorkommen, aber als Regel können keine solche Anzeichen namhaft gemacht werden. Das Versiegen der Quellen in Torre del Greco und Resina im Mai 1813 und das momentane Zurücktreten des Meeres im nämlichen Monate dürften schwerlich im Zusammenhange stehen mit dem heftigen Ausbruche des Vesuvs am 26. December desselben Jahres. Sie können allerdings ihren Grund in Vorgängen haben, die im Allgemeinen sich auf die vulcanische Natur der ganzen Umgebung beziehen. Auch Erdstöße in der nächsten Umgebung sind nicht die nothwendigen Vorboten vulcanischer Ausbrüche, wie dies ja die letzte Katastrophe deutlich beweist. Man hat in Neapel selbst vor der Eruption keine bemerkenswerthen Stöße verspürt. Doch sobald die unterirdische Thätigkeit im Großen, ihre Zu- und Abnahme auf der ganzen Erde in Betracht gezogen wird, dann scheint in der That ein Zusammenhang zwischen den heftigen Bewegungen der Erd-

Digitized by Google

rinde und den vulcanischen Prozessen kaum mehr zweifelhaft. Dem aufmerksamen Forscher wird es nicht entgangen sein, daß der verflossene Winter außerordentlich reich war an Erdbeben der heftigsten Art. Die Katastrophe auf den Philippinen (8. Dezember), welcher die Eruption des Albay folgte, die von Pana auf den Sandwichs-Inseln (5. Januar) in Verbindung mit der Eruption des Kilauna, die Zerstörung von Schemacha (28. Januar), die verheerenden Erdbeben in Californien (26. und 27. März), die Zerstörung von Antiochia (3. April) sind nur die hervorragendsten, aber keineswegs einzigen Ereignisse, die wir zu verzeichnen hatten. Für denjenigen, der a priori ohne tiefere Einsichtnahme in die Gesammtheit der Erscheinungen und in die einzelnen Phasen derselben sich ein Urtheil erlaubt, ist es jedenfalls am bequemsten, vom „Zufall des Zusammentreffens" zu sprechen. Der nüchterne Forscher sieht in solchen Ereignissen weder Zufall noch Willkür, sondern die Verkettung natürlicher Ursachen und Wirkungen, deren Gesetzen er nachspürt. (N. Fr. Pr.)

## Miscellen.

**Frankfurt**, 27. Mai. Ein Fall von Menschenraub ist aus dem benachbarten Offenbach zu vermelden. Zigeuner lockten das 10jährige Töchterchen eines daselbst domicilirten Oekonomen an sich und hatten sich bereits mit dem Kinde bis nach Bieber begeben, als es demselben gelang, sich heimlich zu entfernen. Es war dem Mädchen für den Fall eines Fluchtversuchs mit sofortigem Tode gedroht worden. Wie wir weiter vernehmen, befinden sich die Urheber eines so verabscheuungswürdigen Frevels hinter sicherem Schloß und Riegel. § 365 des Strafgesetzbuchs bedroht dergleichen Vergehungen mit Zuchthausstrafe. (Fr. J.)

Aus **Elsaß-Lothringen**, 26. Mai. Nach den vorläufigen Resultaten der deutschen Volkszählung von 1871, wie sie vom königl. preuß. statistischen Bureau jetzt veröffentlicht werden, betrug die ortsanwesende Bevölkerung in Elsaß-Lothringen 1,549,459. Dieselbe hat sich in der Zeit von 1867 bis 1871 um 47,760, gleich 2,₉₀ Prozent, vermindert. Die stärkste Verminderung, um 5,918 Köpfe oder 10,₁₂ Prozent, hat im Stadtkreis Mülhausen stattgefunden. Nur in Straßburg hat sich eine Vermehrung herausgestellt und zwar um 1362 Köpfe oder 1,₀₀ Prozent.

Von der **Insel Rügen**, im Mai. Der Wiederaufbau des im Jahre 1865 durch eine Feuersbrunst zerstörten fürstlichen Schlosses in Putbus geht nunmehr seiner Vollendung entgegen, und es wird das Schloß in dem wundervollen Park schöner und prächtiger dastehen als zuvor.

**Bologna**, 20. Mai. Ein Landmann, welcher dieser Tage in der Nähe seiner zwischen Lugo und Mana Lombarda gelegenen Wohnung seinen Geschäften oblag, wurde von einer Schaar vermummter Kerle überfallen und trotz der Revolverschüsse, die er den Bösewichtern entgegenschickte, überwältigt, in sein Haus geschleppt, geprügelt und ausgeplündert. Als die Herren Spitzbuben sich empfahlen, ließ einer von ihnen die Worte fallen: „Jetzt, wo wir weggehen, werdet Ihr wohl nicht nach uns schießen." Der Gepl[illegible]derte erinnerte sich indessen, daß eine geladene Doppelflinte der Aufmerksamkeit seiner Quälgeister entgangen war, verriegelte die Zimmerthür und schoß aus dem Fenster einen aus der Schaar nieder. Es entwickelte sich nunmehr ein heftiges Gewehrfeuer, welches endlich Nachbarn herbeilockte, worauf die Räuber mit Hinterlassung eines Todten die Flucht ergriffen.

(Eine Probe von deutscher Volksliteratur.) Die „Illinois Staatszeitung" macht mit Recht darauf aufmerksam, daß es in Deutschland Hundertausende, ja Millionen Menschen gibt, die niemals eine Zeitung in die Hand nehmen und deren ganze Literatur aus Bänkelsängerliedern und Mordgeschichten besteht, wie sie auf Jahrmärkten für einige Kreuzer oder Pfennige feilgeboten und durch gräuliche Schmierbilder illustrirt werden. Als Probe dieser deutschen Volksprosa und Volkspoesie theilt sie eine „Moritat" mit, welche auf dem Jahrmarkt in Kronach aufgeführt und vom Volk angestaunt wurde. Die betreffenden Schriftstücke behandeln den Brand von Chicago und bestehen aus einem angeblichen Brief eines deutschen Kaufmannes in Chicago und einem Bänkelsängerlied über die Katastrophe. Beide enthalten einen gräulichen Schund von Lügen und Blödsinn. Da heißt es, Räuberbanden von Mexikanern und Irländern hätten während des Brandes die mit der Rettung von Kostbarkeiten beschäftigten Menschen erdolcht. „Ich selbst war, als das Feuer ausging, eben über Land, und als ich nach Hause kehrte, stund meine Wohnung in Flammen und vor der Thüre schossen mir zwei Räuber den Eingang streitig, welche meine Frau und beiden Kinder, als diese unsere beste Habe zusammenrafften, ermordet hatten! Ich zog einen Revolver und schoß die beiden Schufte nieder und trug dann aus dem brennenden Gebäude die schon bereits halb verbrannten Leichen in den Garten, wo sie noch liegen und wo ich sie, nachdem ich diesen Brief an meine europäischen Freunde vollendet habe, im Schatten der Kastanien begraben und ihnen ein schönes weißes Marmordenkmal setzen lassen werde. Während des Brandes noch wurden 243 solcher Scheusale von den Gensdarmen aufgegriffen, und nachdem der Urtheilsspruch, auf Tod lautend, vollzogen war, sogleich an den für solche Fälle bereitstehenden Galgen aufgehängt. Selbst dieses 243fache abschreckende Beispiel nützte aber nichts. — — — Unterdessen wandte man alle Mittel an, das Feuer einzudämmen — man fuhr Kanonen auf, um die zunächst liegenden Straßen niederzuschießen; umsonst! das Pulver explodirte von der Hitze, ehe man es in den Lauf bringen konnte, und bei einigen Kanonen fingen bereits die Mündungen zu schmelzen und die Lafseten zu brennen an!" Ja es sei sogar so heiß gewesen, daß das Wasser in den Sprützen zu sieden anfing!

## Charade.

Das Erste ist zu Haus' im Walde,
Ist ungehobelt von Natur;
Doch in der Stadt bekommt es balde
Ganz and're Form und Politur.

Das Zweite wird gar sehr geschätzet
Am Kleide, ist es nur modern;
Am Finger, den man sich verletzet,
Mag man das Zweite minder gern.

Man kennt seit viermal Hundert Jahren
Das Ganze als ein Werk der Kunst;
Es lehrt, wie auch die Väter waren
Beglückt durch der Musen Gunst.

**Auflösung des Anagramms in Nr. 62:**
Thierarzt — hier Arzt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 65. Speyer, Samstag, den 1. Juni 1872.


## Jungfer Modeste.

Novelle von **Werner Maria.**

(Fortsetzung.)

Zwei Jahre war jetzt Just Six im Joch. An einem himmlischen Juniabend kam er noch spät. Tags über war es zu warm gewesen, aber jetzt reckte und dehnte sich Alles, Blüthe und Blatt, vom Abendthau besprengt, duftete, strömte aus und sog wieder ein in den Strahlen des Mondes, die auf und nieder zu gehen schienen in der Dämmerung; jede starre Fessel schien gelöst, Erde und Himmel in süßer Wechselwirkung. Just nahm einen großen Athemzug von der rosigen Luft und noch einen immer und immer wieder einen, wie Jemand, der erstickt.

Schweigend gingen wir am Fluß auf und ab. — Drüben auf den Wiesen lag der Nebel, schimmernde Sterne sahen hindurch, leuchtende Blicke aus einer glanzvollen Welt.

„Wie sie zu mir herüberblitzen," fing er endlich an, „die Sternenaugen, als wollten sie sagen — Thor, der Du bist, um Dein wahres Dasein wirst Du betrogen! Soll Das Leben heißen, dies Fortkriechen im Staube, dies Arbeiten mit verbundenem Auge, gleich dem Roß in der Tretmühle? Trag' ich dafür frische Jugend in der Seele, die sich gewaltig regt, ein sprossender, wachsender, ewiger Frühling? — Tödten müßt' ich sie — tödten all' die Kräfte, denen kein Raum gegönnt ist und die nur da wären, mich zu verzehren in nutzloser Sehnsucht."

„Viele müssen wie Du", sagt' ich, „in der Arbeit leben, in der Entbehrung."

„Ein niedriger Trost", fuhr er auf, „ein elender! Nur jammervolle Seelen können sich daran aufrichten, daß Andere auch elend sind; im Gegentheil, grad in dem Winter fühl' ich die schwere dumpfe Luft, die auf der Welt liegt. Da sitzen sie in ihren lichtlosen Löchern, stumpf, arbeiten und erwerben sich den Tod — das ist doch erst das Ende ihrer Noth!"

„Für Dich ist besser gesorgt, für Dich, Just, ist es nur ein Durchgang, habe Geduld; bist Du fleißig, kannst Du zuletzt noch gar reich werden."

„Wenn ich alt bin," rief er, „nicht wahr? wenn ich am Boden klebe, wie eine lahme Fliege, dann wird es heißen: entfalte Deine Schwingen, genieße Dein Dasein, erhebe Dich zu den Wolken. Jetzt — jetzt wär' die Zeit, jetzt oder nie. Welch' ein Leben würd' ich daraus machen, voll Kunst und Schönheit und echter Poesie!"

„Male es Dir nicht so verlockend aus, Just; es ist Dir nicht bestimmt."

„Weßhalb nicht?" rief er ungeduldig. — „Wofür opfere ich mich? für wen? — wem gehör' ich an? — für wen hab' ich zu sorgen? — Nur ein enges Gefühl von Ehrbarkeit, ein täuschendes Gefühl von Pflichttreue hält mich, fesselt mich an einen Beruf, den ich verabscheue. Freiheit, nichts als Freiheit will ich für's Erste; ich bin schon reich genug, wenn ich in Gottes freier Natur wieder einmal nach Herzenslust herumlaufen kann, arbeiten nach meiner Manier, nicht geknechtet wie im Arbeitshaus."

„Pflicht", sagt' ich, „scheint Einem immer Fessel — von der einen gelöst, kommt oft die schlimmere."

„Wo Pflicht nicht Freude ist", rief er, „wird sie nie voll und ganz erfüllt!"

Da hatte er Recht und wir gingen wieder schweigend zwischen den verführerisch duftenden Blumen.

Ich wußte, er würde sich losmachen und zitterte für ihn. Es ist immer gefährlich, sich von der Menge zu trennen, seinen eigenen Weg zu gehen, selbst zu bestimmen, was man für seine Pflicht halten will.

„Bist Du mir bös", frug er, als wir schieden; „ich will ja deshalb kein Taugenichts werden!"

„Werden will es Keiner, Just", antwortete ich betrübt; „aber plötzlich ist man es und kann dann nicht mehr anders."

„O, ich kann, was ich will!" rief er; „jetzt aber will ich mein Leben genießen! — Du selbst bist schuld daran", fuhr er eifrig fort, „als Du das mißhandelte Kind vom Elend befreitest und ihm zeigtest, daß man glücklich sein kann und darf."

Dortchen ging ihm nach bis zur Gartenthür, sie redeten vertraulich miteinander und als sie zurückkam, glänzten ihre Augen von Thränen.

„Er muß los! — er muß fort!" wiederholte sie immer. „Ach, ich wollte, ich wäre reich wie eine Prinzeß, daß ich ihn loskaufen könnte, wie man einen Vogel dem Händler abkauft, ihm den Käfig öffnet

Digitized by Google

und ihn fortschwirren sieht, als ging es direct in den Himmel."

„Da wär' er recht edler Art", fiel ich ein, „wenn er mit Deinem Geld seine Sprünge machte; es sieht Manches groß und hoch aus und ist doch sehr niedrig. Das Beste ist eben, daß er arm ist; er mag wollen oder nicht — zur Arbeit muß er zurück, wenn er nicht verhungern will. Uebrigens", fuhr ich fort, sie dicht an mich heranziehend, „häng' Dein Herz nicht an ihn, er hat Dir nichts dawider zu geben."

„Als ob ich das wollte," antwortete sie erröthend; „wenn man Jemanden lieb hat, trägt das nicht Lohn genug in sich? Er ist so mein Stern, nach dem ich sehe, an dem ich mich erquicke; ohne den wär's dunkel, mit ihm wird Alles licht; ich bin ihm so dankbar, daß er leuchtet."

Nach ein paar Tagen war der Platz leer drüben im Stübchen, der Vogel ausgeflogen — er hatte die Stäbe durchbrochen, er war' heimlich davon.

„Du bist schuld daran", sagt' ich Dortchen, die offenbar darum wußte.

„So viel ich konnte, ja", antwortete sie eifrig; „wär' es nur mehr gewesen; ich gab ihm, was ich hatte, mein kleines Kreuz von der Mutter, die Ringe — Alles, was ich an Geld aufbringen konnte. Du warst immer freigebig gegen mich, zu größerer Freude hätte ich es nicht ausspähren können. Mit Dem, was er selbst besaß, war's grad zur Ueberfahrt genug."

„Pfui, daß er's genommen hat", sagte ich.

„Schilt ihn nicht, ich zwang es ihm auf, er nahm es mir zu Liebe —"

„Liebe — nennst Du das Liebe? Sich zu Nutzen und Vortheil nahm er's."

Michel Dürr faßte die Sache sehr phlegmatisch; ein anderer Bursch hatte sich gleich eingeschoben, der hatte nur darauf gewartet und lächelte mitleidig über den Schwärmer, der den guten Platz so leicht aufgegeben.

Als ich Michel Dürr unter der Hausthür traf, sagte er mir: „Jungfer Modeste, besser, Sie hätten den Jungen damals schreien lassen! Eine weiche Hand taugt nichts für Einen, den das Leben rauh anfaßt, der nichts zu erwarten hat als Arbeit, und wer zum Dienen geboren, den muß man das Herrschen nicht lehren."

In mir stieg der Zorn auf. „Das lernt der Mensch immer schwer", antwortete ich, „und Mancher begreift es nie, daß wir Alle zum Dienen geboren sind."

„Er wird sich gehörig die Flügel verbrennen", fuhr er fort, ohne auf meine Rede einzugehen; „ich gönne es ihm. Mich geht übrigens die ganze Geschichte wenig mehr an; was er hatte, ist in der Erziehung drauf gegangen, auch haben seine Papiere Unglück gehabt. Ich bin froh, daß ich ihn mit guter Manier los bin; es ist zu viel verlangt, daß man sich noch mit dem Geschick einer anderen Menschencreatur abplagen soll, man hat am eigenen genug." Damit zog er seinen Hut tief und ließ mich meiner Empörung.

Juft war wie verschollen. Erft warteten wir täglich auf einen Brief, dann Wochen, dann Monde, zuletzt verfiel man in die ftumpfe Stimmung, die man Refignation nennt. Dortchen ging ftill ihrer Arbeit nach, fie war in der ganzen Nachbarfchaft bekannt für eins der brauchbarften, hausmütterlichften Mädchen. Mir war fie Alles in Allem, mein Troft, meine Freude, meine Pflege, mein Glück. Wenn die Mütter ftolz ihre Kinder führten, hatte ich keinen Neid, in mir jauchzte es nur: „Du haft auch eins — es ift Dein, für Dich, für Dein Herz;" nicht ein Eckchen blieb unausgefüllt darin von Liebe und Wonne.

Da entftand — es war etwa zwei Jahre nachdem Juft fort war — drüben bei Michel Dürr eine seltsame Bewegung. Die Leute aus dem Haus liefen zusammen; unsere Wirthin, die bei Allem, was paffirte, die Erfte war, ftand da und fprach fehr eifrig, während ihr Kleinftes auf dem Fahrweg augenfcheinliche Gefahr lief. Ich öffnete das Fenfter und rief meine Warnung hinab. Sie raffte ihr Kind auf und fchrie dann zu mir hinauf: „O Jungfer Modefte, das kommt davon, wenn man nicht wie ein Menfch mit den Menfchen lebt; für Nichts läßt fich Keiner drücken, bis ihm das Blut aus den Nägeln fpritzt; des Herrn Dürr Kaffe ift erbrochen und beraubt. Der alte Diener und der neue Schreiber find mit dem Geld auf und davon, da kann man fchon fünfzig Jahre Quälerei aushalten, wenn man fich fo bezahlt macht. War das ein Lärm, als es herauskam! Michel Dürr liegt in einem Anfall über all' die Noth, über den Schrecken; man gönnt es ihm aber gründlich", fuhr fie beredt fort und Alles im Hanfe ftimmte ein: „Solch' Einer, der Alles für fich will, immer für fich, Nichts für die Andern!"

Ich machte mein Fenfter zu. „Ja, ja", dacht' ich, „das verzeiht man am fchwerften, weil es Einem am meiften in die Quere kommt."

Den nächften Tag erfchien der blaffe Schreiber bei mir; er bat mich zu feinem Herrn zu kommen, der mit mir reden möchte, aber noch zu fchwach zum Gehen fei nach all' dem Aerger.

Ich fah ihn erftaunt an. „Was foll ich Herrn Michel Dürr helfen", frug ich, „da ich weder Arzt noch Polizei bin?"

Der bleiche Jüngling zuckte mit den Achfeln, befchwor mich aber, zu kommen, fchon damit er keine Schelte bekäme; ich hätte ja ein mitleidiges Herz, wie die Wirthin fage.

Ich konnte es nicht leugnen und ging hinüber.

Der alte Mann fafs aufgeputzt, zierlich wie immer, in feinem Lehnftuhl; dennoch fah er aus, als wär' er um viele Jahre älter. Die Sorgfalt des Anzugs ließ den Verfall des Körpers noch fchärfer hervortreten.

„Jungfer Modefte," hub er an, „Otterngezücht diefe Menfchen! undankbare Schlangen! Bezahlt, genährt, gekleidet, was wollen fie denn mehr? Es ift abfcheulich, wie fchwer Einem das bischen Ruhe ge-

Digitized by Google

gönnt wird, das man zum Leben braucht. Ich bin ganz aus dem Gleichgewicht und das Mißtrauen ist mir vollständig wie ein Fieber in das Blut gegangen; lange ertrag' ich das nicht, ich muß machen, daß ich so bald als möglich aus dieser fatalen Lage komme."

(Fortsetzung folgt.)

## General Ducrot's Flucht nach der Schlacht bei Sedan.

Ueber den Verleumdungsproceß, welchen der General Ducrot gegen die „Emancipation" von Toulouse angestrengt hat und der am 23. Mai vor dem dortigen Schwurgerichtshofe zur Verhandlung kam, liegen nun Berichte vor. Die Hauptstelle des incriminirten Artikels lautete:

„Jetzt aber wenden wir uns an den gesunden Menschenverstand von Jacques Bonhomme (allgemeine Bezeichnung des französischen Bürgers) und sagen zu ihm: Wenn du nicht so dumm bist, daß man dir Heu als Futter geben sollte, so lies das Folgende, denke darüber nach und urtheile! In Sedan wird der General Ducrot gefangen genommen; da entkommt er und erreicht glücklich Paris, wo ihn alle Welt als einen Tapferen und einen Patrioten mit Jubel empfängt; wie kommt es, daß Herr von Bismarck, der doch im Kriege als ein praktischer Mann vorgeht, nicht die Auslieferung des Herrn Ducrot verlangt? Ein gemeiner Soldat kann entschlüpfen und man denkt dann nicht mehr an ihn; aber ein General, der, nachdem er glücklich davongekommen, sich wieder an die Spitze einer Armee stellt, muß doch gewiß in den Augen des Feindes Werth genug haben, daß dieser sein ihm nach den Kriegsgesetzen zustehendes Recht geltend macht und ihn herausverlangt. Wie kommt es, daß Herr von Bismarck diese Auslieferung weder bei der ersten Einstellung des Kampfes, noch bei der Unterzeichnung der Capitulation verlangte? Die Maulaffen von Paris, die gleichwohl nicht das Pulver erfunden haben, haben sich diese Fragen oft vorgelegt: so sehr drängt sie sich einem Jeden auf, und nur der furchtbare Minister Wilhelms hätte nicht daran gedacht? Und doch ist Ducrot der einzige von den Generalen der Nationalvertheidigung, der in seinen Proclamationen die Preußen nicht schonte und erklärte, daß er siegen oder sterben wolle."

Als Angeklagter erscheint der verantwortliche Redakteur des Blattes, Hr. Fabre; ihm steht als Vertheidiger der Advocat Floquet zur Seite.

Von den vorgeladenen Zeugen geben folgende zwei nähere Aufschlüsse über die Entweichung des Generals:

Corbin, Escadronschef im Generalstabe zu Sedan: Gestatten Sie mir, mich bei der traurigen Geschichte der Capitulation selbst nicht länger aufzuhalten. Die gefangene Armee war ihrer Beförderung nach Deutschland gewärtig und General Ducrot hielt es, obgleich er kein Commando mehr bekleidete, für seine Pflicht, bis zum letzten Augenblicke bei seinen Truppen zu bleiben und für ihre Verpflegung zu sorgen, als der Befehl eintraf, er solle sich am 7. nach Pont-à-Mousson begeben. Alle Officiere, hatte der König von Preußen befohlen, sollten dorthin kommen, nachdem sie zuvor ihr Ehrenwort gegeben hätten, keinen Fluchtversuch zu machen. Der General unterzeichnete diese Erklärung. In Pont-à-Mousson angekommen, schickte der General seinen Geleitschein dem Platz-Commandanten und wartete, wie wir Andern, von zwei bayrischen Compagnieen mit geladenen Gewehren bewacht, auf den Zug, der uns nach Deutschland führen sollte. Es dauerte eine Stunde, ehe der Zug bereit war. Als er abgehen sollte, bemerkte ich, daß der General verschwunden war.

Bossan, ebenfalls Escadronschef vom Generalstabe Ducrot's: In Pont-à-Mousson sagte uns der deutsche Offizier, wir würden auf den Zug, der uns nach Deutschland bringen soll, zwei oder drei Stunden warten müssen. Herr Ducrot beschwerte sich, daß man einen Obergeneral mit so geringer Aufmerksamkeit behandelte. Dann winkte er mir bei Seite und sagte: Sehen wir doch, ob wir nicht entweichen können! Wir gingen mitten durch die Posten durch, erreichten ein Haus und wurden dann aus dem Auge verloren. Wir gingen zum äußeren Boulevard, verkleideten uns dort und passirten den Abends in Begleitung eines andern Adjutanten des Generals Ducrot, Herrn de Gascon, die 40,000 Mann starke Armee des Großherzogs von Mecklenburg. In einem Dorfe fanden wir, in schlechte Blousen gekleidet, wie wir waren, eine nicht sehr freundliche Aufnahme; später in der Nacht führte uns ein Karren nach Lenoncourt, wo ein wackerer Pächter eine Postkutsche anspannen ließ, die uns an den Bahnhof von Châtel brachte. Hier fanden wir Kameraden und begaben uns über Vesoul und Nevers nach Paris, wo man von unserer Entweichung schon Kenntniß erhalten hatte.

Die anderen Zeugen rühmen hauptsächlich die Todesverachtung, welche Ducrot in allen Kämpfen, an denen er theilgenommen, an den Tag gelegt hätte.

Die Jury erkennt nach dreiviertelstündiger Berathung auf Nichtschuldig.

## Miscellen.

**Worms**, 30. Mai. Der Rhein führt fortwährend eine Masse Gegenstände, Baubölzer, Bretter, Hausgeräthe ꝛc. mit sich. Hier wurden heute ein Schreibpult, ein kupferner Kessel und eine Hundehütte mit einem an der Kette liegenden halbtodten Hunde gelandet. In der Frühe kam auf dem treibenden Strom auch ein abgerissenes, mit Schilf bewachsenes Stück Land vorbei, auf welchem sich das Nest eines Wasserhuhns mit 10—12 Eiern befand, während das Huhn selbst seinem Neste unter lautem Geschrei nachschwamm.

**Köln**, 30. Mai. Gestern Abend gegen 6 Uhr sprang ein Militärsträfling, welcher über die Schiffbrücke escortirt wurde, an der deutzer Seite in den Rhein. Beim Austommen erhielt er Kugeln, wovon eine sofort tödtlich wirkte, so daß er gleich sank und es weder dem von der Pionnierschwimmbahn herzueilten Boote noch einem anderen gerade zwischen der stehenden und Schiffbrücke befindlichen Nachen

Digitized by Google

gelang, irgend eine Spur von ihm aufzufinden. Mehrere Kugeln ricochettirten bis zum mittleren Pfeiler der Eisenbrücke. — Auf seiner Passage nach Karlsruhe hielt heute Morgen hier der von einem Schlepper herausgezogene und durch seinen früheren Besitz bekannte schwimmende amerikanische Circus von Lent. (K. Z.)

Ueber die furchtbare Überschwemmung in Böhmen bringt die „N. Fr. Pr." eine Anzahl einzelner Berichte, denen wir das Nachstehende entnehmen. Aus Prag vom 26. wird geschrieben: „Heute Morgens um 2 Uhr wurden die Bewohner der tiefer gelegenen Stadttheile an der Moldau durch Alarmsignale geweckt. Stumend eilten sie auf die Gassen, um zu vernehmen, daß die Moldau, gestern noch ziemlich wasserarm, plötzlich um 80 Zoll über Null gestiegen sei und bereits über die Ufer zu treten anfange. Von Minute zu Minute nahm die tobende Fluth zu und die ziemlich rasch in's Werk gesetzte Hilfeleistung konnte nur wenig fruchten. Auf dem Wege zur Moldau begegnete man den von allen Kasernen Prag's eilig requirirten Pionieren und Genietruppen, welche die bedrohten Stadttheile, um Plünderung zu verhüten, absperrten und zur Rettung der vom Wasser bedrohten Effekten schritten. Inzwischen wälzten sich gelblichlammig die Fluthen der Moldau in großartigen Wasserfällen über die Wehre, und im Flusse schwammen Hausgeräthe, Flöße, ganze Schwimmschulen, ja sogar mehrere menschliche Leichen sollen bereits aus dem Wasser gezogen worden sein. Erst mit Tagesanbruch ließ sich die ganze Größe des Unglücks übersehen, das Wasser ist weit und breit über die Ufer getreten. Man fährt in Kähnen in der Postgasse; in der Plattnergasse ist sechs Schuh Wasser, und selbst im Clementinum erfüllt es Hofräume und Keller. Bereits ist der Quai überfluthet, die Mühlen alle bis zum ersten Stockwerke mit Wasser erfüllt, die ganze Judenstadt (Josefsstadt), von der Heiligengeistgasse bis über den neuen israelitischen Tempel hinaus, ist nur in Kähnen zu passiren. Am traurigsten präsentirt sich aber das Flußbett selbst. Bei der Sophien- und Schützen-Insel sind die Badeanstalten weggerissen, ebenso jene unterhalb der steinernen (Karls-)Brücke; der Sophien-Insel-Saal steht unter Wasser. An den Brücken bietet sich ein grauenhaft imposanter Anblick dar. Da häufen sich an den Pfeilern Tausende von Klaftern Brennholz, zum Theil riesige Stämme, ganz und zertrümmert, Brennholz, mit dazwischen und darüber liegen Platten und Bäume, hoch über einander geschichtet, und die Trümmer der Badeanstalten, die zusammengedrückt und zerplittert ihr Innerstes präsentiren. Rechts und links vom Strande stehen Flöße und Schiffer, mit riesigen Schiffshaken bewehrt, und suchen herrenloses Gut aufzufischen. Bis auf den äußersten Verrath, bis in's Innerste Mark gedrungen, ist sich hier die Wasserswuthverwüstende Kraft und Geschicklichkeit. Den ganzen Vormittag stieg das Wasser, und während ich diese Zeilen schreibe (Nachmittags 4 Uhr), hört man vom Portz die Alarmrufe der Soldaten an der Moldau, welche anzeigen, daß das Wasser immer neue Gebiete in seine verwüstende Thätigkeit hineinreißt. Nachschrift. 5½ Uhr Abends: „Das Wasser ist bereits um 1½ Schuh gefallen." Unterm 28., 8¼ Uhr Abends, wird aus Prag telegraphisch gemeldet: „Die Bedenklichkeit der Wassergefahr ist im Niedergange begriffen, hier ist der Wasserstand bereits um 30 Zoll niedriger. Einige tagsüber unter Wasser stehende Straßen sind wieder passirbar." Auswärtige Berichte vom 26. melden: Radotin, 2 Uhr Nachmittags: „Die Mokropeyer Eisenbahnbrücke ist eingestürzt." Horschowitz, 6½ Uhr Abends: „Gestern Nachmittags großer Wolkenbruch und Ueberschwemmung bei Horschowitz, Komorau und Zdic. Die Brücken über den rothen Bach sind abgerissen, viele Häuser und Grundstücke überschwemmt. Menschen und Vieh ertrunken. Der höchste Wasserstand in Prag war heute 112½ Zoll über dem Normale. In Prag ist nur der Verlust Eines Menschenlebens zu beklagen. Ein Bursche stürzte bei dem Versuch, Holz zu fischen, in's Wasser und ertrank. Alle sonst umlaufenden Gerüchte sind unwahr. Der Schaden, den die Ueberschwemmung angerichtet, ist vorläufig unberechenbar, jedenfalls aber außerordentlich. Das Austreten der Elbe bei Melnik wird augenblicklich noch befürchtet. Bisher sind aus der Elbegegend keine beunruhigenden Nachrichten eingelangt."

Versailles, 28. Mai. Die Rhone bedroht Lyon mit einer Ueberschwemmung und die Pioniere sind den städtischen Behörden zur Verfügung gestellt worden. Unterhalb Lyons ist die Gemarkung von Saint-Poubs bereits unter Wasser. Die Saone hat ihre ganze Umgebung überschwemmt. Das Flachland, welches sich von Chalons bis zu der Hügellandschaft bei Lyon ausdehnt, ist ein Wasserspiegel. Die Ernte ist ganz verloren, denn selbst bei einem schnellen Abgange der Gewässer bleibt doch der Sand zurück und das Heu ist nicht zu gebrauchen. Zu Saint-Etienne ist man in Unruhe für die Dämme von Rochetaillée. Ihr Bruch würde unermeßliches Unglück im Gefolge haben. Die Präfecten von Nantes, Blois, Tours und Angers schicken Depeschen, welche ein enormes Anwachsen der Loire, des Cher und ihrer Nebenflüsse melden. Alle kleinen Gewässer dieses Theiles des mittleren Frankreichs sind angeschwollen mit einziger Ausnahme der Vienne.

Neapel, 24. Mai. Unter den bei dem jüngsten Bevuvausbruche durch die Lava Ueberrascht und an den Brandwunden Gestorbenen wird auch die Fürstin Belgiojoso, die aus der Revolutionsgeschichte ihres Vaterlandes bekannte Dame, genannt. Der Krater des Vorgeo ist jetzt wieder zugänglich und Palmieri der „treue Arzt des schrecklichen Kranken," wie die Neapolitaner ihn nennen, hat bereits einen Besuch oben abgestattet. Ein Schlund von etwa 250 Meter Tiefe, in dessen Mitte eine große Oeffnung, hat sich dort aufgethan, die Wände sind jedoch noch so wenig fest, daß der tapfere Forscher den Versuch, an Seilen hinabzusteigen, aufgeben mußte. (Fr. J.)

Erst im verflossenen Jahre hat der italienische Arzt und Hygieniker Dr. Mantegazza nachgewiesen, daß die wohlriechenden Essenzen und Parfums in größerem oder geringerem Maße die Fähigkeit besitzen, den Sauerstoff der Luft zu verdichten. Dieser verdichtete Sauerstoff wird Ozon genannt und hat die Eigenschaft, organische Körper zu zerstören, indem er dieselben oxydirt und in andere chemische Verbindungen umwandelt. Durch Ozon werden die Fäulnißprodukte sowie die zu Tausenden in der Atmosphäre herumschwimmenden Pilzkeime zerstört, welche, mit dem Luftstrome eingeathmet, in's Blut gelangen und Krankheiten erzeugen können. Die Fähigkeit, den Sauerstoff in Ozon zu verwandeln, besitzen nicht bloß ätherische Flüssigkeiten, sondern auch die Bestandtheile aromatischen Pflanzen, die Blüthen, Blätter und Rinden derselben. Das kräftigste Ozonisirungsvermögen besitzen: Terventin, Menthe, Lavendel, Bergamotten, Juniperus und Kölnisches Wasser. Die Ozonisirung des Sauerstoffes geht am Raschesten unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen vor sich. Geruchlose Blumen entwickeln gar kein Ozon. Mantegazza empfiehlt, daß Menschen, welche Sumpfgegenden zu passiren haben, in welchen schädliche Effluvien leicht Fieber hervorrufen, ihre Kleider mit stark riechenden Essenzen bepritzen sollen.

* Anagramm.

Mit dem Worte schau' ein prächtig Kleid
Jüngst meine junge Frau und war mürrisch heut.
Kauft' ich gleich das Kleid, sprach das versetzte Wort
Und das Wort war gleich durch's Versetzen fort.

M.

**Auflösung der Charade in Nr. 63:**
Uhr kette.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 66. Speyer, Dienstag, den 4. Juni 1872.

## Jungfer Modeste.

Novelle von Werner Maria.

(Fortsetzung.)

Noch immer begriff ich nicht, was ich ihm dazu helfen sollte, da fuhr er fort: „Jungfer Modeste, Sie sind vernünftig, verständig, mit Ihnen läßt sich ein für beide Theile vortheilhafter Handel ohne unnütze Sentimentalität besprechen. Sie haben da ein allerliebstes, häusliches, artiges kleines Ding erzogen, das Dortchen — Jeder, der sie kennt, weiß etwas Gutes von ihr zu sagen; man rühmt sie mir sehr und sehen Sie, grad solch ein ehrenhaftes Kind könnt' ich hier im Hause brauchen. Ich setzte sie über all' die Schelmen und wär' der Noth ledig. Mein Compliment, das Mädchen ist Ihnen viel besser gerathen, als der Bursch; ja, das artige Dortchen, das paßte mir grade. Sie führt natürlich nur die Oberaufsicht und mag zu Ihnen gehen, so oft sie will. Denn auf Umgang mit Frauen mach' ich keinen Anspruch; nur für die Wirthschaft, da sind sie doch manchmal unentbehrlich."

Mir schwoll die Zornesader und das Herz schlug mir so hoch im Hals, daß ich kaum die Worte herausbekam: „So, also das Dortchen, mein Dortchen, das wär' Ihnen grad recht?"

Er sprach ruhig fort: „Ja, Jungfer Modeste; aber dann möcht' ich sie auch so bald haben als möglich."

Da floß mein Gemüth über wie ein Strom im Frühling, bei dem kein Haltens mehr ist; alle Grenzen überstürzt er mit langangesammelter Fluth.

Die Worte weiß ich nicht mehr, dies etwa der Sinn:

„Was hätt' ich für einen Grund, Ihnen, Herr Michel Dürr, mein Herzblut zu geben, Ihnen meine Freude, meine Bequemlichkeit zu opfern, für Sie gearbeitet zu haben, meinen Augapfel, mein Kind erzogen zu Ihren Diensten? Wie käm' ich dazu? und wie kommen Sie dazu, mir solch' einen Vorschlag zu machen?"

Er ließ mich ruhig ausreden, lächelte, zupfte sich die Manschetten zurecht. „Jungfer Modeste", fing er endlich an, „wie ich sehe, sind Sie auch nicht vernünftig; wenn es an sein Eigenthum geht, da schreit Jeder, denn es geht ihm an den Kragen. Sie vergessen, wovon ich ausging; einen Handel wollt' ich mit Ihnen machen, oder vielmehr mit Dortchen. Sie gingen so zu sagen leer aus, oder müßten gar noch zuzahlen, all' die guten Dinge aufgeben, die Sie mir da herzählen zu Ihres Kindes Gunsten, für Ihres Kindes Glück."

Ich schwieg und ein banges Gefühl beengte mir das Herz. „Was wollen Sie uns thun?" frug ich.

„Nun", fuhr er lächelnd fort, „für Dortchens Zukunft sorgen, wenn sie mir jetzt ihre Gegenwart opfert. Ich habe keine Angehörigen, die mir Das umsonst thun könnten, was ich bezahlen will; es ist mir auch lieber; so weiß ich, was ich habe. Dortchen soll meine Erbin werden, wenn sie es unternimmt, mir all' die Unannehmlichkeiten fern zu halten, die mit einem Haushalt verbunden sind. Auf diese Art kommt mir mein Vermögen doch noch bis zuletzt zugute."

Mir war, als fasse eine eisige Hand nach dem warmen Leben in mir. Ich konnte nicht reden.

„So viel ich weiß," sprach er weiter, und ich kenne Ihre Vermögensverhältnisse, können Sie nichts weiter für das Kind thun, als es kleiden und nähren; sobald Sie die Augen schließen, und das kann jeden Augenblick geschehen, steht das Mädchen verlassen, auf sich selbst angewiesen, da. Eilig muß es sich dann ohne Vergütigung, ohne glänzende Aussicht nach einem Dienst umsehen, wie ich ihn heut' biete; wer weiß, ob sie ihn findet; hab' ich Recht, Jungfer Modeste?"

„Dortchen wird sich zu helfen wissen," fiel ich ein. „Solch' ein fleißiges tüchtiges Mädchen verkommt nicht, das hat eben Jeder gern im Haus, wie Sie selbst bezeugen."

„Sie wollen Dortchen für sich behalten, Sie sind eine Egoistin", sagte er, sich abwendend; „vielleicht verkommt's, vielleicht auch nicht, darauf lassen Sie es ankommen. Sie denken eben an sich, nicht an das Kind bei der Sache."

Seine Worte trafen wie ein Dorn; ich hatte an mich gedacht, an meine Entbehrungen, an meinen Verlust.

„Ich will Dortchen nicht im Lichte stehen", fing ich zaghaft wieder an; aber Geld ist doch nicht das Einzige zum Glück."

„Nicht das Einzige, aber doch sehr viel", bemerkte er; „nennen Sie es anders, Freiheit, Selbstständigkeit,

Digitized by Google

die Möglichkeit Gutes zu thun, zu thun, was Sie thaten, Jungfer Modeste."

Ich begann zu schwanken und zu zagen. Es war wohl ein großes Glück . . . durfte ich es Dortchen vorenthalten? Dann wieder schien es, als wär' etwas Böses dabei; wenn ich es aber fassen wollte, waren es meine selbstsüchtigen Gedanken, die mit mir rangen.

Wer ganz eng miteinander gelebt, im selben Haus, im selben Zimmer, der weiß, was es heißt, sich trennen. Es ist grad, als risse man von Zwillingsbäumen, die Wurzeln und Aeste verschlungen halten, einen aus dem Erdreich; rings entstehen Lücken und dürre Flecke und die Blumen gehen aus, die den Platz fröhlich machten, und es ist um Einen her wie eine Verwüstung, die nur langsam, oft nie wieder gut zu machen ist.

„Lassen Sie mich jetzt gehen, Michel Dürr", bat ich; „solche Dinge muß man mit sich allein abmachen, morgen früh haben Sie Bescheid."

Ich wußte kaum wie ich herauskam; in meinen Füßen lag's wie Blei; stramm ging ich nach meiner Kammer, sie war voll Sonnenschein; aber das Licht that mir weh, ganz dunkel macht' ich's, und dachte an Dortchens Mutter, die hatte sterben wollen, weil man ihr das Liebste nahm. „Es ist eine Art Tod", sagt' ich mir, „jetzt weiß ich es." Die Vernunft rechtete dagegen: „Dein Kind lebt, liebt Dich, was verlierst Du?" „Eins, eins, nach dem mich verlangte wie nach der Luft, die ich athmete — ihre Gegenwart. Mag man uns sagen, was man will, mag man die Treue preisen über Jahre hinaus, über weite Meere hinweg — immer getrennt! — Liebe kann ja nicht vergehen, aber die tägliche Gegenwart, diese Sorge für einander, diese Lust aneinander ist ihr wahres Leben, ihre persönliche Erscheinung hier auf Erden.

Ein schmeichelnder Frühlingswind schlich sich durch die geöffneten Fenster, er frommte mir so wenig wie dem Baum, der verdorrt. Das also war das Ende der Sache? — das Ende von Allem? — Wie Just, rang ich mit meinem Schicksal und rief ein über das andere Mal: „Dafür soll ich gelebt haben! — dafür soll ich mich geplagt haben! — soll mir nichts gehören in der Welt? — Habsüchtig reckte ich die Hände nach Besitz aus und wo ich ihn fassen wollte, wich er zurück, schattenhaft, mich immer wieder verlockend, eine Fata morgana in der Wüste. Ich mag es kaum schreiben, was mir durch die Seele ging — als sei es leichter, sein Liebstes dem Himmel wiederzugeben.

Mein, mein sollte das Kind sein, kein Anderer als ich sollte sein Glück machen. — Warum war die Macht in meine Hand gelegt, die nichts gethan, diese Wonne zu erlangen? — Warum mir genommen, was eigentlich als Lohn der Mühe mir zukam? Hatte ich denn Nichts erworben, durch all' die schweren Stunden, die man mit einem Kind durchlebt, bis es erwächst? Immer wieder verarmt — warum ich — grade ich! . . . Ungerechtigkeit ist oft der bitterste Tropfen im Leiden.

Ich zog den Vorhang auf, um freier zu athmen. Wie sich Alles in der jungen Natur regte und bewegte! — Hinaus, herein flog's in die Nestchen; Schwalben, Spatzen, Finken — Alles bunt durcheinander. Wie sie sich an einander vergnügten, sich fütterten, schnäbelten. — „Jedes hat etwas zu pflegen, zu lieben in der Natur", sagt' ich bitter, „von selbst fällt es ihnen zu; aber dem Menschenherzen geht es anders, einsam sucht es, schmerzvoll ringt es, und erringt sich nichts als die Sehnsucht danach, wie einen Brand in der Seele."

Ich ging hinunter in den Garten zu Dortchen; ich war ja nicht zweifelhaft seitdem ich erkannt, daß es ihr Glück galt. Sie war bei ihren Blumen. „Was mag nur mit der Pflanze sein?" rief sie mir zu; „der eine Blüthenstock will nicht keimen, so viel ich ihn gieße."

„Er ist zu alt", antwortete ich; „es geht ihm grad wie mir."

Sie sah mich lächelnd an. „Du alt?" wiederholte sie; „Du hast überhaupt kein Alter — ich weiß nicht, daß Du je anders gewesen sein könntest, blühender, frischer. Du bist wie der Tannenbaum, Sommer und Winter grün."

„Selbst für den Tannenbaum," griff ich auf, „kommt die Zeit, wo seine Nadeln verdorren, sein Holz morsch und unbrauchbar wird."

Sie sah mich aufmerksam an. „Fehlt Dir was?" frug sie, „was ängstigst Du mich?" — und ich sah ihr an, daß sie die traurige Erfahrung machte, plötzlich mit unverhülltem Auge zu sehen, daß der Verfall die Hand ausreckte nach Dem, was ihr ewig unveränderlich schien, wie der Himmel.

„Wir können nicht immer zusammenbleiben, Dortchen", sagt' ich — und eine Thränenfluth, zu groß, um in die Augen zu treten, stockte in meinem Herzen. „Vergleiche doch nur meine weißen Haare, Deine nußbraunen Flechten; Deine frischen Wangen, meine tausend Falten. Unsere Zukunft kann nicht zusammenfallen, Du mußt ein Stück Wegs später allein gehen. Alte Leute sollten das nie vergessen und der jungen Schicksal sich anschließen, als nähm' es kein End' mit dem eigenen. Dortchen, ich muß Dich von mir lassen; wegen Deiner Zukunft muß ich das thun. Jetzt kann ich Dich noch nähren, kleiden — aber später, wenn ich schwach oder krank würde und nicht mehr recht wüßte, was die Jugend braucht, selbstsüchtig durch Leiden — was dann?" —

Sie faßte nichts, als daß sie mir zur Last werden könne. „Du hast Recht", rief sie zärtlich, „Du könntest Etwas brauchen, es muß Jemand da sein, der die Möglichkeit hat, Dir zu helfen, wie Du mir geholfen. O, daß ich so blind war — daß ich warten mußte, bis Du es sagst. — Hast Du schon einen Dienst für mich?"

Das Wort verwundete mein Ohr.

„Es ist mir sehr hart, Dich dienen zu lassen, Dortchen, wenn es nicht so große Vortheile für Dich hätte."

Digitized by Google

„Als ob dienen eine Schande wäre! Ist dienen aus Liebe nicht das schönste Loos hier auf Erden? Mag ich hingehen, wohin ich will, dienen wem ich will, Dir dien' ich — Dir aus Liebe, wie Du mir gedient hast, als ich hülflos auf Deinen Armen lag."

Wie ich ihr gesagt hatte, warum es sich handle, schlug sie die Hände fröhlich ineinander. „So nah!" rief sie, „welch' ein Glück, und ich fürchtete, ich müßte ganz von Dir fort! Alle Tage werd' ich Dich sehen, Dich in der Nähe wissen, fast bleiben wir beieinander."

„Fast!" — klang es in meiner Seele nach; „nie mehr ganz!"

Wir packten ihre Sachen zusammen. Ich drängte sogar mit Unruhe, daß sie hinüberkam und wieder bei jedem Stück, das ich in die Hand nahm, war's als sei's ein Abschied von ihr selbst. Schon nach wenigen Tagen schlief sie drüben.

Es kam ordentlich wie Angst über mich, so verlassen war mir zu Muth. Wer's erlebt hat, der weiß, was es heißt, solch' ein leeres Bett neben sich zu sehen. Abschied hat eine grausige Aehnlichkeit mit dem Tode.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Jagd auf Zugvögel.

(Nach Tschudi.)

Von den vielen Tausenden von Zugvögeln, welche unsere Felder und Gebirge beleben, hier brüten und den Sommer fröhlich verbringen, kehrt immer nur ein kleiner Theil zu den alten, gewohnten Büschen, Felsen und Thälern wieder. Wenige erliegen den Anstrengungen der Herbst- und Frühlingsreise, mehr den Raubvögeln, welche ihre Spur verfolgen, die meisten aber der Jagdlust der Menschen. Diese artet namentlich in Italien in eine förmliche Jagdwuth aus und ist epidemisch geworden. Nicht nur die Schnepfen, Wachteln, Drosseln, Tauben und ähnliche jagdbare Vögel werden gefangen, sondern auch Nachtigallen, die bei uns so freundlich geschonten Schwalben, die herrlichen Grasmücken, die kleinen Sänger aller Art werden in dem todtbringenden Lande der Citronen ohne Unterschied von Alten und Jungen, von Kaufleuten, Handwerkern, Priestern und Edelleuten mit Falken, Netzen, Flinten, Sperbern und Käuzen während der Zeit ihres Durchzugs unablässig verfolgt. Am Langensee werden alljährlich an 60,000 Sänger gefangen; bei Bergamo, Verona, Chiavenna, Brescia aber bei Millionen — größtentheils Thierchen, denen bei uns Niemand etwas zu Leide thut und die ihres herrlichen Gesanges wegen eher gehegt werden. Am Großartigsten aber wird das Würgergeschäft vielleicht an der neapolitanischen Küste, auf Capri und auf Sicilien betrieben.

Hier treffen die Wachteln gegen Mitte April bei Westwind ein und nehmen sogleich das allgemeine Interesse in Anspruch. Alles spricht von den Wachteln, verläßt Magazin, Werkstatt, Comptoir und eilt zur Jagd. In Messina allein werden über 3000 Jagdpatente gelöst und ein guter Jäger schießt täglich seine 100 bis 160 Wachteln. Die Bauern aber, die ihre Felder mit unzähligen Schlingen belegen, machen noch bessere Beute, und einzelne fangen sogar an einem einzigen reichen Tag 500 bis 700 Stück; ja Fänge von 1000 Stück per Tag sind nichts Unerhörtes. Wenn im Mai mehr die Zugwachteln im Hügelrevier, von den Dörfern und Städten etwas entfernt einfallen, so wird sogar für die Jäger in Feldkapellen eigens Gottesdienst gehalten. Der Herbstwachtelzug ist etwas spärlicher, dafür kommen die Feldlerchen zahlreich und werden oft zu 6—10 Stück auf einen Schuß erlegt. Neben diesen Vögeln verspeist der Italiener auch alle übrigen mit Behagen, von den Falken, Reihern, Möven bis zu den Schwalben, Bachstelzen, Goldhähnchen hinunter, und die einfältigsten Bauern sind eben so scharfsäugige Späher und Schützen, als passionirte Gefügeliesser. — In Folge dieser mörderischen Epidemie ist auch Italien, das Land der Musik, des Gesanges, so äußerst arm an Singvögeln, ebenso der Canton Tessin, wo die italienische Mordlust schon lange grassirt und selbst die Sperlinge zur großen Seltenheit geworden sind. Aus dem Tessin und dem Veltlin steigen die Vogelsteller bis an den Gotthard hin und auf die Bündnerberge, um die harmlosen Thierchen schon an der Grenze mit den verrätherischen Netzen zu empfangen. Darum hat man auch in der Schweiz eine wachsende und gefahrdrohende Abnahme der insektenfressenden Vögel bemerkt. Der Tessin hat durch seine Vogeljäger weit mehr reellen Schaden als Nutzen. Zwar werden jährlich an 1500 Jagdpatente, die dort freilich nur mit einem Franken gelöst werden können, verkauft, allein die Vogeljagd mit Netzen, Schlingen, Leimruthen, Fallen, Käuzchen und selbst mit großen Vogelherden (Rocoli) ist ganz frei. Jenseits des Genere krönt der Rocolo eine Menge kleiner Hügel und oft fängt ein einziger Rocoladore, worunter nicht ein armer Vogelsteller, sondern reiche und gebildete Herren zu verstehen sind, an einem schönen Octobertag bei 1500 kleinere Vögel. In der deutschen Schweiz dagegen ist der Vogelfang von sehr geringer Bedeutung und trifft nur etliche Finken- und Drosselarten. Die Vogelherde sind namentlich in den Bergen sehr selten. Die Jagd mit Schießgewehren betrifft hier ausschließlich die Hühnerarten, Tauben und Krammetsvögel, Wachteln, Schnepfen, Enten und die Raubvögel. Die kleineren Vögel, sogar die Lerchen, bleiben ziemlich unbehelligt. Die Schwalben stehen unter der Aegide der Volkspietät und noch in neuerer Zeit (1862) ist im Waadtland sogar ein Gesetz zu ihrem Schutze erlassen worden, während man in Italien noch die Ruchlosigkeit sieht, den nistenden Schwalben eine Feder an die Fischangel zu hängen, auf welche sie zufliegen und sich spießen. Die meisten Cantone haben in neuester Zeit durch entsprechende Verordnungen den Insektenfressern Freistätten im Lande gewährt.

Digitized by Google

## Miscellen.

Berlin, 17. Mai. Das „Militär-Wochenblatt“ bringt einen Artikel über den Munitionsverbrauch und die Munitionsausrüstung der Feldartillerie im letzten Kriege. Die preußische Feldartillerie, einschließlich Baden und Hessen, zählte 79 leichte, 78 schwere und 38 reitende Feld- nebst 19 leichten und 10 schweren Reserve-Batterieen zu je 6 Geschützen oder 816 8-Centimeter- und 528 9-Centimeter-Kanonen. Diese 1344 Geschütze haben während des ganzen Feldzuges zusammen 267,975 Schüsse gethan, die leichten Batterieen 112,770, die schweren 107,126 und die reitenden 48,079; es ergeben sich also durchschnittlich pro Geschütz 199 Schüsse, und zwar bei den leichten Batterieen 191, bei den schweren 203 und bei den reitenden 210 Schüsse pro Geschütz. Da nun die 8-Centimeter-Kanone mit 157 und die 9-Centimeter-Kanone mit 133 Schüssen in den Protzen und Munitionswagen, bei ziehungsweise an den Lafseten der Batterieen ausgerüstet ist, so hat im Durchschnitte letztere 153 Procent, dagegen die 8-Centimeter-Kanone bei den leichten Batterieen nur 123 und bei den reitenden 134 Procent der von der Batterie selbst mitgeführten Schußzahl verfeuert. Die bayrische Artillerie besitzt im letzten Kriege aus 12 leichten, 22 schweren und 2 Zwölfpfünderbatterieen mit zusammen 216 Geschützen, die im Ganzen 56,211 Schuß pro Geschütz durchschnittlich 260 Schüsse abgaben. Sachsen stellte 6 leichte, 9 schwere und 2 reitende Batterieen, also 48 8-Centimeter- und 48 9-Centimeter-Kanonen in's Feld, von denen erstere 8007, letztere 7514 Schüsse verfeuerten. Dies ergibt sonach einen Durchschnitt von 167 pro 8-Centimeter- und von 157 pro 9-Centimeter-, oder als arithmetisches Mittel 162 Schüsse pro Geschütz.
(Köln. Ztg.)

Florenz, 23. Mai. Der Mann mit der verschluckten Gabel hat an die hiesige Volkszeitung ein Schreiben gerichtet, in welchem er bezeugt, daß die „verdammte“ Gabel ihm zuweilen Krämpfe verursache, daß er aber volles Vertrauen in die Aerzte setze, welche ihn behandeln, und sein Geschick mit Ergebung trage. Es sei nicht wahr, daß er von seinen Freunden in lästiger Weise überlaufen werde, vielmehr gereiche ihm die allgemeine Theilnahme zum Trost. Namentlich müsse er die Bemühungen des Mechanikers Od. Pontanari anerkennen, der ein Instrument zum Hinausziehen der Gabel verfertigt habe. Schließlich warnt Arriani das Publikum vor einem Abenteurer, der ein Instrument anbiete, mit welchem angeblich die Operation vollzogen werden solle, und um milde Gaben für den Ankauf desselben bettele.

(Erstaunliches aus Neapel.) Die Nachrichten über die Eruption des Vesuvs lauten immer entsetzlicher. Wir lesen in mehreren Schweizerblättern, unter Anderm auch im „Seeländerboten“ vom 21. Mai wörtlich Folgendes über die Opfer des feuerspeienden Berges:

43 blieben augenblicklich todt . . . . 29 starben theils während, theils nach ihrem Tode in den Spitälern.

London, 29. Mai. Ueber ein Verbrechen, welches um so mehr Aufmerksamkeit erregt, als es an einer Dame verübt wurde, und zwar in der Stadt Dublin, wo die Landeigenthümer sich bisher von etwaiger Rachsucht ihrer Pächter sicher halten durften, erfährt man noch folgende Einzelheiten: Die Ermordete bewohnte nebst ihrem Manne und zwei Söhnen ein Haus in einer stillen Straße Dublins. Sie hatte etwas Land in der King's County, welches sie verlassen wollte, nachdem sie vorher einige von den Pächtern losgeworden sein würde. Zu diesem Behufe hatte den Betreffenden schriftlich gekündigt, und gestern (Dienstag) hätte sie vor Gericht erscheinen sollen, um einige Formalitäten betreffs dieser Kündigung zu erledigen. Am Montag Abend sah man ein paar Männer, offenbar zu dem Bauernstande gehörig um das Haus umherlungern, ohne daß man aber besonders auf sie geachtet hätte. Mrs. Neile — dies ist der Name der Ermordeten — saß mit ihrem Manne am Fenster, als einer von den beiden in den vor dem Hause liegenden Garten trat und auf die Hausthüre zuging. Da das Dienstmädchen aus war, ging Mrs. Neile selbst, um die Thüre zu öffnen. Der Mann hielt ihr ein Papier entgegen, und während ihre Aufmerksamkeit durch dasselbe gefesselt war, zog er eine Pistole hervor und schoß sie durch das Herz. Sie stieß einen Schrei aus und fiel sofort todt zu Boden. Ihr Mann eilte herzu, einige Nachbarn wurden alarmirt, aber die beiden Männer entkamen. Natürlich wurde der Polizei sofort Anzeige von dem Verbrechen gemacht, und der Telegraph setzte die Behörden der King's County von dem Vorfalle in Kenntniß, damit in der Gegend, wo die Ländereien liegen, eine genaue Untersuchung angestellt werden kann, ob irgend welche von den Bewohnern an dem betreffenden Abend von dort fern waren.

Neue Anwendung des Dynamit. Dieses Sprengmittel wurde in Frankreich höchst nutzbar bei Zerreißung der Wurzeln von Baumstämmen verwendet. Im Walde von Glaye (Meurthe-Moselle) hatte der Sturm eine ungeheure Menge Baumstämme herniedergerissen und die zurückgebliebenen Wurzeln bedeckten den Boden. Man bohrte nun ein Loch von 9—15 Zoll Tiefe und versenkte eine Dynamitladung von 50 Gramm mit einem Zündhütchen und Sicherheitszünder hinein. Die Kraft der Ladung riß den Stumpf in Stücke, die leicht zu entfernen waren. (Industr.-Bl.)

Bleistift- und Tuschzeichnungen ꝛc. von Ludwig Erdmann. Dieselben schützt man dadurch vor dem Verwischen, daß man dieselben mit Collodium (von der Confiserei wie die Photographen dasselbe gebrauchen) übergießt, dem 2 Procent Stearin von einer guten Stearinkerze zugesetzt sind. Man legt die Zeichnung auf eine Glastafel oder ein Brett und übergießt sie mit dem Collodium gerade so, wie der Photograph seine Platten übergießt. Nach zehn bis zwanzig Minuten ist die Zeichnung trocken und vollständig weiß, hat einen matten Glanz und ist so gut conservirt, daß man dieselbe mit Wasser abwaschen kann, ohne befürchten zu müssen, sie dadurch zu verderben. (Hess. Gewerbebl.)

## * Preisräthsel.

Von Herrn C. Kortau in Würzburg empfangen wir Herder's Eid und nachstehende beiden Räthsel mit der Bitte, jenen Preis dem ersten Errather beider Räthsel zu übermitteln.

I.

Vier der Silben bilden das Wort, das zwischen zwei Noten
Halb ein gefedertes Thier, halb eine Mutter uns zeigt.
Kunst und Natur erzeugten das Ganze, auf festgem Boden
Steht es am Meere, es hat Unglück den Bauherrn erreicht.

II.

Das Erste hat ein Jeder schon getroffen,
Doch wird es manchmal auch verfehlt;
Dann wird zur Täuschung unser stilles Hoffen,
Auf das wir sicher schon gezählt.
Von beiden Letzten kann ich nur erzählen,
Daß sie von ganz verschied'ner Art,
Sie können dich ergötzen, doch auch quälen,
Bald sind sie rauh, bald sind sie zart.
Und wird das Ganze reichlich dir gegeben,
So kannst du über Andere dich erheben.

**Auflösung des Anagramms in Nr. 65:**
Neid dein.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 67. Speyer, Donnerstag, den 6. Juni 1872.

### Jungfer Modeste.

Novelle von Werner Maria.

(Fortsetzung.)

Dortchen kam alle Tage herüber. Michel Dürr ließ ihr volle Freiheit. Er ging seinen alten Weg nach der Ressource und war ganz froh, wenn sie ihre Pflicht im Verborgenen wie ein unsichtbarer Hausgeist that.

Saßen wir zusammen, so sprachen wir natürlich über Just, ob er sein Leben nun nach seinem Wunsch eingerichtet, ob er vielleicht doch endlich wiederkäme aus Amerika, alle Hände voll Gold.

Es wurde Winter darüber, November; ich saß am Fenster und sah die Flocken fallen, Alles weiß; die Augen wurden Einem krank davon. An den Sommer dacht' ich, der verloren war, und an Dortchen — dann wieder schalt ich auf mich, daß ich immer an das Verlorene dachte und vergaß, was mir geblieben. „Schäme Dich", sagt' ich; „weißt, Dein Kind kommt und hast ein Herz wie eine erfrorene Blumenstaude; die schlägt nicht mehr aus, mag der Sommer dann auch kommen, ihr frommt's nicht mehr, ihr Grün ist schwarz, ihr Kelch für immer geschlossen." — Mir wurde Angst bei dem Bild! Ob es wirklich mit mir so kommen sollte?

Da ging die Thür auf und Dortchen trat herein. Nein, erfroren war mein Herz nicht; es war gleich voll Sommerwonne! Dabei jauchzte auch das Dortchen und hielt einen Brief in die Höh' und das dunkle Stübchen war plötzlich so voller Luft, wie eine Kammer im Weihnachtsglanz.

Wir rückten uns ganz dicht am Feuer zum Licht. — Dortchen las vor, ich konnte nicht schnell genug mit meiner Brille auf die Nase kommen.

„Ihr, meine Liebsten!" fing es an — der Anfang ganz allein war schon für Dortchen genug." „Wundert Euch nicht, wo dieser Brief herkommt; ich bin nicht nach Amerika gegangen, sondern nach Italien, dem Land meiner Sehnsucht. — Alles, was ich je geträumt, verlegte ich dorthin und habe mich nicht geirrt . . ."

„Er ist wieder hinter die Schule gegangen", unterbrach ich sie; „in Amerika wollte er Geld verdienen und geht statt dessen nach dem verführerischen Land, wo die Bummelei als Kunst betrieben wird."

Dortchen fuhr begeistert fort, ohne sich durch meine Prosa stören zu lassen:

„Keine Schwärmerei, keine Phantasie erreicht solche blaue Nacht am warmen südlichen Meer — nirgends ein Mißton, weder in Laut, noch in Farbe, umringt von Glanz und doch einfach, umduftet von tausend Blüthenkelchen, mit Myrthen bekränzt, wie eine Braut! Sie ist meine Geliebte, sich liege ihr zu Füßen, ich trinke Wonne, bis ich berauscht in ihre Arme sinke. Nichts verlang' ich vom Leben, als immer so still dalegen zu können, in Anbetung versunken."

„Wahrhaftig", unterbrach ich Dortchen empört, „wenn ihn nicht seine Jugend entschuldigte, dächt' ich, er wäre verrückt. Kein vernünftig Wort darin, oder gesunder Sinn und Menschenverstand. Ist das eine Position für Einen, der seinen Lebensunterhalt nüchtern verdienen soll — berauscht von Orangendüften! — ich beneid' ihn nicht um das Erwachen."

Dortchen hörte mich kaum und las weiter: „Hier am Meer, zwischen den Felsen eingeklemmt, dan' ich mir einst mein Nest — wann? Einmal — ich bin zufrieden mit der Hoffnung. Hier, wo die Welt unendlich scheint — wo nicht jedes Fleckchen ängstlich eingehegt ist, wo man sich noch dehnen und strecken, wo man allein noch leben kann! Meine Geige oder mein Pinsel haben mir sorgehelfen. Dies nenn' ich Arbeit nach meinem Sinn; nur wenn die Seele mich dazu treibt. Ich führe eine Art Zigeunerleben, ein herrliches, freies Dasein, wo der Tag für den Tag sorgt. Am liebsten lieg' ich im warmen Sand am Meer, jede Welle trägt mir Gedanken zu. — Schönheit auf Schönheit enthüllt sich meinem Blick, ich lerne erst sehen, leben; Ihr zu Haus wißt nicht, was das heißt. — Mit vollen Zügen all' diese Herrlichkeiten einsaugen, die für uns geschaffen sind — meine Seele wächst daran, erhebt sich, lebt. — Leben heißt eben glücklich sein; alles Andere ist Tod. Sterbend schleppen sie sich umher und wissen nicht einmal, daß sie Schatten sind. Ich aber, der es weiß, fliehe sie und ihr Elend. Mich soll man nicht wieder einengen, geistloses Zeug zu arbeiten, bis mein Sinn verknöchert, mein trübes Auge schlaff kein helles Licht zu fassen vermag. Für wen, frag' ich wieder, sollt' ich das thun? und wozu? Was kümmern mich Die, die nach

Digitized by Google

mir kommen; mag Jeder nur für sich selber sorgen, dann ist für Alle gesorgt. Ja, ich wag' es, diesem thörichten Ameisenbau der Menschheit Hohn zu sprechen; ein Fußtritt der Zeit, ihr Werk ist zerstört, und dennoch schleppen sie unermüdlich ihre Lasten denselben Weg."

„Unnützer Bursch", fuhr ich auf, „unnütz und hohl. —"

„Muß denn Alles nützlich sein?" frug Dortchen betrübt; „kann nicht auch Einiges nur schön sein?" Manche Blume, die keine süße Frucht bringt, erfreut das Herz und thut oft mehr damit."

„Blumen sind dafür geschaffen; seit wir das Paradies verloren, sind wir geschaffen zur Arbeit."

„Gibt es nicht Solche, die wie eine Erinnerung an das Verlorene sind? Menschen", fuhr sie begeistert fort, „hohe Geister, die verbannt zu uns herunterkamen, voll Heimweh nach reinerm Aether — getödtet vom Staub, ohne Kraft gegen den Frost — mit Fittigen, zart wie der bestäubte des Falters — erfreuen wir uns nicht an ihnen, wie am Falter, der nur den Honig aus den Blüthen nimmt? Gern giebt jede ihren Kelch, glücklich, wenn er es nur von ihr fordert. — So ist Just. — Es thät' mir zu weh, säh' ich ihn am allgemeinen Joch ziehen, mit Staub bedeckt, im Schweiß seines Angesichts. Ich wollte, ich könnte es für ihn thun, ich liebe Arbeit."

„Die schwerste Arbeit kann Keiner für den Andern thun, Dortchen; davon hat Jeder selbst alle Hände voll."

Noch ein Jahr und es kam eine große Veränderung über uns. Drüben bei Michel Dürr zog der Tod ein. Er hatte gar nicht viel Umstände gemacht, Nichts angekündigt — umsonst war heut' das ausgesuchteste Essen für Michel Dürr in der Ressource bestellt; er hatte gesagt: „Ich komme morgen wieder;" aber er kam nicht morgen, nicht übermorgen, nie mehr.

Er lag todt und starr und war fertig mit seiner Aufgabe. Dortchen rief mich in ihrer Erschütterung gleich hinüber; wir standen Beide und sahen ihn an. Seltsam war's, in das Antlitz zu schauen, dem ich mit so schwerem Herzen die letzte Freude, oder vielmehr die letzte Wohlthat gegönnt hatte. Ein eigen Ding, eine solche Leiche, die in ihrer ehrfurchtgebietenden Hoheit daliegt und sagt: „Ich bin Dir entrückt — so hoch als der Himmel über der Erde ist, bin ich über Dir; Du kannst mir nichts geben, nichts nehmen mehr auf der Welt. Behalte Deinen guten Willen, verschließ' Deine guten Wünsche in Deinem Herzen; wenn Du mir Etwas schuldig geblieben, es kommt jetzt Alles auf die große Rechnung am jüngsten Tag."

Ich war froh, daß er Dortchen gehabt hatte, daß ich mein Glück nicht allem Andern vorgezogen. Wie hatte ich gezagt, als sollte der Schmerz eine Ewigkeit dauern — und nun war es schon überstanden! — Sind wir Großen doch grad so kindisch wie die Kinder und meinen überall, die Ewigkeit zu haben — bald in der Freude, bald im Kummer.

Ich hatte mein Kind zurück. Dortchen kam in die Erbschaft. Sehr froh war ich, daß Just nicht da war; sie dachte natürlich gleich an ihn.

Da nahm ich sie ordentlich vor. „Du bist nicht seine Schwester, bist durchaus nicht *mit ihm* verwandt; er darf kein Geld von Dir nehmen und Du darfst ihm damit keine Fessel auflegen, die ihn binden könnte. Bis hieher wart Ihr Kinder — die Sitte darf man nicht verletzen."

„Die Sitte nicht", antwortete sie betrübt, „und doch das Gebot der Liebe, das da sagt: wir sollen uns untereinander helfen wie Geschwister! Es ist so viel Verkehrtes in der Welt! Manchem ist man gut und darf's ihm nicht zeigen und wieder soll man oft Gefühl zeigen und hat kein Herz dazu. Wie soll man sich da zurechtfinden? Kannst Du nicht von dem Reichthum nehmen und schicken, was er braucht?" —

„Es wäre Gift für ihn, Dortchen," antwortete ich, sie streichelnd. „Laß ihm seine Armuth; mir ist, als verscheuch' ich seinen Schutzengel mit dem Geld."

(Fortsetzung folgt.)

## Hippolyt August Schaufert †.

* Am 18. Mai verschied in Speyer nach langem Krankenlager ein edles, reines Dichtergemüth, unser pfälzischer Landsmann Hippolyt August Schaufert. Er war den Lesern der „Palatina" und der „Pfälzer Zeitung" schon seit vielen Jahren bekannt als Verfasser zahlreicher Gedichte von hohem poetischem Werthe; seine dramatischen Arbeiten hatten seinen Namen in Deutschland bekannt und beliebt gemacht und überall zählte Schaufert der Freunde viele. Aber nicht bloß diese trauern an seinem Grabe, ganz Deutschland sah mit tiefem Schmerz auf dieses Krankenlager, auf welchem ein wahrer, ächter Dichter von hervorragender Begabung dahinsiechte, gerade zu einer Zeit, in welcher ihm Talent, Fleiß und Beharrlichkeit endlich alle Hindernisse hinweggeräumt und ihm die Arena des poetischen Wettspieles geöffnet hatten.

Schaufert war geboren am 5. März 1834 zu Winnweiler, wo sein Vater noch als Gerichtsvollzieher lebt. Die Familie war sehr zahlreich und die Eltern ließen ihren Kindern mit aufopfernder Pflichttreue eine strenge Erziehung und sorgfältige Bildung zu Theil werden. Schon in früher Jugend zeigte sich die Begabung des Knaben; seine lebhafte, nimmer rastende Phantasie machte ihn zum gerne gehörten und viel begehrten Märchenerzähler für Geschwister und Spielgenossen. Neben seinem dichterischen Talente machte sich auch eine entschiedene Anlage zur Zeichnenkunst bemerkbar, die er aber in späteren Jahren nicht so pflegte, wie die Poesie. Ein inniger Zug zur Natur, Liebe zum einsamen Umherschweifen in Wald, Gebirg und Feld regte sich ebenfalls frühe und beförderte das selbstständige Nachdenken und die geistige Reife Schaufert's. Sein erstes Gedicht, dessen sich seine Geschwister noch erinnern, gab Zeugniß von der komischen Kraft des jungen Talents; es galt der langen Nase einer Bekannten.

Digitized by Google

Schaufert bezog später das Gymnasium zu Speyer. Hier versuchte sich der strebsame, nimmer rastende Jüngling bereits ernstlich in der Poesie. Walter Scott wurde bald sein Liebling, und oft zog er, mit einem Romane desselben versehen, hinaus in die Waldeinsamkeit, um sich dort in die Geheimnisse der erzählenden Poesie zu versenken. Diesem Studium hatte Schaufert, wie er später oft sagte, sehr viel zu verdanken, obwohl er sich in seinem Schaffensdrange nicht die Muße nahm, auch am Romane die Kraft seiner geistvollen und fesselnden Darstellungsweise zu versuchen. Sicher hätte er später auch auf diesem Gebiete sich Denkmäler gesetzt; so aber schrieb er nur eine kleine ungedruckte Novelle „Dorothea".

Im Jahre 1852 ging Schaufert nach München auf die Universität. Dort widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaft, pflegte aber auch mit unermüdlichem Fleiße die Dichtkunst. Eifrig that er sich um nach Stoffen, an denen sein dramatisches Talent sich erproben konnte. In jener Zeit entstanden die ersten Anfänge von „Schach dem König", jenes historischen Lustspieles, das ihn später mit einem Schlage berühmt machen sollte. Schaufert war Mitglied eines Dichterclubs, in welchem er mit Geibel, Lingg, Hermann Schmid, Carriere und Andern lebhaften Umgang pflog. Den poetischen Arbeiten des jungen Dichters zollten die älteren häufigen Beifall und ermunterten ihn, auf der betretenen Bahn weiter zu schreiten. Schaufert begann damals auch eine dramatische Arbeit, „Otto III.", die aber unvollendet blieb, da die Berufsarbeiten es nicht duldeten. Ein kleines, zweiactiges Lustspiel, „Der Schmetterling", wurde indessen noch auf der Universität beendigt und an mehrere Bühnen versandt. Neben diesem schrieb Schaufert in den folgenden Jahren noch einige andere Lustspiele und reichte sie da und dort ein; alle aber wanderten wieder, trotz der eifrigsten Bemühungen des Dichters, in sein Pult zurück. Wohl erkannten Briefe von Regisseuren und Directoren, von Recensenten und Literarhistorikern das bedeutende Talent des Dichters an. Robert Prutz, dem Schaufert im Jahre 1854 mehrere seiner Geistesproducte übersandt hatte, antwortete ihm in sehr ermuthigender Weise, er habe mehr als mittelmäßiges Talent und möge nur eifrig weiter streben, aber auch das Horaz'sche nonum prematur in annum beherzigen.

Was Schaufert's Theaterstücken abging, war die Bühnengerechtigkeit; es ist dies ein anscheinend geringfügiges Erforderniß, aber doch für den praktischen Erfolg, zur Erlangung der Gunst des souveränen Publicums von entscheidender Wirkung. Selbst das bedeutendste Talent kann sich die hiezu nöthigen Erfahrungen und Anweisungen nicht selbst geben. So aber nahm sich trotz aller Lobeserhebungen Niemand des Dichters an und dieser gerieth daher ob der ununterbrochenen Mißerfolge oft in eine tief erregte Stimmung, die sich manchmal zur Verzweiflung an seinem Dichterberufe steigerte. Hätte er nur ein einziges Mal die Gestalten, die seine Phantasie so sorgfältig ausstattete, in Wirklichkeit auf den Brettern handeln und wandeln gesehen, damit er die Ansprüche der Bühne kennen lernen und seine Arbeiten darnach einrichten könnte. So aber sollte ihm diese Möglichkeit noch auf lange hinaus versagt bleiben.

Die Schaufert'schen Lustspiele gehören freilich nicht zu jenen, welche, fast ohne künstlerische Conception und Behandlung, ohne die mühevolle Vertiefung gearbeitet, sich nur um dasselbe Thema der Liebe oder um eine kleine Verwicklung bewegen. Unser Dichter stellte sich eine höhere und schwierigere Aufgabe als jene, ein Routinier in der Production zu werden. Auch war er zu sehr Charakter, um dem jeweils herrschenden Zeitgeiste zu schmeicheln oder bloß ein volles Haus zu machen und Tantièmen zu erzielen. Seine Muse war ihm zu heilig, um sie für solche Zwecke zu entweihen, und auch sein Dichterstolz duldete solches nicht. Es widerstrebte ihm ferner gänzlich, sich vorzudrängen. Jede der Arbeiten Schaufert's ist die Frucht langen, geistigen Schaffens, planvoller Behandlung, sorgfältiger und angestrengter Prüfung; meist waren seine Stücke schon Wort für Wort in Gedanken ausgearbeitet, ehe er zur Feder griff und die Gestalten seiner Phantasie fixirte.

Nach dem Abgange von der Universität 1856 kehrte Schaufert wieder in seine pfälzische Heimath zurück und theilte seine Zeit zwischen seinen Berufsstudien, dem Erwerb für's tägliche Leben und der Poesie. Das Staatsexamen machte er im Jahre 1859 und erwarb sich in demselben eine gute Note und einen ehrenvollen Platz. Dann ergriff er den Justizdienst und wurde später Polizeicommissär, zuerst in Waldmohr und dann in Dürkheim. Gedichte, besonders Gelegenheitsgedichte, darunter viele von bleibendem Werthe, entstanden in jenen Jahren in Menge und sind überall hin zerstreut. Aber auch die ernste und heitere Muse, die im Kothurn und im Soccus, fanden sorgfältige Pflege. Wir geben nachstehend das Verzeichniß der Lustspiele, welche unser Dichter damals vollendete und, wiewohl vergebens, da und dort einreichte; es sind: „Assessor Lackmann's Hochzeitsreise", „der kaiserliche Commissär", „Paganini's Brautwerbung", „die Zipplinger", „Eine Frau um eine Schnepfe", „Verwechselte Annoncen", „der Geißbock von Lambrecht". Das letzte Stück kam in Dürkheim durch Schauspieldirector Collot zur Aufführung, und zum ersten Male sah der Dichter seine Gestalten in Fleisch und Blut auf den Brettern wandeln.

Zu einer Concurrenz für das Münchener Actien-Volkstheater im Jahre 1866 sandte Schaufert drei Lustspiele ein. Von den vielen damals eingelaufenen Stücken wurden fünf für preiswürdig erklärt, darunter zwei von Schaufert. Der sprudelnde Witz und die drastischen Partieen einer dieser Arbeiten fanden damals allgemeines Lob, allein es kam auch hier wieder nicht zur Aufführung, so sehr sich Schaufert dafür bemühte. Als jenes Theater später weniger den guten Geschmack, sondern anrüchige, modernste Operetten und Offenbachiaden pflegte, forderte Schaufert im Sommer 1867 seine Stücke zurück.

So war der Dichter wieder um eine Enttäuschung

Digitized by Google

reicher, um eine Hoffnung ärmer; aber trotz aller vorübergehenden Niedergeschlagenheit erlahmte sein Genius nicht. Noch einmal versuchte er sein Glück bei der Preisbewerbung, welche das Wiener Burgtheater 1867 ausschrieb. Diesmal sollte der Wurf gelingen und zwar mit solchem Erfolge, daß Schaufert's Name rasch der bisherigen Dunkelheit entrissen und der Dichter in Wien der Held des Tages wurde. Die Wolken, die seine Lebensbahn bisher beschattet, zertheilten sich und heller Sonnenschein ergoß sich endlich auf den lange Geprüften.

Im Herbste 1868 entschieden die Preisrichter einstimmig zu Gunsten von Schaufert's „Schach dem König". Der Dichter eilte nach Wien und unterzog sich dort, von treuen Berathern unterstützt, der mühevollen Arbeit der Umwandlung seines Stückes in ein bühnengerechtes Lustspiel. Im Dezember 1868 war die erste Aufführung und „Schach dem König" wurde seit jener Zeit in Wien und auf den meisten Bühnen schon oft mit großem Erfolge gegeben; in Wien ist es noch jetzt eines der besten Cassenstücke.

Schaufert kehrte in die Pfalz zurück. Er war inzwischen im Herbste 1868 Assessor am Landgerichte Germersheim geworden und erhielt nun von Sr. Maj. dem König einen einjährigen Urlaub, den er ganz seiner Muse widmete. Mitte April 1869 ging er wieder nach Wien und siedelte von dort nach dem schön gelegenen Landaufenthalte Ober-St. Veit bei Schönbrunn über. Daselbst wurde in den folgenden drei Monaten „1683" gedichtet, ein Stück, das die Belagerung Wiens durch die Türken und die glorreiche Vertheidigung und Rettung der Stadt behandelte. Diesen Stoff hatte Schaufert nicht erst in Wien gewählt, sondern sich schon einige Jahre vorher mit ihm beschäftigt; es war aber, mit Ausnahme einiger Scenen des ersten Actes, noch keine Zeile zu Papier gebracht worden. Zur Erholung von dieser übermäßigen Anstrengung brachte Schaufert den Sommer am Achen- und Königssee zu, welchem Aufenthalte wir sehr schöne „Landschaftsbilder" verdanken.

(Fortsetzung folgt.)

## Friedrich Gerstäcker. †

Der kühne, rastlose Reisende und beliebte Schilderer des atlantischen Lebens, Friedrich Gerstäcker, welcher, wie telegraphisch gemeldet, am 31. Mai in Braunschweig nach kurzem Unwohlsein gestorben ist, war 1816 als Sohn des (1825 gestorbenen) Tenoristen Gerstäcker zu Hamburg geboren. Nach Beendigung seiner Schulzeit kam der junge G. zu einem Kaufmann in Kassel in die Lehre, aber sein unruhig strebender Sinn paßte nicht an den Comptoirtisch. Nachdem er einige Zeit in Böhen verweilt, um die Oekonomie zu erlernen, reiste er 1837 mit geringen Mitteln nach Amerika. Dort machte er Kreuz- und Querwanderungen durch die sämmtlichen nordamerikanischen Freistaaten. Abwechselnd war er Heizer auf verschiedenen Dampfboote, Farmersknecht, Silberschmieo, Schachtelfabrikant, Chocolademacher, Holzhauer, Koch ꝛc. Dann wurde er Jäger von Beruf, d. h. er trieb sich Jahre lang, ohne weiteren Zweck als die Jagd, in den Urwäldern umher. 1842 aus Sehnsucht nach dem Wiedersehen der Seinigen in's Vaterland zurückgekehrt, wurde er veranlaßt, seine Tagebücher herauszugeben. Dieß geschah in den „Streif- und Jagdzügen durch die Vereinigten Staaten Nordamerika's", die 1844 in 2 Bänden erschienen. 1846 erschien sein erster selbstständiger Roman „Die Regulatoren von Arkansas", welchem eine ganze Reihe von Werken („Die Flußpiraten des Mississippi", „Mississippibilder", „Amerikanische Wald- und Strombilder", „Reise um die Welt" ꝛc.) rasch folgten. 1849 trat er, unterstützt vom damaligen Reichsministerium, sowie von der Cotta'schen Buchhandlung, eine zweite große Reise an, die ihn nach Südamerika und Australien führte. 1851 in die Heimath zurückgekehrt, ließ er sich in Plagwitz bei Leipzig nieder, um seine Erlebnisse zu bearbeiten. Es erschienen die 5 Bände seiner „Reisen", sowie nach und nach verschiedene Romane („Tahiti", „Aus der See", „Mutrofenleben" ꝛc.) Seine Werke erfreuten sich einer steigenden Beliebtheit und wurden fast sämmtlich in's Englische, theilweise auch in's Französische, Holländische und Polnische übersetzt. Noch in den Fünfzigerjahren wurde ihm durch die Gunst des Herzogs von Koburg in dem Lustschloß Rosenau bei Coburg ein freundliches Asyl bereitet. 1860 trat Gerstäcker wieder eine Reise nach Südamerika an, deren Ergebniß er in dem Werk „Achtzehn Monate in Südamerika" schilderte. 1862 begleitete er den Herzog von Koburg auf dessen afrikanischer Expedition. Auch die spateren Jahre waren bei wechselndem Wohnort durch Reisen und emsige literarische Thätigkeit ausgefüllt. Gerstäcker sah die Dinge mit offenem Auge und verstand, das Beobachtete frisch zu schildern. Da er Vieles sah und erlebte und einen nie versiegenden Mittheilungstrieb besaß, ist die Zahl seiner Werke sehr bedeutend. Dürftige Kunstschöpfungen sind sie allerdings nicht. (N. Korr.)

## Miscellen.

An den Schriftsteller Hackländer, dessen Namen unter einem der aufgefundenen Bettelbriefe an Napoleon III. prangt, richten die „Wespen" folgende Strophen:

Hackländer, wie? auch Du bist unter denen,
Die einst den Louis angeschnorrt?
Das also, deutscher Dichter, war Dein Sehnen,
Und dazu diente Dir das Wort?

Du konntest bittend Dich an Louis wenden
Und wareſt nicht zu stolz dazu?
Du bist ein Mann doch von so vielen Bänden —
Und um ein Bändchen schnorrtest Du?

O daß man solches muß an Dir erleben!
Wirst Du nicht schamroth im Gesicht?
Was sonst Du schriebst, sei Alles Dir vergeben,
Doch dies vergeben wir Dir nicht.

## Charade.

Eins und Zwei ein Musiker,
Den die Welt gar hoch verehrte;
Zwei, Drei, Vier, ein Liebender,
Dem die Liebe Tod bescheerte;
Und ein Papst, ein mächtiger,
Wenn sich Eins mit Zwei verkehrte.

Frei die Wahl laßt Eins und Vier,
Strömt als Fluß in deutschen Landen;
Zwei und Vier Geschenk vom Thier,
Durch der Künstle Hilf' entstanden;
Reich an Blüthen, Gartenzier,
Wenn die Viere sich verbanden.

**Auflösung der Charade in Nr. 64:**
Holzschnitt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 68. Speyer, Samstag, den 8. Juni 1872.


## Jungfer Modeste.

Novelle von Fernée Maria.

(Fortsetzung.)

Bis jetzt schien ihn der Mangel nicht zu drücken. Er schrieb überschwängliche Briefe voll Gluth und Uebermuth; bald war er hier, bald dort, bald malte er Teresina, bald sang und tanzte er mit Marietta. Dann wohnte er auf felsigem Abhang am Meer im Kloster bei den Mönchen. Mich wunderte nur, wann er mit all' dem Vergnügen fertig sein würde. Plötzlich verstummte er — verschwand aus unserm Leben wie ein Sonnenstrahl hinter Wolken. Es wurde Sommer und Herbst — keine Nachricht. Dortchen sagte Nichts; sie war scheu, von ihm zu reden, seit dem Tag, an dem ich mit ihr über ihr Verhältniß geredet.

Ich saß allein auf der Terrasse am Fluß. Die Herbstsonne funkelte in den Blattgewinden, ihre bunten Blätter durchleuchtend, bis sie zu Smaragd und Rubin wurden, Tropfen gleich Demanten dazwischen — Flitterstaat, den die Natur im Herbst anlegt — ich liebe ihn nicht — Lüge ist's. Erst wenn die falben Blätter fallen, ist er in der Wahrheit.

Als ich noch so dachte und dazu an den Just, stand er plötzlich wie aus dem Boden gestiegen vor mir. Er war noch ein gut Stück gewachsen. Das Feuer seiner Augen leuchtender denn je, umstrahlt von der glühend flammenden Sonne. Wahrhaftig, Dortchen fiel mir ein mit ihrem Vergleich. Er lachte fröhlich und sagte: „Was staunst Du mich so an? Ich bin es leibhaftig, kein Spuk. Ich komme auch nach sehr irdischen Dingen, das Geld ist mir im gelobten Lande ausgegangen und so viel hab' ich gesehen, Etwas muß man doch überall haben, sogar recht viel", setzte er mich schlau ansehend hinzu, „wenn man sich's wohl sein lassen will."

„Aber wo willst Du es hernehmen, Just?" frug ich erschrocken; „Du weißt, hier ist keine Goldgrube."

„Nicht von Dir und nicht von Dortchen, so gern sie's mir gäbe," fuhr er lustig fort.

„Du willst Dich wieder an die Arbeit machen!" rief ich erfreut.

„Ei behüte", antwortete er frisch, „so zahm bin ich noch nicht. Ein Vogel, der den Käfig gelostet, kriecht so bald nicht wieder hinein. Ich will das Geld Dem abfordern, der es mir schuldig ist."

„Wer wäre Dir Geld schuldig?" frug ich überrascht.

„Nun, der alte Geizhals, der Michel Dürr. Was hat er mir da geschrieben? Meine Papiere wären unglücklich gewesen — ich hätte nichts mehr zu verlangen! — — War's nicht seine Pflicht, danach zu sehen? Warum hat er sich nicht mehr Mühe gegeben? — Ich werde ihn zur Rede setzen." —

„Den", sagt' ich, „Just, wirst Du nicht mehr zur Rede setzen — Er ist todt!" —

„Was!" rief er — „todt! Michel Dürr ist todt! Das hatt' ich freilich nicht gedacht. Da hab' ich mich einmal wieder verrechnet. Er ist mir durch die Finger geschlüpft. Wahrhaftig, er ist sehr achtlos mit meines Vaters Vermögen umgegangen; freilich, er quälte sich um Nichts, als um seine eigene Bequemlichkeit."

„Ja ja", sagt' ich, „und er hätte sich, um Dir zu gefallen, nur um die Deine quälen sollen! Das ist die alte Geschichte."

„Nun werde ich mir wohl anderweitig Etwas verschaffen müssen", meinte er sichtlich betroffen.

Mir wurde sehr angst um Dortchen, um ihn, um das böse Geld.

„Pfui!" sagt' ich, „Geld leihen! Das ist der Anfang aller Liederlichkeit. Der Augenblick kommt nie, in dem man es gern wiedergibt, immer scheint's noch nicht an der Zeit, bis es plötzlich zu spät ist. — Arbeite!"

„Als ob ich faul wäre! In meinem Hirn arbeitet es fortwährend, auch habe ich allerlei getrieben —"

„Nur was Dir Spaß machte." —

„Immer das alte Lied! Nun ja, was mir Spaß machte. Wenn Du nur im Geringsten den Schauder fühltest, den ich vor der Misère habe, die Du arbeitsames Leben nennst! Eh' ich nicht buchstäblich verhungere, bringt mich Nichts daran."

„Ich will für Dich thun, was ich kann", sagt' ich, „ich hab' ein paar hundert Thaler zurückgelegt — nur Eins mußt Du mir dafür versprechen, daß Du Dortchen in keiner Weise um Geld angehst."

„Wie sollt' ich", rief er; „sie gäb' es mir schon, aber sie hat ja Nichts!"

„Dortchen ist reich", begann ich und erzählte ihm die ganze Geschichte von Michel Dürr's Hinterlassenschaft.

Er hörte mich schweigend an.

Digitized by Google

„Jetzt will ich aufrichtig mit Dir reden, Just", schloß ich; „Dortchen würde Dir Alles geben, da hast Du Recht — geschenkt könntest Du es nicht nehmen, auch nicht geliehen; aber es gibt eine andere Manier, wie mancher Mann von Ehre zu Geld kommt. Er heirathet eine reiche Frau. Ich lege gewiß nicht zu viel Werth auf das Geld, und meine nicht, weil ein Mädchen reich ist, könne es um das Geld geheirathet werden, noch dazu eines wie Dortchen. Aber der Mann, der grade Geld braucht, der danach seufzet wie Du, der nehme sich in Acht, ob er nicht eine Gemeinheit vor hat, obgleich er sich vorlügt, es sei nicht der Fall. Davon erholt sich die Seele nie und daraus entsteht kein Glück. Ich meine, Du kannst jetzt nicht klar sehen, Just!"

Er sah auf den Boden und zerpflückte einen Zweig.

„Liebst Du Dortchen?" frug ich, „so sag's und ich will Dir's glauben und wir wollen vergessen, was ich gesagt habe."

Da hob er seine klaren ehrlichen Augen, unschuldig wie Kinderaugen zu mir auf — ein brennendes Roth lag auf seinen Wangen.

„Ich weiß es nicht", sagte er — „ich habe mich nie gefragt, wie das Gefühl hieß, das uns verband. Jetzt hast Du recht, ist mir verwirrt zu Muth. Ich will fort. — Erst wollt' ich Dir nicht Dein Geld nehmen, nun aber muß ich Dich darum bitten, damit ich mir fort kann. Du hilfst mir wieder einmal wie in alter Zeit; es ist noch nicht so lange her, daß ich verlernt hätte, Hülfe von Dir anzunehmen."

Die Rede rührte mich und ich lief, was ich konnte, mein Geld holen, daß nicht Dortchen etwa dazu komme und es Beiden erschwerte. Wir kamen überein, Nichts von seinem Besuch zu sagen.

Ich brach' ihn noch bis an das Pförtchen am Fluß, die Sonne ruhte auf dem Wasser und die Welt strahlte.

„Lieber", sagte er, „sprüng' ich hier in das Wasser, einen Stein um den Hals, als zurück in das elende Joch; ich werde schon meinen Weg finden."

Ich sah ihn mit stolzen Schritten den Pfad hinuntergehen und blieb zurück wie die Henne, die den Schwan erzogen — angstvoll und verstört. „Er wird schon seinen Weg finden; aber wohin er führt, das weiß der Himmel."

Nun kam Dortchen — von Just schwieg ich; aber ein Geheimniß ist fast immer vom Uebel, selten kommt Gutes daraus oder wird Böses verhütet — wie eine halbe Lüge ruht's auf dem Menschen.

Lange Zeit hörten wir nichts von Just.

Endlich kam der blasse Schreiber aus dem Geschäft von drüben, der war mit ihm zusammengetroffen auf Reisen. Wunderbare Nachricht gab er. Just lebe in Herrlichkeit und Freuden; bald bei diesem, bald bei jenem großen Herrn. Sie könnten gar nicht mehr auskommen ohne ihn, er sei so spaßig und voller Talente, grad was sie brauchten; kein prächtiges Fest ohne ihn, er ordne Alles an, gäbe seinen Witz, sein Geschick und sie tractirten ihn dafür. Einer risse ihn nur so immer dem Andern weg.

Ich schüttelte den Kopf darüber und Dortchen klagte:

„Nun wird er uns vergessen, jetzt hat er was er braucht."

„Wenn er nicht mehr braucht, als das", sagt' ich entrüstet, „wird er sein Lebtag ein nichtsnutziger, armer Kerl bleiben."

(Fortsetzung folgt.)

## Hippolyt August Schaufert †.

(Fortsetzung und Schluß.)

* Nach einem kurzen Aufenthalte in der Pfalz kehrte der Dichter, allerdings mit hochgespannten Erwartungen, wieder nach Wien zurück, um die Aufführung von „1683" zu betreiben. Das Stück gefiel nicht, obwohl Schaufert wiederholt nach einzelnen Acten gerufen wurde; allein der Schlußvorhang fiel unter großer Ruhe der Versammlung. Die Stellen von Gott und Vaterland, die Aeußerungen eines flammenden Patriotismus ließen das Publicum des Wiener Burgtheaters theilnahmslos, ja sie stießen es ab; das Stück war von durchlichter und kaiserlicher Tendenz durchweht, zwei Gefühle, welche jenem tonangebenden Publicum und der dortigen Presse ziemlich abhanden gekommen sind und welche es nicht auf der Bühne verherrlicht sehen wollte. Damals zogen sich Viele von Schaufert zurück, da sie mit seinen Anschauungen nicht übereinstimmten und der Dichter ein zu fester Charakter war, um mit den Tagesmeinungen und den Schlagwörtern des „Fortschrittes" zu liebäugeln. Der Aufführung von „1683" wohnte Schaufert bis zu Ende bei (dies einer unrichtigen Darstellung in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" gegenüber) und schloß sich dann vor neugierigen Bekannten einige Tage in seinem Zimmer ab, aber durchaus nicht — seine Briefe zeigen es — in Verzweiflung. Er war, obwohl enttäuscht, doch gefaßt und sprach mit der Ruhe eines Mannes, dem Mißerfolg nichts Neues ist, von seiner Arbeit und deren Schicksal. Schaufert hatte einen Blick auf die Gegensätze gethan, die unsere Zeit zersetzen und selbst in das Heiligthum der Kunst hineinragen.

Den Rest seines Urlaubs verbrachte der Dichter in Wien, zog sich aber von nun an etwas mehr aus der bewegten Gesellschaft zurück, mit welcher er vorher verkehrt hatte. Sein Umgang beschränkte sich auf wenige befreundete Familien. Er verlobte sich mit Fräulein Maria Görres, der Enkelin von Joseph Görres, und trat dann seine Stellung in Germersheim an. Im Januar 1870 war ihm in den engen Straßen Wiens das Unglück zugestoßen, überfahren zu werden, doch glücklicher Weise ohne ernstliche Folgen.

In der Pfalz suchte sich Schaufert längere Zeit von jeder größeren Arbeit ferne zu halten. Er war entschlossen, vom Lustspiel abzulassen und sich der ihm mehr zusagenden tragischen Dichtkunst zu widmen. Einstweilen beschränkte er sich, denn das Dichten konnte

Digitized by Google

er nicht lassen, auf kleine Lieder und begann im Herbste „Vater Brahm, ein Trauerspiel aus dem vierten Stande“. Der noch ungelöste Zwiespalt der sozialen Frage wurde von ihm in seiner schrecklichsten Gestalt auf die Bühne gebracht, so daß in Wien die Censurbehörde die Aufführung des packend geschriebenen Stückes verbot. Dagegen ging es in Berlin unter großem Beifall wiederholt über die Bretter.

„Vater Brahm“ ist kein Versuch, die soziale Frage zu lösen, obwohl Schaukert seine Gedanken hierüber (nämlich eine Versöhnung der Gegensätze in höherer religiöser Einheit) im Verlaufe der Handlung andeutet. Weil er aber die Dinge zeichnen will, wie sie sind, wenn auch mit der erlaubten, wir möchten fast sagen nothwendigen, künstlerischen Verschärfung, so schließt Schaukert's „Vater Brahm“ mit einer erschütternden Dissonanz. Wer sich aber je mit Ernst auf jenem Gebiete umgesehen, wer den grimmigen Haß so vieler socialistisch fanatisirten Geister gegen die bestehenden Verhältnisse kennt, wer zugleich weiß, wie wenig hier auch die sogenannten höheren Stände ihrer Aufgabe nachkommen, der wird gerne zugeben, daß der Dichter berechtigt war, die obwaltende, scheinbar unlösliche Dissonanz in solcher Weise zum Ausdruck zu bringen. Er muß einen tragischen Conflict auch tragisch behandeln und kann ihn nicht philosophisch zergliedern, wenn er ihn auf die Bühne bringen will.

„Vater Brahm“ trug Schaukert die unverhüllte Gegnerschaft so Vieler ein, welche die soziale Frage bald als ein wesenloses Phantom belachen, bald als ein Fleisch gewordenes Gespenst betrachten, an das man nicht rühren dürfe. Der Beifall auf der einen, die Abneigung und oft knabenhafte und würdelose Kritik auf der andern Seite zeigten klar, welch' wunde Stellen des socialen Organismus Schaukert berührt hatte. Jene Recensenten aber, welche den Dichter in so unedler Weise behandelten, haben nur ihre eigene Leichtfertigkeit und Gedankenarmuth der socialen Frage gegenüber gezeigt. In ihren Recensionen erscheint die Stellung verkörpert, welche viele Mitglieder der besitzenden Classen, wenn auch nicht die Besten unter ihnen, zu der Cardinalfrage unseres Jahrhunderts einnehmen.

Im Januar 1871 feierte Schaukert seine Verehelichung in Wien und führte nun seine junge Gattin in seine Häuslichkeit nach Germersheim. Dort lebte er seinem amtlichen Berufe und seiner literarischen Thätigkeit. Bereits trug er sich mit dem Gedanken, den ersteren aufzugeben, um sich ganz der letzteren widmen zu können. Außer „Vater Brahm“, der im Sommer 1871 vollendet wurde, begann Schaukert noch ein größeres Schauspiel, „Am Abgrund“, von dem indessen nur drei Acte vollendet sind. Den Vorwurf dieses Stückes bildet wieder ein Theil der socialen Frage, ein altadeliger Herr, der sich mit dem modernsten Börsenspiele associrt. Eine Uebergehung bei der Beförderung im November 1871 wirkte erschütternd auf den leicht erregbaren Dichter. Bald darauf traten bei ihm Symptome eines gefährlichen, von den Aerzten rasch als tödtlich erkannten Brustleidens hervor.

Am 18. December 1871 wurde ihm eine Tochter geboren, und dies war einer der letzten Lichtblicke in seinem Leben. Lange Zeit glaubte Schaukert, er leide nur an einem klimatischen Fieber, und hoffte Heilung von einem Wechsel des Aufenthalts. Er zog nach Speyer mit der Absicht, von dort, so bald als seine Kräfte es erlaubten, nach Italien zu gehen. Von dem Aufenthalte jenseits der Alpen erwartete er sichere Erlösung von seinen Leiden. Diese sollte ihm bald werden, wenn auch auf andere Weise. Am 18. Mai verschied er in den Armen seiner jungen Gattin, die ihn mit aufopfernder Sorgfalt während der langwierigen Krankheit gepflegt hatte.

Schaukert's Leben war selbst nur eine Reihe von schweren Kämpfen und Mühen, eine Tragödie. Nicht jedes Talent wird bei seiner Geburt mit äußern Glücksgütern umgeben und auch Schaukert mußte sich um des Lebens Nothdurft mühen. Er wählte einen Beruf und theilte seine Zeit zwischen diesem und der Dichtkunst; dadurch erwuchsen ihm manche Conflicte, die er, wir wollen es gerne zugeben, nicht immer zu seinem Vortheile löste. Schon früh keimte ein großer Zwiespalt in dem Jünglinge und trug sich über auf den Mann. Es war die quälende Frage, ob er je ein wirklicher Dichter werden könne, oder stets zur Mittelmäßigkeit verurtheilt sein müsse. Diese haßte Schaukert und der grausame Zweifel an sich selbst wirkte oft lähmend auf ihn ein. Dazu gesellte sich eine ununterbrochene Reihe von Mißerfolgen, die Sorge für das tägliche Leben, die den Genius vom vollen, ungeschwächten Auffliegen verhinderte, und das altgewohnte, aber doch immer neue Schicksal des Talentes, mißverstanden zu werden. Wie oft wurde Schaukert verkannt und ungerecht beurtheilt, obwohl man außergewöhnliche Menschen nicht mit dem Durchschnittsmaßstabe messen soll. Durch die Wucht all' dieser Verhältnisse füllte sich das leicht empfängliche Herz des Dichters oft mit dem Entschlusse des Unmuthes und der betrübtesten Resignation. Wie manches Mal wollte er, verzweifelnd an seiner Dichterzukunft und gedrückt von dem rauhen Leben, die Feder ganz bei Seite legen. Aber lange duldete es ihn so nicht, der Genius brach sich wieder Bahn und von Neuem flog der Adler der Sonne zu, ermuntert und begleitet von theilnehmenden Freunden.

Schaukert's Stimmung in solchen trüben Augenblicken mögen folgende zwei Gedichte ahnen lassen. Das erstere hat ein unbekanntes Datum, das letztere stammt aus dem Jahre 1858.

Erhab'ner Geist, der Großes mir beschieden,
Zu deinem Hohenpriester mich geweiht,
Warum verjagst du mir den stillen Frieden
Des Armen, den die niedre Hütte deckt!
Ach, wer dich sucht mit ungetheiltem Herzen,
Ihn wiegt ein Erdenglück in Schlummer nie.
Nur Eines nennt er sein, dich, Kind der Schmerzen,
Dich, holdes Himmelsheimweh, Poesie.

### Bienenweisheit.

Wenn der schöne Frühling gekommen
Und der Erde ihr Leid genommen,
Summen und sammeln die klugen Bienen
Und der Dichter sammelt mit ihnen.

Digitized by Google

Wo sie zwischen die Blätter fliegen,
Sehen sie ihn im Schatten liegen.
Und er hört sie summen und sagen:
„Armer Poet, er ist zu beklagen.

Honig sammelt er für die Andern,
Aber wie bald wird der Sommer wandern.
Wenn wir lustig im Korbe lungern,
Wird der arme Poet verhungern.

Daß wir es schirmen, das kurze Leben,
Ist uns ein bitt'rer Stachel gegeben.
Aber der blasse Mann der Schmerzen
Trägt seinen Stachel im eig'nen Herzen."

In Schaufert's Persönlichkeit, die durch den Einfluß der oben geschilderten, quälenden Verhältnisse so Vielen nur rauh, scheu und schlüchtern erschien, ruhte ein reiches, edles Herz. Wem er einen Einblick in die Arglosigkeit seiner reinen Dichternatur gestattete, der mußte sich zu ihm hingezogen fühlen. Mit ihm hat Deutschland nicht nur einen wirklichen Dichter, an ihm haben seine Freunde einen Freund verloren.

Schaufert war ein Dichter und zum Dichter geboren. Seine Begabung und sein eiserner Fleiß überwanden alle Hindernisse. Rastlos strebend hat er in mühsamer Arbeit sein reiches Talent nicht vergraben, sondern gehegt, so daß die Früchte stets edler und herrlicher gediehen. Er besaß einen hellen, durchdringenden Verstand, eine unermüdete schöpferische und schaffende Phantasie, einen packenden, an Shakespeare mahnenden Witz und Humor. Damit verband er ein tief religiöses Gefühl, das er ungeheuchelt zur Schau trug, niemals aber in einer anders Denkende verletzenden Weise. Schaufert's poetische Begabung war nicht blos formell sehr bedeutend, sondern er verstand es auch, die dichterische Form mit der reichsten Fülle der Gedanken zu durchweben. Die Darstellungsweise ist plastisch, das Detail sehr fein ausgeführt. Was sich nicht so häufig vereinigt findet, das verband Schaufert; die mächtig nach außen drängende, schaffende Thätigkeit und zugleich eine musterhafte Sorgfalt in der Durchbildung; weder der Schwung der Gedanken noch die äußerliche Schönheit der Composition thaten sich gegenseitig Eintrag. In Schaufert vereinigten sich eine durchgebildete Realität mit der idealsten Conception.

Das Geschick Schaufert's hat etwas Tragisches. Diese seltene Begabung, dieses edle Herz, dieses reine Gemüth hat sich mit wundersamer Beharrlichkeit durch eine endlose Fülle von Widerwärtigkeiten und Hindernissen gearbeitet. Nachlangem, vergeblichem Ringen haben ihm endlich Talent, Fleiß und Glück die Bahn des Dichterruhms geöffnet, den Weg geebnet und schon schickte er sich an, dieses Gebiet, für das er geschaffen, aufrechten Ganges, wie ein Meister zu betreten, um zur vollen Höhe seines künstlerischen Ruhmes zu steigen. Da erwacht in ihm der verborgene Keim einer tödtlichen Krankheit und das reiche, hoffnungsvolle Leben erlischt. Sein Andenken aber wird bei Allen, die ihn kannten oder seine Arbeiten zu schätzen und würdigen wissen, stets unvergeßlich sein.

---

© **(Literatur.)** Zeitklänge, Gaben der deutschen und römischen Muse von Stadelmann. Memmingen.

Speyer begräbt einen Dichter und zu gleicher Zeit hält ein anderer seinen Einzug daselbst. Es schlummert der Eine ein, während der Andere die Blumen und den Frühling besingt, damit erfüllt würde das Wort des Dichters:

Du gehst hinauf, ich geh' hinab.
Wer geht im Schritt, wer geht im Trab?
Sind dir die Blumen eben recht,
Sind doch sechs Bretter auch nicht schlecht.

War Schaufert ein hervorragendes dramatisches Talent, so hat sich Stadelmann als Lyriker bekannt gemacht. Gleich bei seiner Ankunft in Speyer war er so freundlich, uns einen Gruß darzubringen, nämlich diese „Zeitklänge, Gaben der deutschen und römischen Muse."

Es sind dieß Gedichte, verfaßt in Rückblick auf Deutschlands letzte Jahre, seine großen Siege gegen Frankreich und die Bildung des neuen deutschen Reiches. Von Allen scheint mir „Kriegers Grablied", sowohl in Unmittelbarkeit der Gefühle wie der Form, das gelungenste zu sein. Am besten aber gefiel uns der „Andang." Stadelmann hat sich auch rühmlichst bekannt gemacht als Uebersetzer lyrischer Gedichte fremder Sprachen, besonders der lateinischen, griechischen und englischen in unsere Muttersprache. „Er brachte Blumen mit und Früchte, gereift auf einer schönern Flur."

Aber nicht nur in solchen Uebertragungen hat sich Stadelmann ausgezeichnet, seine Uebersetzungen von Lord Byron's „Hebräischen Gesängen", 1866 erschienen, halte ich z. B. zum Besten, was ich von ihm kenne), sondern auch, und hierin wird es ihm gegenwärtig kaum Einer in Deutschland gleich thun, in Umbildungen deutscher Gesänge in's Lateinische. Ich meine mit diesen Uebertragungen in's Lateinische aber nicht jene Hexameter oder besseren Knittelverse, wie sie bei uns an den Gymnasien von Schülern und Lehrern im Schweiße ihres Angesichts fabricirt werden. Der Verfasser hält sich in seinen lateinischen Versen entweder an das alte lateinische Kirchenlied, das einfach und ruhig wie ein breiter Strom dahinfließt, oder er gibt uns Uebertragungen nationaler Gesänge in dem herrlichen Humore und dem burschikosen Tone des „Gaudeamus igitur", von letzterer Art liefert der „Andang" der Zeitklänge ganz köstliche Beispiele, wie die „Cantilena Kutschkeana" oder die „Custodia Rhenana", die würdig wären, von unseren Studenten auf ihren Commersen gesungen zu werden, nicht etwa deßwegen, weil die lateinischen Uebertragungen besser wären, als die Originale, sondern weil dann die Studirenden ihren Humor und ihre burschikosen Anschauungen auch in den Worten und Tönen derjenigen Sprache wiederfinden und wiedergeben können, die Vielen von ihnen sonst nur eine prosaische Erinnerung ist.

Wir geben zum Schluß noch eine Probe von Stadelmann's Uebersetzungstalent. Es ist das schöne Byron'sche „All is vanity, saith the preacher". Die beiden letzten Strophen sind unübertrefflich:

Die Jahre zählt ich, die dem Blick
Des Geist's vorüberwehen,
Was Alles mir an Wonn' und Glück
Geboten Welt und Leben:
Kein Tag und keine Stunde ging
Dahin mir unverbittert,
Und jede Lust, die mich umfing,
Hat auch ein Weh durchzittert.
Die Natter auf dem Felde zwingt
Der Zaub'rer, sich zu schmiegen —
Die Schlange, die um's Herz sich schlingt,
O wer mag die besiegen?
Sie horcht nicht auf der Weisheit Wort,
Nicht auf Gesanges Locken:
Sie wühlt im Herzen fort und fort,
Bis seine Pulse stocken.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 69. Speyer, Dienstag, den 11. Juni 1872.

## Jungfer Modeste.

Novelle von **Werner Maria.**

(Fortsetzung.)

Grad über dem Fluß lag ein Waldchen; im Sommer war es sehr lieblich dort zu sitzen. Wir fuhren manches Mal hinüber und sonnten uns aus. Auch heut' — da kam Jemand durch den Wald geschritten, zwischen den schlanken Fichtenstämmen hindurch, grad auf uns zu; mich blendete die Sonne, aber Dortchen fuhr auf, wie ein getroffenes Reh und rief — „Just!"

Er war es wirklich — ich hätt' ihn nicht erkannt, hohlwangig, hohläugig wie ein Schatten seiner selbst. Umsonst versuchte er, meine Empfindung hinwegzuspotten; Dortchen wurde ganz bleich.

„Armer Sohn", sagt' ich, „Du siehst nicht aus, wie Jemand, der das Vergnügen gefunden hat — keine Arbeit hätte Dich mehr herunterbringen können."

Er beugte den Kopf und antwortete nicht.

Ich wußte, er war zuletzt in einem schönen Palast gewesen, einem reichen und edlen Haus.

„Just", hub ich an, „es war Deiner nicht würdig, Dich dort füttern zu lassen; es freut mich, daß Du es nicht länger ertragen hast."

Er blitzte mich an mit seinen Augen in der alten stolzen Manier. „Wer sagt, daß ich mich umsonst dort habe füttern lassen? Ich gab ihnen mehr als sie mir."

„Mit geistiger Münze ist schwer rechnen, Just; Cours und Werth sind gleich zweifelhaft, dazu schlägt der Geber den Werth weit höher an als der Empfänger."

„Wahrhaftig, ich nicht", fuhr er dazwischen; „bettelhaft kam ich mir vor, und weshalb? weil ich nicht zu Sammet und Seide geboren war; weil ich wie ein ungebetener Gast an dieser glänzenden Tafel des Lebens stand; zugelassen, geduldet — aber ohne Recht daran. Mitten in den geschmückten Sälen, strotzend von Luxus, hing mir meine Armuth an und raunte mir zu: Dir gehört Nichts von dem Allem — Nichts — Du gehörst nicht hierher; was willst Du hier bei den Festen des Lebens? Du gehörst zur Arbeit, zu den Sclaven, die sorgen müssen, daß es den Reichen an keiner Annehmlichkeit fehlt — Geh, nimm das Bündel Elend, das für Deinen Rücken bestimmt war, was zauderst Du? Alles stößt Dich darauf, willst Du verhungern? — Ja, lieber todt sein, lieber heut als morgen — ich habe einen Ekel vor dem Leben." —

„Just", rief ich erschreckt, „hast Du keine Religion?..."

„Religion!" wiederholte er spöttisch; „mit dem Wort wird erschrecklich Mißbrauch getrieben. Wer kann sagen, er besitzt sie — weiß er es, schon eh' das Ende seiner Leiden da ist? — Ebensogut könnte er sagen: ich besitze den Himmel! Eines aber, wenn Ihr das auch Religion nennt, davon ist meine Seele erfüllt, wie die Pflanze von ihrem Saft — unauslöschliche Sehnsucht nach allem Hohen, Edlen — Ewigen; nach Allem, was mir hier auf Erden unerreichbar ist, nach dem ich die Hände umsonst in heißer Liebe ausstrecke. Warum soll ich nicht Heimweh danach haben? warum nicht heimzukehren wünschen?"

Ich hätte ihn schelten können, ihm das Hohle seiner Existenz zeigen; aber vom Reden ist selten Einer anders geworden. Wir hörten seine Klagen an, die in Bitterkeit ausströmten; als wir zu Hause waren, wollte er gleich fort. — „Was soll ich bei Euch — ich passe nicht zu Euch" — aber ich litt es nicht und so blieb er für heut' unter meinem Dach.

Es war eine mondhelle Nacht, warm, licht. Ich konnte keinen Schlaf finden und stand am Fenster. An die Kinderwärterin des Just dacht' ich, an ihre prophetischen Worte, ihm hafte Unglück an — Unglück für Die, die mit ihm in Berührung kämen. Vielleicht hätte es sich wenden können, damals, als ich ihn warnte; vielleicht war er, als der faule Knecht, der fleißigen Magd bestimmt; es that mir leid, daß ich gesprochen hatte. Nie ist man doch thörichter, als wenn man sich weise genug dünkt, Etwas an der Weltordnung mitzuschieben.

Während ich noch mit mir rechtete, sah ich Just den Weg zum Fluß hinuntergehen. Mir schoß wie ein Blitz ein Gedanke durch die Seele — rasch öffnete ich die Thür und ging dem Wanderer nach — leise, um Dortchen nicht zu stören, die zu schlafen schien.

Draußen war's so stumm wie der Tod, geisterhaft leuchtete hie und da ein vom Mondstrahl getroffener Busch mir entgegen. Auf dem Steg, an dem die Schiffe anlegen, fand ich Just, ich rief ihn beim Namen, er schrack zusammen wie ein Mondsüchtiger.

Digitized by Google

„Du hier?“ Was willst Du hier?“ frug er mich barsch.

„Ich suche Dich“, antwortete ich, „Dich, Just, den ich verloren habe; ich suche mein Glück wie Du Deins, und kann es nicht finden, so lang ich Dich elend weiß. Du gehörst dazu. Wie sehr, möcht' ich Dir eben sagen.“

„Ich kann Niemandes Glück mehr sein“, antwortete er; „ich bin wie ein wundes Thier, das nur noch ein Loch sucht, um ruhig zu sterben.“

„Ein Kranker bist Du, Just.“

„Und Niemand hat die Arznei dazu.“

Ich setzte mich zu ihm auf den Vorsprung, seine Trostlosigkeit hatte etwas Feierliches, Entfremdendes, als sei wirklich keine Hülfe für ihn. Die warme Nacht strich schmeichelnd über uns her. „Wir hätten so glücklich sein können, wir Drei liebten uns, hatten, was wir brauchten zum Leben und doch ging es nicht! — Ja, wenn Der oder Der anders wär'“, seufzt Mancher, „aber Der ist Einem nun grad wie ein Stein des Anstoßes in den Weg gelegt....“

„Du glaubst vielleicht, ich empfände Reue“, fing er an, „und Du könntest mich wieder nach Hause nehmen, gleich dem Kind, das sich verlaufen hat. Nicht einen Schritt thät ich zurück, nicht einen Tag möcht' ich von der Zeit wieder haben. Ich will Nichts — Nichts mehr — mich ekelt die ganze Geschichte an. Wozu soll ich leben? für wen? Ich sehe nicht ein, daß es edel ist, sich zu plagen um einen Erwerb, der mir nicht der Mühe werth scheint. Wer ein großes Loos gezogen, der mag sein Dasein lieben; mir ward es schaal und erbärmlich angeboten; ist es eine Sünde, sich frei davon zu wünschen, wie man sich frei wünscht von Noth und Qual? Als ich damals fort wollte aus dem elenden Gefängniß bei Michel Dürr, da glaubt' ich, draußen würd' ich die Freiheit finden. Jetzt seh' ich, für mich ist überall nichts als Kette und Gefängniß; ich sehne mich fort, brennender als damals.“

So sprach der gottlose Bursch und ich hatte keinen Trost für ihn. Wer kann den Waldvogel zwingen, das Futter zu nehmen, das er im Käfig verweigert?

Ein elendes Gefühl kam über mich, als hätt' ich besser gethan, ihr die ihm bestimmte Leidensschule der Kindheit durchmachen zu lassen. Als wäre das besser gewesen für ihn und besonders für uns. Mein zorniges Herz legte ihm Dortchens Schicksal zur Last. Einer zieht ja immer den Andern nach sich in den Grund oder erhebt ihn.

„Vergeßt mich“, fuhr er fort; „es wird doch nicht so schwer sein. Ich habe Euch nichts Gutes, nur Schlimmes gethan; Ihr seid eine Sorge, eine Last los.“

„Als ob man sich so abschütteln könnte, was mit der Seele verwachsen ist wie die Wurzel im Erdreich. Dortchen wird Dich nie vergessen.“

Er sah rasch zu mir auf. „Du könntest es doch nicht für ein Glück ansehen, daß wir beide jetzt zusammen kämen? Denke an Deine eigenen Worte.“

„Wenn Ihr Euch lieb habt,“ sagt' ich, ist ja Alles gut.“

Eine dunkle Röthe überzog sein schönes Antlitz.

„Nein“, rief er, „es ist nicht Alles gut, mir bleibt der Bettler verächtlich, der die Hand ausreckt nach der reichen Braut. Nichts kann ich thun, Nichts bieten als mein Elend. Ich käme in die Wirthschaft als zög' ich fremden Putz an.“

„Und Deine Liebe,“ sagt' ich, „rechnest Du sie für Nichts?“

„Mit der ist's wie mit dem geistigen Gut“, antwortete er; „wer wägt ab, wie viel sie werth ist!“

„Keiner wird Dich danach fragen; Dortchen hat für Euch Beide genug.“

„Keiner wird fragen — ich werde fragen! — Das eben“, fügte er bitter hinzu, „das auch haben die Reichen voraus; sie können gierig Gold auf Gold häufen, ohne selbst zu fühlen, daß ein unedles Motiv in ihrer Wahl mitgespielt. Dem Armen steht es wie ein Gespenst zur Seite, wie eine Gewissensqual. Ich will meine Seele ganz rein halten von dem schmutzigen Handel der Welt.“

„Hochmüthiger!“ sagt' ich, „wir leben Alle in der Welt. Wie edles Metall durch die Erde, zieht sich in goldenen Adern das Ewige. Schöneres, Besseres kannst Du nicht für Dein Glück erwerben, als dies Herz.“

„Versuche mich nicht“, rief er, „es würde entwerthet in meiner Hand.“ Damit stand er auf und verließ mich. Als ich mich umwandte, stand Dortchen hinter mir. Ich sah, daß sie Alles verstanden hatte.

„Kümmere Dich nicht um ihn, grämе Dich nicht“, sagte ich, indem ich sie an mich drückte; „er hat Niemand lieb, das ist sein Unglück.“

Just war nächsten Tages wieder verschwunden. Dortchen nahm nicht Vernunft an, sondern grämte sich vom Morgen bis Abend.

„Wenn ich nur in seiner Nähe sein dürfte“, wiederholte sie, „ich könnte ihm doch helfen. Ich allein könnte ihn noch retten.“

„Das ist gefährlich Spiel“, warnte ich; „manches Mädchen hat derlei gedacht und ist daran zu Grunde gegangen.“

Nach einigen Monaten bekamen wir von fremder Hand die Anzeige, Just läge krank in einem Dorf am Meer, einem kleinen Nest an der italienischen Küste. Dortchen ließ mir kaum Zeit, meine Sachen gehörig einzupacken, so eilig machten wir uns auf die Reise.

(Fortsetzung folgt.)

## * Ein Besuch auf dem Schlachtfeld von Gravelotte.

Metz, die alte Reichsstadt, der Mittelpunkt des schönen Lothringen, ist wieder in deutschen Händen. Es hat sich freilich im Laufe der Jahrhunderte in eine national-französische Stadt verwandelt und unsere Landsleute leben dort ganz ähnlich wie einst die Oesterreicher in der Lombardei und in Venetien; sie gelten als Fremdlinge und Eroberer. Ob es politisch

klug gewesen, die ganz französische Stadt zum deutschen Reiche zu schlagen, darüber wird noch lange gestritten werden und erst die Zeit kann in dieser Frage endgiltig entscheiden. Hauptsächlich waren es die „strategischen Erwägungen“, welche veranlaßten, einen Platz von so überaus hoher Bedeutung nicht wieder an Frankreich zurückzugeben. Der Gedanke an die historische Nemesis mag den entscheidenden Factoren wohl ferne gelegen haben, denn er darf in der Politik keine Rolle spielen. Dennoch drängt sich diese Idee von dem rächenden Walten der Geschichte jedem Deutschen auf, der Metz besucht.

Sogleich beim Eingange in die Stadt durch die dunkle Porte Serpenoise, nun Bahnhofsthor genannt, begegnen uns zwei Inschriften, welche der Metzer Localpatriotismus an der Außenseite jenes Thores einmeißeln ließ. Ein muthiger Bäcker von Metz, Namens Havelle, rettete hier in der Nähe am 8. April 1470 seine Mitbürger vor einem Ueberfall durch den Herzog von Lothringen, dem die freie Reichsstadt mit ihrem mittelalterlichen Bürgerstolze und ihren Schätzen ein Dorn im Auge war. So scheiterte der Angriff des damals aufblühenden Landesfürstenthums gegen die Selbstständigkeit der Republik. Gegenüber dieser Inschrift, die uns den gewaltigen politischen Kampf zu Ausgang des Mittelalters in's Gedächtniß ruft, steht eine andere, und hier tritt der ganze Jammer der damaligen deutschen Geschichte uns vor Augen. Jene mächtigen Herzoge von Lothringen waren durch die Nachbarschaft des gallischen Hahns zahm geworden; dieser selbst aber wuchs heran und sein Lockruf, von Goldspenden begleitet, fand Widerhall in den Herzen deutscher Fürsten. Moriz von Sachsen machte den Verräther an seinem Kaiser und am Reiche; er war das wildrige Vorbild all' jener, welche dann in den späteren Jahrhunderten dem alten Reiche vollends zu Grabe halfen. Frankreich nahm im Einverständniß mit Moriz, dem kaiserlichen Feldherrn, 1552 Besitz von diesen schönen Landen und diese wuchsen so fest an seinen Körper, daß die Franzosen nimmermehr freiwillig und innerlich auf ihren Besitz verzichten werden. Karl V. eilte herbei und bot Alles auf, um den Schimpf wieder zu tilgen. Drei Monate lag er vor der Stadt; das Wetter war, getade wie bei der letzten Belagerung, ganz abscheulich, so daß die Landsknechte in Regen und Schmutz fast ertranken. Karl, der die Franzosen aus dem offenen Felde geschlagen hatte, tobte vor Schmerz und Haß gegen den Feind, aber sein Gegner, Herzog von Guise, vertheidigte sich tapfer und hier in der Nähe des Thores Serpenoise scheiterte ein Hauptangriff der Deutschen auf die starken Mauern. Auf der Ostseite der Stadt liegt das deutsche Thor (porte des Allemands) — interessant durch seine aus dem Jahre 1445 stammende Gothik; es ist noch über und über mit den Kugelspuren jener grimmigen Angriffe bedeckt.

Aber auch die „Metz“ versagte dem Kaiser den Tanz, wie es die „Magd“ (Magdeburg) kurz vorher gethan hatte, und, vom Hohnlachen des Franzmannes begleitet, hob er am 1. Januar 1553 schmerzerfüllt die Belagerung auf. Die Geschicke des todtkranken Reiches gingen nach dieser letzten Kraftanstrengung auf der Westgrenze unaufhaltsam ihre Wege.

Mehr als drei Jahrhunderte waren verflossen und wieder lagen deutsche Truppen vor der Stadt, diesmal aber mit besserem Erfolge. Auf den Höhen westlich von Metz waren die entscheidenden Würfel gefallen, welche der bereits vorher zweimal geschlagenen französischen Rheinarmee den Weg nach der Heimath versperrten und sie zwangen, hinter die weit vorgeschobenen Befestigungen der Stadt zurückzugehen und dort sich und die Festung aushungern zu lassen.

Jene weltgeschichtlichen Fluren, auf denen am 18. August 1870 Hunderttausende um das Schicksal Lothringens und Frankreichs rangen, werden gegenwärtig von Metz aus sehr häufig besucht. Man kann die Tour leicht zu Wagen in einem Sommernachmittage machen und zahlt für einen guten Zweispänner, ohne das Trinkgeld des Kutschers, den allerdings nicht mäßigen Preis von 25 Fr. Der Weg führt durch die engen, stark modernisirten Straßen der Stadt über die beiden Moselarme nach dem Französischen Thore. Kaum haben wir die starken Verschanzungen der Stadtumwallung hinter uns, so schneiden wir die nach Diedenhofen und Luxemburg führende Eisenbahn und rollen längs des „weiten, flachgetretenen Manoeuvrefeldes auf den Mont St. Quentin zu; hoch oben, 360 Meter über dem Meere, thront die kleine Festung gleichen Namens herab. Sie ist nun fast vollständig ausgebaut und eine fahrbare Straße führt bequem auf die Höhe der Werke, von denen sich ein entzückender Blick auf das weite, schöne Moselthal bietet. Der Umfang der Festung scheint, von unten gesehen, größer als in Wirklichkeit. Rechts von St. Quentin, etwas tiefer, aber noch auf demselben Höhenzuge, liegt das Fort Plappeville.

Hart am Abhange des Mont St. Quentin berühren wir das Dorf Ban St. Martin, wo, wie überall in der Umgebung, reiche Metzer Bürger Landhäuser und Parke besitzen. Eines derselben, am Eingange des Ortes gelegen, ein kleines, nettes Renaissanceschlößchen, war vom Marschall Bazaine während der Belagerung bewohnt. Von hier aus konnte der Feldherr den größten Theil seiner Armee übersehen, der auf der weiten, flachen Insel St. Symphorien, der obersten der drei großen Moselinseln, gelagert war.

Unsere Straße umzieht den St. Quentin, der nicht bloß Metz, sondern auch fast das ganze, südwestlich davon gelegene Terrain beherrscht und daher seine große Bedeutung hat. Bald haben wir das lang hingedehnte Dorf Longeville bei Metz erreicht, in welchem Bauernhäuser mit Landhäzen abwechseln. Gegen Süden, über der Mosel drüben, an der Höhe, die das Fort St. Privat krönt, schaut das Schlößchen Frascati herüber; dort wurden die Capitulationsverhandlungen gepflogen. Wir schneiden die neue, nach Verdun führende Eisenbahn und fahren durch den großen Ort Moulins, wohin täglich mehrere Male von Metz aus ein Omnibus fährt. Der Fußgänger, der das Schlachtfeld durchwandern will, kann bis hierher fah-

Digitized by Google

ren, wenn er es nicht vorzieht, die Eisenbahn nach Ars an der Mosel zu benutzen und von dort längs des äußersten rechten Flügels der deutschen Aufstellung, durch das Thal der Mance, auf die Hochebene nach Gravelotte (etwa 6 Kilometer) zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Ueberschwemmung in Böhmen.

Ein Extrazug nach der Unglücksstätte der Ueberschwemmung bei Mokropetz, den die Direction der Böhmischen Westbahn am Fronleichnamstag abgehen ließ, führte über 3000 Prager nach der verheerten Gegend, welche das traurige Bild der Verwüstung in Augenschein nahmen und der verunglückten Bevölkerung reichliche Unterstützungsgaben an Lebensmitteln, Kleidungsstücken und Geld mitbrachten. Ein Theilnehmer dieses tragischen „Vergnügungszuges" schreibt dem „Tagesboten": „Mokropetz ist kein Stationspunkt der Böhmischen Westbahn. Mitten zwischen wogenden Kornfeldern und üppigen Wiesen machte der Zug Halt, er durfte nicht weiter, kaum hundert Schritte vorwärts ist die Bahn buchstäblich mit Brettern verschlagen; knapp hinter dem Verschlage gähnt der Riß der zerstörten Eisenbahnbrücke. Nichts war mehr zu sehen von dem Elemente, das vor wenig Tagen so wild, so grausam getobt, nichts von den Opfern desselben, keine Zerstörung, keine Spur irgend welcher Verwüstung.

Nicht lange sollte die Illusion der Frühlingsluft währen. Hundert Schritte abwärts von dem improvisirten Haltepunkte, auf tief durchfurchtem, mit Geröll bedecktem Feldwege, ward man des Elends gewahr. Verstumpte, schmutzige Kinder, wie das gebückte Alter, bildeten ein Spalier der Noth und des Jammers, man sah es den Leuten an, daß sie wohl die kärglich lohnende Arbeit, nicht aber das Ausstrecken der Hand nach der milden Spende gewohnt sind. Eine Nacht, eine grauenvolle Stunde hat ihnen Aufsehen und Demuth des Bettlers gegeben! Drückend, beschämend war es, für die kleinste Gabe das Dankesstammeln der Armen nachhören zu müssen! Noch weiter hinab mußte man ganz dicht hinan an die Hütten, um das Elend zu erkennen. Baum und Buschwerk lassen nicht ab, ein trügerisch Bild zu weben, sie verdecken dem Auge bis in nächster Nähe die Spuren der Zerstörung. Um so tiefer, um so ergreifender ist dann der Eindruck. Von Laubwerk umschlossen stehen die Hütten, die wohl nie mehr als ein bescheidenes Glück bergen, hart aneinander. Die Hütten! Selbst als solche sind sie meist nicht mehr zu erkennen. Drei Wände und ein halbes Dach, das sind die begünstigten unter ihnen. Ueberall klaffende Risse, hängendes Gebälke und wirres Brettergewirk. Ein Kasten, eine Truhe, ererbte, lieb und theuer gewordene Stücke, doch meist baar jedes Inhalts von nur einigem Werthe, sind Alles, was den Armen geblieben. Und als betürchteten sie, es könnten ihnen noch die letzten kümmerlichen Ueberbleibsel entrissen werden, haben sie diese zusammengestellt und halten vor ihnen Wacht. Auf einem Haufen Schutt und Steine saß ein alter Mann, einsam und allein, er saß auf der Stätte seines einstigen Gutes. Er hat nichts mehr, worauf er sein müdes Haupt legt. Stumm, ohne Thränen, streckt er die Hand nach der Gabe aus.

Es kostete Mühe, sich durch den Schlamm und das Schuttwerk durchzuarbeiten, um immer mehr und mehr des Schadens und der Verwüstung gewahr zu werden. Die Gaben flossen reichlich, die Herzen wurden mit jeder Minute mehr zum Wohlthun gestimmt.

Man gelangte endlich hinaus aus dem Bereiche der Hütten und Bäume, dem Bereiche des Elends. Ein 30 Schuh breites Sandfeld und dann die Beraun, das tückische Gewässer. Jetzt floß sie bereits ruhig und friedlich in ihrem Bette, als wäre nichts geschehen, als hätte sie nicht erst vor wenig Tagen in entfesselter Wuth blind getobt. Ein bescheidenes Wässerlein schleicht sie von dannen; doch aufwärts an dem Wehre, gerade unterhalb der zerstörten Brücke, da gefällt sie sich noch in schäumenden Wogen.

(Schluß folgt.)

## Miscellen.

Karlsruhe, 4. Juni. In hiesiger Stadt ist durch Abgabe eines falschen Arzneimittels aus einer Apotheke ein junger Mann schnell um's Leben gekommen. Das Gericht mußte sich natürlich der Sache annehmen. Doch fällt die Verwechslung, wie sich jetzt schon herausstellen soll, nicht der hiesigen Apotheke zur Last, sondern die auswärtige Großhandlung hatte ein unrichtiges Mittel, eben das tödtende Gift, unter der irrthümlichen Bezeichnung des bestellten Präparates geliefert. Der ganz gleiche Fall, nur mit noch schlimmeren Folgen, hat sich eben erst in Bern ereignet.

Einem oberschwäbischen Blatte ist neulich der nette Spuck passirt, berichtigen zu müssen, daß nicht ein Herr Dämonendirector, sondern ein Herr Domänendirector zum Geschworenen gewählt worden sei.

Aus Schleswig-Holstein, 2. Juni, wird der „Dortzeitung" geschrieben: In der Marsch überstehen dieser Tage einige Schwärme Bienen drei vor dem Pfluge befindliche Pferde und marterten solche zu Tode. Es soll ein herzerreißender Anblick gewesen sein, als die armen Thiere mit dem Tode rangen. Ein viertes Pferd, eine Stute, lief in einen mit Wasser gefüllten Graben und entging so ihren Verfolgern. Die betr. Pferde sind zu 200 Thlr. taxirt und weiß man noch nicht, wer den Schaden zu tragen hat, der Eigenthümer oder der Bienenzüchter.

In einem Feuilletonartikel der Frkf. Ztg. erzählt Karl Vogt Folgendes: Neulich hat eine monture (sicherhafte Mystification) von Genf aus die Runde durch alle Zeitungen gemacht und sogar den Witz der Gelehrten hie und da zu Widerlegungen aufgefordert. Man erzählte, Professor Plantamour in Genf habe einen neuen Kometen entdeckt, der jetzt zwar erst nur durch Fernröhre erkenntlich sei, aber seinen Beobachtungen zu Folge, sich mit unerhörter Geschwindigkeit der Erde nähere und, wenn ich nicht irre, am 10. August Mittags 1 Uhr 16 Minuten 31 Secunden mit unserem Planeten zusammenstoßen werde. Voraussichtlich würden fürchterliche Ereignisse die Folge sein, da die Materie des Kometen durch eine ungeheure Hitze in gasförmig ausgedehntem Zustande erhalten werde. Die Geschichte kam erst in einem Lyoner Blatt; dann die Swiss Times, welche zum Vertheilung des reizenden Cochen in Genf erscheint, fing sie im Fluge ab, und nun machte sie die Runde. Einige Tage darauf treffe ich meinen Collegen Plantamour auf der Universität. „Sie haben mir mit Ihrem Kometen einen schönen Schrecken eingejagt", sage ich lachend. „Unsinn," erwidert er. „Anfangs habe ich auch darüber gelacht," aber jetzt wird mir die Sache zu toll; können sie sich denken, daß in täglich Dutzen von Briefen erhalte, in welchen man mich um nähere Auskunft bestürmt!" „Aber wie kommen Sie denn zu der monture?" fragte ich weiter. „Das ist es ja eben, was mich ärgert. Ich habe mich erkundigt. Einige lustige Gesellen haben die Sache in einem Café in St. Gervais brüdzen ausgeheckt. Kein Mensch wird sie uns glauben, sagte Einer. Meinst Du, antwortete der Bäcker B. — Sie kennen ihn ja, den Schlingel! — Wenn mir aber den Namen unseres Astronomen Plantamour dazu sehen, der in der ganzen Welt bekannt ist, so tappt alle Welt hinein! — So ist es denn auch geschehen — aber die Schlingel haben nicht bedacht, welche Arbeit sie mir damit aufladen, indem ich nach allen Seiten hin Dementi's schicken muß!"

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 70. Speyer, Donnerstag, den 13. Juni 1872.


## Jungfer Modeste.

Novelle von **Werner Maria.**

(Fortsetzung.)

In mancher Zeit lebt man von Innen nach Außen, in anderer von Außen herein; bei einer Reise sollte es das Letztere sein, aber unser Sinn war befangen. Mag man dann hingehen, wohin man will, überall dieselbe Farbe, derselbe Ton.

An einem späten Abend kamen wir in dem genannten Ort an; aber er war nicht mehr dort — er hatte sich fortgeschleppt, man hörte wohl, weshalb.

Wir zogen seiner Spur nach. Es waren keine guten Nachrichten, die uns führten, bergab ging es mit ihm; ich sah ihn schon in Gedanken wie so Viele, die hoch hinaus wollen, in Niedrigkeit enden. Muthlos folgte ich; aber Dortchen ließ nicht ab.

Mit Haß durchzog ich dies entnervende Land voll ermattender Gluth. Wieder kehrten wir ein; am Thor des Hauses empfing uns die dicke, gutmüthig aussehende Frau.

„Gebt uns ein Stübchen nach dem Meer hinaus", bat Dortchen; „hier ist es so eng und bedrückt, als sollte der Fels über Einen herstürzen."

„Der Fels", meinte die Wirthin, „wird noch stehen, wenn Alle am Boden sind, und das Stübchen mit dem Blick nach dem Meer — ja, sehen Sie, das einzige, das ich noch hätte — ich könnt' es Ihnen geben und ich kann auch nicht. Es wohnt Einer darin, den ich herauswerfen könnte und ich möchte doch nicht, auf der Tafel steht ihm schon viel angekreidet und er hat nicht mehr Geld, als ein Wickelkind. Aber er ist auch so gut wie ein Kind. Er hat schon meine ganze Familie gemalt, sogar den Kater; aber er kann damit doch nicht immer wieder von vorn anfangen. Ist hier ein Tanz, geigt er dazu. So glaubt er sich quitt und ich lass' ihm den Glauben. Er hat das böse Fieber gehabt und der Doctor sagt, gebt ihm noch eine Weile das Gnadenbrod. Wir haben ihn Alle lieb und geben es gern, sonst nähme er es auch gar nicht; er wollte fort, aber die Kinder hingen sich an seinen Rock, für diese ist er gar zu interessant mit seinen Bildern und Geschichten. Er hätte ein großer Herr werden müssen, wie der Prinz drüben im Schloß; einen herrlichern hätte es nicht geben können. Jetzt hat er nur noch eine Freude — das Meer; stundenlang sitzt er Euch da und starrt hinüber; verläßt ihn die Sonne hier, steigt er die Stiege hinab und sucht sie unten, wo der Fels sie nicht mehr verdeckt. Mond, Sterne, Sonne sieht er dort auf- und niedergehen; er sitzt Euch so still, Ihr denkt, er ist von Stein. — Die scheue Möve fürchtet ihn nicht, so unbeweglich sitzt er da. Ich red' ihm oft zu und sage: Ihr werdet Euch den Tod holen; aber er lacht dazu und sagt, das wäre nicht das Schlimmste. — Soll ich ihn aus dem Stübchen treiben? Er heißt Just Six und ist nebenbei Euer Landsmann."

So schwatzte sie fort, indem sie die für uns bestimmten Zimmer öffnete. — Lang eh' der Name genannt wurde, wußten wir Beide, von wem die Rede war.

„Nein! nein", rief ich, „wir wollen dem Just Six wahrhaftig keine Freude nehmen!"

„Es ist eine köstliche Aussicht", versicherte die Wirthin. „Von weit her kommen die Fremden angereist, um sie zu sehen; treten Sie nur hinaus auf den Altan, der Herr ist nicht zu Haus. Damit öffnete sie uns das Stübchen des Just Six. Ich trat mit Dortchen ein, die Frau verließ uns; erbärmlich sah es darin aus, aber wenn man hinaus trat, enthüllte sich die ganze Majestät der Natur. Da war nichts Jämmerliches, Elendes, unser Auge ruhte auf lauter Pracht.

Es war noch in der Frühstunde eh' die Hitze kam; der Himmel klar, durchsichtig in silbernem Morgenlicht. Wir gingen hinab, Just suchend; — ein Lied, das Lied, das er immer spielte, führte uns den Weg.

Schimmernd lag das unendliche Blau vor uns; hie und da flatterte ein weißes Segel, einen Ruhepunkt gebend für Sehnsucht und Hoffnung. Ich konnte mir denken, wie die Seele hier versinkt im Verkehr mit dem Unendlichen, wie sie die Schwingen entfaltet und sich befreit von Staub — Hast — Müh — Arbeit der Menschen, kleinlich und elend, nichtig vor der Heimath, der sie angehört und zustrebt. Zum ersten Mal fühlte ich eine Art Verständniß für Just. Hatte er vielleicht doch Recht und erniedrigten wir uns umsonst in irdischer Müh'?

Ueber unsern Empfang war ich sehr zweifelhaft; aber er schrie auf vor Freude, als er uns erblickte.

Digitized by Google

„Es ist so schön hier", sagte er, „aber es fehlte mir doch Etwas; jetzt weiß ich, Ihr wart es. Wie wollen wir zusammen dies herrliche Land genießen, in dem jeder Bettler sich reich dünken kann, denn das Schönste theilt er mit den Reichsten, diese wonnige Luft, diese köstliche Natur! Hier will ich still ausathmen — ich begehre Nichts mehr, als daß ich hier bleiben darf, bis es mit mir zu Ende geht, mag das nun Jahre oder Wochen dauern. Jetzt weiß ich, ich bin der ganzen Arbeit des Lebens müde — ich will Nichts als Ruhe — ruhen und feiern." —

„Du bist im Venusberg, mein Sohn", dacht' ich; „Dein Glück ist ein Irrthum — ruhen und feiern ziemt den Greisen. Hier webt die Luft der Verführung; zum Pflücken bereit reift die goldene Traube, süß, ohne daß Du Dir den Dank durch Pflege erworben. Du hättest dies reiche Land erst als Lohn für schwere Zeit betreten dürfen."

Gleich heut' wollte er uns seinen Lieblingsplatz nicht weit vom Ufer zeigen. Alle Boote schienen aber fort zur Fischerei. Eines nur schaukelte plätschernd am Strand. Ein altes Ding von Boot, offenbar zurückgelassen wegen Unbrauchbarkeit. Mir schien es nicht geheuer. Just war aber nicht gewohnt, sich einen Wunsch zu versagen.

„Es ist ganz nah'", sagte er; „im schlimmsten Fall, wenn das Boot versagt, trag' ich Euch ein Stückchen durch das Wasser zum Strand und wir kommen auf einem Umweg nach Haus."

Der Vorsprung schien wirklich sehr nah — dazu lockte die blaue Fluth, als könne es nur Wonne sein, hineinzutauchen; wie schmeichelnd umspielte sie die Hand, die ich hineinhielt — wie ein Kuß.

Dortchen wollte natürlich nur, was Just wollte. Uns nach war das kleine Hündchen der Wirthin in das Boot gesprungen. Just hatte ihm hie und da einen Bissen Brod, ein freundliches Wort hingeworfen. Das Thier lohnte es ihm mit großer Anhänglichkeit.

Wir waren schon auf dem Rückweg; da fühlte man den Boden des Bootes naß werden — es war noch kein Grund zu Angst, denn es ging offenbar langsam und mit raschen Ruderschlägen waren wir bald zu Haus, man sah ja das Land ganz nah' vor sich.

Mit doppelter Anstrengung ergriff Just das Ruder — das Holz krachte unter seiner Heftigkeit — er lachte, daß ich Angst hätte — Dortchen lachte mit; wie konnte man sich ängstigen, wenn er dabei war?

Aber das Wasser nahm zu, Tropfen auf Tropfen. Immer wilder führte er das Boot, des Fahrens, der Arbeit ungewohnt. Da plötzlich war Alles aus — das morsche Ruder brach — weithin sah man es ziehen mit den lichten Wellen. Der Morgenwind aber, der sich erhoben, sauft wie ein Hauch, trieb uns zurück, fort vom Land — wer weiß wohin! —

Leichenblaß sah es Just — darauf hatte er nicht gerechnet. Jetzt lag unter uns unendliche Tiefe und Keiner konnte uns hindurch tragen. Es war grausig, den Tod zu sehen, hier in dieser Stille, in dieser Sonnenfluth, so nah' der Rettung. Keiner sprach das schlimme Wort aus, Jeder hatte es im Sinn; der Hund heulte — er mochte wohl den Instinct haben, daß es mit uns vorbei wär'.

Unser banges Rufen verklang — vor dem Hause war Niemand ... Wir waren verlassen von aller Welt. Just faßte den Hund und warf ihn über Bord, möglich, daß er durch Schwimmen noch Rettung fand, von selbst hätte er uns nicht verlassen.

Dortchen drückte sich nah' an Just; es war so still, ich konnte ihr Flüstern verstehen. „Geh'", sagte sie, „rette Dich; Du kannst es, Du kannst schwimmen; Du bist ein starker Mann. Jetzt im Angesicht des Todes sag' ich Dir meine letzte Bitte — mit zu Liebe rette Dich! — Du wolltest bei meinem Leben nicht reich durch mich werden, mit meinem Sterben gehört Dir Alles, was ich besaß. Ich machte es gleich fest, als ich das viele Geld bekam. Weise mich nicht wieder zurück — rette Dich."

Aber er umschlang sie und drückte sie fest und immer fester an sich. „Wo Du bleibst", flüsterte er zurück — „bleibe ich; wir gehören fortan zusammen, ich theile mit Dir Dein Geschick, sei es nun Leben oder Tod."

So liebkosten sie sich inmitten höchster Gefahr, als wäre Sterben und Leben ein Kinderspiel und nur ihre Liebe wichtig.

Mich hatten sie ganz vergessen. Ich war allein, so nah' sie auch waren. Mir graute vor dieser Herzenseinsamkeit. Das Meer umspielte unser Boot wie eine glatte schillernde Schlange. „Es ist Alles Trug in der Welt", schien es zu flüstern, „Euer Gefühl Lüge, hin und her schwankt es, Jeder glaubt, es sei ewig, Jeder erfährt, daß es weniger hält als Rohr. Verlaßt Euch nur immer wieder darauf, um zu erfahren, was Du heut' erfährst". Ich suchte mein Ohr davor zu verschließen; aber umsonst — statt hinauf zu horchen, bedrängte mich ein Wirrsal irdischer Wünsche und Begierden; vor meinem geistigen Auge, ich hatte den Kopf in die Hand gelegt, um es nicht mehr zu sehen, erschienen immer wieder die beiden Kinder, die ich erzogen, wie sie sich küßten und mich vergaßen. Ueber mir stand wie ein Räthsel, wie ein Himmel, von dem ich ausgeschlossen, die Liebe in ihrem heiligen Egoismus. Ich hatte keinen Theil daran, keinen Theil an den Kindern, die ich ernährt und gepflegt.

Sie würden mir einen Brocken zuwerfen, wenn sie zur Besinnung kämen, denn es waren gute Kinder; immerhin war es nur ein Brocken, ihr Herz ganz erfüllt von ihrem bittern Schicksal.

(Fortsetzung folgt.)

## * Ein Besuch auf dem Schlachtfeld von Gravelotte.

(Fortsetzung.)

Bei Moulins verlassen wir das weite, reiche Thal der Mosel. Bald sind wir an dem seit der Schlacht wieder aufgebauten Maison-Neuve angelangt und hier scheiden sich die Wege. Die Heerstraße führt

Digitized by Google

gerade gegen Westen über Verdun nach Paris und durchschneidet Gravelotte, das etwa 5 Kilometer von Maison-Neuve entfernt liegt. Auf dieser Straße wollte Marschall Bazaine vom 14. bis 16. August abmarschiren, indem er von Gravelotte aus, wo sich die Straßen wieder scheiden, einen Theil seiner Armee direct nach Verdun, den andern nordwestlich nach Conflans, in der Richtung von Sedan, dirigirt hätte. Allein er ließ sich bekanntlich durch die Schlacht vom 14. an den Ufern der Nied und Seille, östlich von Metz, zu lange aufhalten. Bereits am 14. August war der Abmarsch von Metz beschlossen und an demselben Tage nahmen die Franzosen noch jene Schlacht an, welche als Schlacht bei Courcelles oder, wie die Franzosen sagen, Schlacht bei Vorny bekannt ist. Inzwischen waren die deutschen Truppen weiter gegen Westen gezogen und kamen am 16. gerade noch recht, um auf dem Plateau nördlich von Ars sich in die Rückzugslinie der Franzosen zu schieben und sie davon abzudrängen. Dies war der heiße Tag von Mars-la-Tour. In jenem Orte, sowie in den näher gegen Gravelotte hin gelegenen Dörfern Vionville und Rezonville, sämmtlich an der Straße nach Verdun, tobte damals der Kampf. Das Ergebniß des furchtbaren Ringens war, daß die Franzosen nicht nach Westen abziehen konnten, weil die Deutschen sie von dieser Straße abgedrängt hatten. Durch schnelles Vorrücken wurde auch rasch der nordwestliche, nach Conflans und Sedan führende Weg verlegt und so stand Bazaine am 17. bloß noch jene Straße offen, welche, von Metz ausgehend, nördlich der Forts Plappeville und des Carrières vorbeizieht, die Dörfer St. Privat-la Montagne und St. Marie-aux-Chênes schneidet und von dort über Briey nach Longuyon geht. Auch dieser Weg mußte ihm verlegt werden, wenn man seine Armee in Metz einschließen wollte. Solchem Zwecke diente die Schlacht vom 18. August; sie vollendete, was die beiden vorhergegangenen, die vom 14. und 16., begonnen hatten.

Bazaine konnte nicht schnell abziehen; er mußte seine erschütterte Armee retabliren, seine Verwundeten wegschaffen, seine Vorräthe ergänzen, um dann mit frischen Kräften den Abmarsch erzwingen zu können. Im Laufe des 17. machte er eine große Schwenkung, um eine feste Position zu gewinnen und dann wieder vorbrechen zu können. Er ließ seine Truppen, die am 16. noch in einer Linie von Osten nach Westen standen, um das Dorf Gravelotte als Drehpunkt nach Norden rücken, so daß seine neue Aufstellung sich nun von Süden nach Norden mit der Front gegen Westen erstreckte. Gravelotte bildete nur noch einen vorgeschobenen Posten, von welchem aus sich die französische Schlachtlinie auf eine Länge von etwa 10 Kilometern bis zum Dorfe Roncourt zog. Westlich von dieser Aufstellung marschirten am 17. und am Vormittage des 18. die Deutschen auf, indem sie ihre Colonnen immer mehr nach Norden schoben und so den Franzosen den letzten Weg in das Innere des eigenen Landes abzuschneiden suchten. Als diese Bewegung vollendet oder ihrer Vollendung nahe war, hätten die Franzosen selbst einen verzweifelten Kampf um den Rückzug beginnen oder sich ohne Kampf nach Metz zurückziehen müssen. Deutscherseits konnte man darauf nicht warten; man mußte eine baldige Entscheidung herbeiführen, schon deßwegen, weil man eine bereits erschütterte Armee vor sich hatte, der man keine Zeit lassen durfte, sich zu erholen. Das Hauptgewicht der deutschen Action mußte im Norden liegen, da die von Gravelotte ausgehenden Straßen bereits verlegt waren und es sich hauptsächlich noch darum handelte, auch den nördlichen Weg bei St. Privat abzuschneiden; dort, bei St. Privat, lag daher die Entscheidung des 18. August; dort ist das hauptsächliche Todtenfeld jenes Tages und mit vollstem Rechte sollte jene Schlacht, statt nach Gravelotte, sich nach dem Dorfe St. Privat benennen.

Werfen wir nun einen Blick auf die französische Aufstellung. Auf dem linken Ufer der Mosel erhebt sich eine Hochfläche, deren gegen Metz abfallende Ränder mit den beiden Forts St. Quentin und Plappeville gekrönt sind. Dieses Plateau ist wieder mehrfach gegliedert, so besonders durch das bei Ars mündende Thal der Mance. Am Westrande dieses Thals, etwa 6 Kilometer oberhalb dessen Mündung, liegt Gravelotte. Hier war das südliche Ende der französischen Aufstellung, indem sich dieselbe von hier in einem kleinen Flügel nach Osten zog. Fast parallel mit dem Mance-Bache, aber gegen Metz hin, fließt ein zweites Bächlein, das bei Moulins die Mosel erreicht. Beide Wasserläufe haben zwischen sich einen Rücken, der nach Norden zu in das Plateau verläuft. Er stellt die höchste Erhebung jener Hochfläche dar, indem von ihm aus die Wasser nach allen Himmelsgegenden ablaufen. Der südliche Theil dieses Rückens hat besonders steile Ränder, von denen der westliche nach Gravelotte, der östliche nach Chatel-St. Germain abfällt. Diese Terrainerhöhung war in ihrer ganzen Länge von den Franzosen besetzt; sie stützten sich dabei auf kleine Waldungen, auf die Höfe Point-du-Jour, St. Hubert, Moscou, Leipzic, Folie, Montigny-la-Grange, sowie auf die Dörfer Amanvillers (hier war das Centrum der französischen Aufstellung), St. Privat und Roncourt. In der That hätten sie ihre Stellung nicht besser wählen können. Der Thalrand östlich von Gravelotte konnte am 18. gar nicht genommen werden und bei St. Privat im Norden gelang es erst durch einen concentrischen Angriff, die Franzosen von der Höhe zu vertreiben.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Ueberschwemmung in Böhmen.

(Schluß.)

Eine der traurigsten Episoden des Ueberschwemmungsdramas spielte sich in dem Dorfe Hredl, unweit Zdiz, ab; einem Berichte der „Bob." darüber entnehmen wir folgende Details: „Verläßt man Zdiz auf der Straße nach Pilsen, so thut sich kaum 10 Minuten vor dem Orte rechter Hand ein Thal auf, in welchem, umgeben von hohen Bergen, das Dorf Hredl liegt. Dasselbe durchzieht ein kleiner Gebirgsbach. Schon beim Eingange des Thales sieht man die Spuren der fürchterlichen Wuth und Kraft, mit welcher die entfesselten

Digitized by Google

Gebirgswässer daſselbe durchbraust haben. Die Landſtraße iſt hier durchriſſen, die Holzbrücke weggeſchwemmt, die Felder bis zum Rothenbach fand hoch mit Schlamm und Holzſtrümmern bedeckt. Auch ſieht man hier in dem tief ausgeriſſenen Bachbette Tannen- und Fichtenbäume noch mit ihren grünen kleinen Aeſten zu Hunderten angeſchwemmt liegen, während ſchon unterhalb Beraun die bis dahin geſchwemmten Bäume ohne Rinde und ganz entäſtet ſind, ein Zeichen, daß hier der Bereich des großen Wolkenniederganges beginnt. Auf einem Gerſtenfelde hab man das Gerippe eines hölzernen Hauſes ſtehen. Von da aus bis zu dem einige hundert Schritte entfernten Dorfe Hredl ſieht man im Thale außer dem tief ausgeriſſenen und zugleich weiterlerlen Bachbette keine beſonderen Anzeichen, daß man dem Schauplatze eines entſetzlichen Naturereignißes nahe ſei. Plötzlich befindet man ſich vor dem Dorfe. Die letzten Häuſer am dießſeitigen Ufer, welche am Abhange ſtehen, blieben unverſehrt. Aber die ganze Häuſerreihe am andern Ufer hat ſchrecklich gelitten. Die erſten fünf Häuſer, mit der Stirnſeite gegen den Bach gebaut, ſind zur Hälfte weggeriſſen. Weiter einwärts, wo ſich die Gebirgswäſſer vereinigt hatten, ſind vier Häuſer und fünf Scheuern gänzlich weggeſchwemmt. Die Schmiede und zwei Häuſer ſammt Vorgärten ſind im wahrſten Sinne des Wortes ſpurlos verſchwunden, ſogar der Grund, auf dem ſie geſtanden, iſt weggeſchwemmt worden und nun in halber Höhe mit Felstrümmern bedeckt. Elf andere Häuſer ſind theils eingeſtürzt, theils unbewohnbar. Das Dorf mit ſeinen 75 Nummern ſieht einer großen Ruine ähnlich. 26 Menſchen ſind ertrunken, von zweien weiß man nicht, was mit ihnen geſchehen iſt. Das Waſſer kam Samstag um 4 Uhr Nachmittags von den Bergen wie aus geöffneten Schleußen herabgeſtürzt und im Nu befanden ſich die Häuſer unter Waſſer.

Jede Familie trachtete, nur ſich ſelbſt zu retten. Dabei herrſchte die ſchrecklichſte Verwirrung. In Folge deſſen gingen Kinder und Weiber zu Grunde, welche ſonſt hätten gerettet werden können. Uebereinſtimmend wurde im Dorfe erzählt, daß eine Familie, beſtehend aus Vater, Mutter, Großmutter, der Schweſter des Vaters und fünf Kindern, theils durch das einſtürzende Haus erſchlagen, theils ertrunken iſt. Sie hatten ſich auf den Dachboden geflüchtet, den ſie nicht mehr verlaſſen konnten, als das Dach einſtürzte. Der Vorſchmied, der bei Beginn der Kataſtrophe mit ſeinem 18jährigen Sohne die Hausthiere auf geſicherte Plätze gerettet. Sein Sohn eilte zurück, um die 11 Jahre alte Schweſter und die kranke Mutter zu retten. Die Schweſter hatte ſich aber bereits auf den nahen Birnbaum geflüchtet, auf dem ſich bereits ſieben Perſonen in Todesangſt befanden. In dem Augenblick, als der Sohn in das Haus eindrang, brach dieſes zuſammen. Mutter und Sohn wurden von dem reißenden Waſſer fortgetragen und ertranken. Die Schweſter ſtand keine zehn Schritte von dem Birnbaum. Als die hilferufende Mutter vor dem Birnbaum vorbeitrieb, ſprang das Kind mit dem Ausrufe: „Meine Mutter, meine Mutter!“ vom Baume in das Waſſer, um zur Mutter zu gelangen, und ertrank ebenfalls. Dem Hirten erkrankt ſein Weib. Es wollte, nachdem es ſein Kind ſchon gerettet hatte, noch einige Gegenſtände aus dem Hauſe holen und kehrte nicht mehr zurück.

Ueber die Kataſtrophe im Beraunthale theilt man noch folgende Details mit: Die Felder im ganzen Beraunthal ſind ruinirt. Die ſchönen Obſtgärten ſind ganz oder größtentheils vernichtet. Mit dem ſinkenden Waſſer fand man im Schlamme am Ufer der Beraun die Leichen und ſind ſchon Hunderte aufgefunden worden. Im Mittwoch waren in den Magazinen der Weſtbahn in Beraun und Zbitz je an fünfzig und in Horowitz an vierzig Leichen untergebracht. Gräßlich war das Hilfegeſchrei der Ertrinkenden, welche ſich an Dächer und Holzſtöcke klammerten. Bei Beraun flüchtete ein Mann auf einen Baum, zwei andere Männer wollten in einem Kahn ihm zu Hilfe kommen. Inzwiſchen ſtürzte der Kahn, ſpäter der Baum und alle Drei ertranken. Im Wagghäuschen der Mobraner Zuckerfabrik wurde ein dort beſchäftigt geweſener Arbeiter vermuthet. Zwei Männer, darunter ein Arbeiter bei der Weſtbahn, wollten denſelben retten; Erſterer flüchtete ſich aber rechtzeitig, die Beiden ertranken. Uebrigens gab es viele Strandbleibe längs Mokropetz, Schenor, Dobrichovic, wo ſich viele Leute daran betheiligten, Bauholz, Beſtandtheile von Mühlen, Bienenſtöcke, Möbel, Vieh, Pferde aufzufangen. In Mokropetz fing man ein werthvolles Schmuckkäſtchen auf; um daſſelbe entſpann ſich eine Rauferei. Die Gendarmerie intervenirte hiebei und nahm das Käſtchen in Verwahrung. Ueberhaupt hat die Gendarmerie eine große Thätigkeit entwickelt, nach Verunglückten zu fahnden, Hilfe zu leiſten und iſt bis zum Moment ſehr thätig. Die Verwüſtungen im Kralowicer Bezirke ſtellen ſich eingelaufenen amtlichen Meldungen zufolge als viel erſchrecklicher heraus, als man urſprünglich anzunehmen geneigt war. Der Mühlen-Teich, welcher ein Areal von 137 Joch einnimmt, durchbrach den Damm und ſein Waſſer ergoß ſich in die Strela, welche in Folge deſſen aus ihren Ufern trat und eine furchtbare Verheerung verurſachte. Durch den Anprall der Hochfluth wurde in Plaß die über den Strelaſluß führende hölzerne Brücke weggeriſſen und das Waſſer drang in die unteren Räumlichkeiten des ſogenannten Conventgebäudes (ehemaliges Ciſtercienſerkloſter), bei welcher Gelegenheit der fürſtlich Metternich'ſche Oberbuchhalter Thomas und die Dienersgattin Seidl in ihren Wohnungen ertranken. Von Erſterem heißt es, daß er gerettet werden konnte, doch wollte er angeſichts der drohenden Gefahr die Wohnung nicht verlaſſen und ſchlug wie irrſinnig um ſich, ſo daß er ſeinem Schickſale überlaſſen werden mußte.

## Miscellen.

Mannheim, 3. Juni. „Der Rhein fällt!“ Das iſt der Ausruf, den man ſeit ein paar Tagen aus Aller Mund hört, mit dem Tone, der das Aufathmen, das Schwinden einer ernſten Beſorgniß anzeigt. In der That, die Lage war ernſt genug, wenn man bedenkt, daß die Waſſerhöhe bereits um 2½ Fuß der höchſten bekannten Waſſerhöhe nahe gekommen war, die vermöge der Vertiefung und Canaliſirung des Flußbettes überhaupt vielleicht nicht mehr erreicht werden wird. Ein Wunder war dieſer Nothſtand auch nicht nach den Ereigniſſen, welche vom 17. bis zum 25. v. M. anhielten und eine Regenhöhe von 202 Millimetern, die beinahe viermal ſo viel als der 40jährige Monatsdurchſchnitt angibt, lieferten; ſeit 1780 reicht nur ein Monat, der Juli 1844, beinahe an dieſelbe Regenmenge hinan; der Mai 1872 ſteht alſo in dieſer Beziehung in unſerem Jahrhundert noch unerreicht da. Jedenfalls haben die bedeutenden Anſammlungen der Gelegenheit gehabt, ihre Erfahrungen zu bereichern und für die Zukunft nutzbar zu machen. Zu dieſen Erfahrungen gehört auch, daß die an den Rhein grenzenden Gemeinden gut thun würden, die ſogenannten Sommerdämme, welche angelegt werden, um das dahinter befindliche Vorland bei gewöhnlichem Waſſerſtand und bei einem niedrigen Sommer-Hochwaſſer anbauen zu können, entſprechend zu erhöhen und zu verſtärken. Der Schaden, den die Gemeinde Sandhofen mit Scharhof durch das Brechen der Sommerdämme erlitten haben ſoll, wird auf 120,000 fl. geſchätzt. (S. M.)

Paris, 4. Juni. Der Akademie der Wiſſenſchaften hat geſtern Dr. Decaiſne eine bemerkenswerthe Arbeit über die Fortſchritte der Entvölkerung in Frankreich mitgetheilt. Die Reſultate, zu welchen Dr. Decaiſne mit ſeinen ſtatiſtiſchen Erhebungen gelangt iſt, ſind für ſein Land nicht eben ſehr angenehm; daſſelbe nimmt nämlich, was die Fruchtbarkeit der Ehen und die Zahl der Geburten betrifft, den niedrigſten Platz in Europa ein. Nach Hrn. Decaiſne ergeben 100 Ehen in Preußen im Durchſchnitt 460, in Frankreich nur 300 Kinder. In Preußen entfallen auf je 100 Einwohner jährlich 4.98, in Frankreich nur 2.55 Geburten. In Preußen überſteigt die Zahl der Geburten jene der Todesfälle im Jahre in dem Verhältniſſe von 13,300 Individuen auf jede Million Einwohner, in Frankreich nur im Verhältniſſe von 2400 Köpfen auf jede Million.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'ſchen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 71. Speyer, Samstag, den 15. Juni 1872.

## Jungfer Modeste.

Novelle von **Werner Maria.**

(Fortsetzung.)

Da wuchs in mir allmächtig, überwältigend, Alles in sich verschlingend, eine Sehnsucht nach der Liebe, die, weit, wie der Himmel, Alles im Arm umfängt und Nichts ausschließt.

„Just", sagte ich zu den Beiden, wie vorhin Dorchen: „Rettet Euch, Du bist ein leichtes Ding, der Just ist stark genug für Euch Beide — an mir ist doch nicht viel gelegen; ich bin alt, bald müßt' ich doch fort, dies ist vielleicht die beste Manier. Auch wär's ja eine Möglichkeit, ihr brächtet mir Rettung."

Da umschlangen mich Beide, erdrückten mich fast und wir saßen zusammen, Keins konnte vom Andern lassen, glücklich — ich kann es nicht anders nennen — trotz unserer trostlosen Lage.

Drüben aber fing sich's an zu regen, zu laufen, die Boote der Fischer kamen nach Haus — wir wurden gesehen — gehört, triefend von Wasser sprang das Hündchen zu uns herein; es hatte den ersten Alarm geschlagen.

Noch gerad im letzten Augenblick wurden wir gerettet.

Bald saßen wir wieder fröhlich auf dem Altan, das Nachzittern überstandener Gefahr nur noch als angenehmes Grauen in der Seele; frisch, denn auch geistig hatte man ein Bad genommen. Wer sich das Sterben anprobirt hat, merkt fast immer, daß es ihm zu eng oder zu weit war; passend wohl nie. Darunter weggekommen, richtet man sich ganz gern noch einmal häuslich wieder hier ein, findet das Schlimme nicht so schlimm und das Schöne doppelt schön.

Es dauerte nur kurze Zeit — worauf sollten sie warten? — da wurde Just mit Dorchen zusammengegeben; für Alle ein Fest. Groß und Klein. Man merkte, daß er verstand, das Leben zu genießen. Noch lange sah man Abends die Raketen aufsteigen und hörte den Jubel. Eine selige Zeit begann; wie er immer gesagt, für das Glück war er geboren; mit voller Hand auszutheilen. Kunst, Natur, Alles wurde in den Kreis hineingezogen; seine Gedanken irrten nicht mehr planlos umher, bald dort, bald hier sah man sie sich gestalten in Parkanlagen, in Bauten.

Ein kleiner Zauberpalast entstand am Strand des Meeres. Im Frühjahr zogen wir hinein. Die Welt war für uns ganz verbrämt mit Lustbarkeiten. Hatten wir sie an einem Ort ausgekostet, zogen wir nach einem andern; bald schwammen wir in Gondeln mit bunten Lampen auf dem Lido, bald waren wir zum Carneval in Rom, bald ruhten wir zwischen Myrthen und Orangen in immergrünen Wäldern; ab und zu kehrten wir zurück zu unserer sogenannten Heimath. Es war ein ruheloses Suchen, ein Jagen, als ob es immer noch einen schönern Punkt gäbe, den wir versäumen könnten.

Da war's, daß ich zum ersten Mal in meinem Leben mich überflüssig fand; fast möchte ich sagen: ohne zu lieben. Ich war so gewöhnt, durch Sorge und Pflege meine Liebe auszusprechen, in dem Gefühl, Wohlleben geschaffen zu haben, meinen Dank zu finden. Hier ging Alles von selbst. In meinem Egoismus vergaß ich, daß für den scheinbar Unnöthigsten doch plötzlich der Augenblick kommen kann, wo er unentbehrlich ist. Ich wartete meine Zeit nicht ab, schürte Heimweh vor und ließ die Beiden ihrem Glück. Schon auf der Reise hatte ich mehr als ein Mal Lust, umzukehren; dies hatte ich ihnen noch sagen wollen, vor jenem warnen, aber ich schämte mich.

An einem Novembermorgen kam ich an; ich schob es auf das Regenwetter, daß mein Stübchen mich so traurig ansah und mich zu fragen schien: „Was kommst Du so allein? Was willst Du von mir?" —

Es tropfte fort und fort von den Dächern. „Modeste", frug's, „sehnst Du Dich auch zurück nach dem schimmernden goldenen Land?" —

Nicht nach dem Land, aber nach meinen Kindern.

Dort glaubt' ich zu wenig von ihnen zu haben; jetzt erfuhr ich, wie viel ich gehabt — die Luft, die wir athmeten, verband uns, der Anblick ihrer lieben Gestalten exquicte mich.

Was kommt dem elenden Gefühl gleich, wenn der Tag vorüber geht und bringt Nichts von ihnen? Eine Straße ist schon schlecht; so aber — getrennt durch Meer und Gebirg!

„O", sagt' ich zu mir, „was sind wir Menschenkinder doch thöricht! Wann werden wir Freud und Leid richtig zu unterscheiden wissen!"

Das Haus des verstorbenen Michel Dürr schickte mir seinen Bevollmächtigten, sobald ich ankam. Er

Digitized by Google

hatte eine lange Unterredung mit mir, in der er mir sagte, was mir längst geahnt, daß Juſt bei Weitem die Mittel überſchritt, die ihm zu Gebote ſtänden; er gehrte vom Capital und auch ſelbſt davon war nicht mehr viel vorhanden, Dortchen's Vermögen ſo gut wie verſchwendet. Man kann Briefe ſchreiben, wie ich's that; aber ein Wort zur rechten Zeit, die Gegenwart thut doch mehr. Ein banges Jahr verging. Wär' ich doch nicht fortgegangen! Dicht muß man ſich zu denen halten, die man liebt, damit Gott Einen zur Hand hat, wenn er Einem die Freude gönnen will, ihnen zu dienen. Ich machte mich wieder auf und ſtand endlich wieder bei meinen Kindern auf der Veranda am Meer.

Sie wußten ſich nicht zu faſſen vor Entzücken; welch' einen dummen Streich hatte mir mein Herz geſpielt, als ob man nicht Den entbehren, vermiſſen ſollte, der Einen ſo treu liebt, wie ich die Beiden!

„Dortchen", rief Juſt lachend, „glaube nicht, daß Tante Modeſte unſerthalb kommt; es gibt wieder etwas zu wickeln und zu warten, deshalb kommt ſie allein."

„Meinethalb nehmt es, wie ihr wollt", antwortete ich, „zum Helfen komm' ich natürlich."

Als Dortchen fort war, nahm ich Juſt gleich vor.

„Wie denkſt Du, daß Alles werden ſoll?" frug ich und legte ihm die Papiere vor.

Er ſah lange hinein. „Ich bin kein Rechenmeiſter", ſagte er endlich, „da werde ein Anderer daraus klug."

„Das iſt nicht ſo ſchwer", fuhr ich fort, „wo Null mit Null aufgeht."

„Es wird wohl wieder eine Rechnung ſein, wie ſie Michel Dürr machte."

„Da Du ſie nicht machſt, muß ſie wohl ein Anderer für Dich machen. Du biſt am Ende mit Deinem Reichthum, ſo viel iſt gewiß."

„Nun", ſagte er leichthin, „ſo haben wir wenigſtens auch Etwas davon gehabt."

„Ihr hättet viel mehr davon haben können, ein ſorgenfreies Leben, und nun —"

„Sorgenfrei nennſt Du das? ſorgenfrei, wenn man jeden Groſchen zwei Mal umdrehen muß, eh' man ihn ausgibt, damit es auch ja bis an's Ende reicht? Es wird ſich ſchon wieder Etwas finden."

„Für Dich magſt Du ſo reden, aber für Dortchen!"

„Dortchen und ich ſind Eins; was ich liebe, liebt ſie, was ich gut finde, heißt ſie auch gut."

„Aber Dein Kind, Juſt."

Er lachte hell auf. „Natürlich, das iſt bei Dir die Hauptſache. Das kleine Ding wird doch nicht gleich ſo rieſengroße Anſprüche machen; für's „Erſte" braucht es nichts als die Mutter und Dortchen iſt ja da."

„Für's Erſte", wiederholte ich. —

„Bis es erwächſt, iſt lange Zeit; mag es ſpäter ſehen wie es fertig wird. Iſt's mir doch auch ſo gegangen. Bin ich nicht auch hinausgeworfen worden, ohne Zukunft, ohne Ausſicht wie in das Meer geworfen, geklammert an eine Planke! Hat die Gegenwart nicht auch das höchſte Recht und betrügen ſich die Menſchen nicht umſonſt darum, indem immer der Eine für die Zukunft des Andern ſorgt?"

(Fortſetzung folgt.)

## * Ein Beſuch auf dem Schlachtfeld von Gravelotte.

(Fortſetzung.)

Wir benutzen das öſtliche der erwähnten beiden Thäler, das von Chatel-St. Germain, um auf die Hochfläche zu gelangen. Denſelben Weg ſchlägt auch die nach Verdun führende Eiſenbahn ein. Bald haben wir das Dorf Chatel-St. Germain erreicht, über deſſen Höhe ein alter Thurm, der noch von den Römern herrühren ſoll, aufragt. Eine alte Römerſtraße zieht ſich noch auf der Hochfläche gegen Metz, das damalige Divodurum, hin und ſchneidet bei Gravelotte, an jener Stelle, wo der heftige Kampf um den Hof St. Hubert ſtattfand, das Thal der Mance.

Allmälig erweitert ſich der Blick des Wanderers, und je mehr wir uns der Stelle nähern, wo das Thal von Chatel-St. Germain in die Hochfläche verläuft, deſto mehr überblicken wir ſchon Theile des Schlachtfeldes. Auf den Anhöhen gegen Metz zu, von Waldungen gedeckt, ſtand Bourbaki mit der Garde, mit Grenadieren und Zuaven in Reſerve, ohne aber in den Kampf einzugreifen. Bei Amanvillers kommen wir aus dem Thale auf die Höhe und damit in das Centrum der franzöſiſchen Aufſtellung. Was von dieſem Orte ſüdlich ſtand, behauptete trotz der heftigſten Angriffe der Deutſchen ſeine Poſition; die nördlich von hier ſtehenden franzöſiſchen Corps wurden zuerſt bei St. Privat geworfen und mußten dann in großer Unordnung auf der Straße zurückweichen, die über Woippy nach Metz führt. Die Eiſenbahn ſchneidet hier quer die beiderſeitigen Aufſtellungen und nach ihrer Eröffnung, die bald erfolgen ſoll, wird es auch dem Fußgänger leicht ſein, von der Station Amanvillers aus wenigſtens die Hauptpunkte des Schlachtfeldes in einigen Stunden zu beſuchen.

St. Privat-la-Montagne, wo die Entſcheidung des blutigen Tages fiel, liegt vom Centrum der franzöſiſchen Aufſtellung noch 2 Kilometer nach Norden. Noch einen Kilometer in derſelben Richtung weiter liegt das Dorf Roncourt; es bezeichnet das Ende der Schlachtlinie und damit auch den Punkt jener Umflügelung, die den Sieg der Deutſchen entſchied. Beide Orte liegen hoch und beherrſchten die Aufſtellung der deutſchen Truppen. Von dem Punkte, wo die aus Metz kommende Straße St. Privat verläßt, um nach St. Marie-aux-Chênes hinabzuſteigen, und noch beſſer vom Kirchhofe in St. Privat aus kann man den beſten Ueberblick über dieſen wichtigſten Theil des Schlachtfeldes bekommen. Das Dorf zeigt noch manche Spuren des wildeſten Kampfes, obgleich bereits viele niedergebrannte Häuſer wieder aufgebaut und die größeren, durch die Granaten verurſachten Mauerlücken wieder geflickt ſind.

St. Privat bildete, wie geſagt, den Angelpunkt des Kampfes. Der Beſitz dieſes hochgelegenen Dorfes machte es den Franzoſen möglich, jederzeit auf die vor ihnen liegende, nach Weſten gegen die Orne ſich abdachende Hochfläche hinabzuſteigen und ſo nach dem

Digitized by Google

Innern Frankreichs zu entkommen. Um jeden Preis mußten sie daher aus dieser Stellung vertrieben werden. Gravelotte, wo sie durch die ganze deutsche Armee hätten brechen müssen, war weniger wichtig, als dieses Dorf. Alles lag daher daran, St. Privat und dessen nördlichen Flügel Roncourt zu nehmen. Als man im Hauptquartier am Vormittage des 18. Sicherheit erlangt hatte, daß die Franzosen ihre hochgelegene Position noch inne hatten, dirigirte man das Gardecorps und die Sachsen gegen Norden, um dort die feindliche Aufstellung zu umfassen. Inzwischen begann bereits an den andern Punkten der Kampf, aber vorwiegend mit Artillerie, da die vollständige Entwickelung der deutschen Schlachtlinie abgewartet werden mußte. Um 3½ Uhr konnten die Sachsen das unterhalb St. Privat liegende St. Marie-aux-Chênes nehmen und die Franzosen nöthigen, auf die Höhe zurückzuweichen. Einstweilen beschoß man sie dort wieder mit Granaten, während die Garde sich am Fuße des Abhangs festsetzte und die Sachsen weiter marschirten. Bis diese in ihrer Stellung gegen den nördlichsten Theil der französischen Position eingerückt waren, wurde es Abend. Einstweilen versuchte die Garde einen Sturm auf St. Privat, der aber mißlang, trotz des Heldenmuthes, mit dem sich Officiere und Mannschaften aufopferten. In den Schützengräben verschanzt lagen die Franzosen und warfen die Angreifer mit ungeheuern Verlusten zurück. Endlich, des Abends nach 6 Uhr, kamen die Sachsen vor Roncourt an; sie hatten bei der großen Schwenkung aus der Stellung von Ost nach West in eine solche von Süd nach Nord den weitesten Weg zu machen gehabt. Nun wurde ein concentrischer Angriff auf die Stellung St. Privat-Roncourt unternommen, gleichzeitig St. Privat wie aus einem Halbkreise mit Geschossen überschüttet und um 6¾ Uhr drangen Preußen und Sachsen gleichzeitig in das Dorf ein. Die Würfel waren gefallen; Bazaine mußte in Unordnung nach Metz zurück. Ein allgemeines Vorrücken des linken deutschen Flügels bezeichnete den siegreichen Erfolg des Tages.

Der Blick von der Höhe von St. Privat hinab auf das Schlacht- und Todtenfeld ist ein unvergeßlicher. Gerade vor uns steigt die breite, von Bäumen eingesäumte Straße die Anhöhe hinunter nach St. Marie-aux-Chenes, das etwa 2 Kilometer nach Westen und wohl 100 Meter tiefer als St. Privat liegt. Beide Orte sind durch eine weite, sanfte Abdachung mit einander verbunden, auf welcher die Garden ohne Deckung heraufstürmen mußten. Es scheint fast unmöglich, auf einer schiefen Ebene von solcher Ausdehnung Truppen gegen eine stark befestigte, hoch gelegene Stellung marschiren zu lassen. Ungeheure Opfer hat aber auch diese Entscheidung gekostet. Dreißig und noch mehr große Leichenhügel, alle erhaben und mit weiß angestrichenen Holzkreuzen geschmückt, kann das Auge hier inmitten der üppig grünenden, mit deutschem und französischem Blute gedüngten, Fluren erkennen. So weit der Blick nach rechts und links schweift, ruht er auf diesen stummen Zeugen des heißesten Kampfes. Eine ernste Stimmung muß Jeden ergreifen beim Anblicke dieses gewaltigen Leichenfeldes, das in riesigem Faltenwurfe hier vor ihm ausgebreitet liegt. Das Gefühl des Sieges tritt zurück bei dem Gedanken an die zahlreichen Opfer desselben, die hier schlummern, nachdem sie dem Vaterlande diesen glorreichen Tag mit ihrem Herzblute erkauft haben.

Mit St. Privat betritt der Wanderer das Gebiet der Denkmäler. Wie sich weit und breit in den Fluren die hohen Leichenhügel hinziehen, so stehen auf den hervorragenderen Punkten des ganzen Schlachtfeldes eine Menge kleinerer und größerer Denkmäler; bald sind sie von Einzelnen ihren gefallenen Angehörigen gesetzt und tragen dann das Gepräge des selbstlosen Schmerzes; bald auch begegnen wir stolzen Gedenksteinen, von hohen Personen oder ganzen Truppenkörpern gestiftet. Dort sehen wir nur die Trauer um die Gefallenen, hier schlägt das Bewußtsein des Siegers durch.

In der Nähe von St. Privat, nur wenige Minuten nach Süden, steht am Rande der Anhöhe das Denkmal, das die Kaiserin Augusta ihrem Garderegimente errichten ließ. Ein zweites, noch größeres Monument auf dem Wege dorthin wird eben erbaut. An der Straße nach St. Marie-aux-Chênes befindet sich links ein anderes Denkmal, ein Felsblock mit einem daran gelehnten Kreuz. Die Officiere des Kaiser-Franz-Gardegrenadier-Regiments ließen es ihren hier gefallenen Kameraden errichten. Auf der andern Seite der Straße liegt, kurz vor dem Eingang in das Dorf, ein kleiner Friedhof, unter dessen Kreuzen und Gedenksteinen nur deutsche Soldaten und Officiere den Heldenschlaf schlafen. So weit das Auge reichen kann, erblickt es in den grünen Feldern solche kleinere und größere Denksteine, untermischt mit den großen Grabhügeln, die, hoch aufgeschichtet, Hunderte von Leichen bergen. In der Regel sind diese Hügel nur mit einem weißen Holzkreuze geziert, auf welchem das eiserne Kreuz klein aufgemalt ist.

(Schluß folgt.)

## Miscellen.

(„Mir" und „Mich".) In einer preußischen Stadt wurde von einer wandernden Schauspielertruppe „Don Juan" gegeben und Donna Elvira ließ sich im zweiten Acte aus ihrem Fenster schmelzend vernehmen:

„Mann ohne Wort und Glauben,
Willst Du den Trost mich rauben —"

„Mir! Mir!" tönte es plötzlich im ganzen Hause, und die geängstigte Sängerin begann von Neuem:

„Mann ohne Wort und Glauben,
Willst Du den Trost mir rauben,
Der mir noch anfrecht hält?"

„Mich! Mich!" erschallte es wieder, und bei jedem Verstoße dieser Art schritt das Publikum als donnernder Corrector ein. Als aber der Lärm immer häufiger und toller ward, rief endlich der Polizei-Commissär des Ortes, auf eine Bank steigend und mit gläubendem Angesichte: „Meine Herren, ich bitte mich Ruhe aus!" — „Mir! Mir!" dröhnte es jubelnd von allen Seiten, und der arme Polizei-Commissär verließ ingrimmig seine Rednerbühne, befahl, den Vorhang fallen zu lassen und schloß unter allgemeinem Gelächter die tragische Oper.

Digitized by Google

Dem Dichter der „bezauberten Rose", und der „Cäcilie" Ernst Schulze soll in Celle, seinem Geburtsorte, ein Denkmal gesetzt werden, wozu jetzt Sammlungen eingeleitet sind. E. Schulze starb kaum 28 Jahre alt am 29. Juni 1819 in Celle. Für die bezauberte Rose wurde ihm der in der „Urania" ausgesetzte Preis zugebilligt. Er empfing die Nachricht von seinem poetischen Siege auf seinem Todesbette.

Aus Dresden, 1. Juni, schreibt Alexander Reincke: ist es nicht unglaublich, daß in unserem Deutschland Millionen Menschen, die beim Ackerbau beschäftigt sind, sich mit Kartoffeln und Häring begnügen, während sie sich beinahe ohne Kosten und mit nur äußerst geringer Mühe ein vortreffliches Fleisch für's ganze Jahr und einen Pelz für den Winter verschaffen können? Ist es nicht unglaublich, daß bei uns die Erziehung des Kaninchens, dieses dankbarsten aller Thiere, so ganz und gar vernachlässigt ist, während in England, Frankreich, Holland, Belgien ꝛc. mehr als hundert Millionen Kaninchen jährlich zu immer steigenden Preisen verbraucht werden und der Handel mit ihren Fellen bedeutende Capitalien in Bewegung setzt? Wenn man die überaus große Wichtigkeit dieses Thierchens begriffen haben wird, so wird man die Ueberzeugung gewinnen, daß aus seinem unserer Hausthiere sich ein größerer Nutzen mit geringerer Mühe erzielen läßt; es verträgt die engste Einsperrung und jedes Klima; es läßt sich mit den mannigfaltigsten und billigsten Stoffen ernähren; ist von sanftem Character, rascher Entwicklung und unübertroffener Fruchtbarkeit und erheischt weniger Sorgfalt als irgend ein anderes Hausthier; außer seinem delicaten Fleische, das von allen Feinschmeckern gewürdigt wird, liefert es, je nach der Race, ein für die Hutfabrication sehr gesuchtes Haar oder ein kostbares Pelzwerk, welches Rußland uns schon lange unter den geschätzten Namen verkauft. Es muß und wird in naher Zukunft das Kaninchen in die Rechte eintreten, die ihm gebühren. —

Versailles. Bis zum 27. Mai sind aus Anlaß des Communeaufstandes kriegsgerichtlich überhaupt folgende Strafen verhängt worden: Verurtheilungen zum Tode 73; zu lebenslänglicher Zwangsarbeit 212; zur Deportation nach einem befestigten Platz 894; zur einfachen Deportation 2900; zu Festungs- und sonstiger außerordentlicher Haft 1229; zu Gefängniß von weniger als 3 Monaten 505; zu Gefängniß von 3 Monaten bis zu einem Jahr 1373; zu Gefängniß von mehr als einem Jahr 1138; zur Verbannung 297; zusammen 8415. Die Zahl der Freisprechungen belief sich auf 2112.

## Das Preisräthsel in Nr. 66 der „Palatina".

* Nach Bestimmung des geehrten Einsenders jener beiden Räthsel sollte diesmal der Preis — Herder's „Cid" in eleganter Ausgabe — dem ersten Errather zufallen. Dieser Umstand mag manchen erfahrenen Räthsellöser abgehalten haben, seinen Witz zu versuchen. Es liefen nur neun ganz richtige Lösungen ein und zwar von Hrn. J. Kern in Landau, von einem Leser im Elsaß, von der Casino-Gesellschaft Hasloch, H. in K., Hrn. Joseph Rotenthal in Mannheim, Hrn. Heinrich Lützel in Pirmasens, Hrn. V.-L. Karl Götz in Germersheim, Hrn. Lehrer L. Tretter in Breitenbach und Frl. Rosa Weidmann in Bweyber. Außerdem gingen noch drei falsch-richtige Lösungen ein, denen theils die erste, theils die zweite Nuß zu hart war. Diese Lösungen gaben für das erste Räthsel „Reitungsbrücke" und „Entenjagd", für das zweite „Maßliebchen" an. Die richtigen Lösungen sind: „Miramare" und „Wahlstimme". Zur näheren Erklärung des ersten Räthsels diene Folgendes: Miramare heißt das von Erzherzog Maximilian von Oesterreich erbaute und einst bewohnte Lustschloß am Meer bei Triest. Das Wort ist viersilbig und zeigt zwischen zwei Noten halb ein gefiedertes Thier, halb eine Mutter. Die Noten, freilich in der französischen und italienischen Benennung, sind: Mi (zu deutsch e) und Re (zu deutsch d); das halbe gefiederte Thier ist Ra von „Rabe" und die halbe Mutter ist Ma von „Mama". Zwischen den Noten Mi und Re steckt Ra und Ma. Für die Mehrzahl der Leser wird die Nuß wohl allzu hart gewesen sein. Es sei zur näheren Erläuterung hier noch kurz bemerkt, daß die Franzosen und Italiener die Noten nicht mit c d e f g a h benennen, wie wir, sondern so wie sie Guido von Arezzo, der Erfinder des Notensystems, im Jahr 1002 benannte, nämlich mit ut, re, mi, fa, so, la, si; es sind dies die Anfangsbuchstaben eines lateinischen Hymnus auf St. Johannes, welcher lautet:

**Ut** queant laxis
**Re**sonare fibris
**Mi**ra gestorum
**Fa**muli tuorum
**So**lve polluti
**La**bii reatum
Sancte Johannes,

was ein geschickter Student rasch in's Deutsche übersetzen wird.

Ein Leser im Elsaß wollte seinen Preis für die Hinterbliebenen der beim Kirchenbau in Zweibrücken Verunglückten verwerthet haben, was wir nicht können, da sein Brief erst in zweiter Reihe eintraf. Seiner Freundlichkeit verdanken wir noch folgende, die Lösung begleitenden Strophen:

Sei mir freundlich gegrüßt, du Räthseldichter am Maine,
Der, ein Meister der Form, sphinxhaft hüllend den Sinn,
Gar die Distichen schmückt mit des Reimes zierlichem Ausklang,
Was noch Keiner gewagt auf dem deutschen Parnaß.
Zwar nicht zahl' ich zur Zunft der Räthselerfindenden Pfälzer,
Deinem Räthsel jedoch kann ich der Oedipus sein:
„Vier der Silben bilden das Wort, das zwischen zwei Noten,
„Halb ein gefiedertes Thier, halb eine Mutter uns zeigt.
„Kunst und Natur erzeugten das Ganze, auf felsigem Boden
„Steht es am Meere, es hat Unglück den Bauherrn erreicht."
„Miramare" — das ist's, das Schloß auf felsiger Küste,
Das der unglückliche Max, Mexiko's Kaiser, erbaut.
Leichter für Alle ist wohl die richtige Lösung des Zweiten:
Wahrlich, es kann sonst nichts als „Wahlstimmen" nur sein.
Hab' ich richtig errathen, so bitt' ich, freundlicher Dichter,
Sende den classischen Cid, daß wir ihn machen zu — Geld!
Solches senden wir dann der darbenden Wittwe im Westrich:
Deficiente pecu — deficit omne — nia!

Herr Karl Götz sandte folgende andere Lösung in Versen

I.

Lange hab' ich mir den Kopf zerbrochen,
Welches wohl die rechte Lösung sei;
Glaubte nicht zu finden sie in Wochen,
O Oedipus von Theben steh' mir bei!
Fürcht' mich zwar vor keiner Sphinx,
Bin im Rathen selbst nicht links.
Wöglich — als in's adriat'sche Meer ich fahre,
Denk' ich alsogleich an **Miramare.**
Mi und re, die früheren Musiknoten,
Fassen ein die Sylben ra und ma,
„Rabe", „Mama" je dazu die Hälfte boten,
Und so steht das ganze Wort jetzt da:
„Miramare" ließ ja Max von Oestreich bauen,
Doch als Kaiser soll' sein Schloß er nimmer schauen.

II.

Das zweite Räthsel ist nicht schwer zu rathen,
Getroffen hatt' ich bald die rechte „Wahl,"
Der Landstand kam mir sehr zu statten,
Die erste Silbe paßt auf jeden Fall;
Entzücken kann des Sängers Stimme
Und martern auch, das ist gewiß,
Je nachdem ihr Lob und Tadel ijeme,
Bald ist sie rauh, bald zart und süß;
In Ueberzahl wünsch' ich das Ganze —
„Wahlstimme" meinem Freunde Franze.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 72. Speyer, Dienstag, den 18. Juni 1872.


## Jungfer Modeste.

**Novelle von Werner Maria.**

(Fortsetzung.)

Dortchen fand ich verändert. „Denk' Dir", sagte sie heimlich zu mir, „es ist mir zu schön hier, ich habe Heimweh nach unserem engen Stübchen. Dort hatte ich mehr Freude, konnte Just überraschen mit guten Dingen, mit allerlei Vergnügen. Hier ist man so satt davon."

An einem wilden Gewittertage, der alle Lieblichkeit umher mit einem Schlage vernichtete, wurde das Kind geboren, ein kleines Mädchen.

Es ging wie ein Aechzen und Klagen durch die Natur, das sich in die Klagen der Menschen mischte. Brausend schwollen die Meeresfluthen und spielten mit den Splittern gestrandeter Schiffe. Dunkle Wolken drohten am Himmel durch unausgesprochene Schrecknisse. Das leichte Lusthaus zitterte und von den schlanken Säulchen riß der Sturm die zierlichen Ranken und jagte sie haltlos in den Lüften umher.

Wir standen gedrängt um Dortchens Lager. Der Jammer draußen ein Wiederhall für den Jammer innen. Der Arzt gab keine Hoffnung — es waren Zeichen und Zufälle, die keine zuließen.

Just war fassungslos, ich schickte ihn hinaus, damit der Ausdruck seines Schmerzes das arme Dortchen nicht erreiche und ihr das Scheiden noch schwerer mache; aber mein Herz erwärmte sich wieder für ihn, wenn ich durch das Seufzen des Windes seine trostlose Stimme hörte.

Meist war sie bewußtlos. Ich war jetzt allein mit ihr. Das Kind, ein ganz lebenskräftiges Kleines, lag mir im Arm. Draußen ließ das Wetter nach — es wurde stiller; wie von fern dröhnte der Donner und wie im Traum fuhren bleiche Scheine durch das Gemach. — Ueber die Wolken fort erkämpfte sich der Mond seine lichte Straße — er zog wie ein Sieger daher und vor ihm flohen zerfprengt die dunklen Schatten.

Würde es hier auch so sein? Würde es noch einmal hell und licht werden? Fast schien es so.

Dortchen schlug die Augen auf, aber ein angstvoller, unruhiger Ausdruck war darin. Sie richtete sich empor; verstört und wild blickte sie umher. — Ich dachte, sie wäre wieder von sich.

„Was willst Du? Was suchst Du?" frug ich leise.

„Mein Kind!" rief sie, „mein Kind!"

Ich legte es ihr in die Arme, da fing sie an zu weinen und zu schluchzen, daß mir, die ich's hörte, das Herz still stand.

„Weine nicht so", bat ich, „Du machst Dich kränker."

„Was schadet das?" antwortete sie; „es hilft mir nichts mehr, ich hörte es ja, ich weiß es — ich muß sterben. — Ach," rief sie ein über das andere Mal, das Kind an sich drückend, „ich muß fort — fort von Dir — kann Dich nicht pflegen, nicht warten, nicht hüten, gebe Dir nichts, als dies jammervolle Leben — o, dürft' ich's verlöschen! Dürft' ich Dich mit mir nehmen in den ewigen Schlaf, wie sanft wollten wir mit einander ruhen, wie selig!"

„Still, Dortchen", sagt' ich, „man darf einem Kinde nicht den Tod wünschen! Weißt Du nicht, daß Leben Gottes Odem in uns ist? . . ."

„Es wird mir so Angst darum", entschuldigte sie hastig, immer noch verstört um sich schauend, es deckend mit ihren Armen, wie die Henne das Küchlein mit den Flügeln. „Wer wird's versorgen? — Wer? — Wer wird's lieben?"

„Ich bin alt", sagt' ich, „und alte Leute dürfen nicht viel versprechen; doch so lange ich lebe, wird's nicht verlassen sein."

„Aber später, — später?" frug sie fieberhaft eifrig. „Was braucht solch' ein Geschöpf Alles, bis es erwächst . . . Jetzt erst erkenne ich, was Du für mich gethan — Deine Liebe und Treue, komm' und schilt mich. Wie war ich aufgenommen, ich, eine Waise; und mein Kind, das eine Heimath hat, wie fremd, wie verlassen wird's darin sein!"

„Habe Vertrauen, Dortchen, es wird schon Einer dafür sorgen."

Aber sie ließ sich nicht trösten, verfiel wieder in ihren Jammer.

„Könnt' ich's mit mir nehmen! Dürften wir mit einander die Welt verlassen! Ich glaubte", sagte sie, das Haupt wieder erhebend, „ich könnte Niemanden heißer lieben, als den Just. Als ob Liebe ein Ende hätte, als ob man wissen könnte, wie weit sie reicht. — An das Kleine dacht' ich nicht — nicht an

Digitized by Google

mein Kind. — Und nun — nun es da ist, strömt es ihm zu von meinem Herzen — heiß, als hätt' ich noch nie geliebt. O, was möcht' ich ihm Alles anthun! Was gäb' ich darum, könnt' ich es — Alles umsonst — keine Stätte hab' ich ihm bereitet — Nichts vorhergesehen — fremd, einer Last gleichgeachtet, tritt es in die Welt. — O, wie schrecklich ist es, in Unruhe sterben — in Unruhe um Das, was Einem das Liebste ist."

„Just ist da", sagt' ich zweifelhaft; „er wird sich dessen annehmen, wenn ich nicht mehr bin."

Sie drängte sich zu meinem Ohr und flüsterte: „Just! Ich bin schuld, daß es nicht so sein wird — dort, eben dort hab' ich dem Kind keine Stätte bereitet. — Es wird ihm überall im Weg sein, glaubst Du nicht auch? Fordern wird's, nicht geben — er aber ist gewohnt, nur zu empfangen; ich hab' ihn daran gewöhnt. — Für ihn paßt kein Kind, keine Sorge, er macht sich frei davon, er wird es kaum merken, wenn es stirbt — vergeht. — Das wäre ja noch nicht das Traurigste, wenn es mir bald folgte; aber was kann man leiden, ohne zu sterben! Wie wird es herumgestoßen werden unter fremden Leuten! Ein Hund ist schon elend, der dem Herzen nach Niemandem angehört, für den Niemand sorgt — aber ein Kind! Mein Kind, mein Liebling . . ."

Ungesehen von ihr war Just eingetreten, an seinem aschfarbenen Gesicht sah ich, er hat Alles gehört.

Eine Zeit lang hörte er ihr stumm zu, wie sie immer wieder in dieselbe Klage verfiel: „Wer — wer wird dafür sorgen? Könnt' ich's mit mir nehmen!"

Dann näherte er sich ihr. „Mir vertraust Du's nicht an, Dortchen", sagte er und seine Stimme zitterte.

Flüchtige Röthe färbte ihr Antlitz — sie schwieg.

„Du hast Recht", fuhr er fort, „ich würd' es auch nicht thun. Worte sind geduldig, ich könnte Dir schwören, wer weiß was, aber es würde Dir nicht helfen. Wer kann für sich stehen, daß er plötzlich ein Anderer wird, obgleich es Tage gibt, die Einen zu verwandeln scheinen von Grund aus — aber ein Besserer werden — da liegt's . . . Verachten würd' ich mich — aber was hilf' es dem Kind! Dortchen, Deine alte Liebe will ich anrufen — sonst hieltest Du so viel von mir, vertrautest mir in Allem, glaubtest an Gutes und Großes in meiner Seele. Vertrau' mir noch ein Mal! Ich will unser Kind nicht versäumen, nicht verlassen; die Sorge darum soll mein Leben werden. Um das Kleine, mußt Du denken, wird er's schon thun, um nichts Anderes in der Welt — aber um das Kind doch — Dortchen, Du hast ihm doch eine Stätte bereitet — Deine Liebe zu mir hat es gethan!"

Er streckte die Arme nach dem Kind aus — in ihren Augen — erlöschend, schon dem Tod nah' — tauchte es wie ein Sonnenstrahl auf; mit der letzten Kraft legte sie ihm ihren Schatz hinein.

„Es ist wieder mein Vermächtniß", flüsterte sie, „anders wie damals, aber auch Reichthum — o, könntest Du's erkennen!"

„Mag es sein, was es will", erwiderte er, Schmerz, Noth, Entsagung — ich will es auf mich nehmen. Dortchen, Deiner will ich gedenken und wie Du mir Alles gabst, ihm geben, was ich kann."

„Du kannst, was Du willst, Just", sagte sie mit der alten Zuversicht und ein verklärter Ausdruck lagerte auf ihrer Stirn. „Wie konnte ich an Dir irre werden! Ich vertraue Dir's an, gewiß, ich vertraue Dir unser Kind, wo könnte es besser sein, als bei Dir?"

Damit zog sie sein Haupt zu sich auf das Kissen, zwischen ihnen lag das Kleine. Sie flüsterten noch lange mit einander; aber ich hörte nicht, was sie sagten.

In der Nacht traten die gefürchteten Zufälle wieder ein, der Abschied wurde ihr erspart; ohne es zu wissen, ging sie hinüber.

Draußen war es ganz still geworden; frisch und warm zugleich brach der neue Tag an und versuchte sein Leuchten durch die Schatten der niedergelassenen Vorhänge zu schicken. Just saß unbeweglich am Bett und sah bald auf die Leiche, bald auf das neuerwachte Leben in meinem Schooß. Ich begriff nicht, warum es mit dem verlorenen vertauscht worden war; dies Dasein fortgenommen, welches uns so nothwendig war wie die Luft, die wir athmeten; ein anderes hineingedrängt zur Sorge, zur Last. Solch' zerbrechliches, kleines Dasein, aus dem der Tyrann werden sollte für Just; eine Fessel, die er nicht abwerfen durfte und die ihn trotz Allem anschloß an jene Art Existenz, die er mehr fürchtete, als den Tod.

„Er wird sie sich doch abschütteln", dacht' ich.

(Schluß folgt.)

## * Ein Besuch auf dem Schlachtfeld von Gravelotte.

(Schluß.)

St. Marie-aux-Chênes, das vor uns liegende Dorf, ist bald erreicht. Dort wird gewöhnlich Rast gemacht in einem guten Wirthshause, das aber des Schildes entbehrt. Die Thüre zeigt noch Spuren der Axthiebe, welche sie damals sprengten, und auch im Innern kann man noch die Spuren der Kugeln verfolgen. Im Allgemeinen hat der Ort an jenem Tage wenig gelitten, obwohl er zuerst von den Deutschen und später von den Franzosen beschossen wurde. Die meisten Einwohner befanden sich während des Gefechts in den Kellern. Nun sind die Leute wieder ruhig geworden; denn dem Bauer, der in harter Arbeit dahinlebt, liegt oft wenig daran, wer ihn regiert, wenn er nur gut regiert wird: wenig Steuern, wenig Soldaten, gute und billige Justiz, vor Allem aber ein reicher Segen der Felder, damit ist er meist zufrieden; der Patriotismus ist bei ihm am stärksten localisirt. Wie die Wogen eines Schlachtfeldes über die Fluren dahinstürmen und Alles vor sich beugen, wie aber schon nach kurzer Zeit die zerstampften Gefilde wieder aufleben, so ist es auch mit der Landbevölkerung. Der Krieg überzieht ihr Land, tost furienartig über ihren

Digitized by Google

Häuptern hinweg; sie beugen sich dem Augenblicke, aber sie bleiben und haften mit unerschütterlicher Zähigkeit an der Scholle. Gerade dadurch sind sie der Stamm für die Menschheit und die Ernährer derselben. Der Lothringer Bauer kann mit den Messinesen bei Schiller sagen:

Die fremden Eroberer kommen und gehen;
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

Die deutsche Sprache kennt man hier schon längst nicht mehr. Auf unsere Frage, ob wir noch in Deutschland seien, hörten wir ein resignirtes: « Nous sommes Allemands. » Hinter dem Dorfe läuft die neue Grenze vorüber, da man dieselbe so gezogen hat, daß die Haupttheile des Schlachtfeldes, die Gräber und die zu errichtenden Denkmäler noch zu Deutschland fielen.

Hinter St. Marie-aux-Chênes liegt wieder ein kleiner Soldaten-Friedhof; ein Officier englischer Abstammung hat hier ein prachtvolles Kreuz vom feinsten weißen Marmor, das aber schwerlich lange von den Einflüssen der Witterung auf dieser ziemlich rauhen Hochfläche unberührt bleiben wird.

Von hier aus nimmt man den Weg der preußischen Aufstellung entlang und kommt dabei auf eine Strecke von etwa 2 Kilometer, nämlich beim Passiren der beiden Orte St. Ail und Habonville, durch französisches Gebiet. Dieses erstreckt sich hier wie ein Zwickel in das deutsche Terrain. Während des ganzen Weges und noch weiter nach Süden trifft das Auge stets auf St. Privat, das von seiner Höhe herab den ganzen nördlichen Theil der deutschen Aufstellung dominirte. Kaum haben wir das französische Gebiet wieder verlassen, so erscheint Vernéville am Rande einer kleinen, zum Gebiete der Mance gehörigen Schlucht gelegen. Es bildete das Centrum der deutschen Positionen. Hinter dem Orte, auf einer kleinen Anhöhe, die für den opt schen Telegraph diente, steht das schönste Denkmal, das an den 18. August erinnert. Die 18. Infanteriedivision errichtete es dem Andenken ihrer während des ganzen Krieges gefallenen Kameraden; sie verlor 73 Officiere und 1755 Mann, darunter allein um Metz 50 Offiziere und 1325 Mann. Das Monument besteht aus einer Säule, die auf einem fein ausgeführten Postamente ruht, dessen Ecken mit sitzenden Adlern geschmückt sind. Auf der Säule selbst sieht, weithin sichtbar, der aufstiegende preußische Aar und schaut hinüber nach St. Privat, das von hier aus in das heftigste Feuer genommen wurde. Als Einfassung hat man 12 alte, umgekehrt gestellte, preußische Kanonenläufe verwendet, die durch Lanzen zu einem Gitter verbunden sind. Sowohl die Idee, als die Ausführung derselben veranlassen uns, diesem Denkmal unter den vielen, die das weite Schlachtgebiet zieren, entschieden den ersten Rang anzuweisen.

Von Vernéville führt die Straße südlich längs der Stellungen des 9., 3., 8. und 2. Corps nach Gravelotte. Beim Ausgang des ersteren Ortes fällt der Blick auf ein altes, an der Straße stehendes Feudalschloß, das dem Herrn von Vernéville gehört. Die meisten solcher Schlösser wurden 1789 zerstört, dieses aber entging dem Schicksale und bietet so heute noch mit seinem alten Thorweg, mit den vier dicken, runden, massigen Thürmen und dem schönen Parke ein interessantes Bild von der Behausung jener feudalen Seigneurs.

An den wieder aufgebauten Höfen Malmaison und Mogador, die innerhalb der preußischen Aufstellung lagen, vorüber erreichen wir bald Gravelotte. Hier laufen die beiden Straßen zusammen, die nach Sedan und Verdun führen und welche der französischen Armee am 16. und 17. August gesperrt worden waren. Der Ort selbst, der furchtbar gelitten hat, ist fast ganz wieder hergestellt. Von hier an berühren wir die südliche Position der Franzosen; sie war die festeste. Tief senkt sich der Weg hinab in die felsige und waldige Schlucht der Mance, auf deren Ostrand die Franzosen sich festgesetzt hatten. Steinbrüche machen den Abfall der Höhe noch steiler und erleichterten die Vertheidigung. Um den Besitz dieser Anhöhe wurde vom Nachmittage des 18. Aug. bis zum Abend heftig gekämpft, aber es wollte nicht gelingen, die feste, durch eine starke Infanterie- und Artilleriemasse fast uneinnehmbar gemachte Stellung zu bewältigen. Die Franzosen kämpften hier um die Existenz ihrer Armee; denn wenn es den Deutschen gelungen wäre, sie auch von hier zu vertreiben, dann wäre jenen kein anderer Ausweg geblieben, als den hinter ihnen liegenden, steilen, mit Fels und Wald besäeten Abhang in das Thal von Chatel St. Germain hinabzusteigen — ein Rückzug, der nothwendig mit der gänzlichen Auflösung der Infanterie in regellose Haufen und mit dem Verluste der Artillerie hätte endigen müssen.

Der Hohlweg, den die Straße bildet, und die Anhöhen beiderseits sind mit den Spuren des Kampfes, besonders mit Gräbern, Denksteinen, Kreuzen und kleineren Friedhöfen besetzt. Die Hauptpunkte der Angriffe waren die beiden an der Straße und vor der französischen Aufstellung liegenden Höfe St. Hubert und Point-du-Jour. Die zwei Häuser, welche letzteren Namen tragen, liegen noch in Trümmern. Erst am folgenden Tag kam man in den Besitz dieser Anhöhen, da sie, nachdem bei St. Privat Abends die Entscheidung gefallen war, von den Franzosen geräumt wurden.

Von der Höhe des Hofes Point-du-Jour kann man einen ziemlichen Theil dieses südlichen Theils des Schlachtfeldes überblicken. Die Straße senkt sich allmälig, um in das Moselthal hinabzusteigen. Lange Zeit zieht sie sich in Windungen an den Abhängen hin, und wer hier bei schöner Abendbeleuchtung hinabfährt, genießt durch die Oeffnung des weinreichen Thälchens einen herrlichen Blick auf die fruchtbaren Gefilde, die wohlhabenden Dörfer und das Silberband des Stromes. Links schaut der St. Quentin trutzig herab auf das grüne Thal und die Ortschaften, die an seinen Vorhöhen sich hinaufziehen; rechts vor uns liegt Moulins, dann folgt die Mosel und über derselben das schön gelegene Montigny, eine Vorstadt von Metz, nur wenige Minuten vom Bahnhofe entfernt. Ganz im Hintergrunde, von den Höhen des andern

Digitized by Google

Moselufers überragt, blickt Metz selbst zu uns herauf, umgeben von dem Kranze seiner Wälle. Hoch aus dem Häusermeer ragt stolz und mächtig die Kathedrale, eines der interessantesten Werke der Gothik, hervor. Sie zeigt das constructive System jenes Baustyls mit solcher Schärfe entwickelt, daß die Außenwände nur noch aus Pfeilern und Fenstern bestehen. Die Wandflächen sind verschwunden, da sie sonst doch nur als Füllmittel dienen würden; die Pfeiler bilden allein das statische Gerippe des Baues und die weiten Zwischenräume werden durch gemalte Glasfenster ausgefüllt.

Bald hat unser Wagen wieder Maison-Neuve erreicht, wo der nach Chatel-St. Germain führende Weg sich mit der von Gravelotte kommenden Straße vereinigt. Von dort geht es über Moulins und Longeville nach Metz; unsere Rundreise über das Schlachtfeld von Gravelotte ist vollendet.

Dr. E. J.

## Miscellen.

(Mißverständniß). Bei einer landgerichtlichen Verhandlung in einem Dorfe bei Aschaffenburg fragte kürzlich, wie bayerische Blätter erzählen, der Assessor den Schulsen: „Nun, wie steht es bei Euch um die Industrie? Gibt es viel Luxus?“ — „Industrie wird hier keine gepflanzt,“ war die Antwort, „und Luxusse sind seit Menschengedenken keine geschossen worden.“

Von dem Regenschirm des Herrn Thiers erzählt das „Paris-Journal“ nachstehende Geschichte: Am letzten Sonntag Morgen wollte Herr Thiers in einem der Höfe des Schlosses (zu Versailles) spazieren gehen und nahm einen Regenschirm mit sich, nebenbei bemerkt, einen ganz ordinären Regenschirm, der kaum 15 Francs kostete. So wie er war, führte er aber doch, wie es scheint, einen sehr anständig gekleideten Herrn in Versuchung, der einen Augenblick, als Thiers mit Jemanden sich unterhielt und den Regenschirm an das Gitter gestellt hatte, benutzte, um sich desselben zu bemächtigen. Der Dieb wurde sofort verhaftet und zur Wache transportirt, wo sich herausstellte, daß er ein Engländer nobelster Herkunft war. Er hatte den Schirm annectirt als „un dokiment kiourieux pour son kollektion“. Hr. Thiers schenkte ihm die Freiheit und den Schirm obendrein. — Die Ehre, von einem Engländer gestohlen zu werden, ist selbst dem Regenschirm Louis Philipp's nicht zu Theil geworden. Hr. Thiers muß in der That ein sehr berühmter Mann sein.

Der Präsident der „Vereinigten Staaten Amerika's“ hat dem Congreß Vorlagen über den Schutz der Einwanderer gemacht. Sie fordern erstens solchen Raum und solche Bequemlichkeit am Bord des Schiffes, die für deren Gesundheit und Wohlbefinden nöthig sind und solche Abgeschlossenheit, daß Einwanderer sich nicht gegenungen sehen, die unfreiwilligen Zeugen so vielen Lasters und Elends zu sein. Weiter fordert er ein Gesetz, welches dieselben bei ihrer Ankunft in den amerikanischen Häfen gegen die Betrüger schützt, die jederzeit bereit sind, sie des Wenigen zu berauben, das sie im Stande waren, mit nach Amerika zu bringen. Die Vorschrift des Präsidenten führt dann fort: Ein Einwanderer ist bei seiner Ankunft nicht Bürger irgend eines der Staaten oder Territorien, sondern er kommt hieher, um Bürger einer großen Republik zu werden; er kann seinen Wohnort nach Belieben ändern, um sich der Segnungen einer schützenden Regierung zu erfreuen, unter welcher Alle vor dem Gesetze gleich sind, und um durch seinen Fleiß die Nationalwohlfahrt zu bereichern. Bei seiner Ankunft kennt er keine Staaten oder Corporation, sondern er vertraut auf den schützenden Arm des großen, freien Landes, von dem er so viel gehört hat, ehe er sein Vaterland verließ. Es ist eine Quelle großer Enttäuschung und Entmuthigung für Diejenigen, die mit unzureichenden Mitteln zu einer behaglichen Fristung des Daseins während der Zeit, in welcher sie nach einem Domicil und einer lohnenden Beschäftigung sich umzusehen haben, hieher gekommen sind, wenn sich dieselben schon auf der Reise nach hier der schlechten Behandlung und jeder Unbehaglichkeit unterworfen und am Ende ihrer Reise sofort von vorgeblichen Freunden ergriffen sehen, die das legale Recht in Anspruchen, sich ihrer anzunehmen und sie zu schützen, aber nicht eher von ihnen ablassen, als bis sie alle Hilfsmittel erschöpft haben, und dann in einem fremden Lande, von Fremdlingen umgeben und ohne Beruf und ohne Erwerb und ohne Kenntniß der Mittel, sich solche zu sichern, im Stich gelassen werden. Dies ist unter dem gegenwärtigen System das Schicksal von Tausenden, die jährlich hier landen. Die Blutsverwandten an Bord des Schiffes und die Behandlung, die ihnen bei ihrer Landung widerfährt, treiben Tausende einem Leben des Lasters und der Schande entgegen, die unter gehöriger humaner Behandlung nützliche und geachtete Mitglieder der Gesellschaft werden würden. Ich rathe nicht zur Erlassung von Nationalgesetzen in Angelegenheiten, die durch die Staaten regulirt werden sollten, aber ich kenne keinen Gegenstand, der nationaler in seinem Character ist, als Bestimmungen für die Sicherheit und die Wohlfahrt der Tausende zu treffen, die fremde Länder verlassen, um Bürger dieser Republik zu werden. Wenn sie ihr Domicil sich auserkoren haben, dann mögen sie die Gesetze ihres Aufenthaltsortes zu ihrem Schutze und zu ihrer Richtschnur kennen lernen. Die Masse der an unseren Küsten landenden Einwanderer, die auf Schiffen unter fremder Flagge ankommen, macht es nothwendig, daß zum Schutze derselben Verträge mit den Nationen geschlossen werden, welchen diese Einwanderer angehören. Seit mehr als zwei Jahren hat man sich unsererseits bemüht, solche Verträge abzuschließen, und ist jetzt guter Grund vorhanden, den gewünschten Erfolg zu hoffen.“

(Geheiligte Esel). Der König Laku von Siam ward einmal durch das Geschrei eines Esels aus dem Schlafe geweckt und dadurch gegen einen Feind gewarnt, der im Begriffe stand, über ihn herzufallen. Zum Dank für diese Rettung befahl der Herrscher der Gläubigen, daß von jetzt ab der Esel ein geheiligtes Thier und sein Name eine besondere Auszeichnung auch für Menschen sein solle. Als nun bald darauf ein Gesandter aus China an den siamesischen Hof kam, ward er von dem Minister folgendermaßen angekündigt: „Großmächtigster Laku, Beherrscher der Gläubigen und des Universums, König der weißen Elephanten und Bewahrer des heiligen Zahns! Ein ungeheurer Esel ist aus China angekommen und wünscht vor das Antlitz Deiner Erhabenheit zu treten.“

## Charade.

(Fünfsilbig.)

Ein Surrogat bezeichnen Erst' und Zweite,
Gleich ihm in fremder Sprache ausgedrückt;
Die Zweit' und Dritte schmiegen an die Seite
Sich eines schönen Landes's reizgeschmückt;
Und in demselben kann'erhellten Lande
Hebt sich die Drit' und Erst' am Meeresstrande.
Nach den drei Letzten willst Du forschend fragen?
Nicht immer legt man gern sie offen dar.
Wozu in's Menschenherz die Blicke tragen?
Ist's nicht genug, daß gut sein Handeln war?
Das Ganze stürmisch kommt daher gestogen,
Und ist, gesehn kaum, schon dem Aug' entzogen.

**Auflösung der Charade in Nr. 67:**
Oleander.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 73. Speyer, Donnerstag, den 20. Juni 1872.


### Jungfer Modeste.

Novelle von Werner Maria.

(Schluß.)

Just mußte es mir wohl angesehen haben, denn er sagte:

„Du glaubst nicht an mich, es müßte ein Wunder geschehen, denkst Du. Glaubst Du nicht an Wunder und bist doch umringt davon! Mir ist selbst als wär' ich verlauscht und könne nie wieder werden, der ich gewesen bin, nie wieder froh, nie wieder begierig nach Allem, was ich sonst heiß wünschte — ob nun aber Der, den das Kind braucht? — Gott helfe mir dazu." Er nahm es auf die Arme. „Wie leicht Du bist", sagte er, „und sollteſt doch für mich zu schwer sein! — Wie natürlich für einen Vater, sein Kind zu lieben, dafür zu sorgen, und ich sollte das nicht können?"

„So ist's nicht gemeint!" rief ich; „aber wer ein tägliches Entsagen nicht gewöhnt ist . . ."

„Täglich", wiederholte er, „Du hast mich nicht begriffen. Ein für alle Mal hab' ich's gethan; für mich ist mit diesem Tag aus, was Leben heißt — als hätt' ich mich in den Tod gestürzt, um einen Andern zu retten. Nach nichts mehr in der Welt will ich mich umschauen, nach keiner Lust, nach keinem Genuß, unempfindlich — bleich, stumm wie die Leiche dort — ohne Wunsch, ohne Begehr. Verdorrt doch Mancher am Geist bei lebendigem Leib. Ersticken will ich, was sich in mir regt und höher hinaus will; zwingen will ich mich zur Niedrigkeit, für die ich bestimmt war, gierig nach Gewinn wie der Geizhals, Groschen auf Groschen zusammensparen für mein Kind. Fort will ich von hier; brechen mit der Vergangenheit, keinen Freund, keine Verbindung mit hinübernehmen — absterben wie Der, hinter dem sich des Klosters Pforte schließt."

An einer der schönsten Stellen legten wir Dortchen zur Ruh'. Das Meer sah man von dort aus und unermeßliche Fernen. In der Nähe schlang die glühende, kleine Rose sich um die Cypresse und küßte den dunklen Stamm, der hoch in den klaren Aether hineinragend aufstrebte, als wisse er nichts von ihr. Myrthen und Orangen, feurige Geranien drängten sich herzu, Blätter und Blüthen in üppiger Fülle, als fragten sie: „Wie — ein Grab inmitten von all' dem herrlichen Leben?"

Ein Grab — Just konnte sich nicht trennen von dem Fleck. „Da lieg' ich mit begraben", wiederholte er, „ich und mein ganzes Leben. Laß mich nur noch einmal zurück, noch einmal und immer wieder noch einmal. Ich trinke mich satt, ich sauge das Heimweh tief in mich ein — das nehm' ich mit. Nach dem Paradies darf man ja Heimweh haben; der Engel mit dem flammenden Schwert treibt Jeden einmal heraus; aber die Sehnsucht danach behält man sein Leben lang."

Plötzlich aber drängte er, daß wir fort sollten; ich glaube, er hatte Angst vor sich selbst. Die Villa wurde verkauft, es blieb kaum zur Reise übrig, als die Schulden gedeckt waren. Wollte er für der Kleinen Zukunft mit irgend einer Art Sicherheit sorgen, blieb ihm nichts übrig, als das alte Joch. Er mußte sich sogar noch sehr darum bemühen, denn Keiner traute seinem Fleiß.

Wie in früherer Zeit, saß er Tag für Tag drüben im Stübchen und arbeitete. Ich stand mit dem Kind oft am Fenster, wie damals mit Dortchen; sah er uns, nickte er uns zu. Mancher Geschäftsfreund wollte ihn verleiten, hie und da Etwas zu wagen, aber er wies Alles ängstlich zurück.

Oft sagte ich ihm: „Du könntest Dir doch etwas freie Zeit gönnen, einen Gang in die frische Luft, die Du so sehr liebst" — aber er schüttelte traurig den Kopf.

„Nein", antwortete er, „ich darf mir nichts gönnen, ich darf keinen Tag aus dem Geschirr, meine alte Natur bräche gleich wieder durch; am liebsten ist mir, ich vergesse, daß draußen überhaupt die Sonne scheint, die Nachtigall singt, fröhliche Menschen herumgehen; am liebsten redete ich mir ein, dies kleine Loch wäre die Welt."

„Könnte doch Dortchen sehen, wie Du Dich mühst um das Kind, es würde sie freuen —"

„Nein, nein!" rief er abwehrend, „Gott sei Dank, daß sie es nicht sieht — ich wünschte nie, nie, daß sie es wüßte, welch' ein elendes Leben ich führe, welch' ein jammervolles." Jeden Morgen, wenn ich die Augen aufschließe, fällt mir der Tag wie ein dunkler Alp auf die Brust. O, es ist gut, daß sie es nicht sieht."

Digitized by Google

Er nahm das Kind. — „Für Dich leb' ich", sagte er, „es mag wohl doch nicht anders gehen, als daß hier Einer immer für den Andern lebt. Mach' Du es Dir nur zu Nutze."

Aber das Kind wuchs und mit ihm unbemerkt eine große Liebe zwischen den Beiden — wo sie angefangen, wie sie zu dieser Höhe gediehen — wer weiß — genug, sie war da und warf über die elende Existenz ihren vollen Sonnenschein. Was er wußte und konnte, brachte er der Kleinen mit; nichts Werthvolles, aber etwas Schimmerndes, Glänzendes — Etwas aus der Feenwelt, wie sie es nannte, und war's auch nur ein Stückchen altes Glas oder ein Steinchen. Dann saß sie auf seinem Knie — hörte ihn reden von der Mutter, von Italien — sie konnte kein Ende finden mit Fragen, er mit Antworten; zum Schluß nahm er fast immer die Geige und spielte sein altes Lied. Da es aber melancholisch war, ging es meist in ein Tänzchen über, er mochte gar zu gern sein Kind lustig sehen. Sobald er in Sicht kam, brach, in Erwartung all' der Freuden, ihr Jubel los. Einen Lärm machten die Beiden wie losgelassene Schulbuben durch Zimmer, Garten ging's in wilder Flucht, dazwischen das Aufjauchzen der Kleinen.

Ich fand sie grad wie unsinnig am Boden; Just's Augen leuchteten wie Sterne.

„Nun, nun", sagte ich, dem Mädchen, das ganz verschobene Röckchen zurechtzupfend, „Ihr macht es auch gar zu arg; nie hätte ich geglaubt, Just, daß Deine Lustigkeit mir zu viel werden könnte. Deine Lebensgeister sind offenbar im besten Zustand, trotz dem Absterben in trübseliger Arbeit."

„Gott sei Dank, ja", sagte er aufstehend und sich den Staub abschüttelnd; „ich hab' es auch schon entdeckt — wo sie herkommen, ich weiß es nicht. Die weiß es!" rief er, sein Töchterchen hoch in die Höhe hebend. „Kann man sie ansehen, ohne lustig zu werden? Du mein Alles, mein gelobtes Land, meine Kunst, mein Reichthum, meine Seele, wie hast Du es gemacht, um das Alles zu werden? Wie kannst Du kleines Endchen das Alles in Dir vereinigen?"

Da reckte sich das Kind in seinem Arm in die Höh', beide Händchen hoch hinausstreckend.

„O", sagte sie, „ich bin ja so groß — viel größer als Du, ich kann Alles."

Ja, wir Drei waren sehr glücklich; ich wußte nicht, was uns außer Dortchen gefehlt hätte. Ich werde wohl bald zu ihr gehen und freue mich schon darauf, ihr zu erzählen, was selbst dort oben ihre Seligkeit noch erhöhen muß.

---

Mehr hat Jungfer Modeste nicht verzeichnet, leere weiße Blätter füllen den Rest des Büchelchens; — ein Bruchstück ist's, ein Ton aus dem unermeßlichen Chor von Stimmen, die bald im Jubel, bald in der Klage sich aufheben gen Himmel.

## Eine Bittschrift von 1729.

Es ist eine allgemeine Ansicht, daß die Gegenwart zu sehr dem Luxus huldige, und daß aus diesem Grunde der zu großen Bedürfnisse die Klagen über zu geringes Einkommen erwachsen, die Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit entstehe. Früher soll man einfacher und bescheidener gelebt haben und darum glücklicher gewesen sein. Dies hört und liest man tagtäglich; die Eltern und Schwiegereltern singen mit Vorliebe dies Lied, und der jüngere Beamte hört es fortwährend von dem älteren Collegen. „Ja, zu unseren Zeiten", heißt es dann, „da kannte man das noch nicht — aber die jetzige Welt ist voller Ansprüche! Wir hatten in Euern Jahren nur ein Einkommen, das kaum ein Drittel des Eurigen betrug, und sind doch fertig geworden, besser als Ihr, denn wir wußten uns einzurichten!" Das wird der Gegenwart so oft gepredigt, daß es zuletzt geglaubt wird und wir selber seufzen: „Die Alten haben Recht!"

Kommen Einem aber alte Geschichten, deren Thatsachen historisch feststehen, in die Hände, da erleidet diese Einsicht einen argen Stoß, und wir lernen aus diesen vergilbten Blättern, daß es früher in der Hinsicht der Bedürfnisse und Ansprüche nicht anders war, als jetzt, daß man immer „ein wenig Luxus" und sogar „über seine Verhältnisse hinaus" getrieben hat. Wir lernen nur daraus, daß wir — in unserm Alter in dasselbe Klagelied einstimmen werden, das wir hören mußten; auch wir werden dann aus behäbigen Verhältnissen heraus den jungen Stürmern selbstbewußt zurufen: „Wir kannten freilich Euere großen Bedürfnisse nicht, denn wir lebten einfacher und bescheidener!"

Da lebte unter dem glänzenden Fürsten Friedrich August II., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, den man den Starken nennt, in der Hauptstadt Dresden ein königlicher Secretär Hanke. Er war ein sehr thätiger und berufsgetreuer Beamter, dem seine Vorgesetzten das beste Zeugniß über seine Befähigung, seinen Fleiß und sein Leben ausstellten. Sein Einkommen betrug 300 Thaler. Mit diesen 300 Thalern wurde er nicht fertig oder vielmehr zu früh fertig, und so machte ihn dann die Noth zum Porten, und dieses Gedicht, diese Jeremiade schickte er in einer verhängnißvollen Stunde, wo er von allen Seiten gedrängt und gehetzt war, im April 1729 seinem König zu, als dieser gerade seine Abreise nach Polen antreten wollte. Der Secretär Hanke erbat sich in dieser zweiten Eingabe eine Zulage von 100 Thalern jährlich.

„Großmächtigster Monarch!

Dein Secretarius,
Der sich durch's ganze Jahr mit Ziffern plagen muß."

König August der Starke nahm scherzhafte Einfälle und freimüthige Aeußerungen stets sehr gnädig auf, wenn sie nicht die Grenzen des Anstandes und der nothwendigen Ehrerbietung überschritten. Er war ein Freund von Witzen und komischen Versen. So hatte es der arme, geplagte Secretarius Hanke denn

Digitized by Google

getroffen, seine Verse waren glatt und gut und gaben dem Gesuche ungewollt eine ergötzlich-komische Einkleidung. Der Brief kam zu einer guten Stunde an, und der König mußte herzlich lachen.

„Da doch so Frau als Magd fast täglich Geld begehrt,
Wo nehm' ich solches her? Ich fürchte mich vor Borgen,
Indessen soll ich doch das ganze Haus versorgen;
Ich theile, wie ich will, 800 Thaler ein,
So will mein Tractement noch nicht zulänglich sein."

Nachdem der König über die nun folgende drollige Rechnung genug gelacht, exforderte er einen amtlichen Bericht über den Bittsteller, der seinen poetischen Brief also geschlossen hatte:

„Wie können nur auf's Jahr 300 Thaler reichen?
Drum, Großer König, laß' Dich meine Noth erweichen;
Setz' 100 Thaler zu. Denn krieg' ich nur ein Blatt,
Das Deine Gnaden-Hand selbst unterzeichnet hat,
So ist mein Wunsch erhört. Ich sterb' in tiefstem Danke,
Mein König, Fürst und Herr.
Dein
pflichtverbundner
Hanke."

Da das Zeugniß über den Bittsteller sehr günstig lautete, so erhielt der Dichter ein Honorar, wie selten ein Gedicht honorirt worden ist. Der in tiefstem Danke ersterben wollende Hanke, bei einer Zulage von 100 Thalern, erhielt die königliche Anweisung, daß sein Gehalt — verdoppelt sei! Durch ein Gedicht von 300 auf 600 Thaler erhöht; da kann man sich die Freude des Mannes denken. Wir gönnen ihm sein Glück von Herzen, allein indem wir seine Verse lesen, finden wir sie nicht bloß „drollig", sondern sie beweisen es uns deutlich, daß man auch 1729 sehr hübsche Ansprüche zu machen wußte und Luxusbedürfnisse zu befriedigen suchte, wozu die beschränkten Mittel nicht ausreichten. Es war also vor 150 Jahren auch „halt" nicht anders denn heute.

Denn Herr Hanke in Dresden meldet seinem Könige, daß er

„2 Thaler wöchentlich an Covent, Wein und Biere"

brauche. Abgesehen davon, daß „Covent" aber Bier ist, braucht der Herr mehr als den dritten Theil des Gehalts für Getränke. Er braucht auch Geld

„Vor Knaster, Spagniol, vor Zucker und Thee Bou
Perucken, Wäscher-Lohn, vor Hemdden, Strümpff und Schuh."

Trotzdem er eine „Magd" hat, die

„Ein Thaler monatlich nur an Gesindes-Lohne"

erhält, wird die Wäsche außer dem Hause gewaschen.

Auch seine Gattin muß in Parade! Braucht er 104 Thaler für Bier, so hat sie ebenfalls Bedürfnisse.

„Was kostet nicht die Frau? Was kosten Band und Spitzen?
Was Adrienen, Schmuck, Pantoffeln, Hauben, Mützen?
Was kost' der Domino, mit Spitzen ausgeziert,
Wenn man sie Winterszeit auf die Redoute führt?
Und wenn man Sommerszeit in Starckens Garten fähret,
Da sind 6 Groschen bald in Kuchen nur verzehret!"

Armer Hanke! Und das Alles bei 300 Thalern Gehalt! Aber er ist offen und ehrlich und hält diese Ausgaben für durchaus nothwendige.

„Wie oft muß man nicht allhier zur Hochzeit gehn!
Wie oft muß man nicht auch zu Gevatter stehn!
Und läßt man offermahls
(Also Alles nothwendig!)
den eignen Zuwachs tauffen,
So muß man alsobald mit Geld zur Kirchen lauffen.
Was kost das Kinderzeug? Was kost der Ammen Lohn?

Also bei 300 Thalern Gehalt auch noch eine Amme! Armer Hanke!

Stirbt aber etwa gar der kleine, liebe Sohn,
So wird man nimmermehr das Kind umsonst begraben.
Warum? Die Kirche muß vorher das Ihre haben.
Kurtz alles kostet Geld und ehe ich's gedacht,
Ist mir schon wiederum die Kasse leer gemacht!

Nun, bei 600 Thalern Gehalt, wo er für die Wohnung nur anrechnet:

Auf 60 Thaler Zins, damit ich sicher wohne",

wird es ihm wohl leichter geworden sein, alle diese Bedürfnisse zu befriedigen.

Und wir, lieber Leser?

Kommen uns in trüben Stunden Grillen, wo wir geneigt sind, den redseligen Vertheidigern des „Vormals" Recht zu geben, daß die Gegenwart zu sehr dem Luxus huldige, verlangen unsere Frauen Ausgaben, die uns die Stirn faltig machen wollen, da laßt uns an den ehrlichen Secretarius Hanke in Dresden denken. (R. A. Ztg.)

**(Literatur.)** **„Dante's Göttliche Komödie nach Inhalt und Gedankengang** übersichtlich dargestellt mit biographischer Einleitung." Von Dr. Rud. Pfleiderer (Stuttgart, Verlag von Carl Kirn.)

„Jenes große Gedicht des berühmten Florentiners bedarf unstreitig einer voranzugehenden, übersichtlichen Zusammenfassung, um ungehindert in seiner, zu jedem Gemüth sprechenden, poetischen Größe und Schönheit genossen zu werden. Hiezu sind die zahlreichen Erklärungs- und Einzelschriften über Dante meist zu weitläufig und die den Uebersetzungen beigegebenen Anmerkungen zu knapp oder zu gelehrt für Leser, die nicht Zeit oder Lust zu eigenen Forschungen haben. So sei denn im Folgenden einmal der Versuch eines kurzen, aber vollständigen, möglichst einfachen, doch wissenschaftlich-gründlichen Ueberblickes der ganzen göttlichen Komödie gewagt, um dem populären Bedürfniß entgegenzukommen!"

Mit solchen Worten, die wir der Einleitung der Bücher entnommen haben, charakterisirt der Verfasser seine Aufgabe am besten. Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß, obgleich jenes abgesagter Feind dieser sogenannten „populären Bedürfnisse", weil sie gewöhnlich in Seichtigkeiten ausklansen und der Tod aller Poesie wie aller Gemüthstiefe sind, uns das Buch vollkommen befriedigt und angesprochen hat, sowohl wegen der Präcision und Klarheit des Gedankenganges und Ausdruckes, die jede Gelehrthuerei und Nebensächlichkeit vermeidet, als auch wegen seines wissenschaftlich-gründlichen Ueberblicks. Recensent hat sich längere Zeit mit italienischer Literatur und besonders mit der Divina Commedia beschäftigt. Er weiß aus Erfahrung, wie nothwendig es ist, um dieses Buch „mit sieben Siegeln", wie man es gewöhnlich zu nennen beliebt, zu verstehen, sich über die Principien, den Grundgedanken desselben klar zu machen, denn bei einem gedankentiefen Buche ist es nicht anders, wie bei dem Menschen:

Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Die ganze Wortkrämerei jo mancher Philologen und Erklärer, die sich durch einzelne nebensächliche Detailkenntnisse den Schein großer Gelehrtheit geben möchten, die nur wenig nützen und in so fern noch schaden, können, daß sie durch „flache Unbedeutendheiten" den Grundgedanken und die Idee des Ganzen trüben, den sie meistens aus Mangel an philosophischer und ästhetischer Bildung zu fassen und zu würdigen nicht im Stande sind, hat denn auch Dante's Divina Commedia in den Ruf eines dunklen, größtentheils nicht mehr zu verstehenden Buches gebracht. Der Dichter selbst hat schon hiervor in seinem „Inferno" (cant. XXXI. 22 ff.) gewarnt, wenn er sagt:

Però che tu trascorri
Per le tenebre troppo dalla lungi;
Avvien che poi nel maginare aborri.

Digitized by Google

Dr. Visseiberer hat die bereits angedeutete Dreitheilung des Grundgedankens oder der „Idee" der göttlichen Komödie, nämlich in die persönliche, in die allgemein moralische und in die zeitgeschichtlich politische oder historische, klar und bündig dargelegt und entwickelt, wobei er als Deutscher, wie billig, auf die beiden ersten Factoren das Hauptgewicht legt, während die Italiener, bei denen sich ebenfalls ein philosophischeres und allseitigeres Dante Verständniß Bahn gebrochen hat, mehr (ich erinnere nur an Fraccelli) das historische Moment betonen, was leicht zu verstehen ist.

Ist man aber in den Hauptgesichtspunkten ein Meisterwerk klar und können wir daßelbe im Ganzen und Großen empfinden und genießen, was thut's, wenn auch im Einzelnen und Nebensächlichen dies oder jenes uns unverständlich bleibt? Wie wenig kennen wir noch die Gesetze der Natur, ihr innerstes Wirken und Schaffen, was Vieles bleibt uns noch Räthsel und wie Manches mag es uns immer bleiben? Aber genießen wir darum die Natur um so weniger, wird uns deßhalb ihre Größe und Herrlichkeit getrübt?

Für Leute, die, statt sich an der Divina Commedia oder am „Faust" zu erquicken und zu begeistern, nur immer über „Unverständlichkeit und Dunkelheit" klagen und dabei dieselben nie ganz gelesen haben, paßt das Wort vortrefflich:

„Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet."

Glaubt nicht jedem falschen Propheten, der von der Höhe seines Katheders herab Alles bemäkelt, Alles kritisirt und zuletzt doch für so Vieles auch keine befriedigende Aufklärung geben kann. Dante's Divina Commedia ist kein stylistisches Buch, Jeder Gebildete, der Sinn für alles Schöne hat, was Menschenbrust bewegt, wird sich mit einiger Mühe in den Gedanken- und Anschauungskreis Dante's hineinarbeiten können, und hiezu wird ihm das klare und leichtfaßliche Buch Pfleiderer's gewiß wesentliche Dienste leisten; und wenn er auch nicht Alles versteht, so wird er sich, und das ist die Hauptsache, begeistern und erheben können an Dante's „Göttlicher Komödie".

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt!
Auf! bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenroth!

## Miscellen.

Eine der interessantesten Aufgaben, die in neuerer Zeit der Glockengießerei gestellt worden, bildet der Guß der großen für den Kölner Dom bestimmten „Kaiserglocke", welche am 27. d. M. in Submission gegeben werden soll. Als Material für dieselbe sind, wie bekannt, von dem kaiserlichen Protector des Baues 22 Stück eroberte französische Bronce-Geschütze zum Geschenk überwiesen worden. Die Glocke erhält enorme Dimensionen, nämlich am sogenannten Schlagringe — dem untern Rande — einen Durchmesser von 7 Meter und dem verhältnißmäßig entsprechend eine Höhe von 5,33 Meter (einschließlich der Krone). In diesen Abmessungen wird sie von allen Glocken Europa's die größte und schwerste sein, denn die berühmte Glocke in Moskau ist zwar größer, wird aber nicht geläutet, sondern nur mit einem Klöppel geschlagen. Gleiches gilt von der großen Glocke in Peking. Der Guß der „Kaiserglocke" muß, weil sowohl wegen der Dimensionen, als wegen eines Gewichts von 500 Centnern ein Transport von außerhalb überaus schwierig sein würde, innerhalb der Stadt vorgenommen werden, wie denn auch die jetzigen Glocken des Domes innerhalb Kölns gegossen worden sind. Ihre Stelle wird die Kaiserglocke mit den beiden andern nächstgroßen Domglocken in dem dritten Geschoß des südlichen Thurmes finden, während die fünf kleineren Domglocken zwar in demselben Thurme, aber ein Geschoß höher — im Octogon — angebracht werden sollen. Interessant ist die Vergleichung des Gewichts des Glockenlosses *mit* den anderer Glocken. Von den zwei bisherigen Hauptglocken des Domes, beide gegossen um die Mitte des 15. Jahrthunderts und somit die ältesten von allen ihren berühmten Schwestern in Europa, wiegt die kleinere 12,0 Centner, die größere 22,4 Centner, das Gewicht der Kaiserglocke wird demnach das der großen Domglocke um mehr als das Doppelte übertreffen. Die große Glocke in Wien wird zu 35,95 Centner, jene in Olmütz zu 36,0 Centner, die Hauptglocke in der Peterskirche zu Rom zu 38,0 Centner, die von Notre-Dame in Paris zu 34,0 Centner, die Glocke des Westminster-Palastes zu 32,4 Centner, und die vielgenannte große Glocke in Erfurt zu 271,36 Centner angegeben. Der Metallwerth der für den Dom geschenkten Kanonen ist auf 25,000 Thlr. anzuschlagen. (Germ.)

Wer es weiß, wie unangenehm es oft ist, in den Gärten die Johannis- und Stachelbeeranlagen von Raupen total zerstört zu sehen, den interessirt es wohl, ein Mittel kennen zu lernen, durch das jenes Uebel beseitigt werden kann. Der Schmetterling der den Johannis- und Stachelbeersträuchern so gefährlichen Raupe legt seine Eier unter diesen Sträuchern in die Erde. Wenn man also im Frühjahre, zur Zeit, ehe diese Raupen auszukriechen pflegen, die Erde unter diesen Sträuchern wegschart, so entfernt man zugleich damit die Eier und verhindert das Auskriechen der Raupen. Auch kann man die Erde unter den Sträuchern mit ungelöschtem Kalke vermischen, wodurch die Eier ebenfalls vertilgt werden.

### * Zum Preisräthsel in Nr. 66 der „Palatina"

bemerken wir noch, daß die erste Lösung nicht von Hrn. J. Kern, sondern von Fräulein Josephine Kern in Landau eingieng. Der Herr Verfasser der Räthsel und freundliche Spender des „Eid" sandte uns 2 fl. 45 kr. für die Hinterbliebenen der beim Zweibrückener Kirchenbau Verunglückten, nebst folgenden Versen:

**An den „Leser im Elsaß".**

Nebst Versechsmieder, Räthselmachen
Und dann noch ein paar andern Sachen,
Versteh' ich auch manch' Kartenspiel;
Und da die Karte günstig fiel,
Als jüngst ich ein Tarokspiel machte,
So kam es, daß ich bei mir dachte:
„Der Leser aus dem Elsaß dort,
Der sprach kürzwahr kein schlechtes Wort,
Es soll nicht in den Wind verstiegen.
Kann er den Eid auch nicht mehr kriegen,
So soll die Wittwe dort am Rhein
Deßhalb nicht ohne Hilfe sein."
Für jene Wittwe ich Dir sende
Den Spielgewinn als kleine Spende;
Dir muß sie den Gedanken danken
Der Hilfe, die nun kommt aus Franken.
So hat auch Blücher oft vollbracht,
Was Gneisenau sich ausgedacht.

**C. Korlan.**

### * Zweifelhafte Charade.

Wer hat die Erste, will sie nicht
Und nicht sie werden los.
Hast Du sie nicht, ist's für Dich gut,
Doch jedes Ding hat's zweifellos

Die Zweite ist der Hoffnung Schluß,
Zur Bildung thut sie Noth.
Das Ganze lügt oft fürchterlich,
Doch wird es niemals roth.

**Auflösung der Charade in Nr. 72:**
Locomotive.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 74. Speyer, Samstag, den 22. Juni 1872.


## Das Gaunerzeichen.*)

Polizeinovelle.

Von F. Avé-Lallemant.

„Was kommt denn da oben die Chaussée herab, lieber Dörfer?“ fragte ich den neben mir auf dem leicht dahin rollenden Stuhlwagen sitzenden Polizeicommissar.

„Das, — das, — Herr Justizrath“ — erwiderte der Gefragte mit der Hand über den scharf lugenden Augen — „das ist, — ich weiß schon — der Seiltänzer Lorenz aus Mühlburg; der geht nach Nußdorf; dort ist morgen Jahrmarkt.“

„Das weiß der Himmel, Dörfer, Sie kennen doch auch jeden Menschen in der Welt, der Ihnen begegnet!“

„Hahaha“ — lachte er schmunzelnd — „ich kenne die Leute nur darum, weil sie mich kennen, und weil sie wissen, daß die Polizei sich so ziemlich um alle Welt kümmert, so suchen sie viel lieber die Polizisten eher kennen zu lernen, als die Polizei sie kennen lernt, was jedesmal ein Unglück für sie ist.“

„Das ist ja eine sehr mystische Rede.“

„Erlauben Sie, Herr Justizrath, Sie kennen ja den Hofarchitekten Eberhard, der da draußen in der Vorstadt am Flusse wohnt?“

„Jawohl, es ist ein tüchtiger und respectabler Mann. Was soll der?“

„Nun, ich kenne ihn auch schon seit Jahren und schätze ihn als sehr guten Polizeikunden, mit dem recht wohl auszukommen ist. Vor einem Jahre begegnete ich ihm auf der Straße und sagte nach der ersten freundschaftlichen Begrüßung: „Schade, Herr Hofarchitekt, daß wir uns noch nicht polizeilich kennen; Sie sind ein sehr solventer Mann und müßten ein recht guter Kunde sein, der gewiß sehr prompt seine Strafe bezahlen würde, ohne den Executor abzuwarten!“

„„Gott soll mich vor dem Teufel und vor der Polizei bewahren!“ — brodelte er auf — „ich mag mit Beiden nichts zu thun haben!““

„Drei Tage darauf wurde er vom Revierconstabler denuncirt, daß er ohne Erlaubniß ein Boot auf dem Fluß halte, seine Arbeiter aus andere Ufer setze und somit die Acciselinie breche. Da machten wir seine polizeiliche Bekanntschaft und er mußte fünf Thaler Strafe bezahlen.“

„So! — Nun verstehe ich!“

„Das war aber die polizeiliche Bekanntschaft und blos darum, weil er den Teufel und die Polizei an die Wand gemalt hatte. Er bezahlte übrigens recht prompt und ohne Murren und Recurs. Nach einigen Tagen begegnete er mir wieder, und war wüthend über die Bekanntschaft, auch schwur er hoch und theuer, daß die Polizei ihn nun gewiß nicht wieder kennen solle! — Was geschah? Vierzehn Tage darauf wurde er wieder vom Constabler denuncirt und zwar diesmal, weil er ohne polizeiliche Erlaubniß ein schwimmendes Badehaus auf dem Fluß unterhalb seines Gartens eingerichtet hatte.“

„Guten Tag, Lorenz. Nach Nußdorf?“

„Allerunterthänigst aufzuwarten, hochzuverehrender Herr Polizeicommissar“ — erwiderte der Künstler, welcher neben seinem Fuhrwerk einherschritt, und bei der Begegnung respectvoll anhielt — „Allerunterthänigster Diener, hochpreislichster Herr Justizrath — fuhr er fort, sobald er mich erkannte.

Ich hatte kaum Zeit die überhöfliche Begrüßung mit einem flüchtigen Kopfnicken zu erwidern; denn meine Aufmerksamkeit wurde beim Hinblick unter das Leinen des schwer bepackten Planwagens durch den Anblick eines wunderschönen schwarzäugigen und dunkelgelockten jungen Mädchens gefesselt, welches mit einer ältern Frau zwischen einer Gruppe von Kindern saß und zu uns herüber blickte. Unser Kutscher hatte bei der Begegnung die Pferde im Schritt gehalten, um sie bei etwaigem Befehl sogleich zum Stehen zu bringen; ich konnte daher das auffallend schöne junge Mädchen genauer betrachten.

„Sehen Sie, Herr Justizrath, der Mann kannte Sie auch schon und deshalb werden Sie schwerlich seine nähere Bekanntschaft machen“ — sagte der Commissar, als unser Wagen im Trabe weiter fuhr.

„Das können Sie nicht wissen. Wer waren die Personen auf dem Wagen und besonders das schöne junge Mädchen?“ — fragte ich rasch.

„Die Alte ist seine Frau und das junge Mädchen ist seine Tochter Florette. Die drei Jungen hinten im Wagen sind seine Söhne. Seine beiden ältesten Söhne sind in der Fremde; der Eine ist ein berühmteer Forcereiter, ich glaube augenblicklich in

*) Das Neue Blatt.

Digitized by Google

Wien, und der Andere ist Aufseher in einem königlichen Gestüt."

„Sie scheinen die Familie sehr genau zu kennen?"

„Ja, Herr Justizrath, der Alte besucht alle unsere Dorfjahrmärkte. Niemals ist eine Klage über ihn erhoben worden, da er ein streng rechtlicher Mann ist. Er soll in seiner Art wohlthabend sein und erzieht seine Kinder gut und strenge."

„Das junge Mädchen ist sehr schön."

„Jawohl! Sie sollten sie aber nur auf dem Seile sehen! eine Else kann nicht leichter fliegen; ihre Schönheit ist aber der Anziehungspunkt für alle Welt und für den Alten die Hauptquelle seiner Einnahme; selbst Frauen und junge Mädchen sehen sie gern, da sie sich stets bescheiden hält und allen Versuchungen Widerstand geleistet hat. — Doch halten Sie sich jetzt nur etwas fester an die Stuhllehne, wir biegen rechts von der Chaussée ab!"

Endlich gelangten wir auf holprigen Wegen glücklich in Frostdorf an; vor dem Thor des stattlichen Schulzenhofes empfing uns der in Nußdorf stationirende Landjäger Roller, ein sehr hübscher junger Mann, von dem ich schon viel gehört hatte. Erst in der Einfahrt auf die mit dem Wohnhause verbundene große Tenne empfing uns der Schulze mit der weißen Zipfelmütze in der Hand und zeigte schon bei der ersten Begrüßung, daß er wirklich das Original war, als welches der Commissär ihn mir geschildert hatte. Obwohl sehr reich und schon ein mittler Vierziger, hatte er doch noch nicht heirathen dürfen, weil sein erst kürzlich verstorbener Vater ihm das Heirathen aus Furcht vor Nachkommenschaft und Verkleinerung des Vermögens verboten hatte. Durchaus ohne alle Bildung hatte er doch schon mehrfache Proben von großer Schlauheit gegeben und war nebenbei ein feiner Spieler im „Scharwenzel" und „Sechs und Sechszig", wobei er stets hoch spielte und fast jedesmal gewann. Das Auffälligste an ihm war seine sehr laute meckernde Sprechweise. Keinen Satz, ja kaum ein Wort brachte er vor, ohne das in ganz unnachahmlicher Weise vorgebrachte kurze: „Ja" — „ja!" oder „Jaja" — „ja!" einzuschalten, was sich äußerst komisch machte.

Im Hause schien ein recht patriarchalisches Verhältniß. Noch patriarchalischer erschien das Frühstück, welches der Schulze oder eigentlich der Commissär uns vorsetzte. Auf dem langen, mit brauner Oelfarbe gestrichenen Tisch war weder ein Tischtuch, noch eine Serviette zu finden; zwei flache irdene Teller figurirten auf dem Tisch, Gabeln fehlten und ein einziges, vorn ganz spitz gewetztes Tischmesser machte das ganze Speisegeräth aus. In einem tiefen irdenen Napf wurde ein delicates kaltes „Halmhöwt", d. h. ein zuerst geräuchertes und dann abgekochter halber Schweinskopf und dazu ein ganzes Roggenbrod mit einem Napf voll Butter auf den Tisch gestellt. Nachträglich brachte die Magd Sophie noch frischen Senf, den sie noch geschwinde für einen Dreier beim Krämer hatte laufen lassen.

Von Wein war nicht die Rede; dafür setzte uns der reiche Mann eine halbe Flasche mit Kümmel und ein einziges, altes, trübes Schnapsglas vor, schwenkte dann beide Beine über die hölzerne Sitzbank und lud uns zum Frühstück ein, wobei er sein Taschenmesser zog und das wirklich delicate „Halmhöwt", anschnitt.

Der Commissär warf einen kurzen boshaften Blick auf mich und schien sich an meiner Verlegenheit zu weiden. Dann rief er aber Sophie herein und hieß sie ein Tischtuch und Servietten bringen und ließ durch unsern Kutscher den Korb hereintragen, in welchem er vorsorglich, weil er seinen Mann kannte, ein recht gutes kaltes Frühstück mit einigen Flaschen trefflichen Wein besorgt hatte. Sophie brachte das Verlangte. Das sogenannte Tischtuch war jedoch nur eine Serviette von derbem Hausleinen, die über den Tisch gebreitet wurde und kaum bis an die Seiten desselben hinan reichte. Beim Ausbreiten des Tischtuches fiel mir auf, daß der Schulze geflissentlich die eine Ecke, auf welcher sich zwei rothgezeichnete Buchstaben befanden, umlegte und den Zipfel unter das Tischtuch steckte. Mein schlauer Commissär bemerkte sowohl dies Manöver wie meinen verwunderten Blick dabei. Sofort wußte er sehr geschickt und unverfänglich aus dem Mädchen herauszuholen, daß sie Sophie Rebelsdorf heiße. Während nun der Schulze mit dem Mädchen hinausgeschickt ward, um einige Weingläser zu holen, legte der Commissär stillschweigend den Zipfel des Tischtuches um und bewies mir durch das rothe gemärkte S. R., daß die Magd des reichen Geizhalses ihr eigenes Leinen hergegeben hatte, um den Dienstherrn nicht bloszustellen.

Ward ich schon hierdurch verstimmt, so ärgerte ich mich geradezu, als der Schulze unserm Caviar, Käse, Sardinen, Cervelatwurst und Wein mit wahrhaft rieſigem Appetite zusprach. Dafür bemerkte ich aber, daß der malitiöse Commissär sich dadurch revanchirte, daß er mit seinem hervorgeholten Jagdmesser eine mächtige Scheibe nach der andern vom Schweinskopf herunterschnitt und theils dem Landjäger auf den Flur hinausgeben ließ, theils auf sehr geschickte Weise dem Hunde unter dem Tisch zustedte, bis er ihm zuletzt auch noch den ziemlich kahl geschälten Kinnbacken und Schädel hinunterwarf. (Forts. folgt.)

## Kleine Culturbilder aus Mexiko.

Die Bevölkerung der gewöhnlichen Staaten wird in der Regel eingetheilt in Bauern, Bürger, Soldaten, Adelige, Hofräthe und dergleichen; in Mexiko unterscheidet man nicht so viele Classen, die einzelnen sind eben nicht so scharf abgegrenzt und verschwimmen in ein melodisches Ganze. Man theilt die Einwohner dieses Tafellandes daher einfach in zwei Sorten und zwar in jentes con razon und jentes sin razon (Leute mit und Leute ohne Verstand).

Die jentes con razon sind selbstverständlich die Aristokratie des Landes, insoferne man in einer Republik überhaupt von Aristokratie sprechen kann, die Hidalgos, die „Söhne Jemand's" (Ijos de algo), deren eigene Haut jeden weiteren Nachweis des Adels überflüssig macht, da sich der „Weiße" in höchst beschei-

Digitized by Google

dener und toleranter Weise ganz allein als Vertreter dieser Classe ansieht, während er alle Ureinwohner, die gesammte rothhäutige, zweibeinige Menagerie, die Azteken, Zapoteken, Flascateken, Popanteken, Tolteken, Comanchen, Majen ꝛc. in die zweite Kategorie zu den «jentes sin razon» verweist.

Da nun in ganz Amerika, im geraden Gegensatze zu Europa, der Soldat keine hervorragende Stellung im Staate und in der Gesellschaft einnimmt, sich nicht einmal einer besonderen Achtung erfreut, so ist das Heer, die Armee, selbstverständlich ausschließlich aus den „Leuten ohne Verstand" gebildet. Das System der Armee ist eine Art allgemeiner Wehrpflicht, jedoch mit Berücksichtigung der Unanstastbarkeit der „Leute mit Verstand", welchen man bei Completirung derselben sorgfältig ausweicht; die Eintheilung ist die in Territorial-Divisionen. Die Durchführung dieses Systems ist die einfachste der Welt; der betreffende Commandant nimmt im Augenblicke des Bedarfs alle waffenfähigen Männer des Ortes, wo er sich im Momente befindet, und der Orte, welche er auf seinem Marsche durchzieht, mit sich, hängt ihnen Patronentaschen um, gibt ihnen Gewehre in die Hand und reiht sie in seine «Fuerza» ein.

Stehendes Heer existirt keines, denn die wenigen Abtheilungen Guardia estable, welche das Land zählt und die meistens zum Schutze der Straßen und zur Bewachung der Districtskassen ꝛc. verwendet werden, wie die Gendarmerie von Chinahuapan und San Martin Texmelucan, die Flohn-, Trujeque-, Carilla- und Rodriquez-Reiter sind wohl nicht als ein solches zu betrachten, und die übrigen «Fuerzas» sind die unter den Namen «Guardia rural» oder «Auxiliaris» bestehenden Cadres zu ganzen, auf oben angedeutete Weise zu formirenden Brigaden, Divisionen ꝛc., welche meistens nur aus zwanzig bis dreißig Mann bestehen, die dem Commando eines Obersten und Oberstlieutenants unterstellt sind und den Namen jenes Ortes führen, aus dessen Umgebung sie sich formiren und in welchem sie sich im Frieden befinden, wie z. B. die «Guardia rural de Orizaba» und die «Auxiliares de Huahuapan».

Ist nun irgend ein Nachbarstaat im Aufruhr oder nimmt er dem eigenen Districte gegenüber eine feindselige, drohende Haltung an, und gilt es daher auszumarschiren, um dem Feinde die Kampfbereitschaft ad oculos zu demonstriren, so wird die «Fuerza» schnell um die waffenfähigen „Unverständigen" verstärkt auf dem Wege lawinenartig zu einer ansehnlichen Macht vergrößert, um eventuelle Angriffe abzuweisen, oder, wenn man den Feind in der Minorität vermuthet, selbst zur Offensive zu greifen.

Von der Adjustirung dieser Truppen kann man sich nun nach dem Obenbesagten wohl leicht einen Begriff machen; sie ist aber bei der Gleichartigkeit der Tracht aller Indianerstämme nichtsdestoweniger eine uniforme und besteht aus einem Palmenhast-Sombrero, weißen oder doch weiß gewesenen Gatjen, über welche ein ditto Hemd fällt, um die Mitte die Patrontasche, an den Füßen Sandalen und um die Schultern eine Serape, das wichtigste Kleidungsstück jedes Mexikaners, eine Art Umhängtuch, in dessen Mitte ein Querloch geschnitten ist, durch welches der Kopf gesteckt wird. Die Officiere tragen meist weiße Pantalons und eben solche Jacken, bedecken den Kopf mit großen Filz-Sombreros und besitzen, größtentheils wenigstens, Schuhe. Mitunter sieht man wohl noch einige in wirklichen Uniformen, dunkelblauen Beinkleidern mit rothen Lampas und verschnürten Jacken von gleicher Farbe mit kleinen Stehkrägen; diese Uniformen stammen aus der Zeit der Präsidentschaft Miramon's, der sich mit der Organisation eines regulären Heeres eifrig und eingehend beschäftigte. Miramon ist nämlich in Europa und zwar in einer Militärschule Frankreichs erzogen; alle seine Verordnungen zeugen von dem wohlthätigen Einflusse europäischer Bildung. Er hätte gewiß sein unglückliches, zerfahrenes Vaterland durch weise Anordnungen gehoben, wäre er länger am Staatsruder geblieben und nicht auch durch die ewigen Parteikämpfe so bald gestürzt worden.

Spuren seiner organisatorischen Hand finden wir auch bei den vorerwähnten wenigen «Estables»; diese sind ganz nett und praktisch adjustirt und armirt; sie haben ziegenlederne braune Hosen nach spanischem Schnitte mit vielen runden Messingknöpfen an den Seiten, Jacken von gleichem Stoffe, den spanischen leichten Czako, schwere Reitersäbel, Carabiners und Lanzen, und am großen Sattelknopfe hängt der „Lazo", die gefährliche Wurfschlinge, welcher sie sich im Kriege aber nur selten mehr bedienen. Der „Lazo" wird meistens nur mehr zum Einfangen flüchtiger Pferde oder Stiere ꝛc. verwendet.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

Ueber den von der Jury zur Prüfung der Entwürfe zum deutschen Reichstagsgebäude mit dem 1. Preise gekrönten Entwurf des Professors L. Bohnstedt (Gotha) entnehmen wir dem „Deutsch. Reichsanz." folgende Angaben: Dieser Entwurf verlegt den Sitzungssaal in das mathematische Centrum der ganzen Anlage und macht ihn so auch formal, wie er es dem Sinne nach schon ist, zum Angelpunkt des Ganzen. Zwei größere offene Höfe und vier Lichthöfe umfassend, gruppiren sich dann um diesen die übrigen Räume. An der Seite des Haupteinganges sind über einem hohen Unterbau zur Decoration der Façade zwischen den hervorspringenden Mittel- und Eckkörpern Säulenhallen von zum Theil doppelter Säulenstellung gewählt. Da durch dies Motiv die dahinter liegenden Räume (Fest- und Erfrischungssaal) dunkel sein würden, so ist für diese bessere Beleuchtung Oberlicht gewählt. Die tiefen Hallen gestatten dann auch den Austritt in's Freie, ohne daß jedoch die sich im Schatten der Säulen Ergehenden von den Blicken der Vorübergehenden erreicht würden. Eine weite Vorhalle, welche die Treppe enthält, öffnet sich nach der Straße in einem hohen Portal (in der Art des Palais de l'Industrie zu Paris). Das Façadenmotiv ist für die übrigen Theile folgendes: Einfach rechtwinkelige Fenster in schwerem Quaderwerk im Untergeschoß, mit Giebeldreiecken verzierte Fenster oben, an den Nebenfronten Anwendung von korinthischen Wandsäulen. Ueber dem Portal erhebt sich eine Quadriga, so daß dasselbe, wenn auch nur leise, an die römischen Triumphbogen erinnert. Statuen und Sculpturen aller Art schmücken außerdem den Bau in reicher Weise.

Digitized by Google

(Auch ein Instrument.) Bei dem großen Richard Wagner'schen Concerte in Bayreuth passirte folgende Anecdote. Ein Einwohner Bayreuths hatte sich von einem befreundeten Musiker in das Orchester hineinschmuggeln lassen und glaubte so auf billigste Weise die Gelegenheit zu haben, Alles zu hören und zu sehen. Das Unglück wollte, daß er sich dicht in der Nähe von Wagner's Dirigentenpult placirt hatte. Wagner bemerkte ihn, sah, daß er weder Instrument noch Noten vor sich hatte, und rief ihm zu: „Sie spielen?" — „Den Zuschauer" — war die Antwort. „Auch ein sehr angenehmes Instrument," entgegnete Wagner lächelnd.

Ein Kapuziner, der mit seinem in der Vorstadt St. Germain gesammelten Almosen an hundert Arme der Vorstadt St. Jacques unterstützt hat, ist kürzlich zu Paris gestorben und hat folgendes höfliche Testament gemacht, durch welches er über seine ganze Hinterlassenschaft verfügt hat. „Ich vermache" — so bestimmt dieses interessante Document — „1. dem Abbe Michaud mein Breviarium, weil er sein eigenes nicht kennt; 2. dem Herrn J. Favre meinen Kittel, um seine Schande damit zu decken; 3. dem Herrn Girardetta meinen Strick, welcher eines Tages um seinen Hals gute Dienste leisten wird; 4. dem Herrn Thiers einen Band seiner Werke, damit er selbst ihn noch einmal lese; und 5. meinen Bettelsack Frankreich, weil dieses bald einen solchen brauchen wird."
(N. B. Ztg.)

Zur Aufbewahrung des Eises in kleineren Mengen für den Hausbedarf im Sommer bringt die Landw. Dorfztg. für die östlichen Provinzen folgende Mittheilung: „Man nehme ein Faß von 3- bis 400 Ort. Inhalt und schlage einen Boden heraus, in den anderen bohre man ein Loch von der Größe eines gewöhnlichen Flaschenkorbes. Nun setze man in dieses Faß ein kleineres hinein, und zwar derart, daß die Zwischenräume zwischen beiden überall 6 Zoll betragen, zwischen beiden Böden genügt eine Entfernung von 3—4 Zoll, am Boden des inneren Fasses bringe man eine Klappe an. Hierauf fülle man den Zwischenraum zwischen den Fässern mit grob gestoßenem Kohlenpulver oder Torfmull dicht aus und setze das Ganze in eine im Keller gegrabene Grube von etwa drei Viertel Tiefe des äußeren Fasses, doch ist es gut, wenn das Faß nicht direct am Boden, sondern auf Unterlagen ruht. Das innere Faß wird alsdann mit Eis unter den gewöhnlichen Bedingungen gefüllt und einfach mit einem Deckel verschlossen, der wiederum mit einem durch Kohlenpulver oder Torfmull gefüllten Sack bedeckt wird. Das Eis hält sich hierin außerordentlich gut und fließt das etwa durch Schmelzen desselben sich bildende Wasser durch die Klappe ab; in den Deckel kann man auch einige Haken einschlagen, um auf diese Weise abzukühlende Gegenstände aufzuhängen.

---

Italien. Wer jemals die untere Po-Gegend bereist hat, muß den Eindruck von ihr mitgenommen haben, daß über ihr beständig ein Damoklesschwert an dünnem Faden hängt. Hoch über der Gemarkung, von grünbewachsenen Dämmen eingeschlossen, treibt der hier fast 400 Meter breite Po seine Gewässer dem Meere zu. (Auch andere Flüsse Nord-Italiens haben ihr Bett über dem sie umgebenden Terrain, eine Folge schlechter Wald- und Wasserwirthschaft.) Dem prüfenden Auge erscheinen die den schweren Wassermassen sich entgegenstemmenden Erdmauern nur als eine schwache Schutzwehr, deren Durchbrechung unermeßliche Verwüstung im Gefolge haben müßte. Dennoch waren seit dem letzten Dammbruch etwa 100 Jahre verflossen. Aber am Abend des 28. Mai trieb der in der Regel langsam anschwellende Fluß seine Fluthen plötzlich zu ungewohnter Höhe und sprengte seine Fesseln in der Gegend zwischen Guarda-Ferrarese und Ro. Bald zeigte der rechte Damm eine 400 Meter weit klaffende Lücke und die wüthenden Fluthen ergossen sich über das ihnen widerstandslos preisgegebene Flachland. In kurzer Zeit standen Ro. Guarda-Ferrarese, Bocca, Ruina, Cologna, Capparo unter Wasser, und den Bewohnern gelang es mit Mühe, das nackte Leben zu retten. Die vor der Noth betroffene Bevölkerung bezifferte sich auf 41,000 Seelen. Die meisten haben sich nach Ferrara geflüchtet, wo sie unter Baracken untergebracht sind. Tagtäglich langen neue Flüchtlinge dort an. Ferrara setzte sich, so gut es ging, in Vertheidigungszustand, um die andringenden Gewässer abzuwehren. Mittlerweile scheint sich bei der das Land bedeckende neue See einen Ausweg nach dem Meere bahnen zu wollen.

---

(Der Ring des Polykrates.) Stände die Sache nicht in der officiellen Zeitung Schwedens, dem „Postidning", zu lesen, man müßte sie in das Gebiet der Fabel verweisen, die Geschichte vom Ringe des Polykrates hat sich wiederholt. Ein Kaufmann aus Uleaborg sieht auf der Reise nach Stockholm einen kleinen, mit seinem Namen bezeichneten Löffel in's Meer fallen. Einige Tage später kaufte seine Frau auf dem Fischmarkte von Uleaborg einen Salm und fand, als sie denselben aufschnitt, zu ihrem grenzenlosen Erstaunen den Löffel in dessen Eingeweiden. Derselbe wurde der verwittweten Königin verehrt und von dieser dem Nationalmuseum von Stockholm geschenkt. Wenn es nun dem Museum auch gelänge, sich den Besitz der berühmten Florentiner Gabel zu sichern!

---

Die Würmerei und Schneckenzucht. Ein jeder aufmerksame Beobachter des Huhns wird die Bemerkung gemacht haben, daß sich dieses niemals wohler befindet, als wenn es auf einem frisch gepflügten Acker oder in einem Grasgarten ungehindert auf die Weide gehen kann, um sich dort allerlei Gewürm hervorzuscharren. Es ist ein Vorurtheil, zu meinen, daß das Huhn allein von Körnerfrucht leben müsse; im Gegentheil gedeiht es weit besser und legt viel kräftiger seine Eier, wenn es zum größten Theile mit animalischer Kost versorgt wird. Um sich diese thierische Nahrung für seine Hühner zu verschaffen, ist es nothwendig, sich eine sogannte Würmerei anzulegen. Es wird nämlich eine Grube ausgegraben, die sich nach der Menge der zu fütternden Hühner in der Größe richtet, etwa 8 Fuß lang, 4 Fuß breit und 5—6 Fuß tief. In diese wird 1/2 Fuß kurzgeschnittener Häckel gefüllt, darauf eine Lage Pferdemist, dann eine Schicht Erde, auf welche Blut, Eingeweide von Thieren, Aas, allerhand Küchenabgänge geworfen werden, bis die Grube angefüllt ist. Bald geben die in dieser Grube angehäuften Stoffe in Verwesung über und es entwickeln sich darin Millionen von Würmern und Insektenlarven. Diese werden nun aus der Grube herausgenommen und damit die Hühner gefüttert. Es ist unglaublich, wie ein solches Futter den Hühnern zusagt; sie werden dadurch außerordentlich fruchtbar und kräftig und kommen sehr gläzende Federn. Ebenso sind die Schnecken ein sehr beliebtes Futter für die Hühner. In einigen Gegenden Deutschlands werden diese im eigenen Garten gezogen und gepflegt. Diese Gärten haben nur einen baum- und strauchreien Grasboden, welcher mit fließdem Wasser allseitig umspült wird. Man läßt von Kindern im Walde Schnecken sammeln und bezahlt das Hundert mit 3 kr. Im Garten füttert man sie mit Kohlblättern und Gras und zum Schutze gegen Kälte und Hitze hat man Hauschen von Waldmoos aufgerichtet, unter welche sich die Schnecken verkriechen, auch wohl 2 bis 3 Zoll in die Erde eingraben, von wo sie dann ausgegraben und in Kisten verpackt versandt werden.
(Landw. Ans.)

---

Nach einer Zusammenstellung von M. Landon ist das höchste Alter, welches einige Pflanzengattungen erreichen können, folgendes: Die ältesten Palmen sind 200—300 Jahre alt, Cercis 300 J., Ulmen 355 J., Cypressen 388 J., Epheu 448 J., Ahorn 516 J., Lärchenbäume 576 J., Kastanien 620 J., Citronenbäume 646 J., Platanen 720 J., Cedern 800 J., Roßkästne 900 J., Linden 1076 J., Tannen 1200 J., Eichen 1400 J., Oelbaum 2000 J., Taxus 2880 J., die Mammuthbäume in Californien 5000 J. (bei 37 Fuß Durchmesser und 450 Fuß Höhe). In Californien befindet sich auch eine Adansonie und ein Drachenbaum von je 6000 Jahren.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 75. Speyer, Dienstag, den 25. Juni 1872.

### Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

Von F. Avé-Lallemant.

(Fortsetzung.)

Unser Wirth und Gast in einer Person schien von dieser schmerzhaften Operation nichts wahrzunehmen, da ihm der Wein trefflich mundete. Er schien nur zu bereuen, daß er vor dem Erscheinen des feinen Weines der Schnapsflasche wiederholt zugesprochen hatte, mindestens lobte er unter fleißigem Einschenken den Wein außerordentlich und wurde zuletzt so redselig, daß ich das Frühstück aufhob, um an unsere ernste Aufgabe zu gehen.

Der Landjäger hatte frühmorgens schriftlich berichtet, daß in der voraufgegangenen Nacht ein Diebstahl mit Einsteigen im Hause der Altentheilerswittwe Meyer ausgeführt und die Baarsumme von 350 Thaler in einem blau und weiß carrirten leinenen Geldbeutel sowie Gold- und Silbersachen aus einer mit Nachschlüssel geöffneten Schreibcommode gestohlen worden sei. Schon vor zwei Jahren war dieselbe Wittwe Meyer mittelst Eindrückens einer Fensterscheibe und Einsteigens heimgesucht und ebenfalls, wenn auch nicht so beträchtlich wie diesmal bestohlen worden.

Wir machten uns auf den Weg, die Dorfstraße entlang, welche sich in ziemlich starkem Bogen bis ans Ende des Dorfes dahinzog, wo das Haus der Wittwe Meyer als eine der letzten Wohnungen lag.

Die Vernehmung der Bestohlenen mit ihren beiden Mägden ergab keinen Anhalt für die Entdeckung des Thäters; die Wittwe, welche in einem mit Thüren versehenen Bettschrank schlief, hatte die Schrankthüren angelehnt gehabt und im festen Schlafe nicht das geringste Verdächtige gehört. Ebensowenig hatten die beiden Mägde, welche in einer Kammer hinten an der Tenne schliefen, etwas Auffälliges bemerkt. Auch der Hund, welcher hinter dem Hause neben der schwach versicherten Küchenthür an der Kette lag, hatte sich ganz ruhig verhalten. Die alte eichene Schreibcommode in der zur Erde gelegenen und nur achtzehn Fuß großen Schlafstube hatte ein altes schlotteriges Schloß, das sehr leicht mit einem Nachschlüssel hatte geöffnet werden können. Das Schloß war ordnungsmäßig wieder zugeschlossen worden; nur die Unordnung im Innern unterhalb der Klappe gab Zeugniß von „der unbefugten Gegenwart Dritter", wie der polizeiliche Kunstausdruck lautet. Sonst war im Innern des Zimmers von dieser „unbefugten Gegenwart" überall nichts zu entdecken bis auf etwas sandige Erde auf der Fensterbank und dem darunter stehenden Stuhl, welche jedoch keinerlei Contor erkennen ließ.

Wie nach Goethe zu rechter Zeit ein Wort sich einstellt, wo eben Begriffe fehlen, so stellt sich bei allen eifrigen Polizisten ein wahres Typusgesicht von selbstbewußter geistiger Ueberlegenheit ein, um vor dem staunend dabeistehenden Laien den Nimbus unfehlbarer Weisheit zu bewahren, wenn sie Spuren eines Verbrechens erblicken, ohne sogleich auf den verwegenen Verbrecher selbst gerathen zu können. Als ich zufällig den Blick in den kleinen Spiegel über der Commode warf, bemerkte ich, daß ich die Zähne des Oberkiefers auf die eingezogene Unterlippe gesetzt hatte und still sinnend, ohne recht etwas Anderes zu denken, als daß wir uns leicht blamiren könnten, leise mit dem Kopf nickte wie ein Maikäfer auf der Fingerspitze mit Kopf und Brustschild, ehe er sich orientirt hat, wohin er den Flug nehmen soll. Beim verstohlenen Hinblick auf meinen Commissar bemerkte ich, daß auch er den Mund geistreich zusammengekniffen hatte und ebenso sinnig nickend mir gegenüber stand wie ein junger Ziegenbock, der mit seinem Kameraden auf freier grüner Weide sich spielend messen will, wer dem andern überlegen ist.

Die geistreiche Verstrickung unserer Blicke setzte uns Beide in Verlegenheit, weil Jeder seine geheime innere Ueberlegenheit bewahren wollte und doch im bescheidenen Zweifel an sich selbst nicht recht vom Andern lassen konnte. Aeußerst willkommen in dieser Situation war uns daher die klagende Anrede der Wittwe Meyer:

„Meine Herren, wenn ich auch das alte Geld nicht wieder kriege, so will ich doch gerne das goldene Halsgeschmeide von meiner seligen Mutter wieder haben! All' das Andere können die Spitzbuben gern behalten, wenn's nicht anders sein kann!

Die geistige Ebenbürtigkeit zwischen dem Commissar und mir, welche in diesem „meine Herren" ausgesprochen lag, weckte meinen Ehrgeiz und ich ver-

Digitized by Google

sicherte der guten Frau sehr bestimmt, daß wir jedenfalls den Verbrecher entdecken und ihr zu ihrem Eigenthume wieder verhelfen würden!

Mein Commissar dagegen wandte sich mit etwas Hochmuth dem Fenster zu und sagte in etwas vornehm gelehrtem Gaunerton: „Es ist ein Massematten mit dem Brunger gehandelt.*)

Wirklich sah ich dicht unter jedem der beiden Ueberfallhaken des rechten Fensterflügels ein Loch von reichlich einem Viertelzoll Durchmesser durchgebohrt. Es war die bekannte Gaunermanier, Fenster, welche nicht durch Außenschalter gesichert sind, dadurch zu öffnen, daß man von Außen dicht unter dem Fensterhaken ein Bohrloch macht und mit einem Bohrer wie mit einem Hebel die Fensterhaken in die Höhe hebt.

Diese jähe Entdeckung, welche der Commissar von Innen machte, verdroß mich und bestimmte mich, nun auch meinerseits ein Uebriges zu thun und jedenfalls von Außen eine bessere Entdeckung zu machen.

Ich ging deshalb vor die Thür, neben welcher sich gerade unter dem Fenster eine in der Erde befestigte Bretterbank befand und sagte, als ich auf der Bank einige Bohrspäne entdeckte, mit gleich gelehrtem süffisanten Ton: „Der Pessuch ist auf Stammin mit Brunger gehandelt.“ **)

Ich hatte mich höchst eifrig bemüht, die Gaunersprache zu erlernen, zu meinem Kummer aber noch wenig oder noch gar keine Anwendung davon machen können, weil die rechten Gauner noch immer nicht kommen wollten. Der Commissar hatte freilich viel mehr Gelegenheit dazu gehabt und sich die gründlichsten Kenntnisse des Gaunerthums mit seiner Taktik und Sprache erworben. Dennoch erwartete ich von ihm eine Aeußerung des Beifalls, wenn nicht der Ueberraschung, nahm aber bei meinem forschenden Ausblick nur ein Lächeln wahr, das mir beinahe malitiös vorkam.

Mein ganzer Ehrgeiz erwachte, als er in solcher Weise meine fachkennerische Rede behandelte, ich mußte etwas Besseres finden als er, meine Blicke bohrten sich auf die Bank, als wollten sie die Brille von der Nase hinabdrängen, ich durchforschte die Umgebung des Fensters oben, an den Seiten; jede Sprosse, jede Kittfalze wurde scharf besichtigt: da — da o welch ein Sieg! welch ein Triumph! auf dem hölzernen Riegel unterhalb der Fensterbank und dem geöffneten Fensterflügel stand ein etwa zwei Zoll langes Zeichen mit Rothstift — ein Gaunerzeichen — geschrieben! ein offnes Dreieck, mit der Spitze nach unten und in der Mitte von einem Querstrich durchzogen: ∀

Jetzt hatte ich's! — Gewaltsam unterdrückte ich jeden Ausdruck von Freude und Hochmuth in mir und sagte so gelassen und fachkennerisch wie möglich: „Hier haben wir's, lieber Törker, kommen Sie einmal heraus! Sehen Sie einmal hier“ — fuhr ich auf das Zeichen deutend fort, als er *mit* neugierigen Blicken herauskam, da ist der Zinken!“ *)

„J — was?!“ — sagte er gedehnt und fast bis zur Befremdung verwundert.

„Es ist eine Chawrusse!“ **) und der Massematten ist vorher ausgeloch't!“ ***) rief ich triumphirend.

„Allerdings interessant“, sagte der Commissar gelassen, indem er ein Stück Durchzeichnungsleinen auf das Gaunerzeichen legte und dieses genau durchzeichnete, „aber welches Chawrusse, oder welchem Chawer †) gehört der Zinken?“

„Das — wird sich schon finden“, versetzte ich etwas kleinlaut.

„Ich gestehe“, erwiderte er, „das Zeichen ist mir noch nicht vorgekommen; es scheint mir der specielle Zinken einer einzigen Person zu sein, den kein Anderer seiner Genossen nachzuahmen wagen darf.“

Ich schwieg und suchte in der Umgebung nach anderen Anzeichen umher und namentlich nach Fußstapfen.

Der Erdboden um die Bank war hart und fest; es war keine Spur darauf zu finden. Nur seitlich an der Ecke des Hauses, wo eine kleine, nur mit einem Knebel verschlossene hölzerne Gitterthür in den Garten führte, waren Spuren eines ziemlich breiten Mannesfußes sichtbar, welche je weiter in das sandige Erdreich des Gartens hinab, desto deutlicher wurden und sogar einen Ausschnitt in Papier ermöglichten, der denn auch sorgfältig vom Commissar genommen wurde. Er machte Alles so still und sicher ab, als hätte er mit diesen Fußstapfen viel größere Resultate erreicht, als ich mit meiner Entdeckung des Gaunerzinkens.

Einen stillen Triumph sollte ich aber über ihn feiern, als wir am Ende des Gartens auf den Landjäger mit dem Schulzen stießen. Letzterer war vom Wein ziemlich angeheitert und recht froher Laune. In seiner amtlichen Eigenschaft als obrigkeitliche Person im Orte, hatte er durchaus mit zur bestohlenen Altenheilerin gewollt, war aber vom Landjäger möglichst zurückgehalten worden, um jegliche Störung zu vermeiden. Dennoch hatte er hinter den Wiesen herum, am Bach entlang, den Weg zum untern Theil des Gartens gefunden, wobei ihn der Landjäger nur mit Mühe über den schmalen Steg geführt hatte.

Bei unserm Anblick schlug der Schulze ein mit dem Respect gegen die Behörde unvereinbares lautes Gelächter auf und meinte, wenn etwas aus der vertrackten Geschichte heraus zu kriegen wäre, so würde dies gewiß ihm am allerehesten geglückt sein, da er heute früh mit dem ersten Tagesgrauen von der Magd der Wittwe benachrichtigt worden sei, daß sie beim Reinigen des Zimmers das Fenster offen gefunden habe und daß er der Erste zur Stelle gewesen sei und das ganze Haus und den Garten „durchgeschnüffert“ habe.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein Diebstahl mit dem Bohrer vollzogen.
**) Der Ausdruck ist von der Bank aus mit dem Bohrer gemacht.

*) Gaunerzeichen.
**) Bande, Genossenschaft.
***) Ausgekundschaftet.
†) Genosse, Kamerad.

Digitized by Google

## ** Eine Fahrt auf der neuen Bahnstrecke Germersheim — Landau.

Am 18. Juni Mittags, nach einer in Ludwigshafen abgehaltenen Sitzung, ging von dort ein Extrazug mit den Mitgliedern des Verwaltungsrathes und den Beamten der Direction der Pfälzischen Bahnen zur Befahrung und Besichtigung der neu eröffneten Bahnstrecke Germersheim-Landau ab.

In Speyer wurde einige Minuten Halt gemacht, um die geladenen Ehrengäste: Se. Excellenz den kgl. Staatsrath und Regierungspräsidenten Hrn. v. Braun, den k. Regierungsdirector Herrn v. Delamotte, den k. Kreisbaurath Herrn Lavale, den k. Regierungsrath Herrn Wand und den k. Oberpostmeister Herrn v. Artheim aufzunehmen. Herr Regierungsdirector v. Meyer wohnte ohnehin, in seiner Eigenschaft als k. Commissär bei den pfälzischen Bahnen, der Eröffnungsfahrt an. Von Speyer ging es in beflügelter Eile nach Germersheim, wo die dort geladenen Ehrengäste sich anschlossen und dann auf die neue Linie. Westheim, die erste Station, war festlich geschmückt und Jung und Alt aus der Gemeinde harrte des Zuges, dessen Ankunft und Abfahrt, wie auf allen übrigen Stationen, von Böllerschüssen begleitet war. In Lustadt begrüßte der katholische Pfarrer Herr Siener an der Spitze seiner Schuljugend und bei Anwesenheit vieler Gemeindegenossen den k. Regierungspräsidenten in einer Ansprache, während weißgekleidete Mädchen die Theilnehmer an der Fahrt mit Blumensträußen erfreuten. Durch das flache, aber fruchtbare und schön angebaute Land eilte hierauf das Dampfroß zur Station Zeiskam, bekannt durch die Erzeugnisse seiner ländlichen Gärtnereien. In neuester Zeit hat, und zwar in Folge des Bahnbaues und der Entdeckung scharfsichtiger Beobachter, auch ein nützlicher Zeiskamer Industriezweig Beachtung gefunden, nämlich — ortsüblicher Schwartenmagen, welcher von den Freunden „civilisirter Ernährung" sehr gerühmt wird. Auf der Station war von Hrn. Ingenieur Millet ein lustiger, einfacher, aber geschmackvoller Pavillon improvisirt worden, von dessen Decke ein aus Gelbrüben, Rettigen, Zwiebeln, Meerrettig u. s. w. zusammengefügter, äußerst niedlicher Kronleuchter herabhing. In diesem Pavillon standen Tische mit blendend weißem Linnen gedeckt und mit den Landesproducten: Schwartenmagen, Zwiebelkuchen und Junge, dann mit Rothwein bestellt. Im Hintergrunde war unter zwei ländlichen Figuren eine kleine Gartenbau-Ausstellung: mit Riesenspargeln, „gereift auf einer andern Flur", dann sehr schönen Zeiskamer Bohnen, Gurken, Blumenkohl, Pflückerbsen, jungem Wirsching, Weiskraut, Gelben Rüben u. s. w. — Alles mit kunstfinniger Hand geordnet. Hier wurde zum Studium der Landesproducte ein kleiner Aufenthalt gemacht und Ihr Berichterstatter kann, wenn auch nicht auf Grund subjectiver, so doch objectiver Wahrnehmung bezeugen, daß besonders der Zeiskamer Schwartenmagen großen Beifall gefunden und den Geschmack der Entdecker vollkommen gerechtfertigt hat. Nicht unbedeutende Bestellungen nach Osten und Westen gaben davon Zeugniß.

Nach einem Aufenthalt von etwa 25 Minuten eilte der Zug weiter durch Fluren und Laubwälder nach der Station Hochstadt, wo die Böller-Artilleristen (während der Herr Bürgermeister eine Ansprache an den Herrn Regierungspräsidenten hielt), die brennende Cigarre im Munde und bei loderndem, als Lunte dienender Pechfackel, todesmuthig mit Pulver operirten, ohne daß jedoch, wie die Insassen des Zuges zu ihrer Bewunderung, aber auch zu ihrer Beruhigung wahrnahmen, einer oder der andere von den kühnen Donnerschützen beim Laden ganz oder stückweise in die Luft geflogen ist.

Von da ging es nach der Station Dreihof und dann nach Landau, wo der Zug nach 2 Uhr eintraf. Am Bahnhof standen Wagen und Omnibus bereit, um die Festgenossen nach dem „Pfälzer Hof" zu bringen, in dessen Saal das Diner eingenommen wurde; daselbe rechtfertigte vollkommen den weit verbreiteten Ruf dieses Hauses und seiner ausgezeichneten Küche.

Den ersten Trinkspruch brachte Herr Director v. Jäger in folgenden, mit gewohnter Sicherheit gesprochenen Worten:

MM. HH! Am 11. Juni 1847 ist die erste fertige Bahnstrecke der Pfalz — Speyer-Ludwigshafen-Neustadt, — dem Betriebe übergeben worden. Am 16. Mai 1872 haben wir unsere letzte fertige Bahnstrecke — Germersheim-Landau — in Betrieb gesetzt und heute am 18. Juni 1872 feiern wir nachträglich das Eröffnungsfest für diese jüngste Strecke, 25 Jahre und 7 Tage nach der ersten Eröffnung! Ein schönes Stück Zeit! Sie birgt aber auch in sich ein schönes Stück Arbeit und reiche Erfolge für die Pfälzischen Bahnen. Die 5 Meilen des Jahres 1847 haben sich mit Eröffnung von Landau-Germersheim auf 50 Meilen erhoben, für welche bis jetzt an 44 Millionen Gulden verausgabt sind.

Das jüngste Kind unserer Laune — Germersheim-Landau — hat uns bis jetzt nicht viel Schmerzen gemacht. Die Bahn war trotz vielfacher Expropriations-Schwierigkeiten und insbesondere ungeachtet des Hindernisses des historisch gewordenen Kuhstalles — Dank der Umsicht und Thatkraft der ausführenden Ingenieure Millet und Mühlhäuser, — in kaum 5 Monaten gebaut und fahrbar gestellt.

Die böse Welt nennt diese Bahn die Via Mala der Pfälzischen Bahnen. Nehmen wir vorläufig an, daß dieses Epitheton ohne h geschrieben wird und sehen wir zu, ob und in wie weit sie dasselbe verdient. Mala in Bezug auf Bau- und Betriebsverhältnisse — quod non! Sie ist topfeben und besitzt weder Tunnels, noch sonstige Kunstbauten. Mala in Hinsicht auf Baukosten? Eben so wenig! Wir haben von den 2½ Millionen Gulden des Baucapitals noch nicht einmal eine Million ausgegeben und wir fahren bereits seit 5 Monaten! Wir können daher auf namhafte Ersparniß rechnen. Mala in Hinsicht auf Verkehr? Zur Zeit allerdings mala, pessima sogar, trotz Zeiskamer Zwiebeln und Schwartenmagen. Doch wäre dieß anders bei der Offenbacher- oder der Eisinger Linie? Gewiß nicht. Die jetzige Linie ist eben nur ein Torso der großen Linie Bruchsal-Germersheim-Landau-Birmasens-Zweibrücken, mit deren Herstellung sie in dem Rang einer Weltbahn eintreten wird. Militärische Rücksichten haben dieser Linie ihren Weg angewiesen und dieser Weg ist für die künftige directe Linie der Südpfalz der richtige und wenn dieß gebaut ist, wird sie eine via bona und vielleicht optima werden.

Wenn aber Jemanden in malitiöser Weise einfallen sollte, das „Mala" mit einem h zu schreiben, — nun, so glaube ich

wir werden uns Alle freuen, wenn die auf Antrag der Militärbehörde durch die k. Staatsregierung, selbst gegen unseren ersten Antrag, vorgezeichnete Linie für das Tusculum unseres hochverehrten, langjährigen Herrn Präsidenten eine Annehmlichkeit gewährt. (Bravorufe.)

Wir aber werden rüstig weiterbauen, mit der nächsten Betriebsetappe Annweiler schon im folgenden Jahre und sofort bis Pirmasens, Zweibrücken, St. Ingbert, Saarbrücken und selbst bis mitten in die Kohlengruben! (Bravo!)

Noch Vieles bleibt zu thun, bis wir am Ziele sind, — bis wir mit Einschluß der neuerdings gesetzlich vorgelegenen Linien unsere 80 pfälzischen Bahnmeilen mit einem Baucapitale von circa 71 Millionen Gulden hergestellt haben werden. Wahrlich eine große Aufgabe; aber wir dürfen hoffen, daß wir dieselbe bald und sicher lösen unter dem Schutze des erleuchteten Mannes, der an der Spitze unserer Provinzialregierung steht, der unser heutiges Fest mit seiner Gegenwart hat schmücken wollen.

Das wahre und eindringliche Wort, welches dieser hochgebrte Mann über die Förderung der Gewerbsthätigkeit an die Pfalz gerichtet, hat in allen Gemüthern lauten Wiederhall gefunden und wie ein belebender Hauch die Geister geweckt und gestärkt. Wir dürfen dieses Wort wohl auch auf unsere Eisenbahnen anwenden. Wahrlich! auch ihre Erfolge wachsen nicht am Wege des Zufalls, — auch sie sind die Frucht eines bestimmten Processes, bei welchem Einsicht, treue und ausdauernde Arbeit und viel Geld die Hauptagentien, die wirkenden Kräfte, bilden.

Darum legen auch wir rüstig Hand an die Fortsetzung unseres Werkes und fördern dasselbe, Jeder nach Stellung, Beruf und Kräften, damit unsere schöne Pfalz, diesen Garten des Herrn, der rechte Geist durchwehe, der Geist des gestälgelten Rades! (Bravo!)

Erheben Sie Ihre Gläser, meine Herren. Dem hochverehrten Herrn Regierungspräsidenten, Hrn. Staatsrath v. Braun, Excellenz, dem Manne, der das rechte Wort zur rechten Zeit gesprochen, ein dreifach donnerndes Lebehoch!

Die Rede fand großen Beifall und das Hoch, womit sie schloß, stürmischen Wiederhall.

In seiner von Bravo unterbrochenen Erwiederung dankte zunächst Herr Regierungspräsident v. Braun, versicherte, daß er, wo es die Förderung der Interessen der Pfalz gelte, es nicht bei Worten bewenden lassen werde, und schloß mit einem Hoch auf die „pfälzische Bahnverwaltung und deren ausgezeichnete Direction". Lebhaften Anklang fand auch ein Toast des Hrn. Bezirksamtmanns, Freiherrn v. Harold, worin derselbe den Gefühlen der Hochachtung und Verehrung nicht nur der Versammlung und der Stadt Landau, sondern der ganzen Pfalz, für den Vorstand des Verwaltungsrathes, Hrn. k. Rath Mahla, Worte lieh. Dem einträchtigen Zusammenwirken der beiden vortrefflichen Männer an der Spitze der Direction und des Verwaltungsrathes ist sicher ein großer Theil der Blüthe und Prosperität der pfälzischen Bahnen zu danken. Hr. Kreis-Baurath Lavale sprach sich höchst anerkennend über die Solidität und Zweckmäßigkeit der pfälzischen Bahnbauten im Allgemeinen aus und ließ zum Schlusse die Ingenieure derselben und insbesondere die Erbauer der neuen Strecke, die HH. Basler, Millet und Mühlhäuser, leben. Der k. Bezirksamtmann in Germersheim, Hr. v. Mörs, brachte hierauf in pfälzischen Dialektversen noch einen mit Beifall aufgenommenen Trinkspruch auf Hrn. Director v. Jäger, dann Hr. Finanzrath v. Manz aus Nürnberg einen solchen auf den Vertreter der Militärbehörde, Hrn. Ingenieur-Oberstlieutenant Riem von Germersheim, aus.

Gegen 7 Uhr wurde die Rückfahrt angetreten, jedoch, einer freundlichen Einladung des Hrn. Rath Mahla folgend, an dessen Besitzung Dreihof Halt gemacht. An schattigen Plätzen in den parkartigen Gartenanlagen standen gedeckte Tische, auf welchen leckere Brödchen zum Zugreifen einluden. Besonders aber fand das credenzte treffliche und frische Bier, aus Hopfen gebraut, die auf der Besitzung gewachsen waren, beifälligen Zuspruch. Die Damen des Hauses machten in der freundlichsten und liebenswürdigsten Weise die Honneurs, so daß die Minuten nur allzu rasch verflogen. Die untergehende Sonne vergoldete bereits den Saum der nahen Berge, die in fast südlicher Bläue mit ihren schönen, scharf gezeichneten Linien am Horizont sich abhoben, als der Ruf zur Abfahrt erging. Ungerne schieden Alle von diesem heimlichen Orte. Mit einiger Verspätung enteilte dann der Zug rasch nach Germersheim, Speyer und Ludwigshafen. Den Theilnehmern aber an dieser Fahrt wird dieselbe gewiß in freundlicher Erinnerung bleiben.

## Miscellen.

Die neueste Eruption des Vesuvs hat auch die artistisch-feuerspeiende Fabrik in Neapel wieder in Bewegung gesetzt, und es sind bereits Abbildungen derselben auch in Deutschland zur Verbreitung gelangt. Der Vesuv ernährt übrigens seine Leute. Seit einer Reihe von Jahren war namentlich der deutsche Maler G. in Neapel nur mit Vesuvs-Ausbrüchen beschäftigt. Tag aus, Tag ein walten seine Leute Vesuve in Aquarell, in allen Größen und von allen Gesichtspunkten. Kamen dann Fremde, namentlich Engländer, um einen Vesuv zu kaufen, so ward nur gefragt, welchen Jahrgang man verlange, die Eruption von 1850, 1855, 1858, 1861, 1866, 1867 oder 1868? Der Fremde bestellte sich die Eruption nach den vorhandenen Modellen. Der Künstler nahm einen fertigen Vesuv vom Lager, ließ mit gelber, rother und grauer Farbe Lava, Feuer Schlacke, und Asche darüber regnen und strich sein Geld ein. So ernährte der Vesuv seinen Mann, und die Eruptions-Fabrik überschwemmte die ganze Welt mit Bildern.

## Charade.

(Vierstlbig.)

Der Ersten Namen führten schon
So Herr als Knecht in deutschen Gauen
Und Herrscher auch auf Deutschlands Thron,
Des Landes Stolz, der Feinde Grauen.
Die Drit' und Vierte, abgeschieden
Sind sie der Erde Lust und Schmerz;
Heim sucht sie in Elysien's Frieden
Voll Sehnsucht das verwaiste Herz.
Ein Völkerstamm, den fortzutreiben
Die Christenheit einst Sorge trug
Und rüstig dann für sein Verbleiben
Mit jeder Waffenart sich schlug:
Begrüßet euch im ganzen Worte
Und öffnet selber euch die Porte.

**Auflösung der Charade in Nr. 73:**

Zeitung.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

**Nro. 76.** Speyer, Donnerstag, den 27. Juni **1872.**


## Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

**Von F. Avé-Lallemant.**

(Fortsetzung.)

Ich konnte mich mit dem Menschen natürlich nicht weiter befassen: der Commissar winkte dem Landjäger, ihn oben die Dorfstraße entlang zu führen, auf welcher wir gekommen waren; ich wollte mit dem Commissar den Wiesenweg unten am Bache entlang gehen. Wir wandten uns nun vollends dem Wege zum Bache zu, als ich zu meinem großen Erstaunen wahrnahm, daß dieselben Fußstapfen, die wir vorhin wegabwärts gesehen und aufgenommen hatten, jetzt auch wegaufwärts führten. Sogleich machte ich den Commissar aufmerksam darauf; ein Irrthum war nicht möglich; des Landjägers Fußstapfen neben den unserigen waren durchaus verschieden von den zuerst wahrgenommenen. Zum Ueberfluß verglichen wir den Papierausschnitt sorgfältig mit den Fußstapfen nach beiden Richtungen; es waren durchaus dieselben Fußstapfen! Ich mußte dem Commissar etwas boshaft in das verwunderte Gesicht lächeln, daß wir des Schulzen Fußstapfen so genau aufgemessen und in Papier ausgeschnitten hatten!

Es war doch offenbar bloße Rechthaberei, daß der Commissar stillschweigend die papierne Fußstapfe zusammenfaltete und sorgsam in sein Taschenbuch legte. Ich war halb verstimmt darüber und schlenderte über den schmalen Bachsteg auf den Wiesenweg hinauf, zwischen langen Reihen von dichtem Erlengebüsch, welches für die kleinen Kuhheerden der einzelnen bäuerlichen Besitzer eine vollkommen ausreichende Einfriedigung gewährte.

Der Blick über die saftigen bunten Wiesen hinweg nach den wogenden Kornfeldern drüben am Abhange, welcher sich sanft in die Thalmulde herabsenkte, und rechts auf die bunten Bauerngärten hinauf, wo die Kirschen so üppigroth von den zahlreichen Bäumen herablachten, das klare Blau des Himmels über uns, alles das stimmte mich so froh und glücklich, daß ich beinahe den Zweck meiner kleinen ländlichen Reise vergaß und still vor mich hinträumte, als gerade unter des Schulzen stattlichem Garten der redselige Besitzer zu uns auf den Wiesenweg trat.

„Ja" — meckerte er mit seiner schreienden Stimme — „ja, Herr Justizrath, Se müssten doch ein schönes Hengstfohlen sehn, das mir über's Frühjahr von der Koppel gestohlen worden.

Da ich den Schwätzer nun doch einmal wieder auf dem Halse hatte und ich von jeher ein großer Freund von Pferden und auch kein übler Reiter war, schlug ich mit ihm und meinem Commissar den Weg zur Füllenweide ein. Dieser führte quer über die wohlumgäunte Kuhweide des Schulzen mitten durch das grüne Knick, einen dichten lebendigen Zaun auf einem Grabenwall, in dessen Mitte eine von horizontal genagelten Brettern hergestellte niedrige Heckenthür zum Durchlaß von Vieh und Fuhrwerk diente.

Wir blieben vor der Thür stehen; mitten auf der Weide grasten drei Füllen, von denen die beiden hübschen zweijährigen Braunen sogleich herankamen, als der behaglich mit den Armen auf die Thür gelehnte Schulze sie heranrief. Das dritte Füllen, ein in der That sehr schöner zwei- bis dreijähriger prachtvoller Isabellenhengst mit weißem Schweif und Mähnen, blickte auf, schnob durch die weit geöffneten Nüstern und trabte scheu im Kreise umher, als wolle er seine wundervoll elastische Gangart zeigen, stand dann wieder still, blickte scheu herüber, schlug steil hintenaus und setzte in den herrlichsten Galopp ein, ohne die Kreisbahn mitten auf der Weide zu verlassen.

Der Schulze ging scheltend an der Hecke hinunter und spähte nach seinem Pferdeknecht; indessen kam eins der Füllen spielend an mich heran und legte die Ohren zurück, wie wenn es nach mir schnappen wollte: Ich trat zurück, während der Commissar dem Thier einen leichten Schlag auf das Maul gab, worauf alle drei Pferde im vollen Galopp auf die Weide hinaufsprengten. Zufällig fiel mein Blick dabei auf die Heckenthür: wer beschreibt mein Erstaunen, als ich auf dem obern Brette wiederum dasselbe Rothstiftzeichen erblickte, welches sich unter dem Fenster der Altentheilerin befand!

„Das ist in der That seltsam!" rief der Commissar, als ich ohne ein Wort zu sagen auf das Zeichen deutete, „beide Zeichen sind von einer und derselben Hand und deuten auf einen Zusammenhang des Pferdediebstahls mit dem heutigen Einbruch. Wahrscheinlich ist es das Zeichen des Auskundschafters, der nicht unmittelbaren Antheil am Diebstahle selbst gehabt

Digitized by Google

hat. Sehen Sie, hier diese Haselstaude trägt auch dasselbe Zeichen."

Ich folgte dem Finger des Commissars: dicht neben der Heckenthür waren die beiden gabelförmigen Zweige einer hohen schlanken Haselstaude auf Fußlänge abgeschnitten und oben durch das kurze Ende einer Haselgerte durchkreuzt, so daß hier dasselbe Zeichen hoch und frei in die Luft hineinragte und namentlich zur Nachtzeit, wenn der Rothstift nicht leserlich war, gegen den Horizont vollkommen genau erkannt werden konnte.

Der Laie mochte die sonderbare Haselgerte für eine Spielerei des Hirtenjungen halten: ich war aber nun auch überzeugt, daß der Kundschafter dem nächtlichen Pferdediebe diejenige Heckenthür unter den verschiedenen anderen auf der Weide hatte bezeichnen wollen, in deren Nähe die Füllen, wie jedes andere Weidevieh, sich vorzugsweise gern des Nachts aufzuhalten pflegen, als wollten sie zu ihrem Schutz die möglichste Verbindung mit dem Menschen unterhalten.

Schon wollte ich die Staude unten wegschneiden, als der Commissar meinte, es sei doch wohl rathsamer, sie unversehrt stehen zu lassen; dafür schnitt er aber das herunterhängende Ende des braunwollenen Fadens ab, mit welchem die Gerte quer über die Gabel gebunden war, und legte den Faden sorgfältig in seine Brieftasche.

Dies etwas mystische Benehmen des Commissars frappirte mich einigermaßen; zumal er gar keine weitere Erklärung dabei gab. Schon suchte ich eine noch bessere Entdeckung zu machen, als das von lautem Schreien begleitete Schelten des etwa zweihundert Schritte von uns entfernten Schulzen unsere Aufmerksamkeit erregte.

Ein sehr seltsamer Anblick bot sich unseren Blicken dar: ein kleiner hinkender Bursche floh heulend von der Hecke auf die Weide hinauf, hinter ihm her lief der schimpfende und fluchende Schulze mit einem frischgeschnittenen Stock in der Hand. Trotz dem Hinken war der Bursche doch so flink, daß er sehr bald einen Vorsprung gewonnen hatte und sich mitten in die Kuhheerde flüchtete, wo er sich hinter den Stier versteckte, dessen Schwanz ergriff und hinter diesem seltsamen Palladium seinen Verfolger erwartete.

Das Aeußere und die Haltung des Burschen hatte etwas Unheimliches und Koboldartiges: ein verschossener, alter schwarzer Filzhut mit breiter Krempe bedeckte den Kopf, ein eben so verschossener, kurzer schwarzer Mantel war mit dickem Bindfaden um den Hals befestigt; an den Beinen schlotterte eine sehr kurze, grauleinene Hose, zerrissene dunkle Wollenstrümpfe und ein Paar alte, plumpe, defecte Schuhe vollendeten den Anzug der unheimlichen Erscheinung. Das Gesicht des Burschen trug den ausgesprochensten Zigeunertypus, die tiefbraune Hautfarbe, die rabenschwarzen Haare, die blitzenden, lebhaft rollenden dunklen Augen, die gebogene Adlernase, die blendend weißen Zähne, Alles deutete auf die zigeunerische Abkunft.

Die Scene sollte nun aber nur noch seltsamer dadurch werden, daß der Stier entschieden Partei für den Burschen nahm, indem er dem Schulzen drohend die Hörner wies, ihn mit kurzem, kreischendem Brüllen von jeder Annäherung zurückschreckte und dabei stets sehr behende Front gegen ihn machte, sobald er sich von der Seite zu nähern suchte.

Die Sache wurde endlich sogar bedenklich, als der Stier von der Vertheidigung zum offenen Angriff überging, wozu ihn der boshafte Bursche durch Schläge mit der flachen Hand ermuthigte, ohne den Schwanz des unmuthig brüllenden Thieres loszulassen. Kein Schelten, keine Drohung des Schulzen half; er mußte die Flucht ergreifen und nahm die Richtung gerade auf uns zu. Keuchend rief er uns schon von ferne zu, daß wir schnell über die Heckenthür klettern sollten, was dann auch geschehen mußte, da wir nicht einmal mit einem Stock bewaffnet waren, um den Stier abzuwehren.

Gleich darauf kam der Schulze mit unerwarteter Behendigkeit uns nachvolligirt und unmittelbar darauf stand der Stier dicht vor der Heckenthür, stieß noch ein kurzes Gebrüll aus und zog sich dann langsam wieder zurück, wobei der Bursche ihn liebkosend an den runden Hals klopfte und ihn sogleich so durchaus zu beruhigen wußte, daß er still und friedlich zur Heerde zurückkehrte und so ruhig graste, als ob gar nichts vorgefallen gewesen wäre.

Sobald der vom Aerger und vom Laufen noch immer sehr aufgeregte Schulze sich einigermaßen erholt hatte, schien er auf dem Heimwege, den wir nun über die Füllenweide antraten, meine Wißbegierde unaufgefordert befriedigen zu wollen. Gestissentlich lenkte jedoch der Commissar das Gespräch von dem Burschen ab und suchte mir bei meiner unmittelbaren Frage nach der Herkunft und den Verhältnissen des Burschen durch einige Andeutungen zu verstehen zu geben, daß er selbst im Stande und bereit sei, diese Auskunft zu ertheilen. So vertröstete ich mich denn auf die Mittheilungen des Commissars auf der Rückfahrt, welche denn nun auch sofort angetreten wurde.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleine Culturbilder aus Mexiko.

(Fortsetzung aus Nr. 74.)

Die Verpflegung der Truppen obliegt den Präfecten der einzelnen Districte und ist eine nicht unbedeutende Einkommenquelle der Herren Commandanten. Am Ersten eines jeden Monats hält der Präfect Musterung über die in seinem Districte anwesend en Truppen; dieselben werden formirt, nominativ nach der Zahlungsliste aufgerufen und haben einzeln so, wie sie aufgerufen werden, vor dem Tische, bei welchem der Präfect, sein Schreiber und der Commandant Platz genommen haben, vorbei zu defiliren, um sich wenige Schritte hinter denselben wieder herzustellen. Ist dies geschehen und die Zahlungsliste dadurch verificirt, so wird die Truppe einrücken gelassen und der Commandant verfügt sich mit dem Präfecten in dessen

Bureau, woselbst er die Verpflegsgelder für einen Monat in Empfang nimmt.

Da aber der Stand der Truppen ein variabler ist, so fehlt jede Basis einer vernünftigen, zweckdienlichen Controle, und die Herren Commandanten machen an jedem Ersten dadurch ein brillantes Geschäft, daß sie vor der «Revista» schnell noch dreißig oder vierzig Burschc einfangen, deren Namen mit in den Zahlungsbogen eintragen, dieselben mitmustern lassen und nach geschehenem Vorbeimarsch wieder davonjagen. Das Geld für die Verpflegung dieser Leute fällt in die Tasche des Commandanten und es beträgt nicht wenig, da der mexikanische Soldat nicht mit Etappen, sondern bloß mit Geld verpflegt wird und für sein Essen selber zu sorgen hat.

Dieser Umstand ist mit die Ursache eines großen Uebelstandes, der in den vielen Weibern besteht, welche mit jeder Truppe laufen, wie seiner Zeit bei den Landsknechten, nur daß man sie dort noch nicht so im Zaume zu halten weiß, wie bei den Schaaren Frondsberg's durch einen eigenen „Waibel für die Weiber und Buben". Diese Weiber kochen und waschen für ihre Männer und die einzelnen ledigen Soldaten, sie besorgen die kleinen Einkäufe, da die Soldaten selbst nur sehr selten das «Quartel», die Caserne, verlassen dürfen, da sie alle ein enormes Desertionstalent besitzen und oft während Märschen im bewaldeten Gebirge schaarenweise durchbrennen und bisweilen nicht unwichtige Neuigkeiten von den Absichten und Bewegungen des Feindes bringen.

Tritt die Truppe einen Marsch an, so packen die Weiber die Utensilien ihres primitiven Haushaltes zusammen, nehmen den Bündel auf den Rücken, brechen eine Stunde oder mehr früher auf, als die Truppe, und eilen, mit Vermeidung aller verlängernden Windungen des Hauptweges, auf näheren Seitenwegen oder mitten durch die Wälder, in welchen sie sich mit merkwürdigem Instinkte zurechtfinden, in die Marschstation voraus, woselbst sie mit der ihnen eigenen Geschwätzigkeit von der anmarschirenden Truppe erzählen, sich beim Alcaden erkundigen, wo dieselbe bequartiert oder lagern wird, den bezeichnet n Punkt sofort in Beschlag nehmen und nun beginnen, die erbettelten oder gestohlen Lebensmittel zuzubereiten, damit die Truppe, wenn sie einrückt, schon die fertige Mahlzeit, meistens die Nationalmahlzeit: „Tortillas mit Frijoles", findet und gleich diniren kann.

Das wäre an und für sich nicht verdammenswerth, aber die feindlichen, in der Nähe befindlichen Abtheilungen sind dadurch immer von der Stärke der gegen sie operirenden Abtheilungen genau und rechtzeitig genug unterrichtet, um ihre Bewegungen, genau ihren Absichten entsprechend, reguliren zu können, da es kein Präfect und kein Alcade unterläßt, beiden Theilen immer jene Mittheilungen zukommen zu lassen, welche für sie von Interesse sein können; man kann ihnen dies nicht einmal verübeln, da in dem Lande der ewigen Parteikämpfe so ein Nest heute Diesem, morgen Jenem gehört, von welchen keiner viel Federlesens mit der politischen Autorität macht, wenn er einer Unterlassungssünde derselben eine Schlappe verdankt. Die richtigst combinirten Operationen werden daher durch diese Weiber sehr oft zu Schanden und bleiben insoferne resultatlos, als man dem Feinde keinen Schaden zufügen, die feindlichen Truppen nicht versprengen kann, da sich derselbe genau vor der anrückenden Gefahr jederzeit rechtzeitig aus der Schlinge zieht und oft spurlos verschwindet. Und das Versprengen einer Truppe hat in Mexiko große Bedeutung, ganz enormen Werth, da sie der betreffende Parteigänger nie wieder zusammenkriegt, sondern suchen muß, sich neue „Fuerzas" zu bilden; diese aus allen Haciendas und Pueblos gewaltsam zum Militärdienste zusammengefangenen Soldaten laufen, sobald ihre Reihen und Positionen erschüttert sind und die erste Abtheilung zu wanken beginnt, nach allen Richtungen hin davon, froh, zu ihrer Arbeit zurückkehren zu können, und vermeiden es sorgfältig, ihre Abtheilung wieder zu finden; sie bleiben daheim, bis sie wieder ein anderer durchmarschirender Commandant, oft gerade einer von jener Partei, gegen welche sie ein paar Wochen früher gekämpft haben, in seine „Fuerza" einreiht.

(Schluß folgt.)

---

## Robert Prutz †.

Wieder ist ein bedeutender Schriftsteller durch den Tod abberufen worden. Am 21. Juni früh starb zu Stettin, wo er am 30. Mai 1816 in's Leben getreten, Robert Prutz. Unter den productiven Dichtern mit Ehren genannt, war dieser geistvolle Mann vor Allem ein scharfsichtiger Kritiker und Literarhistoriker, sowie ein Meister im freien mündlichen Vortrage seiner Wissenschaft. Mit glänzenden Gaben ausgestattet, hatte er seine akademischen Studien in Berlin, Breslau und Halle gemacht. In letzterer Stadt begann der junge Doctor bereits im Jahre 1839 seine schriftstellerische Laufbahn als Mitarbeiter an den „Halle'schen Jahrbüchern", und schon 1841 trat er mit seinem ersten literarhistorischen Werke „Der Göttinger Dichterbund" hervor. Von der Polizei wegen seines in politischer Lyrik offen ausgesprochenen Freisinns vielfach gemaßregelt, siedelte er von Halle nach Dresden, wo er sich verheirathete, und dann nach Jena über, von wo er aber 1843 wieder nach Halle ausgewiesen wurde. Hier schrieb er die „Geschichte des deutschen Journalismus", die 1845 erschien, aber unvollendet geblieben ist. In dieser Zeit entstanden auch die Trauerspiele „Moriz von Sachsen", „Karl von Bourbon" und „Erich XIV." und die aristophanische Komödie „Die politische Wochenstube". Eine akademische Lehrstelle konnte der „Unruhige" trotz aller Bemühungen und Bewerbungen nicht erlangen, weshalb er nach Berlin ging, wo es ihm denn endlich 1846 gestattet wurde, vor einem gemischten Zuhörerkreise literarhistorische Vorträge zu halten, die er darnach im Drucke veröffentlichte. Nachdem er 1847 am Hamburger Stadttheater als Dramaturg thätig gewesen war und in Dresden einige Zeit privatisirt hatte, wandte er sich im März 1848 abermals nach Berlin, wo er bis zum November in der demokratischen Partei eine bedeutende Rolle spielte. In seiner Vaterstadt Stettin, wohin er sich zurückgezogen, ging ihm seitens des Ministers Ladenberg der Ruf zu, eine außerordentliche Professur der Literaturgeschichte in Halle zu übernehmen. So ward sein lange genährter Wunsch erfüllt, aber nur neun Jahre versah er das akademische Amt, Krankheit zwang ihn, es niederzulegen, und 1858 siedelte er wieder, und auf die Dauer, nach Stettin über. In dieser Zeit entstanden die geschichtlichen Werke: „Zehn Jahre",

Digitized by Google

„Taschenbuch der neuesten Zeit" ꝛc.; 1857 wurde das „Deutsche Museum" begonnen, deren literarisch-kritische Aufsätze später gesammelt unter dem Titel: „Die deutsche Literatur der Gegenwart" erschienen. Auch im Roman hat Prutz sich versucht, doch ließ er es bei drei Proben bewenden: „Das Engelchen", „Die Schwägerin" und „Felix". Seine lyrischen Gedichte gab er in verschiedenen Sammlungen heraus, wie: „Aus der Heimath" (1858), „Aus goldenen Tagen" (1861) und „Herbstrosen" (1864). Ein in der „Neuen Stettiner Zeitung" veröffentlichtes Gedicht, „Mai 1866" (kurz vor Ausbruch des Krieges) zog ihm wegen Majestätsbeleidigung eine Verurtheilung zu drei Monaten Gefängniß zu, deren Verbüßung ihm aber durch die Amnestie erspart blieb. Die letzten zehn Jahre seines Lebens widmete er fast ausschließlich öffentlichen Vorträgen, die er nicht bloß in Stettin, sondern auch in Berlin, Breslau, Bremen und vielen anderen großen deutschen Städten über deutsche Geschichte und Literatur mit großem Beifall gehalten hat. Leider nahm dabei sein körperliches Siechthum stetig zu. Wiederholt mußte er Stärkung in den Bädern suchen. Noch vor Kurzem war er wieder in Karlsbad gewesen und bereitete sich eben zu einem Sommeraufenthalt in Schlangenbad vor, als am Abend des 20. Juni nach einem Spaziergange im Freien ihn ein Gehirnschlag traf, der am folgenden Morgen seinem Leben ein Ziel setzte. Er hinterläßt einen Sohn, Hans Prutz (Lehrer am Danziger Gymnasium), der sich als Historiker in der literarischen Welt bereits einen geachteten Namen erworben hat. (Köln. Ztg.)

## Miscellen.

* (Literatur.) „Um Scepter und Kronen, Zeitroman von Gregor Samarow, Stuttgart, Eduard Hallberger, 1872". Dieser Roman wird in einer Reihe von Bildern die Ereignisse des Jahres 1866, des Vorläufers der jüngsten weltumwälzenden Epoche, an den Lesern vorüberführen und sowohl die tieferborgenen Fäden ihrer bewegenden Ursachen aufdecken, als die Wirkungen auf die Welt und die Gesellschaft schildern. Es wäre vermessen, eine wahre, in die Tiefen dringende Geschichte der eigenen Zeit schreiben zu wollen, — es lassen sich nur Bilder der einzelnen hervorragenden Momente geben, in denen das Publikum die großen bewegenden Kräfte erkennt, und durch welche es die oft so feinen und den gewöhnlichen Auge unsichtbaren Fäden verfolgen kann, welche diese Kräfte lenken. Bilder aneinanderzureihen, welche zum Verständniß jener Zeit beitragen, den großen tragischen Conflict charakterisiren, den jene gewaltigen Kämpfe in erster Instanz zum Austrag brachten, und in dem zugleich die Keime zu der gewaltigen endlichen Katastrophe von 1870 und 1871 liegen: das ist der Vorwurf dieses Zeitromans. Daß es sich hier nicht um einen Sensationsroman handelt, davon überzeugt uns Ton und Haltung Blatt für Blatt; wir sagen genug, wenn wir behaupten, der Verfasser ist in eben dem Grade Geschichtschreiber, wie Romancier. Er prägt nur das reiche Material seiner schwerwiegenden Memoiren in die leichte Münze des Romans um. Der Kern ist Wahrheit, die Form Dichtung. Der Verfasser, obgleich dem Räderwerk der Staatsmaschine nahestehend, hat sich eine völlig objective Stellung zu allen verschiedenen Elementen bewahrt, welche sich in jenem großen Conflict gegenübertreten; und wir glauben, daß er mit einigem Recht von sich sagen kann: „Allwissend bin ich nicht, doch viel ist mir bewußt!

(Das moderne Hagestolzenthum). Ueber die geringe Heirathslust der heutigen Männerwelt und die sich fortwährend vermehrende Zahl der Hagestolzen wird jetzt in den verschiedensten Ländern geklagt. Aus London meldet die „Allg. Ztg." darüber: „Nicht nur die unteren, sondern auch die oberen Gesellschaftsclassen haben den Geschmack am Heirathen verloren. Der betreffende Nothschrei aus dem vornehmen Stadtbezirk Belgravia, der jährlich wiederkehrt und gewöhnlich von „mehreren Matronen", einer „besorgten Mutter" oder auch kurzweg „a Lady" in der „Times" angestimmt wird, ertönt heuer in einem Leitartikel der Morn.-Post", des Journals für die elegante Welt par excellence. Der Artikel enthält einige interessante statistische Notizchen. Die Zahl der Frauen, welche durch das Mißverhältniß der zwei Geschlechter in England und Wales unter allen Umständen genöthigt sind, ledig zu bleiben, beträgt 3—400,000. Diesen Opfern eines grausamen Naturgesetzes ist nicht zu helfen. Die Zahl der Frauen, welche thatsächlich unverheirathet sind, überschreitet anderthalb Millionen. Das Umsichgreifen der Altjungferncultur, wie die „M.-Post" richtig bemerkt, namentlich unter den „oberen Zehntausend"; denn die Smith und Brown des Mittelstandes haben sich zum sakrionabeln Hagestolzenthum noch nicht emporgeschwungen. Das ernste sociale Problem läßt sich jedoch nicht lösen durch Strafpredigten, wie sie die „M. Post" im Auftrag ihrer hohen Gönnerinnen den vornehmen Hagestolzen hält. Denn der Grund des Altjungferunthums in England liegt viel tiefer, vor Allem in der verschrobenen und unweiblichen Erziehung, welche den jungen Ladies der oberen Stände zu Theil wird, in der fabelhaften Steigerung des Luxus, welche das „Halten einer Frau" auch für einen wohlhabenden Mann zu kostspielig und gefährlich machen. Diese Salonengel sind wie die Lilien auf dem Felde: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Für die Kleidung sorgen sie allerdings, lassen aber Väter und Ehemänner dafür bezahlen, daß ihnen die Augen übergehen." (Dies soll auch außerhalb Englands vorkommen.)

(Zu den originellen Druckfehlern) hat auch die „Gref. Z." einen Beitrag geliefert, der sich sehen läßt. Im Schluß des Berichtes läßt der Setzer, daß Einsturz eines m in m begriffen, den Altersvorsitzenden Worte des Dankes an den Präsidenten richten für die sichere Leitung der Geschäfte in dieser langen und überaus schwierigen (anstatt schwierigen) Session.

Oberstlieutenant Julius Payer, der eine der Leiter der österreichischen Nordpol-Expedition, hat von ganz kleinen Anfängen aus sich für Unternehmungen vorbereitet, wie diejenige, in deren Durchführung er so eben begriffen ist. Vor ungefähr 10 Jahren, erzählte Dr. H. v. Ruthner in der „Oesterr. Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst", befand sich der damalige Lieutenant im Infanterie-Regiment Degenfeld, Julius Payer, in Verona in Garnison. Das nahe Hochgebirge übte einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn, immer und immer wieder zog es ihn nach den Bergen. Schon 1863 bestieg er den Großglockner, und zwar auf einem damals nahezu unbekannten Wege, auf der Südseite von Kals aus. Schon seine Beschreibung dieser Besteigung, zugleich seine erste literarische Arbeit, fand in Petermanns „Geographische Mittheilungen" Aufnahme und Beifall. Diese Besteigung war auch bestimmend für die Zukunft Payer's. Von da an finden wir ihn alljährlich in den Alpen. Die größten Gefahren schrecken ihn nicht ab, fort und fort neue, noch unerforschte Partieen der Alpen in den Bereich seiner Besteigungen zu ziehen. Doch nicht blos die Erforschung jener Alpenpartien machte Payer sich zur Aufgabe; einerseits schildert er in anziehender Weise seine Erlebnisse, andererseits legt er in seinen Schriften die Resultate seiner Forschungen dar. Nicht minderes Verdienst erwirbt er sich als Zeichner, wie auch als Kartograph. So bereitete er sich im Laufe der Jahre vor für das Unternehmen, an dessen Spitze er jetzt steht.

Zur Ausrottung des Mormonenthums wird folgendes Mittel empfohlen: Man importire eine große Anzahl Modistinnen und ihrer kostspieligen Waaren nach Utah. Ehe viele Wochen vergehen, würden die Heiligen baldigst so viele Marchande de modes-Rechnungen zu zahlen haben, daß sie der Vielweiberei den Rücken kehren werden.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 77. Speyer, Samstag, den 29. Juni 1872.


## „So Einer."

Von Anastasius Grün.*)

Mit flatternden Federbüschen,
Mit schmetterndem Hörnerklang
Zieh'n Jäger, die schmucken, frischen
Gesellen, das Dorf entlang.

Sie zieh'n an des Landes Grenzen,
Vorposten zu treuer Wacht,
Die Waffen funkeln und glänzen,
Der Tactschritt dröhnt mit Macht.

Ein Weib sitzt an der Schwelle,
Ihr Knäblein an der Brust,
Dem leuchten die Aeuglein so helle,
Das klatscht in die Hände vor Lust.

Geduld, du Schelm, du kleiner,
Die Jahre verrinnen schnell,
Dann wirst auch du wohl so Einer,
Solch' schmucker, frischer Gesell!

Die Tritte, die Klänge allmälig
Verhallen am Waldessaum;
Die Mutter, stolz und selig,
Träumt schönen Zukunftstraum:

„O Kind, geboren in Schmerzen,
So hülflos noch und zart,
Erstarke am Mutterherzen
Zu rechter Mannesart!

O blühe, du holde Blüthe,
O wachse, frei von Harm:
Dich schirme, bewache, behüte
Mein Aug', mein Herz, mein Arm!

Doch wieviel Müh'n und Gefahren
Noch bis an's ferne Ziel!
Von sorgenschweren Jahren,
Durchwachten Nächten wieviel!

Mit Wonne den eigenen Schlummer
Legt ich dem deinen zu;
Mein sei die Angst und der Kummer,
Dein sei die Lust und die Ruh'!

Ja, ganz vergessen meiner,
In dir nur leb' ich allein;
Dann wirst du wohl auch so Einer,
Mein Stab, mein Stolz einst sein." —

Horch, wüster Schall durchzittert
Der jungen Mutter Traum;
Es hat gar schlimm gewittert
Am fernen Waldessaum.

Die Bahre von Tannenästen
Jetzt tragen Krieger vorbei,
Sie bringen der Tapfern Besten,
Getroffen vom Todesblei.

Von blindem Erz zerrissen
Der edle Lebensdocht,
An dem so treu befliffen
Die Mutterliebe flocht!

Ach, all' die Mühen und Sorgen
Die Jahre kummerbewegt,
Auf daß man so Einen morgen
An's Mutterherz Dir legt.

*) Vorstehendes Gedicht des „Wiener Poeten" ist den „Dioskuren, Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamten-Vereins der österreich-ungarischen Monarchie." 1. Jahrgang (Wien 1872) entnommen.

## Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

**Von F. Axé-Lallemant.**

(Fortsetzung.)

II.

Als ich zu Hause anlangte, mußte ich mir sagen, daß ich heute wieder einmal Mancherlei gelernt hatte, namentlich aus der Weise und den treffenden Bemerkungen meines wohlerfahrenen scharfblickenden Commissars. Besonders hatte mich aber die Erzählung vom Hofarchitekten Eberhard frappirt, weil ich mir dadurch bewußt wurde, daß auch ich ganz zufällig und ohne alle praktische Vorbereitung an die Polizei gerathen war, indem ich neben dem Justizbeamten auch noch Polizeichef in der nicht unbedeutenden Landstadt Arenau sein mußte. Nach vollendetem Studium hatte ich ein glückliches Staatsexamen gemacht, hatte einige Jahre lang am Stadtgericht in der Residenz gearbeitet, mit meiner großen Vorliebe für das Criminalrecht eine ziemliche Menge recht glücklicher Untersuchungen geführt und war nun mit dem neuen Jahre nach Arenau versetzt worden und zwar mit so viel amtlichen Aufgaben und Eigenschaften, daß man nöthig fand, das

Digitized by Google

Ganze wie eine Olla Potrida mit dem „Justizrath“ zu bedecken, womit ich schon ganz zufrieden sein mußte, weil unser allergnädigster Fürst den Titel eines Justizrathes sogar schon an mehrere Mediziner verliehen hatte. Weit mehr bekümmerte mich der unter dem Justizrath verdeckte Polizeichef oder Polizeidirector, bei dem ich anfänglich mit einiger Bellommenheit an die alten englischen Preßgänge erinnert wurde und der mir auch noch besonders dadurch schlaflose Nächte machte, daß ich mit riesigem Fleiß nicht nur unsere ganze Landespolizeigesetzgebung, sondern auch alle möglichen Zweige der Polizei mit ihren Hülfswissenschaften und dazu noch ganz besonders alle Räuber- und Gaunergeschichten, deren ich habhaft werden konnte, mit dem angestrengtesten Fleiß durch lange Nächte hindurch studirte und schon dadurch allein in den unvermeidlichen polizeilichen Hochmuth verfiel, daß ich zu meiner Uebung und in der sichern Erwartung, ich würde dermaleinst der Schrecken aller bisher noch unentdeckten Räuberbanden werden, sehr gern und häufig mit meinem prächtigen wackern Polizeicommissar, wie mit einem gebornen Gauner, in der Gauner- und Zigeunersprache redete und bei seinem fortgesetzten discreten Ausweichen in meinen Uebermuth glaubte, daß die sogenannten „Routiniers“ doch gewaltig gegen einen gründlich studirten Mann zurückständen.

Erst später sah ich ein, daß diese ebenso hochmüthige wie unglückliche Meinung durch die sehr bestimmte Aeußerung des in Polizeisachen ebenso wenig wie ich erfahrenen Ministers in mir begründet worden war, „daß ich trotz meiner bescheidenen Zweifel großes Talent für die Polizei hätte.“ Nur zu bald und zu oft vergaß ich, daß der treffliche Beamte, der in allen Polizeisachen mein vollkommener Verlaß war, schon seit siebzehn Jahren hier sein Amt mit Auszeichnung verwaltet, sich die beste Orts- und Personenkenntniß erworben hatte und gerade fünfzehn Jahre älter war als ich, der nicht gar weit entfernt davon war, in mein drittes Lebensdecennium hineinzuschreiten.

Dieser letztere Umstand war es nun aber, welcher meiner lieben, guten, alten Mutter schweren Kummer machte. Nur der Liebe einer Mutter kann man das Bedauern darüber verzeihen, daß ihre Kinder älter werden, ohne verheirathet und — was dabei stets von ihr vorausgesetzt wird — vollkommen glücklich zu sein. Bei jedem Andern ist dies Bedauern eine Anmaßung, weil ja doch alle Leute gleichzeitig alt werden, mithin auch die, welche sich über das Altwerden Anderer wundern. Meine Mutter konnte, strebte und wollte nichts Anderes, als mich verheirathen. Ja, im letzten Winter war sie sogar dem Gute in die Residenz gezogen, hatte sich mit allen bekannten Familien, die mit heirathsfähigen Töchtern gesegnet waren, in eine entente cordiale gesetzt, noch in ihren alten Tagen einen großen Luxus mit Gesellschaften und ganz besonders mit Bällen in ihren Sälen getrieben, als ob sie selbst noch als Ballkönigin figuriren wollte: Alles aber nur mir und dem Gott der Ehe zu Ehren. Ich musicirte, tanzte und toastete sogar so fertig und geistreich ich konnte, aber zum tiefen Kummer und sogar zum offenen Verdruß meiner für mich heirathslustigen Mutter folgte ich niemals nach ihren vorgängigen sorgfältigen Recognoscirungen den mir gegebenen Winken, und in meinem Leben hatte ich sie nicht so unglücklich gesehen, als am letzten Weihnachtsabend, an welchem wir Beide mit großer Ueberraschung, ich meine Bestallung empfing, meine Mutter dagegen die Verlobungskarte des Kammerjunkers von Ebershach mit Fräulein Adelheid von Elbenhorst, welche sie weit mehr zu ihrer Schwiegertochter als zu meiner Gattin erkoren hatte.

Als ich wenige Tage darauf abreiste, um meine neue Stelle anzutreten, war der Abschied von ihrer Seite fast herzzerreißend, weil ich nun so ganz allein in die weite Welt hinaus mußte, nach Arenau, wo sie gar keine Bekanntschaft in der schönen Welt hatte, obwohl Arenau nur zwei Meilen von unserm Familiengute, und nur vier Meilen von der Residenz entfernt lag. Doch schon am Neujahrstage erhielt ich mit ihrem Glückwunsch auch die erhebend tröstliche Nachricht, daß ich im Laufe des Jahres doch noch recht glücklich werden, d. h. heirathen würde, da sie am einsam verbrachten Sylvesterabend dreimal in Grande patience die Karten für mich gelegt habe und daß alle dreimal eine Mariage herausgekommen sei.

Trotz der Verzweiflung meiner Mutter über die unverantwortliche Vernachlässigung meines Glücks und über mein grauenhaftes Hineinreisen in den ruchlosen Stand der Hagestolzen, dachte ich doch sehr ernst über den Gegenstand. Ein wundervoller Traum aus meiner köstlichen, reinen, frischen Jugendzeit schwebte mit ganzer beseligender Erinnerung vor meinen Augen. Der Traum war unerfüllt geblieben und sollte es nach des Himmels Rathschluß auch bleiben; aber meine unschuldsvolle Jugend war durch dies Bild noch mehr geheiligt worden, als sie es schon an und für sich war: bei allem ernsten und ernsten Wechsel des Lebens hatte mich dies zauberische Bild nun und nimmer verlassen wollen.

Den größten Einfluß auf meine sittliche und wissenschaftliche Ausbildung hatte der Geistliche der zu unserm Gute gehörigen Lehnsdörfer, der Pastor Werner, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und dem trefflichsten Charakter. Beide brachten mich so weit, daß ich nach vollendetem achtzehnten Lebensjahre die Universitätsreife erlangte und auf verschiedenen Universitäten die berühmtesten Rechtslehrer hören konnte. Der Pastor Werner hatte seine Gattin frühzeitig verloren. Da er sich nicht wieder vermählte, nahm seine einzige Tochter Amalie Theil an dem Unterrichte, den meine Schwester Clara bei der Erzieherin empfing und war eigentlich ganz wie Kind bei uns im Hause. Auch ich hatte in dem mit mir in gleichem Alter stehenden Brudersohn des Pastor Werner, Conrad, dessen Vater die benachbarte fürstliche Oberförsterei zu Buchenhorst verwaltete, einen unsäglich lieben, frischen und muntern Unterrichts- und Spielgenossen.

Der erste nachhaltige Schmerz, den ich erlebte, war die Trennung von Conrad Werner, welcher ein Jahr früher als ich das väterliche Haus verließ, um

Digitized by Google

die Forstakademie zu beziehen. In unserer frischen Jugendlust strebten wir Beide ungestüm in die Welt hinein und machten in kühnem Muthe tausend abenteuerliche Pläne bei unseren Spielen und spotteten über Gefahren und Mühen, wenn Beide mit banger Besorgniß baten, uns doch nicht so großen Todesgefahren auszusetzen, sondern lieber bei ihnen zu bleiben. Als nun aber Conrads Abreise festgesetzt war, da sahen wir Beide ein, daß unser kühner Muth doch nur ein großes Stück Furcht vor der Trennung gewesen war, aber dennoch suchte Jeder dem Andern die bange Beklemmung in der Brust zu verhehlen. Schon mit dem ersten Gedanken der nahen unabweisbaren Trennung war ein rauher, trüber Hauch über die glänzende Spiegelfläche unserer Jugendlust gestreift und das erste bittere Weh hielt Einzug in unsere jungen Herzen.

Am Sonnabend, dem Tage seiner Abreise, besuchte uns Conrad, um Abschied von uns zu nehmen.

Er kürzte selbst den Besuch ab; ich ging hinaus, als er sich von meiner Mutter und Schwester beurlaubte, empfing ihn unten an der Thür zum Garten und führte ihn in den Garten hinab, ohne ihn anzublicken und ohne ein Wort zu sprechen.

Conrad hielt mich bei der Hand gefaßt, sein Gang war rasch und unstät; so führte er mich durch die Gartenpforte zum Haselbusch und sagte dort mit stillem, hauchendem Tone und mit niedergeschlagenen Augen zu mir: „Machen ist Deine Braut; sie hatte Recht, als sie uns neulich sagte, es sei schon genug für mich, daß sie meine Cousine sei.“

Bei diesen Worten fühlte ich mein Gesicht heftig erglühen: ein ungekanntes Beben durchzitterte mich. — „Lebe wohl, Hermann!“ rief er mit heftigem Tone, führte mich fast gewaltsam zur Gartenpforte zurück, stieß mich hinein und eilte mit dem lauten Ruf: „Bleib zurück!“ in stiegender Hast über das Feld davon.

Wie ich ins Haus zu meiner Mutter gelangt bin, was ich gethan oder gesagt, daran habe ich mich niemals zu erinnern gewußt.

Wunderbare Träume umschwebten mich in der folgenden Nacht: immer sah ich einen blondgelockten Engel im lichten Gewande vor mir stehen, der sich mit zauberischem Lächeln mir zuneigte.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleine Culturbilder aus Mexiko.

(Schluß.)

Oesterreichische und französische Colonnenführer, welchen derartige „Auxiliares“ oder Ruralgarden beigegeben waren, haben, da die Weiber schon durchaus nicht zu entfernen waren, dieselben oft zur Erreichung ihres Zweckes, nämlich zur Habhaftwerdung des Feindes benutzt. War man dem Feinde ziemlich nahe, so orientirte man sich so genau als möglich über das vorliegende Terrain und brach dann des andern Morgens in einer bestimmten Richtung auf, indem man die Marschstation bestimmte und den Weibern sogar einen Befehl für den Alcalden mitgab, in welchem man denselben beauftragte, für so und so viele Mann Unterkunft, einen oder zwei Stiere und einen zuverlässlichen Führer nach X. (dem Neste, in welchem sich die feindliche Abtheilung befand) zu besorgen und bereit zu halten. Die Weiber schlugen sich in die Büsche und eilten in die Station, der Alcalde besorgte selbstverständlich Alles auf das Pünktlichste, verständigte aber auch sofort den feindlichen Commandanten von dem Anmarsche von so und so viel Mann und der Bestellung des Führers nach X., wodurch demselben die Absicht, ihn anzugreifen, klar wurde. Die eigene Truppe verfolgte aber den Weg in der angegebenen Richtung nur so lange, bis sie aus dem Sehbereiche der Aufbruchsstation war, und bog dann in jener Richtung ab, nach welcher der feindliche Commandant von X. dem Angriff muthmaßlicher Weise ausweichen werde, machte einen forcirten Marsch und war in den meisten Fällen noch am selben Abende in der Lage, dem erstaunten und erschreckten Feinde eine empfindliche Lection in der Führung des kleinen Kriegs zu ertheilen.

Natürlich richtete sich der weitere Vormarsch nach der Rückzugsbewegung der Reste der feindlichen Truppe, und es dauerte dann oft tagelang, bis die Weiber, welche natürlich von dem stattgehabten Engagement schon erfahren hatten, wieder zur Truppe stießen. Das gab dann immer ein Geheule der Freude von denen, welche den Liebsten gesund und unversehrt fanden, und ein Wehklagen und Jammern von Jenen, deren Mann verwundet oder wohl gar schon begraben war. Zum Glück sind die Leute durch die lange andauernden Parteikämpfe an derlei schon ziemlich gewöhnt, der Schmerz und mit ihm das Wehklagen dauert meistens nur bis zum Untergang der Sonne, nach welchem sich die Wittwe mit irgend einem Freunde des Gefallenen neu vermählt und demselben mit gleicher Treue und Anhänglichkeit wäscht, kocht und hin liebt, wie den Verewigten.

Zur Zeit des Kaiserreichs war man bemüht, ein reguläres einheimisches Heer zu schaffen; man organisirte ein Reiterregiment, das Regiment der Kaiserin, dessen Commandant der berüchtigte Lopez war und das sich in verschiedenen Gefechten, sowohl selbstständig als auch im Verein mit Europäern, recht gut schlug, dann ein Geniebataillon in Puebla, welches sich durch seltene Treue auszeichnete und bei Camargo, als die ganze mexikanische Brigade Alvera während des Gefechtes zum Feinde überlief und die die Avantgarde bildenden österreichischen Jägercompagnieen im Rücken angriff, diesen treu zur Seite stand, vernichtet wurde; ferner Jägercompagnieen in Chiantsa und zwei Infanteriebataillone in Oaxaca, welche sämmtlich adjustirt und gut bewaffnet wurden.

Die beiden Oaxacaner-Bataillone wurden von dem dienstfertigen kaiserlichen Commissär Franco, einem zu Grunde gegangenen Kaufmanne und Verwandten

Digitized by Google

der Gattin Bazaine's, auf dem Wege der Freiwilligen-Werbung im Staate Oaxaca errichtet; so wurde nämlich in die Hauptstadt berichtet und der kaiserliche Commissär dafür mit dem Commandeurkreuz des Guadeloupe-Ordens ausgezeichnet. In der That aber wurde diese Werbung von Freiwilligen genau so durchgeführt, wie die Verstärkung der Auxiliares durch die einzelnen Commandanten. Es wurde den Alcaden der einzelnen Dörfer einfach der Befehl ertheilt, bis zu einem Tage so und so viel Mann für die zu formirenden Bataillone zu halten, da dieselben an diesem Tage von einer Abtheilung Trujeque-Reiter abgeholt würden. Der Alcalde fing sich also seine Leute, ganz ohne System und dabei seinen Privatleidenschaften folgend, einfach ab und sperrte sie, damit ihm die „Freiwilligen" nicht auskommen, einstweilen in Arrest. Am bestimmten Tage erschien die angekündigte Reiterabtheilung und escortirte die neuen Kameraden in folgender Weise nach Oaxaca, dem Orte der Aufstellung: Einer der vorderen Reiter löste seinen Lazo los, dessen Ende er fest an dem Sattelknopfe befestigte; an dem nun frei herabhängenden Stricke wurden die „Freiwilligen" zu Zwei mit je aneinem Arme festgebunden, um jeden Fluchtversuch illusorisch zu machen, und die übrigen Reiter vertheilten sich zur Bewachung zu beiden Seiten auf die ganze Länge des Transportes.

In der Werbestation angelangt, wurden sie in die Caserne gesperrt, streng bewacht und einexercirt, mehrere Wochen lang durfte Keiner vor das Thor der Caserne gehen, bis sie sich an ihr neues Schicksal gewöhnt hatten, ihnen die früheren Verhältnisse gleichgiltig geworden waren und Alles, was ihnen lieb und werth gewesen, nur mehr als eine Erinnerung in ihnen lebte, bis sie mit einem Worte ihr Loos nicht nur erträglich, sondern auch dadurch, daß sie der Sorge um das liebe Brod überhoben waren, ganz befriedigend fanden.

Man machte auch den Versuch, reguläre Truppenaushebungen anzuordnen, aber schon das Erscheinen des diesbezüglichen Erlasses erzeugte eine solche Gährung in der Bevölkerung, daß man es nicht rathsam fand, diese Maßregel durchzuführen, sondern die Verordnung zurücknahm, weil die Regierung nicht Macht genug besaß, derselben den gehörigen Nachdruck zu verleihen. Die Mexicaner selbst gehen in Fällen des Bedarfs ganz schonungslos vor; es kommen Fälle vor, daß die Besucher eines Theaters oder Stiergefechtes nach dessen Ende alle Ausgänge militärisch besetzt finden, daß man nur die Damen passiren läßt, die Männer aber zurückhält und einfach in die Truppen einreiht, armirt und vor den Feind schickt; da hilft kein Protest, keine Widerrede, da gibt es nur ein einziges Rettungsmittel — bei günstiger Gelegenheit durchzubrennen, was daher auch häufig genug benutzt wird; es gehört schon so mit zum Militärleben in Mexiko.

(L. P.)

## Miscellen.

(Amerikanische Romantik.) In Newyork hat dieser Tage eine Hochzeit stattgefunden, der eine eigenthümliche Liebesgeschichte vorherging. Ein Kaufmann in der Knickerbocker-Street daselbst, Namens Bischof, hatte eine reizende Tochter von 17 Jahren, Ida, und einen Clerc, Namens John Brown, 24 Jahre alt. Die jungen Leute liebten sich und letzten Winter hielt Brown bei Ida's Vater um ihre Hand an. Der wohlhabende Kaufmann wies den Bewerber höhnisch ab und sagte dabei, da er wußte, daß Brown kaum mehr als 2000 Dollars von seinem Gehalte erspart hatte, vor mehreren Zeugen: „Ich gebe Ihnen meine Tochter nur, wenn sie im Stande sind, sie mit Gold aufzuwägen." Brown griff diese Idee auf und verlangte die Zusage schriftlich. In einer übermüthigen Laune und in der Ueberzeugung, daß der Clerc niemals so viel Geld zusammenbringen werde, wurde die schriftliche Zusicherung gegeben, von Bischof und zwei Zeugen unterfertigt, und kaum hatte Brown sie in der Tasche, so reiste er nach Californien ab, um Goldgräber zu werden. Mehrere Monate lang erwarb er sehr wenig, aber er blieb in steter Correspondenz mit Ida, und versicherte dieser allen Ernstes, er werde nicht ruhen, bis er im Stande sei, sie mit Gold aufzuwiegen. Das Mädchen ließ sich insgeheim abwägen und sendete ihm die Ziffer ihres Gewichtes. Das gleiche Gewicht in Gold hatte an 36,000 Dollars betragen. Plötzlich machte Brown einen Goldfund in Mexiko von 20,000 Dollars, und gewann einige Tage darauf 3000 Dollars im Spiele. Nachdem er von dem letzteren Betrage wieder 2000 Dollars verloren, schwur er sich zu, nie wieder zu spielen, sondern arbeitete in den Goldminen. Als Ida's Vater erfuhr, daß Brown bereits eine ansehnliche Summe erworben habe, meinte er: „Hm! Ich halte mein Wort, aber ich lasse keinen Dollar nach." — Nun begann das Mädchen sich nur auf die nothwendigste Nahrung zu beschränken, um ihr Gewicht herabzubringen. So gelang es ihr, ihrem Geliebten nach einiger Zeit zu melden, daß er schon 2000 Dollars weniger brauche. Darauf sendete Brown die zärtlichsten Bitten, diese Abmagerung ja nicht fortzusetzen, und endlich kam er plötzlich mit 40,000 Dollars in Newyork an. Das Mädchen wurde jetzt gegen Gold abgewogen, und es stellte sich heraus, daß sie nur 30,000 Dollars schwer war. Zu diesem Gelde legte Bischof jetzt seinerseits 30,000 Dollars Aussteuer und die Glücklichen wurden vermählt. Die Firma heißt jetzt: „Bischof und Brown" und sie führt das Schild: „Zum richtigen Gewicht." Das Gewölb ist voll Kundschaften, welche die Neugier, das junge Paar zu sehen, hinführt.

## * Anagramm.

Am Morgen trafen sich zwei Freunde,
Ein Kaufmann und ein Medicus,
Sich fragend, ob der Abend einte
Sie wohl zum traulichen Genuß.

„Ich komme, mit Dir zu soupiren" —
So sprach der Doctor — „aber spät:
Ich möchte vorher prostiren
Vom Worte, wie's geschrieben steht."

„„Dem Wort zu Lieb komm' ich zum Mahle
Auch später"" — rief der And're aus —
„Doch ich versetze die Molaie
Und sprech' den einen doppelt aus.""

Der Abend kam, und als die Worte
Zu Ende waren, trafen sich
Die Freunde am bestimmten Orte,
Und jede Lagesfalte wich.

Es hatte prostitirt ein Jeder,
Und Jeder trug's mit sich herum,
Der Kaufmann im Portefeuille von Leder,
Der Arzt im Capitolium.

**Auflösung der Charade in Nr. 75:**
Ottomanen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 78. Speyer, Dienstag, den 2. Juli 1872.

## Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

**Von F. Avé-Lallemant.**

(Fortsetzung.)

Frühmorgens sprang ich auf vom Lager und eilte in den Garten zur Haselbuschlaube und als ich sie leer fand, kletterte ich hastig an dem schiefen Stamm seitwärts mit seinen breitgestreckten Aesten hinauf und schwenkte mich auf den schlanken Zweigen, wie ich das schon hundert Mal gethan und in seliger Knabenlust mich von Wind und Wetter hatte hin und her schaukeln lassen; die hellen Kirchenglocken tönten drüben vom Thurme her wie ein Locken und Willkomm der Ferne. Ich drückte mein heißes Gesicht gegen die frischen grünen Blätter, die leise und heimlich um mich rauschten und mit dem Stamme mich sanft hin und her wiegten, als wollten sie alle Lust und alles Weh in mir beschwichtigen, wie die Mutter ihr Kind leise und tauschend zur Ruhe zu bringen trachtet.

Da blickte ich hinab: der Engel, von dem ich geträumt, war ja Malchen gewesen und Malchen stand unten vor der Laube!

Sie hatte das weiße Sonntagsgewand angethan. Wie leichtes goldenes Gewölk ringelten sich die blonden Locken auf den blendend weißen Hals und auf den blauen Shawl um die Schultern herab, in der zierlichen Hand hielt sie das leichte Sommerhütchen an den Bändern gefaßt und drinnen lagen rothe und weiße Ackerwinden und blaue Cyanen, womit sie schon unzählige Male sich und mich bekränzt hatte. Aber heute lagen sie noch ungewunden im Hütchen.

Wie ich mich vom Baum heruntergeschwungen, wie ich an ihre Seite getreten war, weiß ich noch heute nicht. Ich vermochte nur ein einziges Mal und schüchtern sie anzublicken und dies nur, um zu sehen, daß sie es wirklich war. Sie glühte in Purpurröthe, das wundervolle, himmelblaue Auge war in die Ferne gerichtet, der Blick schien dahin verschwimmen zu wollen; tief und langsam wogte die Brust: — ja, es war Malchen, aber nicht das fröhliche unbefangene Malchen, sondern der Engel meines Traumes mit dem verklärten Lächeln!

Wie geblendet vom hehren Glanze ließ auch ich das Auge in die Ferne schweifen, als sollte das Uebermaß meiner Seligkeit die ganze Ferne erfüllen. Da schlang ich leise und zitternd den Arm um sie und drückte bebend einen leisen Kuß auf die lieblichen zuckenden Lippen und fühlte den Wiederdruck und sah eine Thräne auf die purpurglühende Wange hinabperlen.

So standen wir neben einander; Keiner wagte dem Andern in's Gesicht zu blicken; nur die Lippen begegneten sich noch einige Mal still, bebend und schüchtern: Dann schwebte der Engel davon und ich sank von Seligkeit überwältigt auf die Rasenbank nieder.

Nun ich zur Besinnung gelangte, fühlte ich ein ganz neues Leben über mich gekommen, ich fühlte mich stark und muthig, um Das als mein ganzes Eigenthum zu erwerben, was ein glücklicher Stern mir so unverdient zugewiesen hatte. Mit eisernem Fleiße fing ich an zu arbeiten, mein Lehrer und der Pastor erstaunten über meine Fortschritte, meine Mutter und Schwester schrieben meinen tiefen Ernst nur der Trennung von Conrad und meinem glühenden Streben zu, nun auch in die Welt hinaus zu gehen.

Malchen war mein köstliches Traumbild, welches so unvertilgbar tief in meinem Herzen Wurzel gefaßt hatte, daß es mich allüberallhin begleitete, und mich wie ein Talisman vor aller Gefahr und Versührung bewahrte. So war denn der Gedanke an Amalie mein höchstes Glück, aber auch meine vollkommene Ruhe und mein sicherer Verlaß.

Die Briefe der Meinigen enthielten über Amalie viele Mittheilungen, die ich unbeantwortet ließ; Conrad gedachte ihrer mit keinem Worte in seinen Briefen an mich. Als aber die gleichzeitige Nachricht von der Verlobung meiner Schwester Clara mit dem benachbarten Baron von Buchenau und von dem raschen Absterben des Pastor Werner, Amaliens Vater, kam, da empfand ich den bittersten Schmerz nicht über den Tod meines herrlichen Lehrers und Führers meiner Jugend, sondern auch über den Tod des Vaters der Geliebten. Aber dennoch schrieb ich ihr nicht; sie mußte jetzt durch und durch empfinden, daß Einer in

Digitized by Google

der Welt lebte, der ihr Alles war. Ich schickte nur meine Karte, die ihr Alles sagen mußte. Ueber ihre nächste Zukunft konnte ich außer Sorge sein: von meiner Schwester erfuhr ich, daß Amalie bei ihrem Onkel, dem Oberförster, eine Zuflucht gefunden hatte. Von nun an erhielt ich nur noch sehr selten Nachrichten über die Familie Werner und Conrads Briefe blieben endlich ganz aus.

Nachdem ich meine Studien vollendet und dem dringenden Wunsche meiner Mutter entsprechend noch eine Reise durch die Schweiz und Italien gemacht hatte, gelangte ich in die Heimath zur hochbeglückten Mutter zurück.

Gehoben und ermuthigt durch so viel Glückseligkeit wagte ich im traulichen Momente des Alleinseins mit meiner Schwester die schüchterne Frage nach Conrad und Amalie, und erfuhr nun, daß Conrad schon vor einem Jahre in die Oberförsterei zurückgekommen, dann als Jäger in die schleswig-holsteinische Armee eingetreten und bald mit einer Wunde am rechten Arm zurückgekehrt sei. Wie es allgemein heiße, sei er mit seiner Cousine Amalie verlobt und solle die Hochzeit gefeiert werden, sobald die in Aussicht gestellte Nachfolge in das väterliche Amt vom Landesfürsten ausgesprochen sei. Der Umgang mit der Familie Werner hatte allmälig ganz aufgehört.

Die Wirkung der plötzlichen Nachricht, die Geliebte für dies Leben verloren zu haben, war gewaltig in mir. Kein Wort kam über meine Lippen; ich muß aber lange in völliger Erstarrung dagesessen haben. Mit aller Kraft aber raffte ich mich endlich auf aus den schwersten Kämpfen, bereitete mich für das Staatsexamen vor und wurde nach meiner Anstellung ein in der That musterhaft fleißiger Arbeiter. Mein Jugendtraum war nicht dahin, wenn ich die Geliebte auch nicht für dies Leben besitzen sollte; ich hatte mich in ihr wiedergefunden und konnte mit dieser Kräftigung mich nicht verloren geben. So behielt ich Muth und Kraft; ja, ich klammerte mich an das Leben an, um ihm wenigstens von der einen dürftigen Seite Freude und Genuß abzugewinnen, welche das herbe Schicksal mir noch unverkümmert erhalten hatte. Wohl fühlte ich die Einseitigkeit und Kümmerlichkeit meiner ganzen Lebenseinrichtung und amtlichen Thätigkeit. Doch hatte ich ja immer die einsamen Stunden, in denen ich mich zu meinem Jugendtraum zurückflüchten konnte. Mancher Andere, und namentlich das Mutterauge, sah mit trübem Blicke den Rückschritt, den ich machte, als ich muthig vorwärts zu streben glaubte. So verstand ich recht wohl den Kummer, den meine Versetzung nach Arenau meiner Mutter machte: ich hatte ein trostloses Amt übernommen, in welchem ich als Justizverwaltungs- und besonders noch als Polizeibeamter fungiren sollte, und dessen herbes Elend ich dann erst ganz vollkommen begriff, als ich zum ersten Male in einer und derselben Person als Polizeidirector einen armen miethezahlungssäumigen Tagelöhner durch den Landjäger sofort in dieselbe Wohnung wieder einsetzen lassen mußte, den ich als Richter durch den Gerichtsdiener aus dieser Wohnung mit Weib und Kind und kümmerlichem Mobiliar hatte aussetzen müssen.

## III.

Die unmittelbare Nähe des Kutschers vor uns auf dem kleinen offenen Stuhlwagen schien mir der Grund zu sein, weshalb der Commissar mir keine weiteren Aufklärungen zu seinen ziemlich geheimnißvollen Andeutungen über das Verhältniß des Schulzen zu seinem Hirtenjungen gab. Wiederholt betonte er auf meine Fragen das Vorhandensein von Acten, welche das Verhältniß vollständig aufklären und eine unbefangene Auffassung der Personen und Verhältnisse ermöglichen könnten. Ihm schien aber daran gelegen, mich sobald wie möglich aufzuklären: denn kaum war ich vom Mittagstisch aus der Restauration nach Hause zurückgekehrt, so brachte er mir auch schon ein beträchtlich starkes Actenheft, nach welchem vor fünf Jahren ein eigenthümlicher Proceß gegen den Schulzen zu Frostdorf verhandelt worden und in welchem nebenbei eine ziemlich genaue Charakteristik des Schulzen gegeben war.

Vor fünf Jahren hatte der Schulze einen schönen schottischen Stier gehabt, welcher wie die meisten dieser Thiere nach und nach stößig und zuletzt so unbändig und gefährlich geworden war, daß er mehrere Mal durch die Umzäunungen brach und nicht nur mit den Stieren auf den Nachbarfeldern tödliche Kämpfe begann, sondern auch die Fußgänger verfolgte, welche den über die Weide des Schulzen führenden öffentlichen Fußsteig benutzten. Dem Schulzen wurde nun der amtliche Befehl beigelegt, den Stier entweder ganz zu beseitigen, oder ihn im Stalle zu lassen, damit kein ferneres Unheil geschehe. Wie immer, bestand der Schulze auch hier auf seinem Kopfe, meinte prahlend, die Leute brauchten nicht über seine Weide zu gehen oder müßten sich in Acht nehmen und ließ den bösen Stier nach wie vor unter die Heerde gehen.

Eines Tages war der in der Colonie des benachbarten Herrn von Grünau wohnende Zigeuner Koberli (Angust) Hemperla mit dreien seiner Söhne über die Weide des Schulzen gegangen, um auf dem Jahrmarkt zu Frostdorf ihre Künste zu zeigen, als der dreizehnjährige Sohn Bolla (Anton), welcher auf dem Fußsteige etwas zurückgeblieben war, von dem Stier mit den Hörnern erfaßt und ehe der Vater und der alte Kuhhirt mit dem Hunde zur Hülfe kommen konnten, zwei bis drei Mal in die Luft geschleudert wurde.

Der Knabe blieb bewußtlos liegen und wurde ins Dorf getragen, wo er nur erst nach langer Zeit zur Besinnung kam und dem herbeigerufenen Arzte ernste Besorgniß einflößte, zumal der arme Bursche den rechten Oberschenkel gebrochen hatte.

Die Cur währte lange Zeit und als sie beendigt war, ergab sich, daß der Bruch nur mangelhaft geheilt war und Bolla das Bein nicht ansetzen konnte, ohne zu hinken. Die schlimmste Folge war aber die, daß der Knabe in Folge der Gehirnerschütterung geistig gelitten zu haben und blödsinnig geworden zu sein schien.

Digitized by Google

Der Schulze wurde zunächst von Amtswegen, da er der gegebenen Weisung keine Folge geleistet hatte, in eine sehr bedeutende Geldstrafe genommen und zur Beseitigung des gefährlichen Stieres gezwungen. Dem alten Zigeuner Koberli Hempetta wurden wegen schwerer Körperverletzung seines Sohnes und wegen Veramlassung seiner Unfähigkeit zum selbstständigen Fortkommen alle Rechte auf dem Civilwege offen gelassen.

(Fortsetzung folgt.)

## * Johann Karl Bonnet.

Beitrag zur Geschichte der poetischen Literatur der Pfalz.

Es ist gewiß ein löblicher Particularismus, wenn die einzelnen Stämme unseres großen Vaterlandes, wie es seit Jahrzehnten geschehen, mit dem Hinblick auf Vergangenheit und Gegenwart sich prüfen, was sie auf den verschiedenen Lebensgebieten, zumal auf dem geistigen, zur eigenen und darum auch des Vaterlandes Ehre geleistet haben. Nur durch wetteiferndes Zusammenwirken kann ja das große Ganze zur rechten segensreichen Blüthe sich entfalten. Und die Geschichte führt zur Selbsterkenntniß, welche, wie zum Heile der einzelnen Menschen, so auch ganzer Stämme und Völker vor Allem noth ist.

Auch in der Pfalz hat man sich aus der frühern langen Gleichgiltigkeit zu der Frage aufgerafft: was hat unsere schöne Heimath auf dem Felde der allgemeinen Literatur, besonders auf dem der poetischen bisher geleistet? Zur Beantwortung dieser Frage haben sich einige strebsame Männer die Mühe gegeben und das Verdienst erworben, alle literarischen „Celebritäten" der Vergangenheit aus dem Staube der Vergessenheit hervorzuziehen und, mit denen der Gegenwart vereinigt, eine stattliche Reihe aufzuzählen. Dies that zuerst Pfr. Schiller in seinem (leider nun eingegangenen) Kalender, dem Sickinger Boten; ihm folgte dann Lehrer Schneider von Mußbach im „Schulboten."

Unter diesen längst verschollenen Namen leuchten auch mehrere berühmte in den einzelnen Fachwissenschaften. Am sterilsten erscheint die poetische Literatur. Erst in der neuesten Zeit sind einige Pfälzer Dichter der Aufnahme in die deutsche Literaturgeschichte würdig gefunden worden, z. B. der uns nur halb angehörige Redwitz, dann A. Becker, Schuler u. s. w., während der geistvolle Naturschilderer Blaul vollständig ignorirt wurde. Als jene Zusammenstellungen erschienen, war der genialste von Allen, der kürzlich leider, dem höchsten Ziele nahe, in's frühe Grab sank, eine unbekannte Größe. Wir zweifeln aber nicht, daß mehrere Dramen von Schaufert, sowie viele seiner geistesfrischen, sinnigen Lieder den Ruhm seines Namens auf ferne Geschlechter fortpflanzen und unserer Pfalz zur bleibenden Ehre gereichen werden. Möchte sein Fall und schnell aufleuchtender Ruhm und das tragische, uns Alle demüthigende Verhängniß seines frühen Todes das vorwiegend materiell gesinnte Pfälzer Volk aus seiner Apathie gegen die idealen Bestrebungen seiner Söhne aufwecken, damit jüngere wahre Talente nicht mehr, weder an der Theilnahmlosigkeit ihrer eigenen Heimath erschlaffen, noch unter widrigen Lebensverhältnissen erlahmen und — erliegen. Denn daß trotz jener vorwiegend materiellen Lebensrichtung der Pfälzer, ächte Dichter aus ihrer Mitte hervorgehen können, und die Behauptung, sie werden in dieser Beziehung immer hinter den andern deutschen Brüderstämmen zurückbleiben, ein grundloses Gerede ist, das beweist aber am Schlagendsten die glänzende Erscheinung Schaufert's.

Der Name unserer Ueberschrift eben ist ein Zeugniß dafür, daß selbst zur Zeit, wo der deutsche poetische Geist erst wieder aus langem Zauberschlafe zu erwachen und fremder Fesseln sich zu entledigen begann, derselbe auch in unserer Pfalz einen nicht unbegabten Vertreter fand, wenn sein Name auch neben dem seines Landsmanns und Zeitgenossen Hahn aus Zweibrücken, des Mitgliedes des Hainbundes, weniger bekannt geworden oder geblieben ist. Jedenfalls verdient J. K. Bonnet als Repräsentant jener Zeit in der Pfalz schon aus literaturhistorischem Interesse wieder an's Licht gezogen zu werden, zumal wir vielleicht damit so sorgfältigen literatur-historischen Sammlern, wie Karl Gödecke, die auch alle weniger bedeutenden Schriftsteller aufsähen, um ein möglichst vollständiges Bild der geistigen Productionskraft Deutschlands zu geben, — einen kleinen Dienst erweisen; denn unseres Wissens entginnen die Bücher Bonnets, wesentlich ihrer Seltenheit wegen, selbst der außerordentlichen Umsicht, dem seltenen Fleiße jenes Gelehrten, obwohl eines von ihnen in Leipzig erschienen war. Aber auch abgesehen von dem literatur-historischen Interesse, verdienten manche Gedichte unseres Landsmanns wegen ihres nicht unbedeutenden poetischen Werthes und ihres lehrreichen Inhalts, wodurch sie vor vielen Producten bekannter zeitgenössischer Dichter nicht zurück zu setzen, in die die ganze Geschichte der deutschen Poesie vertretenden Anthologien aufgenommen zu werden, was einige Proben, die wir später mittheilen wollen, beweisen werden.

Leider haben wir den Ort und Tag der Geburt J. K. Bonnets von seinen im Westrich wohnenden Verwandten nicht erfahren können. Was von seinem Leben bekannt ist, bezieht sich auf die Zeit seiner amtlichen Wirksamkeit. Demnach war er zuerst von 1766 bis 1777 ref. Pfarrer zu Niederkirchen im Osterthal, wo er in den Jahren 1767 und 1768 die größern Gedichte, „Dombach" und „Tiefenbach", wohl auch das „Osterthal" verfaßt hat. Von 1777 bis 1786 wirkte er als Pfarrer zu Münschweiler bei Zweibrücken und zuletzt in Obermoschel, wo er 1787 in dem schönsten Mannesalter von 49 Jahren von dem daselbst grassirenden Flecken-fieber aus seinem amtlichen und poetischen Wirken weggerafft wurde.

Die vorhandenen Gedichte Bonnet's vertheilen sich auf 2 Bände. Der erste enthält ein langes Gedicht: „das Osterthal", welches in der Weise und im Hexameter Ew. Chr. Kleist's, mit der bekannten Vorschlagssilbe, das an Naturschönheiten und frommen

Digitized by Google

Sagen reiche und dabei so heimliche, stillverborgene Osterthal befingt. Es ist, wenn wir uns recht erinnern, in Leipzig verlegt worden. Der zweite Band gibt eine Sammlung von Liedern und Oden nebst zwei größeren Gedichten die „Dombach“ und „Tiefenbach“, welche ebenfalls Naturbilder malen.

Alle Gedichte Bonnet's tragen das Gepräge eines tiefen moralischen und religiösen Ernstes, und wenn auch schon der auffprossende Rationalismus hie und da sich einschleicht, so bildet doch der positive Glaube mit seiner poetischen Schönheit und Fülle den Grundton der didaktischen Reflexionen. Seine Oden sind meist im antiken Versmaß in der Weise Klopstock's fast ganz correct und fließend geschrieben; der Inhalt ist einfach, aber nicht gedankenarm. Auch die zahlreichen Gelegenheitsoden an damals bedeutende Männer, wie z. B. die Professoren Emser und Crollius in Zweibrücken, mit welchen der Verfasser, wie es scheint in Folge seiner poetischen Beschäftigung sehr innig befreundet war, benützen nur die specielle Veranlassung zu erbaulichen, religiös-moralischen Betrachtungen. Die Lieder sind gefühlvoll, zuweilen voll Witz und Schwung. Am ansprechendsten aber sind die größern naturbeschreibenden Gedichte. Ganz den Gegenständen entsprechend fließen sie in natürlicher, anmuthiger, oft lieblicher und feierlicher Diction dahin und ungesucht verwandeln sich die vergänglichen Bilder in Gleichnisse ewiger Ideen, christlicher Wahrheiten, ähnlich wie in dem neuesten derartigen Werke, den „Jahreszeiten“ unseres Landsmannes Schuler. Auch rein idyllische, hübsche Partien finden wir.

Wir glauben daher nicht zu viel zu sagen, wenn wir mit der Behauptung schließen, daß die Gedichte Bonnet's zum Theil noch immer ebenso lesenswerth sind, wie die Gedichte mancher seiner bekannten Zeitgenossen. Jedenfalls sind sie besonders für die Pfalz von literargeschichtlichem Interesse, und diesem alten vergessenen Landsmann seinen verdienten Platz in der Reihe der Poeten nachträglich zu vindiziren, ist der nächste Zweck dieser flüchtigen Skizze.

Möge er nun noch in einigen Gedichten und Citaten selber für sich reden.

**Ch. Böhmer.**

## Miscellen.

**München**, 26. Juni. Die prächtige, erst vor einigen Jahren erbaute Villa des früheren Staatsministers Frhrn. v. d. Pforden bei Seeshaupt am obern Ende des Starnberger Sees ist durch Kauf in andere Hände, wie man hört, eines Herrn aus Würtemberg, übergegangen. Hr. v. d. Pforden will im Herbst nach Italien übersiedeln. (Schw. M.)

**Berlin**, 28. Juni. Die „B. Z“ veröffentlicht am 27. Juni folgenden Nothschrei: Wohnungslos geworden, ist meine Frau in einer Gartenlaube am Hausvoigtei-Platz von einem Knaben entbunden und liegt in dieser Laube im Wochenbett. Ich vermag deßhalb nicht, sie zu verlassen, kann daher als Graveur nur das Wenige verdienen, was ich, allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt, im Freien erarbeiten kann. Die zur Erlangung einer Wohnung nöthige Pränumerandomiethe zu erschwingen, ist mir unmöglich und doch sind Mutter und Kind bei Regen nicht geschützt. Edle Menschenfreunde werden um Unterstützung gebeten, damit ich im Stande bin, mich aus dieser traurigen Lage zu erretten. Wohnung Hausvoigteiplatz 4, in der Gartenlaube.

(Er wohnt auf der Eisenbahn.) Am 4. Juni Abends gegen 10 Uhr, gewahrte der Aufsichtsbeamte auf dem Bahnhofe zu D...., wie ein Herr rasch ein Coupe zweiter Classe des auf dem Nebenstrang stehenden unbesetzten und in der Frühe des folgenden Tages abzulassenden Personenzug, Nr. 5 öffnete und in seinem Behältniß verschwand. Sofort begab er sich an Ort und Stelle, um nachzuforschen, wer zu so ungewöhnlicher Stunde in einen unbesetzten, erst in der Frühe des anderen Tages zur Weiterbeförderung bestimmten Zug zu steigen die Kühnheit gehabt habe. Als er die Coupethür öffnete, war der Insasse gerade im Begriff, sich ein bequemes Lager für die Nachtruhe herzurichten. Mit den Worten: „Mein Herr, was haben Sie zu dieser Stunde in dem unbesetzten Zuge zu suchen?“ wurde der Dialog begonnen. Der Angeredete entschuldigte sich und präsentirte dann ein am 1. gelöstes und dreitägige Tage giltiges Rundreisebillet: „Solange das Billet noch Giltigkeit hat, werden Sie mir jedenfalls meinen Platz in einem der auf der vorgezeichneten Route laufenden Waggons gönnen!“ — Der Beamte protestirte zwar gegen eine derartige freie Auffassung der Dinge, aber ohne Erfolg. Die Bahnhofsinspection wurde zu Rathe gezogen; es wurde hin und her disputirt, und der Insasse des Waggons ließ sich schließlich dahin vernehmen, daß er unfehlbar mit Zuhilfenahme aller zu Gebote stehenden Rechtsmittel die Bahn verklagen werde, falls sie ihm innerhalb der Frist des Monatsbillets einen Platz in den Coupes des auf der vorgezeichneten Trace laufenden Trains verweigere. Da sich der Herr endlich als der Privatgelehrte und Schriftsteller A... aus Berlin legitimirte und ausdrücklich, daß es ihm infolge der dort herrschenden Wohnungsnoth nicht gelungen sei, eine seinen bescheidenen Verhältnissen angemessene Wohnung zu finden, daß er am Ausgustage zu dem noch allein übrigen Mittel gegriffen, seine Habseligkeiten bei einem Spediteur einzustellen und rasch und entschlossen ein dreitägiges Rundreisebillet zu kaufen, ließ man den Insassen des Coupes vorläufig in Ruhe und bald darauf deuteten auch die vorgeschobenen blauen Gardinen des Coupefensters an, daß er selbige — gefunden.

Wie die Frauen sein sollen. (Von Abraham a Sancta Clara dem Jüngsten.) Die Frauen sollen sein wie die Wahrheit: ungeschminkt, — und wieder nicht wie die Wahrheit: gefürchtet; — sie sollen sein wie die Krebse: in den Monaten ohne R. gut, — und nicht wie die Krebse: sie sollen auch in den anderen Monaten gut sein; — sie sollen sein wie die Wage: so gewissenhaft, — und wieder nicht wie die Wage: sie sollen keine so spitze Zunge haben; — sie sollen sein wie eine Harfe: so sanft und harmonisch, — und nicht wie eine Harfe: so leicht verstimmt und uns so oft nöthigend, andere Saiten aufzuziehen; — sie sollen sein wie ein Stammbuch: nur Einem theuer, — und nicht wie ein Stammbuch: sie sollen nicht so viel Erinnerungen und Andenken haben. (Bremse.)

### * Zweifelhaftes Räthsel.

Mein Erstes wird zum Schutz errichtet,
Es kostet Blut, wird es vernichtet.
Mein Zweites geht wohl hin und her
Sowohl zu Land als auf dem Meer;
Auch in der Luft kann man es sehen —
Es kann auch in die Hölle gehen —
Doch davor schirmet dich, mein Christ,
Das Ganze noch zu guter Frist.

**Auflösung des Unagramms in Nr. 77:**
Vorlesung — Verloosung.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 79. Speyer, Donnerstag, den 4. Juli 1872.


## Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

**Von F. Avé-Lallemant.**

(Fortsetzung.)

Wie der Zigeuner beständig auf Kosten Derjenigen lebt, mit welchen er in Berührung kommt — und vor dieser Berührung ist kein Mensch sicher — so gibt es wohl keinen zähern Gegner in einem Proceß als den Zigeuner, wenn er auch nur den Schatten eines Rechtes gegen Jemand hat.

So verklagte denn der Zigeuner den Schulzen, und das Ende des Processes lief darauf hinaus, daß zu allgemeiner Befriedigung und Schadenfreude der ganzen Dorfschaft der geizige reiche Taterschulz nicht nur zu allen Cur- und Verpflegungskosten, sondern auch noch zu einem bedeutenden Schmerzensgelde verurtheilt wurde und die lebenslängliche Alimentation des Bolla Hemperla übernehmen mußte, zu welchem Zwecke ein bestimmtes Capital auf dem Schulzengute in den Schuld- und Pfandbüchern verzeichnet wurde.

Gleich darauf verglich sich der Schulze mit dem Kobali Hemperla, dessen verkrüppelter Sohn ihm nun ja doch nichts mehr in seinem „Künstlerbrod" nützen konnte, dahin, daß der Schulze sich verpflichtete, den Bolla in sein Haus und in seinen Dienst zu nehmen und für seine Erziehung zu sorgen.

Demungeachtet schien aber die Sache des Zigeuner Hemperla gegen den Schulzen noch kein Ende zu haben, denn noch vom vorigen Jahre her lag eine Beschwerde des betreffenden Dorfpastoren zu den Acten, in welcher behauptet wurde, daß Bolla Hemperla vom Schulzen äußerst schlecht gehalten und behandelt und gar nicht zur Schule geschickt werde, so daß er noch nicht einmal lesen gelernt habe und, trotzdem er nun das achtzehnte Jahr beschritten, noch nicht habe confirmirt werden können. Eine Reihe von Abhörungen und Zeugnissen gaben den Beweis, daß die Behörde nicht gleichgültig gegen die Beschwerde des Geistlichen war. Zugleich aber ging aus der Zusammenstellung aller verschiedenen zur Sprache gebrachten Umstände hervor, daß der „Taterbolla" oder „Taterbull" wie Bolla Hemperla im Dorfe genannt wurde, eine ganze Reihe durchtriebener und verwegener Streiche gemacht habe, von denen zwar eine Menge auf seine geistige Unzurechnungsfähigkeit zu beziehen war, eine große Zahl aber — wenn man den Erfolg nicht hartnäckig als Werk des blinden Zufalls nehmen wollte — als Folge der schlauesten Berechnung angesehen werden mußte. Merkwürdig war die Aussage der Wittwe des Hirten, zu dessen Nachfolger Bolla vom Schulzen eingesetzt worden war, daß er den sehr jungen Stier, welcher an Stelle des gefährlichen alten Stiers angeschafft worden war, allmälig so seltsam abgerichtet hatte, daß dieser ihm wie ein Lamm folgte und Alles mit sich thun ließ, während er gegen fremde Leute stets eine drohende Haltung annahm, sobald der Taterbull ihn dazu anrieb; ja sehr häufig hatte man ihn vorwärts und rückwärts auf dem ruhig grasenden Stier sitzen und seine Körbe und Käfige flechten sehen, die er mit großer Meisterschaft und vielem Geschmack aus Weidenruthen zusammenzusetzen verstand. Diese seltsame Bändigung des feurigen und muthigen Stieres sollte Bolla, nach Aussage der Hirtenfrau, durch Füttern mit Eichenmispel, Wickenkörnern und gelben Rüben, Mittags und Mitternachts zwölf Uhr eingegeben, bewirkt, auch dem Stier dabei Spinnweben über die Schnauze gelegt und ihm jedes Mal dabei einen Taterfegen in die Nasenlöcher geblasen haben.

Ich muß gestehen, daß mich die Acten recht lebhaft interessirten, obwohl mir die ganze Untersuchung etwas hastig und ungründlich und das ärztliche Gutachten, nach welchem Bolla Hemperla für unzurechnungsfähig erklärt worden war, etwas unwissenschaftlich und wenig gründlich erschien.

Diese Ansicht machte ich denn auch dem Commissar gegenüber geltend, welcher sich nach einigen Stunden bei mir einstellte, und wie es mir vorkam, mit gespanntem Interesse nach dem Eindruck forschte, den die Acten auf mich gemacht hatten.

Der Commissar schwieg darauf bescheiden; dies fiel mir so sehr auf; daß ich in ihn drang, mit ganz unverholen seine Meinung zu sagen. Ruhig und sicher entgegnete er, daß er zur sofortigen Verhaftung des Zigeunerburschen rathe, da er fest überzeugt sei, daß sowohl das zwiefache mit Rothstift geschriebene als auch das mit der Haselstaude dargestellte Zeichen von ihm herstamme; dabei hob er hervor, daß die quergebundene Gerte mit brauner Wolle befestigt worden

Digitized by Google

sei und daß der Bursche Strümpfe von brauner Wolle trage.

Diese unverhohlen gemachte Aeußerung überraschte mich. Der Commissar kannte die Acten, welche ich soeben durchgelesen hatte; die Unzurechnungsfähigkeit des Hirtenjungen war von Sachverständigen ausgesprochen und dem Rechtsspruch durch mehrere Instanzen zu Grunde gelegt worden: Wie sollte Bolla Hemperla sich als Dieb oder Auskundschafter bei dem Verbrechen betheiligt haben? Wie konnte ich gegen einen Blödsinnigen mit Haft und Untersuchung vorgehen? Rundweg erklärte ich dem Commissar, daß ich ohne Ermittelung weiterer Verdachtsgründe in keiner Weise gegen Bolla Hemperla mit der Haft vorgehen würde.

Der Commissar schwieg wieder bescheiden, berichtete sodann über mehrere kleine Polizeisachen, welche bereits durch ihn selbst ihre Erledigung gefunden hatten und entfernte sich, da ich keine weiteren Aufträge zu geben hatte.

War ich gereizt und verdrossen gewesen, daß der Commissar so bestimmt mit seiner Ansicht aufgetreten war, so wurde ich jetzt nach seinem Weggange empfindlich darüber, daß er seine Meinung mir gegenüber nicht entschiedener zur Geltung gebracht hatte.

Dazu kam mir nicht aus dem Gedanken, daß ich das Gaunerzeichen schon früher her kennen und es schon einmal gesehen haben müsse, ohne daß ich mich der Zeit und Gelegenheit zu erinnern wußte.

Nachdenklich kleidete ich mich an, um mich im Garten der Ressource vor dem Thore zu zerstreuen, wo heute Nachmittag und Abend ein Concert im Freien stattfinden sollte. Auf dem Wege dahin ging ich vor dem Hause meines Pfarrgeistlichen, des Pastor Müller, vorbei, welcher sein hübsches Haus mit schönem Garten in der Nähe der Gottesackerkirche hatte. In meiner Gedankenvertiefung würde ich ihn gar nicht bemerkt haben, sondern mechanisch vorübergegangen sein, wenn nicht der unter seiner Veranda sitzende eifrige Politiker zufällig von seiner Zeitung aufgeblickt und mich angerufen hätte.

Der joviale Pastor lud mich zu sich unter die Veranda, um eine Cigarre zu rauchen, räumte den beträchtlichen Haufen Zeitungen vom Tisch, um Platz für ein paar Bierseidel zu machen und legte dabei eine aufgeschlagene hebräische Bibel blos, welcher ein dickes Buch zur Seite lag.

Während der Pastor ins Haus ging, um Cigarren und Bier zu holen, griff ich mechanisch nach dem Buche, schlug es auf und fand auf dem Titel: „Hebräisches und Chaldäisches Handwörterbuch über das alte Testament von Wilhelm Gesenius.“

Halb gedankenlos durchblätterte ich die lange Vorrede bis zum arabischen und syrischen Alphabet und gelangte dann zum ersten Buchstaben Aleph — da fiel mir vor Ueberraschung das Wörterbuch aus den Händen auf den Tisch, sodaß ich dem zurückkehrenden Pastor beinahe ein Bierseidel aus der Hand geschlagen hätte; mein Gaunerzeichen ∀ stand im hebräischen Wörterbuche gleich voran!

Kaum konnte ich in meiner Ueberraschung mich vor dem Pastor entschuldigen und dem braven Beichtvater die erste beste Ursache der Ueberraschung aufbinden. Mit gelehrtem Lächeln schenkte er ein und setzte mir auseinander, daß jenes Zeichen der erste Buchstabe des althönicischen Alphabets sei, Rind, Stier bedeute, die rohen Züge eines Stierkopfes darstelle, der Stammvater des altgriechischen Alpha und lateinischen A sei und auch an das Zeichen des Stieres im Thierkreise erinnere.

Er mußte in meinem verblüfften Gesicht einen Zug von Andacht gefunden haben; denn mit Genugthuung fuhr er in seiner gelehrten Auseinandersetzung fort und erklärte mir, daß die hebräischen Buchstaben noch den Stier, noch Haus, Kameel, Thür, Nagel, Spieß ꝛc. bedeuteten, während ich mir im Stillen den Kopf darüber zerbrach, welcher althönicische Gauner doch seinen Zinken unter das Fenster der Altenthteilerin Meyer zu Frostdorf habe setzen können.

Endlich sprang ich auf, dankte ihm für seine interessante und lehrreiche Unterhaltung und verabschiedete mich.

Unterwegs war mir Thieles gelehrtes Buch „Die jüdischen Gauner“ in den Sinn gekommen und mir deswegen eingefallen, daß wenn der verhängnißvolle Zinken auch nicht von althönicischer Gaunerhand herrühre, er doch von einem Thiele'schen Gauner gezeichnet sein könne. Von diesem Gedanken getragen, eilte ich zum Ressourcegarten, aus dem mir schon von ferne die helle Gaserleuchtung entgegenleuchtete und der Trauermarsch aus der Beethoven'schen Eroica ertönte.

Die Musik stimmte mich ernst, kaum wagte ich über die klirrenden Kieswege durch den Garten zu gehen, obschon aus den Lauben rechts und links fröhliches Plaudern und Gelächter der zahlreichen Gäste dazwischen erklang. Leise schlich ich auf den Rasenrabatten in die einsamere Tiefe des Gartens hinab, um ganz ungestört den erhabenen Tönen lauschen zu können; da mußte ich plötzlich wie gebannt stehen bleiben: dicht vor mir seitwärts auf einer kleinen Rasenrotunde strahlte mir der verhängnißvolle Gaunerzinken in einer Menge kleiner heller Gasflammen entgegen.

Wie war das möglich! — Mir wollte der Athem stille stehen vor ungeheurer Ueberraschung; wie versteinert starrte ich auf das unheimliche, flammende Zeichen. Sollten hier die verwegenen Gauner sich unter diesem flammenden Zinken zusammenfinden wollen, um sich einander bei ihren Taschendiebereien zu unterstützen oder den Raub zu vertheilen?

Aengstlich drückte ich bei dem schaurigen Gedanken an die verwegenen Taschendiebe die Ellenbogen gegen die Seitentaschen und kreuzte die Arme über die Brusttaschen wie ein devoter Türke, als ich bemerkte, daß sich Jemand leise gegen mich heranschlich und mich vorsichtig fixirte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Verwendung der Abfälle.

Vortrag, gehalten von Hrn. Ingenieur Carl Kohn im Festsaal des Rudolfinums in Wien.

Eben so wunderbar als höchst interessant ist in der heutigen Entwicklung der Gewerbeindustrie, daß alles das, was eine frühere Zeit an Abfällen, Ueberbleibseln und Schmutz wegwarf, weil eine weitere Verwerthung dieser Reste theilweise oder ganz unmöglich erschien, gegenwärtig in einen merkwürdigen Kreislauf durch die technischen Wissenschaften wiederholt zu Werthobjecten umgeschaffen und für die verschiedensten Zwecke des Wirthschaftslebens wiederum brauchbar gemacht wird. So kommt es, daß ein Lappen oder Fetzen, ein verbogener, alter Blechlöffel, der Scherben eines Topfes, aus dem Kehrichthaufen, Ablauf oder Rinnsal noch einmal aufgehoben, in neuer Gestalt auf dem Markte erscheint und so wiederum zu Ehren gebracht wird. Die aus einer Wunde abgenommene und weggeworfene Charpie trägt manche vornehme Dame zur Zierde auf ihrem Kleide und der Ausspruch Palmerston's beim Anblick eines höchst schmutzigen und zerfetzten Jungen: „Sehr brauchbar sind die schmutzigen Lumpen, nur sind selbe auf dem unrechten Platz!" ist gewiß originell und treffend hier.

Dr. Lyon Playfair hielt in der Londoner Ausstellung im Jahre 1851 eine öffentliche Vorlesung über die Verwerthung der Abfälle und wies auf die in Frankreich in riesigen Dimensionen ausgedehnte Thätigkeit im Parfümerieviesen hin, wo die übelriechendsten Flüssigkeiten und fauligährende Nahrungsstoffe, durch den Sammelfleiß armer Menschen zusammengetragen und durch die neuen Kenntnisse der Chemie und Technik zu den werthvollsten Stoffen umgeschaffen werden. So z. B. wird das aromatische feinste Birnen- oder Aepfelöl, welches in England zum Parfümiren der Drops verwendet wird, aus dem übelriechenden Fuselöl, das man früher auf das Sorgfältigste in die Cloaken laufen ließ, durch Behandlung mit Schwefelsäure und mit doppelt-chromsaurem Kali erzeugt, welches sodann den feinsten Ananasgeruch gibt. Fauler Schmierkäse mit Fuselöl, durch Schwefelsäure einer Operation unterzogen, gibt das feinste Aroma des bitteren Mandelöles, welches man zu den feinsten Confecten, sowie auch für Seife, welche einen Bittermandelgeruch bekommen sollen, verwendet. Ebenso gibt Salpetersäure auf die übelriechenden Gasttheer-Oele ein Surrogat von Bittermandelöl für die Parfümeriefabrication. Die Abschnitzeln des herumziehenden Kesselflickers werden mit Pferdehufabfällen, oder weggeworfenen Schuhlederstücken gemischt, und zieren, durch die neuere Chemie in eine äußerst brillante und blaue Farbe umgewandelt, das elegante Kleid des schönen Geschlechts. Die Melasse als letzter Rest der Rübenzuckerfabrication, die früher als überflüssiger Ballast, der die nächsten Umgebungen der Fabriken durch seinen penetranten Geruch belästigte, in den Canal fließen mußte, wird nunmehr zu den feinsten Liqueren verarbeitet und auch die Rückstände zur Potasche umgestaltet. Theerrückstände, welche Unzahl von neuen Producten liefert dieses übelriechende, schmierige Material, wie z. B. das Anilin, Fuchsin, die feurigsten Farben, welche nun die häufigste Verwendung finden. Nicht nur die neuere Chemie, auch die Mechanik spielt eine wichtige Rolle bei den Leinen- und Wollstoffabfällen; diese werden durch die Maschinen zerrissen, in Fasern umgestaltet und wieder verarbeitet, „Shoddy" genannt. Menschenhaare bilden besonders in China, wo der Kopf eines Jeden nach seinem Tode ausnahmslos kahl geschoren wird, einen beträchtlichen Handel; es werden ganze Schiffsladungen nach Europa gebracht, wo solche in unseren Salons als Haare, angeblich von lebenden Menschen abgeschnitten, paradiren; die kurzen Haare werden bei den Theepflanzungen als ein vorzügliches Düngungsmittel benützt. Verkohlte Traubenhülsen geben das intensivste Schwarz und deshalb wird diese Farbe für Banknotendruck in Amerika verwendet, denn sie ist bekannt als die schwärzeste Druckfarbe die bisher erreicht wurde. Pergamentdeckel von alten Folianten werden in die feinsten und zartesten Bockleder-Handschuhe umgefaltet, manches 300jährige Pergamentblatt ziert Damenhände mit unnachahmlich Grenobler Glacés und wie bekannt geben auch Rattenfelle die feinsten Handschuhe.

Die allergrößte Industrie und Umwandlung von unbrauchbaren Abfällen wird in Wollstoffen betrieben; so z. B. die Stoffe genannt: „Mohairs, Talmas, Raglans, Paletots, Buckskins, Broadcloth, Gentlemans-Boy" 2c. Leinenlappen, deren Ende gewöhnlich die Papierfabrik herbeiführte, werden in neuerer Zeit in den englischen Spitälern gesammelt und mittelst eigener Maschinen zerrissen, welche die Fasern nicht so wie der Holländer zerstören, diese sodann gehechelt und gesponnen, geben ein sehr brauchbares Leinenproduct von bedeutender Festigkeit, die neuere Chemie hat auch aus diesen Stoffen Farben erzeugt, die manchen Calico an Schönheit übertrifft. Durchgehends werden diese schönen Sachen aus alten Wollfetzen und Baumwollspinnerei-Kehricht erzeugt, welche bisher nie verwerthet werden konnten. Alle obgenannte Stoffe sind nur ein Compositum mixtum, und sonst durch die feinsten gewählten Rohstoffe nicht nachzuahmen.

Kurz, es gibt bisher keine Abfälle, die nicht schon verwerthet worden wären; so werden jetzt z. B. in den Baumwollspinnereien Englands Abfälle verwerthet, die noch vor Kurzem als lungenschädlich sorgfältig in die Canäle gebracht wurden; eine Gesellschaft für Lumpeneinkauf verwerthet diese Species um den zehnten Theil des Werthes von Baumwolle, und Großbritanien allein verarbeitet schon aus diesen Stoffen 5000 Tonnen per Jahr unter den Namen Gorillastoff, Alapaca, Yankee, Droppings, welche sich eines bedeutenden Absatzes nach Westindien erfreuen.

Gehen wir noch weiter, selbst diese Stoffe, die selten länger als ein Jahr getragen werden können, werden abermals wieder als Lumpen in der „Shoddy"-Fabrik zerrissen und neuerdings wieder versponnen, wo sie dann Doppel-Shoddy genannt werden; damit glaubt das Publikum einen besseren Kauf zu machen, als mit dem ersten Product. Vergoldetes

Digitized by Google

Holz von Rahmen wird sammt dem Kreidegrund abgetrotzt, das Gold wieder auf chemischem Wege geschieden; dieses Gewerbe wird in Galizien häufig betrieben. Der Ertrag ist wohl sehr gering, denn ein Centner dieser Masse enthält kaum zwei Gran reines Gold und dennoch sucht man mit Vortheil diesen Abfall zu verwerthen. In neuerer Zeit werden auch kleine Abfälle von verzinntem Blech aufgehäuft, welche früher in alle offenen Gräben geschüttet wurden, da diese Blechabfälle nicht mehr geschweißt werden konnten, eben wegen der Verzinnung. Heute werden Hunderte von Centnern reines Zinn von solchen Abfällen gewonnen, und der Rückstand von Eisenblech als Renneisen wieder verbraucht, weil es im entzinnten Zustande wieder schweißfähig wurde. Straßenstaub wird in jüngster Zeit ebenfalls verwendet; es werden aus diesem Steine, mit Cement verbunden, erzeugt, eine Masse, die wohl nicht mit Stein zu vergleichen, wohl aber ein ziemlich festes Material gibt, welches auf Dachböden, auf Dippelbäume gelegt wird und auch als feuersicherer Estrich dienen kann. Die sogenannte Krähe, jenes letzte Product, welches von Halbedel- und Edelmetallen herrührt, wird in den Krätzanstalten wieder in reines Metall verwandelt; Gold- und Silberschliff, welches beim Schleifen der Edelmetalle mit Schleifwasser zu Boden setzt, wird alljährlich aus den Schleiffläbeln entnommen und wieder als Gold und Silber von beträchtlichem Werthe dargestellt. Knochenkohle, Spodium, welches nach jedesmaliger Wiederbelebung einen staubigen Rückstand bildet, wird mittelst Schwefelsäure behandelt und in der Landwirthschaft zum Düngen verwendet.

Man kann deshalb mit Recht sagen, so wie im Kreislauf der Natur nichts verloren geht, sondern blos in anderer Gestalt wieder zum Vorschein kommt, ebenso arbeitet die Wissenschaft dahin, alles scheinbar Unbrauchbare abermals als nützliches Product und zwar oft in ganz veränderter Gestalt dem Gebrauche zuzuführen. (Ackermanns Gwb.-Ztg.)

## Miscellen.

Passau, 26. Juni. Gestern früh hat ein zu 15 Jahren Schanzarbeit verurtheilter Militärsträfling durch einen kühnen Sprung über die Umfassungsmauer in Niederhaus auf die Straße das Weite gesucht. Seine eiligste Flucht über die Donaubrücke, die Straßen der Stadt und die Innbrücke dem österreichischen Boden zu hat ihm einen erklecklichen Vorsprung vor den nacheilenden Wächtern gewonnen und seinen Rücken vor der Kugel gedeckt.

Nach einer Mittheilung der „Allgemeinen medicinischen Central-Zeitung" starben unlängst in kurzer Zeit in Nordbeim mehrere Pferde an Darmentzündung, ohne daß man die Ursache ergründen konnte; zuletzt wurde die Schuld auf Heu geschoben, worin sich bei näherer Untersuchung eine Anzahl von Thierchen in mikroskopischer Kleinheit vorfanden. Es sind dies Milben von der Art Acarus foenarius (Koch), Heumilben, zu welcher Gattung auch die Käsemilben und die auf gedörrtem Obste vorkommenden gehören. Sie halten sich am liebsten an bewohnten Orten auf und findet man sie unter Sämereien, besonders aber häufig in Heu, in Strohabfällen; auch an trockenem Fleisch und Früchten. Gewöhnlich leben sie in Gesellschaft zusammen und vermögen lange Zeit ohne Nahrung auszudauern, wenn sie nur etwas Feuchtigkeit vorfinden. Wo sich daher Pferdekrankheiten zeigen, dürfte es gewiß gerathen sein, allsogleich Heu und Stroh mikroskopisch zu untersuchen, da das beste Futter, wenn es an einem etwas dumpfen Orte aufbewahrt wird, sehr leicht von jenen Schmarotzern behaftet wird, die sich bei ihrer massenhaften Vermehrung wohl kaum vertilgen lassen.

(Die Fliegen hinaus!) Verschiedene Blätter enthalten folgende Mittheilung: Professor Klekinsky hat Betrachtungen über die Blattern und über Personen, die mit dieser schrecklichen Krankheit behaftet sind, angestellt und gefunden, daß insbesonders die letzteren Individuen stark von Fliegen heimgesucht werden. Durch die Oertlichkeit begünstigt (Wiedner Oberrealschule, gegenüber dem Blatternspitale), beschloß er, seine Beobachtungen weiter zu verfolgen. Er stellte ein Gefäß mit Glycerin gefüllt an das offene Fenster und bald kamen die genäschigen Fliegen, um von der süßen Flüssigkeit zu kosten und blieben hierbei an der klebrigen Masse hängen. Durch die Anstrengung, sich loszumachen, wurden sie blank gescheuert und von allen fremdartigen Stoffen ꝛc. gereinigt. Als nun Professor Klekinsky das früher ganz chemisch reine Glycerin unter dem Mikroskope genau betrachtete, fand er in demselben fremdartige Zellen, wie sie nie bei den Fliegen, wohl aber bei den blatternkranken Personen vorkommen. Eine solche Entdeckung verdient in den weitesten Kreisen bekannt zu werden, da sie für jede Classe der Bevölkerung von hochwichtigem Interesse ist. Man weiß nun, daß man sein Augenmerk auch auf jene Stubengenossen zu lenken hat, die nicht blos lästig, sondern auch äußerst gefährlich als Verbreiter einer sehr bösen Krankheit werden können. Sogleich nach der gemachten Entdeckung wurden auf Anregung des genannten Professors die bekannten Fliegenfänger in den Lehrsälen aufgestellt.

Die „Industrieblätter" bemerken hiezu: „Die „Entdeckung", daß Fliegen den Blatternstoff zu übertragen im Stande sind, ist weder neu noch eigenthümlich. In der Vossischen Zeitung wird zu jener Notiz bemerkt, daß die Uebertragung von Krankheitsstoff durch Fliegen bereits dem Talmud bekannt war, dem Rabbi Jochanan, (blühte um 200 n. Chr.) wies auf die gefährliche Eigenschaft der Stubenfliegen hin, welche auf kranke Menschen, besonders auf von Fluß oder Ausfluß Behaftete, sich setzen und dann auf gesunde Menschen fliegen, wodurch sie ansteckend wirken. Im Uebrigen grassirten in Berlin den ganzen verflossenen Winter die Pocken ohne Fliegen und als Anfangs Sommers die Fliegen grassirten, verschwanden die Pocken."

Die Ameise scheint den Feldraupen der gefährlichste und erbittertste Feind zu sein, der sie nicht nur verfolgt und erwürgt, sondern den sie auch in blinder Wuth fliehen, wenn schon sie darüber verhungern. Ein Bericht des Oekonomie-Commissarius Sternberg aus Lippstadt über die Erfahrungen, welche über das Auftreten der Ameisen gegen die Feldraupen gemacht worden sind, meldet: Im Jahre 1861 war der Garten des Postbalters Ludwig zu Rüthen arg von Raupen heimgesucht. Dem Kohl und Weißkohl drohte gänzliche Vernichtung. Da holte ein Arbeitsmann einen Sack voll großer Waldameisen und streute dieselben über den Kohl. Sofort ergriffen die Raupen die Flucht; in kurz gröstem Tempo eilten sie über Mauern und Zäune, und am anderen Tage war im ganzen Garten keine einzige mehr zu sehen.

Paris. Hier ist eine neue Heil- oder Curmethode aufgekommen, die sich bald auch in andere Städte und Länder verbreiten wird. Jeden Morgen kommen zahlreiche männliche und weibliche Kranke, die an Abzehrungskrankheiten leiden, zu Fuß und zu Wagen in die Schlachthäuser, um daselbst das noch warme Blut der frisch getödteten Thiere zu trinken, es sind besonders auch Blutarmuth leidende Frauenzimmer, die das noch rauchende Blut hinunterstürzen. Der Zudrang ist so beträchtlich geworden, daß die Schlachthausverwaltung ein besonderes Reglement für ihre Curgäste hat aufstellen müssen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

**Nro. 80.** **Speyer, Samstag, den 6. Juli** **1872.**


### An den Frühling,
auf meinen Geburtstag. *)

Willkommen mein Zwillingsbruder, o Frühling!
Beide traten wir einst
Zugleich in's Dasein hervor, und wir beide
Gleichen jugendlich uns.

Allein wie ungleich erscheinen wir wieder!
Immer bleibest du jung.
Mit unveränderter lieblicher Schönheit
Bist du wieder izt-da.

Das Alter, das täglich meinem Gesichte
Blüt' und Munterkeit stiehlt,
Und tiefer eindrückt die Furchen, des Auges
Sanftes Feuer verhüllt,

Des Bluts und aller Gelenke Bewegung
Ganz unvermerkbar erschwert —
Verstellt, o Frühling, die schöne Gestalt nicht,
Die holdselig dich schmückt.

Und dennoch beneid' ich nicht dich, o Bruder,
Sei noch schöner! und mich
Verkehre das Grab, wenn Gott es beliebet,
Bald in Moder und Staub!

Ich lache: Denn ach! was steht mir bevor, wenn
Du nicht wieder erscheinst!
Viel glänzender wird das Grab mich gebären,
Als tausend Lenze nicht sind.

Und ewig, und ewig lebt' ich dann wieder
Immer göttlicher. — Gott,
Wie mächtig entzückt mich dieser Gedanke:
Ewig hörst du mein Lob!

*) Aus J. K. Bonnets: „Lieder, Oden und Gesänge." (Zweibrücken bei den Gebrüdern Hahn 1786.)

## Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

**Von F. Avé-Lallemant.**

(Fortsetzung.)

„Ah — sind Sie es, Herr Justizrath!" — tönte mir die klare freundliche Stimme des wackern Hofarchitekten Eberhard entgegen, — „entschuldigen Sie, daß ich mich heranschlich, da ich hier eine Figur in einer völlig verzweifelten Werkherstellung stehen sah und jeden Augenblick den selbstmörderischen Pistolenschuß zu hören erwartete!"

„Stille — stille!" tuschte ich geheimnißvoll — „Taschendiebe im Garten!"

„Alle Teufel!" sagte er hastig, alle Taschen zuknöpfend.

„Hier ist der Zinkplatz, Wiazzef; da der Zinken!" tuschte ich weiter, auf das flammende Zeichen deutend. „Zinkplatz oder Wiazzef bedeutet —"

Versammlungsort, ich weiß, ich habe die jüdischen Gauner von Thiele gelesen. Aber woher meinen Sie —"

„Sehen Sie mal da die Gasflammen —"

„Ja, das habe ich schon vorher gemerkt: der verdammte Kegeljunge hat dem Lampenputzer schon neulich aus purem Schabernack einzelne Strahlenröhrchen in der großen Glorie da oben mit Lehm zugestrichen."

„Aber wo wittert Ihre polizeiliche Nase die Taschendiebe?" fragte der Hofarchitekt zu meiner ungeheuren Genugthuung ziemlich naiv und gespannt.

Etwas großthun schadet nichts, denkt man gewöhnlich, wenn man noch kurz vor der Blamage glücklich davon kommt.

„Ich glaube," sagte ich leise und geheimnißvoll — „es schlichen vorhin mehrere Personen miteinander flüsternd hier um diese Laube herum. Wollen Sie mich in Abwesenheit meiner nachlässigen Constabler unterstützen, so gehen Sie gefälligst links um die Rotunde herum, während ich die rechte Seite wahrnehme; unten beim Kegelhaus treffen wir wieder zusammen. Vielleicht finden wir etwas."

Mit einem „Schön!" schlich der schon polizeilich so schwer geprüfte liebenswürdige Mann ganz dienstergebenst und so behende wie ein Marder auf dem weichen Rasen fort, während ich erst noch eine Weile stehen blieb und tiefaufathmend dem Himmel für seinen gnädigen Schutz vor der schmählichen Blamage dankte. Dann schlug ich meine Pflichtlour rechts ein.

Nach zehn Minuten trafen wir am Ende des Gartens bei der Kegelbahn wieder zusammen, wo eine einsame Gaslaterne brannte.

„Was haben Sie entdeckt? fragte ich flüsternd.

„Da unten in der Laube", wisperte er mir entgegen, „hörte ich Kosen und Flüstern und als ich etwas

Digitized by Google

näher kam, trat das junge Pärchen heraus; er guckte rechts und sie links weg, als ob sie gar nicht wußten und wollten, daß sie miteinander gingen. Medicinalraths Gretchen hatte sich mit dem schmucken Apotheker Mertens auf einige Momente von der Frau Mama weggestohlen."

„Hm!" sagte ich in vornehm gelehrtem Tone — „sich gegenseitig weggestohlen, ist kein criminalrechtlich strafbarer Diebstahl!"

„Aber nun gestatten Sie auch meinen polizeilichen Rapport: Sie gingen links an den Lauben entlang, ich rechts; schon beim Heranschleichen an die zweite Laube vernahm ich die bekannte Stimme des entzückten Oberlehrers Hellmuth, der seinem Busenfreunde, dem Candidat Reimers, sein Herz ausschüttete."

„So?" — fragte der Hofarchitekt etwas gedehnt und verlegen; er wußte, daß mir das häufige Kommen des liebenswürdigen jungen Mannes in sein gastliches Haus nicht unbekannt war.

„Aber doch kein verkappter Gauner!"

„O bitte, ein recht sehr verkappter Gauner." sagte ich triumphirend. „Denn der Oberlehrer schwärmte, daß Hermine Eberhard ihm heute ihre Gegenliebe erklärt habe, und daß er morgen beim Vater Hofarchitekten um ihre Hand werben wolle."

„Was Sie sagen!" erwiderte er nicht ohne Verlegenheit.

„Polizeilich ermittelt, sage ich Ihnen: sehen Sie, daß die Polizei dem Amor schon die Stange zu halten weiß und Ihren Schwiegersohn eher kennen lernt als Sie selbst."

„Allen Respect vor der hochlöblichen Polizei!" sagte der Architekt mit einer süßsauren Miene. „Ich möchte um Gotteswillen keine weitere Bekanntschaft mit ihr machen! Kennen Sie die Geschichte mit meinem Boot und Badeschiff?"

„Was sollte ich nicht!"

„Nun, dann kennen Sie auch meinen Respect vor der Polizei. Ich sage Ihnen, die erste Bekanntschaft mit der Polizei wirkt wie eine Vaccination mit fieberhaften Erscheinungen. Aber wohl Dem, der einmal vaccinirt ist!"

Wir gelangten zur Familie, die mich freundlich bewillkommnete. Nicht lange saßen wir zusammen, so kam der Oberlehrer etwas schüchtern zu uns. Im frivolen Uebermuth schob ich ihm den Stuhl heran, als ob ich hier die Honneurs zu machen hätte. Tief erröthete die reizende Hermine, als der Oberlehrer somit dicht neben sie zu sitzen kam; doch schimmerte das Entzücken durch seine Verlegenheit hindurch, wie die Morgenröthe durch den noch grau gefärbten Horizont. Auch der Vater und die Mutter schienen trotz der freundlichen Bewillkommnung etwas befangen zu sein, bis zum Ueberfluß der prachtvolle Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum vom Orchester her ertönte, und die ganze Familie ihre Verlegenheit und Glückseligkeit gemeinsam auf den Wellen der Töne dahinschwimmen ließ und Alles ineinander aufging.

Mit stillem Behagen hatte ich mich vorüber auf den graugestrichenen Tisch geneigt und voll Andacht der köstlichen Composition gelauscht, besonders aber im Stillen mich über meine feine polizeiliche Spionerie gefreut, als die Musik aufhörte und der nach möglichster Verscheuchung neu hereinbrechender Verlegenheit haschende Hofarchitekt mit spöttischem Lachen auf die Figur hinwies, die ich in der Zerstreuung mit der Cigarrenkohle auf den Tisch gemalt hatte und die nichts mehr und nichts weniger war als —, mein verhängnißvolles Gaunerzeichen!

„I" — rief der Hofarchitekt munter, „wie kommen Sie zu diesem Zeichen? Das ist ja das Zeichen meines Zimmerpoliers!"

„Ihres Zimmerpoliers? Er ist doch kein — — ein ehrlicher Mensch?"

„Ein wahres Prachtexemplar von Menschen, sage ich Ihnen! — Wie kommen Sie darauf?"

„Dieses Zeichen hier ist ein Gaunerzeichen", sagte ich mit ernstem Tone.

„Das ist gelungen! Was doch die Polizei Alles wittert! Mein Polier Thiele —"

„Thiele? Heißt Ihr Polier Thiele?"

„Just so wie der berühmte Schöpfer der jüdischen Gauner!"

„Das ist interessant!" sagte ich mit gespannter Aufmerksamkeit. Vielleicht ein Verwandter dieses großen Rathgebers für die Polizeiwelt?"

„Bei Leibe nicht! Weder Rathgeber noch jüdischer Gauner! Ich kann Ihnen die Entstehungsgeschichte Ihres famosen Gaunerzeichens erzählen. Mein Thiele hatte einen aus Mecklenburg gebürtigen Lehrling zu lernen, der so dumm war, daß er sich für klug genug hielt, Architekt werden zu können. Der Lehrling wußte nicht einen einzigen Zapfen richtig auszuschneiden und verschnitt mir ungeheuer viel schönes Holz. Mein verdrießlicher Thiele schrieb nun jedesmal an das Stück Holz, das der Lehrling zuzuschneiden hatte, dies Warnungszeichen, das einen Ochsenkopf darstellen sollte, und setzte den Ochsenkopf so lange fort, bis der Lehrling sich zusammennahm und schon nach einem Vierteljahre um die Hälfte weniger Holz verschnitt als vorher."

„Einen Ochsenkopf? — Das ist ja merkwürdig! Dies Zeichen ist ursprünglich der altphönicische Charakter Aleph und bedeutet wirklich Stier oder Rind, und wird von den jüdischen Gaunern als Zinken gebraucht. — Sind Sie Ihres Thiele auch vollkommen sicher?"

„Ebenso sicher wie Sie Ihres Thiele. Verlassen Sie sich darauf."

„Apropos — haben Sie nicht Banten in Frostdorf gehabt?"

„Jawohl; ich habe dort bei den meisten Landleuten zu bauen."

„Auch bei der Altentheilerwittwe Meyer?"

„Da habe ich noch im vergangenen Jahre Reparaturen gehabt."

„Ist Ihr Lehrling noch bei Ihnen?"

„Nein, der ist schon vor zwei Jahren in die Fremde gereist. Aber wie kommen Sie darauf?"

Ich antwortete nicht darauf. Hier schien wieder

Digitized by Google

irgend ein Schlüssel zu dem Einbruchsräthsel verborgen zu sein. Gedankenvoll empfahl ich mich von der Familie Eberhard, um morgen früh die Untersuchung weiter zu führen.

(Fortsetzung folgt.)

## Von den französischen Kriegsgerichten.

Die Sitzungen der französischen Kriegsgerichte brachten in den letzten Wochen noch einige der interessantesten Erscheinungen und Enthüllungen aus der Communezeit. Man hatte es vergessen, daß Brissac, der Redacteuer des Journals Ptak's „Le Vengeur", sich in der Gewalt der Militärbehörde befinde. Es ist derselbe Mann, der seiner Zeit den General Cluseret verhaften lassen wollte, weil derselbe in Verdacht gekommen war, die Sache der Commune an die „Versailler" verrathen zu haben. Cluseret, bald nachher wirklich eingesperrt, fand es für gut, sich der Untersuchung durch eine geheimnißvolle Flucht zu entziehen. Er sei, heißt es, in der Gewalt der Armee gewesen, man habe ihn aber auf höhere Weisung laufen lassen. Sicher ist, daß Cluseret nach der Hand von den nach England geflüchteten Communarden als Verräther bezeichnet wurde und genöthigt ward, nach Amerika zu gehen. Brissac war einer der gewandtesten und leidenschaftlichsten Vorkämpfer der Commune. Anfänglich verwendete ihn Delescluze als Geheimsecretär und als solcher war er in der Lage, alle Vorgänge auf das Eingehendste zu studiren. Er war auch Secretär des Centralcomites und der Executivcommission. Wenige Kämpfer der Commune sind vor Gericht gewesen, welche mit einer solchen Ueberzeugung für ihre Sache eingetreten wären und welche die Gleichberechtigung mit der siegreichen Partei bis zum letzten Moment aufrecht zu halten versucht haben. Er wird in diesem Bestreben energisch unterstützt von dem Advocaten Dupont, dessen Anklagungen schon einigemale Ordnungsrufe hervorriefen. Fast alle Gewaltacte, welche von der Commune begangen wurden, sind erwiesenermaßen von dem Redacteur des „Vengeur" unterstützt und gut geheißen worden, und viele Actenstücke wurden von ihm als Secretär gezeichnet, von der Verhaftung der Geiseln bis zur Zertrümmerung der Vendomesäule. Da die meisten Actenstücke indessen nur in Copien vorliegen, so ist der Angeklagte in der Lage, viele Unterschriften ableugnen zu können. Brissac behauptet, daß er es gewesen sei, der am eifrigsten die Auswechslung des Erzbischofs gegen Blanqui befürwortet habe, und erst als die „Versailler" zu hartnäckig gewesen seien, mußte er ihn seinem Schicksale überlassen. Brissac behauptet ferner, nur als Abschreiber bei Delescluze fungirt zu haben. Das Gericht verurtheilt den Angeklagten zu lebenslänglicher Zwangsarbeit.

Ein Mann der Commune, welcher wenig genannt worden ist, aber in seinem Kreise doch einen bedeutenden Einfluß ausübte, war Doctor Pillot. Derselbe stand vor dem 5 Kriegsgericht, angeklagt der Theilnahme an Mord, Brand und Willkürhandlungen, besonders der Theilnahme am Brande der Tuilerien. Pillot ist heute ein Mann von 63 Jahren, groß und hager. In Haltung und Kleidung distinguirt, von den Stiefletten bis zur weißen Cravatte. Er sieht einem englischen Baumwollenmanne eher ähnlich, als einem fanatischen Communisten und Parteigänger, der er in der That ist. Mit 26 Jahren wurde er zum erstenmal verurtheilt und zwar ähnlich wie jener Geistliche in Bordeaux, wegen Tragung einer Kirchentracht die ihm nicht zustand. Er eignete sich überdies die Gewänder gewaltthätig an, und erhielt dafür 6 Monate Gefängniß. Im Jahre 1848 bewarb er sich um die Candidatur der Nationalversammlung, ohne indessen gewählt zu werden. Als der Attentäter Darmès auf Louis Philipp schoß und gefaßt wurde, fand man in seinen Taschen eine revolutionäre Broschüre, gezeichnet mit Pillot. Das Kriegsgericht nimmt an, daß dieselbe dem Attentäter als vade mecum diente. Unter dem Kaiserreiche war der Angeklagte nur in seinen engeren Kreisen bekannt als ein heftiger Gegner des zweiten December, der überall die Antipathien gegen die kaiserliche Herrschaft zu verbreiten suchte. Pillot, ein ziemlich gesuchter Homöopath, hatte Gelegenheit, seine Ansichten weit zu verbreiten. Ein specieller Freund Blanqui's, nahm er an dessen Versuch (31. Oct. 1870) Theil, die Gewalt in Paris an die radicale Partei zu bringen. Er hätte sich damals im 1. Arrondissement installiren sollen. Statt dessen wurde er gefangen genommen und sofort vor ein Kriegsgericht gestellt; er erhielt aber seine Freiheit wieder, indem er nachgewiesen haben soll, daß er für die Regierung der Nationalpartei gewesen sei und nicht für die Blanquisten. In jener Communardenvorberathung vom 23. December, in welcher eigentlich das Centralcomite zu gründen beschlossen wurde, war Pillot wieder unter den Thätigsten. Ebenso betrieb er die Bildung einer „Garibaldianerlegion" für Paris, deren Bruchtheile allein verderblich genug geworden sind. Je mehr alsdann die Gefahr heran kam und je näher die Catastrophe heranrückte, um so mehr suchte Pillot in den Vordergrund zu treten. An dem Kampfe selbst soll er zwar nicht Theil genommen haben. Das Gericht will zuletzt betrügerischen Geschäften des Doctors mit den Lieferanten der Commune auf die Spur gekommen sein. Die Hauptmomente der Belastung liegen indessen in der Miterlassung des Decretes über Füsillirung der Geiseln und in seiner Thätigkeit beim Brande der Tuilerien und des Louvrepalastes. Pillot sei es gewesen, der die Souterrains des Louvrepalastes untersucht habe, um ihre Communication mit den Tuilerien zu entdecken. Er ließ, nach Auslage der Wächter des Louvre, die Stellen angeben, welche Brennstoffe empfangen sollten und theilweise auch empfangen haben und alsdann die auf ihrem Posten gebliebenen Wächter verhaften, da sie der „Operation" nur hinderlich sein konnten. Pillot vertheidigte sich mit ebenso viel Festigkeit als Unerschrockenheit. Das Urtheil lautete auf lebenslängliche Zwangsarbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Miscellen.

**München**, 29. Juni. Der Brunnen am Sendlingerthorplatz wurde gestern eröffnet. Seitdem umlagern ihn große Menschenmassen, welche sich über die Verschönerung, die der sonst so öde Platz erhalten hat, in einstimmigen Lobeserhebungen ergehen. In achtzehn schrägen Strahlen ergießen sich die sprudelnden Wasser in das breite Bassin, um welche sich prachtvolle Blumenparterre's drängen. Die Verschönerung dieses Platzes macht übrigens die Sehnsucht nach endlicher Bepflanzung des Dultplatzes doppelt rege. (N. Pfztg.)

Ueber einen Unglücksfall durch eine Explosion in Rübeland schreibt man der „Kreuz-Ztg." aus Wernigerode, 27. Juni: Vorgestern, den 25. ds., wurde hier zwischen 7 und 12 Uhr ein sehr starker Knall gehört, über dessen Veranlassung viel gesprochen wurde. Einige Stunden später verbreitete sich die Nachricht, daß in dem etwa 2 Meilen entfernten braunschweigischen Dorfe Rübeland, in der Holzessig-Fabrik der Dampfkessel gesprungen sei, wobei viele Leute verunglückt wären. Ich begab mich gestern nach dem im Bodethale selbst gelegenen Orte und fand eine schreckliche Zerstörung vor. Nicht der Dampfkessel war gesprungen, sondern ein kleines, mit 6 Fuß dicken Mauern umgebenes Haus, das gewöhnlich als Aufbewahrungsort von Gegenständen benutzt worden war, war in die Luft der Art geflogen, daß dasselbe in dem wahrsten Sinne des Wortes spurlos verschwunden war. Ueber die Veranlassung dazu hörte ich Folgendes: Seit acht Tagen hatte in dem Gebäude ein Engländer, Chapman, Doctor der Chemie, ein Laboratorium eingerichtet und fabricirte dort aus Holzessig einen Stoff, den er erfunden und auf den er vor kurzer Zeit ein Patent erhalten haben soll. Was es gewesen ist, darüber gingen die Ansichten gar sehr auseinander. Einerseits wurde daran festgehalten, daß ein Farbestoff, andererseits aber wieder, daß Sprengöl angefertigt worden sei. Nun, was es gewesen sein, was es wolle, jedenfalls hat es eine ungeheure Explosionskraft besessen, das zeigt die angerichtete Zerstörung. Vorgestern waren in dem Gebäude, das mitten im Orte stand, ein junger Chemiker und ein Arbeiter beschäftigt, ein Arbeiter hat draußen gepumpt und als Chapman kurz nach 11 Uhr in den Raum getreten, geschah einige Minuten später die Explosion, das Gebäude ist verschwunden, ein gegenüberstehender stark gebauter Stall total vernichtet, die näher liegenden Gebäude auf unglaubliche Art zerstört und sämmtliche Fensterscheiben wie weggeweht, auch die Fensterkreuze, Thüren, Dächer u. s. w. zum Theil ganz vernichtet, so daß wenigstens 6 bis 8 Häuser ganz verlassen werden mußten. Die in dem Gebäude befindlichen vier Personen sind in kleine Stücke zerrissen und außerdem noch 15 Personen zum Theil schwer verwundet worden. Sieht man die Zerstörung, so ist es unbegreiflich, daß nicht mehr Todesfälle vorgekommen sind. Ueber den Dr. Chapman hörte ich von allen Seiten, daß sein früher Tod ein großer Verlust sei, da er ein selten befähigter Chemiker gewesen ist. Der durch die Explosion angerichtete Schaden wird, wahrscheinlich zu hoch, auf 100,000 Thlr. geschätzt, wenn er, abgesehen von den verlorenen Menschenleben, auch sehr bedeutend ist. Man ist allgemein erregt darüber, daß ein so gefährlicher Stoff, wie das Präparat gewesen, mitten im Orte angefertigt worden war. Von der Verbreitung der Explosion will ich noch die Beispiele anführen, daß ein mit 2 Pferden bespannter Wagen Holz fünfzig Schritte weit fortgeschleudert worden ist, ein Pferd war gleich todt, eines so verwundet, daß es getödtet wurde, und der Wagen total zerrissen; glücklicherweise ist der Kutscher fortgegangen gewesen. Auf einige hundert Schritte Entfernung ist ein Stein nach durch eine soldicke Thüre gegangen und auf tausend Schritte hingen Holzstücke auf den Bäumen. Kurz, man muß die Zerstörung gesehen haben, um es zu glauben, was durch eine wahrscheinlich nur kleine Quantität Explosionsstoff für Unheil angerichtet werden kann.

**Bern**, 30. Juni. In den bündner Alpen hat sich ein trauriger Vorfall ereignet. Letzten Montag verließ ein Herr Wilhelm Lindgren, Privatdocent in Leipzig, 32 Jahre alt, das Stachelberger Bad, um über den Kistenpaß eine Tour nach Brigels zu machen und von dort über den Panixerpaß nach dem Stachelberger Bad zurückzukehren, von wo aus er noch mehrere andere Bergtouren zu machen beabsichtigte. Auf dem „Kisten" angekommen, klagte Herr Lindgren, nach der Aussage seines Führers, über große Mattigkeit, und fragte denselben, ob sie nicht bald ein Dorf erreichen würden, er möge nicht weiter gehen und möchte lieber sterben. Darauf sei er, der Führer, um den Fremden zu ermuntern, etwas schneller voran gegangen; plötzlich habe er einen Schuß fallen hören, sich umgekehrt und den Fremden zur Erde sinken sehen. Der unglückliche junge Mann habe sich eine Kugel mitten durch das Herz geschossen gehabt, die ihn sofort getödtet. Die Behörden von Brigels, welche sich auf die Anzeige des Führers an Ort und Stelle begaben, fanden bei dem Leichname noch über 1000 Fr. in Gold, mehrere Photographien und verschiedene Toilettengegenstände. Außer seiner Stellung in Leipzig als Privatdocent ergab sich noch aus den Papieren des Unglücklichen, daß er 1840 in Kajan geboren, wo sein Vater, Ritter Joh. Gust. v. Lindgren, Professor an der Universität ist.

(**Eine Krüppelfabrik.**) In London entdeckte die Polizei in einem alten Hause von Highburg in einer engen düsteren Gasse eine Krüppelfabrik. Die Sache klingt wie ein Scherz, ist es aber keineswegs. Man nahm daselbst Kinder in zartem Alter auf, verkrüppelte ihnen die Füße, entstellte ihr Gesicht, plattete ihnen die Hirnschale ab, bog ihnen einen Buckel zurück um sie einnehmig erscheinen zu lassen, und das Alles auf Begehren der Eltern, welche dann die so hergerichteten Kinder benützten, um das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen. Die Verkrümmung eines Beines kostete die — Verpflegung nicht gerechnet —, wenn das Kind jünger als ein Jahr war, 30 Schillinge, bei ältern Kindern zwei Pfund Sterlinge. Für einen „Armarm" oder einen „Schiefkopf" zahlte man vier Pfunde u. s. w. Kurz, der Tarif war genau geregelt. Auch wurde in diesem hübschen Etablissement erwachsenen Bettlern Unterricht in der Kunst ertheilt, Gebrechen zu simuliren und jedes Jahr ging eine Unzahl Scheinblinder, Scheinlahmer, Schein-Brustkranker und scheinbar gelegneter Frauen daraus hervor. Das den Gaunern in London wohlbekannte Haus führte die Firma „Willis, Batman und Company." Selbstverständlich werden die Herren Willis und Batman, sowie die im Geschäfte „Bedienstesten" der Strafbehörde über ihren entsetzlichen Fabricationszweig Rechenschaft geben müssen.

## Anagramm.

Italien ist mein Vaterland,
Doch bin ich auch zu schauen
In zartem bräunlichem Gewand
Durch alle deutsche Gauen.
Oft schau' durch's Fenster ich nach Dir,
Du fühlst ein süßes Regen,
Du kommst und streckst die Hand nach mir,
Mich an die Brust zu legen?
O nein! Du schleppst mich fort zum Mahl,
In Wein, zu Lust und Scherzen,
Da plötzlich zuckt der blanke Stahl
Nach meinem sanften Herzen.
Ich sehe Deine Blicke noch
Nach neuer Lust sich lenken,
Dafür mußt meiner länger doch
Als Arab'rer Du gedenken.
Ein Zeichen fort! Wenn klug Du bist,
Versetze, wende, kehre, —
Ich nenne, nicht für Jud' und Christ,
Dir eine Glaubenslehre.

**Auflösung des Räthsels in Nr. 78:**
Wallfahrt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

**Nro. 81.** **Speyer, Dienstag, den 9. Juli** **1872.**


### Ein Mittel gegen den Zorn.*)

Wenn kleine Kinder schreien,
So schweigen sie, so bald sie
Sich selbst im Spiegel sehen,
Aus Furcht vor ihnen selber.
Wenn große Kinder zürnen,
So sollte man sie billig
Auch vor den Spiegel führen.
Sie müssen wohl erschrecken
Vor ihrer Stirne Runzeln
Und ihrer Augen Blitzen,
Und dann aus Tigerthieren
Zu Menschen wieder werden.

## Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

**Von F. Aubé-Lallemant.**

(Fortsetzung.)

### IV.

Schon um fünf Uhr andern Morgens saß ich zu Pferde, um nach Nußdorf zum Jahrmarkt zu reiten, woselbst sich unter der Menge Verkäufer auch zigeunerische Scheerenschleifer und Kesselflicker, so wie auch jüdische Händler ziemlich zahlreich einzufinden pflegten. Die jüdischen Gauner von Thiele ließen mir keine Ruhe und das altphönicische Aleph kam mir nicht aus dem Sinn: ja im Traum war ich sogar von meinem allergnädigsten Fürsten für die Ermittelung einer ungeheuer weit verzweigten, höchst gefährlichen jüdischen Gaunerbande mit dem Comthurkreuz des Hausordens decorirt worden, das an einer goldenen Kette mit altphönicischen Gliedern über die Schultern auf die Brust herabhing.

Im leichten Fluge trug mich mein feuriger Rappe auf den Landwegen durch die blühenden Felder dahin. Da sangen und schwirrten die Lerchen hoch oben in den Lüften um mich herum, da stolzirten auf den Wiesen die Störche umher und aus den bethauten Kornfeldern hüpfte langsam und gemächlich ein Häschen hervor und schüttelte sich die Näße von den langen Löffeln. Die Luft war so klar, so frisch und fächelte mir die heißen Wangen und dort oben seitwärts stand die Sonne am Horizont und warf ihre goldenen Strahlen auf die paradiesische Natur herab: welche köstliche Freiheit, welche Ordnung in dieser göttlichen Schöpfung!

Unwillkürlich zog ich die Zügel so haftig und scharf an, daß der Rappe parirte: sollte denn, dachte ich plötzlich, diese wunderliche verkünstelte Menschenpolizei dieser ewig gleichen und alle Kräfte vermittelnden Polizei der Natur gar nichts ablauschen können? Gibt es in dieser freien Natur nicht ewig die vollkommenste Ordnung? — Aber freilich, wenn wir gelehrten Menschen mit unserer Spectralanalyse nun auch schon der Sonne auf die Sprünge gekommen sind und Protuberanzen und Gaslicht an ihr entdeckt haben, wie sollte man es dann mit den Protuberanzen der Polizei so genau nehmen, die ja auch sehr sonderbare Erscheinungen darbietet und auch Gas in ihren düstern Bureaux brennt?

Mechanisch hatte ich im Brüten über diesen Gedanken dem Rappen die Zügel gelassen und den Eingang des Dorfes erreicht, wo die Verkäufer bereits auf dem freien Rasenplatz ihre Buden und Zelte aufzurichten begonnen hatten. Seitwärts sah ich auch den Seiltänzer Lorenz aus Mühlburg beschäftigt, seine Barrièren und Bänke aus rohen Brettern um die Seile und Schaukelstellagen zu befestigen. Mit unterthänigen Verbeugungen begrüßte er mich, so daß ich rasch vorüberritt, um nur keine Aufmerksamkeit zu erregen und mein Pferd beim Schulzen einzustellen.

Der Schulze von Nußdorf, ein verständiger, wohlbehaltener Mann, empfing mich mit großer Freundlichkeit, ließ mir sofort das Pferd abnehmen und führte mich in die rechts am Flur des großen schmucken Hauses befindliche Prunkstube, welche nur bei feierlichen Gelegenheiten und für Ehrengäste benutzt wurde. Ich bestellte mir ein Frühstück und trat, während der dienstfertige Schulze sich aus dem Zimmer entfernte, ans Fenster, von wo ich den schräg gegenüberliegenden Jahrmarktsplatz ziemlich deutlich übersehen konnte. Als ich dort stand, hörte ich durch die mit Gardinen verhängte Glasthür zum Hinterzimmer eine sanfte weibliche Stimme sprechen. Ich weiß nicht wie es kam, da Lauschen gewiß niemals meine Art

*) Aus J. K. Bonnets: „Lieder, Oden und Gesänge." (Zweibrücken bei den Gebrüdern Hahn 1786.)

Digitized by Google

gewesen war, daß ich mich der Thür näherte und leise die dichte, rothe Gardine ein wenig wegschob. Die schöne Florette Lorenz befand sich im Nebenzimmer und war ihrem jüngern Bruder beim Anziehen seines bunten Costüms behilflich. Der Knabe mit seinen feurigen Augen und lebendigem Wesen schien ihr einige Noth zu machen; doch gehorchte er willig ihren Weisungen, bis er dann vollständig costümirt dastand und nun mit raschem Sprunge an die Thür eilte, um sich, wie er sagte, im großen Spiegel nebenan zu besehen. Die unverschlossene Thür wurde so hastig und so weit aufgerissen, daß ich in meiner Lauscherstellung entdeckt war, ehe ich mich zurückziehen konnte.

Das junge Mädchen war nicht weniger verlegen als ich, wußte aber auf meine ungeschickte Entschuldigung so bescheiden und treffend zu antworten, daß ich gerade dadurch meine Fassung wiedergewann und sie einlud, in das mir zum Aufenthalt angewiesene vordere Gastzimmer zu treten.

Sie folgte der Einladung mit einer Sicherheit, welche ich ihrer vorherigen bis zur Schüchternheit bescheidenen Weise kaum zugetraut hatte. Ich begann von der gestrigen Begegnung auf der Landstraße zu reden und von dem Zwecke ihres Jahrmarktbesuches. Sie antwortete mir durchaus unbefangen, aber stets in mädchenhafter, bescheidener Weise, so daß ich mich darüber wunderte, wie ein dem Anschein nach in voller reiner Weiblichkeit erhaltenes junges Mädchen sich zu einer solchen Schaustellung herbeilassen konnte, und daß ich endlich im weitern Verlaufe des Gespräches dieser Verwunderung Ausdruck gab.

Sie lächelte schmerzlich und erklärte, daß sie ja nun einmal so erzogen sei und aus Liebe zu ihren Eltern diese in ihrer Kunst unterstütze, zu der sie sich nur aus Gewohnheit, nichtaber aus wirklicher Neigung getrieben fühle. Sie sprach dabe von ihren Eltern mit einer solchen kindlichen Liebe und Verehrung und schilderte mir die Flucht von der öffentlichen Kunst in die stille traute Häuslichkeit mit so schlichten und doch so wahren Farben, daß ich Hochachtung vor dem schönen jungen Mädchen gewann und von warmer Theilnahme für sie ergriffen wurde.

Etwas befremdlich erschien mir, daß sie blieb, als jetzt mein Frühstück hereingebracht wurde. Ich ließ letzteres unangerührt, als sie bescheiden die Theilnahme abgelehnt hatte. Es schien sie gar nicht zu befreunden, daß wir uns allein im Zimmer befanden, aber dennoch schien sie irgend etwas zu drücken; ja, als das Gespräch einen kurzen Moment stockte und ich auf die durch unsere Unterhaltung immer belebter gewordenen schönen Züge blickte, da schoß plötzlich tiefe Gluth in den Wangen auf; wie in schwerem Kampfe schlug sie eine Weile verschämt die großen, herrlichen Augen zu Boden, hob sie dann wieder auf mich, richtete sich auf und stand mit einer so ausdrucksvollen und fast gebietenden Stellung vor mir, daß ich von ebenso viel Verwunderung wie Verehrung vor der schönen Erscheinung ergriffen wurde.

Noch stand ich voll Bewunderung des in Wesen und Haltung wahrhaft imponirenden jungen Mädchens, als Florette auf mich zuschritt und mit einem Tone, der mir in der That durch Mark und Bein ging, meine linke Hand ergriff und in die feierlichen Worte ausbrach:

„Wir kommen und gehen,
Und irren und sehen,
Wir tragen's in Händen,
Und könnten es wenden:
Wir lassen uns raubden
Den seligen Glauben.
Und willst Du's nicht finden,
So mußt Du's verwinden
Und wirst's nie erwerben
Im Leben und Sterben."

Ich war bestürzt und wie betäubt, als ich ihre Hand in der meinigen zittern fühlte; helle Gluth überzog ihr Gesicht: sie mußte innerlich tief ergriffen sein. Sie hielt meine Hand mit ihrer zarten kleinen Hand gefaßt und legte den Daumen über die Fingerspitzen so, daß meine Handfläche auswärts gebogen wurde; dreimal fuhr sie mit der andern Hand über die Fläche und sprach mit unterdrückter Bewegung und feierlicher, wiewohl zitternder Stimme folgende Worte, indem sie mit dem Zeigefinger den Linien in meiner Hand folgte:

„Die Cavea, umgeben von der Vitalis, und durchzogen von der Capitalis. — Du trägst das Zeichen in Deiner Hand, folge dem Zeichen; es führt Dich zum Glück und Heil!"

Rasch ließ sie meine Hand sinken, eilte mit glühenden Wangen in das Nebenzimmer und schloß die Thür ab. Ich stand erstaunt und blickte auf meine Handfläche.

Wie kam das junge Mädchen so plötzlich dazu, mir unaufgefordert aus der Hand zu wahrsagen? War das die gewöhnliche glatte Handwahrsagerin der umherziehenden Zigeuner und anderer Vagabunden? Aus welcher Schule hatte sie die Kunst erlernt? Wie kam sie zu der lateinischen Benennung der Handlinien? Die Lebenslinie und die Leberlinie von der Kopflinie durchkreuzt? Ich hatte das Zeichen in meiner Hand, das zum Glück und Heil führte? Wozu diese allgemeine Aeußerung ohne die Bedeutung der einzelnen Linien anzugeben?

Regungslos stand ich und starrte unverwandten Blickes auf meine Hand: Die beiden Hauptlinien liefen in einen spitzen Winkel zusammen und die Kopflinie zog sich oben quer durch diese Linien. — Ha! Wiederum das fatalistische altphönicische Aleph! Und nun gar in meiner Hand!

Ich weiß nicht, wie lange ich so gestanden habe. Ich erholte mich nur dann erst von meinem Erstaunen, als der Landjäger Roller eintrat und sich bei mir meldete. Um mich zu sammeln, blickte ich seitwärts aus dem Fenster und sah Florette Lorenz im nachlässig übergeworfenen Oberrock an der Hand ihres Bruders vorbeischlüpfen. Jetzt erst wurde ich inne, daß sie ihr Tanzcostüm unter dem Oberrock schon an-

Digitized by Google

gezogen gehabt hatte, als sie zu mir ins Zimmer getreten war.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Abgeordnetenwahl in Ungarn.

**Aus Ungarn,** Ende Juni, schreibt man der „Allg. Ztg.“: Endlich war der Wahltag herangebrochen: Ein Ende hatten gefunden die Conscription und Reclamation mit ihrem stereotypen Streit um den Gesetzestext, ein Ende die Wahlversammlungen und Trinkgelage mit den langen Toasten und Reden, ein Ende die ermüdenden Besuche des Wahlcandidaten bei seinen Wählern, sowie die Besuche der Kortes *) bei jenen, mit dem obligaten Appell an die Börsen der Wahlcandidaten. Als wir am Vorabend des entscheidenden Tages in den Landsitz eines der Wahlcandidaten einfuhren, sahen wir im Hinterhofe auf primitiven Herden riesige Feuer brennen und bei denselben zwei Ochsen am Spiese braten, daneben wurden Speckseiten in Stücke geschnitten und in Fässer gepackt, Weißbrod auf Schieblarren herbeigefahren und auf Lastwagen geladen; 20 Fässer mit Wein und Spirituosen gefüllt, sämmtlich geziert mit weißen Bändern — Weiß war die Farbe der Deak-Partei — lagen bereit. Am frühen Morgen sollte all dieß in das benachbarten Städtchen, wo die Wahl stattfand, gefahren werden, um die 1500 Wähler, auf die der Candidat rechnen konnte, während der Wahl zu laben und zu stärken. Daß der Wahlcandidat die geehrten Wähler auf seine eigenen Kosten an den Wahlort führt und dort während des Wahlactes verköstigt, ist das Geringste, was jeder, der in die Schranken tritt — Deak ausgenommen — leisten muß.

Auf anhaltend regnerisches Wetter war endlich ein sonnenheller Tag gefolgt, und so sah man schon am frühen Morgen alle Straßen, die zum Wahlorte führen, mit heranziehenden Wählern in fröhlichster Stimmung bedeckt, theils zu Pferd, theils zu Wagen, schreiend und singend die zu Ehren des betreffenden Candidaten gedichtete »nota,« bei jedem Wirthshaus Halt machend, um ein Glas auf das Wohl des zukünftigen Abgeordneten zu leeren, mit allenfalls anwesenden Wählern der Gegenpartei ein kleines Wortgefecht zu bestehen, das nur Dank den Bemühungen der als Leithämmel fungirenden und zum Aufbruch ermahnenden Kortes nicht stets in Thätlichkeiten ausartet. Eine durch volle 6 bis 7 Wochen fortgesetzte Agitation hat die Gemüther erhitzt, und der Wein thut das übrige; der Parteisang ist in letzter Zeit bereichert worden durch Spottverse auf den Gegencandidaten, die leicht der zündende Funken werden und beklagenswerthe Auftritte herbeiführen können. Der Ort, in welchem die Wahl stattfindet, ist ein ungarischer Marktflecken, groß und lang, mit meist ebenerdigen Häusern, einem geräumigen Platz, dessen Mitte das sogenannte Stadthaus, ein einstöckiges, nach drei Seiten freistehendes Gebäude, einnimmt. Die vierte Seite lehnt sich an die Kirche, welche nebst Pfarrhaus und Schule den Platz nach Süden ziemlich abschließt. Um die Ordnung zu erhalten, waren zwei Compagnien Infanterie beordert worden, und diese hatten derart Posto gefaßt, daß sie mit ihrer Aufstellung den Platz nach seiner Länge halbirten. Den Wählern der Deak-Partei mit den weißen Federn war die rechte, jenen der Linken mit Grün geschmückt, die linke Seite des Platzes angewiesen worden.

Indessen war es 9 Uhr geworden: an den Fenstern des Stadthauses hatte sich bereits die Wahlcommission gezeigt, und vor der Stadt standen die Wählerheere versammelt, um einen feierlichen Einzug zu halten. Die Linke hatte am Süd-, die Deak-Partei am Nordende der Stadt ihren Versammlungsort, und beide Parteien konnten getrennt von einander von zwei verschiedenen Seiten kommend, den Platz gewinnen — eine Anordnung die dem strategischen Talent des Wahlpräsidenten alle Ehre machte. Candidat der Rechten war eine im Land in weiteren Kreisen bekannte aristokratische Persönlichkeit, wogegen die Linke eine local Celebrität, die jedoch sehr volksthümlich und beliebt war, aufgestellt hatte. Diese hatte einen großen Theil der ungarischen Ortschaften für sich — der Wahlbezirk war gemischt slavisch und ungarisch mit zwei eingestreuten deutschen Gemeinden — der Candidat der Deak-Partei hingegen fast sämmtliche Slaven, die Katholiken unter den Ungarn, weitaus über die Hälfte der Adeligen im Wahlbezirk und die orthodoxen Juden, während die reformirten Juden es mit der Linken hielten. Die Deutschen waren getheilt wie die Juden.

Die Linke hatte sich rascher versammelt und zog bald nach 9 Uhr ein — eine stattliche Schaar: vorn eine Musikbande, den für solche Gelegenheiten obligaten Racoczy-Marsch spielend, zwei Fahnenträger zu Pferd mit riesigen Fahnen, dann etwa 400 Reiter aus den ungarischen Ortschaften — weite weiße Beinkleider, schwarze oder rothe Westen mit kleinen Knöpfen, den am Kragen färbig verzierten weißen Mantel umgehängt, das Pferd bunt aufgeputzt — hinter denselben etwa 100 Deutsche ebenfalls zu Pferd — in dunkelblauen Anzügen mit runden weißen Knöpfen, Stiefelhosen — gravitätisch und ruhig einherreitend, zwei Gemeinden, zwei Fahnen, noch drei Musikbanden im Zug streut, dann das eigentliche Banderium aus den Honoratioren des Bezirks bestehend, einige vierspännige Wagen, in deren letztem der Candidat sich befindet, von Blumen und Kränzen, die ihm das schöne Geschlecht gespendet, fast erdrückt. Die zweite Hälfte des Zuges besteht aus Wagen mit je 6 bis 8 Wählern besetzt, welche den Platz zu Fuß gewinnen müssen, denn schon ist die der Linken eingeräumte Hälfte desselben von Wagen, Pferden und Menschen überfüllt. Noch hatte sich die Gegenpartei nicht gezeigt, doch bald erblickte man die Spitze des Zugs. Es war hier das Banderium glänzender, die vierspännigen Züge waren

*) Kortes sind eine Art von Einpeitschern, welche die Wähler bearbeiten, überreden und zusammentreiben. Sie sind stets durstig und verlangen stets Geld.

Digitized by Google

reicher, alles hatte einen mehr aristokratischen Anstrich, was den Wahlcandidaten umgab, doch leider war der Zug viel kürzer, die Zahl der Wähler so auffallend gering, daß wir uns sagten, wie denn der Kampf mit Aussicht auf Erfolg geführt werden solle, als plötzlich die Gegenpartei in ein endloses Freudengeschrei ausbrach. Alle hatten bemerkt, daß fast sämmtliche slavische Wähler, an ihren großen Hüten mit den breiten herausgeschlagenen Krämpen kenntlich, fehlten.

Was war da geschehen? An Versprechungen hatte es der Candidat der Rechten nicht fehlen lassen, wenn er auch nicht dasselbe versprochen hatte, wie ein College im benachbarten Bezirk, der seinen Wählern sein gesammtes (übrigens ganz verschuldetes) Besitzthum testamentarisch zu vermachen sich bereit erklärte; auch war der Branntwein nicht gespart und eine hübsche Anzahl halber Fünf-Gulden-Noten vertheilt worden. Um sich nämlich des Wählers vollkommen zu versichern, gibt man demselben vor der Abstimmung die eine Hälfte der in zwei Theile geschnittenen Banknote, mit dem Bedeuten sich, nachdem er abgestimmt wie von ihm verlangt worden, die zweite Hälfte abzuholen. Gibt der betreffende Wähler seine Stimme dem Gegner, so bekommt er natürlich nichts mehr. Warum fehlten also die slavischen Wähler? Hatte die Linke etwa Wein und Lebensmittel in die Ortschaften geschickt und die Wähler bewogen zu Hause zu bleiben? Nein, sie hatte anders operirt. Die slavischen Wähler, als sie aus ihrem Hügelland herabstiegen, mußten sämmtlich eine Brücke passiren, in deren Nähe sich ein großes Wirthshaus befand. Diesen Punkt hatte der Feind besetzt, d. i. Leute ausgesendet, und dort aufgestellt, welche die vorüberziehenden Wähler aufforderten, einzutreten. Nicht wenige unterlagen der Versuchung, füllten das Wirthshaus und dessen Hof, wo nun bald ein Gelage begann. Die Aufgabe der entsendeten Kortes war, die Wähler entweder umzustimmen und als Anhänger des Candidaten der Linken an den Wahlort zu führen oder sie vom Wahlort ganz fern zu halten. Darum fehlte die Hauptmasse der Wähler der Rechten, und fehlte auch noch, als schon längst die Wahl begonnen hatte. (Schluß folgt.)

## Miscellen.

**Berlin.** Bei den Völkern des östlichen Europa herrscht noch vielfach der Aberglaube, daß die Seelen solcher Todten, die im Kirchenbann oder mit einem ungesühnten Vergehen starben, Nachts sich auf die Leiber ihrer Verwandten werfen und als „Vampyre" an ihnen nagen oder ihnen das Blut aussaugen und ihnen so ebenfalls einen schleunigen Tod bereiten. Ein solcher Vampyr sollte der zu Roslaslin 1870 verstorbene Gutsbesitzer von Poblocki sein; wenigstens nahm es seine Frau und ihr Sohn an, weil kurz nach dem Tode des Vaters der älteste Sohn starb und eine Tochter bedenklich erkrankte. Um nun den Geist des Verstorbenen zu versöhnen und ihn am Nachholen mehrerer anderer Familienglieder zu verhindern, beschloß Poblocki jun. jene Procedur an der Leiche des Vaters vorzunehmen, welche nach dem Aberglauben hiezu erforderlich ist. Ungeachtet der Abmahnung des Pfarrers ließ er die Leiche heimlich ausgraben, ihr den Kopf abschneiden und diesen zu den Füßen der Leiche legen. Das Geheimniß wurde verrathen und die Staatsanwaltschaft erhob gegen Herrn v. Poblocki und die mitbetheiligten Arbeiter die Anklage wegen Verübung beschimpfenden Unfugs am Grabe. Vom Kreisgericht Lauenburg am 26. October 1870 zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt, wurde Poblocki vom Appellgericht Köslin freigesprochen, worauf das Obertribunal am 21. April 1872 auf die eingelegte Nichtigkeitsbeschwerde der Oberstaatsanwaltschaft das freisprechende Urtheil cassirte. Nochmals mit der Aburtheilung der Sache betraut, sprach das Appellgericht Herrn Poblocki abermals frei, indem es feststellte, daß der Dolus mangelte, und ausführte: „daß, wenn Poblocki von dem Vampyr-Aberglauben befangen gewesen, er gar nicht anders als geschehen handeln konnte, denn er habe sich gewissermaßen nur in einem putativen Nothstand befunden." Die Oberstaatsanwaltschaft legte gegen diese Sentenz nochmals Nichtigkeitsbeschwerde ein, aber das Obertribunal erkannte mit Rücksicht auf die den Dolus ausschließende thatsächliche Feststellung des Vorderrichters auf Verwerfung der Beschwerde.

---

Einem Vortrage, den der Präsident der geographischen Gesellschaft von New-York, Herr Thomson, in der Mai-Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft über die „physikalische Geographie der Vereinigten Staaten" als eine wesentliche Bedingung der Einheit derselben" in deutscher Sprache gehalten, entlehnen wir nachstehenden Passus über die Absorbirung der deutschen Nationalität in den Vereinigten Staaten durch die anglo-amerikanische, der vielleicht eine Berichtigung von Seiten Derer erfahren wird, die mit den statistischen und den Familienverhältnissen der Deutschen in Amerika näher vertraut sind: „Die Assimilations-Einheit der Nordamerikaner erscheint als eine beschränkte, wenn man bedenkt, daß gegenwärtig fast 16 Prozent, nämlich 5,566,000 unter ihnen, dem Auslande entstammen, aber die Assimilationskraft des Kernes dieser Bevölkerung ist eine so starke, daß man dieselbe im Ganzen nur als eine Spielart des anglosächsischen Stammes bezeichnen kann. Dieß wird bestätigt durch ihre Sprachverhältnisse. Obwohl dieselbe bereits 1,500,000 Deutsche, über 200,000 Franzosen, 85,000 Schweden, Dänen und Holländer, 50,000 Chinesen und eben so viele Schweizer in sich aufgenommen hat, so bilden diese fremden Staaten doch kaum 5 Proz. im Verhältniß zur englischen, und die Kinder aller naturalisirten Ausländer werden mit Ausnahme der Juden, in der dritten Generation nach Sprache, Sitten und Ideen vollständig zu Amerikanern. Jetzt sind schon auch die Tabaksche, daß von den 1,500,000 Mann der Armee, welcher die Erhaltung der Union zu danken war, mehr als 80 Prozent eingeborne Bürger der Vereinigten Staaten waren, und daß von den Verwundeten und Kranken am Schlusse des Krieges weniger als 20 Proz. die Hospital-Verpflegung annahm, ein Beweis, daß die ungeheure Majorität der Armee ans Familien hervorging. Der Krieg für die Union hat überhaupt ein tieferes Verständniß des einheitlichen nationalen Lebens wachgerufen, wie ähnlich der jüngste Krieg in Deutschland. Endlich, wenn die Geschichte der Vereinigten Staaten eine junge ist, so ist sie andererseits kurz genug, um leicht begriffen zu werden."

---

Um gesprungene Glasflaschen durch Kitten wieder wasserhaltend zu machen, erwärmt man zuerst die Flaschen vorsichtig und gut, verschließt sie dann schnell und sicher, um einen luftverdünnten Raum herzustellen und überstreicht dann die Risse äußerlich mit Wasserglas. Beim Erkalten wird dies durch den Druck der Luft in die Risse getrieben. Die entkorkten Flaschen werden noch einige Zeit in die Wärme gestellt, dann mit Kalkwasser und hinterher mit reinem Wasser ausgespült. Auf diese Weise restaurirt, sind die Flaschen wieder für alle Flüssigkeiten — Säuren ausgenommen — brauchbar. Ebenso sind gesprungene Steinkrüge zu kitten; bei Steinzeugtöpfen mit großer Oeffnung ersetzt man den Korkverschluß durch feuchte Rindsblase, die nach dem starken Erwärmen des Topfes schnell über dessen Oeffnung gespannt wird.

---

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 82. Speyer, Donnerstag, den 11. Juli 1872.

### Die Güte Gottes.*)

Gott, dessen unaussprechlich große Macht
Den breiten Himmel und den Ball der Erde,
Im Augenblick, mit Einem Wort: es werde!
Zum Dasein hat hervorgebracht,
Bedeckte wie mit einem heitern Kleide,
Das ganze Werk mit göttlich reicher Freude.

Wohlthätig trieb Er schnell die alte Nacht
Durch neues Licht hinweg: die reinste Wonne,
Ward wie der goldne Strahl der hohen Sonne,
Unzählbar. Engel schauten froh die Pracht
Der Schöpfung in den hohen blauen Bogen,
Im Trocknen und des stolzen Meeres Wogen.

Wohlthätig schuf Er endlich auch sein Bild
Den Menschen in dem unschuldsvollen Eden,
Begabt mit Kraft zu denken und zu reden,
Der froh mit seines Schöpfers Werken spielt.
Der Stein, der Baum, das Thier, der Stern, die Sonne
Sind da zu Adams und der Eva Wonne.

Wohlthätig fuhr Gott immer fort zu sein,
Da auch der arme Mensch ihm widerstrebte.
Er sprach ein Wort des Trost's, der Todte lebte:
Wer Ihm gehorchet, fühlet nie die Pein,
Die nur die tollsten Frevler sterbend leiden,
Ja, diese lockt Er treu zu seinen Freuden.

Wohlthätig sandt Er seinen liebsten Sohn,
Daß Er für uns die Seligkeit erstritte!
O guter Gott, Dir Du in jedem Tritte
So sichtbar bist, wie herrlich ist der Lohn,
Den Du einst willst den treuen Knechten geben,
Die Dir, nicht sich, von ganzem Herzen leben.

O möchten alle Menschen so, wie Gott,
Wohlthätig sein, und um sich Freude strahlen!
Wer könnte dann ihr Glück mit Worten malen?
Allein die Thoren achten kein Gebot,
Und dieses macht die Erd' in jedem Stande
Dem Uebel aller Art zum Vaterlande.

*) Aus J. K. Bonnets: „Lieder, Oden und Gesänge." (Zweibrücken bei den Gebrüdern Hahn 1786.)

### Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

Von F. Axé-Lacemant.

(Fortsetzung.)

Um meine Verlegenheit zu verbergen, fragte ich den Landjäger gar nicht erst, ob er etwas zu berichten habe, sondern machte ihn sofort mit Nachdruck aufmerksam darauf, daß er dem Urheber des eigenthümlichen Zeichens unter dem Fenster der bestohlenen Altentheilerwittwe genau nachzuforschen habe, und hieß ihn sorgfältig auf das Treiben der jüdischen Händler Acht zu haben, welche heute den Jahrmarkt besuchten, da das Zeichen von jüdischer Gaunerhand herrühren müsse und es sehr wahrscheinlich sei, daß die Genossenschaft, welche den Diebstahl ausgekundschaftet und vollführt habe, sich hier in irgend einem Schlupfwinkel, wie etwa im Armenhause, oder in der Dorfhirtenhütte, zusammenfinden werde.

In bescheidenem Tone erwiderte der Beamte, daß er gestern sogleich nach meiner Entfernung von Frostdorf weitere Erkundigungen eingezogen und eine neue Thatsache ermittelt habe, welche vielleicht auf die Spur des Diebes führen könne. Am vorgestrigen Abend sei nämlich der Akrobat Lorenz in die Schmiede gekommen, da sein Wagen unterwegs Schaden gelitten habe. Die Reparatur habe ihn lange aufgehalten, so daß er mit seiner Familie die Nacht im Schmiedekruge zugebracht habe. Dort habe auch der jüdische Händler Sevy-Mortje logirt. Die Tochter des Lorenz, Florette, habe Abends die ihr bekannte Altenheilerwittwe Meyer besucht und habe später auch den Hirtenjungen Bolla Hemperla getroffen. Ob Beide zu gleicher Zeit das Haus der Meyer verlassen hätten, ob noch ein Dritter zur Stelle gewesen sei, habe er nicht mit Bestimmtheit ermitteln können. Ebensowenig sei festgestellt, ob der Hirtenjunge die Nacht im Hause des Schulzen oder in seiner Hirtenhütte zugebracht habe. Demnach glaube er, namentlich im Hinblick auf die Fußspuren im Garten der Bestohlenen, schon jetzt mit Wahrscheinlichkeit annehmen zu dürfen, daß der Diebstahl seinen Ausgang aus keinem andern Hause als dem des Schulzen genommen habe und daß, wenn auch jeglicher Verdacht gegen den Schulzen selbst fern liege, doch Jemand in des Schulzen Stiefeln durch den Garten und unten auf dem Wiesenwege gegangen sein müsse.

Der Landjäger wollte noch weiter fortfahren. Da er aber bereits, über den dienstlichen Bericht von Thatsachen hinaus, sich auf das Gebiet der Combinationen und Schlüsse gewagt hatte, hielt ich als studirter Jurist und Chef der Behörde dieser subalternen Ausschreitung des bloßen gesunden Menschenverstandes gegen-

Digitized by Google

über es für meine amtliche Schuldigkeit, die Partie der Combination auf meinen alleinigen Löwenantheil zu nehmen, um mit der Verantwortlichkeit auch den ungetheilten Ruhm der ganzen schwierigen Untersuchung zu ernten. In würdigem amtlichen Styl ließ ich ihn genau auf den jüdischen Händler Sew-Mortje achten, da die jüdischen Gauner die allergefährlichsten seien, entließ ihn und setzte mich zum Frühstück.

Kaum hatte ich einige Minuten allein im Zimmer zugebracht, als ich draußen die meckernde und prahlende Stimme des Frostdorfer Schulzen hörte. Plötzlich kam mir nun der Gedanke, nach Frostdorf hinüber zu reiten. Der Schulze war mir gestern im Wege gewesen und hatte mich geradezu verstimmt gemacht. Heute in seiner Abwesenheit konnte ich ungestört meine weiteren Nachforschungen anstellen und namentlich dabei die mir soeben vom Landjäger gemachten Mittheilungen benutzen. Gedacht, gethan; ich ließ mein Pferd satteln und ritt zum Dorfe hinaus nach Frostdorf hinüber.

Diesmal kehrte ich nicht auf dem Schulzenhof ein, sondern gab mein Pferd beim Krugschmied ab, weil mir ohnehin das eine Eisen des Rappen lose geworden zu sein schien. Während der Schmied, ein freundlicher und verständiger Mann, das Eisen untersuchte, nahm ich die Gelegenheit wahr, mich bei ihm nach der Akrobatenfamilie Lorenz zu erkundigen. Er stand mir offen Rede und gab mir mit der ganzen Sicherheit der festen innerlichen Ueberzeugung das beste Zeugniß über die Familie. Besonders rühmte er die Tochter als ein sehr sittsames und verständiges Mädchen und drückte sein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß ein so vortreffliches Mädchen zu einer so durchaus unweiblichen Kunst bestimmt worden sei, während es doch alle Eigenschaften besitze, als Gattin und Hausfrau einen Mann recht glücklich zu machen. Nebenbei erfuhr ich, daß Florette Lorenz vorgestern Abend bis zehn Uhr zum Besuch bei der Weberwittwe Meyer gewesen sei, und daß der Tater-Bolla sie von der Meyer zu ihm bis an's Haus begleitet habe.

Auf meine verwunderte Frage, wie denn der Hirtenjunge Bolla zur Bekanntschaft der Florette Lorenz komme, erwiderte der Wirth mit bedauerlichem, fast schmerzlichem Lächeln, daß das eigentlich eine recht rührende Geschichte sei. Der alte Zigeuner Hemperla habe bei früheren Gelegenheiten einigemal gemeinschaftliche Vorstellungen mit der Familie Lorenz gegeben und dabei hätten dann die Kinder nähere Bekanntschaft mit einander gehabt. Dem Bolla hätte man es bald abmerken können, daß er die schon als Kind sehr hübsche Florette lieb gewonnen habe, da er sie stets mit der ängstlichsten Sorge überwacht und die rührendsten Züge der treuesten Anhänglichkeit an den Tag gelegt habe. Als ihn nun das schwere Unglück mit dem Stier des Schulzen getroffen habe, sei es natürlich mit all' seinen Hoffnungen ausgewesen, da er es sich ja selbst habe sagen müssen, daß ein so elender Krüppel, wie er geworden, keine Ansprüche auf ein so schönes Mädchen machen könne. Diese Erkenntniß habe ihn denn nun auch in die Stimmung gebracht, in der er den meisten Leuten als blödsinnig erscheine. Doch habe er den Bolla schon seit langer Zeit beobachtet und die Ueberzeugung gewonnen, daß er keineswegs blödsinnig sei, sondern daß er, der üblen Behandlung des Schulzen und der fortgesetzten Verspottung der Leute gegenüber, die Rolle nur spiele, um nur nicht noch ärger verhöhnt und mißhandelt zu werden. Sein ganzes Wesen sei aber verändert, sobald eine Begegnung mit Florette Lorenz stattfinde. Diese vermöge denn aber auch Alles über ihn und sei sogar einmal, als der Schulze ihn arg geschlagen und von dem in äußerste Wuth gerathenen Burschen schwere Rache, ja sogar eine Brandstiftung befürchtet habe, zur Beschwichtigung des Bolla von Mühlburg geholt worden, wobei schon ihr bloßer Anblick den wie rasend umhertobenden Unglücklichen sofort beruhigt und ihre freundliche Zusprache ihm einen Strom von Thränen entlockt habe.

Ich drückte dem theilnehmenden und verständigen Manne meine Verwunderung aus, wie doch ein so schönes Mädchen Liebe zu einem so unglücklichen, verkrüppelten Menschen empfinden könne.

„Liebe" — meinte er lächelnd — „ist es auch gewiß nicht. Mit ihrem Herzen mag es anders stehen", fügte er mit ernstem Tone hinzu und brach dann plötzlich ab.

Ich wurde nur noch gespannter, mehr über das mir von allen Seiten gerühmte junge Mädchen zu erfahren. Mit offenem Zuspruch bat ich den Mann, mir doch weitere Auskunft über das junge Mädchen zu ertheilen.

Er sah mich eine Weile nachdenklich an, ergriff dann ohne Umstände meine Hand und sagte mit dem Tone offenen und herzlichen Zutrauens:

„Herr Justizrath, es geschieht nichts ohne den Willen des Himmels, auf den wir Alle trauen. Ich bin ein schlichter, gerader Mann; lassen Sie mich es offen heraussagen, Sie sind ein wohlwollender und gütiger Herr, zu dem alle Amtseingesessenen Vertrauen gefaßt haben! Sehen Sie, Herr Justizrath, da ist mein Frauenschwestersohn, der Landjäger Roller, der hat die Florette ganz unbeschreiblich lieb, und sie hat ihn auch lieb und Beide haben's dem Vater gesagt; aber der ist zu Tode erschrocken über diese große Liebe der Tochter zu dem schmucken und gewiß braven Kerl und hat Nein gesagt, das ginge nicht!"

„Und warum denn nicht?" fragte ich verwundert.

„Weil die Polizei es nicht zugeben wird."

„Das verstehe ich nicht. Warum sollte die Polizei das nicht zugeben?"

„Nun, eben weil sie nur eine Seiltänzerin und er ein Beamter ist."

Ich mußte lachen über die sonderbare Meinung des Mannes und führte ihm mehrere Beispiele an, wo Personen in viel höheren Verhältnissen, lediglich ihrer Neigung folgend, sich mit Gattinnen aus unteren Ständen vermählt und eine recht glückliche Ehe geführt hätten.

Er sah mich dabei prüfend an und fragte, ob ich als Chef der Polizei die Heirath nicht bedenklich

Digitized by Google

finde und ob diese dem Avancement nicht hinderlich sein würde?

Die Hast und Dringlichkeit, mit der er diese Fragen that, machten mich stutzig. Mir fiel dabei wieder ein, daß Florette gegen die an ihr gerühmte weibliche Schüchternheit offenbar mit aller Geflissenlichkeit danach gestrebt hatte, mir aus der Hand zu wahrsagen. Dazu trat mir das jetzt vom Schmied geschilderte eigenthümliche Verhältniß zum Zigeunerburschen vor Augen und dann wieder die doch wahrscheinlich wohl nur aus Eifersucht veranlaßte Hindeutung des Landjägers auf den Zigeuner, als ob dieser der Dieb bei der Altentheilerin Meyer gewesen sei: genug, ich fand es angemessen, die Fragen des Schmiedes ausweichend dahin zu beantworten, daß sich schon Alles finden werde, wenn der Landjäger mir nur erst seine Absicht kundgegeben habe, und bestieg meinen Rappen, um den wackern Mann, dessen Vertrauen ich zu meinem stillen Bedauern noch nicht mit gleicher Offenheit begegnen durfte, in dem Glauben zu lassen, daß nur der bloße Zufall mich hierher geführt habe, und ritt vor seinen Augen langsam bei dem Hause der Altentheilerwittwe Meyer vorbei, bis die krumme Dorfstraße mich seinem Blick entzog und mich auf das Schulzengehöft führte. Ich ritt hinten in die große Scheunenthür hinein, wofelbst mir ein Knecht das Pferd abnahm und in einen der Seitenställe führte.

„De Schult is nich in", sagte der Knecht, so wie ich abgestiegen war, ohne daß ich nach dem Schulzen gefragt hatte. Die auffallend langsame und schwerfällige Aussprache dieser mit sehr stark auftosenden Zunge hervorgebrachten paar Worte veranlaßten mich, aufzublicken und dem Menschen in's Gesicht zu forschen. Ich hatte kaum je einen so bornirten Gesichtsausdruck gesehen. Die vorn schlicht herabgekämmten dunkelblonden Haare verhüllten fast gänzlich die sehr niedrige und schmale Stirn; zur Seite der klobigen, charakterlosen Nase glotzten zwei völlig nichtssagende blasse Augen hervor und die dicke Unterlippe des großen breitgeschlitzten Mundes war über die sehr lange, derbe Oberlippe vorgezogen. Die ganze nichtssagende Erscheinung wies auf eins jener Geschöpfe hin, die man noch nicht geradezu als Cretinen bezeichnen darf.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Abgeordnetenwahl in Ungarn.

(Schluß.)

Der Wahlact selbst wird mit einer kurzen Rede des Präsidenten der Wahlcommission eröffnet, die, nach dem üblichen Hinweis auf die Rechte und Pflichten der Wähler, mit der Aufforderung schließt, Candidaten für die Abgeordnetenstelle vorzuschlagen. Dies geschieht nun von beiden Seiten in wohlgesetzten Reden, der Präsident fordert beide Parteien auf, Vertrauensmänner zur Controlirung der Abstimmung zu wählen, und dann beginnt der Wahlact selbst. Die einzelnen Gemeinden werden nach dem Alphabet vorgerufen, jeder Wähler tritt an den Tisch des Präsidenten, nennt seinen Namen, der nun im Conscriptionsprotocoll nachgeschlagen wird, läßt, wenn nöthig, seine Identität constatiren, und nennt schließlich den Namen desjenigen, für den er stimmen will. Die Abstimmung wird in ein Protocoll eingetragen. Das Verfahren ist an und für sich nicht rasch, zahlreiche Zwischenfälle verzögern die Abstimmung noch mehr. Der Deutsche nennt zwar rasch seinen Namen, zögert aber und kratzt sich lange hinter dem Ohr, ehe er den Namen des Candidaten bezeichnet, für den er stimmen will; bei dem Ungar hat es oft Anstände mit dem Namen — Anstände, die zumeist Wirkungen des Alkohols sind — dafür schreit er den Namen „seines Abgeordneten" rasch und laut hinaus, denn diesen Namen hat er seit sechs Wochen bei jeder Gelegenheit im Munde gehabt. Noch mehr Anstände gibt es bei den Slaven. Die slavische Sitte der Beinamen macht, daß der Betreffende, um seinen Namen befragt, irgend einen Spottnamen nennt, der einst im Dorf seinem Großvater gegeben worden und nun auf ihn übergegangen ist. Es braucht Zeit und Geduld, bis sein eigentlicher Familienname eruirt ist, dann wieder Zeit und Geduld, bis der Betreffende den Candidaten genannt hat, dessen Namen ihm oft schon gar nicht geläufig ist. Die Vertrauensmänner quälen da den armen Mann, damit er ja den rechten Namen herausbringe, und nicht, wie es öfter geschieht, unbewußt für den Gegencandidaten stimme.

Indessen war es Mittag geworden: die Chancen der Rechten standen schlecht, da die slavischen Wähler noch immer fehlten. Die Wähler, hungrig und müde, vertheilten sich in die verschiedenen improvisirten Herbergen, deren es für alle Classen und Stände gab: solche, wo für die Honoratioren bei gedeckten Tischen ein glänzendes Diner servirt wurde, andere für das Landvolk, wo das Faß als Tisch fungirte und man buchstäblich von der Hand in den Mund lebte, auch ein kostbares Etablissement für die strenggläubigen Juden. Ueberall wurde viel getrunken, hier Champagner, dort Landwein, hier wurde toastirt, dort begnügte man sich zu singen und „Eljen" zu rufen. Auch das Militär hatte die Gewehre in Pyramiden gestellt und ließ sich von beiden Partheien bewirthen; während der Mahlzeit ist kein Exceß zu befürchten, desto mehr nach derselben. Nur die Wahlcommission fungirte unausgesetzt, da die Abstimmung nach dem Gesetz keinen Augenblick unterbrochen werden darf.

Um 1 Uhr wurde eine große Bewegung auf der rechten Seite bemerkbar: in einem langen Zug wurden die slavischen Wähler hereingebracht. Sie waren aus den Klauen des Feindes durch eine Kriegslist befreit worden, die erwähnt zu werden verdient. Die von der Rechten an den Ort der Verführung entsendeten Agenten sprengten die Nachricht aus: jedermann müsse seine Zeche selbst bezahlen, da der Candidat der Linken nichts zahlen wolle: „er habe genug Stimmen und brauche die Slovaken nicht." Der Wirth, wahrscheinlich gewonnen, begann die Zeche von Einzelnen barsch einzufordern, und in weniger als fünf Minuten war das Wirthshaus geleert. Die Kortes der Rechten versprachen nun zu zahlen, und brachten so die ver-

Digitized by Google

lorenen Söhne bald an den Wahlort. Hierauf wurden sie in zwei Häusern in sicheren Gewahrsam gebracht und förmlich bewacht. Den ganzen Nachmittag währte der Wahlact — auf beiden Seiten des Platzes ging es lustig her, die Musikbanden spielten, es wurde getanzt und gesungen, noch herrschte ziemliche Ordnung. Je nachdem die Nachrichten über die bis dahin erfolgte Abstimmung für diese oder jene Partei günstiger lauteten, war der Jubel hier oder dort größer. Beide Candidaten zeigten sich auf der Gasse und drückten unzähligen Wählern die Hände, wenn sie nicht gar einige umarmen und abküssen mußten. Auch Damen zeigten sich, stets mit Enthusiasmus empfangen. Sie trugen die Farben ihrer Partei und schenkten hie und da Wein aus, machten auch Miene, ein Glas auf das Wohl dieses oder jenes zu leeren. Als die Dunkelheit anbrach, hatten etwas über 2000 Wähler gestimmt, noch waren über 800 ausständig. Nun wurde aber die Scene etwas wüst, denn die allzu häufigen Libationen waren nicht ohne Folgen geblieben. Es wurden Einfälle in das feindliche Lager versucht, es gab Zank und Streit und oft arge Prügeleien, ehe das fleißig patrouillirende Militär einschreiten konnte. Kaum war es noch möglich, die Haufen zusammen zu halten, und die größte Mühe machte es, die zur Abstimmung Berufenen in das Wahllocal über die Treppe hinauf zu bringen.

Gern hätten beide Parteien die Wähler, die bereits abgestimmt hatten und die man nach dem üblichen Ausdruck erst nach drei Jahren wieder brauchen werde, nach Hause expedirt; diese gingen jedoch nicht und wollten den Becher oder die Fässer bis auf den Grund leeren.

Um Mitternacht hatten alle Gemeinden abgestimmt, die Linke war im Vortheil — endloses Judelgeschrei! Nun kamen jedoch die Nachzügler an die Reihe, d. i. jene, die versäumt hatten, mit ihren Gemeinden abzustimmen. Dies dauerte bis 2 Uhr und so gewann die Deakpartei eine Mehrheit von 46 Stimmen. Bald nach 2 Uhr erklärte der Präsident, daß er die Abstimmung schließen werde, wenn sich binnen einer Viertelsstunde kein neuer Wähler melde. Dies war bei der Lage der Dinge ein Appell an die letzten Kräfte der bereits todtmüde gehetzten Kortes der Linken. Bald stürmte denn auch ein großer Haufen die Treppen des Wahllocals hinauf, es mochten gegen hundert Köpfe sein, und es schien für die Rechte die Partie verloren zu sein, denn sie hatte alle Kräfte ins Treffen geführt, und es war auch nicht Ein Mann mehr aufzutreiben. Der Himmel klärte sich jedoch bald, nur 10 der hinaufstürmenden Gesellen durften abstimmen, der Rest hatte entweder schon abgestimmt oder war gar nicht wahlberechtigt. Um 3 Uhr proclamirte der Präsident den Candidaten der Rechten als Abgeordneten des Bezirks, und eine Deputation holte denselben aus der Hinterstube der Ortsapotheke ab, wo er sich aufgehalten und die letzten Stunden in einer nicht beneidenswerthen Aufregung zugebracht hatte. Wir hätten ihm die Rede, die er jetzt in dem mit allen Dünsten geschwängerten Wahllocal zu halten sich bemüssigt fand, gern erlassen. Unendlicher Jubelruf ertönte auf dem Platze, rascher als man glaubte, verschwanden die zur Linken Gehörigen, natürlich nicht ohne einen Protest gegen einige Ungesetzlichkeiten zu Protocoll zu geben — denn ohne einen solchen Protest ist kaum eine Wahl möglich — und begleitet von allen Musikbanden wurde, gerade als die Morgensonne aufging, der neugewählte Abgeordnete auf den Schultern seiner Wähler hergetragen. Dies war seine letzte der vielen bereits durchgemachten Leidensstationen. Der Präsident meinte aber, daß, wer, wie er, bereits die vierte Wahl durchgeführt, tiefimmerlich überzeugt sein müsse, daß das Wahlgesetz von Grund aus schlecht und daher von Grund aus zu reformiren sei.

## Miscellen.

**Glasbrenners „Montagszeitung“ entnehmen wir Folgendes:**

**Politisches Glaubensbekenntniß.** (Von Wagener in Musik gesetzt.) Mit dem „Kreuz“ war ich feudal, Stiehl und Stahl meine Lust, mein Ideal, dann mit Schweitzer ward einmal ich social; jetzo nach ureig'ner Wahl national und ein Bischen liberal, werd ich künftig ohne Qual radical. — Stiehl und Stahl, national, liberal, radical und social, roth und fahl, Berg und Thal, absolut, ministerial, etwas international: Janz ejal!

**Reinigung der Weinfässer.** Es ist wohl jedem Kellermann bekannt, daß von der Reinlichkeit des Fasses die Erhaltung abhängt; Fässer, welche vom Schimmel verunreinigt sind, Fässer, welche rothen Wein enthielten und die man mit weißen Weinen füllen will, benöthigen die sorglamste Reinigung. Herr Alberici in Castana (Piemont) wendet folgende Methode an. In ein circa 100 Liter (1¾ Eimer) haltendes Faß wird 1 Kilo (2 Zoll-Pfd. = 1 Pfd. 25 Pfd. W. G.) Kali mit 15 Liter siedenden Wassers gegeben, das Faß wird tüchtig geräuselt und nach 4 Stunden entfernt; dieses Wasser ist schwarz und tanninhaltig; darauf wird das Faß mit frischem Wasser, dann mit Wein und einen Abguß von aromatischen Kräutern ausgespült und darauf erst mit Wein gefüllt. Herr Saambuu, der ausgezeichnete Oenolog in Florenz, überstreicht seine Weinfässer mit Nuß-, Repß- oder anderm Oele, in welchem eine Zwiebel mitgesotten wurde; um neue Fässer zur Aufnahme von Wein vorzubereiten, spült er sie mit siedendem, stark gesalzenem Wasser aus.

## Charade.

Mein Erstes geht und steht und liegt;
Zum Sitzen hat sich's nie gefügt.
Mein Zweites, Eins und vielgestaltig,
Ist unterthan und doch gewaltig.
Mein Ganzes, das beschützend wacht
Und einen Theil des Zweiten macht,
Ist unentbehrlich in der Schlacht.

**Auflösung des Anagramms in Nr. 80:**

Salami — Islam.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 83. Speyer, Samstag, den 13. Juli 1872.


## Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

Von F. Avé-Lallemant.

(Fortsetzung.)

Mit mehr Bedauern als Widerwärtigkeit wandte ich mich von dieser ungerechtfertigten Menschenfigur ab und ging zur Wohnstube hinunter, in deren Thür mich Sophie Redelsdorf empfing, dasselbe Dienstmädchen, welches vorgestern so dienstwillig ihr Leinzeug für den Frühstückstisch hergegeben hatte.

Das frische, hübsche Mädchen hieß mich freundlich willkommen, lud mich zum Sitzen ein und sprach ihr Bedauern aus, daß der Schulze nicht zu Hause sei, da er heute auf den Jahrmarkt nach Nußdorf habe fahren müssen, um Vieh zu kaufen. Freundlich bot sie mir eine Erfrischung und eilte sofort in den Keller, als ich sie um ein Glas Milch bat.

Ich sah mich jetzt in der Stube um; trotz der Knauserei, welche sich in der nur kümmerlichen Ausstattung mit altmodischem Mobiliar aussprach, trat doch überall Ordnung und Sauberkeit hervor.

Die kleinen Fenster waren klar gewaschen und mit schneeweißen Gardinen behängt, auch der Fußboden von rohem Föhrenholz war sauber gehalten und mit weißem Sande bestreut. Ich erkannte die ordnende weibliche Hand und drückte dem zurückkehrenden Mädchen meine Befriedigung darüber aus. Dies schien einen freundlichen Eindruck auf sie zu machen; sie meinte, wenn ich das Altmodische denn doch so gerne möchte, so müsse ich den alten Schrank in der „Schultendönß" nebenan sehen, der schon sehr häufig Kaufliebhaber aus der Stadt gefunden habe, den aber der Schulze trotz der großen Angebote doch noch nicht veräußert habe, da es ein altes Familienstück sei.

Mit diesen Worten öffnete sie die Thür und ließ mich in ein eben so niedriges Zimmer wie das Wohnzimmer treten.

Der besagte Schrank stand neben dem Fenster in der Ecke. Ich wandte mich herum und erblickte einen in der That prachtvollen, großen doppelthürigen Schrank von Eichenholz mit den schönsten und kunstreichsten Schnitzereien, deren Beschreibung einen Künstler erfordern. Kaum hörte ich, in Betrachtung des wundervollen Kunstwerkes vertieft, darauf hin, als Sophie mir die Bestimmung der einzelnen Behälter erläuterte, und dabei hervorhob, daß der Schulze alle seine Werthpapiere und Familiendocumente, so wie Gold- und Silberzeug hier in den beiden großen unteren Schiebladen aufbewahre.

Geschäftig schloß Sophie die beiden Thüren auf und nun erblickte ich auf den inneren Flächen derselben zwei mit Nußbaumholz und andern Holzarten eingelegte und in höchster künstlerischer Vollendung ausgeführte Darstellungen, die eine der Sündenfall des ersten Menschenpaares, die andere Moses auf dem Sinai die Gesetztafeln empfangend.

Mit Genugthuung bemerkte Sophie meine Verwunderung, machte mich dann recht nach weiblicher Art auf den reichen Inhalt der Schränke an Leinen und Kleidungsstücken aufmerksam und erbot sich sogar, die untern Schiebladen zu öffnen, bis ich gerade dadurch auf die Zeit aufmerksam gemacht wurde, kurz dankte, den Schrank sorgfältig wieder zuzuschließen hat und den Blick weiter durch die Stube schweifen ließ. Den Fenstern gegenüber im Grunde des Zimmers befand sich seitwärts eine zweite Thür nach dem Flur hinaus; neben dieser stand auf dem Fußboden eine Reihe von Stiefeln mit Schäften von sehr verschiedener Länge. Ich trat näher heran, da ich an die Fußstapfen dachte, welche ich gestern Morgen im Garten der Wittwe Meyer gefunden hatte. Sophie erklärte mir, daß sämmtliche Stiefel dem Schulzen gehörten und von Matthis, sobald er sie Abends oder Morgens gereinigt habe, durch die unverschlossene Thür hier hereingestellt würden, da sonst der Thran an den Stiefeln in der Wohnstube oder in der rechts von dieser gelegenen Schlafstube zu stark riechen würde.

Ich konnte nicht umhin, das Mädchen vor der Unvorsichtigkeit zu warnen, daß die Thür nach dem Flur auch Nachts unverschlossen bleibe, da doch erst vor zwei Tagen ein verwegener Diebstahl hier im Orte bei der Wittwe Meyer ausgeführt worden sei. Sie aber meinte lächelnd, bei der Meyer sei ja der Dieb durch's Fenster gekommen, hier auf dem Flur wache Nachts der große scharfe Kettenhund Waldmann, und überdies stehe die Schlafstubenthür des Schulzen auf der andern Seite der Wohnstube Nachts beständig offen, so daß der Schulze jedes verdächtige Geräusch hören müsse.

Digitized by Google

Sie selbst schlafe in der ersten Kammer, jener Thür gegenüber; in der zweiten daneben schliefen die beiden Viehmägde, drüben dicht bei der Thür der Großknecht Johann, und daneben wiederum der zweite Knecht Matthis, der mir das Pferd abgenommen habe.

Während dieser Erklärung hatte sie mich auf den Flur begleitet und im Eifer der Rede auf alle Thüren der von ihr genannten Räumlichkeiten gezeigt. Jetzt erst bemerkte ich den Matthis, welcher vom Pferdestall auf den Flur herauskam. Dienstfertig war er bei meiner Ankunft sogleich in den Stall gegangen, hatte mein Pferd aufgezäumt und wollte es mir auf den Flur vorführen. Ich bedeutete ihm jedoch, daß ich noch einen Weg in's Dorf machen müsse und erst später mein Pferd abholen wolle, gab ihm ein Trinkgeld und ging hinten durch den Garten auf den Wiesenweg neben der kleinen Aue hinab, indem ich denselben Weg einschlug, den ich gestern mit meinem Commissar und dem Schulzen gegangen war.

## V.

Es war meine Absicht, den Zigeunerburschen Bolla Hemperla heimlich aufzusuchen, um mich selbst thunlichst davon zu überzeugen, ob des Schmiedes Ansicht von seinem geistigen Zustande, trotz dem ärztlichen Gutachten in den Acten, richtig sei. Ich konnte den Weg zur Weide leicht finden; sobald ich die dichte, hohe Hecke, welche die Weide umgab, erreicht hatte, spähte ich vorsichtig umher, um den Hirten zu finden.

Ruhig weidete die Heerde drüben im Grunde; auch der Stier graste friedlich zwischen den Kühen; Bolla war nicht zu erblicken; oben aber, nahe an der Heckenthür, sah ich eine niedrige Strohhütte stehen, die ich für die Hirtenhütte hielt.

Leise und vorsichtig ging ich den Fahrweg außerhalb der Weide hinauf und hatte beinahe die Richtung der Hütte erreicht, als ich dicht an der Hecke, in meiner unmittelbarsten Nähe, ein mit hübscher weicher Stimme vorgetragenes kleines Zigeunerlied singen hörte, dessen Worte ungefähr so lauteten:

O tu mir' tschuwli,
O tu mir' pirrul
Kámeh man butdir gar? —
Na butdir gar. —
Gelt, ganna hunte dschas tuke tu. —
Gelt ganna hunte dscha mange me. —
Dickaw tut butdir gar. *)

Wie bei allen Zigeunerliedern der dürftige Text nur der gelegentliche Ausdruck der augenblicklichen Empfindung ist, so werden die Worte nur erst durch die improvisirte Melodie zur wirklichen Poesie. Es lag ungemein viel Wahres in der biegsamen Stimme des jungen Menschen, und namentlich war die Modulation der Stimme im Wechselgesang gegen den Schluß wahrhaft rührend.

Ich gestehe, daß ich in der frischen Erinnerung an die heutige Erzählung des wackern Schmiedes recht bewegt von dem Gesange wurde. Zugleich gewann ich aber auch eben so sicher wie er die Ueberzeugung, daß Bolla Hemperla nicht nur ein durchaus zurechnungsfähiger, sondern sogar ein sehr verschlagener Mensch war, der mit großer Schlauheit die ihm freilich von der übelsten Noth aufgezwungene Rolle meisterlich zu spielen wußte. Ich mußte sein Vertrauen zu gewinnen suchen. Wie aber war das zu bewerkstelligen?

Als ich mich der Hütte links zuwandte, hatte er mich auch schon wirklich erblickt; er stand mit einem Flechtkorb in der Hand und betrachtete mich mit argwöhnischen Blicken. Die leidige Eitelkeit, welche stets das Verkehrteste unter allen Dingen, die der Mensch thun soll, hervorzusuchen weiß, ließ mich auf den unglücklichen Einfall gerathen, mein stümperisches Zigeunerisch zusammenzunehmen. Ich taubenwelsche also heraus: „Me prosserwawa tut **), Bolla Hemperla."

„Dscha krik! dscha krik!**)" rief er heftig — rannte dann ein paar Schritte auf die Weide hinauf, hielt beide Hände an die Seite des Mundes und schrie so laut er konnte: „Guro, miro schukker guro! Aw pasch mande, miro schukker guro! †)"

Ich weiß auch jetzt nach langen Jahren keine ähnliche Erfahrung nachzuweisen, daß Einer, der sich mit Dingen befaßt, die er nicht gründlich versteht, geschwinder und gründlicher von der Eitelkeit curirt worden wäre, als ich in dem Moment, wo ich die kreischende Stimme des heraneilenden Stieres in der Ferne hörte und bald darauf auch wirklich den drohenden Kopf mit den kurzen, spitzen Hörnern über den Rand der Wiesenerhöhung auftauchen sah.

Wie der alte Turnvater Jahn in seinen besten Jahren hatte ich mich im Nu über die Heckenthür geschwungen; wie durch eine glückliche Inspiration ward ich aber auch im Hinblick auf den mächtigen Stierkopf von einer so überaus lebhaften Erinnerung an das altphönicische Aleph ergriffen, daß ich wie Faust dem Erdgeist dem Stier in's Angesicht glotzte und auf eine wirksame Abfagungsformel für das bedenkliche Original des altphönicischen Aleph sann. Das Glück hilft dem Muthigen: unwillkürlich, oder auch aus Geistesgegenwart streckte ich dem mit fletschenden Blicken und schadenfrohen Lächeln auf mich blickenden Bolla die linke Hand entgegen, fuhr mit dem rechten Zeigefinger demonstrirend darauf umher und rief laut den Namen Florette Lorenz aus.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ach, die ich so sehr liebe, — Liebst Du mich denn nicht mehr? — Ich liebe Dich nicht. — Nun, so muß ich von Dir gehen. — Ja, nun mußt Du von mir gehen. — Schaust nimmer mein Angesicht.

*) Ich grüße Dich.
**) Geh weg!
†) Stier! Mein schöner Stier, komm her zu mir, mein schöner Stier.

## Von den französischen Kriegsgerichten.

(Fortsetzung.)

Vor dem vierten Kriegsgericht erschien der Bürger Grelier, ehemaliges Mitglied des Centralcomites und eifriger Anhänger der Commune. Der

Digitized by Google

Bürger Grelier ist ein Mann von 35 Jahren; er hat eine kleine Anstellung in Paris gehabt und scheint aus einem wohlhabenden Hause zu sein. Er hat in der Hauptstadt viele Bekannte, die nicht ermangeln, als Zeugen zu seinen Gunsten zu erscheinen. Der Hauptzeuge ist General Chanzy, herbeigerufen auf besonderes Verlangen des Angeklagten. Chanzy war bekanntlich am 27. März nach der Ermordung der beiden Generale Lecomte und Clement Thomas, gefangen genommen worden, und man fürchtete bereits in der Stadt, wo sich die Nachricht sofort verbreitet hatte, für das Leben des tapferen Soldaten. Er wurde in das Hôtel de ville geführt, und er war einer der wenigen, welche vor das allmächtige Centralcomite gebracht wurden. Dasselbe bestand bekanntlich nur aus Bürgern, Handwerkern und kleineren Geschäftsleuten, die aus den Bataillonen heraus von ihren Kameraden gewählt worden waren. Der General Chanzy gibt von demselben folgendes Bild: Es waren in dem Saale gegen 25 oder 30 Männer, alle dem Centralcomite angehörend, versammelt. Von all den Anwesenden schienen nur zwei oder drei ungünstige Blicke für mich zu haben. In der „Unterhaltung" (von einem Verhör war also nicht die Rede), wurde nur eifrig debattirt, auf welche Weise man mich frei geben könnte, denn es handelte sich darum, dem Volkshaufen, untermischt mit bewaffneten Nationalgardisten, welche das Hôtel de ville umlagerten, zu entkommen. Man sagte dem General wiederholt: „General, Sie sind frei!" Chanzy hat keine Gründe anzunehmen, daß unter Jenen, welche seine Zurückhaltung (als Geisel gegen Blanqui) verlangten, sich der Angeklagte befunden habe. Alsdann wurde er, begleitet von zwei Mitgliedern des Comites, an ihren rothen Schärpen erkenntlich, vor das Hotel geführt, um durch die Menge gelangen zu können. Bürger Grelier behauptet, daß er einer der beiden Führer gewesen sei. Es entspinnt sich zwischen ihm und dem General eine Debatte, um zu constatiren, daß er die Wahrheit rede. Chanzy entfinnt sich nicht mehr auf die Physiognomieen Jener. Grelier kömmt daher auf die Einzelheiten der Unterredung zurück. Er erinnert den General daran, daß er ihn bis an das Ende der rue Victoria begleitet habe. „Als wir das Ende der Straße erreicht hatten, berichtet er, sagte ich: „Jetzt, General, können Sie ohne Gefahr zu laufen, Ihren Weg allein fortsetzen, die Straße ist völlig verödet!" Auf diese Worte hin drückte mir der General die Hand und wir schieden." General Chanzy erinnerte sich in der That an diese Worte; er fixirt den Angeklagten nochmals und sagt alsdann: „Ich erinnere mich an diese Einzelheit und ich sehe wohl, daß Sie der Mann gewesen sind; ich kann nicht bedauern, Ihnen die Hand gedrückt zu haben." Diese Worte des geachteten Generals sowie noch einige andere günstige Zeugenaussagen retten das Mitglied des Centralcomites vor der Kugel. Glais-Bizoin, welcher nicht weniger als dreimal gefangen genommen worden war, verdankte alle Mal seine Befreiung dem Bürger Grelier. Eine Aussage eines Börsenagenten ist merkwürdig. Er berichtet, daß gewisse Mitglieder des Centralcomites ihn benutzen wollten, um einige gefährliche Finanzoperationen an der Börse auszuführen und daß Grelier davon nichts wissen wollte. Man sieht, also, daß die Bürger, sowohl die des Centralcomites, wie die der Commune schon früher daran dachten, ihre „Stellungen" materiell auszubeuten. Das Kriegsgericht verurtheilte Grelier zu lebenslänglicher Zwangsarbeit.

Das 6. Kriegsgericht verhandelte gegen ein Individuum, welches, wie der dafür bereits verurtheilte und füsilirte Genton, dem Executions-Peloton von La-Roquette angehört und also bei der Ermordung des Erzbischofs von Paris und seiner Leidensgenossen mitgewirkt hatte. Der Angeklagte Joseph Lolive, 32 Jahre alt und Soldat im 244 Bataillon der Nationalgarde, ist der That geständig; er habe, sagt er, nur den Befehlen seiner Vorgesetzten gehorcht. Präsident: Haben Sie auf den Erzbischof selbst geschossen? Angeklagter: Ich glaube allerdings, ich habe ihn getroffen, ohne ihn jedoch besonders aufs Korn genommen zu haben. Präsident: Wer gab Befehl zum Feuern? Angeklagter: Ein dicker kleiner Mann, den ich noch nie zuvor gesehen hatte. Präsident: Sie haben Mitschuldige, die Sie ohne Zweifel mit Namen kennen? Der Angeklagte schlägt die Augen nieder, macht erst einige Ausflüchte und gibt dann auf dringendes Zureden des Präsidenten vier Personen, die an der Execution direcken Theil genommen hätten und bisher den Verfolgungen der Justiz entgangen wären, mit Namen an. Der Regierungscommissär bittet die Vertreter der Presse, diese Namen nicht zu veröffentlichen. Lolive wird zum Tode verurtheilt.

Das Kriegsgericht von Saint-Cloud verhandelte in 8 Sitzungen gegen 40 Mann, worunter auch der Commandant Duprat, von dem 257. Föderirtenbataillon. Die Anklageschrift besagt: Das 257. Bataillon war bei Beginn des Aufstandes noch schlecht organisirt, so daß es erst am 10. April seinen activen Dienst eröffnete. Es wurde erst nach dem Arc de l'Etoile, dann nach Levallois, endlich von dem neu ernannten Commandanten Duprat am 10. Mai nach Neuilly geführt. Dort löste es das 117. Bataillon in der Rue Peyronnet ab und wurde mit der Vertheidigung der Barricade der Rue Inferman betraut. Es fand den Ort schon in einem kläglichen Zustande vor; viele Häuser waren von ihren Einwohnern verlassen und von den Bataillonen der Commune schon geplündert worden. Der Commandant Duprat, sein seitdem im Kampfe gefallener oder füsillirter Oberarzt Pyquierdo, die Hauptleute und die anderen Officiere setzten das Plünderungswerk in größerem Maßstabe fort; der Raub wurde systematisch in einem Ambu'ancen-Omnibus und in einem Privatwagen nach der Stadt abgeführt. Die Unterofficiere und Mannschaften halfen sich, wie sie konnten und zogen, als am 22. Mai die Truppen eingedrungen waren, mit vollgestopften Tornistern nach ihren Quartieren zurück. Der Gesammtwerth der geraubten Gegenstände übersteigt nach amtlichen Aufnahmen die Summen von 700,000 Francs. Dabei fehlte es nicht an Orgien an Ort und Stelle,

Digitized by Google

Duprat hatte seine Frau, andere Officiere hatten ihre Geliebten hinauskommen lassen, die dann selten mit leeren Händen und Taschen den Rückweg nach Paris antraten. Duprat, ein Beamter der Westbahn und Hauptmann in der Nationalgarde, nahm anfangs an dem Aufstande keinen Theil; als aber Delescluze das Decret Cluseretts aufhob, welches die Eisenbahnbeamten vom Dienst in der Nationalgarde befreit hatte, schloß er sich mit Leidenschaft der Bewegung an, übergab Felix Phat eine Liste der Widerspenstigen seines Viertels, ließ sich zum Commandanten des 257. Bataillons wählen und unterhielt mit demselben in Neuilly den Kampf bis zum letzten Augenblick. Er kann die von seinen Leuten begangenen Plünderungsacte nicht abläugnen, sondern entschuldigt dieselben nur damit, daß der Generalstab der Commune selbst das Beispiel gegeben habe; er für seine Person will nur „Geschenke" angenommen haben. Nach dem Einrücken der Truppen hat er die Flucht ergriffen und sich in Valenciennes versteckt gehalten; bald aber kehrte er von dort zurück und stellte sich freiwillig als Gefangener. Die übrigen Angeklagten gehören, mit Ausnahme des Bataillonschirurgen Roger, meist den niederen Volksclassen an; unter ihnen figurieren die Frau Duprats und zwei Dirnen, Namens Delierre und Corbet. Das Urtheil fiel unerwartet milde aus. Duprat erhielt fünf Jahre Zwangsarbeit, Bioret, der Freund eines erschossenen Doctors, Ysquierdo, fünfzehn Jahre Zwangsarbeit und Barré zehn Jahre. Nachdem sank das Strafmaß auf einfaches Gefängniß von zehn Jahren bis zu einem Jahre für die übrigen Betheiligten.

(Schluß folgt.)

## Miscellen.

**München**, 5. Juli. Der Gabelsberger Stenographen-Centralverein dahier veranstaltete wie in den früheren Jahren so auch heuer am letztverflossenen Sonntag ein stenographisches Wettschreiben. Die Betheiligung war eine sehr starke, es hatten sich nahe an 30 Concurrenten, worunter 2 Damen, eingefunden. Dictirt wurden in 4 Abtheilungen von 90 Worten an bis zu 130 (in der Minute). In der höchsten Abtheilung, 120 bis 130 Worte, errang der Candidat der Naturwissenschaften, Herr Peter Thoma, den Preis. Fast in jeder Abtheilung war immer an mehrere Concurrirende der betreffende Preis bei lobende Anerkennung zu ertheilen. Das ganze Wettschreiben lieferte den deutlichsten Beweis, daß unter den verschiedensten Berufsclassen der Eifer, dieße eben so schöne wie nützliche Kunst sich anzueignen, in stetem Wachsen begriffen ist.

**Leipzig.** Der hiesigen Burschenschaft „Germania", welche die Farben „Schwarz-Roth-Gold" mit den neuen Reichsfarben: „Schwarz-Weiß-Roth" zu vertauschen beschlossen hat, macht der „Statth. von Schopfheim" den Vorschlag, den letzten Vers des Burschenschaftsliedes nunmehr auch in folgender neudeutscher Fassung zu singen:

„Das Band ist zerschnitten,
War schwarz, roth und Gold,
Wir haben es gelitten,
Weil's Bismarck so gewollt."

**Chemnitz**, 8. Juli. Am 1. Juli des Jahres 1867 ereignete sich bekanntlich in dem Kohlenwerke Neue Fundgrube zu Lugau das furchtbare Unglück, daß durch Bruch des Förderschachtes 102 Bergleuten der Ausweg nach oben abgeschnitten wurde und dieselben trotz aller Anstrengungen nicht gerettet werden konnten. Das Grubenfeld ist seitdem in die Hände einer neuen Gesellschaft übergegangen, welche neben dem zusammengestürzten Schachte einen neuen abteufen ließ, um die Kohlenförderung wieder aufzunehmen. Hierbei stieß man bereits im November, dann im December v. J. auf die Ueberreste zweier Verunglückten, die auf sogenannten Bühnen aufgefunden wurden und jedenfalls bei dem Versuche, auszufahren, von den einbrechenden Massen erdrückt worden waren. Gestern nun kam man bei den weiteren Arbeiten in einer Tiefe von 748 Ellen an einen Querschlag. In diesen lagen, vom Fülloche an bis zur Länge von 16 Lachtern zerstreut, die Ueberreste von ungefähr 50—60 der verunglückten Bergleute. Der Querschlag ist eingebrochen, so daß ein weiteres Vordringen jetzt unmöglich war. In den meisten Fällen sind von den Verschütteten nur die Knochentheile, zerstreut umherliegend, erhalten; bei zweien der bis heute Nachmittag zu Tage Geförderten war die Verbindung von Rumpf, Becken und Oberschenkel erhalten, auch waren an einigen Stellen die wachsartig veränderten Muskeln noch zu erkennen. Am besten erhalten sind die Kleidungsstoffe, namentlich das Lederzeug. Außerdem wurden noch eine große Anzahl Lampen, Blenden, Füllhörner ꝛc. aufgefunden. Bei allen Lampen war der Docht weit herausgezogen, auch waren Reste von Oel noch vorhanden. Alles läßt darauf schließen, daß der Tod der Unglücklichen sehr bald nach der schauerlichen Katastrophe erfolgt ist.

(Unsicherheit in New-York.) Die „New-York Times" entwirft ein schreckliches Bild von der dort herrschenden öffentlichen Unsicherheit, wie sie an die ersten Gerstäcker'schen Romane erinnert. In der mit dem 26. vor. Monats zu Ende gehenden Woche — so schreibt das genannte Blatt — wurden acht Leichen in der Nähe unserer Stadt-Docks aufgefischt, eine unbekannte Frauensperson wurde todt auf der Straße gefunden und ein angesehener deutscher Bürger ist auf geheimnißvolle Weise verschwunden. Fast in all' diesen Fällen wurden diese Personen auf das Schändlichste gemordet, ihre Leichen würden sonst nicht die Abzeichen von Knittel, Messer oder Pistole gezeigt haben. Wenn wir nach zwei Mord-Anfälle hinzurechnen, in denen die vor dem Tode abgegebenen Aussagen der Opfer die Schuld der Mörder bereits bewiesen haben, sowie ferner die zahlreichen während der Woche gemachten Mord-Anfälle, von denen einige noch immer tödtlich endigen können, so haben wir eine Chronik von Verbrechen und Gewaltthätigkeiten, wie wohl kaum eine andere Großstadt der Christenheit sie aufzuweisen vermag. Man braucht nur Abends nach Dunkel an der Flußseite unserer Stadt entlang zu gehen, um zu begreifen, woher es kommt, daß stets so viele Leichen aus dem Wasser gezogen werden. Die Umgebung des Flusses wird von der Polizei bei Nacht gemieden, während die Banden von Hallunken, welche sich um die ordinären Schnapsschenken herum anfammeln, und um die Lagerhäuser herumlungern, Raub- und Mordthaten ausführen können mit wenig Furcht, entdeckt zu werden. Ihre Opfer sind meist Seeleute, und das Motiv zur That ist fast in jedem Falle die Geldgier. Das Verschwinden des fremdlosen Matrosen, oder des Capitans eines kleinen Küstenfahrers, der Wochen lang von Hause abwesend sein kann, ohne daß seine Familie sich darüber beunruhigte, erregt wenig oder gar kein Aufsehen. Tagelang nach Verübung des Mordes gibt der Fluß seine Todten heraus, aber die Leiche wird selten identificirt, und kein Schlüssel zum Verbrechen ist zu finden. Würden die Flußbezirke Nachts gründlich patrouillirt, dann würden die unentdeckten Mordthaten sich jedenfalls vermindern.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

**Nro. 84.** Speyer, Dienstag, den 15. Juli **1872.**


### * Aus J. K. Bonnet's „die Dombach"

(zweiter Gesang.)

Ihr Wiesen, mir seid ihr ein herrliches Buch! Schon manche der Weisen
Studierten dasselbe mit Müh' und priesen die Classen, Gestalten
Und Kräfte der Gräser; — allein zum Ende ist keiner gekommen.
Wie wär' es möglich? — die Werke des Herrn sind alle ja zahllos.
Geliebteste Schwester, wahrhaftig die Menschen sind Blumen und Kräuter.
Die eine Blume wird hoch, die andre wird minder geachtet,
Das eine Gräschen ist heilsam, ein andres daneben ist giftig.
So sind die Menschen verschieden: denn einer ist nützlich und unwerth,
Ein and'rer ist vornehm und schädlich, und alle sind nichtig und unrein.
Der Wind bläst Blumen darnieder, die Sonne verdorrt sie, oft bricht sie
Die Hand des Wand'rers, und oft wird eine vom Fuße zertreten.
Ein Ochs, ein Schäfchen, ein Hirsch, die Sense drohet Verderben.
So ist ein jeder der Menschen von tausend Gefahren belagert:
Heut steht und blühet er stolz und morgen ist er verwelket,
Er ist aus Erden entstanden, zur Erde kehret er wieder. —
Doch ganz nicht, Schwester, nur halb, als Körper nur gleichen wir Blumen:
Der Geist ist vom Höchsten gehaucht, ist nicht wie Blumen verderblich;
Doch leider verderblich genug, wenn er der wahren Bestimmung
Vergißt, durch göttliche Tugend der Ewigkeit würdig zu werden,
Und in den schändlichsten Dienst der Sünde zum Sclaven sich hingibt.
Gedenket er aber des Zweckes und opfert der Tugend sein Alles,
Dann wird sein Körper auch nicht im ewigen Frühling erwachen,
Viel schöner, als Blumen, verklärt, und nicht wie diese verwelklich.
Er wird meisterlich die Auen des dritten Himmels verschönern.
O Schwester, laß' uns im Glauben, schon jetzt dorthin uns erheben,
Daß wir auch die seligen Auen als ewige Blumen verschönern!

## Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

**Von F. Arn-Lallemant.**

(Fortsetzung.)

Wie Oberons Zauberhorn wirkte dieser Ruf auf Bolla Hempersa. Seine ganze Miene und Haltung veränderte sich urplötzlich: er stand wie gebannt und blickte mir forschend lange Zeit in's Gesicht; dann kam er geradewegs auf mich zu, wobei mir noch auffiel, daß er heute bei Weitem nicht so stark hinkte, wie ich dies gestern bemerkt hatte.

Er winkte mich heran und sagte kurz und bestimmt: „Du bist der Tschiwolo rai *), was man Juffigrath nennt. Sie aber hat mir gesagt, daß Du Ladscho rai **) bist. Was hat sie Dir gesagt?"

Ich war wirklich erstaunt über die gänzlich veränderte Weise und Haltung des vermeintlichen Blödsinnigen und wußte in meiner Ueberraschung nichts Anderes zu thun, als daß ich auf meine Hand zeigte und ihm erklärte, Florette Lorenz habe mir heute Morgen aus der Handlinie gedeutet, daß ich mein Glück in der Hand habe und daß dies Zeichen mich zum Glück führen werde.

Bolla sah mir forschend und erwartungsvoll in's Gesicht, wie wenn er noch mehr von mir hören wollte. Als ich aber weiter mit ihm anknüpfen, um zu Gunsten meiner Untersuchung mich besonders über die eigentliche Bedeutung des seltsamen Zeichens belehren lassen wollte und ihn fragte, was das Zeichen in meiner Hand sowie das drüben an der andern Heckenthür bedeuten solle, blickte er mich finster an und sprach nach einer Weile mit düsterer Miene zur Erde blickend und in trübem Tone: „Sie hat Dir's ja aus der Hand gesagt. Geh da oben herum und suche weiter den Weg, den sie Dir gesagt hat."

Damit wandte er sich finster ab von mir, beachtete mich gar nicht weiter und ging, von seinem Stiere begleitet, hinüber zur Heerde.

Voll Verwunderung und Verdruß sah ich ihm nach, in der Erwartung, daß er sein wirklich unfreundliches Benehmen wieder gut machen werde. Er verschwand jedoch bald hinter der Erhöhung der Weide und somit blieb ich denn allein und ziemlich rathlos an der Heckenthür zurück.

Es war ein wundervoller Vormittag; die Sonne schien so warm herab und der frische Südostwind kühlte die Sommerhitze so wohlthuend ab; ich war noch niemals weiter als bis zu der Stelle gekommen;

*) Polizeichef; eigentlich nichtswürdiger Herr.
**) Guter, wackerer Herr.

Digitized by Google

welche Aussicht mußte da oben am Ende der Weide auf der Höhe des steil aufsteigenden Weges sein!

Langsam ging ich den Weg hinauf; oben auf der Höhe vor einer Gruppe von mehreren mächtigen Lärchenbäumen theilte sich der Weg nach rechts und links und führte oben auf der Krone der Anhöhe entlang, links bei den Weiden des Schulzen vorbei, zum köstlichen Buchenwald hinab, der sich vor meinen Augen weithin erstreckte und auf dem coupirten Terrain seine mächtigen Baumkronen wie bewegte grüne Meereswogen im Winde schaukelte. Dorthinab zog es mich unwiderstehlich; ich dachte gar nicht einmal daran, daß ich die von Bolla Hemperla angedeutete Richtung einschlug.

Andachtsvoll betrat ich den dunklen Wald, dessen Gipfel geheimnißvoll über mir rauschten. Links am Waldsaum zog sich ein Dohnensteig entlang, so dicht und heimlich wie das düstere Seitenschiff eines Domes.

Unwiderstehlich zog es mich dahinein; ich verfolgte den Weg und lauschte dem friedlichen monotonen Gesang der Waldvögel und dem schallenden Klopfen des Spechtes.

Unerwartet wurde ich beim Betreten einer kleinen Lichtung durch das zornige Summen eines Schwarmes unruhig gewordener Hornissen aus meinen Gedanken geweckt. Seitwärts auf dem breiten Grabenwall stand auf drei hohen starken Wurzeln wie auf einem Dreifuß eine beträchtlich dicke hohle Buche. Die von unten im Stamme aufsteigende Höhlung schien den Hornissen zum Nester zu dienen, da diese in großer Menge von unten in den Stamm schlüpften. Höher hinauf war aber noch eine zweite Seitenöffnung sichtbar, welche den Bewohnern der untern Behausung zwider sein mußte, da eine Menge der erregten Thiere die obere Höhlung umschwärmten, als hätten sie einen feindlichen Angriff dagegen vor.

Ich durfte mich, um die unruhigen Hornissen nicht noch mehr zu reizen, nicht näher hineinwagen, obschon ich begierig war, die Ursache zu erforschen, welche diese nicht ungefährlichen Thiere in solche Aufregung zu setzen vermochte. Langsam ging ich weiter, mußte aber schon nach zwei Schritten den Schritt hemmen, da ich zu meinem wirklich schreckhaften Erstaunen in dem zunächst befindlichen Busche auf dem Grabenwall eine lange gabelförmige Haselruthe entdeckte, deren beide oberen Zweige auf etwa Fußhöhe weggeschnitten und mit einer kleinen Haselruthe quer überbunden war. Wieder mein ominöses Gaunerzeichen!

Als ich über die seltsame Erscheinung nachdachte, welche mir nun auch hier im Walde begegnen mußte, überwog die helle Freude meine Verwunderung: denn klar und deutlich begriff ich jetzt, daß hier Florette die Hand im Spiele hatte und daß sie im Stande war, mir Licht in der ganz dunklen Untersuchung zu verschaffen. Sie war am Abend vor dem verwegenen Diebstahl bei der Altenheilerwittwe Meyer und während der ganzen Nacht im Dorfe gewesen, auch Bolla Hemperla hatte im Dorfe verweilt, absichtlich hatte sie mir heute Morgen aus der Hand wahrzusagen gesucht, um mich auf das Zeichen aufmerksam zu machen, entschieden stand sie in geheimer Verbindung mit Bolla, und auf ihr Geheiß hatte dieser mir den Weg angedeutet, den ich einzuschlagen hatte, um zum Ziele zu gelangen.

Wohinaus aber Florette heute mit mir wollte, das wußte ich mir selbst nicht klar zu machen. Sie wollte mir aber wohl, das sah ich und darum vertraute ich ihr von ganzem Herzen; Hoffnung und Muth beseelten mich und gehobenen Sinnes schritt ich rüstig durch den Wald dahin.

Bald war der Dohnensteig zu Ende; ich erreichte einen Fahrweg, welcher rechts tiefer in den Wald führt und mir mit jedem Schritte bekannter wurde; immer schneller eilte ich dahin, hier fand ich mich in meiner ganzen Jugend wieder: ich sah sie vor mir dahin eilen und wollte sie haschen und festhalten, damit sie mir nicht entwiche, damit ich wieder selig, ganz vollkommen selig sein konnte. Keuchend flog ich um die Ecke: alle entschwundenen Bilder wurden wieder lebendig vor meinen Augen: ja — ja, da stand sie ja, die prachtvolle uralte Eiche und streckte ihre mächtigen, knorrigen Aeste über den Weg zur nahen Oberförsterei und über den Weg zu meiner Mutter Gute Waldhorst! Ich war in Buchenhorst!

Vergessen waren die langen Jahre schmerzlicher Entbehrung und Sehnsucht, hier war meine Jugend so selig, so unbeschreiblich selig gewesen und war nun wieder da und war mein!

„Hermann! — Hermann!“ rief eine liebe bekannte Stimme: Conrad Werner stand unter der Eiche.

Schluchzend fiel ich dem langentbehrten theuren Jugendgenossen an die Brust; ich vermochte kein Wort zu reden, mir war die Kehle wie zugeschnürt.

Endlich blickte ich auf zu ihm; er war ein schöner blühender Mann geworden; aber seine Züge waren noch bleich von der kaum geheilten Verwundung; das mochte den Ausdruck des Ernstes in seinen Mienen vergrößern; aber durch Mark und Bein drang es mir, als er seine Stimme erhob und mit Bitterkeit begann: „Es ist gut, recht gut, Herr von Bergfeld, daß Sie nach so langen Jahren sich hier wieder einmal sehen lassen.“

Mir wollten die Sinne schwinden, ob dieser kalten bittern Rede, von der jedes Wort mir wie ein Dolchstich in's Herz drang. — „Herr von Bergfeld?“ — stotterte ich heraus; mehr vermochte ich nicht vorzubringen.

„Oder Herr Justizrath“ — verbesserte er mit eisiger Kälte — „wir wähnten uns Alle vergessen von Ihnen und sind nicht glücklich dabei gewesen.“

Ich weiß nicht wie mir wurde. Diese Rede aus dem Munde des theuersten Jugendgefährten nach achtjähriger Trennung, das war zu viel, zu viel Spott und Hohn aus dem Munde Dessen, der mir die Geliebte geraubt und sich heimlich mit ihr verlobt hatte!

Mich fror bis in das innerste Mark meiner Seele. Heftig riß ich mich los, warf einen langen,

Digitized by Google

schmerzlichen Blick auf ihn, ohne ein Wort zu reden, wandte mich ab und schlug den Weg nach Waldhorst ein, der mich an dem langen Gehege um die große Baumschule der Oberförsterei vorüber führte.

Leise schlich ich an die Bretterpforte hinan, um von ihr gedeckt den lieben, alten Platz unbemerkt überschauen zu können. Alles war in so schöner Ordnung und sprotzte und grünte in den tausend kleinen Fichten- und Tannenpflänzchen. Da kam Conrad eben vom Hause eilig den Weg herab, sah forschend umher, rief „Amalie!“ und ging ihr entgegen, als sie dicht vor meinen Augen von der Pforte, hinter welcher ich lauschte, ihm entgegen trat; sie hatte auf der Bank hart an der Pforte, kaum einen Schritt von mir, entfernt gesessen.

Sie blieb in der Nähe stehen; ich konnte sie von der Seite betrachten. Das jungfräuliche Kind war die herrliche Jungfrau geworden mit dem feinsten und edelsten Ausdruck vollendeter Weiblichkeit; Marmorblässe hatte jedoch die sonst so rosig blühenden Gesichtszüge überzogen.

Conrad trat heran, sprach leise und schonend zu ihr, ich ahnte, was er zu ihr sprach; sie lehnte den Kopf gegen seine Schulter und weinte still vor sich hin, während er ihr tröstend zusprach.

Ich konnte es nicht länger ansehen und schlich mich davon mit banger, zagender Seele. Nun wollte ich hinüber zu meiner Mutter und an ihrem Herzen Trost suchen: es geht ja nichts über den Verlaß auf das Mutterherz, in welchem jede Faser Treue und Liebe ist!

Als ich auf den Gutshof trat, hörte ich von dem Verwalter, daß meine Mutter mit der ganzen Familie zum Besuch in der Nachbarschaft abwesend sei. Ich schickte einen Reitknecht hinüber nach Frostdorf, um mein Pferd zu holen und schlenderte hinten in den Garten hinein, den ich in diesem Jahre noch gar nicht betreten hatte.

Mit Sturmesschritten eilte ich durch die langen Gartengänge, aber je mehr ich mich der Laube näherte, desto langsamer ward wiederum der Schritt und als ich dicht vor der Laube war, trat ich demuthsvoll andächtig, wie wenn ich mich dem Altar nahte, hinein und sank wieder auf's Knie vor der Rasenbank und drückte das glühende Gesicht in den frischen, duftigen Rasen.

(Fortsetzung folgt.)

## Von den französischen Kriegsgerichten.

(Schluß.)

Am 18. Mai wurde der Commune-General Bergeret in contumaciam zum Tode verurtheilt. Die Anklageschrift, ein sehr umfangreiches Actenstück, dessen Verlesung über eine Stunde dauerte, besagte im Wesentlichen Folgendes:

„Bergeret wurde, ein uneheliches Kind, im Jahre 1831 geboren. Er trat im Jahre 1851 als Freiwilliger in die Armee ein und verließ dieselbe im Jahre 1864 als Unteroffizier der Voltigeurs der Garde, mit der Medaille des italienischen Krieges geschmückt. Seine Aufführung in der Armee war eine durchaus ehrenwerthe. Dem bürgerlichen Leben wiedergegeben, widmete er sich dem Buchhandel und gerieth bald in die radicalen Clubs und in die Internationale, so daß er am 4. Sept. schon bekannt genug war, um sogleich zum Hauptmann der Nationalgarde ernannt zu werden. Sein Bataillon gehörte der Vorstadt Montmartre an. Nach dem 18. März avancirte er zum Legionschef, dann durch Ernennung Lullier's zum General. Am 26. wurde er in die Commune gewählt und gehörte dort dem Militärausschuß und der Executiv-Commission an. In diesen beiden Eigenschaften nahm er an zahlreichen Erpressungen Theil, so namentlich an der Plünderung zweier mit Wein beladenen Schiffe an der Porte de Bilancourt und an der Beschlagnahme von 57,000 Fr., die in der Kasse des Westbahnhofs vorgefunden wurden. Man kennt die verunglückte Expedition, welche Bergeret in den ersten Tagen des April im Verein mit Flourens und Duval gegen Versailles unternahm. Am 2. April schrieb er an die Militärcommission, daß man die Offensive ergreifen müsse und noch unter demselben Datum richtete er an Flourens folgendes Billet: „Mein lieber Flourens! Komm' schnell mit Deinen Leuten herbei; wir sind nicht mehr in ausreichender Stärke. Wir müssen mit Würde aber rasch zum Rückzug blasen; ich warte auf Dich, um die Bewegung zu beginnen.“ Am 6. April, nach dem kläglichen Ausgange dieses Unternehmens, wird Bergeret's militärisches Talent in Zweifel gezogen: man überträgt ihm, um sich seiner auf gute Art zu entledigen, die Inspection der Nationalgarde in ihren verschiedenen Posten und gestattet ihm die Bildung eines neuen Corps, des sogenannten Regiments Bergeret. Er richtet sich zu diesem Behufe in dem Palais des gesetzgebenden Körpers häuslich ein, raubt dasselbe gründlich aus, versagt das Dienstpersonal und wirbt die Hefe der Bevölkerung für seine Bengeurs de Paris und Eclaireurs Bergeret an, die wenige Wochen darauf die Brandfackel in die öffentlichen Gebäude der Hauptstadt schleudern sollten. Der Fleischergeselle Bénot wird von Bergeret zum Obersten einer seiner Legionen ernannt; er ist als Hauptmitschuldiger an diesen Mordbrennereien zum Tode verurtheilt worden. Am 21. Mai zieht sich Bergeret mit seinen Bengeurs und seinen Eclaireurs vom Palais Bourbon nach den Tuilerien zurück. Am 22. läßt er im Schloßhofe den Apotheker Roch aus der Rue Richelieu erschießen; dessen Verbrechen hatte darin bestanden, daß er Gassenbuben an der Errichtung einer Barrikade verhinderte; drei andere Personen, deren Identität nicht mehr ermittelt werden konnte, theilten das Loos dieses Bürgers. Urbain, der mit Bergeret vom Balcon herab den Executionen zusieht, ruft den Mördern zu: „So mögen alle Feinde der Commune zu Grunde gehen!“

Inzwischen rückt die Versailler Armee immer näher und das teuflische Werk wird beschlossen. Am Nachmittag des 23. zieht eine lange Reihe von mit Petroleum beladenen Wagen aus dem Louvrehofe nach

Digitized by Google

den Tuilerien. Des Abends um 7 Uhr versammelte dort Bergeret alle seine Offiziere und vertheilte die Rollen. Dardelle, der Gouverneur des Schlosses, erhält den Auftrag, die Pferde und Fuhrwerke abzuführen; Benot soll mit dem Petroleum operiren. „Das nehme ich auf mich", sagte er. Bergeret zieht sich nach dem Louvre zurück. Um 9 Uhr bleibt die Schloßuhr der Tuilerien stehen und das Gebäude verschwindet unter den Flammen. In den Gemächern des Louvre hat man unterdessen ein Abendessen veranstaltet, und das Glas in der Hand, lädt Benot die Gäste ein, das Schauspiel des Brandes zu genießen. Um 2 Uhr Morgens wird die Umgebung Bergeret's durch einen furchtbaren Knall geweckt. „Es ist nichts," sagte er, „es sind nur die Tuilerien, welche in die Luft springen." Dann nimmt er ein Bleistift und schreibt an den im Stadthause tagenden Wohlfahrtsausschuß folgenden Zettel: „Die letzten Spuren der Monarchie sind nun verschwunden; ich wünschte, daß dasselbe Schicksal alle Denkmäler der Tyrannei ereilte!" Der Wohlfahrtsausschuß befand sich ebenfalls beim Nachtessen; er nimmt diese Depesche mit jubelndem Beifall auf. Gegen 4 Uhr werden die Nachrichten für die Föderirten immer schlimmer, und man beschließt auf den Antrag Bergeret's, auch das Louvre in Brand zu stecken; von der Bibliothek aus soll die Flamme sich den übrigen Flügeln des Palastes mittheilen. Allen Bitten und Thränen der Wächter dieses Nationalschatzes zum Trotz dringt eine bis an die Zähne bewaffnete Gruppe mit Petroleum beladen in den Bibliothekpavillon ein, ergießt das Oel über Fußboden und Treppen und ergreift dann durch einen Hof der Louvrecaserne die Flucht. Nur das über Erwarten rasche Vordringen der Truppen rettet die unermeßlichen Kunstschätze vor dem Verderben, welchem die Bibliothek nicht mehr entrinnen konnte. Bénot eilte nach dem 11. Arrondissement, um dort den Kampf fortzusetzen. Bergeret verschwand, um nie mehr in Frankreich gesehen zu werden.

## Miscellen.

Paris, 8. Juli. Die „Amtszeitung" meldet von einem Besuche, den Professor Agassiz auf der Insel Robinson Crusoe's gemacht habe, dem bekannten Juan Fernandez, das in der Breite von Valparaisoliegt, unter etwa 360 engl. Meil. Länge und 3—4 Meilen Breite. Ein Dutzend Schäfer bilden die Bevölkerung, sie sind mit ihren Heerden ein paar großen chilenischen Farmern unterthan. Die Insel ist sehr fruchtbar und trägt herrliches Obst, in den Wäldern fallen riesenhafte Myrtaceen auf. Auf einer Anhöhe nach Westen findet sich ein Felsblock mit einer Erztafel, die folgende Inschrift trägt: „Zum Andenken an den Alexander Selkirk aus Largo in der schottischen Grafschaft Fife, der in völliger Einsamkeit vier Jahre auf dieser Insel verbracht hat. Er ward an's Land gesetzt vom „Einzige Vorts," einer Galeere von 96 Tonnen mit 60 Kanonen im Jahre 1704, und ward hinweggeführt vom Corsaren Duc im Monat Februar 1709. Er ward zum Marineofficier befördert und starb im Dienste des Königs 1723, im 47. Jahre seines Lebens." Am besuchtesten ist die Höhle, wo der Abenteurer wohnte; sie liegt eine Viertelmeile vom Hauptthalen in der Nähe einer Bay, ungefähr 15' hoch, 20' tief, in sehr geschützter Lage. Nur ihr Eingang entspricht der Schilderung Defoe's, im übrigen ist sie bei weitem einfacher. Ihre Wände sind mit Namen und Inschriften zahlloser Besucher bedeckt, welche das berühmte Buch ihr zugeführt hat.

(Einrichtungen zu Versailles.) Am 6. Juli Früh ist auf der Ebene von Satory bei Versailles wieder an zwei Individuen, Baubouin und Rouillac mit Namen, das über sie wegen Theilnahme an den Nordthaten und Brandstiftungen der Commune verhängte Todesurtheil vollstreckt worden. Es scheint, daß die Delinquenten, beide der niedrigsten Volksclasse angehörig, bis zum letzten Augenblicke nicht nur die vollkommenste Kaltblütigkeit bewahrten, sondern sich in einem unglaublichen Cynismus gefielen. Sie nahmen, nachdem man sie in frühester Morgenstunde geweckt hatte, etwas Wein und Caffee zu sich, klopften ihre Pfeifen, die erst an ihrer Leiche kalt werden sollten, trillerten ein Lied, und wiesen mit höhnischer Berachtung den Zuspruch des Abbé Follet von sich, „Ihr habt Recht", sagte Baubouin zu dem Gefängnißdirector Coussol, „denn wenn wir euch in unsere Gewalt bekommen hätten, so wäre es euch nicht anders ergangen". Es war Befehl gegeben worden, den Verurtheilten auf dem Richtplatze die Augen zu verbinden und sie selbst an Pfähle zu binden, weil ih einigen der letzten Executionen den unruhige Haltung der Delinquenten dem Peloton sein trauriges Amt noch erschwert hatte. Baubouin und Rouillac wehrten sich hiegegen aus Leibeskräften und überhäuften den Priester, den commandirenden Officier und die Gerichtsperson, welche sie umstanden, mit den gröbsten Injuiten. „Ich sterbe für das Volk" schrie Baubouin, „thut ihr das, ihr Raubergesindel? Ich will einen ehrlichen Soldatentod sterben." Endlich gelang es, sie beiden festzubinden; Rouillac pfiff noch ein Lied und Baubouin stieß noch einen gewaltigen Hochruf auf die Commune aus, als auf das übliche Zeichen des Officiers das doppelte Peloton seine Schuldigkeit gethan hatte. Der Tod war bei beiden augenblicklich eingetreten.

Tönende (resonirende) Flammen. Die Erscheinung der sogen. singenden Flammen ist eine lang bekannte. Neu indessen dürfte die Thatsache sein, daß auch freie Flammen des lauten Mitttönens fähig sind, welche Planeth wie folgt in Poggendorff's Annalen Heft 12 beschreibt. „Versetzt man die Zinken einer Stimmgabel vermittelst eines Geigenbogens oder durch Anschlagen in Schwingungen, und nähert sie dem Lichtkegel einer brennenden Kerze oder einer Gasflamme, oder einer anderen Flamme, so hört man plötzlich ein lautes Tönen, während man vorher kaum den Ton der schwingenden Gabel wahrnahm. Bedient man sich einer recht energisch brennenden Gasflamme zu dem Versuche, so ist der erhaltene Ton mindestens so intensiv, wie wennman den Fuß der Stimmgabel auf den Resonanzboden eines Saiteninstrume..ts setzt. Man erhält erklärlicher Weise den stärksten Ton, wenn man die Flamme zwischen die Zinken der tönenden Gabel bringt. Dreht man die Gabel, während man sie einer Flamme genähert hat, um ihre Längsachse, so bemerkt man an vier Stellen während einer Umdrehung ein Verschwinden, resp. eine bedeutende Schwächung des Tons an den Punkten, wo durch Interferenz eine Vernichtung der von der schwingenden Gabel erzeugten Schallschwellen stattfindet.

### * Scherzräthsel.

Im Liede ist es stets zu finden,
Im Biermaß war's von je zu Haus,
Gar leicht magst du's beim Wein ergründen,
Aus jedem Bild schaut es heraus;
Auch in der Bibel ist's zu treffen,
Im Lexikon steht's ganz gewiß,
Doch will ich dich durchaus nicht äffen,
Sonst greif's zuletzt noch nach dem Spieß. —

C. G.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 85. Speyer, Donnerstag, den 18. Juli 1872.


## Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

Von F. Axel-Lafemant.

(Fortsetzung.)

Ich hatte sie gesehen in herrlicher jungfräulicher Vollendung! So schön und hehr hatte sie ja auch aus dem wundervollen Jugendtraum herausblühen müssen. Ich schaute hinab, welcher rosige Schimmer. Mir war es, als ob ihre hellen blauen Augensterne zu mir herauf blickten. Was kündete mir ihre Gegenwart?

Ich blickte sinnend vor mich hin. War das plötzliche Zauberei? Oder war es meine Blindheit, daß ich das reizende kleine Rosenbeet mit dem Nemophyllenkranz darum noch nicht bemerkt hatte? Voll aufgeblühte üppige Rosen mit schwellenden Knospen strahlten mir entgegen und tausend und tausend blaue Aeuglein blickten aus dem zarten Nemophyllenkranz zu mir herauf. Ich stand und ging und kniete um das Beet herum, ich war ja wieder Knabe, und nur sie, sie, mit der ich geträumt und meinen Traum fortgelebt hatte, konnte diese Stelle gefeit haben.

Lange, lange Zeit verweilte ich an der Stätte. Da vernahm ich die Stimme des Verwalters, der mich ängstlich suchte und endlich nach mir rief. Es war schon bald Abend und mein Pferd war schon seit einigen Stunden von Frostdorf herüber gekommen. Rasch brach ich eine schwellende Knospe ab und barg sie auf der Brust. Dann trat ich dem Verwalter entgegen und bestieg den Rappen, um noch vor völligem Einbruch der Dunkelheit die zwei Stunden weite Wegstrecke nach Hause zurückzulegen.

### VI.

Kaum war ich in mein Zimmer getreten, so erschien auch schon der Polizeicommissar und berichtete mir von einem Hergange, der mich trotz meiner Ermüdung lebhaft aufregte.

Der Commissar hatte es zweckmäßig für die Untersuchung gefunden, in eigener Person den Jahrmarkt zu Nußdorf zu besuchen, da dort allerdings die Möglichkeit vorlag, in dem Zusammenfluß der sehr bunten Jahrmarktsmenge nutzbare Spuren zu finden.

Die Akrobatenfamilie Lorenz hatte nun eine Menge Zuschauer um sich versammelt, mußte aber eine wenn auch freilich nur sehr unbedeutende Concurrenz mit der Familie des Zigeuners Koberli Hemperla bestehen, welcher früher wohl einige Mal sich mit Lorenz zu gemeinschaftlichen Vorstellungen vereinigt hatte, jetzt aber, da schon seit einiger Zeit ein Zwist ausgebrochen war, auf eigene Hand seine Künste trieb und es darauf angelegt zu haben schien, der Familie Lorenz den möglichsten Abbruch zu thun. Deshalb hatte denn der Zigeuner nun auch den Schauplatz seiner Leistungen in der unmittelbarsten Nachbarschaft seines Concurrenten gewählt und tud in echter Zigeuner- und Comödiantenweise mit plumpen Späßen, Pottrorerien und Trompetenfanfaren die Zuschauer in seinen mit Leinen umspannten sogenannten Circus, während der überall gern gesehene Lorenz alle diese Mittel verschmähte, sich auch mit einer bescheidenen niedrigen Barriere begnügte und unter der Menge, welche nicht drinnen auf den Sitzbänken Platz genommen hatte, sondern draußen umherstand, mit der Büchse sammeln ließ, wobei es stets eine recht gute Einnahme erzielte. Während der Pausen ihrer Vorstellungen standen die Kinder des Hemperla draußen an der Barriere des Lorenz und machten so arge Glossen, daß sie mehrere Mal von unwilligen Zuschauern zur Ruhe und Gebühr gewiesen werden mußten.

Gerade hatte Florette unter lautem Beifall der bewundernden Zuschauer einen graziösen Tanz auf dem Seile mit der Balancirstange ausgeführt und jetzt die letztere fortgegeben, um in völlig freier Haltung den Tanz zu wiederholen, als plötzlich das Seil nachließ und Florette herabstürzte. Ein allgemeiner Angstruf erfüllte die Luft. Die tödtlich erschrockenen Eltern hoben die bewußtlose Tochter auf und trugen sie unter allgemeinem Bedauern und lebhafter Aufregung in das Haus des Schulzen.

Die Ursache des Vorfalles ward sogleich klar: das Tau des Flaschenzuges, mit welchem das Seil angespannt wurde, reichte unglücklicherweise über den Umkreis der Barriere hinaus und zwar nach der Seite hin, an welcher sich der Circus des Koberli Hemperla befand. Gerade als Florette auf dem Seile Aller Blicke auf sich zog, war der Flaschenzug unbewacht geblieben. Eine ruchlose Hand hatte das scharf angespannte Tau des letzteren mit jähem Schnitte durchschnitten.

Kaum Einer war unter den Zuschauern, welcher

Digitized by Google

nicht in den allgemeinen lauten Schreckensruf eingestimmt hätte. Ein durchdringender gellender Schrei hatte aber Alles übertönt; dicht neben dem Flaschenzuge und hart an der Barriere war ein Bursche in schlichter Zigeunertracht mit grellem Aufschrei zusammengebrochen und in epileptischen Krämpfen liegen geblieben. Als die Nahestehenden ihn aufhoben, wurde der blödsinnige Tater-Bolla erkannt, der sich von seiner Heerde weggeschlichen und sich in seiner Zigeunertracht auf den Jahrmarkt und hierher an den Circus des Akrobaten Lorenz begeben hatte.

Seine Flucht, sein Versteck, seine Verkleidung, seine bekannte geistige Verfassung, seine unmittelbare Nähe, als die That geschah, — Alles deutete auf ihn als den ruchlosen Thäter. In lauten und bedenklichen Aeußerungen machte sich der allgemeine Unwille Luft gegen den heimtückischen Bösewicht; doch nahmen einige besonnene Männer ihn in Schutz, zumal er sofort bei Rückkehr des Bewußtseins in krampfhafter herzzerreißender Weise zu jammern und zu schreien begann.

Schleunig wurde der Commissar und der Landjäger herbeigerufen, und als Beide zum Schutze des ernstlich Bedrohten herantraten, deutete der bislang von Niemandem beachtete Knecht Matthis, welcher ebenfalls heimlich von Frostdorf zum Jahrmarkt herüber gekommen war, und dicht neben dem Zigeunerburschen gestanden hatte, auf ein offenes altes Taschenmesser und auf eine große tombackene Taschenuhr, welche nebeneinander unten an der Barriere und gerade an der Stelle lagen, wo Bolla hingesunken war. Jetzt schien die Schuld unzweifelhaft; unter großem Aufsehen war Bolla, der wie seine ganze heranellende Familie unter entsetzlichem Heulen und Schreien den heftigsten Widerstand geleistet hatte, gebunden und als Arrestant in das Amtsgefängniß eingeliefert worden.

Begreiflicherweise mußte mich dieser Bericht lebhaft aufregen. Nach meinen heutigen Erfahrungen war ich sofort auf das Bestimmteste von der Unschuld Bollas überzeugt, diese mußte sich ja auch in der weitern Untersuchung ergeben. Doch bemühte ich mich dem Beamten gegenüber so ruhig wie möglich zu erscheinen und fragte nur zunächst nach dem Befinden der armen Florette Lorenz.

Der Commissar schien zu stutzen, daß ich mit dieser unerwarteten Frage so leicht über Bollas Verhaftung hinwegging und erwiderte, daß Florette sich bald von der Ohnmacht erholt habe, daß aber nach dem Zeugniß des herbeigerufenen Arztes der rechte Fuß verstaucht und die größte Schonung und Ruhe für längere Zeit unerläßlich sei. Unmittelbar nach dieser Antwort fuhr er fort, daß die unter Bolla Hemperla gefundene Uhr, eine alte, dicke, silberne, zweigehäusige und mit einem dritten tombackenen Gehäuse umgebene Uhr, von mehreren Zeugen als das unzweifelhafte Eigenthum der Allenthelerwittwe Meyer erkannt und daß diese Uhr auch unter den in der vorletzten Nacht gestohlenen Gegenständen bei der gestrigen Vernehmung registrirt worden sei.

Der Fund der Uhr machte mich allerdings etwas stutzig. Doch kam ja Alles auf die weitere Untersuchung an. Ich beraumte sofort zu morgen früh neun Uhr Termin an und hieß den Commissar noch heute Abend die Vorladung der von ihm ermittelten Zeugen, besonders aber des Knecht Matthis, durch einen reitenden Boten zu veranlassen.

Mit einem Anflug von Genugthuung, wie es mir schien, erwiderte der Commissar, er habe bereits in der Voraussicht, daß ich sofort auf Morgen Termin ansetzen würde, die betreffenden Zeugen sowie die bestohlene Wittwe Meyer zu Morgen, wenn auch nicht um neun, doch um zehn Uhr vorgeladen, den Knecht Matthis Priester aber, der ein höchst beschränkter Kopf sei und kaum Rede und Antwort zu stehen wisse, verhaftet und gleichfalls in's Amtsgefängniß abführen lassen.

Höchst gespannt auf die morgende Verhandlung konnte ich kaum einschlafen. Als ich erwachte, war vor mir auf dem Tischchen die Rosenknospe, die ich in's Glas gestellt hatte, halbaufgeschlossen und neigte sich mir hold und freundlich entgegen. Nun gingen mir wieder alle Bilder des gestrigen Tages in der Erinnerung vorüber und da mahnte es mich mit Allgewalt an den unglücklichen gefangenen Bolla. Kaum hatte ich mich angekleidet und den Kaffee genommen, so ging ich schon hinab in das Sitzungszimmer und befahl dem heute aufwartenden Beamten, die beiden gestern von Außdorf eingelieferten Arrestanten vorzuführen.

Inzwischen sah ich die Signalements in der Arrestantenliste durch. Beide Arrestanten waren von den tüchtigen und erfahrenen Gefängnißbeamten ordnungsmäßig signalisirt; nur fiel es mir auf, daß der sonst sehr genaue Beamte gar keine Notiz über die bei Bolla Hemperla gefundenen Sachen gemacht hatte, während bei dem Knecht Matthis Priester außer dem ledernen Geldbeutel mit sechs Thalern siebzehneinhalb Groschen noch das Schnupftuch, die blecherne Kautabaksdose, ein großer M. P. mit der Feile roh gezeichneter Kofferschlüssel und ein kleiner schlecht gefeilter Schlüssel mit hohlem Rohr einzeln aufgeführt war. Ich ließ nun zu meiner Aufklärung auch den Gefangenwärter verabscheiden.

Es währte kurze Zeit, so wurden die Vorgeforderten gemeldet. Ich ließ den Gefangenwärter zuerst allein vortreten und fragte ihn nach den bei Bolla Hemperla gefundenen Sachen, die in der Arrestantenliste fehlten.

Sofort erklärte der Beamte, daß der Arrestant Bolla Hemperla gar keine Sachen bei sich gehabt habe, ja daß nicht einmal eine einzige Tasche an seinen Kleidungsstücken sich befinde. Schon früher sei einmal der Fall vorgekommen, daß ihm ein Arrestant im Künstlercostüm eingeliefert worden sei. Dieser habe ebenfalls keine einzige Tasche in seiner Kleidung gehabt und bei seiner Nachfrage sei er belehrt worden, daß Taschen bei solchem Costüm hinderlich seien, ja sogar auch gefährlich werden könnten, indem die darein gesteckten Gegenstände leicht einen schmerzhaften Druck

Digitized by Google

oder gar wohl eine bedenkliche Verwundung veranlassen könnten.

Diese unbefangene Erklärung des Beamten gereichte mir zu großer Beruhigung. Denn nun war es doch schwer anzunehmen, daß Bolla die bedeutend große Uhr und das Taschenmesser bei sich versteckt gehalten und nach geschehener That auf der Stelle, wo er zusammengebrochen war, verloren hatte. Jetzt befestigte sich meine Ueberzeugung von der Schuldlosigkeit des armen Burschen nur noch mehr und nach dem Vertrauen, welches er mir bereits bewiesen hatte, hoffte ich ein offenes Geständniß des wahren Sachverhaltes leicht von ihm zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Weinbau im Elsaß.

Auf einer Oberfläche von ungefähr 515,000 Hectaren, die im Elsaß mit Ausschluß der Waldungen durch den Ackerbau benützt sind, nehmen die Reben 25,000—26,000 Hectaren ein. Nirgends wird dieser Bau schöner oder besser besorgt. In der Hügelregion steigt der Ertrag vom Hectar bis 80 und 100 Hectoliter, er erreicht einen Rohwerth von 1000 bis 1500 Frs. mit einem Zins von wenigstens 8 pro 100 der zur Nützung gebrauchten Gelder, obschon die Arbeit sehr kostspielig ist und der Boden mit einem Preis von 8000 bis 20,000 Frs. bezahlt wird. Die Zahl der vom Weinbau lebenden Bevölkerung beträgt 20- bis 25,000 Familien oder den vierten Theil der Ackerbauer im ganzen Elsaß. Der Weinbau ist seit langer Zeit in den Rheinländern in Ehren gehalten. Während der römischen Herrschaft, unter Probus, in Gallien eingeführt, hat sich die Rebe bald darauf längs der Mosel und auf dem elsässischen Boden eingebürgert. Alte Chroniken sprechen von elsässischem Wein an der Tafel der Merovinger Könige zu Marlenheim, und aus den Capitularien Karls des Großen geht hervor, welchen Werth der mächtige Kaiser auf alle seine an beiden Ufern des Rheins liegenden Weinberge legte. Ferner führten die Friesländer, die während des 9. Jahrhunderts den Handel am Rhein fast ausschließlich an sich gezogen, die Elsässer Weine bis Köln den Fluß hinunter. Froissart erzählt anderseits, daß man sie schon im Jahre 1327 in England mit jenen aus Gascogne getrunken hat.

Braucht man hinzuzufügen, daß der Elsässer selbst dem Wein stets zugethan war? Prediger und Sittenlehrer haben sich umsonst ereifert gegen die in allen Classen der Gesellschaft, beim edlen Ritter wie beim gemeinen Bauer herrschende Völlerei. Umsonst verordnete der Straßburger Magistrat, die Weinschenken jeden Abend um 9 Uhr zu schließen; umsonst gab der Schultheiß aus Bernstett Befehl, „Jeden, der mehr trinkt, als er vertragen kann", mit einer „Geldstrafe von 30 Schillingen zu betreffen"; umsonst sollten, nach einer Polizei-Verordnung aus Ensisheim vom Jahre 1590, „alle Männer und Frauen, die sich betrinken oder Andere zur Völlerei bringen, mit Wasser und Brod eingekerkert werden." Gute Sitten lassen sich nicht decretiren. In Colmar hatten die vornehmen Bürger ihren Bachusverein „Zum Wagkeller". Was die Edelleute betrifft, so ist bekannt die „Bruderschaft des Hornes", ein Verein, der seinen Sitz im Schlosse Hoch-Barr hatte und in welchen keiner eintreten konnte, ohne ein großes Büffelhorn, mit zwei Maß starken Weines angefüllt, in einem Zug zu leeren.

Die Elsässer Weine haben mehr Feuer und sind trockener als jene der Pfalz und der Rheinprovinzen. Hatte sie das Volk gut befunden, so wurden sie auch von den Dichtern gelobt. Hanz Sachs freut sich, „nun so köstlichen und berühmten Elsässer Wein zu haben!" Der Arzt Helisens Rößlein rühmt ihre Kraft und so geschätztes Feuer, während der französische Geograph Duval sagt: sie seien angenehm zu trinken und in solcher Quantität, daß man diese Weine in die Schweiz, nach Schwaben, Bayern, Flandern und bis nach England ausführt. Nach dem Intendant de Lagrange sind 1697 die Weine aus Elsaß noch in Schweden, Dänemark und Holland verkauft worden, und statt durch lange Wasserfahrten zu leiden, sollen sie sich während des Transportes verbessert haben. Das Land hinaufziehend, finden wir namentlich die rothen Weine von Morsbrun, Otrott und Dambach, den Finkenwein in Molsheim, den Altenberger in Wolxheim, die sehr geschätzt sind, ohne jedoch das Gewächs aus Ober-Elsaß zu erreichen. Dort finden sich die trefflichen Erzeugnisse des Kanzelberg und Tempelhof zu Bergheim; die Rieslinge von Rappoltsweiler, vorzüglicher (?) als jene aus der Pfalz; die Tokaier, der Sporen und wohlschmeckende Edle in Reichenweier; der Geisburger aus Kayserberg; der Brandner und der geschätzte Rothe in Türkheim; der Otter mit starker Blume; der Wanne und Kitterle in Gebweiler; der Thanner Range, der feurigste und stärkste Wein im Elsaß, so daß die Winzer rufen: „der Range schlag dich um", wie man anderwärts sagt: „hol dich der Teufel". Das Sprichwort sagt:

Zu Thann im Rangen,
Zu Gebweiler in den Wannen,
Zu Türckheim im Brand,
Wächst der beste Wein im Land. (Ansl.)

## Miscellen.

* In neuester Zeit wurden aus dem Odenwald der Main- und Taubergegend allerlei Räubergeschichten erzählt, die aber größtentheils erfunden zu sein scheinen. Aus Wertheim, 11. Juli wird nachstehender Feldzug gegen die „Räuber" gemeldet: „Vorgestern um die Mittagsstunde machte der Waldhüter von Neubrunn, einem benachbarten bayrischen Orte, fast gelähmt vor Angst und Schrecken, dem Bürgermeister daselbst die Anzeige, daß sich auf der Waldesgrenze eine Bande von 40 bis 50 Räubern gezeigt habe und darunter einer zu Pferde. Der Bürgermeister von Neubrunn entbot sofort durch Stürmen die Bürgerschaft zum Streifen, erwirkte dasselbe durch den Bürgermeister in Kembach, diesseitigen Bezirksamts, welch' Letzterer die hier stationirten Gendarmen aufbot und dadurch die ganze Stadt in Aufregung versetzte. Doch wie löste sich die furchtbare Geschichte? Die vom Neubrunner Waldhüter erblickten 40 bis 50 Räuber entpuppten sich als eben so viele friedliebende Bürger von Höhefeld, die ebenfalls

aus freien Stücken in ihrem an den Neubrunner Wald angrenzenden Walde unter dem Vorritte des Ackermirths von Hohefeld eine Streife veranstalteten, um Räuber aufzulangen. Letztere hatten einige junge Buben davongejagt, um sich ungestört an guten Baumkirschen zu laben, und waren Steinhauergesellen, die in dem nahen Steinbruch beschäftigt waren und die Mittagsruhe durch eine Kirschenrazzia unterbrachen."

In der Frankfurter Latern persiflirt Stolze die Räuberfurcht, indem er Hampelmann auf dem „Katzenbuckel", einem Berge des Odenwaldes, folgenden Monolog halten läßt: In de heffische Abruzze, wo die längste Felsentümmel
Sich die Nas' in Wolke butze odder in den blaue Himmel
Uff dem „Katzebuckel" sitz ich, ringsumher nach Räuwer schaulam
Un bewehrt so scharf als spitzig mit mei'm Stadtwehrsäwel graulam
Un mit zwää Pistolerschlinde, all-erprobte Feuerschlösser,
Un mit sonstige Gutestinte un em lange Kichemesser.
Sommer's ist's hier luftig oben, wenn die „Ferner", wenn die „Firnen"
Sich mit lichtem Grün ummoben ihre blendendweißen Stirnen,
Wenn der Rinder muntres Bölkchen läutend klingt nach saft'gen Halmen
Und die weißen Lämmerdölkchen sie besuchen auf den „Almen".
Wenn die Föhre blüht und drunter schwillt gum Stipe Moos und Asalen
Und die Hütten thalhinunter ihre zarten Lieder blasen. —
Schee gefagt! — Sa war's gewese, doch gestimmert hat sich's freilich
Wer die Zeitung hat gelese, find't den Odewald abscheilich.
Einsam liegt der „Katzebuckel" wo die wilde Waldsäch rausche,
Sei'm Gesang und sei'm Geruckel will käs menschlich Ohr mehr lauche.
Selbst käs Rind nicht will erscheine, um mit mir sich zu vereine,
Un ich sitz' hier ganz alleine! un selbst Räuwer leb' ich keine!
Neün doch dhat ich halt erwische! beinah dätt ich en getroffe!
Hätt ich nor net „Hilf!" gekriesche, wär der Kerl net fortgeloffe.
's war sei Glück! er war geschrinne! wär er nor nicht darchgekniffe! —
In der Bergstraß awer drinne hawe se ään uffsegriffe:
Noch bevor er sich konnt dricke und zum nahe Wald gelange,
Hatte se en ganze dicke — Maurermääster eigelange.
Doch sie ließ'n wieder lächte un er dhut jetzt widder mauern,
Bis se sich en Ann'e in kääfe, kann des jetzt e Weilche dauern.
Des Gesichäft gebt ewe nummer, un die Räuwer sin noch selte,
Awer in der nächste Nummer hoff' ich Gräßliches zu melde!

Baden. Die langen blassen Kartoffelkeime, welche die im Keller aufbewahrten Kartoffeln nach Ablauf des Winters treiben, sind, wie das Wochenblatt des landwirthschaftlichen Vereins in Baden hervorhebt, wegen des in ihnen enthaltenen Solanin, einen Giftstoffes, den Thieren als Futtermittel schädlich. Es kommt sogar vor, daß Schweine, welche viel davon erhalten, daran crepiren. Auch sollen schon Fälle vorgekommen sein, daß Rindvieh, welches man hauptsächlich mit Kartoffelschlempe fütterte, erkrankte und starb. Man hatte nämlich gekeimte Kartoffeln zur Branntweinbrennerei benützt, ohne die Keime vorher zu entfernen; der in den Keimen enthaltene Giftstoff blieb bei der Destillation zurück und wurde dem Vieh mit der Schlempe gegeben. Es ist daher, wie die genannte Zeitschrift bemerkt, eine unerläßliche Sache, die Keime der Kartoffeln vor dem Gebrauche derselben zu entfernen.

Verfälschungen von Lebensbedürfnissen. Dr. Pohl erzählt im Organe für den Oel- und Fetthandel, daß ihm eine kleine Seifensiederei bekannt ist, welche jährlich 40,000 Pfd Kartoffelmehl zur Verfälschung der Schmierseife verbraucht. Es gehören dazu 174,000 Pfd. Kartoffeln, die so der Nahrung entzogen werden, ohne auf der andern Seite nur das Geringste zu nützen. Unter 38 Proben von Schmierseifen aus Aachen, Bonn, Coblenz, Köln, Duisburg, Elberfeld, Eschweiler, Mannheim, Neuwied ꝛc. waren nur 7 unverfälscht.

Gesundheitsschädliche Cigarrenspitzen. Die in den letzten Jahren vielfach gebräuchlichen Cigarrenspitzen von weißem Holz, kommen neuerdings mit Bleiweiß lackirt vor und ist vor dem Gebrauch solcher Spitzen zu warnen.

Vom Königssee, 6. Juli, wird der „N. Fr. Pr." geschrieben: Gestern verunglückte der Schiffer, welcher die Gemahlin des Bergrathes Baron v. Beust, die am Gestade des Königssees eine Villa besitzt, im Kahne führ, auf eigenthümliche Art. Als die Baronin, die sich in Gesellschaft einer andern Dame befand, an der Falkensteinwand einige Alpenrasen bemerkte, ersuchte sie den Fährmann, dieselben zu pflücken. An dieser Stelle schmiegt sich der See, viele hundert Fuß tief, schwarzgrün an die Wand, deren Vorsprünge kaum dem Fuße Halt bieten. Der muthige Schiffer sprang hinaus, stieß im Sprung den Kahn zurück, wodurch sich der Zwischenraum zwischen demselben und dem Felsen vergrößerte, und fiel in die dunkle Fluth, wo er sofort versank. Die Damen, deren Entsetzen begreiflich ist, trieben lange Zeit auf dem See umher, bis ein von St. Bartholomä kommendes Fahrzeug dieselben an's Ufer brachte.

(Ein auf den Hund gekommener Löwe.) General C., eine bekannte Pariser Persönlichkeit, trat vor einigen Tagen, angeloct durch ein mächtiges Schild, mit der Aufschrift: „Großer afrikanischer Löwe", in eine jener Schaubuden, die sich vor den Barrieren der Seinestadt befinden. Der wunderbare, große afrikanische Löwe war in einem dunkeln Käfig untergebracht und der „Bändiger" begann eine Produktion, indem er den in sichtlich gedrückter Stimmung sich befindenden Herrscher der Wüste mit einem Stecken „abzugeben in der Weise bearbeitete, wie wenn man im Frühjahr einen alten Sommerüberzieher seines Staubes entledigen will." Der Leu ließ diese entwürdigende Operation ruhig über sich ergehen und wagte es nicht, auch nur durch ein Knurren die Expectorationen zu unterbrechen. General C. beobachtete das Thier aufmerksamer und als der Bändiger abermals begann: „Dies ist der große afrikanische Löwe", schnitt er demselben die Rede mit folgendem Worten ab: „O nein, das ist kein Löwe, sondern mein im vorigen Jahre verlorener Neufundländer." Der Meister, sichtlich überrascht, erwiderte diese Anschuldigung mit Hohngelächter; General C. aber rief sofort „Hector!" und der „Löwe" sprang freudig in die Höhe und begrüßte seinen wiedergefundenen Herrn, der den vermeintlichen Löwen seiner Mähne entledigte, die aus einem von einem Pelzhändler acquirirten Fußteppich bestand und mit einer großen Geschicklichkeit angebracht war. Der Bändiger mußte sich mit einer kleinen Gebührnne zufrieden stellen und sucht nun vermuthlich einen andern zum Löwen brauchbaren Hund.

## Charade.

Die Erste, falls sich der Vocal
Verdoppelt in der Mitte,
Ist für den Pilgersmann fatal,
Hemmt seine Wanderschritte.
Mit Blüthenstaub, mit Blumenduft,
Auch reizend anzuschauen,
Erfüllt das letzte Paar die Luft,
Ein Lieblingsart der Frauen.
Das Schlachthorn tönt, heiß ist der Tag
Beim Ganzen für die Ritter;
Durch Sensenschwung und Keulenschlag
Geht Schwert und Speer in Splitter.

**Auflösung der Charade in Nr. 82:**
Das Fußvolk.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 86. Speyer, Samstag, den 20. Juli 1872.


## Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

**Von F. Axé-Lallemant.**

(Fortsetzung.)

Als Bolla in das Zimmer trat, blickte er mit unsäglich ergreifendem Ausdruck von Angst und Scheu umher. So wie er mich aber erkannte, hob er die Arme in die Höhe, schlug die Hände zusammen, schluchzte laut auf und hinkte mit angstvoller Hast gegen die Barriere. Dann richtete er den flehenden Blick auf mich, streckte die gefalteten Hände weit über die Barriere gegen mich aus, wie wenn er Rettung und Hilfe von mir erflehen wollte und legte dabei die Stirn auf die Barriere und weinte bitterlich.

Der Ausdruck seines Schmerzes war so natürlich, so tief und so wahr, daß ich selbst davon ergriffen wurde und ihn eine Zeit lang gewähren ließ, ehe ich ihn anredete. Ich hatte gestern die Formel gefunden, womit ich den Ausbruch seiner wilden Leidenschaftlichkeit bannen konnte. Mit Milde und Schonung begann ich ihn anzureden, daß er sich fassen und ruhig und verständig sein solle. Florette Lorenz sei noch glücklich davon gekommen und habe sich bald erholt von dem schweren Unfall.

Ich hatte es richtig getroffen. Hastig fuhr er bei Nennung des Namens in die Höhe und blickte mir starr und mit halb offenem Munde in's Gesicht, während noch die Thränen ihm über die Wangen rannen. Er vermochte kein Wort zu reden, aber deutlich sah ich aus seinen Blicken Dank und Freude leuchten.

Diese Wahrnehmung gab mir noch größere Sicherheit und so fuhr ich fort, ihm freundlich zuzureden und ihn aufzufordern, mir die strengste Wahrheit zu sagen.

Wie erstaunte ich, als er auf Vorlage des Taschenmessers und auf meine ruhige Frage, ob er das Messer kenne, mit einem bestimmten „Ja" antwortete und auf meine Frage: wem dies Messer gehöre, mit gleicher Bestimmtheit erwiderte, daß es dem Knechte Matthis im Dienste des Schulzen zu Frosdorf gehöre und daß er selbst, Bolla, dies Messer nur in den Händen des Knechtes gesehen, niemals aber es selbst und namentlich nicht gestern in Händen gehabt habe.

Jetzt empfand ich, wie sehr ich gefehlt hatte, daß ich den Knecht Matthis Priester nicht gleich zuerst vernommen hatte. Ich hieß Bolla abtreten und den Knecht vorführen.

Mit schwerfälligem und schleppendem Schritt war der Knecht Matthis Priester herangetreten und hatte sich vor der Barriere so weit abseits gestellt, daß der Gerichtsdiener ihn wie ein willenloses stumpfes Thier etwas von der Seite schieben mußte, damit ich ihn gerade vor mir hatte. Er hielt die Hände zusammengefaßt und mit den Armen gesenkt vor den Leib herab, schlug die Augen auf die Barriere nieder und preßte von Zeit zu Zeit die derben Lippen zusammen, so daß die breite Oberlippe sich bedeutend verkürzte und die Nasenflügel sich in die Höhe hoben.

Ich vermochte nicht lange in dem Gesicht nach einem Vergleich zu forschen, da die ganze Haltung und stumpfe Resignation darauf hindeutete, daß der Arrestant schon Verhöre bestanden hatte. Diese Wahrnehmung veranlaßte mich, sofort nach der Frage in Betreff seiner Herkunft, Person und Verhältnisse, auch noch die Frage hinzuzufügen, ob er sich schon einmal in Untersuchung und Haft befunden habe?

Ein kurzes plattdeutsches „Nee" war die kurze Abfertigung meiner Vermuthung.

Eben so kurz war das „Nee" auf meine Frage, ob er das vorgezeigte Messer und die dreigehäufige Uhr kenne?

Dies „Nee" brachte er so rasch hervor, daß er kaum die Beendigung der Frage abwartete.

Ich mußte befürchten, daß Priester gleich vielen anderen verstockten Verbrechern sich nicht auf längere Antworten einlassen, sondern stets nur Alles einfach ableugnen werde, um mich zu meinem großen Nachtheil zu ermüden und ungeduldig zu machen.

Diese Befürchtung schärfte meine Aufmerksamkeit und so machte ich nun die unheimliche Wahrnehmung, daß seine Augen überaus unstät und lauernd sich unter den gesenkten Augenlidern bewegten. Ein besonderes Leben und Bewußtsein mußte in dieser trüben, fast blödsinnigen Gestalt sich regen. Ich mußte mich beherrschen und vor Allem nicht die Geduld verlieren, um nicht der Spielball eines zähen, tückischen, verkappten Verbrechers zu werden.

Mit unsäglicher Mühe und Geduld brachte ich ihn zu der zusammenhängenden Aussage, daß er noch

Digitized by Google

Verrichtung seiner häuslichen Arbeiten ohne Erlaubniß des überdies abwesenden Schulzen auf ein paar Stunden zum Jahrmarkt nach Nußdorf gegangen sei, daß er aber bei seinem Weggange dem Großknecht Anzeige gemacht habe. Auf dem Jahrmarkt habe er den Tater-Bolla getroffen, der aus der Bude seines Vaters herausgekommen sei und sich unten zu dem Strick, mit dem das Seil festgespannt worden, hingeschlichen habe. Als nun die „Kunstmachermamsell", die immer das meiste Geld kriege, getanzt habe, sei der „Tater-Bolla" plötzlich „von seinem Koller befallen" und ganz ungeberdig geworden und habe mit dem Messer, welches später unter ihm gefunden worden, aus Bosheit den Strick durchgeschnitten. Die Uhr habe neben dem Messer gelegen, weßhalb er meine, daß der Tater-Bolla diese zugleich mit dem Messer aus der Tasche verloren habe.

Beinahe eine Stunde hatte ich gebraucht, um den stumpfen Menschen zu diesen Angaben zu veranlassen und das Protocoll aufzunehmen. Letzteres las ich ihm schließlich langsam und deutlich vor und auf mein Befragen antwortete er nun, daß er Alles gesagt habe, was er wisse und daß die ihm soeben vorgelesene Aussage durchaus der Wahrheit entspreche.

Jetzt ließ ich ihn abtreten und den Bolla Hemperla wieder vorführen. Dieser war noch sehr bewegt, wiederholte aber seine Aussage mit Klarheit und Sicherheit und versicherte auf das Bestimmteste, daß das Messer dem Matthis gehöre und er dasselbe früher mehrmal in seinen Händen gesehen habe. Demungeachtet unterrichtete ich ihn so schonend wie die Sachlage nur irgend gestattete von der wider ihn erhobenen Beschuldigung und fragte ihn, unter herzlicher eindringlicher Ermahnung zur Wahrheit, was er darauf zu erwidern habe?

Wie wenn er die ungeheure Last von seinem beklemmten Herzen schütteln wollte, schlug der Zigeuner wild und trampfhaft beide geballte Hände gegen die Brust und vermochte nur den einen Laut „Oh —, oh — oh —" zu stöhnen, wie im Abscheu vor der Entsetzlichkeit der Anklage und vor der Möglichkeit ihrer Glaubhaftigkeit. Dann ließ er beide Hände schlaff herunter fallen, lehnte mit der Brust gegen die Barriere, schüttelte schmerzlich den Kopf und brach wieder in heftiges Schluchzen aus.

Ich ließ ihn eine Zeit lang gewähren und ergriff erst dann wieder das Wort, als ich ihn beruhigter wähnte. Ich glaubte ihn nun unmittelbar und bestimmter von dem Inhalte und der Quelle der wider ihn erhobenen Beschuldigung in Kenntniß setzen zu müssen, klingelte und ließ den Knecht Matthis Priester vorführen.

Ich verlas nun die Aussage nochmals und fragte am Schlusse den Matthis Priester, ob diese seine Aussage wider Bolla Hemperla wirklich der Wahrheit vollkommen gemäß sei und ob er bei derselben beharre? Ein dumpfes „Ja" kam sogleich von seinen Lippen. Im selben Augenblicke erlönte aber ein furchtbar gellender Schrei aus Bollas Munde und mit jähem Sprunge war er auf den Knecht gestürzt, an ihm hinaufgesprungen und hatte ihm in's Halskluch gegriffen, während er mit langgezogenem Kreischen ihn in den Kopf zu beißen suchte und mit der Gelenkigkeit einer Spinne seinen Körper mit den Beinen umklammert hielt.

Der Anblick war in der That schrecklich. Lautlos riß der so jäh überfallene Knecht den Mund und die glohenden Augen auf, während tiefe Röthe sein Gesicht überzog. Unbeweglich stand er da wie ein von Jagdhunden gestellter Keuler und ließ nur ein dumpfes Röcheln durch den zusammengepreßten Hals hören.

Unfehlbar wäre Matthis Priester vor meinen Augen erwürgt worden, wenn nicht sofort auf mein heftiges Klingeln zwei Beamte hereingestürzt wären und den wie gelähmt dastehenden Knecht von dem rasenden Angreifer befreit hätten, was freilich nur mit heftigen Anstrengungen und auch erst wesentlich dadurch gelang, daß der Eine mit Entschlossenheit dem Knechte schleunig das Tuch vom Halse löste. Sofort stürzte Bolla zur Erde nieder, und verfiel in heftige epileptische Krämpfe, während Matthis mit wildem Schnaufen unbeweglich dastand und mit weit aufgerissenen Augen starr und lautlos auf den in Krämpfen schreienden Bolla hinabblickte. Ich ließ Bolla hinaustragen und den Arzt zu seinem Beistande herbeirufen. Auch Matthis Priester mußte abtreten, damit ich mich von der aufregenden Scene erholen und mit mir überlegen konnte, wie ich den jedenfalls strafbaren Angriff des Bolla an gefriedeter Gerichtsstätte am geeignetesten rügen sollte. Als ich mich gesammelt hatte, vernahm ich noch die vom Commissar vorgeladenen Zeugen, welche indessen nur unsichere Aussagen machen konnten, da sie von dem Zerschneiden des Seiles selbst nichts wahrgenommen hatten. Die Altentheilerwittwe recognoscirte mit voller Bestimmtheit die vorgezeigte Uhr als die ihr beim Einbruch in der vorletzten Nacht gestohlene und erklärte sich auf Befragen bereit, ihr Eigenthum an der Uhr eidlich zu erhärten.

So unerheblich nun die übrigen Zeugenaussagen waren, so wichtig war doch die gelegentliche Aeußerung des als Zeuge vernommenen durchaus glaubwürdigen Husners Martens aus Nußdorf, daß nämlich dem Vernehmen nach der Knecht Matthis Priester bereits eine mehrjährige Zuchthausstrafe wegen Einbruchs und versuchter Brandstiftung erlitten habe. Der Zeuge konnte mir sogar auch das Zuchthaus nennen, in welchem Matthis Priester seine Strafe verbüßt habe. Sofort nach der Sitzung entwarf ich ein Hilfsschreiben an die betreffende Behörde, worin ich um schleunige Auskunft und um Zusendung der etwa vorhandenen Acten ersuchte.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Werk des Großen Generalstabs über den deutsch-französischen Krieg

gibt überraschende Aufschlüsse über die exacte Vorbereitung, mit welcher die deutsche Armee einem Kriege gegen Frankreich entgegenging.

In dem soeben erschienenen ersten Hefte dieser officiellen Kriegsgeschichte, von dem die „Spen. Ztg."

Digitized by Google

einen Auszug bringt, ist die Beurtheilung des von Napoleon III. ursprünglich beabsichtigten Operationsplanes sowie besonders das Memoire, welches Moltke bereits im Winter 1868/69 dem König überreichte und welches den Operationsplan darlegt, der im Krieg von 1870 zur Ausführung gekommen ist, der allgemeinen Beachtung würdig.

In Betreff des französischen Kriegsplanes schließt sich das Werk der bekannten, vom Kaiser Napoleon selbst geschriebenen Broschüre an. Nach derselben lannte man in Frankreich die Ueberlegenheit der vereinigten deutschen Streitkräfte, hoffte sie aber durch Schnelligkeit der Bewegung zu paralysiren. Die Bedingung hierfür war, daß es gelänge, den Rhein in seinem oberen Laufe überraschend zu überschreiten und dadurch Süd- und Norddeutschland von einander zu trennen. Das isolirte Preußen berechnete man mit einer Wehrkraft von 350,000 Combattanten und als Ergebniß des ersten Erfolges wurde der Anschluß Oesterreichs und Italiens erwartet. Seinem Plane gemäß, von welchem der Kaiser in Paris nur den Marschällen Mac Mahon und Le Boeuf Mittheilung machte, sollte die erste Concentration der Armee mit 150,000 Mann um Metz, mit 100,000 Mann bei Straßburg und mit weiteren 50,000 Mann im Lager von Chalons erfolgen. Alsdann war beabsichtigt, die Armee von Metz näher an die von Straßburg heranzuziehen und in einer Stärke von 250,000 Mann den Rhein bei Maxau zu überschreiten. Nachdem man hierauf die süddeutsche Armee zur Neutralität gezwungen, sollte die preußische Armee aufgesucht und bekämpft werden. Während dieser Operationen fiel dem aus dem Lager von Chalons auf Metz dirigirten Reservecorps die Aufgabe zu, den Rücken der Armee zu decken und die Nordostgrenze zu überwachen. Gleichzeitig erwartete man, daß das Erscheinen der Flotte im baltischen Meere einen Theil der feindlichen Kräfte zur Sicherung der Küsten festhalten würde.

Allerdings basirte der so aufgestellte Plan auf der richtigen Anschauung, daß die Ueberlegenheit des Gegners nur durch Schnelligkeit der Bewegung auszugleichen sei, aber man täuschte sich über die Solidarität der Verhältnisse Süd- und Norddeutschlands, wie man die Selbstständigkeit und die Ziffer der preußischen Streitkräfte unterschätzte. Letzteres war um so auffallender, als man wissen mußte, daß Preußen bereits im Feldzuge 1866 ca. 350,000 Mann ins Feld geführt und daß seine Streitkräfte seitdem eine beträchtliche Vermehrung erfahren hatten. Fernerhin aber erkannte man, wie wenig gerade die französische Armee in ihrem damaligen Zustande für schnelle Eröffnung des Feldzuges und rapide Führung der Operationen besonders geeignet war.

Die französische Diplomatie hätte den Ausbruch des Conflictes verzögern können, bis man zum Schlagen bereit war, aber sie erklärte den Krieg, noch bevor die Regierung in der Lage war, dieser Erklärung unmittelbar Folge zu geben; und so geschah es denn nachmals, daß die Streitkräfte Frankreichs, noch ehe sie völlig versammelt und zu Offensiv-Operationen bereit waren, von den deutschen Armeen auf eigenem Gebiete angegriffen wurden.

Diesen auf Unkenntniß des Gegners sowohl wie der eigenen Kraft und Bewegungsfähigkeit basirten französischen Plänen gegenüber hatte nun die deutsche Heeresleitung schon seit Jahren die Grundideen festgestellt, welche unter den gegebenen Verhältnissen die Basis ihrer Operationen gegen Frankreich werden sollten.

In einem Memoire des preußischen Generalstabes, welches schon vom Winter 1868/69 datirt, finden wir die detaillirten Vorschläge für die Versammlung aller deutschen Streitkräfte im Fall eines Krieges gegen Frankreich und für Aufstellung und Gliederung der einzelnen Armeen, als Basis jeder weiteren Operation niedergelegt. Als nächstes Operationsziel wird in demselben bezeichnet, „die Hauptmacht des Feindes aufzusuchen und wo man sie findet, anzugreifen." Bei diesem einfachen Plan wird jedoch auf die Schwierigkeit hingewiesen, welche aus der Handhabung der dafür erforderlichen „sehr großen Massen" erwächst; und als leitender Gedanke, schon von den ersten Bewegungen an, läßt sich unschwer das Bestreben erkennen, die feindliche Hauptmacht in nördlicher Richtung von ihrer Verbindung mit Paris abzudrängen.

Das erwähnte Memoire des Generals v. Moltke prüft zunächst die Stärkeverhältnisse der beiderseitigen Feldarmeen. Indem hierbei von der Annahme ausgegangen wird, daß in Folge der Transport- und vielleicht auch politischer Verhältnisse Norddeutschland zunächst nur über 10 Corps verfügt, werden dieselben auf 330,000 Mann beziffert, welchen Frankreich im ersten Augenblick nur 250,000, nach Einreihung seiner Reserven aber 343,000 Mann entgegenstellen werde. Dieses anfängliche Stärkeverhältniß mußte bedeutend zu unsern Gunsten umschlagen, wenn, wie damals, noch nicht feststand, die süddeutschen Staaten gleichfalls am Kriege Theil nahmen, oder, wenn demnächst auch nur die 3 noch disponiblen Reserve-Corps und einige der zu formirenden Landwehr-Divisionen aus Norddeutschland rechtzeitig herangezogen wurden.

„Es leuchtet ein", sagt das Memoire, „wie wichtig es ist, die Ueberlegenheit auszunutzen, welche wir gleich Anfangs allein schon in den norddeutschen Kräften besitzen. Diese wird am entscheidenden Punkte noch wesentlich gesteigert werden, wenn die Franzosen sich auf Expeditionen gegen die Nordseeküste oder nach Süddeutschland einlassen. Zur Abwehr der ersteren sind die ausreichenden Mittel im Lande verblieben." In Betreff der letzteren Operation hatten bereits früher Besprechungen zu Berlin mit den Vertretern der süddeutschen Contingente stattgefunden. Man hatte sich überzeugt, daß bei directer Vertheidigung des oberen Rheines und des Schwarzwaldes Norddeutschland eine wirksame, unmittelbare Hilfe im ersten Augenblick, schon der Entfernung nach, nicht zu leisten in der Lage sei, daß eine weit größere Sicherung des deutschen Südens aus der Vereinigung aller Streitkräfte am mittleren Rheine erwachse, welche von dort, sei es auf dem rechten oder dem linken Ufer, offensiv in die Flanke der feindlichen Invasion vorgingen und diese nothwendig sehr

Digitized by Google

bald zum Stehen oder zur Umkehr zwingen mußten. Es verdient ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß die süddeutschen Fürsten, diesen Ansichten beipflichtend, in Hingebung an die gemeinsame Sache und im Vertrauen auf die obere Heeresleitung nicht zögerten, das eigene Landesgebiet von ihrer activen Militärmacht zu entblößen, um sie dem norddeutschen Heere anzureihen. Um so schwerer wog dabei die Verpflichtung, welche der Norden übernahm. Die Neutralität Belgiens, Hollands und der Schweiz beschränkt das Kriegstheater auf den Raum zwischen Luxemburg und Basel.

„Wir dürfen daher mit Wahrscheinlichkeit annehmen", heißt es im Memoire weiter, „daß die Franzosen ihre erste Versammlung auf der Linie Metz-Straßburg bewirken werden, um mit Umgehung unserer starken Rheinfront gegen den Main vorzudringen, Nord- und Süddeutschland zu trennen, mit letzterem ein Abkommen zu treffen und, bafirt auf dasselbe, gegen die Elbe vorzuschreiten. Auch dann ergibt sich eine Versammlung südlich der Mosel und zwar aller verfügbaren Streitkräfte in der bayerischen Pfalz als das geeignetste Mittel, solchen Plänen entgegenzutreten.

(Schluß folgt.)

## Miscellen.

Der Verlust der kgl. bayr. Armee im Feldzuge 1870—1871 berechnet sich nach den (in der Zeitschrift des kgl. bayrischen statistischen Bureaus veröffentlichten) Zusammenstellungen des kgl. bayrischen Kriegs-Ministeriums, wie folgt:

Weißenburg (4. August) 4 Officiere und Junker, 42 Unterofficiere und Mannschaften todt; 12 O., 259 M. verwundet, 9 M. gefangen, 37 M. vermißt; zusammen 16 O., 347 M., 31 Pferde. Wörth (6. August) 19 O., 116 M. todt; 54 O., 1001 M. verwundet; 2 M. gef., 294 Mann verm.; zus. 73 O., 1413 M., 37 Pferde. Toul (16. Aug.) 1 M. verw., 1 Pferd. Ernirung von Toul (18.—26. Aug.) 1 M. todt, 2 M. verw., 1 M. verm.; zus. 4 M. Beaumont (30. Aug.) 3 O., 47 M. todt, 12 O., 304 M. verw., 2 M. gef., 6 M. verm.; zus. 15 O., 421 M., 18 Pferde. Remilly fur Meuse (31. Aug.) 1 O. 16 M. todt; 8 O., 109 M. verw., 2 M. gef., 6 M. verm.; zus. 9 O., 133 M., 7 Pferde. Sedan (1. Septbr.) 54 O., 591 M. todt; 159 O., 2692 M. verw., 77 M. gef., 516 M. verm., zus. 213 O., 3876 M., 221 Pferde. Vorpostengefecht vom 30. Aug. u. 1. Septbr. 1 M. verw., 1 M. verm., zus. 2 M., 2 Pferde. Petit-Bieêtre, Plessis-Piquet, Moulin de la tur, Sceaux und Bourg la reine (19. Septbr.) 5 O., 43 M. todt, 8 O., 190 M. verw., 21 M. verm., zus. 13 O., 254 M., 53 Pferde. — Belagerung von Paris: Châtillon und Bagneux (13. Octbr.) 9 O., 55 M. todt, 6 O., 238 M. verw., 1 O., 58 M. gef., 5 M. verm., zus. 10 O., 256 M. 16 Pferde. Bourg la reine und l'Hay (29. Novbr.) 12 M. verw., 6 Pferde. Bombardement 5. Novbr.—26. Januar 1 O., 26 M. todt, 3 O., 96 M. verw., 2 M. verm., zus. 4 O., 124 M., 1 Pferd. Sonstige Verluste 5 O., 43 M. todt, 5 O., 234 M. verw., 2 M. verm., 34 M. gef., 8 M. verm., zus. 11 O., 319 M., 16 Pferde. Artenay (10. Octbr.) 1 O., 24 M. todt, 3 O., 164 M. verw., 11 M. gef., 8 M. verm., zus. 4 O., 201 M., 42 Pferde. Orleans (11. October) 10 O., 111 M. todt, 33 O., 451 M. verw., 1 M. gef., 75 M. verm., zus. 43 O., 638 M., 59 Pferde. Châteaudun (18. October) 1 M. todt, 6 M. verw., zus. 7 M., 16 Pferde. Binas (7. Nov.) 1 O., 6 M. todt, 58 M. verw., 1 O., 41 M. gef., 37 M. verm., zus. 2 O., 142 M., 1 Werd. Coulmiers (9. Nov.) 12 O., 49 M. todt, 33 O., 482 M. verw., 13 O., 514 M. gef., 229 M. verm., zusammen 58 O., 1274 M., 361 Pferde. Nogent-le- Rotrou, la Fourche und Thyron-Garbaye (21. November) 1 Officier, 3 Mann todt, 4 O., 80 M. verw., 1 O., 9 M. verm., zus. 4 O., 6 O., 92 M., 3 Pferde. Vartie (29. Novbr.) 1 O., 4 M. todt, 2 O., 28 M. verw., 1 M. verm., zus. 3 O., 33 M., 2 Pferde. Villepion (1. December) 7 O., 56 M. todt, 28 O., 612 M. verw., 5 O., 68 M. gef., 128 M. verm., zus. 40 O., 894 M., 71 Pferde. Bayoches les Hautes (2. Decbr.) 15 O., 143 M. todt; 88 O., 1716 M. verw., 13 M. gef., 328 M. verm., zus. 103 O., 2200 M., 295 Pferde. Artenay 2 O., 4 M. todt; 17 M. verw., zus. 3 O., 21 M., 4 Pferde. Orleans (4. Dec.) 25 M. todt, 9 O., 226 M. verw., 9 M. gef., 41 M. verm., zus. 9 O., 301 M., 31 Pferde. Meung-sur-Loire (7. December) 8 M. todt, 8 O., 61 M. verw., 9 M. gef., 16 M. verm., zus. 8 O., 94 M., 8 Pferde. Beaugency (8.—10. Decbr.) 15 O., 131 M. todt; 75 O., 1308 M. verw., 154 M. gef., 438 M. verm., zus. 90 O., 1981 M., 276 Pferde. La Morée (16. Decbr.) 2 M. todt, 9 M. verw., 63 M. verm., zus. 74 M., 5 Pferde. Kleinere Gefechte an der Loire vom 10. Oct. bis 10. Decbr. 8 M. todt, 2 O., 53 M. verw., 11 M. gef., 24 M. verm., zus. 2 O., 96 M., 30 Pferde. Belagerung von Bitsch (27. Aug. bis 24. März) 15 M. todt, 3 O., 93 M. verw., zus. 3 O., 78 M., 1 Pferd. Belagerung von Straßburg (8. August bis 28. September) 1 M. verw. Desgleichen von Schlettstadt (9. bis 24. October) 2 M. todt; 1 O., 2 M. verw., zus. 1 O., 4 M. Desgleichen von Belfort (23. November bis 16. Febr.) 1 O., 9 M. todt; 3 O., 50 M. verw.; 1 M. verm., zus. 4 O., 60 M., 6 Pferde. Desgleichen von Neubreisach (9. Octbr. bis 10. November) 4 M. todt, 8 M. verw., zus. 12 M. Im Etappenbeirk 5 M. todt; 1 O., 9 M. verw; 1 O., 48 M. gef., zus. 2 O., 62 M., 18 Pferde. Verluste außer den angeführten Schlachten ꝛc. 1 O., 7 M. todt, 25 M. verw., 42 M. gef.; 1 O., 40 M. verm., zus. 2 O., 114 M., 19 Pferde.

Der Gesammtverlust stellt sich hiernach auf 162 O., 1597 M. todt, 561 O., 10,598 M. verw., 22 O., 1083 M. gefangen, 2 O., 2363 M. verm., zusammen 747 O., 15,641 M., 1662 Pferde. Von den Verwundeten sind 118 O., 1169 M. gest., von den Vermißten fehlen noch 2 O., 777 M.

Die Verluste vertheilen sich auf das (1. und 11.) Armee-Corps wie folgt: 112 (47) O., 1257 (488) M. todt, 421 (130) O., 7630 (2785) M. verw., 20 (1) O., 901 (134) M. gef., 1 (1) O., 1890 (471) Mann verm., zusammen 554 (179) O., 11,478 (3878) M., 1431 (205) Pferde. Von den Verwundeten starben 88 (29) O., 806 (345) M. Vermißt werden noch 1 (1) O., 585 (190) M. Die nicht im Corpsverbande gestandenen Truppen verloren 3 O., 52 M. todt, 10 O., 133 M. verw., 1 O., 48 M. gef., 2 M. verm., zusammen 14 O., 233 M., 299 Pferde. Von den Verwundeten starben 1 O., 18 M. Vermißt werden noch 2 Mann.

---

Braunschweig, 3. Juli. Als am Montag Abend in Thies' Garten ein zahlreiches Publicum versammelt war, um den Beginn des Concertes zu erwarten, wurde dem Inhaber des Etablissements plötzlich die Ueberraschung zu Theil, daß seine Aufwärter und Kellner Streik erklärten. Dieselben glaubten unter solch zwingenden Umständen wohl ihrer Sache sicher zu sein; der Besitzer resolvirte sich jedoch rasch, schickte nach der Caserne und fand dort leicht 14 Mann bereit, welche die Aufwartung übernahmen. Nun war die Ueberraschung auf Seiten der Ausständigen.

---

* **Homonyme.**

Dasselbe Wort wird bir den alten Wollsstamm nennen,
So 's Uebel auch, vor welchem fürchten sich die Schönen.

C. G.

**Auflösung des Scherzräthsels in Nr. 54:**
Der Buchstabe t.

---

**Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.**

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 87. Speyer, Dienstag, den 23. Juli 1872.


### * Remigiusberg.

Wie freundlich grüßt dort die Kapelle
Hoch von des Berges freiem Haupt,
Hoch ob der Urwelt Steingerölle,
Hoch ob dem Wald, der es belaubt!

Kaum zeigen nied're Mauerreste
Wo hochgebaut das Kloster stand,
In Trümmern schaut die Michels-Veste,
Die Schutzburg, traurig in das Land.

Wie heilig einsam ist's hier oben!
Den Müden labet würz'ger Duft;
Der Geist von Geisterhauch umwoben,
Ruft ferne Zeiten aus der Gruft.

Dort kniet mit hoch erhob'nen Händen
Und mit der Liebe Blick und Gruß,
Dem wüsten Lande Heil zu spenden,
Der heilige Remigius.

Da sieh', wie rings im Sonnenscheine
Die Thäler und die Hügel blühn,
Selbst auf dem schwarzen Felsgesteine
Sproßt üppig Wald- und Saatengrün.

Wie glänzt im bunten Bergesrahmen
Bis zu des Lichtenberges Wand,
Das Land, das trägt des Heil'gen Namen,
Das herrliche Remigiusland!

O wunderschönes Fleckchen Erde,
Wie sanft verschlungen Berg und Thal,
Und schimmernd hell wie Heerd' an Heerde
Darin der Dörfer reiche Zahl!

Und ob des Nachbars Pothery Rücken
Gen Morgen auch das Land verschließt:
Aus tausend Quellen strömt Entzücken,
D'ran nie der Blick sich satt genießt.

Hier von des Ew'gen Geist und Leben
Umweht, auf Trümmern flücht'ger Zeit
Und von der schönen Welt umgeben —
Genes', o Herz, von deinem Leid!

**Ch. Böhmer.**

## Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

**Von F. Avé-Lallemant.**

(Fortsetzung.)

Als ich hierauf meine Schreibmappe zusammenlegen wollte, hörte ich ein Geräusch auf der grünen Decke. Der große Kofferschlüssel hatte auf dem Rande der Mappe gelegen und war von der Bewegung herabgefallen. Ich hatte vergessen, den Schlüssel mit dem daran gebundenen kleinern dem Knechte Matthis Priester vorzulegen und von ihm recognosciren zu lassen.

Während ich noch überlegte, ob ich den bereits in Untersuchungshaft zurückgeführten Arrestanten von Neuem vorführen lassen sollte, um das Versäumte nachzuholen, fiel mein Blick auf den bisher noch ganz unbeachtet gelassenen kleinen Schlüssel. Es war ein etwa nur anderthalb Zoll langer deutscher Schlüssel mit hohlem Rohr, bei dessen näherer Betrachtung mir auffiel, daß das Rohr nach dem Barte zu hin bedeutend dünner gefeilt war und daß die vordere Seite des Bartes bis zur Barthöhe tief ausgeschnitten und zu einem jener Nachschlüssel umgefeilt war, welche die jüdischen Gauner meines Thiele mit dem Kunstnamen „deutsch Vorderschieber" bezeichnen.

Die Umgestaltung war plump und roh; die groben Feilstriche waren überall erkennbar, der Schlüssel war auf keinen Fall von einem Schmiede verändert worden. Jetzt stieg entschiedener Verdacht in mir auf; sehr wahrscheinlich hatte ich mit einem verkappten Verbrecher zu thun, dessen Entlarvung eine ebenso wichtige wie interessante Aufgabe für mich war, und schickte sofort mein Schreiben zur schleunigen Mundirung und Abfertigung in das Schreiberbureau. Seine ganze Anklage gegen Bolla war mir von Anfang her verdächtig gewesen, jetzt wurde er mir nur noch verdächtiger. Auf keinen Fall durfte ich ihn jetzt entlassen. Jetzt war es mir eine zweifache Genugthuung, daß ich von Anfang her nicht an der Unschuld des unglücklichen Bolla gezweifelt hatte. Als ich Nachmittags aus der Restauration vom Essen nach Hause zurückkehrte, erwartete mich bereits der Commissar mit der Nachricht, daß der Handelsmann Sew Morije aus dem benachbarten Fürstenthum heute hier in Arenau von ihm ermittelt und zu morgen Vormittag zum Termin vorgeladen worden sei. „Er habe übrigens", äußerte der wackere Beamte, „mit Sew Mortje nicht über die Veranlassung der Vorladung gesprochen, obwohl Mortje mit einiger Betroffenheit danach gefragt habe." Ich antwortete, daß ich mit seinem Verfahren durchaus einverstanden sei, daß ich allerdings heute gern mit Geschäften verschont bleiben möchte, da ich vor hätte, nach Waldhorst zu meiner Familie hinüber zu reiten, welche ich gestern verfehlt hätte. Diese Erklärung schien

Digitized by Google

ihm recht zu sein. Er berichtete mir sofort noch einige andere Sachen und schien sogar ganz zufrieden damit zu sein, daß ich in der uns beide so lebhaft interessirenden Sache nicht weiter fragte und forschte. Mit Unbefangenheit beurlaubte er sich dann bei mir. Kaum hatte ich mein Pferd bestellt, als der Postbote mir ein Schreiben des Landjägers Roller brachte, in welchem dieser mir berichtete, er habe mit Bestimmtheit in Erfahrung gebracht, daß das Zeichen an der Heckenthür auf der Weide des Schulzen zu Frostdorf von der Hand des verhafteten Bolla Hemperla herrühre. Dieser Bericht überraschte mich in höchstem Maße. Wie kam der sonst so pflichteifrige und verständige Landjäger dazu, mir eine so wichtige Nachricht schriftlich und so kurz und dürr mitzutheilen? Wollte er den Zigeuner Bolla verdächtigen, so mußte er den Verdacht gründlich und ausführlich motiviren. Was sollte die kurze unbrauchbare Mittheilung? Woher hatte er sie? Oder war es gar nach Dem, was mir der Schmied zu Frostdorf mitgetheilt hatte, Eifersucht und Widerwille gegen den unglücklichen Bolla? Wie konnte er es wagen, in seiner amtlichen Stellung und mir persönlich gegenüber sich in seiner Gehässigkeit gehen zu lassen? Der arme Bolla! Wie dauerte mich sein Schicksal! Und nun dazu noch so viel Feindseligkeit und Leidenschaft gegen ihn? Warum hatte ich denn aber so viel Mitleid mit Bolla? Konnte er denn nicht ein verkappter Verbrecher sein? Mußte ich nicht schon meinem wackern Commissar beipflichten, daß Bolla ein verschlagener Simulant war? Konnte er nicht den Diebstahl in Frostdorf verübt haben, wenn er auch unfähig gewesen, das Bubenstück in Nußdorf zu vollführen? Aber hatte ich nicht den Verbrecher bereits in Händen? War nicht dieser Knecht Matthis Priester, dessen Erscheinung und Haltung allem Menschlichen Hohn sprach, der Verbrecher? Hatte ich nicht unter den gesenkten Augenlidern dieses Thiermenschen ein Leben und Regen bemerkt, das mit seiner äußern Erscheinung im grellsten Contrast stand? Welche Gründe hatte ich aber dafür, ihn für den zwiefachen Verbrecher zu halten? War sein apathisches Leugnen, sein stumpfes Abweisen und sein Hindeuten auf Bolla die brutale Aeußerung seiner blödsinnigen Natur oder die raffinirte Bosheit des verkappten schlauen Verbrechers? In Gedanken vertieft, ging ich die Treppe hinab und befand mich, ehe ich mich dessen versah, im Sitzungszimmer, wo gerade der Registrator sich mit Ordnen der Acten beschäftigte. Ich war verlegen, da ich wirklich nicht recht wußte, was ich hier wollte. Doch ließ ich mir den am Kofferschlüssel des Knechtes Matthis Priester befestigten kleinen Schlüssel, so wie das bei Bolla's Verhaftung in Nußdorf neben ihm gefundene Taschenmesser geben, steckte beides zu mir, schickte den schriftlichen Rapport des Landjägers dem Commissar zur Kenntnißnahme zu und bestieg dann meinen Rappen, der schon lange ungeduldig vor der Thür scharrte.

## VII.

Rüstig griff mein Rappe aus, als ich die letzten Häuser der Vorstadt hinter mir liegen hatte. Die Nachmittagssonne brannte bei Weitem nicht so wie am gestrigen Tage und ein milder Südwestwind kühlte die Sommerhitze noch mehr ab. So flog ich frisch und frei dahin auf dem Reitbanket und wurde erst nach einer ziemlich weiten Strecke inne, daß ich mich zwar auf dem kürzesten Wege nach Waldforst befand, jedoch an dem links abliegenden Wege nach Frostdorf schon vorbeigeritten war. Ohne mich lange zu bedenken, schlug ich den nahen Feldweg ein, der mich querfeldein auf die Straße nach Frostdorf führte.

Nun erst wurde ich mir meines bisher nur unbestimmt gefaßten Vorsatzes klar, nach Frostdorf zu reiten, um dort bei dem Schulzen mich nach dem Knechte Matthis Priester und nach dem bei ihm gefundenen Schlüssel zu erkundigen. So wie aber dieser Vorsatz fest in mir stand, ließ ich den Rappen im schärfsten Trabe gehen und sogar mehrere Male in Galopp fallen, als ob ich einen Courierritt machte. So sah ich denn sehr bald Frostdorf vor mir liegen, ließ nun aber den Rappen im Schritt gehen und ritt langsam bei dem Hause der Altenheilerin Meyer vorüber. Als ich bei der Schmiede vorbei kam, sah ich den Schmied vor der Thür stehen. Er grüßte so freundlich und unbefangen, daß ich hinanritt und ihm freundlich die Hand vom Pferde herab reichte. Mit besorgten Blicken musterte er den Rappen, dessen Brust mit Schaum bedeckt war und rieth mir, das stark mitgenommene Pferd eine Weile in den Stall führen und abreiben zu lassen. Jetzt erst bemerkte ich, daß das arme Thier in der That mit Schaum bedeckt war und der Rath des Schmiedes ganz an seiner Stelle war. Ich stieg ab, das Pferd wurde in den Stall geführt und hier tüchtig abgerieben und in Decken gehüllt. Freundlich lud mich der Schmied in seine Stube, deren ansprechende Ordnung und Sauberkeit einen sehr angenehmen Eindruck auf mich machte. Meine gestrige Verabschiedung vom Schmied war eben nicht besonders freundlich gewesen. Dennoch trat mir der wackere Mann eben so offen und unbefangen entgegen, wie er dies bei meiner gestrigen Ankunft gethan hatte. Ich wollte deshalb vermeiden, auf unser gestriges Gespräch zurückzukommen, griff daher ohne Weiteres in die Tasche und erklärte ihm, daß ich nach Frostdorf geritten sei, um sein sachkennerisches Urtheil über einen mir verdächtig vorkommenden Schlüssel zu hören, der einem in Untersuchung befindlichen Arrestanten abgenommen sei.

Er nahm mir den mitgebrachten kleinen Schlüssel des Knechtes Matthis Priester aus der Hand und betrachtete ihn aufmerksam und lange mit sichtlich zunehmender Ueberraschung. Als ich ihn endlich fragte, ob er den Schlüssel kenne, antwortete er rasch und mit Bestimmtheit: „Allerdings kenne ich diesen Schlüssel; ich habe ihn selbst vor zwei Jahren für die Meyer gemacht, an Stelle des alten gänzlich unbrauchbar gewordenen. Es war kurz vorher, ehe die Meyer zum ersten Male bestohlen wurde. Dabei kam auch dieser Schlüssel, der zu ihrer Schreibcommode gehört, mit abhanden."

Digitized by Google

Ich blickte erstaunt auf den Schmied, ohne ein Wort reden zu können.

„Ich bin" — so fuhr er fort, als er mein Erstaunen bemerkte, — „meiner Sache durchaus gewiß; ich erkenne ganz bestimmt an der schlichten ovalen derben Reithe meine Arbeit. Dieser erste bei dannaliger Gelegenheit wahrscheinlich zugleich mit gestohlene Schlüssel hatte nur eine ganz schlichte Besatzung auf dem Schloßblech. Ich setzte für den zweiten Schlüssel, den ich darauf machte, eine zweite Besatzung auf dem Schloßblech ein und fertigte den neuen Schlüssel in entsprechender Weise an. Nun ist der Bart dieses alten Schlüssels, wie Sie sehen, bis auf einen kleinen Haken an der Barthöhe gänzlich ausgefeilt. Der Spitzbube, der den ersten Diebstahl ausgeführt hat, muß ein ganz geriebener Bursche gewesen sein und es sogleich auf einen zweiten Diebstahl abgesehen haben, da er den Schlüsselbart so ausgefeilt hat, daß er nicht nur dasselbe Schloß, sondern auch eine Menge anderer damit zu öffnen im Stande ist."

„Das ist ein „Deutsch Vorderschieber", wie Thieles jüdische Gauner ihn nennen" — p'ajze ich in meinem Erstaunen heraus.

„Einerlei, wie der Spitzbubenname lautet. Der Spitzbube, der den Diebstahl vor zwei Jahren verübt hat, muß auch den vorgestrigen vollzogen haben. Aber er hat den Schlüssel auch noch zu anderen Schlössern gebrauchen wollen oder gar schon gebraucht. Denn er hat das hohle Rohr beträchtlich dünner gefeilt, was ja nicht nöthig war, wenn er den Schlüssel nur zur Commode der Meyer hätte gebrauchen wollen."

Ich fühlte, wie mein Gesicht glühte vor Ueberraschung und Beschämung; auf völlig unerwartete Weise war ich plötzlich dem Verbrecher auf die Spur gekommen und das durch bloßen Zufall, ohne auch nur das geringste eigene Verdienst dabei zu haben. Mein glücklicher Stern hatte mich darauf geführt, mir auf den heutigen Spazierritt den Schlüssel und das Messer mitgeben zu lassen. Jetzt nach dieser völlig unerwarteten Aufklärung, griff ich muthig abermals in die Tasche, und zeigte dem schlichten Manne das Messer mit der Frage, ob er etwa dies Messer auch kenne?

(Fortsetzung folgt.)

## Das Werk des Großen Generalstabs über den deutsch-französischen Krieg.

(Schluß.)

Die Aussicht auf leichte Erfolge könnte wohl die Franzosen bestimmen, mit einem Theil ihrer Streitmacht von Straßburg aus gegen Süddeutschland vorzugehen. Eine Operation rheinaufwärts in die Flanke dieses Marsches wird indeß jedes weitere Vordringen über den Schwarzwald hinaus verhindern, und den Gegner zwingen, sich erst gegen Norden Luft zu machen.

Hat das badisch-württembergische Corps sich unserm linken Flügel angeschlossen, so sind wir in der Lage, von der Pfalz aus dasselbe so zu verstärken, daß eine nahe Entscheidung schon in der Höhe von Rastatt gesucht werden darf, bei deren glücklichem Ausgang der Rückzug dem Gegner verderblich werden muß. Zur Erreichung eines solchen Zweckes können wir unbedenklich von unserer Hauptmacht detachiren, da ja auch der Feind vor unserer Front um so viel schwächer geworden ist, wie er zu seiner Unternehmung am oberen Rheine bestimmt hatte.

Wollen die Franzosen ihr Eisenbahnsystem behufs schneller Versammlung aller Streitkräfte völlig ausnutzen, so sind sie genöthigt, in zwei Hauptgruppen zu debattiren, bei Straßburg und Metz, getrennt durch das Vogesengebirge. Wird der erstere, voraussichtlich klein re Theil nicht gegen Süddeutschland bestimmt, so kann die Heranziehung zur Hauptmacht an der oberen Mosel wesentlich nur durch Fußmärsche bewirkt werden.

In der Pfalz stehen wir auf der inneren Operationslinie zwischen beiden feindlichen Gruppen. Wir können uns gegen die eine wie die andere, oder, vorausgesetzt, daß wir stark genug sind, gegen beide gleichzeitig wenden. Die Versammlung aller Kräfte in der Pfalz schützt den unteren, wie den oberen Rhein, und gestattet eine Offensive in Feindesland, welche, rechtzeitig ergriffen, wahrscheinlich jedem Betreten deutschen Bodens durch die Franzosen zuvorkommen wird. Es fragt sich also nur noch, ob wir, ohne Gefahr, in unserer ersten Versammlung gestört zu werden, diese über den Rhein hinaus in die Pfalz und bis hart an die französische Grenze verlegen dürfen, und diese Frage ist nach meiner Ansicht mit „Ja" zu beantworten.

Unsere Mobilmachung ist bis in das letzte Detail vorbereitet. Sechs durchgehende Eisenbahnen sind für den Transport nach der Gegend zwischen Mosel und Rhein verfügbar. Die Fahrtableaux, aus welchen jeder Truppentheil Tag und Stunde des Aufbruches und des Eintreffens ersieht, liegen fertig. Schon am 10. Tage können die ersten Abtheilungen unweit der französischen Grenze debartiren, und am 13. Tage die combattanten Truppen von 2 Armeecorps sich dort versammeln. Am 18. Tage beläuft sich die Ziffer unserer Streitmacht auf 300,000 Mann und werden dieselben am 20. Tage mit fast allen Trains versehen sein.

Wir haben durchaus keinen Grund, anzunehmen, daß die Versammlung der französischen Armee in mobilem Zustande, für welche bis jetzt die Erfahrung fehlt, schneller bewirkt werden könnte. Seit Napoleon I. hat Frankreich nur partielle Mobilmachungen gekannt, bei welchen der ausrückende Theil des Heeres aus dem Zurückbleibenden ergänzt wurde. Allerdings könnten die Franzosen, bei der Anhäufung von Garnisonen und Lagern gerade im nordöstlichen Theile des Landes, bei der Vollständigkeit ihres Systems von Eisenbahnen und deren Reichthum an Betriebsmaterial, ohne vorher die Augmentation abzuwarten, eine Armee von 150,000 Mann in sehr kurzer Zeit an der Grenze versammeln. Dies Verfahren einer raschen Initiative würde dem Nationalcharakter zusagen und ist in militärischen Kreisen besprochen worden.

Gesetzt, eine so improvisirte Armee, die immerhin mit Cavalerie und Artillerie reichlich ausgestattet sein

Digitized by Google

würde, befände sich bereits am 5. Tage um Metz versammelt und überschritte am 8. Tage die Grenze bei Saarlouis, so würden wir es in der Hand haben, unsere Eisenbahntransporte rechtzeitig zu inhibiren und unsere Hauptmacht schon am Rheine auszuschiffen. Dorthin hätte die Invasion noch 6 Märsche und würde am 14. Tage überlegenen Kräften gegenüber zum Stehen kommen. Im Besitze der Stromübergänge, würden wir wenige Tage später schon die Offensive mit mehr als doppelter Ueberlegenheit ergreifen. Die Nachtheile und Gefahren eines solchen Vorgehens auf französischer Seite in seinem weiteren Verlaufe sind zu augenscheinlich, als daß man sich leicht dazu entschließen möchte. Wird sonach der Aufmarsch in der Pfalz und an der Mosel als ausführbar erkannt, so wird auch ein Einwurf gegen die Versammlung aller verfügbaren Streitkräfte dort aus der scheinbaren Entblößung unserer Rheinfront nicht abzuleiten sein. Es wurde bereits angedeutet, daß sie gesichtet ist durch die Neutralität Belgiens, und, wenn diese verletzt würde, durch die Entfernung, durch die eigene Stärke und durch die Operationen."

Das Memoire ergeht sich nunmehr über die Gruppirung der Streitkräfte, da „eine Heeresmacht, wie die gegen Frankreich aufzustellende, selbstverständlich nur in mehrere Armeen gegliedert operiren kann. Die Stärke jeder derselben ist nach den besondern Zwecken zu bemessen, die Zutheilung der einzelnen Armeecorps mit Rücksicht auf die möglichst schnelle Bereitstellung aller zu wirken.

Ohne diese wesentlich zu beeinträchtigen, könnte die nachstehende Eintheilung nicht abgeändert werden: Die I. Armee VII. und VIII. Armeecorps, als rechter Flügel um Wittlich (ca. 60,000 Mann), die II. Armee, III., IV., X. und Gardecorps im Centrum bei Neunkirchen-Homburg (ca. 131,000 Mann), die III. Armee, V., XI. Armeecorps, sowie Bayern, Württemberger und Badener als linker Flügel bei Landau und Rastatt (ca. 130,000 Mann). Eine Reserve, combinirtes IX. und XII. Armeecorps vorwärts Mainz (ca. 63,000 Mann); diese zur Verstärkung des Centrums verwandt, brächte die II. Armee auf ca. 194,000 Mann. Es ergäbe dies eine Stärke der drei Armeen zusammen von 384,000 Mann. Weiter blieben noch das I., II. und VI. Armeecorps, mithin ca. 100,000 Mann verfügbar. Die Offensive könnte somit nach Ablauf von 3 Wochen mit 384,000 Mann, oder, wenn das Eintreffen auch der erwähnten 3 Corps abgewartet würde, nach weiteren 4 Tagen mit 484,000 Mann eröffnet werden."

Dieses Memoire vom Winter 1868,69 hat unverändert die Grundlage für die bei dem plötzlich entbrennenden Kriege zunächst zu treffenden Anordnungen gebildet.

In der Voraussetzung ihrer Gutheißung waren die Vorarbeiten in jeder Richtung bis in das letzte Detail fortgeführt, und als Se. Maj. der König beim Eintreffen in Berlin die Genehmigung ertheilte, war nur erforderlich, das Datum des ersten Mobilmachungstages in die von der Eisenbahnabtheilung im Generalstabe (Oberst-Lieutenant v. Brandenstein) für jeden einzelnen Truppentheil ausgearbeiteten Marsch- und Fahrtableaux einzufügen und so den Transport beginnen zu lassen.

„Da konnten wir uns", meint die „Dem. Ztg.", „schon von Benedetti beleidigen lassen!"

## Miscellen.

**Kehl**, 13. Juli. Der erste Drahtseil-Schlepp-Dampfer auf dem Rhein, „Friedrich", hat in den letzten Tagen bei hohem Wasserstande seine Probefahrten gemacht und wird Ende dieses Monats in regelmäßigen Dienst kommen. Derselbe hat die Bestimmung, die auf dem Kanale von Saarbrücken bei Straßburg ankommenden Kohlenschiffe von der Mündung des Kanals in den Rhein nach dem 1½ Kilometer weiter oben befindlichen Hafen von Kehl zu schleppen. Diese Schiffe mußten bis jetzt an der Kanalmündung in kleinere Nachen umgeladen werden, welche dann mühsam von Pferden am Ufer herausgetreidelt wurden. Der Dampfer führt die Originalschiffe bei günstigem Wasserstande ohne Umladung in den Kehler Hafen herüber. Das Boot ist Eigenthum des Handlungshauses Birnbacher, Kunz u. Co. in Kehl und nach einem seinem besondern Zweck entsprechenden, von den Lauschiffen auf der Elbe, Maas und Donau abweichenden System von Professor Zeichmann aus Stuttgart construirt. Das Unternehmen ist für die Kohlenconsumenten des badischen Oberlandes und der Schweiz von dem größten Nutzen.

Aus **Ziffit**, 12. Juli, meldet die „K. H. Z." über die auch von uns telegraphisch mitgetheilte Gefangennahme des Räuberhauptmanns Schettulat folgendes Nähere: „Die Nachricht wurde allgemein bezweifelt, bis Schettulat wirklich in Begleitung eines wegen Diebstahls Verhafteten eingebracht wurde. Die beiden gebundenen Kerle waren von vier Gendarmen bewacht. Ueber den Fang Schettulat's hört man, daß er mit seinem Genossen Prahsa am 11. in Gr. Petersdorf einen Executor angriff, um ihm eine so eben erhobene Summe von 150 Thlrn. zu rauben. Der Executor flüchtete sich, nachdem Schettulat zweimal auf ihn gefeuert hatte, in ein Wirthshaus, wo sich zufälliger Weise ein Gendarm und zwei Schlächtergesellen befanden. Schettulat drang in das Wirthszimmer, bewaffnet mit zwei Doppelterzerolen, aus welchen er auf den Gendarmen und den einen Fleischer schoß; dieser wurde in die Wange getroffen, und nun wandten sich sämmtliche Anwesende gegen Sch., den ein Hieb mit einer Harke über den Kopf und ein Bajonnettstich in die Seite bald zu allem Widerstande unfähig machten. Sein Genosse Prahsa hatte während des Kampfes versucht einzudringen und auch einen Schuß in's Zimmer gefeuert, war aber hinausgedrängt worden und hatte, als man daran dachte, sich auch seiner zu versichern, bereits das Weite gesucht. Von Gr. Friedrichsdorf wurde Schettulat in Begleitung der drei Männer, die ihn gefangen genommen, und des Krugwirths Krohnert nach Heinrichswalde gebracht, wo indeß ein Verhör nicht mehr mit ihm vorgenommen werden konnte, weil Sch. zu schwach und betrunken gewesen sei. Von dort wurde er denn heute hier eingeliefert. Sein Gesicht wie sein übriger Körper trugen die Spuren des wilden Kampfes, den seine Bändigung erforderte, wie auch der an ihm infolge seines Widerstandes zweifelsohne ausgeführten Lynchjustiz. Durch die Gefangennahme des Schettulat ist der dortigen Gegend ein großer Dienst geleistet. Von der Schettulat'schen „Bande" sind bereits drei Verbrecher, darunter einer, welcher das Raubmordverfuchs an einem polnischen Priester angeklagt ist, eingebracht worden."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 88. Speyer, Donnerstag, den 25. Juli 1872.

## Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

Von F. Axé-Lallemant.

(Fortsetzung.)

Wer begreift mein Erstaunen, als der Schmied beim ersten Blick auf das Messer mit derselben Ruhe und Sicherheit sagte, daß das Messer dem beim Dorfschulzen dienenden zweiten Knechte Matthis gehöre, der ihm vor etwa vierzehn Tagen das Messer mit zerbrochenem Niet gebracht und dem er auf seine Bitte ein neues Niet durchgezogen habe, dessen Köpfe, wie der Augenschein zeige, nur roh und unvollkommen umgelegt und nicht einmal flach abgefeilt seien, da der Knecht auf die kleine Arbeit gewartet und Eile gehabt habe.

Ich weiß nicht, ob und wie weit es mir glückte, den braven schlichten Mann über alles Das zu täuschen, was in mir vorging; ich fühlte aber bis in den Grund meiner Seele mit tiefer Beschämung, wie schwach und wie sehr befangen ich in einem amtlichen Geschäftszweige war, in welchem sich so überaus Viele mit ihrer Schlauheit und Menschenkenntniß brüsten und in wahrhaft unehrlicher Weise das für die Erfolge ihres „Verstandes der Verständigen" ausgeben, was der glückliche Zufall ihnen ohne alles eigene Verdienst, oder auch der schlichte ruhige Verstand und Ordnungssinn des einfachen Bürgersmannes offenbart hat.

Demungeachtet mußte ich den Schein und die amtliche Würde wahren: ich stand auf, dankte ihm für die sachlennerische Mittheilung, versprach, dieselbe nicht unbeachtet zu lassen, bat ihn, bis zu meiner Rückkunft von der Altentheilerin Meyer, die ich noch über einzelne sachdienliche Dinge zu befragen hätte, mein Pferd in Obhut zu behalten und verließ den Mann mit dem Versprechen, daß ich bald zurückkommen wolle.

Kaum litt ich es in meiner übermüthigen Freude, daß er mich bis an die Thür geleitete; ich drängte ihn mit halber Gewalt an seinen Amboß, da ich sah, daß der Lehrling bei unserm Vorübergehen den Blasebalg an der Esse wieder rüstig in Bewegung setzte und den Meister erwartete. Glücklich sprang ich davon, als ich die ersten Hammerschläge hörte und schwenkte mit Geschwindigkeit links ab zur Wohnung der Altentheilerin Meyer.

Ich traf diese glücklicherweise allein zu Hause und in ihrer Stube. Zur Einleitung fragte ich sie nochmals über alle die Thatsachen, welche sie mir bereits zu Protocoll gegeben hatte, und forderte ihr dann den Schlüssel zur Schreibklappe ihrer Commode ab, welchen sie auch bereitwillig aus ihrer Leibtasche herauslangte. Ich versuchte nun, ohne daß sie es bemerkte, mit meinem Schlüssel das Schloß zu öffnen und überzeugte mich, daß dieser Schlüssel vollkommen geläufig schloß. So ruhig wie möglich gab ich ihr ihren Schlüssel zurück und fragte endlich noch, ob sie vorgestern Abend, als Florette Lorenz bei ihr gewesen, noch sonst Jemand bemerkt habe.

Sie verneinte dies und antwortete auf meine besondere Frage, ob etwa der Toter-Bolla auch da gewesen sei, daß sie diesen nicht bemerkt habe, da sie weder die Stube verlassen, noch aus dem Fenster gesehen habe, als Florette Lorenz, von der sie jedesmal auf der Durchreise besucht werde, von ihr gegangen sei.

Als ich nun weiter zurückgriff und fragte, ob etwa am Tage vorher irgend ein Fremder im Hause oder in dessen Umgebung gewesen, verneinte die Wittwe auch dies und sagte nur obenhin: der Knecht Matthis, der mit des Schulzen Fuhrwerk Tags zuvor das Heu von der Wiese angefahren habe, sei die einzige Menschenseele gewesen, die den Hof betreten habe und Matthis sei ja nur ein „Simpler und Sünner", der keinem Menschen Unrecht thue.

Ich stutzte, obgleich ich die Bedeutung des plattdeutschen „Sünner", für sinnig und ruhig, sehr wohl verstand: ich hatte ja allen Verdacht auf den Knecht geworfen. Dem ungeachtet verrieth ich mich nicht, sondern fragte die Meyer möglichst ruhig und gleichgültig, was sie vom Knechte Matthis Priester halte? Sie gab mir hierauf nur eine Umschreibung der bereits von ihr sehr zutreffend gegebenen Bezeichnung „Simpler und Sünner" und meinte dazu, daß der Knecht ein unverdrossener fleißiger Arbeiter sei, der sich Alles vom Schulzen gefallen lasse, deßhalb sehr gut bei ihm angeschrieben sei, und daß er sich schon ein bedeutendes Sümmchen erspart habe, dazu aber doch auch in der Lotterie gewonnen haben müsse, weil er kürzlich auf eine Außdorfer Käthnerstelle von fünfzig

Digitized by Google

Morgen Größe gehandelt habe und die Absicht hege, sich mit Sophie Rebelsdorf zu verheirathen.

Bei dieser Aeußerung mochte sie mir wohl meine Ueberraschung abmerken; denn sofort setzte sie hinzu, daß Matthis zwar sehr simpel und „dummerig" aussehe, daß er aber doch „seinen Kram gut verstehe", und daß darum Sophie als ein verständiges Mädchen wohl darüber hinweg sehen werde, obschon der Großknecht behauptet, daß der Schulze selbst heimlich um Sophie freie und daß diese denn doch wohl zu hoch hinaus wolle, da sie ja nur eine arme Tagelöhnerstochter sei.

Sinnend über diese seltsame Mittheilung verabschiedete ich mich von der Wittwe und ging hinten durch den Garten hinab auf den Wiesenweg, um von da durch des Schulzen Garten hinauf zum Schulzenhause zu gelangen. Als ich über den Steg zum Schulzengarten ging und die untere Gartenpforte öffnete, sah ich Sophie Rebelsdorf am Bienenschauer stehen, die, wenn auch mit verwundertem, doch freundlichem Gesichte auf mich herunterblickte.

Als ich hinantrat, begrüßte sie mich zuerst und sprach sogleich ihr Bedauern aus, daß ich den Schulzen nicht zu Hause treffe, da er nach Arenau geritten sei, gerade um mich zu sprechen und die Freilassung seiner beiden Dienstleute, die er durchaus nicht entbehren könne und für die er jede beliebige Caution zu stellen bereit sei, von mir zu erbitten.

Die Absicht meines Besuches war also verfehlt; mir blieb nun nichts Anderes übrig, als den Schulzen amtlich vorzuladen und zu vernehmen. In diesem Vorsatze folgte ich dem Mädchen in die Wohnstube, setzte mich, um einen Augenblick auszuruhen, auf die Bank unter dem Fenster und bat Sophie auf ihre gastliche Frage, was sie mir anbieten könne, um ein Glas frische Milch. Dienstfertig verließ sie die Stube, um in den Milchkeller hinab zu gehen. Ich blieb allein zurück, langte in die Tasche, um ein Trinkgeld für das Mädchen aus dem Portemonnai zu nehmen und faßte den kleinen Schlüssel, den ich nach dem heimlichen Probiren an der Schreibcommodenklappe der Wittwe Meyer eilfertig in die Tasche zum Portemonnaie gesteckt hatte. Ganz zufällig blieb jetzt mein Blick auf dem kleinen Schlüsselschrank an der Wand haften, aus welchem Sophie bei meiner letzten Anwesenheit die großen Schlüssel zum prachtvollen Eichenholzschrank nebenan in der „Schultenböns" genommen hatte. Gewiß war es nicht die Folge irgend einer Ueberlegung oder Combination, sondern ein ganz unbewußter Trieb, oder wenn man will, eine durchaus zufällige Inspiration, daß ich urplötzlich mit dem Schlüssel in der Hand auf den Schrank zuflog und den Schlüssel in das Schloß steckte.

Der Schlüssel paßte und schloß behende auf und zu!

Wiederum mußte ich heute die später noch unzählige Mal wiederholte Erfahrung machen, der jeder ehrliche und gewissenhafte Polizeibeamte beipflichten muß, daß bei allen günstigen Erfolgen das Meiste doch nur dem glücklichen Zufall zu verdanken und daß es mit der ganzen polizeilichen Schlauheit und Combination nichts ist, wenn man nicht die Augen allenthalben hin offen hat und sich dazu vor Allem selbst verleugnen und viel mehr hören und sehen lernt, als befehlen und anordnen. „Das Messer in der Hand des Weisen" — sagt ein prachtiger alter jüdischer Lehrer — „ist gefährlich, und wie viel mehr in der Hand des Einfältigen!"

Hastig war ich mit meinem Schlüssel in die Tasche und auf meinen Platz zurück, noch ehe Sophie mit der Milch wiederkehrte. Ich fühlte mich innerlich so aufgeregt, daß ich, um meine Verlegenheit zu verbergen, in einem Zuge das ganze Glas Milch leerte und dem Mädchen, das mir in offener Verwunderung über meinen gewaltigen Durst ein zweites Glas anbot, einen Thaler in die Hand drückte, wie wenn sie mir gestiftentlich einen erheblichen Dienst geleistet hätte. Nach einigem Nöthigen nahm sie den Thaler an und hub nun mit halb verschämtem, halb muthigen Ausdruck an:

„Sind Sie nun auch so gut und lassen Sie den Matthis und den Taterbull los. Der Schulze kann sie beide nicht missen, weil es nun auf die Ernte los soll."

Ich stutzte: ohne vieles Sperren hatte sie das gute Trinkgeld angenommen und nun verwendete sie sich sogar für Matthis. Hielt sie es denn wirklich doch mit dem Knecht? Hätte sie nicht das Trinkgeld von der Hand weisen müssen, wenn der Schulze es mit ihr hielt und sie Frau Schulzin zu werden hoffte? Es trieb mich, nur einigermaßen Aufklärung darüber zu erlangen und so fragte ich, wie sie dazu komme, sich für die beiden verhafteten Leute zu verwenden?

„Das ist blos wegen dem Schulzen und wegen der Ernte", war die kurze unbefangene Antwort, die mir nun doch keineswegs genügen konnte: ich wollte ja wissen, was sie von Matthis halte und fragte deshalb rasch und kurz, was sie über den Knecht denke? Helles Erröthen überfloß ihr Gesicht bei dieser Frage. Sie schwieg dabei und schlug die Augen nieder.

Also hielt sie es doch mit Matthis Priester? Mich dauerte das Mädchen, wenn sie sich an einen Menschen gebunden hatte, der in meinen Augen nichts anderes als ein tückischer und schwerer Verbrecher war.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Blick in die Urgeschichte des Elsasses.*)

Von **Heinrich Rosé.**

Unter den vielen Beschreibungen von Wanderungen, die nach der berühmten Höhe von St. Ottilia unternommen worden sind, habe ich keine vorgefunden, die an einem glänzenden Wintertage (wir werden sehen, in wie weit diese Bezeichnung gilt) und unter den mir vom Glück zu Theil gewordenen Umständen vollendet

*) Nürnberger Korresp.

Digitized by Google

worden wäre. Wenn sich zu unserm Leidwesen so häufig die Wahrheit des Sprichwortes erweist, welches sagt, man solle den Tag nicht vor dem Abend loben, so geschieht auch, obgleich seltener, das Umgekehrte.

Ein dichter, eisiger Winternebel lag über Ober-Ehnheim, als ich trübselig die glatten Gassen hinausschritt, nach dem Heiligthum der gefeierten Tochter des Herzogs Etiko trachtend. Zu solcher Stunde will sich Niedergeschlagenheit des Wanderers bemächtigen. Er bereut seine Entschlüsse und wankt. Doch die Festigkeit des Wollens stützt ihn kräftiger, als der stachelspitzige Stock, mit welchem er den Boden vor seinen Schritten prüft. Durchfröstelnd und die Brust beklemmend lasteten die herabgesenkten Dünste über dem weiten Weingelände. Der Frost hatte Bäume, Reben und Rebpfähle, das Stachelgestrüpp an den Weinbergen, das Gras der Gräben mit so regelmäßigen Krystallen überstäet, daß das kleine Stück Welt, welches der Nebel zu sehen gestattete, einem Wirrsal von allerlei Ranken, Gesäß und Guirlanden aus Metallsalzen glich. Den Augenblick des Sonnenaufgangs kennzeichnete das Hervortreten eines orangefarbenen Schimmers, jenseits dessen hie und da sogar die bläulichen Umrisse der nahen Berge auf Augenblicke auf und abschwammen. Nicht minder wurde er dem Ohre durch ein leichtes Knistern vernehmlich. Denn das Gestirn, obgleich im Steinbok stehend, gebot über Wärme genug, um den Reif-Anflug hier und dort an geschützten Stellen von den Aesten zu lösen. Das rauschte wie schwerer Regen, der auf Sommerlaub fällt. Die Dichtigkeit des Nebels wurde dem Wanderer fühlbarer durch das Getön naher Glocken, durch das Rasseln von Rädern in nächster Nähe, und doch vermochte er nicht viel über den Rebgarten hinauszublicken, an dessen Rand ihn sein Weg führte. So ging es in der Dämmerung fort. Vom Dorfe St. Nabor ab, in welchem neben dem in der Kälte aufrauchenden Brunnen kaum die Dachfirste zu erkennen waren, wurde es noch schlimmer. Denn dort zieht sich der Fußweg in einer steilen engen Schlucht hinan. Zur Zeit des Thauwetters war in diese enge Schlucht offenbar alles Wasser der Abhänge hinabgeflossen, und so boten sich jetzt den Füßen alle Widerwärtigkeiten einer stark geneigten, buckeligen Eisbahn. Selbst die Nachhilfe mit den Händen an den vereisten steilen Hängen des engen Hohlweges war nicht immer möglich. Denn auch diese glänzten von unanfaßbarem Eis, und oft streiften bereifte Aeste, glasiges Wurzelwerk das Gesicht. Doch die steilen Wege führen zum Glanze. Mit Entzücken sah ich, am obersten Rande des Hohlwegs angekommen, daß das Jammerthal des Nebels und des Winters nunmehr unter mir lag. Wenige Schritte hatten eine wundersame Verrückung bewirkt. Ich war in einen jener Tage hineingerathen, wie sie in der ersten Hälfte des Winters, etwa bis zum Thaumonat hin, nicht gerade selten sind. Oben wehte der Südwind. Die leichte Luft brachte die Wärme und duftige Feuchtigkeit glücklicherer Länder mit sich und floß über den nordisch zähen Nebel der Tiefe hin, wie der warme Golfstrom über den kühleren Wassern des großen Weltmeeres. Welche Wirkung das für die Fernsicht hatte, das werden wir oben unter den Mauern der heiligen Ottilia uns betrachten. Für jetzt begnüge ich mich, die Seligkeit anzudeuten, welche in solchem Falle der Auftauchende über Licht und Wärme empfindet. Rohe Blodspuren gestaffelten Weges sind Ueberreste einer jener uralten Straßen, die man einmal kurzweg „Römerstraßen“ nennt — gleichviel von welchem Sterblichen sie durch die Urwälder der grauen Jahrhunderte hindurch angelegt worden sind. Auf ihrem zerbröckelten Gestein fortschreitend, ergötzte mich zunächst der Duft des hohen Forstes, im lauen Südwind dem eines Treibhauses gleich. Da scholl wieder die Art des Holzschlägers aus dem moosigen Tann, die armen Sammler von Zweigen wärmten sich hie und da auf einem Blocke sitzend, am milden Strahl. Die auftleigende Eisbahn hatte in lebensvollen Frühling geführt. Plötzlich erscholl ein Jagdhorn. Schüsse und Hundegebell, die aus dem Thale von St. Georgen hervorschallten, erinnerten an den wildreichen „Wasgenwald“. Ueberall zogen die schief einfallenden Sonnenstrahlen ihre flimmernden Straßen durch das Halbdunkel unter den breiten Fohrenwipfeln. Vögel sangen, und grüne Pflanzen folgten sich beugend den selig lauen Windwellen. An sonnigen Schlägen blühte das wilde Haidekraut. Die Schneeflecken, Ueberreste der Erstarrung, welche selten verstreut im Walde lagen, dienten, von der Sonne beschienen, nur dazu, den sammtgrünen Glanz des Mooses zu erhöhen. Jetzt eröffnet sich der Blick in die Tiefe. Sie ist ein Meer — und zwar ahmen die zäh und bleiern daselbst starrenden Dünste das Aussehen der Fläche des unabsehbaren Wassers so unbeschreiblich nach, daß die Täuschung uns schier das Bewußtsein verwirren möchte. Ein Meer ohne Segel, ohne Leben, ohne Ufer liegt da. Doch nein, dort im Osten erhebt sich Land. Es sind die Kuppen des Schwarzwaldes.

An solchem Punkte angekommen, wie betäubt durch den ungeheuren Trug, können wir es uns nicht versagen, mit der Einbildungskraft rückwärts zu fliegen in jene Zeiten, in welchen nicht Nebel stockte dort unten, sondern ein lebensvolles Meer sich bewegte. Dieser Schein eines Oceans, der zwischen Wasgau und Schwarzwald fluthet, war einmal gewaltige Wirklichkeit. Es waren in der That einst Tage, in welchen das Meer gegen diese Kuppen brandete. Die Geognosten nennen jene Zeit die Jura Periode. Damals erstreckten sich von dem unbedeutenden Festlande, das man sich in der Mitte Deutschlands denken muß, zwei lange Halbinseln gegen Süden: die Wasgau- und die Schwarzwald-Halbinsel. Zwischen beiden füllte der „Elsässer Golf“ die heutige Rheinebene. Korallenriffe umsäumten den Strand, den Schachtelhalme und Farrenkräuter bedeckten und dem noch kein belaubter Wipfel Schatten spendete. Hie und da mochte ein Beutelthier durch das Dickicht schlüpfen oder die „gefiederte Eidechse“ über dasselbe hinflattern. Ungeheuerliche Libellen tanzten über den Wassern, die nach kurzem Laufe in's Meer fielen, und langheinige Spinnen krochen über den üppigen Boden. Dieses Bild ist nach den Lehren zusammengestellt, welche von

Digitized by Google

den Fundgruben des Elsasses geboten werden. Wo die der Jura-Zeit angehörigen Seelilien, Seeigeln, Muscheln, Schnecken u. s. w. vorgefunden werden, über diesem Bogen wogte das eben so benannte Meer. Eine Landkarte des Elsaß aus jener Zeit würde uns also die Wasgau-Berge zeigen, nördlich ins Festland verlaufend, westlich und südlich vom großen Jura-Meer, östlich vom Elsässer Golf begrenzt. Doch gehört noch eine dritte Gruppe in das Bild herein. Im Südosten hätte man einen Archipel von Inseln und Landzungen wahrgenommen — eben jene Stücke der Erdrinde, auf welchen heute siegesfreudige Alpenclubbisten ihre Fahnen aufpflanzen. Wenn man sich einen Begriff von dem thierischen Leben in diesem Meere machen will, so unterrichte man sich über die aus den Kalk- und Mergellagern herausgehobenen Ueberreste. Da schwammen ungeheure Saurier durch die Fluth, scheußlich gestaltete Fische und anderes Gethier verfolgend. Die Gehetzten suchten und fanden oft Zuflucht im Wirrsaal des aufstrebenden Korallengeästes, wie so manches in den Korallenkalk eingeschlossene Wesen beweist. Ueberhaupt möchte ein Blick in die dunkeln Irrgänge des Korallen-Baues unter dem Wasser mit der darin und darunter und dazwischen wimmelnden Menge abscheulicher Bestien eine Offenbarung über das Wesen der Welt geboten haben. Nicht minder lehrhaft mochte es um die „Schwammfelsen", die Ansammlung der Spongien, herum zugehen, von welchen man noch in den Mergelmassen des Jura die Ueberreste findet. Dort waren die vielgestaltigen Wülste dieser kümmerlich ausgestatteten Thierbildungen von Meerlilien und Sternen mit den beweglichen Stachelarmen bedeckt. Nach und nach liefen, durch Hebungen gezwungen, die Wasser aus dem Elsässer Golfe ab. Ueber anderen Stellen der Erdrinde, tauchten dann allmälig im Meere jene Wesen auf deren Ueberreste die „Kreidezeit" bezeichnen. Wir aber wenden uns nunmehr dem tosenden Meer, seinen Wurzelfüßern und Ammoniten, wieder der flimmernden Nebelschicht zu, welche da unten Rauchfänge und Dächer überlagert. Gerade so mag damals die „Schwarzwaldalphirsel" sich aus den Wassern des Elsässer Golfes erhoben haben, wie sie jetzt, im lauen Thawwind blauend, wogenförmig über der stillen Nebelsee liegt. Mit nichts vermag ich diese langgestreckte, bergwoogige Inselwelt dort drüben zu vergleichen, als mit dem Anblicke, den die weithin längs des Landes sich hinziehenden Berginseln des dalmatischen Meeres darbieten. Sowie dort der Schwarzwald aus der Fluth ragt, so begleiten Pasman und Ulgian, Incoronata und Curzola das graufe Gestipp des Festlandes.

(Schluß folgt.)

## Miscellen.

**Rühlhausen**, 14. Juli. Italien, das uns sonst nur mit Maurern und Musikanten versorgt, hat dieses Jahr hier auch seine Repräsentanten im Fache der Industrie und des Gewerbfleißes. Am östlichen Ende der Stadt in der Allacher Straße befindet sich das Gasthaus zum „Mohrenkopf", das Rendezvous der Italiener. Da hat ein industrieller Mann aus dem Lande dessen Logarani sein Quartier genommen und die seinem Lande eigenthümliche Industrie mit bestem Erfolg auf deutschem Boden eingeführt. Sein Arbeitspersonal besteht aus 5 oder 6 Knaben, welche den Tag über mit Handorgeln oder Affen die Stadt und die umliegenden Dörfer beteilend durchziehen und am Abend die zusammengebrachten Soldi ihrem Chef nach Hause bringen, sich nachher im Keller auf Stroh zum Lagern legen und am frühen Morgen ihr Tagwerk wieder beginnen. Mag das Geschäft auch zu den bescheidenen gezählt werden, so ist doch sein Umschlag in Münzen ziemlich beträchtlich, die Summe beläuft sich monatlich auf ungefähr 500 Fr.; soviel wird wenigstens an Kupfer und Nickel eingenommen und bei einem hiesigen Hause gegen Gold ausgewechselt. Der Unternehmer, wenn er auch nicht über Pferd und Wagen verfügt, genießt doch das Leben ruhiger und sorgenloser, als die meisten Industriellen. Seine ganze äußere Erscheinung zeigt auch den ruhigen Geschäftsmann, der sein Schäfflein bereits im Trocknen hat. Eine besondere Chance des Geschäfts liegt in dem Umstand, daß ihm der Steuercontroleur nicht beikommen kann. Wenn das französische Steuergesetz hat seine Rubrik, in welche sich diese Art von Erwerb bringen ließe. — Wie man von den jungen Arbeitern vernehmen kann, wird das Engagement jeweilen zwischen ihren Eltern und dem Unternehmer abgeschlossen, welch ersteren sich einen Preis ausbedingen, der für die Saison und für den Kopf bis auf 300 Fr. steigen kann.

In ein Telegraphenbureau bei Paris trat jüngst ein Herr und gab folgende Depesche auf, die als einfache nur zwanzig Worte zählen durfte: „Madame Duval, X-Straße 15, Paris. Melde mit Schmerz Tod Oheims Vincent. Komme rasch zur Eröffnung Testaments. Glaube, wir sind Erben. Durand." — Der Telegraphenbeamte zählte die Worte und fand deren zweiundzwanzig. — „Es sind zwei Worte zu viel, Herr", bemerkte er dem Aufgeber. — „So?" entgegnete dieser, las das Telegramm durch und entschied dann: „Wohl, streichen Sie: mit Schmerz."

Die neuesten Telegrammme aus Texas berichteten von neuen Gewaltthaten der Indianer. Nach einer Mittheilung der New-Yorker Handelszig. scheint sich der Indianer überhaupt wieder eine große Unruhe bemächtigt zu haben. Die Indianer-Kriege haben dem Lande schon mehr gekostet und gekostet, als alle Kriege mit England, den Unabhängigkeitskampf eingeschlossen. Es wird darauf gerechnet, daß jeder im Kampf getödtete Indianer der Republik hundert ihrer Krieger und eine Million von ihren Schätzen kostet, abgesehen von den angerichteten Verwüstungen und der peinlichen Stockung, welche die Ansiedlung dadurch erleidet. Ohne sich im Geringsten Cooper'scher Sentimentalität hinzugeben, darf man behaupten, daß die Treulosigkeit gegen die Indianer in den allermeisten Fällen die Schuld an diesen Kriegen trägt. Die mit ihnen abgeschlossenen Verträge, die ihnen gegebenen Versprechungen werden nicht gehalten, theils weil der Congreß sie verbummelt, theils wegen der Corruption der Agenten. So eben ist in Washington ein Schreiben der vereinigten Nationen eingelaufen, welches nachweist, daß jenes Gebiet ihnen als freies Eigenthum, auf dem sie, unbehelligt durch Weiße, in Frieden unter einander und mit ihren Nachbarn leben konnten, übertragen worden, nachdem man sie aus ihren früheren Wohnsitzen, die gleichfalls ihr rechtmäßiges Eigenthum waren, gewaltsam entfernt. Sie hätten sich's dort nach harter Arbeit eben gemüthlich gemacht, und nun wolle man ihnen ihre Ruhe, ihr Eigenthum, die Früchte ihres Schweißes rauben, indem man den werthvollsten Theil ihres Landes an Eisenbahn-Compagnien verschenke. Die Indianer protestiren gegen diese Gewaltthat, und wollen sich nicht darein fügen. Wie kann man ihnen Friedensbruch verdammen, wenn man ihnen selbst die Treue bricht?

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 89. Speyer, Samstag, den 27. Juli 1872.

## Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

**Von F. Axé-Lallemant.**

(Fortsetzung.)

Ich konnte jedoch nicht blos gefragt haben, um keine Antwort zu erhalten. Ich fragte deßhalb weiter, ob Matthis, der, wie ich gehört hätte, auf einen Käthnerhof in Nußdorf handle, Vermögen besitze?

„Er sagt das", sagte sie weinend und mit niedergeschlagenen Augen — „und hat auch allerhand Dinge, woran kein wahres Wort ist." .

Die Aufregung des bisher so freundlichen Mädchens dauerte mich. Ich fühlte, daß ich kein Recht hatte, nach ihren persönlichen und intimeren Angelegenheiten zu forschen und brach das heitle Gespräch ab, wiewohl ich mir keineswegs klar darüber geworden war, ob Sophie es mit dem Schulzen oder mit dem Knechte hielt. Das ganze Gerede der Wittwe erschien ja doch nur als eine bloße Dorf- und Weiberklatscherei, auf die ich am allerwenigsten in meiner amtlichen Eigenschaft etwas geben durfte. Verstimmt ging ich zum Schmied zurück und bestieg ohne Aufenthalt meinen Rappen.

Ich trabte durch das Dorf und hatte bald den Fahrweg neben der Weide des Schulzen erreicht.

Oben unter der prächtigen Gruppe von Lärchenbäumen hielt ich an, weidete mich eine Zeitlang an der köstlichen Aussicht in's Thal hinab und fand mich gleich darauf wieder auf dem Wege zum herrlichen Buchenwald, und sodann auf dem Dohnenstieg am Rande der Waldung. Plötzlich empfand ich einen brenzlichen Geruch; ich hielt an; der Luftzug kam von der Biegung des Dohnenstiegs vor mir; langsam und forschend ritt ich weiter, der Geruch wurde stärker, ich gelangte an die alte Buche mit dem Hornissennest in der Höhlung: aus der obern Oeffnung des Stammes draug ein ziemlich starker Qualm wie aus einem Schornstein. Unterhalb des Stammes zwischen den Wurzeln lag ein Haufe grauer Strohasche, einzelne Funken und kleine Brände fielen aus der Höhlung auf den untenliegenden und bereits ausgebrannten Aschenhaufen herab, zum Zeichen, daß der Luftzug noch immer das Feuer im Innern unterhielt.

Es war offenbar, Jemand hatte einen Strohhaufen unter die Höhlung gebracht und angezündet, um das Hornissennest zu vernichten und dazu war die Nachtzeit benutzt worden, da am Tage eine Annäherung an die reizbaren Thiere gefährlich und kaum möglich war. Ich sah keine einzige Hornisse in der Nähe fliegen; alle schienen in der Höhlung verbrannt zu sein.

Ich ließ mich nicht auf eine nähere Untersuchung ein; auf den ersten Blick sah ich, daß der Brand der Buche leicht eine weitere Ausdehnung gewinnen und gefährlich für den Wald werden konnte, dessen lockerer Boden mit dem dürren Laub vieler Jahre dem Feuer reichliche Nahrung gewähren mußte; ohnehin lagen auf der Wiese hart am Waldrande getrocknete Heuhaufen, deren Besitzer wahrscheinlich von den Hornissen belästigt worden war und der sich nun beim Einheimsen durch Vernichtung des Nestes von den gefährlichen Thieren hatte befreien wollen. Ich trabte vorwärts und hatte kaum noch Zeit, einen flüchtigen Blick auf das nahe mystische Zeichen am Haselstrauche zu werfen.

Erst kurz vor der Oberförsterei ward ich inne, daß mich der Gedanke, Hilfe gegen die drohende Gefahr zu veranstalten, rücksichtslos hierhergetrieben hatte. Ich erschrack, daß ich schon so nahe hinangekommen war und zog unwillkürlich die Zügel an; aber ich war schon gesehen worden und Conrad Werner kam mir mit freudestrahlendem Gesichte aus der Hausthür entgegengelaufen. Er mußte glauben, daß ich mein gestriges Unrecht wieder gut machen wollte und auch ich empfand, wie viel ich für mein herzloses Benehmen zu entschuldigen und zu sühnen hatte. Treuherzig reichte mir Conrad die Hand auf's Pferd hinauf und hielt den Zügel, wie wenn ich selbstverständlich absteigen müßte; es war Alles an ihm so offen, so wahr, so grundehrlich, daß ich rasch vom Pferde herabsprang, ihm in die Arme fiel und ihn herzlich umfing und küßte. Ein Holzknecht nahm mir das Pferd ab, und vor Ueberraschung und Freude glühend wollte Conrad mich in's Haus führen: da theilte ich ihm aber eilfertig die im Walde gemachte Wahrnehmung mit und machte mit meiner Verlegenheit und Hast die Sache gefährlicher als sie an sich war. Rasch und entschlossen holte er mehrere lederne Feuereimer aus der Wagenremise und eilte mit mir und dem herbeigerufenen Jägerburschen fort.

Digitized by Google

Eifrig und keuchend trabten wir neben einander her, ohne auch nur ein Wort mit einander zu reden; nur der Jägerbursche unterbrach die Stille und erzählte uns, daß schon vor einigen Tagen der Besitzer der anliegenden Wiese ihm seine Noth geklagt habe, daß seine Leute beim Einernten des Heu's überaus von den Hornissen belästigt würden und daß die Thiere gerade jetzt so unruhig und gefährlich geworden seien, daß sie mehrere Male die Flucht vor den Thieren hätten ergreifen müssen. Es sei daher zu vermuthen, daß der Besitzer der Wiese in voriger Nacht, als alle Hornissen zu Nest gestogen gewesen, die Höhlung mit Stroh verstopft und dieses in Brand gesteckt habe.

Bald erreichten wir die Buche. Noch drang der Qualm aus der obern Oeffnung. Mit Leichtigkeit waren aus der hart am Grabenwall vorbeifließenden Aue einige Eimer mit Wasser gefüllt und dieses in die Oeffnung gegossen. Bald legte sich der Qualm, die unterliegende Strohasche siedete und spülte auseinander und jetzt erst wagten wir den Blick auf den Fuß der Buche zu werfen, um nach der Entstehung des Brandes zu forschen.

Wer begreift unser Erstaunen, als wir unter der Höhlung zwischen den drei starken Wurzeln der Buche einen Haufen harter Thaler liegen fanden. Die Asche war fortgespült und das nur in wenig einzelnen Stücken geschwärzte Geld lag blank und eben auf einem Haufen mitten unter der Höhlung. Sorgfältig sammelten wir das Geld in einem Feuereimer zusammen und überzählten es: es waren dreihundertfünfundvierzig Thaler. Da fuhr mir der Gedanke an den Diebstahl bei der Altentheilerwittwe Meyer durch den Kopf. Ich schnitt einen Stecken und stieß damit in die Höhlung von Unten hinauf. Wenn meine Vermuthung richtig war, mußten noch einige Thaler im Baume stecken. Stillschweigend folgte Conrad Werner meinem Beispiel, schnitt ebenfalls einen Stock vom Grabenwall und fuhr damit durch die obere Oeffnung in die Baumhöhlung hinab. Nicht lange währte es, so fiel etwas Schweres nach unten und gerade auf meine Hand herab, es war ein halb verbrannter, blau und weiß carrirter Geldbeutel, genau so wie ihn mir die Altentheilerwittwe Meyer bei der Vernehmung beschrieben hatte. Der Knopf und Bindfaden war unversehrt, das untere Ende des Beutels aber bis auf ein Drittel weggeschwärzt; in der unversehrt gebliebenen Ecke steckten noch fünf harte Thaler. Es war zweifellos. Hierher hatte der Dieb den bei der Meyer gestohlenen Geldbeutel versteckt und schlauerweise diesen unverdächtigen Ort gewählt, dem bei Tage sich Niemand nahen durfte, ohne von den unruhigen Hornissen in gefährlichster Weise bedroht zu werden.

So sehr ich mich überrascht fühlte, so war doch Conrad Werner noch erstaunter als ich. Ich gab ihm eine kurze Aufklärung und mußte mit ihm den glücklichen Zufall preisen, der mich gerade heute noch einmal auf denselben Weg geführt hatte, den ich schon gestern ohne Plan und Absicht gegangen war. (F. f.)

## Ein Blick in die Urgeschichte des Elsasses.

Von Heinrich Noé.

(Schluß.)

Doch setzen wir unseren Weg, durch den Wald bergan steigend, fort. Am Eingange des Thales von St. Georgen steht eine epheuumsponnene Kapelle — ein beliebter Rastort der Pilger, die zur waldigen Höhe wandeln. Auf dem Wege, der von hier an der nördlichen, dem Mittag zugewandten Bergeshalde des Thales aufwärts zieht, war es heute eine besondere Lust zu gehen, weil hier der Hauch des Südwindes mit voller Macht anlag. Mächtige Steine werden vom Grün des Waldes bedeckt. Es sind Ueberreste der sogenannten „Heidenmauer". Es ist nicht das erste Mal, daß ein solcher Name büchterkundigen Lesern unter die Augen kommt. Fast überall in deutschen Landen hört man von Heiden- und Teufelsmauern, wohl auch Gräben, die sich über einsames Feld hinziehen oder deren Spuren im Gestrüpp des später darüber gewachsenen Waldes sichtbar werden. Man versteht unter solchem Machwerk der Menschen Gräben oder Mauern, die zu einem Zwecke ausgehöhlt oder aufgeführt sein mochten, welcher dem heutigen Geschlechte nicht mehr einleuchtet. Da wird denn nun wie bei so vielem Unbegreiflichen Heidnwolk, wohl gar der böse Feind selbst herangezogen.

Was diese Heidenmauer auf dem Kamme des schattigen Wasgengebirges anbelangt, so wirkt ihr Anblick allerdings wunderlich auf den Fremdling ein, der sie unvermuthet im unwirthlichen Walde vor sich auftauchen sieht. Lange rechteckige Quadern, keineswegs durch Kitt oder Mörtel verbunden, heben sich in unabsehbarer Reihe vom Boden ab, weithin über Moos und Farrenkräutern erkennbar. Was hat es nun mit diesen Ueberresten für eine Bewandtniß? Ich gestehe sogleich, daß keine von den vielen Erklärungen, welche hierüber in manchen Büchern gegeben werden, mich völlig überzeugt. Hier ist es vornehmlich die Keltomanie, welche den Leuten das Urtheil verwirrt. Es geht ihnen im Elsaß wie im übrigen südlichen Deutschland. So lange es noch möglich ist, beispielsweise den Namen des am Rande dieser Wälder gelegenen Städtchens Andlau so zu deuten: an, das; di, kleine; lia, Wasser — so lange darf man sich darauf gefaßt machen, daß die Denkmäler der Druiden und ihrer Sippe nicht aus Wald und Feld verschwinden werden. Dazu muß man sich noch französischen Wahn hinzudenken, nach welchem der Rhein stets Germanen und Kelten, oder kurzweg Deutsche und Franzosen schied. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint sodann die alemanische Einwanderung im Elsaß als eine Wegnahme von keltischem oder gallischem Grund. Die Deutschen sind Fremdlinge jenseits des Rheins, und die wälschen Eroberer des siebzehnten Jahrhunderts nahmen nur ihr altes Erbtheil zurück. Nach der Meinung dieser vom Keltenwahne Besessenen stellen deßhalb die Mauern Ueberreste jener Befestigungen

Digitized by Google

dar, durch welche die Kelten sich gegen ihre bösen Nachbarn, die teutonischen Barbaren, zu schützen wußten. Schade, daß der von ihnen selbst gemeldete Augenschein solcher Behauptung völlig widerspricht. Man gewahrt nämlich, daß die Stärke dieser angeblich gegen die übertheimischen Wilden gerichteten Befestigungsmauern gegen Westen eine größere sei, als gegen Osten hin, von wo gleichwohl jene erwartet werden mußten. Diese Beobachtung mag denn auch ein wenig dazu beigetragen haben, daß man selbst stutzig wurde und eine andere Veranlassung aufzusuchen anfing, welche zur Errichtung der ungeschlachten Denkmäler angetrieben haben konnte. Um sich von den Kelten zu entfernen, sagt man nunmehr, daß es die Druiden waren, welche ihre Heiligthümer und Opferplätze mit gewaltigen Ringmauern umgaben. Es ist freilich nicht recht einzusehen, wozu sie bei solcher Absicht stundenlang hingestreckter Mauern bedurften, deren Höhe sich mitunter bis zu der von 5 Metern erhob. Indessen was man beweisen will, ist bald bewiesen. Man sagt einfach, die Druiden hätten auf diese Weise ihre Tempel vor unberufenen Neugierigen und Eindringlingen sicher gestellt. Ja, einem französischen Schriftsteller ist dabei das Menschliche begegnet, daß er bei dieser Gelegenheit von dem „blutigen Odin" dargebrachten Opfern spricht, von welchem man die Ungeweihten fern zu halten bestrebt war. Der furchtbare „Bel", über welchen auch sonst von keltischen Bücherwürmern viel gefabelt wird, soll innerhalb dieser Mauern auf greuliche Art verehrt worden sein. Bei dieser Veranlassung darf nicht verschwiegen bleiben, daß man besagtem Bel überdieß auch noch die Ehre anthut, ihn zum Taufpathen der sieben „Belchen" (höchsten Gebirgskuppen) zu machen, die man im Wasgengebirge und im Schwarzwald zählt. Dorthin versetzt die Einbildungskraft des einen und anderen elsässischen Forschers die Verehrung des Sonnengottes Bel — wozu wohl keine andere Veranlassung vorliegt, als der zufällige Umstand, daß im angeblichen Namen des verschollenen Gottes und in dem der hochragenden Berge ein Paar Buchstaben zusammenklingen. Uns gelüstet es, in diesen cyclopischen Trümmern Arbeiten eines Heidenvolkes zu sehen, eben so unbekannt, wenn auch nicht so alt, wie das der Pfahlbauern, welche ihre Baumstämme in die Fluth stehender Gewässer einrammten. Freilich reizt es die Einbildungskraft, sich die schrecklichen Priester vorzustellen, welche auf ihren „Menhir-Steinen" Rosse und Menschen, durch solche Mauern geschützt, geschlachtet haben sollen. Doch vermuthen wir — und viele andere Beispiele aus der Prosa der Weltgeschichte laden uns dazu ein —, daß das alles nicht so malerisch und arg gewesen sei, und schreiben den Kelten mehr Gesittung zu.

Doch fahren wir in unserer Wanderung fort. Von den Oertlichkeiten an, an welchen wir der Heidenmauer zum ersten Mal begegnen, bis zum Heiligthume Ottilien's geht es meist über eine Hochfläche hin, die noch vor nicht gar vielen Jahren vom finsteren Forst, nunmehr dagegen von jugendlichem Anwuchs bedeckt ist. Hie und da wird die wogende Nebelsee von den lauen Winden, welche vom Berg zum Thal gehen, ein wenig gelichtet oder verdünnt, und dann sehen wir das weiße Reifkleid des kalten Thales durch die Dünste hindurchschimmern. So schimmert in der Erinnerung der Menschen durch alle Verhüllungen grauer Jahrhunderte und durch die Gespinnste der Ueberlieferungen hindurch die jungfräuliche Gestalt der heiligen Ottilie, deren Wohn- und Grabstätte wir nunmehr erreicht haben. Ich will wenig von den Schicksalen dieser schier märchenhaften Gestalt erzählen, weil darüber ohnehin in vielen Büchern Ausführliches zu lesen ist, vielmehr sogleich von den dermaligen Bewohnerinnen dieser herrlichen Stätte berichten. Zunächst pflegt man den Pilgrim in einen „Speisesaal" zu führen, von dessen Fenstern aus die blaue Herrlichkeit des Elsaß tief unter ihm ausgebreitet liegt. Dieß ist ein Gemach, wie man es überall in stattlichen Gasthöfen findet. Da ich aber nicht als Sommervogel, sondern als winterlicher Sonderling hier erschienen und der schöne Speisesaal geschlossen war und nur von Frost erfüllt dastand, so mochten es die Schwestern keineswegs für unpassend finden, mir freundlich ein Obdach und eine Zufluchtsstätte in einer Ecke ihres Refectoriums zu gewähren, in welchem sie dermalen sich einmüthig zu ihrer gemeinsamen Mittagsmahlzeit niedergelassen hatten. An einem Kahentischchen erfreute ich mich des Weines von den Sigolzheimer Hügeln, welchen die Oberin, als gute Elsässerin des Weinlandes kundig, mit Vorbedacht als das Getränk ihrer Gäste sich ausgesucht hatte. Die dreizehn Nonnen, welche bei Tische saßen, lächelten über meine scherzhafte Anspielung auf die verhängnißvolle Zahl. Vierzehn Jahre sind es, seit die jüngste der Anwesenden dem schwesterlichen Kreise beigetreten — zum Frommen derjenigen sei es gesagt, die sich vor der Zahl dreizehn fürchten. Die frische Luft des Berges und die fröhliche Waldeinsamkeit der Einsiedlerinnen hatte sie sämmtlich mit der Farbe der Gesundheit angehaucht. Auch ließen sie sich die aufgetragenen Speisen wohl schmecken. Nach der Tafel sanken sie alle auf die Kniee und beteten laut in elsässischer Mundart.

Ich nahm Abschied von der guten Oberin und ließ mir zunächst die den Sommerfrischlern zugedachten „Fremdenzimmer" von zwei Schwestern weisen, welche ungetrennlich neben einander mit Zimmer und Balkone und die erhabene Fernsicht zeigten, auf deren nebelglitzernden Herrlichkeit ich hier nicht noch einmal zurückkommen mag. Von Westen her aber summen und duften die Bergwälder am Wirrsamstein in diese Gemächer herein. Dort drinnen im Schatten des einsamen Tannes erheben sich alle jene von Menschenhand oder von der Natur gestalteten Trümmer, Mauerwerk oder Fels, welche aus den weiten Forsten wahre Irrgärten voll wundersamer Geschichten machen — die, wie so viele andere Herrlichkeiten unseres Vaterlandes, noch des Dichters harren. Dort steckt „Birkenfels" im Dickicht schier unauffindbar, von unbekannten Herren erbaut; Dreistein, zur Zeit der Hohenstaufen in der Wildniß aufgerichtet; das Hagelschloß, mit den Qua-

Digitized by Google

dern der Heidenmauer verwachsen, einen klaffenden Abgrund beherrschend; die Burg Kagenfels, im hintersten Schlupfwinkel einer finstern Schlucht, nur mehr mit einem Thurme an ihr Dasein erinnernd.

## Miscellen.

Ueber die Affaire von Port-au-Prince gibt ein Privatbrief eine interessante Schilderung, welchen ein an Bord der „Gazelle" dienender Dresdener an seine Eltern in die Heimath geschrieben und den die „Const. Ztg." veröffentlicht. Der sächsische Seemann erzählt: Am 11. Juni, Morgens gegen 8 Uhr, gingen wir auf hiesiger Rhede vor Anker, und zwar so, daß wir das Passiren anderer Schiffe in und aus dem Hafen verhindern konnten. Mit dem Lande wurde kein Verkehr, wie sonst gewöhnlich, unterhalten. Der Commandeur schickte nur ein Boot mit einem Officier nach der Stadt, welcher den Präsidenten der Republik zur sofortigen Bezahlung der dem Kaufmann Diedmann schuldigen Summe bei Vermeidung von Gewaltsmaßregeln aufzufordern hatte . . . Schon am Vormittage nahmen wir aus Verschiedenem wahr, daß etwas Ungewöhnliches vorbereitet werde. Gleich nach dem Ankern hatten wir alle großen Boote zu Wasser gebracht und sie, so weit dies möglich, ohne im Hafen Aufsehen zu erregen, gefechtsklar gemacht. Wir glaubten allgemein, es gelte einer Landung, worin wir uns jedoch irrten. Mit dem Glase konnten wir beobachten, daß man sich am Lande gleichfalls zum Gefecht fertig und auf einen Angriff gefaßt machte. Aus den weiter binnenwärts gelegenen Festungswerken wurden Geschütze nach den Wasserwerken gebracht, die meisten nach der Seite zu, wo wir lagen; sogar ein altes, aus der Franzosenzeit herrührendes Fort bei unserem Wasserleitungsmaschinenplatz wurde besetzt. Kurz nach 6 Uhr, als es zu dunkeln begann, wurde bei uns an Bord der Befehl: „Boote armiren" gegeben, worauf die Landungscorps zc. sich in sämmtliche Boote vertheilten, nachdem dieselben mit Gefechtsmunition, Proviant und andern nöthigen Dingen versehen waren. Längstens dem Commandobefehle, dem verabredeten Sammelplatze, an dem wir anlangten, als es bereits dunkel war, stieg selbst unser erster Officier, Capitän-Lieutenant Hollmann, seine Ordre; erst jetzt erfuhren wir, daß es sich um die Ueberrumpelung und Wegnahme der beiden haytischen Kriegsschiffe „Mont Organisé" mit eilf und „Union" mit sieben schweren Geschützen — gegangen Vorderladern — handelte. Wohl Manchem von uns schlug das Herz beim Näherrücken an das Ziel etwas schneller; denn ein einziger Schuß aus diesen Brummern mußte unfehlbar unser Boot, das Kopf an Kopf besetzt war, in tausend Stücke zerschmettern und den zahllos uns umschwärmenden Haifischen willkommene Nahrung bringen. Uns von der „Gazelle" war das haytische Admiralschiff „Union" angewiesen, während die von der „Bineta" den „Mont Organisé" nehmen sollten. Unsere Lage war insofern etwas günstiger, als glücklicher Weise eine französische Barke längsseit der „Union" lag, um dieser Köhlen zu übergeben, so daß unsere Bewegungen hinter den französischen Schiffen den Blicken des Feindes so lange verborgen gehalten werden konnten, bis unsere Boote plötzlich wie Pfeile längsseit flogen und wir von allen Seiten das Schiff enterten, was trotzdem, daß unsere Zündnadelgewehre etwas im Wege waren, doch so schnell gelang, daß die ganz verdutzte Besatzung mit offenem Munde sprach-, rath- und willenlos sich auf einen Haufen im Hintertheile des Schiffes zusammendrängen ließ, ohne daß wir nur den geringsten Gebrauch von unseren Waffen zu machen hatten. Während einige unserer Officiere eiligst die Admiralsflagge aus dem Vortopp herunter holten, wobei dieselbe einige Beschädigungen erlitt, begab sich der Commandirende in die Cajüte, wo der Capitän des Schiffes sich eben zur Abendmahlzeit niedergelassen hatte, um nun durch unsern überraschenden Besuch recht mangenehm gestört zu werden. In seiner prachtvollen Uniform machte derselbe, ein Creole von robustem Aeußern, durchaus keinen üblen Eindruck, trotz seiner dunklen, in diesem Moment vor Schreck grau gewordenen Gesichtsfarbe. Wie seine Mannschaft, wurde er, ohne Gegenwehr zu leisten, entwaffnet und ihm auseinandergesetzt, daß sein Schiff im Namen Sr. Majestät des Kaisers von Deutschland in Beschlag genommen sei. Während dessen wurde oben die deutsche Kriegsflagge am Flaggenstock des Schiffes unter Vorgefechtsmusik militärischen Feierlichkeiten aufgehißt. Durch Unvorsichtigkeit ging mittschiffs ein Gewehr los, ohne Jemand zu verletzen; da kam plötzlich Leben und Bewegung in die zusammengeballte Masse der gefangenen armen Teufel! Wie der Blitz waren sie im Takelwerke der nebenliegenden französischen Barke, von wo sie theilß durch den Befehl ihres indeß an Deck gekommenen Capitäns, mehr aber noch durch die Fäuste der Franzosen zurückgetrieben wurden. Unter angemessener Bedeckung wurden sie dann durch unsere Pinasse an's Land transportirt. Weil es äußerst dunkel und regnerisch war und in der Stadt noch Niemand nur eine Ahnung von dem so rasch Geschehenen haben konnte, vollzog sich die Ausschiffung der Gefangenen ohne jeden Zwischenfall. Wir fanden die „Union" in recht guten Stande und erfahren aus Allem, daß das Schiff schon den Befehl zur Gefechtsbereitschaft erhalten hatte. Die Geschütze waren bereits geladen, die Gewehre, meist Chassepots, lagen fertig auf Deck; desgleichen war die Munition aus den Pulverkammern nach dem Zwischendeck gebracht und die Stückpforten geöffnet worden. Nachdem eine starke Wache aufgezogen, getrauten wir uns auf Deck, Jeder sich so gut als möglich gegen den äußerst nachtheiligen Nachthau schützend. An Schlaf durften wir freilich nicht denken; wir mußten uns vielmehr jeden Augenblick eines Angriffs von Bord der anderen leindlichen Schiffe und von Land aus gewärtigen. Während unserer Action hatten sich „Gazelle" und „Bineta" unter vor die Stadt gelegt, um diese und die Festungswerke mit Kanongranaten, die in großer Menge in die gefechtsklar gemachten Batterien der Schiffe gebracht worden waren, zu überschütten, wenn sie unser Unternehmen bemerkt und zu stören versucht hätten. — 12. Juni. Bald nachdem wir gestern die Besatzung der „Union" an Land gesetzt hatten, erfolgten allerwärts Alarmsignale. Als dann die Boote der „Bineta" ihre Gefangenen gleichfalls ausgesetzten und diese eben die Boote verlassen hatten, wurden letztere vom Lande aus mit einem Kugelregen überschüttet. Die Wuth der Neger war so groß, daß Einzelne bis auf den Rand der Dampfpinasse traten und mit Bajonetten nach deren Mannschaft stachen, jedoch ohne Erfolg; ein besser gezieltes Gewehrfeuer der Unsrigen schaffte bald Raum zur Abfahrt, und die Boote gelangten, ohne von den massenhaft nachgesandten Kugeln Schaden zu leiden, glücklich nach unseren Schiffen zurück, wogegen vier Neger mehr oder weniger schwer verwundet sein sollen. Noch im Laufe der Nacht ist ein Unterhändler an Bord der „Bineta" gewesen, der eine Abschlagszahlung gebracht hat mit der Bitte darauf Verzichten, der während weniger Stunden die ganze Bevölkerung bewaffnet hatte, unsere Flagge auf den genommenen Schiffen bei Tage nicht zu zeigen, weil er sonst den Ausbruch einer Revolution fürchten müsse. Commandeur Batsch bewilligte dieses Ansuchen unter der Bedingung, daß der Rest der ganzen Schuldsumme bis Mittags 12 Uhr erfolge, und da dieß im Laufe des Vormittags wirklich geschah, so haben wir heute bereits selbstverständlich die Schiffe wieder geräumt und unverletzt übergeben." Ein gleichfalls an Bord eines der betheiligten Kriegsschiffe geschriebener Brief, den die Ostf.-Ztg. veröffentlicht, sagt am Schlusse: „Man sollte nun glauben, daß sich die Deutschen über diese energische Unterstützung ihrer Rechte gefreut hätten, aber im Gegentheil. Sie erklärten in einer Adresse an den Präsidenten, daß sie von der ganzen Sache nichts gewußt hätten und daß sie dieselbe sogar mißbilligten. Wir sind doch wahrhaftig hierbei mehr wie nachsichtig gewesen, da die „Bineta" schon das sechste Schiff ist, welches in dieser Angelegenheit hier war."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 90. Speyer, Dienstag, den 30. Juli 1872.


## Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

Von F. Axé-Lallemant.

(Fortsetzung.)

Während meiner Erläuterung hatte ich auf den Stab in Conrads Hand geblickt: der Zufall hatte ihm die Haselruthe in die Hand geführt, an deren obern Ende sich das mystische Dreieck, mein altphönicisches Aleph, befand. Das sonderbare Dreieck war ihm zwar sogleich beim ersten Anblick aufgefallen, in der Eile hatte er jedoch nicht weiter darauf geachtet, sondern die Ruthe entschlossen unten weggeschnitten und war nach meinem Beispiel ohne Weiteres damit von Oben herab in die Höhlung gefahren, wobei er die Ruthe an der Gabel gefaßt hielt. Auf der Heimkehr mit unserm seltsamen Funde erläuterte ich ihm kurz Alles, was auf den Diebstahl Bezug hatte, ohne mich jedoch auf die übrigen Umstände und namentlich auf das mystische Gaunerzeichen einzulassen. Ich bat ihn, das Geld nebst der Haselruthe in Verwahrung zu nehmen, bis ich morgen in amtlicher Eigenschaft wiederkehren und die nöthige Besichtigung und Vernehmung abhalten werde.

Conrad Werner zeigte sichtliche Theilnahme und Freude über den wichtigen Fund. Wie selbstverständlich, war der alte trauliche Ton zwischen uns wieder angeschlagen; wir gingen nebeneinander her, als wären wir niemals von einander geschieden gewesen und einander fremd geworden.

Dennoch mußte Conrad mir meine Verlegenheit und Unruhe, so wie auch den Grund dazu anmerken, je mehr wir uns der Oberförsterei näherten. Als ob er empfände, welche schmerzlichen Gefühle meine Brust durchzogen und als ob er jeden peinlichen Eindruck beim Eintritt in das alte, trauliche Haus verscheuchen wollte, drückte er sein Bedauern darüber aus, daß ich weder seinen Vater noch Amalie zu Hause finden werde, da Beide schon vor Tische zusammen nach Mühlburg gefahren seien.

Ich trat mit beklommenem Herzen in's Haus und in's trauliche schattige Wohnzimmer, wo ich so unzählige Mal die freundlichste und herzlichste Aufnahme gefunden und mit dem geliebten Jugendgenossen unsere unschuldsvollen Knabenspiele getrieben hatte. Mir war weh um's Herz; Conrad bemerkte dies und wollte die helle Freude wieder herbeirufen, eilig ging er hinüber in sein Zimmer und holte die fürstliche Bestallung, kraft deren er zu seines Vaters Nachfolger in der Oberförsterei ernannt worden war.

„Vor drei Tagen", — sagte er mit bewegter und glücklicher Miene, als ich ihn gerührt und freudig umarmte — „und gestern meine Verlobung —"

„Sei glücklich, Conrad, sei glücklich!" rief ich tief erschüttert, küßte ihn rasch und heftig und eilte hinaus unter die Linden, wo der Holzknecht noch meinen Rappen umherführte, saß auf und sprengte in Carriere zum Forsthofe hinaus um die alte Eiche herum auf den Weg nach Waldhorst.

Conrad hatte mir nicht wehe thun wollen; ihm war ja einmal das Glück beschieden und wissen mußte ich es ja doch einmal: aber warum von ihm selbst und sogleich bei der ersten trautern Begegnung? Es war kein boshafter Triumph von ihm, dazu hatte er mich zu lieb gehabt und schien mir die alte Liebe bewahrt zu haben; aber es war ja doch nicht edel, mir überhaupt das Glück zu offenbaren, das mein gewesen war, das er mir selbst beim Scheiden vor acht Jahren verkündet und dessen er mich nun beraubt hatte!

Ich weiß nicht, wie ich nach Waldhorst gelangte. Als ich abstieg, bemerkte ich, daß der Rappe über und über mit Schaum bedeckt war und vom Reitknecht mit bedauernder Miene fortgeführt wurde. Wieder war meine Familie nicht zu Hause; Alle seien zum Brautbesuch nach Mühlburg gefahren, hieß es. Auch der Verwalter war nach Buchenau, meines Schwagers Gute, hinübergeritten.

Niemals in meinem Leben habe ich so tief und schmerzlich empfunden, wie ich so ganz allein im Leben dastand und nichts Liebes hatte, vor dem ich mein so überaus hart gequältes Herz ausschütten konnte. In meiner trostlosen Betümmerung ging ich um's Schloß herum in den Garten, um wenigstens dort hinten in der Laube das alte, treue, beredte Zeugniß zu finden, daß es doch einmal ein Glück für mich gegeben hatte.

Da lag das reizende Rosenbeet vor meinen Augen mit dem lieblichen Nemophyllenkranz umher und zog mich unwiderstehlich zu sich hinan. Ich trat näher: die vollaufgeblühte Rose in der Mitte des Beetes, von der ich gestern die Knospe gebrochen und

Digitized by Google

mit mir genommen hatte, war verschwunden! Der Schnitt war frisch; erst heute mußte sie entfernt worden sein. Wer konnte es wagen, mein Heiligthum zu betreten?!

Ich wollte den Rosenstock näher untersuchen und vorsichtig über den reizenden Nemophyllenkranz treten, da sah ich in dem sauber gehaltenen, schwarzen Erdreich eine Fußstapfe, es war die meinige von gestern, aber daneben befand sich noch eine kleine, zierliche Fußstapfe, ich blickte starr darauf hin und fühlte, wie heiße Gluth mich durchströmte: sie war hier gewesen! Es war zweifellos.

Tausend Mal hatte Clara Malchen um den überaus kleinen zierlichen Fuß beneidet. Nun hatte sie heute die Rose gepflückt, von der ich gestern die Knospen genommen hatte!

Aber warum diese überwältigende Freude, diese überschwängliche Wonneseligkeit und fieberhafte Aufregung! Wußte sie, daß ich dagewesen war? Hatte sie die Rosenknospe vermißt? Hatte sie die Rose genommen?

Wozu Skrupel und lange Zweifel? Ich fühlte mich nach so tiefer Betümmerung wieder einmal glücklich; ich wollte ja nun glücklich sein und glücklich bleiben, oder doch mindestens von Glück träumen.

Ich pflückte einige Nemophyllen, wand sie mit einem Grashalme zum Sträußchen und steckte dieses mitten auf den Rosenzweig, ging dann durch den Garten an's Schloß zurück, bestieg mein Pferd und ritt langsam auf weiten Umwegen nach Hause, wo ich erst um elf Uhr anlangte und in stillem Frieden das Lager suchte.

## VIII.

Am andern Morgen begab ich mich sehr früh in das Sitzungszimmer, wo sich auch der Commissar eingefunden hatte.

Ich vernahm nun zuerst den Handelsmann Sew Mortje und legte ihm sofort nach den üblichen Fragen über Person und Verhältnisse die bei der Wittwe Meyer gestohlene Uhr vor.

Er antwortete mit Ruhe und Klarheit, daß er diese Uhr vorgestern auf dem Jahrmarkt in den Händen eines Menschen gesehen habe, der ihm dieselbe zum Kauf angeboten habe und den er wieder zu erkennen sich getraue, wenn er ihn wieder zu Gesicht bekomme.

Der vorgeführte Knecht Mathis Priester wurde darauf von ihm mit voller Bestimmtheit als Besitzer der Uhr auf dem vorgestrigen Jahrmarkt recognoscirt.

Der Knecht leugnete dagegen, den Zeugen jemals gesehen und die Uhr in Händen gehabt zu haben. Sew Mortje berief sich jedoch auf seinen mit ihm anwesenden Schwager Aron Silbermann, welcher ebenfalls bei der Gelegenheit zugegen gewesen sei.

Der zweite Zeuge wurde bald zur Stelle geschafft und bestätigte, daß derselbe Mensch, der ihm später als der Dienstknecht des Schulzen zu Frostdorf bezeichnet worden sei, seinem Schwager Mortje vorgestern auf dem Jahrmarkt die Uhr zum Kauf angeboten und fünf Thaler dafür gefordert, daß aber der Schwager den Ankauf abgelehnt habe, weil der Mensch zu unheimlich und verdächtig ausgesehen habe.

Beide Zeugen machten in ihrer ruhigen, klaren und sichern Weise einen günstigen Eindruck auf mich und dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch die sehr vortheilhaften Zeugnisse, welche der Commissar gestern bei seinen Erkundigungen über sie gesammelt hatte. Es war zweifellos, daß Mathis Priester die Uhr auf dem Jahrmarkt gehabt hatte.

Mathis Priester mußte jetzt begreifen, daß sein Leugnen nichts mehr half, namentlich als beide Zeugen ihre Aussagen ihm ins Gesicht wiederholten und dazu noch auf mehrere Einzelheiten des Vorganges hinwiesen. Ich ermahnte ihn nun nachdrücklich, die Wahrheit zu gestehen und mir anzugeben, wie er in den Besitz der Uhr gekommen sei.

Er schwieg lange Zeit, machte wiederholt die widerwärtige Bewegung mit der Oberlippe und erklärte dann, er wollte jetzt die Wahrheit gestehen.

Auf meine wiederholte Frage, woher er die Uhr erhalten habe, sagte er ruhig und sicher:

„Von dem Schulzen."

Ich traute meinen Ohren nicht bei dieser völlig unerwarteten Aussage, suchte aber durchaus ruhig zu bleiben und fuhr mit der Frage fort, wann und unter welchen Umständen er die Uhr von dem Schulzen bekommen habe.

Es glückte mir diesmal besser, den Inquisiten zu einer zusammenhängenden Aussage zu bringen. Es lag heute eine solche Bündigkeit und sogar ein solcher Fluß in seiner Aussage, daß sie dadurch an innerer Glaubwürdigkeit gewinnen mußte, wenn nicht auch das Ganze für die schlau erdachte Lüge eines raffinirten Böswichts gelten durfte.

Mathis Priester sagte in der Kürze aus:

Der Schulze sei in letzter Zeit schon mehrmals des Nachts aufgestanden und über die Tenne geschlichen; er habe dies jedesmal bemerkt. In der Nacht vom letzten Montag auf Dienstag habe er ihn wieder fortschleichen hören; diesmal sei er durch die „Schultendöns" gegangen und habe unten an den Schubladen unter dem großen Schrank geschlossen und geschoben und sich dann zu Bett gelegt. Als er, der Knecht, bald darauf das Bett verlassen und die Stiefel des Schulzen gereinigt und in die „Schultendöns" gestellt habe, sei ihm aufgefallen, daß etwas vor der Schublade rechts auf der Erde liege. Er habe es aufgehoben und gesehen, daß es eine große, dicke Uhr sei. Da nun am Mittwoch Jahrmarkt in Nußdorf habe sein sollen, so habe er die Uhr behalten, in der Hoffnung, sie dort vortheilhaft verkaufen zu können. Der Jude habe die Uhr nicht kaufen wollen, und als er darauf zum Seiltänzer gegangen sei und im dichten Gedränge gestanden habe, sei ihm die Uhr aus der Tasche gestohlen worden.

Ich bemerkte bei dieser Aussage, daß der Commissar unruhig wurde, wahrscheinlich mochte er Besorgniß hegen, daß ich der glatten Aussage des Inquisiten Glauben schenkte. Offenbare Genugthuung drückte sich aber in seinen Mienen aus, als ich sofort dem Knechte vorhielt, daß er sich ja nun geständlich eines Fund-diebstahls schuldig gemacht habe und deshalb seine Verhaftung durchaus gerechtfertigt sei. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

## Ein bibelfester Landschulmeister.

Novelle. Nach dem Französischen von **Erkmann-Chatrian.**

An einem heißem Sommerabende des Jahres 1849 trat Christian Wagner, Feldhüter zu Hirschhalde in Rheinbayern, aus einem Tannenwalde und setzte am Saume desselben seinen Weg fort.

Schon mochte es acht Uhr sein — es dunkelte, die Drosseln verstummten und die Eulen begannen ihren Flug; im Dorfe, das hinter schwertragenden Obstgärten versteckt lag, sah man bald da, bald dort ein Herdfämmchen emporflackern, ein Zeichen, daß man allgemein mit der Rüstung des Abendmahls beschäftigt war. Um diese Zeit beginnt die Arbeit der Hüter, denn Niemand schüttelt wohl bei hellichtem Tage die Birnen seines Nachbars, und wer fremde Erdäpfel ausgraben will, wartet sicherlich den Untergang der Sonne ab und sucht mit seinem nächtlichen Werke zu Ende zu kommen, ehe der Mond sich erhebt. Es war also beinahe Nacht und Christian schlich mit vorgebeugtem Leib wie ein alter lauernder Fuchs leise vorwärts. Die Hand auf dem Hahn seines Gewehres, schnupperte er nach einer Spur, spähend und horchend nach rechts und nach links. Lieblicher Duft von Heidelbeeren erfüllte die Luft. Um ihn her herrschte tiefe Stille, die nur manchmal durch das Fallen eines in der Sommerhitze dürr gewordenen Aestchens unterbrochen wurde. Von Hirschhalde her aber vernahm man das Horn des Hirten und den Trott der heimkehrenden Heerde.

Endlich war Alles ringsum verstummt und erloschen, und als Christian die Dorfuhr bald zehn schlagen hörte und eben den Steig durch die Felder nach Hause einschlagen wollte, streifte sein Blick zufällig in die Birkenschlucht und gewahrte in ihrer Tiefe eine große, an den Felsen emporzüngelnde Flamme. Wagner blieb einige Augenblicke ganz verwundert stehen, denn der Anblick, welcher sich ihm bot, war schön und abenteuerlich. Die Bäume rings um das Feuer erschienen in hellerem Grün, die nahe Felsenwand war wie mit Gluth übergossen, der Bach, der sich unter dem Laubgeranke dahinschlängelte, glänzte wie eitel Gold, und über all dem, hoch über den Bergen, flimmerten die Sterne in stiller Pracht. Indessen, ein Feldhüter darf sich dem Entzücken, mit welchem ihn solch ein malerisches Schauspiel erfüllt, nicht ruhig hingeben, er muß vielmehr untersuchen, warum die Leute am Saume des Waldes Feuer anzünden, und ertappt er dieselben auf einer Uebertretung des Gesetzes, so muß er es zu Protocoll geben. Deßhalb gab auch Christian die Absicht, sich nach Hause zu begeben, im heiligen Pflichteifer auf, bog um die Ecke in die Schlucht ein und hielt sich immer im Dickicht des Waldes. Je mehr er sich dem Feuer näherte, desto deutlicher vernahm er bald lauter und bald leiser fröhliche Stimmen; man hätte denken können, es sei eine Schaar Krähen in den Kirschen. Die Sprache klang völlig anders als die Landessprache. Wer kann sich die Verwunderung des Hüters vorstellen, als er, hinter einen alten Eiche hervorschleichend, etwa 40—50 Fuß vom Felsen entfernt, wildfremde Leute sitzen sah — eine Schaar Zigeuner, die von Gott weiß woher gekommen, Männer, Weiber, Mädchen und Burschen, arg zerrauft, spärlich mit ärmlichen Lumpen bekleidet.

Die lagerten da, lachend und schwätzend, die Einen barhaupt, die Andern mit Bruchtheilen von Hüten und Mützen auf dem Kopfe. Die Weiber hatten Säcke von grober Leinwand auf dem Rücken, aus welchen ein, zwei, auch drei Kinder mit schwarzen, funkelnden Augen herauslugten. Die Mädchen waren von überraschender Schönheit, wohlgebaute Gestalten mit schlanken Armen und nackten Füßen, wilden Rosen vergleichbar. Die Haare trugen sie wie Roßschweife im Genick auf Knollen gewunden, ihre großen mandelförmig geschlitzten Augen schienen Funken zu sprühen und die dunkelrothen Lippen verriethen eine Reihe weißer Zähne. Auch die Bursche sahen trotz ihrer etwas wulstigen Lippen gut aus und lachten herzlich. Die Mädchen verzehrten Aepfel, die Weiber rauchten ihre Pfeife und die Männer, ausgestreckt auf dem Rücken liegend, pfiffen wie die Dompfaffen. Das Feuer flackerte, indem es Quell und Busch, das Waldbickicht und rundum die düstere Schlucht beleuchtete.

Ganz vorzüglich wurde die Aufmerksamkeit des Hüters durch einen alten Zigeuner in Anspruch genommen, welcher mit dem Rücken an den Felsen gelehnt, in voller Beleuchtung da saß. Sein Haar war schneeweiß, sein ziegelfarbenes Gesicht so zerfurcht, daß man kaum Nase und Auge von den bläulichen Lippen unterscheiden konnte. Man sah nur Runzel an Runzel. Er lag in seinem Schmutze wie eine langbeinige Spinne. Er bewegte sich nicht, sondern schien ganz in Träumereien versunken. Ihn vor Kälte zu schützen, hatte man ihn in eine Decke von Ziegenhaaren und allerlei alte Kleidungsstücke gehüllt. Eine beinahe eben so verschrumpfte Alte schürte die Gluth mit einem grünen Aste, welcher sich in der Flamme wand wie eine Eidechse in der Sonne.

Das ganze Hab und Gut der Leute bestand in einer Posaune, zwei zersprungenen Cimbalen, einer Clarinette und einer großen Kiste auf einer Art Schiebkarren, in welcher vermuthlich der Alte gefahren wurde.

„Ei die Schufte", dachte Christian, „da sehe einer einmal die Weibsleute, wie ihnen die Birnen schmecken. Wo sie dieselben wohl mögen gemaust haben? Diese langen Schlingel, wie sie Holz ins Feuer werfen und gar nichts darnach fragen, woher es kommt. Alles taugt ihnen, wenn's nur wärmt — — wartet — ich werde schon über euch kommen!"

Dabei trat er vor, und schritt auf sie zu. Allgemeines Stillschweigen folgte seiner Erscheinung. Alle, selbst die Kleinsten, betrachteten ihn, nur der Alte blieb in seine Gedanken vertieft.

„He da, ihr Leute", schrie der Hüter, „wer hat euch erlaubt, den Wald anzuzünden? — Und woher kommen diese Birnen?"

Keine Antwort erfolgte.

Digitized by Google

„Ihr thut dergleichen, als verstündet ihr mich nicht und spielt die Tauben; das wird euch wenig nützen, ihr müßt mir folgen, ihr Diebsgesindel. Woher seid ihr? Was wollt ihr hier? Unsere Gärten verwüsten, unsere Birnen, unsere Pflaumen stehlen, bis die Trauben reifen? Wir kennen das schon lange; ihr seid Murmeltiere, nur gut zum Verwüsten, zum Rauben und Plündern. Werdet ihr endlich antworten, ihr Lumpenpack! Oder muß ich das halbe Dorf herbeirufen!“ (Forts. folgt.)

## Miscellen.

Der „Deutsche Reichs-Anzeiger“ bringt unter Anderm einen interessanten Artikel über die älteste kurbrandenburgische Apotheker-Taxe von 1574, die ein gar kuriöses Document ist und von dem damaligen Standpunkte der medicinischen Wissenschaft einen eigenthümlichen Begriff gibt. Die Apotheker-Taxe wurde auf Befehl des Churfürsten Johann Georg vom Stadtphysikus Dr. Fleck in Berlin, unter Assistenz des Bürgermeisters Lukas Schalle in Brandenburg, angefertigt. Sie gibt die lateinischen und deutschen Namen der Arzneistoffe nebst den Preisen, zu denen sie die Apotheken, deren es damals zwei in Berlin gab, verkaufen sollten, und umfaßt etwa 1800 Artikel. Die Stoffe werden in Simplicia und Composita eingetheilt, und jede dieser beiden Abtheilungen zerfällt in 20 Unterabtheilungen. In der ersten kommen zunächst die Kräuter und Blätter; dann folgen Birnen, Samen, Früchte, Zugemüs und allerlei Korn. Dann kommen 120 Sorten Wurzeln, Hölzer, Rinden und Schalen, Fruchtsäfte, Extracte, destillirte Wasser ꝛc., Oele, Gummi und Harze (unter Anderm „Schiffpech, das man von alten Schiffen abkratzt“), Erden und Steine. Es folgen Edelsteine, die man damals für Arzneien hielt, nämlich Diamant, Amethyst, Beryll, Bergkrystall, orientalische und böhmische Granaten, Rubinen, Saphire, Smaragden, Hyacinthe und Topase, das Quentchen zu 6 Pf. bis 5 Groschen, abgesehen vom Diamant, für welchen keine Taxe besteht. Dann reihen sich die Metalle und Pigmente (85), sowie die Salze (10), worauf die animalischen Stoffe folgen. Letzteres ist das sonderbarste Capitel für den ganzen Buches und wirft ein grelles Schlaglicht auf die Behandlung der damaligen Medicin. Da findet sich präparirter Menschenschädel das Loth 6 Pf. (1715 kostete das Loth 4 Gr.), Eisel-, Maulesel-, Elenn- und Ziegenklau, getrocknete Fuchslunge, gebrannter Hase und ditto Hasenhaare, Hasenbirn, Hirsch- und Hasenspreng (Feze), präparirte Wolfsleber und Wolfsdarm, präparirtes Bockblut, gedörrter Kukuk und ditto Schmalbe und Igel, präparirte Regenwürmer, Schlangenbalg, getrocknete Laubfrösche und Kröten (das Loth 1 Pf.), Ochsen-, Ziegen- und Hasengalle, und dazu ungefärbte und gebrannte Seide und verschiedene Arten gefärbten Wachses. Den Schluß des ersten Theiles bilden verschiedene Arten von Fett, Unschlitt und Mark; da erscheint das Fett von Schweinen, Dachsen, Hunden, Bären, Hühnern, Kapaunen, Gänsen, Enten (wilden und zahmen), Reihern, Wachteln, Hasen, Hirschen, Pferden, Böcken, Ochsen, Hechten, wilden Katzen und selbst Menschen, letzteres das Loth 6 Groschen, die übrigen Arten nur 1 bis 6 Pfennige.

Karlsruhe, 21. Juli. Unsere Stadt zeigt heute ein ungewöhnliches Leben und ihren reichen Fahnenschmuck: Der Karlsruher Sängerbund hat zur Unterstützung der hiesigen verbündeten Männergesangvereine die Vereine von Pforzheim, Baden, Durlach, von Rastatt, Heidelberg, Bretten, Ettlingen, Achern und anderer Orte aus der näheren und ferneren Umgegend, herbeigezogen — im Ganzen etwa 35 Vereine mit 1300—1400 Sängern. Die Hauptaufführung mit einem sehr reichen Programm fand unter Leitung des Hofmusikdirectors Kreutz Nachmittags im großherzoglichen Hoftheater statt und war eine sehr gelungene, zum Theil ausgezeichnete. Der Ertrag soll den Grundstock zur Erbauung einer großen Gesangshalle bilden helfen, die bei dem im Jahre 1874 hier abzuhaltenden badischen Sängerfeste bereits ihre Dienste thun soll. —

Paris, 20. Juli. Man erinnert sich jenes falschen Prinzen von Marocco, Abdallah el Guenaory, angeblichen Sohnes des letztregierenden Kaisers Muley Soliman, welcher das ganze Faubourg St. Germain bethörte und endlich eine vornehme Dame, die Baronin von Preßles, zum Altare führte, die mit ihm die glücklichsten Tage verlebte, bis der morganatische Prinz sich eines Tages plötzlich als ein ehemaliger niederer Agent der Pariser Polizei, Namens Ferdinand Valley, entpuppte. Der Proceß gegen diesen Abenteurer wurde in den letzten Tagen vor der Zuchtpolizeikammer geführt und bestätigte vollkommen, was der „Figaro“ von den unglaublichen Erfolgen dieses Betrügers in der hohen Gesellschaft erzählt hatte. Er ließ Brochüren schreiben, welche Thronansprüche rechtfertigen sollten, hatte die vornehmsten und einflußreichsten Verbindungen und wagte es sogar, sich an den Fürsten Bismarck mit dem Antrage zu wenden, derselbe solle ihm zu seiner rechtmäßigen Krone verhelfen. Es ist höchst bezeichnend, daß dieses Individuum, welches eine Frau aus den besten Ständen in seine Netze lockte, von dem Fräulein Cora Pearl, der berüchtigten Courtisane, welcher Prinz Abdallah ebenfalls, und zwar durch Vermittlung seines Freundes, des Herzogs von Mouchy, einen Heirathsantrag gemacht hatte, einen Korb erhielt, da diese vorsichtige Person auf Gütergemeinschaft mit dem exotischen Königssohne nicht eingehen wollte. Jolly, ein Soldatenkind, wurde in Afrika erzogen und spricht daher das Arabische wie seine Muttersprache; er sucht die Mystification auch vor den Richtern aufrecht zu erhalten, erzählt eine umständliche Fabel, deren Motive meist den Melodramen der Volkstheater entlehnt sind, wird aber von zahlreichen Zeugen recognoscirt und zu einjährigem Gefängniß verurtheilt. Nach einer drolligen Episode sei aus diesem Processe gedacht. Die Gattin des Angeklagten glaubt, wie bereits gemeldet worden, noch immer steif und fest an die fürstliche Herkunft und die Unschuld ihres, wie sie sagt, nur von politischen Feinden verfolgten Gemahls. Sie erschien zur Vertheidigung und der Vertheidiger, Hr. Desmarest, richtete an den Präsidenten, seiner Rolle getreu, die Frage: „Wollen Sie, Herr Präsident, der Frau Prinzessin Abdallah gestatten, sich an meiner Seite auf der Bank der Vertheidiger niederzulassen?“ „Ich habe nichts dagegen“, erwiderte der Präsident ebenso ernst, „daß die Frau Jolly an der Seite des Herrn Vertheidigers Platz nimmt.“

### Charade.

Auf luftigen Bergen, im stillen Thal,
Im Walde, auf grünenden Auen,
Im traurigen Kerker, im schimmernden Saal
Sind meine zwei ersten zu schauen,
Und wißt Du üben des Dankes Gefühl,
Führt Lorber und gelbe Rüben zum Ziel.

Hat Angst und böser Traum Dich beengt,
Dann mag Dich die Dritte erfreuen,
Das Erste, was Gott der Erde geschenkt
Zum Blühen, zum Schaffen, Gedeihen;
Doch hat ein Dieb sich mit ihr gepaart,
Dann ist es der Diebe erbärmlichste Art.

Es einet der Ersten munt're Schaar
Zum fröhlichen Treiben das Ganze,
Und ist die Dritte erst sonnig und klar,
Dann strahlt es im festlichen Glanze
Und lebt in der Brust eines Jeden noch fort,
Wenn längst sie geschieden vom traulichen Ort.

**Auflösung der Charade in Nr. 85:**
Morgarten.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 91. Speyer, Donnerstag, den 1. August 1872.

## Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

**Von F. Axé-Lakmann.**

(Fortsetzung.)

Noch zufriedener blickte aber der Commissar, als mir der Inquisit auf meine nochmalige Frage, ob er das bei Bolla gefundene Messer kenne, wiederum eine verneinende Antwort gab.

Jetzt ließ ich den Knecht abtreten und erzählte nun dem Commissar meine Unterredung mit dem Schmied, erwähnte aber nichts von dem Funde im Walde.

Peinlich berührte es mich nun aber, als der Commissar mir seine helle Freude über die glückliche Recognoscirung des Messers ausdrückte und sogleich hinzufügte, daß er jetzt selbst von der Schuldlosigkeit des Zigeuners nicht nur an der schändlichen That auf dem Jahrmarkt, sondern auch an dem Diebstahl im Hause der Wittwe Meyer überzeugt sei, da das Zeichen unter dem Fenster von ganz anderer Hand als der des Zigeuners herrühre.

Als ich überrascht und fragend aufblickte, fuhr er etwas verlegen fort, ihm sei gestern Nachmittag, als er von mir gegangen sei, der jodiale Hofarchitekt Eberhard begegnet und habe ihn gefragt, ob denn der Gauner, der das Zeichen unter das Fenster der Meyer gemalt habe, noch nicht entdeckt sei? Sodann habe er lachend hinzugefügt, daß wohl sein Polier Thiele die nöthige Auskunft geben könne. So sei er denn heute in aller Frühe mit dem gefälligen Polier Thiele hinausgefahren und habe er ihm nach Besichtigung des vermeinten Gaunerzeichens lachend die alle Erklärungen der Gaunerzinken in Thieles „Jüdischen Gaunern" weit übertreffende Auskunft gegeben, daß er, der christliche Thiele, bei der letzten Reparatur des Meyerschen Hauses in Frostdorf das famose Zeichen für einen ungeschickten Lehrling auf dem Fensterriegel gemacht habe, damit er den Riegel nicht zum zweiten Male verschneide.

Trotz meiner Verlegenheit regte sich doch in mir die Freude, daß nicht ich, sondern der Commissar bei dieser ungeheuren Blamage die Haut zu Markte getragen hatte.

Ich brach aber rasch ab und äußerte gegen den Commissar, daß es mir am geeignetsten erscheine, den Schulzen, den ich zum Termin bestellt habe, über den Knecht zu vernehmen und ihn dann von der heutigen Aussage des Knechtes zu unterrichten, damit er mir zur sofortigen Ueberführung des lügnerischen Menschen behülflich sei.

Der Commissar schwieg bescheiden und ließ auf mein Geheiß den Schulzen von Frostdorf eintreten.

In voller Unbefangenheit und bäurischer Zutraulichkeit trat der Schulze ein, legte gemächlich beide Arme auf die Barrière und meinte sehr gemüthlich, das sei denn doch recht gut, daß er endlich mal vorkomme, da ihm draußen im Vorzimmer beinahe schon die Zeit lang geworden sei und Mathis draußen schon ganz verhungert und brummig aussehe, weil er gewiß nicht gut und satt zu essen im Loche bekommen habe.

Nach den vorgeschriebenen allgemeinen Fragen über seine Person und Verhältnisse, welche ersichtlich seine hohe Verwunderung erregten, beantwortete er die ferneren Fragen nach dem Knechte dahin, daß dieser seit zwei Jahren zu seiner großen Zufriedenheit bei ihm diene, durchaus redlich, treu, fleißig und zuverlässig sei, und daß Matthis niemals Nachts, und namentlich nicht in der Nacht von Montag auf Dienstag aufgewesen und ausgegangen sei; auch habe er nicht bemerkt, daß überhaupt Jemand von seinen Hausgenossen in der bezeichneten Nacht aufgewesen und aus dem Hause gegangen sei.

Ich hielt ihm nun vor, wie Zeuge, den er selbst als treu und zuverlässig bezeichnet habe, ausgesagt, daß er, der Schulze, in jener Nacht aus dem Hause gegangen sei. Dieß wirkte erschütternd auf den Mann und er bat mit zitternder Stimme, ihm doch den schändlichen Verleumder zu nennen, der behauptet habe, daß er Nachts aus dem Hause geschlichen sei und ihn in den Verdacht bringe, daß er der nächtliche Dieb bei der Altentheilerin Meyer gewesen sei.

Diese letzte Aeußerung machte sowohl mich als den Commissar stutzig; Letzterer warf einen langen, ernsten Blick auf mich, als ob er mich noch besonders auf die soeben vorgebrachte Selbstverdächtigung aufmerksam machen wollte. Dieser Blick des Commissärs erregte so viel Selbstbewußtsein und Genugthuung in mir, daß ich mich übereilte, ohne Weiteres dem Schulzen die ganze Aussage des Knechtes vorhielt und dann

Digitized by Google

sofort die Frage hinzufügte, was er darauf zu sagen habe?

Lautlos stand der Schulze noch vor mir; seine erste Bewegung war der Griff mit beiden Händen nach der Barrière, um sich daran zu halten, und dann folgte ein kurzes heftiges Schütteln des Kopfes, wie wenn er die Beschuldigung gewaltsam von sich schleudern wollte. Er konnte durchaus kein Wort hervorbringen.

In diesem Augenblick trat der Commissar näher heran und brachte die Frage vor, ob nicht bei der bestimmten Aussage des Knechtes und bei dem mindestens zweifelhaften Benehmen des Schulzen eine Haussuchung bei Letzterem, namentlich eine Durchsuchung des Schrankes in der Schulzenstube, nähere Aufklärung zu geben vermöchte?

Ich konnte dem Vorschlage nur beipflichten und sprach mich sogar für die sofortige Vornahme der Haussuchung aus, als der Landjäger Roller plötzlich eintrat und zuwartend an der Thür stehen blieb.

Er mußte etwas Wichtiges zu melden haben; ich winkte ihm heran und fragte, ob etwas Besonderes vorgefallen sei?

Mit verlegener Hast berichtete er, daß soeben der Seiltänzer Lorenz mit seiner Tochter angekommen sei, welche Letztere, trotz der Einwendungen der Eltern und des Arztes, darauf bestanden habe, sofort hierher zu fahren, da sie mich nothwendig sprechen müsse, um großes Unheil zu verhüten.

In meiner Ueberraschung hieß ich den Landjäger Florette mit ihrem Vater in mein Wohnzimmer führen, um dort meine baldige Gegenwart zu erwarten. Inzwischen beauftragte ich den Commissar, die Haussuchung bei dem Schulzen vorzunehmen und eröffnete dem Letztern, daß der Commissar mit ihm nach Frostdorf fahren und dort in seinem Hause die Recherchen in seiner Gegenwart anstellen werde.

Mit einem unbeschreiblichen Blicke, in welchem ich sowohl Dankbarkeit als auch Ueberraschung finden konnte, nickte der Schulze mit dem Kopfe und ergriff hastig den Commissar beim Arme, wie wenn er nicht rasch genug nach Hause mit ihm gelangen könne.

## IX.

Meine Erwartung wurde dadurch nur noch größer. Als ich aufs höchste gespannt in mein Zimmer trat, erhob sich Florette nicht ohne sichtliche Anstrengung aus dem Lehnstuhl und stand nun in ihrer ganzen Schönheit vor mir. Sie war fein und gewählt gekleidet, das schwarzseidene Kleid stand ihr sehr gut zum rabenschwarzen Haar. Ihre Haltung und Weise hatte etwas ungemein Imponirendes und doch wieder überaus Anziehendes. In gewählter Weise bat sie um Entschuldigung, daß sie den unter anderen Umständen unweiblich und auffällig erscheinenden Schritt hierher unternommen habe; es habe ihr jedoch keine Ruhe gelassen, da sie gehört habe, daß Bolla Hemperla sich noch in Haft befinde, und sie doch von seiner Unschuld an dem gegen sie begangenen Attentat vollkommen überzeugt sei.

Ihre Stimme und Ausdrucksweise hatte gegen das Ende der Rede etwas Befangenes und ernstlich Besorgtes, ja sogar etwas so schmerzlich Bewegtes, so daß ich mich theilnehmend nach ihrem Befinden erkundigte und sie zum Sitzen einlud. Sie versicherte, daß der Fuß nur noch wenig schmerze und daß wohl nur der Schreck das Meiste gethan habe, obschon sie das Attentat selbst vorher bemerkt und sich so gut wie in dem gefährlichen Moment möglich, in Acht genommen habe.

Voll Verwunderung und Erwartung nach dieser letzten Aeußerung bat ich sie um weitere Aufklärung. Sie schien nun durch die Einleitung auf einen bestimmten bündigen Gedankengang unbefangener und sicherer zu werden und erzählte mit Klarheit und Ruhe, daß sie sogleich beim Betreten des Seiles den Zigeuner Bolla bemerkt habe, welcher unten an den Flaschenzug des Seiles herangetreten sei und unverwandt zu ihr hinaufgeblickt habe. Gleichzeitig habe sie wahrgenommen, daß der Schulzenknecht dem Bolla durch die Leute nachgeschlichen sei und den Blick voll Haß und Tücke auf diesen geheftet gehalten habe. Sie habe aus Bollas Munde gewußt, daß der unheimliche Knecht tödlichen Haß gegen ihn hege, und habe sich vor Angst um ihn kaum auf dem Seile halten können. Da habe, wohl nur für sie allein von der Höhe herab sichtbar, der Knecht das Messer aus der Tasche gezogen, dasselbe geöffnet und als er aller Augen auf das Seil gerichtet gesehen, das letztere mit jähem Schnitte durchschnitten, so daß sie hinuntergestürzt sei.

Diese Mittheilung hatte so viel Schlichtes, Offenes und Sicheres, daß ich ihr auch ohne die unterstützende Aussage Bollas und des Schmiedes zu Frostdorf vollständigen Glauben hätte schenken müssen. Ich dankte dem schönen muthigen Mädchen für die Mittheilung und unterrichtete mich durch einige nähere Fragen noch genauer von dem Hergang und Zusammenhang der ganzen Sache.

Ich glaubte nun, daß Florette mit dieser Mittheilung die Absicht ihres Besuches erreicht habe; jetzt aber bemerkte ich, daß das junge Mädchen, welches bisher mit Unbefangenheit und Sicherheit gesprochen hatte, plötzlich wieder von glühender Röthe überzogen ward und in echt mädchenhafter Weise bald schüchtern forschend zu mir aufblickte, bald die schönen Augen verschämt niederschlug.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein bibelfester Landschulmeister.

Novelle. Nach dem Französischen von **Erkmann-Chatrian.**

(Fortsetzung.)

In dieser Weise ließ Wagner die Leute an. Niemand entgegnete ein Wort — er ereiferte sich, schrie und wurde blaß vor Zorn.

Endlich, wenn auch mühsam, erhob der Alte seine Lider, wodurch die gelblichen Augäpfel sichtbar wurden und wie im Traume, obwohl mit kräftiger Stimme sprach er: „Wer hat da gesprochen? Ist es wieder Einer von denen, die da sagen: Die Früchte der Erde sind unser? — O Mahadi, wie lange wirst

Digitized by Google

Du diese hochmüthigen Ameisen dulden? Bist Du es, du Erdenwühler, der diese Bäume sprossen macht und sie belaubt?"

„Ja, ich bin es", erwiderte Christian, ganz verblüfft von der Kühnheit eines solchen Lumpen, welcher sich nicht scheute, das ganze löbliche Gericht in seiner Person zu schmähen; „ja, wir haben dieselben gepflanzt, wir haben sie zum Blühen- und Früchtetragen gebracht."

„Ihr?" sagte der Alte mit einem eigenthümlichen Lächeln, „sie waren lange vor euch, und euer Schatten wird Tausende von Monden nicht mehr auf der Erde sein, während sie noch gen Himmel streben. Die Schatten schwinden! Die Schatten schwinden, das Ende ist nahe!"

Die letzten Worte sprach der Greis leise und wie in prophetischem Tone.

Christian stand noch immer und starrte die Leute an, die gar nicht so erschreckt schienen und ihn ganz ruhig betrachteteten. Schließlich sah er wohl ein, daß ein Einzelner all das Volk nicht zwingen könne, ihm zu folgen. Ohne also weiter ein Wort zu verlieren, stieg er wieder die Schlucht hinauf, um aus dem Dorfe Beistand zu holen. Von Zeit zu Zeit blickte er zurück, meinend, die Zigeuner würden die Flucht ergreifen. Aber keineswegs, sie rührten sich nicht, sondern fuhren fort, die Flamme mit dürrem Holz zu nähren.

Während Christian keuchend dem Dorfe zueilte, überdachte er die Worte des Greises: „Ha! die Bäume sprossen von selbst — die Früchte sind Gemeingut. Du alter Schuft! Das ist ein Auflehnen gegen das anerkannte Recht. Warte, ich will Dir einen Prozeß anhängen, jedes Wort soll verzeichnet werden, und der Herr Procurator wird Dir's schon eintränken, Dir und Deiner Bande." Dann fragte er sich: „die Schatten schwinden — die Schatten schwinden — was meint er damit? Ist das nicht ein Spott auf die Obrigkeit — auf den Herrn Richter — auf das ganze Land? Die Schatten schwinden. — Wir wollen Dir Schatten zeigen — im Gemeindearrest. Und — das Ende ist nahe — was für ein Ende?"

Da zuckte wie ein Blitz der Gedanke durch seinen Kopf, daß der Alte von dem Untergang der Welt habe sprechen wollen, denn seit einiger Zeit las man in den Blättern, daß ein Stern die Erde mit seinem Schweif berühren werde, man nannte den ätherischen Unholden einen Cometen, und es war der weise Doctor Zacharias Piper in Kolmann, welcher diese Dinge vorhersagte. Wollte der Alte von dem Cometen sprechen? Möglich! Jedenfalls braucht ein Feldhüter sich um nichts weiter als um seine Schuldigkeit zu kümmern. Unter solchem Selbstgespräche lenkte Christian in die Hauptgasse von Hirschhalde ein, in welcher man aber nach acht Uhr Abends in große Gefahr gerieth, sich Hals oder Bein zu brechen; denn allenthalben stieß man auf Düngerhaufen, Holzklötze oder Karren, welche vor den Scheunen standen. Als Beleuchtung dienten nur die Sterne und hie und da blinkte ein mattes Lichtlein aus dem Innern der Häuser. Doch Christian kannte selbstverständlich jeden Winkel seines Heimathsdorfes und Amtsbezirkes. Im Vorübergehen sprach er bei dem Schulmeister Sebastian Mutz vor, welchen er gemüthlich im Schlafrock bei einem Topf saurer Milch und Erdäpfel traf.

„Sebastian", sprach er, „komm schnell!"

„Was gibt's?"

„Was es gibt, das habe ich jetzt nicht Zeit, Euch zu erzählen; nehmt schnell einen Stock oder eine Haue, gleichviel was."

Durch Wagners geschäftiges Wesen in großes Erstaunen versetzt, beeilte sich Mutz, seinem Wunsche nachzukommen; er setzte seinen Dreimaster auf und folgte ihm.

Um einige Häuser weiter trat Christian bei Jacob Fröhlich, dem Winzer und Mitglied der Gemeinde-Obrigkeit ein; dann bei Claudius Bastian, dem Waldhüter, und noch bei 5 oder 6 anderen Männern, lauter gewichtigen Leuten, Mitglieder des hohen Raths und Familienvätern. Sie schlossen sich insgesammt ihm an, die Einen mit Knitteln, die Andern mit Heugabeln bewaffnet, überzeugt, daß es sich um eine sehr ernste Sache handeln müsse. Auch die Weiber kamen herbei und bemühten sich, trotz der Dunkelheit etwas zu sehen oder zu erlauschen; einige schickten ihre Buben zu fragen, was es gebe, doch diese schlossen sich dem Zuge an und kamen nicht wieder. Gefolgt von diesem Menschenknäuel und der Hälfte der Hunde von Hirschhalde, die den „Reisigen" bellend zwischen die Füße sprangen, gelangte der Feldhüter an das Haus des Herrn Richters Hans Lörich, auf dem kleinen Platz bei dem Röhrbrunnen, gerade gegenüber dem Amthause.

„Bleibt zurück", sagte er dem Eintreten zu seinen Begleitern, „ich werde wiederkommen." Er trat durch den Gang allein in die Stube, aber die im Flur Zurückgebliebenen streckten neugierig ihre Köpfe hinterdrein, um seinen Bericht zu vernehmen.

Vater Lörich, im Alter von etwa fünfzig Jahren, war ein wohlhabender Mann. Er besaß Felder, Wiesen und Weingärten; seine Scheuern strotzten von Getreide, Stroh und Viehfutter, seine Keller waren mit alten und jungen Weinen gefüllt, seine Stallungen mit jeder Art von Vieh besetzt. Aufrichtig gesagt, er hielt etwas auf die Heiligthaltung des Eigenthums, ja er hätte eher verziehen, daß Jemand an dem Dasein Gottes zweifle, als daß er einen seiner Zäune überstiege. Was seinen Charakter betrifft, so war er in jeder Beziehung ein solider Mann; von seinem Aeußern wollen wir kurz berichten: daß seine Stirne breit, seine Haare braun, seine Nase kurz, sein Mund voll kräftiger Zähne, seine Hände rauh, seine Waden stattlich und seine Hosen nach alter Mode waren. Bärbel, seine Frau, war ein großes, knochiges, rothhaariges Weib, welches die Wirthschaft ganz allein besorgte und dem es auch gerade nicht schwer ankam, mit einem Heuwagen ohne Beihilfe fertig zu werden.

Bärbel nahm eben das Tischtuch ab, als Christian Wagner eintrat. Lörich war, gelehnt an das Gehäuse der alten Uhr, nach dem Abendessen etwas eingeschlummert. „Was gibt's, Christian", rief er, aus dem Schlafe aufschreckend.

„Herr Richter, ein Haufe Gesindel ist eben da-

Digitized by Google

rüber, ein großes Feuer im Rathhale anzuzünden, und wir laufen Gefahr, daß sie uns den Wald in Brand stecken."

„Den Gemeindewald?"

„Ja ja, den Gemeindewald."

Lörich schauderte. „Und wer wagt es?"

„Zigeuner."

„Zigeuner! Die muß man todtschlagen."

„Ganz richtig; ich bin auch der Meinung, daß man sie niederschlagen muß, aber ich befand mich allein im Walde. Ich habe sie vorgeladen, aber sie wollen nicht kommen."

„Ha! sie wollen nicht kommen? Gut — gut — wir wollen sie holen! Kaspar, Jörge," rief er, die Thüre in die Küche aufreissend, „nehmet Eure Prügel."

„Es sind noch mehr Leute draußen, Herr Richter."

„Das ist recht — nun wir wollen sehen! Ha sie wollen nicht kommen!" (Forts. folgt.)

## Miscellen.

Neues von der Sonne. Pater Secchi S. J., bekanntlich der hervorragendste Astronom unserer Zeit, schreibt im „Osservatore Romano" unterm 8. Juli: Die großen Sonnenflecke waren seit einiger Zeit verschwunden. Vor drei Tagen aber zeigte sich ein neuer, schöner, von solcher Größe, daß manche Leute ihn mit unbewaffneten Augen wahrzunehmen vermochten. Derselbe war von höchstem Interesse durch die Veränderungen, welche in ihm vorgingen. Zuerst war er klein, gewisser Maßen ein Agglomerat von Pünktchen. Dann aber nahm er plötzlich zu bis zu einem Durchmesser von 2' 24". In dieser Größe, so auffallend dieselbe auch war, bestand indessen nicht einmal seine merkwürdigste Eigenschaft. Diese bezog sich vielmehr auf die Ausflüsse für die Spectralanalyse dieses feurigen Heerdes, da im Innern dieses Fleckens heftige Eruptionen von Wasserstoffgas sichtbar waren, welche man direct am Centrum einiger Kerne erkennen konnte, indem die Streifen dieses Gases in der Umkehrung sichtbar waren, so wie auch in den an seinem Rande aufsteigenden und über sein Feld hin und her schießenden Flammen. Dichte Dämpfe von Natrium, Magnesium, Calcium und Eisen verbreiteten sich über das ganze unermeßliche Feld, in einer Massenhaftigkeit und Dichte, die in unserer Erfahrung ihres Gleichen noch nie gehabt hat. Ein zweites gleichzeitiges Zeichen der Sonnenthätigkeit war ein gewaltiger Ausbruch, den ich gestern am Rande der Sonne beobachtete. Am Morgen war der Himmel mit Wolken bedeckt gewesen und wir konnten erst um 2 Uhr 40 Minuten uns anschicken, die übliche Zeichnung des Sonnenrandes zu machen. Anfangs nun fanden wir an der genannten Stelle weiter nichts als einen kleinen, aber sehr intensiven Flammenbüschel, neben einer großen expandirten Masse von Wasserstoffgas. Als wir aber den Kreisbau beendet hatten und an die obige Stelle zurückgekehrt waren, da überraschte uns eine sehr lebhafte, wenn auch nicht sonderlich hohe Eruption. Gegen 3 Uhr 30 Min. betrug dieselbe etwa 50", aber ihre Lebhaftigkeit war über alle Maßen stark. Sie bestand nunmehr aus einer dichten, glänzenden Wolke, deren Kern ein lichter Strahlenbüschel bildete, welcher aus dem Rande der Sonne hervorbrach. Die Streifen des Natrium, des Magnesium und des Eisens erschienen in der Umkehrung, was also bewies, daß diese Dämpfe dort in Ueberfluß vorhanden waren, vom Wasserstoffgas ganz zu schweigen. Die innere Bewegung war so lebhaft, daß die Veränderungen der äußeren Gestalt mit dem bloßen Auge erkannt werden konnten. Um ein Viertel nach 4 Uhr stand die leuchtende Masse 134,424 Kilometer hoch, was so viel beträgt, wie der Erddurchmesser zehnmal genommen, und in dieser Höhe verharrte das Phänomen. Aber die leuchtenden Fäden mehrten sich, neue Büschel schossen mit furchtbarer Gewalt hervor, glänzten hell auf und erloschen wieder, während über ihnen feurige Rauchmassen wirbelten, gebildet aus unzählligen sich schneckenartig windenden Lichtfäden. Eine halbe Stunde nach 4 Uhr nahm die Dichtigkeit der Masse ab, und es war mir möglich, den inneren Organismus zu erkennen. So währte es bis 5 Uhr 10 Minuten, um welche Zeit der Brand wieder mit grauenhafter Schnelligkeit wuchs und 10 Grad der Sonnenperipherie einnahm, eine für menschliche Raumbegriffe fast schwindelhafte Ausdehnung, die mehr als das Doppelte der oben angeführten Höhe beträgt. Um 5¼ Uhr fing die Intensität der Strahlen an sichtbar abzunehmen, und gegen 7 Uhr war der Schein schon so schwach, daß er bereits hinter der Wirkung des ausströmenden Wassergases zurücktrieb, welcher noch immer sichtbar war, allerdings mit einer kleinen Verdünnung der ursprünglichen Gestalt. Aber Eins ist gewiß, und das ist, daß, wie wir, durch lange Erfahrung belehrt, voraussahen, heute Morgen sich auf dem Sonnenrande eben da ein großer Flecken zeigte, wo gestern die furchtbare Eruption stattgefunden hatte. Uebrigens hatten wir heute Morgen noch Gelegenheit, einen weiteren Ausbruch nahe an der Stelle der gestrigen Katastrophe zu beobachten. Von dieser waren nur noch leichte Reste übrig, welche sich bis zur doppelten Höhe der gestrigen Wolke erhoben hatten.

Ueber giftige Tapeten jeglicher Farbe liest man in Wittstein's Vierteljahrschr. f. pract. Pharmacie, Bd. 21: „Bis vor Kurzem richtete sich der Verdacht, daß Tapeten eine der Gesundheit schädliche Farbe enthielten, nur auf die grünen, indem man dabei das arsenicalische Schweinfurter Grün im Auge hatte. Seitdem aber auch dem Anilin alle möglichen Farben erzeugt werden, diese Erzeugung fast durchgängig unter Mitwirkung der Arsensäure Statt findet, in Mutterlaugen davon sich fast alles angewandte Arsen wieder ansammelt, dieselben aber auch stets noch so viel Farbstoff enthalten, daß damit Färbungen anszuführen sind und diese arsenicalischen Mutterlaugen eingetrocknet zu billigen Preisen an Tapetenfabrikanten verkauft werden; — so liegt es auf der Hand, daß man Ursache hat, jede neue Tapete mit Mißtrauen zu betrachten und über ihre Brauchbarkeit zum Ueberziehen der Wände in Wohn- und Schlafzimmern nicht eher zu entscheiden, bis sie einer Prüfung auf Arsen unterworfen worden ist. Daß dann die arsenicalisch befundene Tapete unbedingt zu verwerfen ist, versteht sich von selbst.

Amerikanische Wagenräder aus Papierstoff. Bei diesen neuerdings in Amerika in Gebrauch gekommenen Wagenrädern ist der Reifen aus Stahl, und wird zum Aufziehen auf der Innenseite etwas konisch gedreht, so daß der innere Durchmesser an der Flantsche ⅛ Zoll kleiner ist als der andere. Den Körper des Rades bildet ein Papierblock, gebildet aus Strohpappe, welche in Scheiben von 30 Zoll Durchmesser geschnitten wird, die dann mit gewöhnlichem Leim zusammengeleimt und unter einem hydraulischen Drucke von 300 Atb. zu einem Ganzen vereinigt werden. Nachdem der so erhaltene Block nahezu zwei Wochen lang in einem Trockenhause getrocknet worden ist, wird er auf einer gewöhnlichen Drehbank abgedreht und zugerichtet. Der dabei verwendete Drehstahl gleicht einem für Eisen benutzten, aber die Umlaufsgeschwindigkeit ist etwa dieselbe wie beim Messing. Der so abgedrehte Block ist natürlich etwas größer als die Bohrung des Reifens, in den er passen soll, damit man sicher ist, daß er vollkommen fest darin sitzt. Darauf wird ein hydraulischer Druck von 400 Atm. angewendet, um den Block in seinen Platz hinein zu zwängen; dabei wird noch der Reifen nahezu bis zur Temperatur des kochenden Wassers erwärmt, damit man nach dem Abkühlen sicher auf einen vollkommenen Schluß rechnen kann.

Eine der größten Brücken der Welt wird, wenn vollendet, die Brücke von Newyork nach Brooklyn sein. Sie wird eine Länge von 5862 Fuß und eine Breite von 80 Fuß haben. Die Mittelspannung wird 1600 Fuß lang sein und die Thürme erhalten eine Höhe von 268 Fuß über Hochwasserstand.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 92. Speyer, Samstag, den 3. August 1872.


## Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

Von F. Axé-Lakemant.

(Fortsetzung.)

Sie schwieg erröthend und schien nach dem Eingang zur weitern Rede zu suchen. Eine holde Verlegenheit war über die anmuthigen Züge verbreitet. Schon wollte ich das Wort nehmen, um dem schönen Geschöpf, das sichtlich je länger je mehr mit sich rang, entgegenzukommen, als Florette sich unerwartet vom Lehnstuhl erhob, mit tiefem Ernste meine Hand ergriff und mit jenem stillen Beben in der Stimme, mit welchem das echte, fein empfindende Weib so sieghaft Verständniß und Achtung vor der zarten weiblichen Offenbarung vom Manne zu fordern weiß, anhub:

„Sie haben mir Achtung und Vertrauen erwiesen; ich muß nicht nur dieses zu verdienen suchen, sondern mich auch vor Ihnen rechtfertigen wegen meines Benehmens am Mittwochmorgen in Nußdorf, das Ihnen auffallend und befremdlich erscheinen mußte, zugleich vermag ich Ihnen den Nachweis zu geben, um einen eben so unschuldigen wie unglücklichen Menschen aus der Kerkerhaft zu entlassen. Wie wenig weiblich Ihnen auch mein Benehmen am Mittwoch erschienen sein und auch noch heute erscheinen mag, so bitte ich Sie mit ganzer Innigkeit und Herzlichkeit, doch mindestens um anderer würdiger weiblicher Erscheinungen willen, die Ihnen im Leben begegnet sind und denen Sie Achtung bewahrt haben, mich ruhig und mit ganzem Glauben anzuhören."

Ich war erstaunt über diese Worte und die innige und doch so überaus imponirende Weise und Haltung des jungen Mädchens, das in vollendeter Würde vor mir stand. Ich bat sie mit Herzlichkeit, sich versichert zu halten, daß Niemand sich durch ihr Vertrauen geehrter fühlen könne, als ich.

Erwartungsvoll blickte ich zu ihr auf, ohne ein Wort zu erwidern. Ich war aufs Höchste gespannt, was sie weiter sagen werde. Sie bemerkte dies und fuhr fort:

„Damit Sie mich nicht mißverstehen, muß ich Sie einen flüchtigen Blick in mein Jugendleben thun lassen. Meine Eltern haben ihre Kinder mit vieler Liebe und großem Ernst erzogen. Die für sie und ihre Kinder mit unsäglich vielen Entbehrungen und Gefahren verbundene Künstlerlaufbahn war nicht die freie Berufswahl, sondern die von zarter Kindheit an von ihren Eltern ihnen ungefragt angelernte und vererbte Kunst, welche dazu beiträgt, das Urtheil des großen Haufens zur Lieblosigkeit und Härte herabzustimmen. Meine Eltern sahen die Gefahren, welche ihren Kindern drohten, und suchten uns mit allen Kräften dagegen zu bewahren. Ein inniges Familienleben und ein musterhaftes Hauswesen hielt uns verbunden und von anderen bedenklichen Elementen streng geschieden. Gerade in diesem schlichten häuslichen Beisammenleben mit seiner reichen Liebe und seinen zahllosen unschuldigen Freuden empfanden wir die Poesie des Jugendlebens am tiefsten und flüchteten uns von der öffentlichen Kunst, welche ja einmal der Familie die Existenz gewähren mußte, in dies Leben zurück wie in einen schönen Traum, der alle Härten und herben Erfahrungen des öffentlichen Lebens vergessen machte. Als einzige Tochter war ich Gegenstand der besonderen Sorgfalt meiner Eltern. Ich mißbrauchte meine Freiheit nicht; das war aber nicht mein Verdienst, denn ich lag gänzlich gefangen in den Banden eines holden Geschöpfes, das mit dem ganzen Zauber der edelsten Weiblichkeit auf mich einwirkte. Neben unserm Hause befand sich die Pfarre, auf welcher ein würdiger Geistlicher wohnte. Seine Tochter, Margarethe Schmied, ein Mädchen von ebensoviel körperlicher wie geistiger Schönheit, scheute nicht den Umgang mit der Tochter des Seiltänzers; wir wurden vertraute Freundinnen und im Hause des trefflichen Geistlichen und im gemeinsamen Unterrichte mit Margarethe lernte ich das Verlangen, nach Allem was gut, schön und edel ist, kennen und befriedigen."

Hier schwieg Florette, lehnte den Kopf zurück und schlug die herrlichen Augen aufwärts, wie wenn sie alle schönen Momente ihres Jugendlebens vor ihren Blicken vorüberschweben ließ. Endlich schien sie aus ihrem Traume zu erwachen; sie fuhr in etwas aufgeregtem und raschem Tone fort:

„Ich war nicht allein die Glückliche, welche der Liebe des herrlichen Wesens gewürdigt wurde. Ein Engel stand ihr zu Seite, ein Engel der Liebe, der Duldung und Hoffnung — mit einem Herzen so un-

Digitized by Google

ermeßlich tief, so reich, und so voll Schmerz und Entsagung —"

In tief schmerzlicher Ergriffenheit schlug Florette die kleinen zierlichen Hände zusammen und brach in Thränen aus.

Ich war bestürzt und bat sie, sich zu beruhigen und mir vertrauensvoll den Grund ihres Schmerzes zu offenbaren.

Mit unaussprechlichem Ausdruck heftete sie den thränenden Blick auf mich, der schöne Mund zuckte, und indem sie mir ein Couvert überreichte, sagte sie mit flüsternder Stimme:

„Nehmen Sie diesen Brief, den meine Freundin Margarethe Schmied, die glückliche Braut und untröstlich traurige Freundin, heute früh erhalten hat. Lesen sie ihn aber erst dann, wenn ich fort bin; ich bin nur ein schwaches Mädchen und kann die schwere Last der Verantwortung nicht tragen, wenn die Ahnung, die mich heute unwiderstehlich hierher getrieben hat, mich doch getäuscht haben sollte. Gott der Allgütige und der Allmächtige wird Alles zum Besten wenden, wo wir menschlich empfunden und menschlich gefühlt haben."

Wie eine Vision war sie verschwunden, noch ehe ich mich zu einer Entgegnung sammeln konnte. Was faßte mich so allgewaltig, so voller Ahnung, daß die Erfüllung eines großen Geschickes nahe sei, das über mein Leben entscheiden sollte? Das Papier zitterte in meiner Hand und ich rang nach Fassung. Unruhig eilte ich im Zimmer umher. Endlich warf ich mich ins Sopha, langte entschlossen nach dem Briefe und öffnete das Couvert.

Ich sah sofort nach der Unterschrift. Mir dunkelte es vor den Augen und wieder fuhren helle Blitze vor meinen Blicken umher. Ich konnte nicht lesen und lehnte mich ins Sopha zurück. Ich weiß nicht wie lange ich so gesessen und mit mir gerungen habe. Nur dunkel erinnerte ich mich später, daß ich Amaliens Hand und Unterschrift erkannt und von der Erfüllung meines Jugendtraumes, vom Leben und Glauben der Liebe gelesen hatte.

Als ich zu mir kam und mich in meiner alten Umgebung wiederfand und Amaliens Brief in meiner Hand erblickte, da bedurfte ich aller innern Kraft, um mich an der Wahrheit und an die klare Erkenntniß der Gegenwart zu gewöhnen. Ich griff nun zum andern Briefe: da stand die gedruckte Verlobungsanzeige: Oberförster Conrad Werner und Margaretha Schmied!

War ich würdig zu lesen, was sie heute früh in ihrem Entzücken der geliebten Freundin und treuen Zeugin ihrer unvergänglichen Liebe und heldenmüthigen Duldung mitgetheilt hatte? Das scharfe Auge der Liebe hatte meine Gegenwart beim Rosenbeet errathen, hatte die Rosenknospe, die ich gebrochen, vermißt, und das Nemophyllensträuschen gefunden und mit ihm die ganze Erhörung und Seligkeit ihres jahrelangen stillen Duldens und Hoffens! Jedes Wort war Liebe, Glaube und Wonne, und hätte die Welt entzücken müssen, wenn es jemals vor ihr hätte profanirt werden können!

Jemehr ich mich sammelte, desto tiefer wurde mein Ernst. Reue, Mahnung zur Umkehr, zur Gewissenhaftigkeit gegen mich selbst, gegen meinen amtlichen Beruf, gegen meine Umgebung — Alles, Alles hatte mir gefehlt und strömte nun fast vernichtend durcheinander auf mich ein — nun lag das Leben mit seiner Aufgabe klar vor mir, damit ich mit ihm mich fest an sie anklammern und meinen ganzen Halt an ihr gewinnen konnte!

Wie plötzlich und gewaltig sollte ich nun aber in diesen schweren Ernst des Lebens hineingerissen werden, als Abends der Commissar zu mir ins Zimmer trat und zu meiner unsäglichen Ueberraschung mir berichtete, daß er soeben den Schulzen von Frostdorf wieder mit zurück gebracht habe, da er es nach dem völlig unerwarteten Resultat der Haussuchung nicht verantworten zu können geglaubt habe, ihn ohne meine ausdrückliche Genehmigung auf freien Fuß und in seinem Hause zu lassen.

Wie mir der Commissar weiter berichtete, hatte sich der Schulze auf dem Wege nach Frostdorf noch immer in sehr gedrückter Stimmung befunden, hatte wenig oder gar nicht gesprochen, sogleich bei der Ankunft mit großer Hast nach Sophie Redelsdorf gefragt, und war sehr erschrocken gewesen, als er vom Großmecht erfahren, daß Sophie vor einer Viertelstunde wegen plötzlicher Erkrankung ihrer Mutter nach ihrem Heimathsdorf geeilt sei. Die Haussuchung war so schonend wie umsichtig vorgenommen worden, und der Schulze hatte zwar wegen des Aufsehens dabei große Verstimmung gezeigt, war aber doch nicht widerspänstig gewesen. Als zuletzt der große Schrank in der alten Schulzenstube hatte durchsucht werden sollen und die Schlüssel dazu dem Schulzen abverlangt worden waren, hatte dieser große Verlegenheit gezeigt und geäußert, daß die Schlüssel nicht zur Hand seien, und endlich nach dringenderer Aufforderung die kaum glaubliche Aussage gemacht, daß er stets der Magd Sophie die Schlüssel anvertraue, sobald er über Nacht außer Hause sei, und daß auch heute Sophie im Besitze der Schlüssel sich befinde.

Im Commissar hatte dies auffällige Vorbringen des Schulzen den Verdacht nur noch gesteigert und nach wiederholter fruchtloser Aufforderung zur Herausgabe der Schlüssel hatte er die Schranfschlösser durch den Dorfschmied öffnen lassen. Zuletzt hatten sich in der untern Schublade rechter Hand sämmtliche bei der Wittwe Meyer in der Nacht vom Montag auf Dienstag gestohlenen und zu Protocoll verzeichneten Gegenstände, bis auf die große dreigehänsige Taschenuhr und das baare Geld, vorgefunden. Der bei dem Fund gegenwärtige Schulze war vor Schrecken bewußtlos zusammengebrochen und hatte auch später kein Wort zu sprechen vermocht. Nach diesem auffälligen Ergebniß war er denn, als er sich etwas erholt hatte, wieder mit ans Amt und in vorläufige Detention genommen worden.

Digitized by Google

Ich war überaus bestürzt, als der Commissar sich empfahl. Es war spät; ich hatte Ruhe und Erholung nöthig; es war zu viel auf mich eingeströmt und doch fühlte ich, daß ich noch mehr hätte tragen können; Florette hatte mich heute dem Leben wiedergegeben. (Forts. folgt.)

## Ein bibelfester Landschulmeister.

**Novelle. Nach dem Französischen von Erkman-Chatrian.**

(Fortsetzung.)

Um es recht warm zu haben, legte Hans Lörich ein gestricktes Leibel an, zog die Ohrenlappen seiner Fischottermütze herab und ergriff einen Knüppel von Schwarzdorn. Seine zwei Feldknechte zogen ihre Blousen wieder an, worauf der ganze Zug sich in Bewegung setzte; der Richter und seine Burschen, der Feldhüter, der Schulmeister, Bastian der Waldhüter, Fröhlich der Weinbauer, alle zogen mit rüstigen Schritten zum Dorf hinaus.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die wichtige Kunde durch ganz Hirschhalde verbreitet, die Weiber standen vor den Thüren und schrien: „Schlagt sie nieder!“ Ja, als Einige hörten, daß die Zigeuner Birnen gegessen, hätten sie dieselben schon lieber an den nächsten Bäumen hängen sehen. Niemand erinnerte sich der Worte des Herrn: „Mich hat gedürstet, ihr habt mich getränket; mich hat gehungert, ihr habt mich gespeist; was ihr mir gethan habt, das thut auch dem geringsten eurer Mitmenschen und mein himmlischer Vater wird es euch hundertfältig vergelten.“ Nein, nicht einer der Bewohner Hirschhalde's erinnerte sich dieser schönen Worte; es waren schlechte Christen, sie hatten verhärtete Herzen.

Während sie sämmtlich den Hohlweg hinter dem Dorfe, der ins Rehthal führt, hinaufkletterten, erzählte Christian Alles umständlich. Vater Lörich mäßigte seine Schritte und sagte: „Merkt gut auf, Leute! Wenn das Gesindel Widerstand leisten will, so hauen wir sie nieder; geh'n sie aber gutwillig, so werden wir sie vor uns herstoßen, wie eine Heerde Ziegen. Caspar bleibt rechts am Abhang, Jörge links, ihr Andern kommt hintennach. Da der Alte schon so schwach und gebrechlich ist, so könnte er leicht unter unsern Händen den letzten Athemzug thun; wir müssen daher auf unserer Hut sein. Das wäre eine üble Geschichte und könnte uns theuer zu stehen kommen. Nehmt euch also in Acht! Wir werden sie sämmtlich ins Dorf bringen und im Amthaus einsperren; die Fenster sind vergittert, es wird uns Keiner auskommen, ich stehe euch gut dafür. Morgen werde ich den Gemeinderath versammeln, um zu berathschlagen, was man mit dem Gezücht machen soll. Lange können wir sie nicht behalten; der Raum im Gefängniß wird uns ja für das übrige Gesindel schon zu klein, besonders zur Zeit der Ernte.“

Alle Anwesenden fanden, daß der Herr Richter sehr richtig argumentirt habe. Als die Karavane auf der Anhöhe angekommen war, sahen sie die Zigeuner etwa hundert Schritte entfernt am Fuße des Felsabhanges. Das Feuer loderte noch immer. Einige schliefen, hingestreckt auf das Moos. Als sie jedoch das Bellen der Hunde vernahmen, erhoben sie sich um zu sehen, was da käme. Die Alte mit flatternden grauen Haaren ergriff mit ihrem dürren Arme einen flackernden Tannenbrand und schritt den Anrückenden mit furchtbarer Miene entgegen. Es währte nicht zwei Minuten, so sprangen die drei Hunde, der große eisengraue und die zwei braunen mit Wolfsköpfen, um sie herum. Sie sprangen so hoch, als die Flamme züngelte mit entsetzlichem Gebelle, welches durch das Echo des Rehwaldes noch vervielfacht wurde — der ganze Wald schien erwacht und in Aufruhr versetzt. Die Alte aber, ihren Feuerbrand durch die Luft schwingend, verrieth keine Furcht, und als Vater Lörich zuerst vortrat, rief sie ihm zu: „Kommst Du, Deine Hunde mit dem Fleische von Greisen und Kindern zu nähren?“

Der Ton ihrer Stimme, sowie ihre ganze Erscheinung hatte etwas so Grauenhaftes, daß die Reihe sich zu fürchten bei Lörich begann. „Nein,“ sprach er, „ängstige Dich nicht, Alte, wir wollen nur, daß ihr mit uns kommt.“

Und sich gegen Fröhlich und Bastian wendend, fuhr er fort: „Ruft doch Eure Hunde zurück; ist das eine Art, mit Leuten zu verkehren, daß man Hunde auf sie losläßt?“

Zwei kräftige Pfiffe und die Thiere trochen brummend zurück, während die ganze mit Knitteln und Heugabeln bewaffnete Truppe vor die Zigeuner hintrat. Die Bauern betrachteten das Volk ganz verwundert, besonders den Alten, den ein junges Weib am Felsen aufrecht hielt, der Flamme gerade gegenüber. Zwei junge Zigeuner holten den Schiebkarren, um ihm ein Lager zu bereiten. Die Dorfbewohner, welche gekommen waren, die Leute niederzuschlagen, wurden ganz nachdenklich, Lörich's zwei Knechte konnten ihre Blicke gar nicht abwenden von den hübschen braunen Mädchen, welche ihrerseits die Burschen unverwandt mit ihren schwarzen Augen betrachteten. Endlich sagte Schulmeister Sebastian Mutz, welcher sich die Stirne mit einem carrirten Schnupftuch abtrocknete und seinen Dreispitz wieder aufsetzte, mit ernstem Tone: „Hier wiederholen sich die Begebenheiten der Bibel ohne der heiligen Schrift nahetreten zu wollen, wohlverstanden. Seht, hier ist Vater Jakob, zu Dreidrittheilen blind und leicht fähig, Jakob statt Esau zu segnen. Hier Rachel und Lea. Sie haben keine gold'nen Spangen und Armbänder, ihr Vater hat keine Heerden; aber gleichviel, nachdem sie Alles zusammenraffen, was ihnen unterkommt, und da sie die nächstbesten Heerden als die Ihrigen betrachten“ — —

Lörich, diese Rede hörend, wurde sich seiner Würde bewußt, nahm plötzlich seine Amtsmiene an und zur Alten gewendet, begann er das Examen: „Erster Artikel: Woher kommt Ihr und wohin geht Ihr?“

„Wir kommen aus Freeland bei Neustadt,“ antwortete die alte Zigeunerin, „und gehen ins Elsaß zum Jahrmarkt.“

„Gut — Ihr seit also fortgezogen, Euer ganzes Dorf miteinander?“

Digitized by Google

„Ja", sprach sie, „und wir führen unsern ganzen Bedarf für den Weg mit uns."

„Ha, ha! Euern Bedarf, der besteht in Euern Posaunen und Euern Clarinetten", sagte der Richter; „ja — ja — und in Erdäpfeln, mit Allem, was Euch in die Hände kommt. — Wir leben nicht mehr zur Zeit des Adam's, Alle. Frisch, frisch vorwärts!"

Jetzt hob der Geist mit kläglicher Stimme an: „Richter, Du thätest besser, uns unsere Wege ziehen zu lassen. Der Vogel in der Luft ist frei, hinzuziehen, wohin sein Flug ihn treibt, warum sollten wir es nicht sein?"

„Ihr werdet vor uns hergehen," schrie ihn Lörich an; „man verbrennt nicht ungestraft das Holz der Gemeinde wie Stroh und man verwüstet nicht das Obst unserer Bäume, ohne zu zahlen. Die Menschen sind keine Vögel. Vorwärts — macht, daß Ihr weiter kommt."

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

**München**, 29. Juli. Heute sah man bereits in den Straßen Münchens die ersten Festgenossen zur Säcularfeier mit den Festzeichen geschmückt. In das schönste Festgewand beginnt sich der alte Rathhaussaal zu kleiden. Zwischen den so freundlichen weiß und blauen Draperien erheben sich die Fürsten-Standbilder, die ganze nördliche Langseite nimmt das schöne historisch-allegorische Bild Schwoiser's, den Einzug der Hochschule in Münchens Mauern darstellend — ein, gegenüber aber über dem Eingangs-Portale, steht folgender Sinnspruch von Herm. Lingg:

„In Reife prangt der Obsthaum und die Rebe
Der Ernte schwillt entgegen goldne Saat,
Doch daß der Baum der Menschheit Früchte gebe,
Vollbringt allein des Geistes freie That!
In Jahren und Jahrhunderten erweitert
Die Sphäre der Erkenntniß seine Kraft,
Erforscht und wirkt, durchdringt, beleuft und läutert:
Heil ihm und jedem Sieg der Wissenschaft!

Den Willkomm' biet ich und ich schwing' Euch Allen
Um's Haupt den Kranz aus deutscher Eichen Blatt:
Laßt froh und frei den Fluß der Rede wallen,
Willkommen in den festgeschmückten Hallen
Willkommen in den festgeschmückten Hallen
Willkommen München, Landshut, Ingolstadt!

(Bernhard Wörner †.) In Simbach a. J. ist, wie man der „A. Postz." schreibt, am 24. Juli der Vorstand des dortigen Post- und Bahnamts, Bernhard Wörner, nach kurzem Krankenlager im besten Mannsalter gestorben. Derselbe war als Verfasser populärer Erzählungen aus dem bayerischen Volks- und vorzugsweise aus dem Beamtenleben („Amt und Welt" u. a.) in weiteren Kreisen bekannt.

(Immer höflich.) Auf dem Extrazuge einer Breslauer Bahn steigt ein echter Breslauer zu einer Dame ins Eisenbahncoupe, zieht eine riesige Tabakspfeife hervor und wendet sich an seine Nachbarin mit der Frage: „Genirt Sie das Rauchen vielleicht?" „Allerdings, sehr", lautete die Antwort. „Nun, dann müssen Sie machen, daß Sie hinauskommen, denn ich fange jetzt an!"

**Metz**, 29. Juli. In der jüngsten Zeit sind hier dreimal öffentliche Gebäude Opfer der Flammen geworden, woran sich natürlich allerlei Vermuthungen knüpfen. Von diesem Gesichtspunkte aus erregt der nachtliche nach der „Metzer Ztg." gelöschte Brand des hiesigen Bahnhofgebäudes doppelte Aufmerksamkeit: Am Sonntag früh 4 Uhr weckte die Feuerglocke Metz aus seinem Frühschlummer. Die halb erschreckt, halb verschlafen zu Fenstern und Balkonen stürzenden Bewohner gewahrten eine unweit des Bahnhofthors hoch aufwirbelnde Rauchsäule. Der Bahnhof brennt, so ging es bald von Mund zu Mund. Um die alte Spelunke ist es nicht schade, hieß es hier und dort. Immerhin ein Trost, wenn statt eines Wohnhauses ein öffentliches Gebäude brennt. Langsam wälzte sich die Menge zum Thor hinaus, nur hie und da auf flüchtigen Sohlen brach sich ein Pompier Bahn, der der Brandstätte zueilte. Durch die jetzt noch unbekannte Ursachen entstand das Feuer in einer für Utensilien und allerhand Bahnhofsbedarf, darunter auch eine Quantität Petroleum, bestimmten Localität. Ohne äußere Ursachen, wie wir in Barrenlieder bemerken, entzündet sich Petroleum nicht; ist aber die Entzündung erfolgt, so ist der Gewalt des entstehenden Brandes schwer zu steuern; es ist daher auch nicht zu verwundern, daß derselbe, als die Löschmannschaften zur Stelle kamen, bereits gefährliche Dimensionen angenommen hatte, und daß es ein Ding der Unmöglichkeit war, die dicht an den Feuerherd stoßende Eilgut-Expedition zu retten. Die in derselben aufgestapelten Eilgüter und sämmtliche verbrannt; auch ist die Eilgutkasse vom Brande zerstört und erst später in theilweise geschmolzenen oder verkohlten Resten aus dem Schutte wieder zu Tage gefördert worden. Die Stationskasse ist gerettet.

**Französische Marschälle vor dem Kriegsgerichte.** Seit der Errichtung der Marschallswürde unter König Franz I. ist Bayarne der sechste Marschall von Frankreich, welcher vor das Kriegsgericht gestellt wird. Der erste war der Marschall Retz, angeklagt des Landesverrathes, aber richtiger, wiederholter Empörung gegen seinen Souverän, den Herzog Johann VI. von Burgund. Er wurde im J. 1440 gehenkt und sein Leichnam verbrannt. Der zweite war der Marschall Byron, ein Freund und Waffenbruder Heinrichs IV. Unmöglich der vielen von Letzterem empfangenen Gnadenbeweise zettelte er gemeinschaftlich mit dem Könige von Spanien eine Verschwörung wider den älteren Bourbon an. Heinrich IV. war bereit, ihm zu verzeihen, wenn er seine Verbrechen gestand; da er jedoch leugnete, ließ ihn Heinrich im J. 1602 enthaupten. Der dritte auf dem Schaffot gestorbene französische Marschall war Marillac, welcher 1632 wegen Verschwörung und Meuterei gegen den Cardinal Richelieu hingerichtet wurde. Dasselbe Schicksal aus gleichen Ursachen hatte im nämlichen Jahre der Marschall Montmorency. Der fünfte und berühmteste Marschall Frankreichs, welcher die Todesstrafe erlitt, war der Marschall Ney, der wegen Verraths an seinem neuen Herrscher am 7. December 1815 erschossen wurde. Bayarne ist sonach der einzige französische Marschall, welcher wegen schlechter Führung vor dem Feinde dem Kriegsgerichte überliefert wird.

**Wie man Revolution macht.** Die ergötzliche Geschichte wie man in den südamerikanischen Staaten Revolution macht, erzählt die „Anglo-Brasilian-Times": Vor drei bis vier Jahren erließ ein argentinischer Seconde-Lieutenant ein „Pronunciamento" in der Stadt Corrientes, aber er wurde geschlagen und gefangen genommen. Vor das Kriegsgericht gestellt, wurde er gefragt, „Welchen Vorschub derselbe Sie während der Revolution?" — „Ich war Oberbefehlshaber der sämmtlichen aufständischen Infanterie-Truppen." — „Wie viel Mann waren diese Infanterie-Truppen stark?" — „Sieben Mann", antwortete der Oberbefehlshaber.

### * Homonyme.

Kannst Du die Stadt im heil'gen Land mir sagen,
Nicht jetzt als Veste, wie sie früher hieß?
Ein Kleidungsstück zugleich, bequem zu tragen,
Zur Gala freilich nicht, das ist gewiß.

C. G.

**Auflösung der Homonyme in N. 86:**
Finnen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

**Nro. 93.** Speyer, Dienstag, den 6. August **1872.**

### * Gaudeamus igitur.

**Gymnasio Spirensi Abiturientibus**
dicavit
**Henricus Stadelmann.**
Die 3. m. August.
1872.

Gaudeamus igitur,
Liberi quod sumus!
Jam Gymnasio absoluto
Prisco fluat instituto
Nunc tabaci fumus!

Sonent laete pocula
Zytho dulci plena!
Laete sonent cantica,
Plausus atque jubila
Hac in laeta scena!

Vivat Academia
Mox nos exceptura,
Ad doctrinae adytum
Artis et sacrarium
Blande perductura!

Vivat et Gymnasium!
Semper sit in flore!
Multa quanquam tulimus,
Tamen nos meminimus
Tui cum amore.

Vivat Rector optimus!
Vivant Professores!
Nostros qui severiter
Simul atque leniter
Formaverunt mores.

Vivat et Germania
Et qui illam regit!
Victo hoste inclytus
Regnat jam magnanimus
Patriamque tegit.

Vivat et Bavaria
Rexque Venerandus!
Connitamur sedulo,
Bonus civis merito
Quivis sit vocandus!

Pereat tristitia!
Pereant osores!
Pereat Diabolus,
Quivis Antiteutonus
Atque irrisores!

### Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

**Von F. Arnd-Lallemant.**

(Fortsetzung.)

Es mochte bereits gegen elf Uhr geworden sein und ich war gerade im Begriff, in mein Schlafzimmer zu treten, um morgen früh bei guter Zeit meine amtliche Arbeit wieder aufzunehmen, als ich die Treppenthür zum Corridor hastig auf- und zugehen hörte und eine aufgeregte weibliche Stimme vernahm, welche laut und ängstlich nach mir fragte. Das Hausmädchen war schon im Begriff, den späten ungestümen Besuch abzuweisen, als ich mit der Lampe in der Hand die Thüre öffnete und sofort die bei dem Schulzen in Frostdorf dienende Magd erkannte, welche glühendroth und keuchend vor dem Mädchen stand und um Gottes und aller Heiligen willen flehte, sie bei mir zu melden. Bei meinem Anblick stürmte sie sogleich auf mich zu, stürzte vor mir nieder und beschwor mich im Tone der wildesten Verzweiflung, ihr nur einen Augenblick Gehör zu geben.

Ich hieß sie ins Zimmer treten und suchte sie vor allem zu beruhigen; trotz ihrer ängstlichen Hast konnte sie keine Worte finden; heftig, wie wenn ihr der Athem auszugehen drohte, drückte sie die Arme gegen die Brust, bis endlich ein Thränenstrom aus ihren Augen hervorbrach.

Ich ließ sie gewähren, da ich sie nicht nur geistig leidend, sondern auch körperlich übermäßig angegriffen sah. Als sie beruhigter schien, forderte ich sie auf, mir den Grund ihrer eiligen Hierherkunft anzugeben, wenn sie sich im Stande dazu fühle.

Meine Ahnung, daß auch Sophie mir Aufschluß über das noch unaufgeklärte Verbrechen in Frostdorf zu geben vermöge, trog mich nicht. Sophie war heute Abend von der Leiche ihrer Mutter nach Frostdorf zurückgekehrt. Dort hatte sie aus dem Munde des Großknechtes von den Vorgängen im Schulzenhause, sowie von der Verhaftung des Schulzen gehört; in

Digitized by Google

namenloser Angst hatte sie sich, trotz ihrer tiefen Trauer um die Mutter, sofort aufgemacht und den zwei Meilen langen Weg in kaum zwei Stunden zurückgelegt, um mir eine dringende Enthüllung zu machen.

Sophie war vor vier Jahren in den Dienst des Schulzen getreten und hatte durch ihren Fleiß, ihre Treue und ihr gestiftetes Betragen nicht nur die Aufmerksamkeit und besondere Zufriedenheit ihres Dienstherrn auf sich gezogen, sondern auch allmälich den Wunsch in ihm erregt, die überaus tüchtige Wirthschafterin zu seiner Hausfrau zu machen. Vor einigen Wochen hatte er dem Mädchen seine Absichten kund gegeben und von der überraschten armen Taglöhnerstochter, welche von der Rechtlichkeit seiner Absichten überzeugt war, das Jawort erhalten. Die Verbindung mußte jedoch wegen Familienverhältnisse nur noch einige Zeit geheim bleiben.

Das stille Glück des wackern Mädchens sollte jedoch nur zu bald getrübt werden. Vor etwa vierzehn Tagen war der Knecht Mathis Priester mit einer Werbung vor Sophie getreten; das Benehmen des bis dahin bis zur Unheimlichkeit stillen und zurückgezogenen Menschen verrieth dabei ein solches Selbstbewußtsein und eine Sicherheit, daß Sophie in nicht geringe Verlegenheit gerieth, wie sie die Werbung zurückweisen sollte. Ihren befangenen Einwendungen begegnete er mit der hochfahrenden Bemerkung, daß er Geld habe und auf eine Käthnerstelle in Nußdorf handle, und als sie ihm darauf offen entgegnete, daß sie keine Neigung gegen ihn empfinde, hatte er ihr in der rohesten Weise zu verstehen gegeben, daß er ihr Verhältniß zu dem Schulzen an's Licht ziehen wolle und drohte ihre Weigerung ihr und dem Schulzen zu gedenken. Sophie scheute sich, dem Schulzen von der Werbung und von der Drohung ein Wort zu sagen. Am Sonntag war der Knecht von Neuem mit seiner Bewerbung gekommen und nun hatte Sophie ihn mit Entschiedenheit abgewiesen.

In der Nacht von Montag auf Dienstag hörte Sophie leise die Thürklinke zur alten Schulzenstube klappern. Sie blickte durch das kleine Glasfenster in ihrer Kammer auf die Tenne und sah eine dem Knechte Mathis ähnliche Gestalt aus der Schulzenstube über die Tenne nach dem Kuhstall schleichen. Gleich darauf hörte sie draußen auf dem Hofe eine gedämpfte Stimme dem Hunde Waldmann zurufen, daß er sogleich zurück ins Haus solle. Jetzt erkannte sie deutlich den Knecht Mathis, dem der Hund durch die Düngerklappe hinter dem Kuhstande aus dem Hause gefolgt war.

Als der Hund ins Haus zurückgescheucht war, bemerkte Sophie, daß Mathis ein Paar Stiefel in der Hand trug, die er draußen auf dem Strohdüngerhaufen anzog und worin er sofort den Weg in den Garten hinab einschlug. Voll Angst hatte sie dem Schulzen sogleich das Wahrgenommene mitgetheilt; dieser aber habe die nächtliche Excursion des Knechtes leicht genommen und gemeint, daß der ehrliche fleißige Knecht wohl nur noch einmal nach dem Hen auf den Wiesen habe sehen wollen.

Jetzt ward es mir klar: der Knecht hatte den Diebstahl bei der Wittwe Meyer begangen und hatte, um den Verdacht von sich ab und auf den Schulzen zu wälzen, die Stiefel aus der ihm jeder Zeit zugänglichen Schulzenstube geholt und in diesen den Diebstahl vollzogen. Das ganze Verbrechen mit seiner Veranlassung und Bedeutsamkeit lag jetzt so unverkennbar deutlich vor meinen Augen, daß ich nicht den geringsten Zweifel mehr hatte, wenn auch der Zusammenhang des Ganzen, die Verübung des Diebstahls und der Verbleib des baaren Geldes noch unaufgeklärt war.

Mir blieb nicht lange Zeit, um noch einige wenige Ergänzungen zu erfragen. Sophie war im höchsten Grade erschöpft und bat dringend um ihre Entlassung. Ich entließ sie mit der Versicherung, daß ich ihr vollen Glauben schenke und danach auch keinen Zweifel an der Unschuld des Schulzen habe und diesen entlassen werde, sobald ich aus seinem Munde die Bestätigung ihres Geständnisses erhalten hätte. Das brave Mädchen dankte mir sehr bewegt beim Abschied; ich konnte ihr nicht zürnen und mußte auch bei dem Schweigen des Schulzen, der, um den Ruf des Mädchens zu schonen, sich lieber hatte verhaften lassen, auf seine ehrenwerthe Gesinnung und auf seine aufrichtige Liebe zu Sophie schließen.

X.

Nach einer sehr unruhigen Nacht stand ich Morgens fünf Uhr auf und hatte kaum den Kaffee genommen, als ich auch schon dem Amtsdiener Befehl gab, mir den Schulzen von Frostdorf auf mein Zimmer zu führen. Ich übergehe hier die große Freude des niedergeschlagenen Mannes, als er von Sophies Heldenmuth und dem Erweis seiner Unschuld hörte. Sein erster Schritt von hier solle nun aber auch zum Pastor sein, um das Aufgebot mit Sophie Redelsdorf zu bestellen.

Seine Hand zitterte in der meinigen, ich mußte ihn sorgfältig schonen und lenkte sofort das Gespräch auf den nächtlichen Diebstahl bei der Altentheilerwittwe Meyer. Hastig, wie wenn er auf diese Gelegenheit gewartet hätte, unterbrach er mich mit der überraschenden Nachricht, daß er ja auch selbst bestohlen sei und wahrscheinlich von demselben Diebe, welcher die bei der Meyer gestohlenen Sachen auf völlig unbegreifliche Weise in die untere Schranksschublade hineingesteckt habe. Aus letzterer fehlten ihm zwei mit H. J. T. gezeichnete grauleinene Geldbeutel, von denen der eine fünfhundert Thaler in einfachen Thalerstücken und der andere fünfhundert Thaler in zweihundertfünzig Doppelthalerstücken enthalten habe und welche erst am letzten Sonnabendnachmittag von ihm in die Schublade gesetzt worden seien. Bei der Haussuchung sei ihm Sehen und Hören vergangen, als der Commissar die bei der Meyer gestohlenen Sachen bei ihm in der Schublade gefunden habe; er selbst habe zwar auch sofort seine beiden Geldbeutel vermißt, vor Schreck sei ihm jedoch die Kehle wie zugeschnürt gewesen und habe er kein Wort daraus hervorbringen können.

Jetzt hielt ich es an der Zeit, den arglosen

Digitized by Google

Dienstherrn über seinen schurkischen Knecht Mathis aufzuklären. Ich theilte ihm mit, daß der Knecht kürzlich um Sophie geworben, die Werbung am Sonntag wiederholt und dabei nicht nur gegen Sophie, sondern auch gegen ihn schwere Drohungen ausgestoßen habe, daß bei der Verhaftung des Knechtes ein Nachschlüssel vorgefunden sei, welcher nicht nur zur Schreibkommode der Meyer, sondern auch zu seinem, des Schulzen Schlüsselschrank passe, und daß es kaum noch zweifelhaft erscheinen könne, daß Mathis, der nach glaubhaften Nachrichten auch bereits mit Zuchthaus bestraft worden sei, den zwiefachen nächtlichen Diebstahl vollzogen und bei dem letztern in der Wittwe Meyer Hause seine, des Schulzen, Stiefel angezogen habe, um den Verdacht auf seinen Dienstherrn zu lenken.

Der Ausdruck des starren Erstaunens in des Schulzen Gesicht steigerte sich bei Anhörung jeder einzelnen Thatsache bis zum Komischen; er schien bei Vernehmung dieser völlig ungeahnten Dinge mich offenbar für ein allwissendes Wesen höherer Art zu halten. Ich konnte dabei nicht ein Lächeln unterdrücken, fuhr aber beinahe schreckhaft zusammen, als der Schulze zuletzt bei Erwähnung der Stiefel mit den heftigsten Schimpfreden und Verwünschungen herausfuhr, daß es am Dienstagmorgen, als er das Paar Stiefel für den Tag angezogen habe, welches der Knecht stets gleich vorn an die Thür stellen müsse, ihm aufgefallen sei, daß ein Paar andere Stiefel ganz am andern Ende der Reihe gestanden habe, das frisch abgewaschen und „eingetrant“ gewesen sei, und daß dieses Paar durchaus dasselbe gewesen sein müsse, welches Sophie Nachts in des Knechtes Hand gesehen habe. (Forts. folgt.)

## Ein bibelfester Landschulmeister.

Novelle. Nach dem Französischen von **Erkman-Chatrian.**

(Fortsetzung.)

Der alte Zigeuner antwortete nicht weiter, sondern streckte sich auf seinen Karren. Die Weiber warfen noch einige Lumpen über ihn, um ihn besser zu wärmen. Dann kam ein großer Bursche herbei, faßte den Karren und setzte damit die ganze Truppe in Bewegung. Gaspar und Jörge, brennende Tannenäste tragend, hielten sich zu beiden Seiten des Abhanges, hinterher zogen der Feldhüter und die Andern. Die Zigeuner, Weiber, Burschen und Mädchen, blieben eng geschaart: die Einen trugen ihre Kleider, die Anderen ihre Instrumente. Es konnte nicht leicht einen romantischeren Anblick geben, als diese Leute, wie sie im hellen Mondlichte gerade und stolz einherschritten, die Schultern nackt, die Brust broncefarben. Die zwei Knechte Lörich's benützten manchen Augenblick, um sich nach den zwei hübschesten Mädchen der Bande umzusehen — zwei Mädchen von gleicher Größe, schlank, leichtfüßig und wohlgebildet. Von Zeit zu Zeit warfen sich Burschen und Mädchen ganz eigenthümliche Blicke raschen Einvernehmens zu. Während die alten Zigeunerinnen mit nackten, von Staub inkrustirten Füßen, ihre armseligen Lumpen mit der Hand hüftenanhebend, ihren Weg fortsetzten, unterließen sie gleichwohl nicht, ihre Pfeifchen zu schmauchen. Was war ihnen daran gelegen, hier oder dort zu schlafen, am Saume des Waldes oder im „Kotter“? Sie hatten ja schon allerlei miterlebt. Auch die Kleinen verhielten sich ruhig, nicht eines machte Miene zu weinen. Wie sie so weitergetragen wurden, und die Köpfe aus Säcken hinausstreckten, betrachteten sie fröhlich die schönen Flammen der brennenden Bäumäste, von denen ein goldener Staub durch die Finsterniß sprühte.

Auf diese Weise langte man um elf Uhr in Hirschhalde an. Das ganze Dorf war auf den Beinen die Flüchtlinge zu sehen. Alle Fenster waren mit Köpfen besetzt; Niemand wollte vor Ankunft der Zigeuner zu Bette gehen, und man kann sagen, daß Vater Lörich, Sebastian Mutz und die Anderen einen siegreichen Einzug feierten. Unzählige Stimmen durch die Luft: „Da sind sie! Da sind sie! — Ha, wie wild sie aussehen! Gott im Himmel, wie Banditen!“ Die Bauernmädchen streckten ihre Köpfe aus den mit Reben umgebenen Fenstern, die Hunde sprangen aus den Hütten und rasselten mit ihren Ketten, alle Kinder zogen in ihren Holzschuhen dem Trupp nach. Nicht rechts, nicht links schauend, rückten die Zigeuner ein, mit festem Schritt, den Kopf stolz in die Höhe haltend. Vor dem Hause des Richters wurde Halt gemacht; Lörich wollte diese Leute seiner Frau zeigen, man konnte ja nicht alle Tage dergleichen sehen.

Die Mutter Bärbel trat auf die Schwelle der Thür, und ihre Hände über dem Kopf zusammenschlagend, schrie sie: „Jesus, Maria und Josef!“ Und als sie des Alten in seinem Karren ansichtig wurde, konnte sie sich nicht enthalten, zu ihrem Manne zu sagen: „Na, Hans, das ist ja ein alter Affe“. Jetzt setzte man den Weg zum Arrest fort. Der Richter zog den Schlüssel aus seiner Tasche, öffnete die Thür und rief: „Nun vorwärts, Leute, Ihr werdet hier Platz haben. Es ist warm draußen, ihr könnt die Fenster offen lassen, die Gitter sind fest.“

Und die Zigeuner, Eins hinter dem Andern, stiegen die äußeren Stufen zum Carcer hinan und traten dann ein. Der große, hübsche Bursche schob behutsam den Schiebkarren von Stufe zu Stufe bis zum Eingang und schritt dann selbst bedächtig „ins Loch“. Hierauf schloß Lörich zu und schob den äußeren Riegel vor und sprach befriedigt zur Menge: „Man lege sich jetzt zu Bette, wir haben sie!“ Alles zerstreute sich, noch eifrig die Ereignisse besprechend.

Der Tag war sehr heiß gewesen; am späten Abend jedoch, zur Zeit, als man die Zigeuner einbrachte, erhoben sich leichte, laue Windstöße, welche die Düfte des Waldes nach der Ebene trugen. Dies, und daß die Drossel noch vor Sonnenuntergang verstummt war, ließ auf das Nahen eines Gewitters schließen. Da aber die Wolken in Lothringen aufgestiegen waren und einen tüchtigen Weg ziehen mußten, bis sie die Gipfel des Rehberges überschritten, so brach das Unwetter erst gegen Mitternacht, als schon Jedermann im tiefsem Schlafe lag, über Hirschhalde los. Lörich,

Digitized by Google

welcher im Erkerchen an der Seite seiner Ehehälfte schlief, hatte schon seit einigen Minuten ein fortwährendes Knarren vernommen. Es war die Gangthüre, die zu schließen man versäumt hatte und die der Wind nun unsanft in ihren Angeln wiegte.

„Bärbel," sagte er,„ hörst Du nichts?"

„Ja, die Gangthüre; es muß windig sein."

„Die Thüren sollten doch zugemacht werden, wenn man schlafen geht", erwiderte Lörich verdrießlich. Er stand auf, fuhr in seine Holzschuhe und ging hinaus, die Thür zu schließen. Die Hitze war so drückend, der Himmel schwarz wie Tinte, kaum daß man einige weißblühende Hecken am gegenüberliegenden Garten ausnehmen konnte. „Das gibt ein furchtbares Gewitter", dachte der Richter, „wenns nur nicht einschlägt." Ganz sorgenvoll schob er den Riegel vor, und ins Zimmer zurückgekehrt, öffnete er das Fenster, um zu spähen, wie weit sich das Gewitter auf der andern Seite Hirschhaldes erstrecke. Aber kaum hatte er den Fensterflügel hinausgespreizt, so zuckte ein bläulicher Blitz durch die Finsternis, den Schoppen mit seinen tausend Strohhalmen zwischen den Balken, sowie die Hütte Waldmanns und das kleine Loch, durch das die Katzen freien Zutritt hatten, beleuchtend. In diesem Augenblicke sah Lörich den Hahn und drei Hennen sich zum Hunde flüchten. Der gute Waldmann, den Hals zwischen den zottigen Schultern gezogen, seinen dicken Schnauzbart zerzaust, ließ die Gäste ruhig sein Obdach theilen; er hätte sie mit einem Biß erwürgen können; aber er zitterte für sich selbst. Das Alles hatte der Richter mit einem Blick gesehen, dann rollte der Donner, daß die kleinen Fensterscheiben klirrten, und Bärbel, in ihrem Bette aufsitzend, schrie: „Hanns, was ist denn das?"

„Ein Gewitter", sagte Lörich, „ein furchtbares Gewitter." Er streckte den Arm hinaus, um den Fensterflügel wieder hereinzuziehen, als ein zweiter Blitz niederfuhr.

Diesmal bot sich unserm Richter ein ganz eigenthümliches Schauspiel dar. Auf der Höhe des Abhanges hinter dem Dorfe, gewahrte er — o Schauder! die Zigeuner, welche den Fußsteig nach der Felswand einschlugen, eine Heerde Ziegen, Schafe und Schweine vor sich hertreibend. Die Weiber, hinterher ziehend, hatten Gänse, Hühner, Enten, bei den Füßen aneinander gebunden, wie Ketten um den Hals und Schultern hangen. Sie waren in der That furchtbar anzusehen, diese Strolche, wie sie, von den kreuzenden Blitzen beleuchtet, dahinzogen und des Himmels und der Erde zu spotten schienen. Es wurde Hanns Lörich sogleich klar, daß die Banditen das Gefängniß gesprengt hätten, in die Höfe und Ställe gedrungen seien, um dort zu rauben, wessen sie habhaft werden konnten und nun das Weite suchten. (Forts. folgt.)

---

* Speyer, 4. Aug. Gestern Nachmittag schloß das hiesige humanistische Gymnasium sein Studienjahr mit feierlicher Vertheilung der Preise und der Absolutorialzeugnisse. Am Abend hielten die Abiturienten einen großen Commers in der Halle des Schießhauses. Lieder und Trinksprüche wechselten mit einander und das schöne Fest hielt die meisten Theilnehmer bis zum frühen Morgen vereinigt. Statt in Morpheus Armen von den Anstrengungen des Abends auszuruhen, zogen es einige Studenten vor, einen Spaziergang in die frische Luft zu machen. Sie wurden vermißt und, da man ein Unglück befürchtete, von ihren Commilitonen und der Polizei eifrig gesucht; endlich erschienen die Verlorenen wieder und das Mißverständniß löste sich in allgemeine Heiterkeit auf.

Nürnberg, 1. Aug. Heute Abend um 4½ Uhr explodirte der Kessel einer Dampfmaschine von 12 Pferdekräften in der Eisengießerei der HH. Meshthaler und Christeiner zu Steinbühl, einer Vorstadt Nürnbergs. Die Explosion war furchtbar; das Maschinenhaus und eine anstoßende Schlosserei-Werkstätte sind nur noch ein Trümmerhaufen, aus welchem der Rest des Kamins noch ungefähr 10 Fuß hoch emporragt. Die Dächer der umliegenden Häuser sind mit Trümmern aller Art bedeckt, die stärksten Eisenstangen sind wie Strohhalme gebogen und ein ungeheurer viereckiger Quadratschuh großes Stück der Felsenlawd wurde über ein Haus hinweg ca. 50 Schritte weit geschleudert. Ein Mann, Vater von zwei kleinen Kindern, ist todt. Er war im Augenblicke der Katastrophe in der nächsten Nähe des Kessels beschäftigt und wurde über ein Haus hinweg auf eine große Entfernung geschleudert, wo er mit gänzlich zermalmten Knöpfe aufgefunden wurde; die Anzahl der Verwundeten konnte ich bis jetzt nicht genau ermitteln; die Verwirrung ist noch zu groß. Die Angaben schwanken zwischen 10 und 13; die Verwundungen sind theilweise sehr schwer und meistens durch Verbrühung erfolgt. Auch einer der Fabrikherren befindet sich unter den Verwundeten. Das Unglück würde weit größere Dimension angenommen haben, wenn es eine halbe Stunde früher oder später erfolgt wäre. Die Arbeiter der Fabrik, deren es circa 150 sind, befanden sich nämlich in ihrer großen Mehrzahl beim Abendbrod und nur wenige waren zurückgeblieben. Ueber die Ursache der Katastrophe verlautet, daß der Kessel an dem am Morgen noch eine Reparatur vorgenommen worden war, zu wenig Wasser enthielt. (N. Abdztg.)

London, 31. Juli. In welch trauriger Lage trotz des Reichthums und des blühenden Zustandes ganze Classen der Bevölkerung von England sich befinden, geht deutlich aus Folgendem hervor. Herr Simpson in Liverpool hat seit einiger Zeit ein regen Interesse an dem Wohle der ärmeren Bevölkerung genommen, und in letzter Zeit seine Aufmerksamkeit den Nätherinen zugewendet. Er veröffentlicht seine gemachten Erfahrungen, nach denen diese Classe in der That ganz besonders unglücklig situirt ist. Eine Mantelvertertigerin erhält für tägliche zwölfstündige Arbeit nicht mehr als 12 Schillinge per Woche. Dabei sind die Mantelnähterinnen noch die am besten besoldeten. Eine junge Nätherin, die einfache Arbeiten zu liefern hat, erhält als die geschickteste Maschinistin für eine tägliche Arbeit von 11 Stunden nur 7 Schillinge per Woche. Ein andere verfertigt Kinderjacken und erhält 5 Pence für 4, d. h. für eine Arbeit, die einen halben Tag in Anspruch nimmt. Eine alte Frau verdient nach vierjähriger Praxis in fünf Tagen 1 Schilling 6 d. Aber es kommt noch schlimmer. Eine Nätherin erhält für 3 Dutzend Mannshosen 3 Sch. und für sehr gute 4 Sch. Wenn sie achtzehn Stunden täglich arbeitet, dann ist sie so ziemlich im Stande, ein halbes Dutzend anzufertigen. Auf die Frage Hrn. Simpsons, ob sie von den 2 Schillingen, die sie in achtzehn Stunden verdient, noch Auslagen habe, gab die Unglückliche zur Antwort, sie muß Zwirn und Seide davon kaufen. Eine andere endlich, die feinere Kragen und Manschetten anfertigt, verdient bei täglich 10 Stunden Arbeit 5 d. Ein Correspondent des „Liverpool Albions" bestätigt nach eigenen Erfundigungen viele der oben erwähnten Auslagen und gibt noch eine Schilderung von den traurigen Räumen, in denen viele Arbeiterinnen während ihrer Arbeit sich aufhalten. In einem 9' 6" unter der Erde befindlichen, 18' langen und 15' breiten Kellerraum sand ich, so schreibt derselbe, 5 Maschinen und 11 Personen beschäftigt. Natürlich waren auf den Gesichtern die Folgen eines Aufenthalts in einem solchen Raume gar deutlich zu lesen. — So arbeiten und „leben" Menschen, schwache Frauen in Liverpool, einer der reichsten Städte der Welt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

**Nro. 94.** **Speyer, Donnerstag, den 8. August** **1872.**


## Gedichte zum Münchener Universitäts-Jubiläum.

Bei dem vom Münchener Magistrat veranstalteten Festmahl trug Felix Dahn folgendes von ihm lateinisch verfaßte und zugleich deutsch wiedergegebene Gedicht vor:

Alma Mater, sei gepriesen,
Stolz und Zier des Bayerland's,
Die du Tausenden gewiesen
Freier Forschung Sonnenglanz.

Wie viel Ruhm hast du erzogen!
Wechselt auch dein Farbenspiel
Gleich der Iris Schimmerbogen —
Stets ist Licht dein Kern und Ziel,

Bunt wie sich dein Schiller flechte,
Scharlach, Dunkel, Blau und Grün:
Stets das Wahre, Schöne, Rechte
Auf dem Fünf-Pfad suchst du kühn! —

Welchen Wandel der Geschicke
Hast verzeichnet Blatt um Blatt
Du mit Klio's ernstem Blicke: —
München — Landshut — Ingolstadt!

Sahst die Fluth der Schweden rollen,
Ab vom festen Wall gedrängt —
Sahst die Söhne lang mit Grollen
In Franzosenbund gezwängt.

Aber jüngst, schön gleich Minerven,
Sprangst du auf im Stahlgeschmeid,
Deine Jünglinge zu werben
Jauchzend in den Völkerstreit.

Und aus dunklem Sturm der Schlachten
Holten sie ein köstlich Vließ:
Die die Schwester, Straßburg, brachten
Und den Lorbeer von Paris!

Fröhlich magst du Feste feiern,
Sicher kränzen den Altar,
Die der Löwe schirmt von Bayern
Und des deutschen Reiches Aar.

Bei dem Festmahl im Odeon wurde, als der Champagner in den Gläsern perlte, folgendes von Prof. Kobell verfaßte Gedicht an die Festgäste vertheilt:

Am 1. August 1872.

Es fluthet die edle Wissenschaft
Im Glanze geistiger Quellen,
So schwebt sie in geweiter Kraft
Hoch über dem Materiellen;
Ja wohl! doch wenn die Materie blinkt
Als Wein im schmucken Pocale,

Wie willig jeder Forscher trinkt
Und huldigt ihr beim Mahle!
Wie sprudelt das Materielle dann
Selbst über die strengsten Gedanken
Und bringt dem philosophirenden Mann
Oft alle Systeme zum Schwanken.
Da sieht man erst, was an dem Wein
Und was er vermag zu vollbringen,
Die ganze Gelahrheit nennt er sein,
Wie konnt' ihm Das gelingen?
Ei! denkt doch an die Jugendzeit
Da ihr Studenten gewesen,
Wie gab er freundliches Geleit
Bei Festen auserlesen,
Wie ward bei seinem edlen Saft
Die Liebste angeleiert
Und würdige Professorenschaft
In seinem Glanz gefeiert!
So bringt er zu der Stunde Lust
Manch fernes Angedenken,
Kann neu in die erwärmte Brust
Vergang'ne Freude senken,
Und wißt ihr, was ein Dogma spricht
Mit unbestritt'ner Klarheit,
Es sagt: im Wein, vergeßt es nicht,
Im Weine wohnt die Wahrheit!
Und Wahrheit ist des Wissens Kern,
Nach dem wir alle streben,
Drum haben wir den Wein so gern,
Drum ruf' ich: „Er soll leben!"

Kobell.

## Das Festspiel zur Münchener Universitäts-Jubelfeier.

**München**, 31. Juli. Das Festspiel, welches im k. Hoftheater der „Lohengrin"-Aufführung vorherging, ist, wie schon erwähnt, eine Arbeit der beiden Dichter Schneegans und Heyse und nur als Manuscript bekannt. Die erste Hälfte gehört ganz Herrn Louis Schneegans, der mehrere Jahre in Wien lebte und seit der Aufführung seiner „Maria Stuart in Schottland" bleibend seinen Wohnsitz in der bayrischen Hauptstadt genommen hat. Der Grundgedanke des Gelegenheitsstückes ist folgender: Das Münchener Kindl veranstaltet eine Jubelfeier für die Universität; nichts fehlt mehr als eine poetische Festrede, für welche der Dichter auf der Straße gesucht wird. Landshut und Ingolstadt, zwei Männer alter Mode, treten auf und hadern mit dem Münchener Kindl. In dem Augenblick ertönt das »Gaudeamus«. Ein Trupp Studenten, in den Farben der Münchener Verbindungen und Corps, tritt auf, die einen niedrigen Wagen ziehen, auf welchem vier Frauen und ein kleines

Digitized by Google

Mädchen: die Facultäten (vier ältere und die kameralistische) sich befinden. Ihnen folgen versöhnt die Streitenden.

Es tritt sodann der Dichter auf mit folgenden Worten Paul Heyse's:

Wie dacht' es mir so leicht und lieb,
Was ich heit meinen jüngsten Tagen
Im Busen trug, der Erfurcht warmen Trieb,
Und was an Dank ich lange schuldig blieb,
Am Festtag heut' vor allem Volk zu sagen!

Was seit vier Jahrthunderten den Enkeln zugereift, möchte der Dichter schildern, allein ihm fehlt der Muth.

Und doch — saß ich nicht auch zu ihren Füßen
Und sollte sagen, sie zu grüßen,
Als wäre sie mir nicht gewogen,
Weil ich aus ihrer Schule lief,
Da Kunst und Leben mich zu mächtig angezogen
Und ich entfloh, wohin die Muse rief?
Fürwahr, nicht untreu ward ich euren Sternen,
Nicht müde je zu freuen und zu lernen;
Ist Harmonie mit Wahrheit denn im Streit?
Kunst und Erkenntniß unversöhnt entzweit?
Bleibt nicht das Wissen Stückwerk, das uns trügt,
Wenn Schau'n und Ahnen nicht das Bild zusammenfügt,
Wenn nicht die Räthsel der verworrenen Welt
Ein Strahl der Schönheit lieboval erhellt?
Nein, Muse, Göttliche, den hohen Schwestern
An ihrem Fest geselle dich auch du!

Die melodramatische Begleitung geht in das Vorspiel des Festmarsches über: die Hinterwand versinkt langsam, und nach der Verwandlung erblickt man den Marienplatz mit dem neuen Rathhause. In der Mitte ein hohes Gerüst, auf Stufen, mit Teppichen belegt, sich erhebend. In vier Stühlen sitzen die vier Facultäten nach den Motiven der Rafael'schen Fresken, mit Attributen geschmückt, die fünfte auf einem Schemel neben der Philosophie. Ueber ihnen die drei Städtewappen, in deren Rahmen die drei Darsteller des „Münchener Kindels", Landshuts und Ingolstadts Platz genommen haben, so daß das Ganze sich als ein lebendes Bild darstellt. Den Hintergrund der Bühne nehmen Studentengruppen ein, zu beiden Seiten unten Volkshaufen in allerlei Trachten. Ein Festmarsch begleitet mit seinen Tönen den Zug der Gewerke, dazwischen schreiten Kinder, welche die Stufen mit Blumen bestreuen. Von rechts tritt der Dichter auf, hinter ihm ein Maler, ein Bildhauer, ein Baumeister, ein Schauspieler, sämmtlich mit passenden Attributen und Lorbeerkränzen. Aengstlich bleibt der Poet vor den vier Frauengestalten stehen. In schönen Versen von edler Diction feiert Heyse die Wissenschaft und ihre Kämpfe und Siege. Dann läßt er den Poeten seinen Kranz vor der Philosophie niederlegen. Die Andern folgen ihm, die Musik spielt ernst auf. Da bricht das „Münchener Kindl" aus seinem Rahmen hervor und eilt durch die Menge auf den Dichter zu, ihm zu danken, im kernigen volksthümlichen Dialecte.

Mein lieber Herr, i halt's net aus,
I hab' was am Herzen, und des muß 'raus,
Ihr habt's euer Sprüchl schön vorgetragen,
Und gefallen hat's mir, des muß i schon sag'n,
Aber wissen 'S — i sag's halt, wie i's mein,
Es hätt' net brauchen so gelehrt zu sein,
So hochdeutsch. Mehr so, was man sagt
Gemüthlich, wo man sich net so plagt,
Der Franz von Kobell der kann's besser,
Der is aber unten dabei als Professer,
Na's macht's halt a Jeder, so wie's ihm g'fallt,
Aber Eins war g'fehlt, das meinet i halt:
So eine Ansprach', des müssen 'S ja wissen,
Die soll allemeit mit einem Vivat schließen.
Ein Hoch! — ein Hoch! und abermals Hoch!
Die Gefühle, die ich als Schutzpatron
Am heutigen Tag — Sie versteh'n mich schon,
Bin halt das Kindl und red' nit viel,
Denn's Reden ist ja kein Kinderspiel,
Drum sag' ich nur, wie sie geht und steht,
Hoch lebe die Münchener Universität!

Großer Tusch und Zuruf, Paukenwirbel, plötzlich mit einem Donnerschlag endend. Rasch versinkt die Hinterwand. In bengalischem Feuer, Alles überragend, wie das Urbild selbst, erscheint Bavaria! Der Zuruf hat sie erweckt. Sie spricht freudvoll stolze Worte und schließt:

So blickt zur Höhe stets, vom Licht verklärt,
Wetteifernd, bis sich ein Jahrtausend jährt,
Und bleibt gedenk, daß freie Wissenschaft
Allein der Welt den ewigen Frieden schafft,
Verbrüdernd Volk mit Völkern, so zu frommen
Den fernsten Tagen, seid uns heut willkommen.
(Vorhang fällt.)

(N. Fr. Pr.)

## Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

Von F. Avé-Lallemant.

(Fortsetzung.)

Jetzt, da er nun auch seinerseits diesen Beitrag zur Aufklärung des Verbrechens aus eigener Wahrnehmung geliefert hatte, erwachte sein Selbstbewußtsein, und nun meinte er, daß er dem „zehntausendmal verfluchten Duckmäuser" gleich von Anfang nicht getraut habe, aber nur nichts habe sagen mögen, da er stets in Furcht gewesen sei, der Kerl werde ihm das Haus über dem Kopf aufdecken. Dabei gerieth er in so furchtbare Wuth und schwur dabei so hoch und theuer, daß er jedenfalls bei der Hinrichtung des Kerls gegenwärtig sein wolle, daß ich ihn nach mehrfachem vergeblichen Zureden, sich zu fassen, nur mit der trockenen Bemerkung zur Ruhe bringen konnte, daß ja die Sache noch lange nicht genug aufgeklärt sei und namentlich noch die Hauptsache — das gestohlene Geld — fehle.

Bei dieser Bemerkung stutzte er und ward ruhiger, meinte aber doch, da nun einmal Alles so gekommen sei, frage er gar nichts mehr nach seinen tausend Thalern, wenn er sie aber wieder bekomme, so solle auch nicht ein Groschen davon übrig bleiben, so viel wolle er für die Ausrichtung der Hochzeit springen lassen. Bis auf diese bei ihm durchaus unerhörte Liberalität war er wieder ganz der Alte. Doch war sein ganzes Wesen freier und gehobener und in seiner großen Glückseligkeit über den Gewinn einer so wackern Frau lud er mich sogleich ein, ihm die Ehre anzuthun, als Gast auf seiner Hochzeit zu erscheinen.

Ich sagte lächelnd zu und entließ ihn mit der Aufforderung, heute Vormittag noch in der Stadt zu

Digitized by Google

bleiben, da seine Gegenwart bei der weiteren Verhandlung nothwendig sei. Er dankte seelenvergnügt und fügte hinzu, daß es ihm auch gar nicht auf ein paar Thaler für einen Expressen ankomme, der seiner Sophie die Nachricht bringen müsse, daß er auf freien Füßen sei und daß sie zu Mittag „recht extra fein zukochen" solle.

Es lag auf der Hand, daß ich nunmehr den bündigen Zusammenhang in der noch ziemlich verworrenen Sache hauptsächlich aus Bolla's Munde gewinnen müsse. Ich nahm den Hut, befahl dem draußen wartenden und höchlichst verwunderten Amtsdiener, den Schulzen frei zu lassen, und ging nun selbst hinüber ins Gefängniß, um von Bolla noch vor seiner förmlichen Vernehmung das nöthige zu erfragen, damit ich endlich eine ganz klare Uebersicht für die Sache gewönne. Drüben angelangt ließ ich mir sogleich die Zelle des Zigeuners aufschließen.

Bolla gab mir jetzt mit eben soviel Lebendigkeit wie mit Klarheit und Umsicht eine so bündige und in sich so durchaus glaubhafte Darstellung seiner Erlebnisse, namentlich während der letzten acht Tage, daß ich sie hier ohne erhebliche Verkürzung und nur mit Verbesserung seiner zigeunerischen Ausdrucksweise fast wörtlich wieder geben kann.

„Sie werden von meinem harten Schicksal gehört haben, wie ich in das Haus des Schulzen gerathen bin. Ich wurde dort immer schlecht behandelt und auf alle Weise verhöhnt und mißhandelt, so daß ich mich im Sommer fast gar nicht im Hause sehen ließ, mich auch Nachts in der Feldhütte bei den Kühen aufhielt und im Winter so wenig wie möglich mich zu dem übrigen Gesinde gesellte, das nicht einmal mit mir zusammen in der Dienstleutestube essen wollte. Ich konnte mich den vielfachen Neckereien und Quälereien nicht anders entziehen, als daß ich auf Anrathen meines Vaters mich albern stellte und damit Gelegenheit fand, nicht nur die Leute mit ihren erbärmlichen Späßen zu ermüden, sondern auch oft auf versteckte Weise Rache zu üben. Als Sophie vor vier Jahren ins Haus kam, wurde meine Lage anders und besser. Sie hatte Mitleid mit mir und nahm sich meiner an, was ich ihr denn auch nach Kräften zu vergelten suchte.

„Vor zwei Jahren kam der Knecht Mathis in den Dienst des Schulzen. Mein Vater, der mich einmal heimlich auf der Weide besuchte, sah dort den Knecht beim Melken der Kühe und warnte mich vor ihm, da er schon im Zuchthause gesessen habe und ein schlechter hinterlistiger Mensch sei. Ich wagte nicht, irgend Jemand ein Wort davon zu sagen; auch hielt sich Mathis ganz still und zurückgezogen und gab keinen Anlaß zu irgend einer Rüge. Bald darauf wurde Nachts zum erstenmale bei der Wittwe Meyer ein Einbruch verübt. Es war Ende Mai und ich befand mich schon seit Wochen mit den Kühen auf der Weide. In derselben Nacht, als Morgens darauf der Diebstahl ruchbar ward, hatte ich meinen Hund auf der Weide anschlagen und die Kühe unruhig werden gehört. Als ich aus der Feldhütte blickte, sah ich in der grauen Morgendämmerung eine Gestalt unten an der Weide entlang schleichen und durch die Hecke steigen. Sie trug etwas Schweres; sie schien mir der Knecht Mathis zu sein. Ich sagte andern Tags Sophie davon, die mir aber rieth, um Alles in der Welt zu schweigen, da ich ja nichts beweisen und ich mich ja auch geirrt haben könne. Auf Mathis fiel damals kein Verdacht; er mußte mich jedoch in der Nacht bemerkt haben, denn so still er sich immer verhielt, so sehr feindlich bewies er sich gegen mich, und nach kurzer Zeit ward mein armer Hund vergiftet; das gleiche Schicksal hatten zwei andere Hunde, die ich mir nacheinander anschaffte.

„Am vorigen Sonnabendnachmittag hörte ich des Schulzen Auf vor der Heckenthüre bei meiner Feldhütte. Ich lief hinan und sah den Schulzen zu Pferde an der Heckenthür halten. Vor sich auf dem Sattel hatte er zwei beträchtliche dicke graue Geldbeutel hängen. Er fragte mich nach den Kühen und ritt, als ich ihm die geforderte Auskunft gegeben hatte, den Weg hinab nach Hause.

„Ich weiß nicht, wie es kam, daß mich beim Anblick des so unvorsichtig zur Schau getragenen Geldes die Angst überfiel, daß Mathis, sobald er desselben ansichtig würde, sich daran machen werde, es zu stehlen. Was konnte ich aber thun, dies zu verhindern, da ich Nachts im Sommer nicht ins Haus durfte? Und was sollte ich draußen machen, wenn der Diebstahl doch nur im Hause selbst verübt werden konnte? Voll Angst und Betrübniß saß ich die ganze Nacht hindurch wach in meiner Feldhütte, als um Mitternacht sich der Himmel bewölkte und ein Gewitter von fern herauf zog, das zwar seine Richtung seitwärts vom Dorfe nahm und diesem keine Gefahr drohte, dessen Blitze aber von Zeit zu Zeit die Gegend erhellten.

„Durch das Rauschen des Regens hörte ich drüben auf der Füllenweide das Schnaufen des Hengstes, der mit den andern Füllen an die Heckenthür getreten und wie gewöhnlich bei dem fernen Blitz und Donner unruhig war. Diesmal schien der Hengst jedoch bis zur Wildheit unruhig, und ich hörte mehreremale sein kurzes Kreischen wie ein unterdrücktes Wiehern. Als ich schärfer hinblickte und ein Blitzstrahl die Weide erhellte, sah ich deutlich, daß der Knecht diesseits der Heckenthür mit einem Spaten nach dem Hengste schlug, der ihm den Aufgang auf die Weide streitig machen zu wollen schien. Schon wollte ich hinzutreten, um eine Verwundung des schönen Thieres zu verhüten, als ich bei dem nächsten Blitzstrahl den Hengst sich muthig auf die Hinterbeine erheben und mit den Vorderbeinen nach dem Knechte schlagen sah. Bald darauf zeigte mir ein anderer Blitzstrahl, daß der Knecht etwas seitwärts von der Heckenthür getreten war und oben auf der Krone des Grabenwalles mit dem Spaten grub. Ich verhielt mich nun ganz ruhig, zog mich hinter meine Hütte ins dichte Heckengebüsch zurück, hielt meinen dicken Handstock bereit und vernahm bald, wie der Knecht leise an die Hütte heranschlich, mit erhobenem Spaten davor lauschte und als er mich nicht fand, oder wohl mich schlafend glaubte, über die nahe Heckenthür auf den Fahrweg stieg und dicht bei mir vorüber die Richtung zum Dorfe einschlug.

Digitized by Google

Nach einiger Zeit kroch ich aus der Hecke hervor und blieb vor meiner Hütte stehen, da der Regen allmälich aufgehört hatte und erwartete den Morgen, der auch bald zu grauen begann. Mein erster Weg war zur gegenüber befindlichen Heckenthür, wo ich den mir sehr zugethanen Hengst herannief und ihn nach sorgfältiger Besichtigung zu meiner Freude unverletzt fand. Dann forschte ich auf der Grabenkrone seitwärts umher, fand dort frische Erde ins Gebüsch gestreut und nach sehr genauer Untersuchung ein sorgfältig eingepaßtes viereckiges Rasenstück, das ich ohne meine besondere nächtliche Wahrnehmung nicht hätte entdecken können. Als ich das Rasenstück aufhob, fand ich zwei große Geldbeutel darin, dieselben, die ich Nachmittags vorher am Sattel des Schulzen hatte hängen sehen und die mit H. I. T. gezeichnet waren."

Bei dieser Erzählung des Zigeuners, die mir nun vollkommenes Licht über das Verbrechen gab, konnte ich meine freudige Ueberraschung nicht verbergen. Ich sprang auf vom Stuhle und ging in der Zelle auf und ab, faßte mich jedoch bald wieder und fragte Bolla, was er denn nun weiter gethan habe?

Er schien den freudigen Eindruck, den seine Darstellung auf mich machte, zu bemerken und fuhr ruhig und mit Sicherheit fort:

„Ich deckte das Rasenstück sorgfältig wieder zu, so daß der Knecht nicht merken konnte, daß ich die beiden Beutel entdeckt hatte. Meine Nähe und Beobachtung war ihm gänzlich entgangen; ich durfte deshalb keine Besorgniß hegen. Dennoch mußte ich nach wie vor auf meiner Hut sein, da ich Alles von seiner Bosheit zu fürchten hatte.

„Der Tag verging mir schrecklich langsam. Am Nachmittag kam der Schulze auf die Weide geritten und befahl dem Mathis, die Heuhaufen auf der Wiese der Altenthheilerin Meyer auseinander zu streuen und wenn das Wetter gut und trocken bleibe, das Heu in die Scheune der Wittwe einzufahren.

„Zitternd und angstvoll erwartete ich die einbrechende Dämmerung und schlich mich dann auf dem Wiesensteig hinter das Dorf weg nach der Schmiede, wo ich von der Viehmagd erfuhr, daß Florette Lorenz zur Altenthheilerin Meyer gegangen sei. Ich ging den Weg zurück unten durch den Garten oben ans Haus der Tante Meyer, wo ich schon Licht durch das Nebenlaub vor den Fenstern des Eckzimmers schimmern sah. Florette saß mit der Meyer auf dem Sopha im Gespräche. Bald wurden sie unterbrochen durch die Stimme des Knechtes Mathis, welcher an das nach dem Hofe gehende offene Fenster getreten war und meldete, daß jetzt sämmtliches Heu in die Scheune gebracht sei. Die Meyer dankte, hieß den Knecht einen Augenblick warten, öffnete die nahe am Fenster stehende Schreibklappe, schob darin einen ziemlich gefüllten Geldbeutel zur Seite und langte aus der dahinter befindlichen Schublade ein Trinkgeld für den Knecht heraus.

„Ein heftiges Beben überfiel mich, als ich aus meinem Versteck den schreußlichen Blick bemerkte, den der Knecht auf den Geldbeutel warf; ein wildes Thier konnte nicht gieriger auf seine Beute blicken. Die arglose Frau schloß die Klappe wieder zu, dankte dem Knechte für seine Arbeit, reichte ihm das Trinkgeld durchs Fenster und wandte sich dann wieder gegen Florette, welche inzwischen aufmerksam eine weibliche Handarbeit besehen hatte. Ich war der Einzige, der den Knecht beobachtet und jetzt auch die sichere Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Mathis sich sobald als möglich und wahrscheinlich noch in dieser Nacht des Geldes bemächtigen werde.

(Schluß folgt.)

## Miscellen.

Aus dem badischen Oberlande wird geklagt: An die Tödtung des Winter-Wickelspinners, der schon einige Jahre sein Unwesen an unseren Obstbäumen treibt, denkt keine Seele. Man scheint dieses Insect bei uns gar nicht zu kennen! Darum dürfte eine kurze Biographie desselben nichts schaden. Im Spätherbste streicht allabendlich ein schmutzig-weißer Schmetterling durch die Lüfte und verbrennt sich sehr gern die Flügel am Licht, wenn die Witterung erlaubt, Fenster offen zu lassen. Dieser kleine Vagabund ist der Vater des Winter-Wickelspinners. Der Mutter desselben ist das Flattern verlagt, sie ist flügellos, hat genau die Farbe wie die dunkle Baumrinde, lange Fühler zieren ihren Kopf, am Hinterleibe befinden sich fühlerähnliche Verlängerungen, die gleichsam zu Steuern dienen, wenn dieselbe mit 200—300 Eiern im Leibe sich gegen die Krone der Bäume in Bewegung setzt, um ihre Eier an die Knospen der Bäume zu legen. Kommt die Frühlingswärme und treibt die Knospen auseinander, so entwickelt sich auch der Knospenfeind, ein kleines Räupchen, das die Zweige umspinnt und sich an den saftigen, zarten Blättern labt, und die Obsternte ist dahin. Was kann gegen diesen Winter-Wickelspinner, der den Obstbäumen so sehr schädlich ist, aber geschehen, werdet Ihr fragen? Bestreichet die Rinde der Bäume Mitte Decembers etwa in der Höhe von 1½ Meter mit einem klebrigen Theere in der Breite eines Decimeters, setzet nach und ihr findet das sich abzappelnde Weibchen im Theere stecken, selbst ihm heraus und bringt's im Feuer um. Oder schützet die Baumknospen dadurch, daß Ihr eine erhöhte Strohbinde in der genannten Zeit um den Baumstamm anlegt. Wenn Ihr diese Strohbinde recht berrichtet, so kommt das schwerfällige, dickleibige Weibchen nicht darüber hinaus und die Töchterlein, die Raupe des Winter-Wickelspinners, schadet Euern Obstbäumen nichts.

## Charade.

(Viersylbig.)

Wenn Du die ersten Zwei genommen
Zu früh in Deine junge Hand,
So war es sicher nicht zum Frommen
Für das Gemüth und den Verstand.

Die beiden Letzten, die bedeuten
Ein Nichts, so lange sie allein;
Doch wenn Geschwister sie begleiten,
Dann werden sie sehr wichtig sein.

Das Ganze endlich hat geschaffen
Ein deutscher Dichter wohl bekannt,
Der oft und gerne schwang die Waffen
Des Spottes gegen Unverstand.

**Auflösung der Charade in Nr. 90:**
Sängertag.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

**Nro. 95.** **Speyer, Samstag, den 10. August** **1872.**


### * Dank und Hoffnung.

Frei will ich Dich bekennen,
Getrost in Hohn und Spott
Dich Herr und Vater nennen,
Du gnadenreicher Gott.
Aus eitelm Weltgetriebe
Flücht' ich mein Herz zu Dir,
Daß es in Deiner Liebe
Verbleibe für und für.

Ach Vater, weil Du schweigest
Zu Spott und Uebermuth,
Durch Deine Langmuth zeigest,
Wie mild Du bist, wie gut,
Drum leugnen sie verblendet
Dein Leben, Deine Macht,
Vom Lichte abgewendet
Und sterben in der Nacht.

Ach Dank Dir, Quell der Gnade,
Daß Du mein Herz gerührt,
Es auf des Glaubens Pfade
In Liebe beimgeführt:
Daß Du nicht erst im Grimme
Dich schrecklich mir entdeckt,
Wenn Du mit Donnerstimme
Die Welt vom Schlafe weckst.

Wenn flammend in Gewittern
Der Todesengel geht,
Wenn alle Wesen zittern
Vor Deiner Majestät,
In tausend Schreckgestalten
Die Hand des Schöpfers zielt,
Dann wirst Du Treue halten,
Dem, der Dir Treue hielt.

Laß, Seele, laß dein Klagen,
Wenn dich die Welt verhöhnt.
Der Morgen wird ja tagen,
Wo dich dein Jesus krönt.
Dann grüßt er seine Brüder
Mit süßem Liebeston.
Zu seinen Füßen nieder
Sinkst du zum ew'gen Lohn.

**H. A. Schaufert.**

---

## Das Gaunerzeichen.

Polizeinovelle.

**Von F. Axt-Lallemant.**

(Schluß.)

„Bald brach Florette auf; ich folgte ihr leise, redete sie unterwegs auf der einsamen Dorfstraße an, theilte ihr die Begebenheiten der vorletzten Nacht mit und fragte voll Angst, was ich thun solle? Sie war sehr bestürzt, faßte sich aber bald und nahm mir das feste Versprechen ab, um meiner persönlichen Sicherheit willen gegen Jedermann das strengste Stillschweigen zu beobachten. Sie wolle dafür sorgen, daß die Sache vor Allem zur Kunde des Justizamtes komme, damit nur erst der Diebstahl dem bestohlenen Schulzen bekannt und sodann der Knecht sofort verhaftet werde.

„Ich eilte nun beruhigter auf die Weide zurück, zumal ich nun auch die Ueberzeugung gewann, daß Mathis in dieser Nacht das Geld nicht von der Weide holen werde. Für alle Fälle trieb ich jedoch meine Heerde abermals gegen die Heckenthür hinan und gab mein Abendbrod dem Hengste preis, damit er sich nur auf der andern Seite der Thüre hielt.

„Es war eine schöne Sommernacht; nur einzelne Wolken zogen am Himmel vor dem Monde vorüber; friedlich lagen die wiederkäuenden Thiere um mich herum. Alles war Ruhe um uns her. Je später es aber wurde, desto mehr wuchs doch nun wieder auch meine Besorgniß, daß Mathis den Diebstahl bei der Meyer vollführen werde.

„Der Mond ging unter, es dunkelte eine Weile, bis sich im Osten der Himmel hellte. Schon wollte ich mich von der Grabenkante erheben, an der ich hinter der Erde gedeckt lag, als plötzlich drüben an der Heckenthür beim Fahrweg die unheimliche Gestalt des Knechtes Mathis zum Vorschein kam und forschend zur Heerde herüber blickte; er schien die Anwesenheit derselben an der Stelle nicht vermuthet zu haben und bedenklich zu finden. Vorsichtig und lange lauerte er nach meiner Feldhütte hin und ging dann langsam den Fahrweg hinauf. Diesmal hatte er keinen Spaten mit sich, er mußte also ein besonderes Versteck, etwa im nahen Walde einen Fuchsbau, oder dergleichen, suchen. Vorsichtig kroch ich durch die Heckenthür zur Füllenweide, eilte quer hinüber, so daß ich ihm den Weg abschnitt, kletterte durch die Hecke und lauschte hinter einem dichten Dornbusch am Wege. Bald kam auch Mathis dicht bei mir vorüber, blieb überlegend in meiner Nähe stehen und schritt dann weiter den Weg hinab und dem Walde zu, an dessen Grabenwall ich einen verlassenen Fuchsbau ganz in der Nähe wußte, den auch Mathis zu kennen schien. Ich durfte mich nicht aus dem Versteck wagen, ward aber bald gewiß, daß ich mich in meiner Vermuthung nicht geirrt hatte, da Mathis in sehr kurzer Zeit keuchend den

Digitized by Google

Weg zurückgenannt kam. Bald war er meinen Augen entschwunden; ich konnte ohne Sorge seinem neuen Versteck nachspüren, denn bei der Tagesfrühe und bei seiner sichtlichen Eile, unentdeckt ans Haus zurückgelangen, hatte er kaum Zeit mehr, das Geld von der Weide zu holen.

„Vorsichtig spähend machte ich mich auf den Weg zum Walde und erreichte bald die Stelle, wo Mathis rechtsab durch das Gras zum Fuchsbau gegangen sein mußte. Das Gras lag jedoch in der Richtung ganz eben und feucht vom Thau bedeckt, und keine Fußspur deutete darauf hin, daß hier Jemand gegangen war. Forschend wandte ich den Blick nach links und fand hier, daß eine Fußspur durch das feuchte Gras in das Bächlein, die flache Aue hineinführte, in welcher Mathis seinen Weg entlang genommen hatte, um seine Fußspur zu verdecken. Nun wußte ich, daß er keinen andern Versteck gefunden haben konnte, als die etwa noch hundert Schritt entfernte hohle Buche auf dem Grabenwall neben der Aue. In voller Sicherheit lief ich den Dohnensteig entlang und erkannte schon in einiger Entfernung an der Unruhe der in der Buche nistenden Hornisse, daß sie vor Beginn ihrer gewöhnlichen Flugzeit gestört worden waren, und daß Mathis hier etwas in die Höhlung gesteckt hatte. Ich konnte mich vor den aufgeregten Thieren nicht heran wagen, war aber meiner Sache so gewiß, daß ich ohne Weiteres auf meine Weide zurückeilte. Um fünf Uhr ging ich hinten ins Dorf hinein, um Florette von der neuen Entdeckung zu unterrichten. Der Diebstahl bei der Meyer war schon entdeckt worden; die Nachbarn kamen herzu und ich konnte nun auch unbefangen ans Haus hinan treten. Ich fand den einen Fensterflügel offen und zwei Löcher darin gebohrt; es war gerade der Flügel, unter welchem noch von der letzten Reparatur her ein Zimmermannszeichen, ein Dreieck mit einer Querlinie in Rothstift auf dem neu eingesetzten Riegel geschrieben stand.

„Eiligst suchte ich nun Florette auf und unterrichtete sie von Allem, was ich erlebt und gesehen hatte. Sie äußerte, daß ja nun jedenfalls das Justizamt selbst einschreiten und nach Frostdorf kommen und daß sich dann Alles leicht aufklären werde. Sie nahm mir aber in ihrer Besorgniß nun mich das feste Versprechen ab, gegen Jedermann das unverbrüchlichste Stillschweigen zu beobachten, bis sie die Sache eingeleitet habe. Dabei trug sie mir auf, an den Stellen, wo der Knecht seine Diebsbeute verborgen habe, dasselbe Zeichen, welches sich unter dem Fenster befinde, in auffälliger Weise anzubringen. Ich sagte ihr zu, daß ich das Zeichen am Besten mit Haselgerten herstellen könne, daß ich überdies auch noch das Zeichen mit einem Stück Rothstein, den ich zum Färben meiner bunten Käfigstäbe gebrauche, an den zur Weide führenden Heckenthüren malen und durch Sophie den Schulzen bestimmen lassen wolle, einen der Beamten unter irgend einem Vorwand an die Weide zu führen. Dies führte ich auch am Dienstag Morgen sofort aus, als ich von Ferne den Wagen des Justizamtes anlangen sah. Das Zeichen an der Weide wurde aber nicht verstanden und das bei der Buche am Waldrand gar nicht gesehen, weil Florette wohl noch keine Gelegenheit gehabt hatte, die Aufmerksamkeit der Justizbeamten darauf zu lenken."

Weiter konnte ich den ehrlichen Burschen nicht anhören; ich wußte ja nun auch schon Alles.

Zur festgesetzten Stunde ging ich zum Termin ins Amtszimmer hinab. Nun war es leicht, dem vorhandenen reichen Material die geschickte Form zu geben. Nach dem Termin fuhr ich mit meinem Commissar nach Frostdorf, wohin ich schon sogleich nach beendigter Vernehmung den Schulzen mit Bolla Hemperla entlassen hatte. Alle Angaben Bollas bestätigten sich: die beiden Geldbeutel wurden unter der Haselstaude mit dem vermeinten Gaunerzinken, oder althönizischen Aleph, neben der Heckenthür zwischen der Kuh- und Füllenweide gefunden und von höchlichst überraschten Schulzen recognoscirt. Der Knecht Mathis Priester war vollständig überführt; sein Leugnen konnte ihm nichts mehr helfen.

Bei den vielfachen Besichtungen und Vernehmungen gewann die Untersuchung Bündigkeit, Klarheit und Rundung; der Commissar mit dem Landjäger stand mir treulich zur Seite; auch wurden noch Indicien aufgefunden, welche den Knecht Mathis Priester sogar auch noch des vor zwei Jahren bei der Wittwe Meyer verübten Diebstahls höchst verdächtig machten.

Bei unserer angestrengten Arbeit hatte sich der Abend genaht. Ich ließ den sehr zufrieden blickenden Commissar allein nach Arenau zurückfahren, da ich mir vorgenommen hatte, sogleich nach beendigter Untersuchung von Frostdorf nach Waldhorst hinüber zu gehen, um den morgenden Sonntag bei meiner Mutter zuzubringen, welche ich schon zweimal in dieser Woche versehlt hatte. Ich sehnte mich nach dem treuen Mutterherzen. — Ihr vor Allen wollte ich jetzt meine so lange im Herzen bewahrte Liebe zu Amalie entdecken und sie um ihren mütterlichen Segen zur morgenden Werbung bitten. Heute Mittag bei der amtlichen Besichtigung im Walde hatte mir Conrad gesagt, daß Amalie sich heute bei seiner Braut in Mühlburg zum Besuch befinde und daß er Beide heute Abend nach Buchenhorst herüberholen wolle.

Langsam durchschritt ich den Dohnensteig und den Wald bis zur Oberförsterei, öffnete die Thür zur Baumschule und setzte mich auf die Bank, auf welcher sie vor einigen Tagen in meiner unmittelbaren Nähe gesessen hatte und dachte an sie und an alles das, was ich ihr nun für ihre köstliche goldene Treue bieten mußte. Als ich aufbrach, dunkelte es bereits; vom nahen Rosenstrauch brach ich eine halb aufgeschlossene Moosrose, wand sie mit einem Remophyllensträußchen zusammen, drückte sie an die Lippen und legte sie auf die Bank.

Meine späte Ankunft auf Waldhorst erregte große Ueberraschung und Freude bei meiner Familie. Meine Mutter war zärtlicher als je gegen mich und das herzige Clärchen verließ bald mit entschiedener Absichtlichkeit und mit einem unaussprechlich innigen Blick auf mich, das Zimmer, als wisse sie, daß und warum

Digitized by Google

ich mit der Mutter allein zu sein wünsche. Tief ergriffen ward das treue Mutterherz, daß ich so viel gelitten und daß ich nun ihren heißesten Wunsch erfüllen wollte.

Am Morgen erhob ich mich ungeduldig vom Lager, kleidete mich an und ging in den Garten hinab, um noch einmal in der Laube auf kurze Momente den Anfang meiner Seligkeit, die erste erwachende holde Jugendliebe zu durchleben.

Als ich mich in der Mitte des Gartens befand, tönte das helle Läuten der Glocken über das Feld zu mir herüber, als wollten sie mich noch andächtiger stimmen; langsam lenkte ich den Schritt zur Laube; da saß sie — sie — in holder Ueberraschung und Verschämtheit wie die Moosrose in meinem Nemophyllensträuschen an ihrem Busen erglühend — auf der Rasenbank und blickte auf zu mir mit so viel Liebe, Treue und Glauben!

Lautlos, demüthig, wie vor dem Allerheiligsten, kniete ich nieder vor ihr, neigte das Haupt auf ihren Schooß und fühlte mit Beben, wie sie mir die kleinen Hände wie zum Segen auf das Haupt legte und ihr holdes Angesicht auf mich herabneigte. Und als wir uns erhoben und einander umschlangen, und ins Auge blickten und küßten, da konnten wir wie vor acht Jahren wieder nicht das Wort finden, bis es uns endlich im süßschweigenden Einverständniß durch das Feld in die stille, friedliche Dorfkirche und auf die Emporkirche zur tiefergriffenen Mutter zog, wo wir dem würdigen Geistlichen lauschten, der da das herrliche Wort verkündete von Liebe, Glaube und Hoffnung! — —

Noch will ich kurz das Ende der Geschichte anführen: der Knecht Mathis Priester begriff bald, daß bei der Fülle der gegen ihn vorliegenden Judicien sein Leugnen vergeblich war und seine Haft nur noch unnütz verlängern mußte. Er gestand denn endlich die beiden Diebstähle bei der Wittwe Meyer, so wie den Diebstahl beim Schulzen ein, zu welchem ihn Haß und Eifersucht geführt haben sollte. Von Haß gegen Bolla und Florette getrieben, hatte er auch das Seil durchschnitten und den armen Bolla fälschlich als Thäter bezeichnet. Er wurde zu einer langjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt, starb aber schon im vierten Jahre seiner Haft an der Schwindsucht.

Florette hat den Landjäger Roller geheirathet und ist eine treffliche Gattin und Mutter geworden. Ich konnte den wackern Beamten bald mit glücklichem Erfolg zum Avancement als Wachtmeister und später als Oberwachtmeister empfehlen.

Der Schulze hat sehr bald die brave Sophie zur stattlichen Frau Schulzin gemacht und diese steht mit Fleiß und Umsicht seiner großen Wirthschaft vor. Bolla Hemperla wird jetzt wie der Sohn vom Hause gehalten, hat auch guten Unterricht bekommen und wurde am nächsten Osterfeste zum ersten Male zum heiligen Abendmahl zugelassen. Seitdem ist er ein tüchtiger Landmann geworden und der dankbare Schulze hat ihm auch schon eine hübsche große Kathnerstelle kaufen und ihm eine wohlhabende, wackere Frau zuweisen wollen. Bolla Hemperla hat jedoch aus dem Schulzen unbekannt gebliebenen Gründen auf das Bestimmteste erklärt, daß er niemals heirathen werde.

Ich selbst führte, acht Wochen nach meiner Verlobung, Amalie Werner heim und bin ein sehr glücklicher Gatte und Vater und ein recht fleißiger Beamter geworden. Bei unserer Heimkehr vom Hochzeitsfeste fand ich in meinem großen Bücherzimmer als Hochzeitsgeschenk des dankbaren Schulzen den sauber aufpolirten, prachtvollen und kostbaren alten Schrank aus der Frostdorfer Schulzenstube aufgestellt, den ich seitdem zur Bewahrung meiner seltenen Incunabeln, Manuscripte, Unica und wichtiger Documente benutze. Zu meiner aufrichtig großen Beschämung fand ich auch „in Anerkennung meiner Verdienste in der Verwaltung der Polizei und Justiz" das Patent als „Geheimer Justizrath" und einen Orden höherer Classe vor, als ich bereits inne hatte. Ein Handschreiben des auf meine angeblichen Talente wie verfessenen Ministers that mir kund, daß die mit großem Scharfsinn und vielem Geschick geführte Frostdorfer Untersuchung viel Interesse erregt und großen Beifall an allerhöchster Stelle gefunden habe.

Mir selbst aber zur steten Erinnerung und Warnung habe ich die von Bollas Hand hergestellten beiden Haselgerten mit dem althebräischen Aleph wie ein paar gekreuzte Schwerter über meinem Schreibtisch aufgehängt und denke bei ihrem Anblick jedesmal an Thieles „Jüdische Gauner", an das „althebräische Aleph" und an des boshaften Hofarchitekten Eberhardt Polir Thiele.

## Ein bibelfester Landschulmeister.

Novelle. Nach dem Französischen von **Erkmann-Chatrian.**

(Fortsetzung.)

Im ersten Augenblick stierte Hans Lörich sprachlos vor Erbitterung, und doch als er wieder Herr seiner Stimme wurde, schrie er aus Leibeskräften in die Nacht hinaus: „Diebe! Diebe!!"

Das ganze Dorf fuhr aus dem Schlafe auf. Fünf oder sechs alte Männer und Weiber in wollenen Mützen und Schlafhauben lehnten sich bei ihren kleinen Fenstern hinaus und riefen: „Herrgott, was ist denn los", als abermals ein Blitz, weiß wie Schnee, den Himmel durchzuckte und ein furchtbarer Schlag das Haus bis auf den Grund erschütterte — gänzliche Finsterniß und furchtbare Stille folgte.

Lörich sah und hörte nichts mehr. „Der Blitz hat mich getroffen!" jammerte er innerlich, „ich bin blind und taub". Er sperrte die Augen auf, streckte seine zitternden Hände vor sich und schrie mit markerschütternder Stimme: „Barbel! Barbel!"

Und wie er tastend sich weiter schob, traf sein Ohr ein gellender Laut, gleichsam, als man aus Leibeskräften in ein Horn geblasen! Er erkannte die Stimme Bärbels und der Ton klang ihm wie die herrlichste Musik. „Nun, Gott sei gelobt", dachte er bei sich, „ich bin noch nicht taub." Dann unterschied sein Auge inmitten der Finsterniß einen hellen Punkt; sein Weib

Digitized by Google

kam ihm durch die Küche mit angezündetem Lichte entgegen. „Also auch nicht blind!“ rief er und sank erschöpft auf einen Stuhl an der Mauer.

Die alte Wanduhr im Zimmer ging taktmäßig fort: tik-tak, tik-tak, man konnte sich nichts Ruhigeres denken. Aber draußen! da stürzte das Wasser in Strömen nieder, als drohte eine zweite Sündfluth. Man hörte durch die Pfützen hin- und hereilen, Thüren auf- und zufliegen und verworrene Stimmen schrien: „Das Wetter hat eingeschlagen! Der Blitz hat eingeschlagen!“ Es wurde an die Thüren geschlagen und Leute jammerten: „Herr Richter, es brennt vielleicht irgendwo.“ Auf dieses Anstürmen hin kam Lörich völlig wieder zur Besinnung, richtete sich auf, zog seine Beinkleider an und sagte zu Bärbel: „Mach auf, es ist Christian Wagner, ich kenne seine Stimme.“

Bärbel trat auf den Gang. Die zwei Knechte gingen die Stiege hinab. Eine Menge Leute, naß wie die Enten, Christian Wagner an ihrer Spitze, kamen herein, und Lörich frug? „Ist irgendwo Feuer?“

„Nein“, erwiderte der Feldhüter, seinen Filzhut ausschnellend, „man sieht nichts, aber es hat eingeschlagen.“

„Wo denn?“

„In die alte Eiche rechts von der Mühle.“

„Nun desto besser, daß es nicht irgendwo anders ist“, versetzte Lörich, „jetzt aber nur keine Zeit verloren! Ihr werdet wissen, daß die Zigeuner unser Vieh fortgetrieben haben. Wir müssen uns beeilen, ihnen nachzusetzen.“

„Ja, das wissen wir!“ erwiderte Christian, „über fünfzig unserer Burschen sind mit Heugabeln und Hauen hinter ihnen her. Aber wo soll man sie finden im Finstern?“

„Eilet nach der Seite des Berges hin,“ schrie Lörich, „dort unten habe ich sie gesehen, als ich das Fenster öffnete — ich habe sie gesehen mitten im Gewitter.“

Eben wollten alle forteilen, als die große, hagere, ganz erschöpfte Gestalt Sebastian Muß, des Schullehrers, sichtbar wurde. Er trat mit einer erloschenen Laterne ein, sein großer Hut hing ihm ins Genick und das Wasser rann davon in Strömen den Rücken hinab, wie aus einer Dachrinne. Nachdem er seine Laterne niedergestellt hatte, erhob er seine lange dürre Hand, spreizte die Finger auseinander, riß den Mund auf von einem Ohr zum andern, um zu sprechen, — vergebens! Seine Zunge bewegte sich, aber er brachte keinen Laut heraus. Er versperrte mit seiner Person den Durchgang; hinter ihm standen noch Klipfel, der Schmied, der alte Hirt Peter, und Mathis Zahn, der Gerichtsschreiber, alle leichenblaß vor Schreck.

„So geht doch aus dem Wege“, rief Lörich ihm zu, „Ihr seht ja, daß wir hinausgehen wollen.“

„Das Gewitter“, rief nun der Schullehrer mit dem letzten Aufwand seiner Kraft, „das Gewitter ist nichts, Herr Richter, weder der Donner noch der Blitz! Man muß den Willen des Herrn, der sich darin kundgibt, erkennen und den Geist der Finsterniß fürchten.“

Lörich, der sich hiebei an seine Angst, taub und blind geworden zu sein, erinnerte, antwortete in viel gemäßigterem Tone. „Von was sprecht ihr denn, Sebastian? wir gehören ja nicht zu den Gottlosen, wir wissen, daß es Gott der Herr ist, der die Gewitter stürmen läßt!“

„Herr Richter“, versetzte der Schullehrer, „es ist Euch nicht unbekannt, auch Euch übrigen Gliedern des Rathes und Würdenträgern der Gemeinde nicht, daß der Herr einstens erbittert über den König von Egypten, welcher die Söhne Israels nicht wollte ziehen lassen, zehn Plagen über dessen Volk schickte, welche hauptsächlich in Heuschrecken, Fröschen, Flöhen und andern Ungeziefer bestanden. Daß endlich der Würgengel jedes Erstgeborne tödtete, von den Thieren angefangen bis zu dem Sohne Pharaonis selbst. Alles dies wißt ihr! Gut also! Was sich damals zutrug, geht auch heute in Erfüllung. Dieses Gewitter ist ein Zeichen des himmlischen Zornes, weil wir die Zigeuner in den Carcer gesteckt haben.“

Lörich, weit entfernt, diesen Ansichten beizupflichten, gerieth bei diesen Worten in wüthenden Zorn.

„Lehrt Ihr solche Sachen unsere Kinder?“ schrie er; „sind die Zigeuner das auserwählte Volk Gottes? Geht mir aus dem Wege — ich schäme mich statt Euer!“ Er ging hinaus und alle Anwesenden folgten ihm. Sebastian blieb allein mit seiner ausgelöschten Laterne.

Das ganze Dorf machte sich auf, die Zigeuner zu verfolgen. Hanns Lörich voran. Aber in dieser Nacht waltete sichtlich die Rechte des Herrn über den Zigeunern. Nachdem das Gewitter über Hirschhalde hinab war, zog es gegen die Wälder des Rehthals und streckte da die ältesten Bäume unter furchtbarem Krachen nieder. Das Thal ward von Secunde zu Secunde von bläulichem Lichte erhellt, und Gräser, Hecken, Furchen und selbst der Fluß in der Ferne glänzte wie im Feuer getaucht.

(Schluß folgt.)

## Miscellen.

Militär. Nach Otto Hübner's neuester Auflage der „statistischen Tafeln“ beziffert sich der Präsenzstand der europäischen Heere auf Friedensfuß folgendermaßen: Belgien 39,979, Dänemark 17,000, Deutsches Reich 402,000, Frankreich 400,000, Griechenland 9000, a) England 133,649, b) dazu Marine 65,500, c) europäische Besitzungen 12,760, Italien 183,431, Niederlande 61,318, Oesterreich 343,619, Portugal 26,800, Rumänien 23,770, Rußland 575,000, Schweden 35,000, Norwegen 12,000, Serbien 25,000, Spanien 106,000, Türkei 93,000. Macht Summa Summarum bloß 2,584,826 Mann, welche also im tiefsten Frieden in der Kaserne stecken. Abgesehen von dem ganz immensen Verluste an Arbeitskraft und den daraus folgenden Nachtheilen, verschlingen diese 2,584,826 Mann ein ungeheures Geldspiel. Rechnet man, daß der Mann durchschnittlich im Jahre auf 225 Thlr. steht, so ergibt sich folgendes Exempel: $2,584,826 \times 225 = 577,065,850$ Thaler oder das nette Sümmchen von 1,009,990,237½ Gulden, sage und schreibe mit Worten: Eine Milliarde, neun Millionen, neunhundertausend, zweihundert sieben und dreißig und ein halber Gulden in Einem Jahre!!!

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 96. Speyer, Dienstag, den 13. August 1872.


## * Michel Busch. *)

**Erzählung aus dem Pfälzischen Bauernkriege von Wilh. Koch.**

### Erstes Capitel.

Golden und milde strahlte die Märzsonne von dem blauen und wolkenleeren Firmamente herab auf die alte Reichsstadt Speyer; ihr Bild tanzte glitzernd auf den bleiernen Dächern der neuerbauten Thürme des prachtvollen Domes und die Kuppel des aus dem Brande neu erstandenen Münsters erglänzte weithin in leuchtender Bläue. Mit klangvoller Stimme rief die große Stephansglocke das Domcapitel zu den Tageszeiten im Stiftschor am Hochaltar.

Es war Sonntag und andächtig schritten die ehrsamen Bürger mit ihren Frauen, die das große Gebetbuch in dem perlendurchwirkten und seidengestickten Sammetbeutel am Arme trugen, den weiten Hallen des Gotteshauses zu. Und wohl hatte der friedliche Bürger Veranlassung genug, die heißesten Bittgebete zum Himmel zu senden, denn eine gar trübe Zeit war über die churpfälzischen Lande eingebrochen und mit dumpfer Gewitterschwüle drohten Aufruhr und Krieg und Elend.

Das Landvolk, welches der Schwere der Feudallasten erlag und meist in voller Leibeigenschaft schmachtete, wollte nicht länger das drückende Joch ertragen und die Sehnsucht nach Freiheit war in ihm lebendig geworden. Die Unruhen in Würzburg, Franken, Schwaben, in dem Elsaß und den angrenzenden Ländern verriethen den geheimen Brand. Da aber weder der Adel noch die übrigen Herren von ihren Gerechtsamen etwas nachlassen wollten und die Landesherren nicht im Stande waren, die zum Theil auf altem Herkommen beruhenden Lasten geradezu aufzuheben, so wurden die Bedrückten von einigen Schwärmern leicht hingerissen, sich eigenmächtig Hilfe zu verschaffen. Der Frühling des Jahres 1525 war ein recht trüber in den Rheingauen und die wiedererwachende und sich neu verjüngende Natur sang keinen Jubelhymnus der Auferstehung für die bedrückten Menschenherzen. Ein neues Wesen sollte beginnen und gar mancherlei Ursachen wirkten zusammen, die gährende Masse und den glimmenden Zunder zur hellen Flamme anzufachen.

Nicht länger wollten Bauern und Bürger unter der eisernen Hand der Ritter und Pfalzgrafen seufzen, welche den sauren Schweiß und des Volkes Mark um goldene Ketten, seidene Wämser und sonstigen Tand vergeudeten, noch die Rohheit und Raubsucht der Lanzenknechte erdulden; auch ließ das Beispiel der siegreichen Bauernaufstände in der Schweiz (1513) ein gleich günstiges Resultat erhoffen. Hiezu kam, daß der Adel, pochend auf seine Privilegien und seine Macht, den Bauer gering achtete, seine Dummheit und Noth verhöhnte und, selbst üppig und schamlos schwelgend, durch seinen Lebenswandel den Bedrückten um so mehr dessen eigene bittere Lage empfinden ließ und zur Empörung aufstachelte. Alles vereinigte sich, daß der arme Mann, der bisher geduldig gearbeitet und gelitten hatte, den Spaten wegwarf, zu den Waffen griff und Freiheit forderte.

Gleiche Unruhen wie auf dem Lande herrschten in der Reichsstadt Speyer. Die Rathsherren, der Bürgermeister Brunn und die Bürgerschaft waren auf Seite der Bauern und bemüht, den geforderten Rechten Geltung zu verschaffen, hierdurch aber mit den Domherren und dem Capitel in Zwistigkeiten gerathen. Ueberall gab es Parteiungen. Uneinigkeiten und überhaupt Stoff genug, den langjährigen Streit zwischen dem Magistrate der Stadt und dem Bischofe zu schüren.

An dem Nachmittage, mit welchem unsere Erzählung beginnt, eilte ein junger Mann rüstigen Schrittes durch die Straßen der Stadt, nicht wie die Bürger andächtig dem Dome zu, sondern in sichtbarer Aufregung. Seine Kleidung verrieth auf den ersten Blick den Bauer, denn er trug einen Filzhut, oben spitz zulaufend, und Bundschuhe, welche mit Riemen über dem Knöchel des Fußes zugebunden waren, während Stiefel, die bis zum Knie oder wenigstens zur halben Wade reichten, und ein runder Hut den freien Mann bezeichneten und von Kriegsleuten und Geistlichen getragen wurden *). Den Oberkörper deckte ein kurzes, grobes Wams; die bauschige Hose ward an den Knieen von Gamaschen eingeschnürt; in dem breiten Ledergurt steckte das Heftmesser, welches die Karcher und Ackersleute in Speyer das ganze Jahr tragen durften, ausgenommen an der „Pfaffenfastnacht".

*) Nachdruck ist nur mit Genehmigung des Herrn Verfassers gestattet.

*) Ein Zwilch gippen zwen bundschuh und ein Filzhut ist die Kleydung der Bawren. Mit. Vogt. I. 453.

Digitized by Google

Der Bauer, Michel Busch mit Namen, mochte sechsundzwanzig Jahre zählen und war von stämmigem Leibesbau. Das Gesicht, breit und voll, war nicht schön zu nennen, denn in den Zügen sprach sich wilder Trotz aus; die blitzenden Augen verriethen Schalkheit und die fest aufeinander gepreßten Lippen bekundeten eine eiserne Willenskraft.

Dieser Mann bog, nachdem er durch verschiedene Straßen geeilt war, in eine Seitengasse und kehrte in einem niedrigen Hause ein. Die Stube, welche er betrat, war klein und schmutzig und die Wände von dem Qualm und Rauch des großen Kachelofens geschwärzt; das Gemach diente zugleich als Wohnstube, Schlafzimmer und Küche.

„Bas", redete er eine kleine, hagere Frau an, welche sich bei seinem Eintritte von einem hölzernen Schemel erhob, „Bas, die Mutter schickt mich zu Dir, Du sollst uns helfen in der Noth." Dabei hatte er seinen Filzhut auf den wurmstichigen Tisch geworfen und seine Worte mit einem Achselzucken begleitet.

„Michel, Du hier?" fragte die Frau verwundert; „bist in die Stadt gekommen? Wie geht's denn zu Hause?"

„Schlecht, Bas, herzlich schlecht; der Vater alt und lahm, die Mutter krank, eine Kuh ist Alles, was wir noch haben. Ich kann schaffen, daß mir das Blut aus den Händen spritzt — was hilft's? Dann kommt der Lauzknecht und holt es. Sieh' hier meine Hände — gefaulenzt hab' ich nicht!"

„Glaub's gern, Michel, ich kenn' Dich ja", versetzte die Frau. „Allerweg ist Elend; die Zeiten sind schlecht, Alles leidet Noth; — und ich soll helfen, sagst Du?"

„Ja, Bas, so meint meine Mutter. Ich kann's nicht ansehn; die arme Frau leidet Hunger und kriegt keinen Bissen Warmes; sie heult, daß mir das Herz im Leibe bricht; und der Vater alt und gichtbrüchig — da bin ich in meiner Angst hergekommen."

„Armer Michel! Helfen möcht' ich gern, wenn ich könnt'; wir haben selbst nichts; wir essen schwarzes Brod, Haferbrei oder Erbsen mit Linsen und trinken Molken und Wasser" *).

Der junge Bauer stierte wild drein und seine Lippen zuckten wie in bitterm Schmerz.

„Sollst doch nicht umsonst gekommen sein", meinte nach einer Pause die mitleidige Bas; „hier hast Du einen Schilling — mehr kann ich nicht entbehren."

Dankend steckte Michel das Geldstück in die Tasche seines Wamses und schickte sich zum Fortgehen an.

„Willst schon geh'n, Michel? Wart', bis mein Mann kommt, die Vesper ist gleich zu End."

„Nein, Bas, laß mich .... Hier sitzt es dick", erwiderte Michel, auf seine Brust zeigend; „Luft muß ich haben, Luft!"

Hastig verließ er die Stube und eilte hinaus auf die Straße. Sein Weg führte ihn in die Nähe des Domes. Mächtig erbrauste der Klang der im Mai 1505 neu erbauten Orgel und die gewaltigen Töne wirkten besänftigend auf das erregte Gemüth des jungen Mannes.

„Da ist Pracht, da ist Herrlichkeit, da ist Friede!" murmelte Michel vor sich hin; „da sind marmorne Grabmäler, silberne Särge, da ruhen Kaiser und Kaiserinnen, und hier" — er schlug auf seine Tasche — „ist nichts, gar nichts, als Elend und Kümmernis! Armer, verachteter Bauer, der ich bin .... und meine arme, hungernde Mutter!"

Er betrat den auf der mittäglichen Seite des Münsters erbauten Oelberg. Mitten in dem mit Grabmälern und Kapellen gezierten Kreuzgang, unter dem blauen Himmelszelt, ragten sechs gothische Pfeiler im Kreise empor und über ihnen schloß sich das auf sechs von Pfeiler zu Pfeiler laufenden Schwibbogen ruhende Kreuzgewölbe, durch dessen äußerst zierlich und kunstreich durchbrochene Felder das mehrfarbige Sonnenlicht sich in verschiedenen Farben herabgoß. Ueber der Kuppel endete das Kunstwerk in eine durchsichtige Pyramide und von den die Pfeiler verbindenden Bogen grinsten Katzen und Hunde und sonstige Thierfratzen in den Garten hinab. Das Ganze, ein Kunstwerk, wie Deutschland kaum ein zweites aufzuweisen hatte, war von rothem Stein erbaut und zwischen den Säulen erhob sich der Oelberg, aus unregelmäßig mit vieler Kunst übereinander gethürmten Felsstücken. Noch jetzt sieht man die Trümmer dieses Prachtbaues, der, wie das Münster selbst, den Vandalen des 17. Jahrhunderts, den Franzosen, 1689 zum Opfer fallen sollte.

Hier begrub man ehemals die Kinder und Michel erblickte ein junges Weib, welches still weinend vor einem frischen Hügel auf den Knieen lag.

„Auch die hat Leid", dachte der Bauer und schritt langsam von dannen.

Sein knurrender Magen erinnerte ihn jetzt lebhaft daran, daß er seit sechs Stunden nichts genossen hatte, und in der Herberge „zum Affen" kehrte er ein. Da saßen die behäbigen Spießbürger der Reichsstadt an schweren eichenen Tischen und tranken den süßen Malvasierwein aus steinernen Henkelkrügen. Michel forderte bescheiden eine halbe Maß gewöhnlichen Landweines und erlegte zwei Heller, seine ganze Baarschaft mit Ausnahme des Schillings von der Bas. Essen konnte er nicht; „es saß ihm zu dick auf der Brust", aber trinken mußte er, um mit dem Weine die traurigen Gedanken hinabzuspülen.

Der junge Bauer hatte still in einer Ecke Platz genommen, denn er wollte nicht, daß die Bürger, wenn er sich in ihrer Reihe niederließ, stolz und spöttisch auf ihn herabsehen und ihn einen Eindringling nennen sollten. An den Tischen aber ging's laut her; die wechselvollen Tagesereignisse boten lebhaften Stoff zur Unterhaltung. Zeitungen gab es damals nicht; um so gieriger lauschte daher das Ohr des Bürgers den Mittheilungen Anderer, welche sich theils durch eigene Anschauung von der Lage der Sache überzeugt hatten, theils aus „guten Quellen" ihre Nachrichten geschöpft haben wollten.

„Der Churfürst", sagte ein dicker ältlicher Mann, welcher der Metzgergilde angehörte, „ist friedliebend

*) Die Speise des geringen Volkes damaliger Zeit.

Digitized by Google

und dem aufrührerischen Getriebe abhold; er will kein Blutvergießen und meint's gut mit der Bauerschaft; auch der Bischof hat mit den Markgräflern und Brutheinern gütlich unterhandelt, als sie mit 7 Fahnen und 3500 Mann bei Schröck über den Rhein gesetzt waren; und es war Zeit, denn das Kloster Hördt und die Zehnthöfe zu Mechtersheim waren in Flammen aufgegangen; in wildem Muthe wurde geraubt und zerschlagen, was andere Haufen verschont. Wäre der Eilbote des Bischofs von Heidelberg nicht im Lager eingetroffen, so hätte der Haufe Speyer beremmt und an den Domherren und den Stiftsherren und an den Mönchen und Nonnen seinen Muth gekühlt."

„Das Bisthum", versetzte ein Anderer, „war in der größten Gefahr und stand am Rande des Unterganges"; von Dorf zu Dorf bis hinauf in die Markgrafschaft hat sich der Aufruhr gewälzt; aber jetzt muß auch der Rath die Bedrängniß des Domcapitels benutzen und dasselbe zwingen, unsere alten Freiheiten und Nachtungen abzuthun; der Bischof ist geflohen und auf dem Bletzberge geschlagen worden; man muß das Eisen schmieden, so lange es glüht."

„Drum keine Sorge", entgegnete der Metzger; „ich weiß, daß der Bürgermeister Brunn die acht Artikel mit dem Rath aufgesetzt hat, und wenn das Capitel sich weigern sollte, dann wird der Speyerer mit den Waffen in der Hand, seine Rechte fordern. All' werden „sackmann" gemacht, wenn sie schiefe Gesichter aufsetzen."

„So ist's Recht", nahm ein Dritter das Wort, ein Bader mit rothem aufgedunsenen Gesicht, der sich den Anschein gab, als wenn er genau Bescheid wisse über die schwierigsten Fragen. „Der gnädige Herr von Speyer soll Herr sein über das Münster, Städte, Flecken und Dörfer; aber das Domcapitel hat in Hochstiftssachen nichts zu thun, zu schaffen, zu verwalten oder zu billigen."

„Ich bin gestern vom Neckar und dem Kraichgaue gekommen", fiel ein Anderer ein, „da geht's bunt her. Ein abtrünniger Geistlicher, Anton Eisenhut, hat die Bauern durch Wort und Schrift gegen den Adel gehetzt und 1200 Mann bei Gottesheim gesammelt, die er den „Höllenhaufen" nennt. Mit dem Banner voran als der Bauersame Hauptmann hat er Eppingen genommen, dann Heidesheim und das Schloß Hilspach, wo er den Amtsteller niederwarf; in Sünsheim ist er in das Stift eingebrochen, hat Fenster und Thüren eingeschlagen und nach mehrtägigem Zechgelage hat er den hohen Steinberg verbrannt, dessen helle Flammen durch den ganzen Kraichgau leuchteten, die Bauern wild machten und zum lustigen Leben anlockten." —

Es war ein wirres Durcheinander, indem der Eine den Andern zu überschreien suchte und Jeder neue Gräuelthaten zu berichten hatte. (Forts. folgt.)

## Ein bibelfester Landschulmeister.

Novelle. Nach dem Französischen von Erkmann-Chatrian.

(Schluß.)

Die Mitglieder des Gemeinderathes aber waren mit Taubheit und Blindheit geschlagen, denn alle rannten hinter einander her, unausgesetzt brüllend: „Schlagen wir sie nieder! Schlagen wir sie todt!" Sie drohten den Zigeunern, welche ihre Flucht möglichst beschleunigten, mit Prügeln und Heugabeln. Die braunen Weiber hatten ihre Röcke geschürzt, die Kinder sprangen wie Eichkätzchen, die Kleinsten in ihren Säcken schauten rundumher, die kleinen Hälfe streckend, die Burschen trieben das Vieh, und selbst der Alte war trotz seiner Hinfälligkeit auf den Beinen und griff aus wie mit Stelzen. Hans Lörich, der seine schönsten Ziegen und mehrere seiner Schafe in feindlicher Gewalt sah, stammelte: „Man muß sie sämmtlich in der Lauter ertränken, schnell, schnell."

Statt den Steig gegen die Haide zu verfolgen, ging er, um den Weg abzuschneiden, quer über die Korn-, Hafer-, und Rübenfelder und halb Hirschhalde folgte ihm nach, ohne den Verlust der Ernte zu berücksichtigen. Sie pfiffen ihren Hunden, aber die Thiere, durch Donner und Blitz geschreckt, verkrochen sich in ihre Hütten, und so gelangten die Zigeuner mit heiler Haut bis an das Ufer der Lauter, welche sie, einer hinter dem Andern, auf einer großen Tanne, die als Steg darüber gelegt war, überschritten. Da der Fluß durch den Regen sehr angeschwollen war, so reichte das Wasser schäumend und brausend schon an den Baumstamm; gleichwohl flüchteten sich die Weiber mit ihrem Nest voll Kindern auf dem Rücken nicht im Entferntesten; sie ließen sogar die Ziegen an sich vorbeigehen, während die Burschen die Schafe quer über den Schultern trugen und den Widdern tüchtige Rippenstöße versetzten. „Wartet, wartet, Diebsgesindel!" schrie der Richter, „wir kommen schon, dann Gnade Euch Gott."

Er war der erste der Dorfbewohner, welcher, die übrigen waren noch etwa hundertfünfzig Schritte vom Ufer entfernt, daselbst anlangte, als der hübsche große Junge, welcher am Abend vorher den Alten in dem Karren gefahren hatte, die Tanne überschritt.

Mit furchtbarer Stimme schrie Lörich: „Kommt Leute, kommt Nachbarn, wir haben sie!"

Unglücklicherweise schwoll die Lauter durch das Wasser, das vom Rehberg wie durch einen Trichter herabschoß, von Minute zu Minute an. Der Zigeuner am jenseitigen Ufer angelangt, wendete sich um. Der Richter meinte, derselbe wolle sich zur Wehre setzen. Diesen Gedanken hegte der Bursche zwar nicht, wohl aber blickte er sich, hob den Baum, welchen das Wasser schon flott gemacht hatte, auf und stieß ihn stromabwärts, indem er in ein schallendes Gelächter ausbrach. Die ganze Kameradschaft, Männer und Weiber, stellten sich am Ufer auf und blickten unsern Lörich spottend an, während der Alte ihm winkte nachzukommen.

Angesichts dieser Verhöhnung überschritt der Zorn sämmtlicher Hirschhaldener alle Grenzen; Hans Lörich aber, der wüthendste von Allen, schritt, ohne zu bedenken, daß die Lauter, welche sonst an dieser Stelle nur vier Fuß tief ist, durch den Regen hoch angeschwollen sei, immer tiefer in den Walddach hinein, indem er schrie: „Kommt nur, Leute, fürchtet Euch nicht, wir wollen ihnen ein gutes Nest bereiten!"

Digitized by Google

Kaum hatte er diese Worte gerufen, so sank er plötzlich bis über den Kopf unter. Bald kamen seine Beine wieder in die Höhe, doch drehten die Wellen ihn zweidreimal um.

Der Donner rollte, die Zigeuner flüchteten sich, die Bewohner Hirschhaldes schrien: „Der Herr Richter ertrinkt! Der Herr Richter ertrinkt!“ Welcher Anblick für all die Leute, ihren Richter in den Wellen untergehen zu sehn, wie den König Pharao, die Beine bald unten, bald oben, unter dem Jucken der Blitze! Da erkannte Jeder die Weisheit des Schullehrers Sebastian Mutz.

Alle Welt hielt den Richter bereits für verloren, als er glücklicherweise die Tanne, welche fünfzig Schritt stromabwärts stecken geblieben war, erreichte und sie wie seinen besten Freund umarmte. Der Herr, welcher ohne Zweifel erkannt hatte, daß Hans Lörich nicht so strafbar war wie der König Pharao und die Strafe wohl in Verhältniß gebracht haben mochte mit der Würde eines schlichten Richters in einem bayerischen Dorfe, wollte ihn nicht untergehen lassen, sondern nur warnen.

Die Bewohner Hirschhaldes eilten herbei, ihrem Richter ihre Stöcke hinzureichen; er wurde auf diese Weise herausgefischt, befand sich aber in so kläglichem Zustande, daß man ihn in demselben Karren nach dem Dorfe fahren mußte, welchen die Zigeuner am Ufer zurückgelassen hatten. Einige unternahmen den Versuch die Tanne wieder über den Strom zu legen, um die Verfolgung der Zigeuner fortzusetzen; es gelang ihnen aber nicht. Der Herr Richter, Hans Lörich, blieb durch vierzehn Tage krank.

Ueber die Zigeuner erfuhr man später, daß sie sammt ihrer Beute die Grenze überschritten hätten und sich im Elsaß auf der Seite von Sulz befänden. Seit dieser Zeit spricht man in Hirschhalde nicht gerne von Zigeunern. Wohl aber preist und bewundert die ganze Bevölkerung die Weisheit des Schullehrers Sebastian Mutz, welcher den Lauf der Dinge vorhergesehn hatte, und die Leute verabsäumen nicht, bei wichtigen Lebensfragen und Ereignissen seinen Rath und seine Meinung einzuholen.

## Miscellen.

Emil Devrient ist bekanntlich seinem ältesten Bruder Karl nach wenigen Tagen im Tode nachgefolgt. Von den drei berühmten Brüdern lebt jetzt nur noch Eduard, und zwar in Karlsruhe. Letzterer stand im Alter zwischen den beiden, ihm vorangegangenen Brüdern. Emil, schon von der Natur mit seltenen Vorzügen ausgestattet, galt als Schauspieler für den bedeutesten unter den drei Brüdern. Er war am 4. Sept. 1803 geboren. 1821 begann er seine theatralische Laufbahn in Braunschweig, seit 1831 gehörte er dem Dresdener Hoftheater, zuletzt als Ehrenmitglied, an. Durch Gastdarstellungen hat sich Emil Devrient fast in allen größeren Städten Deutschlands persönlich bekannt und beliebt gemacht. Er war der Vertreter einer idealistischen Kunstrichtung, Anmuth und Würde der Erscheinung verband er mit seelenvollem Vortrag, und seine pathetischen Rollen, namentlich in Schiller'schen Stücken, werden Muster der schönen theatralischen Darstellung bleiben.

* Bei Gelegenheit der Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Stuttgart am 8. August, wurde die Affentheorie des Karl Vogt, eines leichtfertigen „Spaziergängers an den Gränzen der Naturwissenschaft“ beleuchtet. Prof. Dr. v. Luschka von Tübingen zeigte den Schädel und das Gehirn eines Mikrokephalen vor. Es gehörte dieses einem Mädchen von 18 Jahren, das im vorigen Jahre im vollsten Blühfinn in der Anstalt für Blödsinnige in Stetten im Remsthale gestorben ist. Es hat nur etwa ein Drittel der Masse des Gehirns einer ausgewachsenen normalen Person, nämlich 32 Loth, während ein Gorilla 40 Loth hat. Es hat alle die Merkmale der Mikrokephalen, obwohl es bis dahin anders beschaffen, als das Gehirn des Affen, obschon das menschliche Individuum, dem es angehörte, auf der tiefsten geistigen Stufe stand. In eingehender wissenschaftlicher Auseinandersetzung that Luschka dar, daß hierin die beste Widerlegung der Theorie des Hrn. Karl Vogt über die Abstammung des Menschen vom Affen liege. Er legt um so mehr Gewicht darauf, als Hr. Vogt bei seinen Forschungen kein wirkliches Gehirn eines Mikrokephalen zur Verfügung gehabt, sondern sich nur künstliche Hilfsmittel habe schaffen müssen. Karl Vogt bestieg nun die Rednerbühne und gab zu, daß ihm allerdings kein solches Gehirn zu Gebote gestanden habe. Er versuchte jedoch seine Ansichten auch jetzt noch aufrecht zu halten und seine Schlüsse als die richtigen zu bezeichnen. Es schien jedoch nicht, daß er irgend Jemand zu überzeugen vermochte, denn sämmtliche auf ihn folgenden Redner, wie Dr. Virchow, Hofrath Ecker, Prof. Dr. Schaffhausen und Dr. Gustav Jäger kamen in ihren näher begründeten Conclusionen zu demselben Resultat wie Prof. v. Luschka.

Der Opinione schreibt man aus Neapel über die Korallenfischerei und Korallenindustrie des am Fuße des Vesuv liegenden Torre del Greco (34- bis 35,000 Einwohner): „Fast in jedem Hause werden Korallen gereinigt und polirt, um von da in die am Orte befindlichen Fabriken gebracht zu werden, wo sie zu den tausendfachen Schmuckstücken verarbeitet werden, die man besonders in Neapel feil bietet; Frauenarbeit spielt dabei eine große Rolle, wird jedoch sehr schlecht bezahlt. Fast $^2/_3$ der männlichen Bevölkerung sind Schiffsleute, deren Hauptbeschäftigung die Korallenfischerei und der Import sardinischer Pferde ausmachen. Torre del Greco besitzt gegenwärtig keinen Hafen, es wird jedoch in Kürze der Anfang mit dem Baue eines solchen gemacht werden. Die Korallenfischerei wird von Torre del Greco aus an den Küsten Corsica's, Sardiniens und Calabriens betrieben und dauert die Sommermonate hindurch, wobei die Löhne für sechs Monate lebensgefährlicher und entbehrungsreicher Arbeit folgende sind: Der Bootsführer erhält 425, ein Matrose 255, ein Junge 106 Franken. Den Winter hindurch arbeiten die Schiffsleute dann um so weniger, so daß sie den zu erwartenden Lohn während desselben meist schon im voraus verthan haben. Diese ganze Industrie ist gegenwärtig im Aufschwung begriffen, was derselben aber noch fehlt, ist eine gute Zeichen- und Modellirschule, so wie eine intelligente Organisation sowohl des handwerklichen als des kaufmännischen Theiles; bis jetzt lernt der Sohn die Fertigkeiten, die der Vater kannte, und übt sie so lange fort, als es eben gehen will, was bei der steigenden Concurrenz auf die Dauer natürlich nicht haltbar sein kann. Wir fügen dem bei, daß die Italiener in der Gewinnung und Verarbeitung der Korallen gegenwärtig wohl in Europa das Bedeutendste leisten; mit den Spaniern theilen sie sich auch in der Korallenfischerei an den algerischen und tunesischen Küsten, während die Franzosen hierin mehr und mehr zurückgedrängt sind. Diese Fischerei wird aber seit lange in so verwüstender Weise betrieben, daß die algerische Colonialverwaltung zu Schutzmaßregeln greifen mußte, ähnlich denen, die man gegenüber der kurzsichtigen Ausbeutung der Austernbänke durchgeführt hat. Die Italiener sehen das erbost als Beeinträchtigung an.“

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 97. Speyer, Donnerstag, den 15. August 1872.


## * Michel Busch.

Erzählung aus dem Pfälzischen Bauernkriege von **Wilh. Koch.**

(Fortsetzung.)

Allmälig war der Abend aufgezogen und die Stadtknechte warrn daran, Pechpfannen in den Straßen der Stadt anzuzünden, als plötzlich ein tosender Lärm von draußen den politischen Disputationen der Bürger Einhalt gebot. Eine große Menschenmenge drängte sich durch die Straße und die Trinkgäste verließen ihre Plätze, um die Ursache dieses ungewöhnlichen Aufzuges zu erfahren. Auch Michel trat aus der Herberge und folgte dem Zuge, der sich durch's Thor über die Weide zum Rheinfahrt wälzte. Eben erhellte der hinter Wolkenbergen heraufschwimmende Vollmond den Platz und Michel sah, wie einige Männer dicht am Ufer des Stromes einen Menschen von einem Pferde rissen, in einen Nachen schleppten und in demselben Augenblicke vom Ufer abstießen, als die Menge dasselbe erreichte. Mit seinen gewaltigen Fäusten brach der Bauer sich Bahn, dem Wasser zueilend, allein auch er kam zu spät; deutlich erkannte er das Fahrzeug, das in den hellglänzenden Fluthen schwamm, und noch deutlicher hörte er des Entführten hilfeerflehende Stimme. Das Volk, welches bis hierher die Räuber verfolgt hatte, ohne ihnen indeß ihre Beute abjagen zu können, stand schwer athmend still und lauschte. Da scholl's aus den Fluthen herüber rauh und stark: „Peter, wende deine Seele zu Gott, dein Leben ist hin! Hier magst Du deinen frevelen Uebermuth büßen; in den Wellen des Rheines sollst Du ertränkt werden; also befiehlt es unser gnädiger Herr!" *).

Ein lauter, durchdringender Jammerschrei gellte hierauf durch die lautlose Stille und von der Mitte des Flusses hallte das Geräusch eines schweren Falles herüber, wie wenn ein Mensch in die Wogen gestürzt worden, und die Wasser schlugen über dem Versunkenen zusammen. Dann herrschte Todtenstille und der Nachen verlor sich im Dunkel der Nacht. Lange stand die Menge und horchte, aber stille blieb's; immer dunkler sank die Nacht herab, einsönig leckten die Wogen die Steine des Ufers, aber kein Laut, kein Murmeln der Wellen brachte das Todesröcheln des Gemordeten.

*) Historisch. Simon 175.

Den Unglücklichen beklagend und der Gewaltthat zürnend ging die Menge nach Speyer zurück.

„Welche Bewandtniß hat es damit?" wandte sich Michel an einen Nebenstehenden.

„Das war der Stuhlbruder Peter Schreier," lautete die Antwort, „der am Hofe des Kaisers in Wien lange gedient und auf Anordnung des Kaisers hier in seiner Vaterstadt eine Stuhlbruderstelle bekleidete. Allein die andern Brüder wollten Peter nicht in ihrer Mitte dulden und ihn um seine Pfründe schmälern; da haben sie ihn denn heute nach vielerlei Qualen und Zurücksetzungen, als er das Münster verließ, um, zu Hause den Imbiß einzunehmen, plötzlich überfallen, ihm die schwarze Kappe und den schwarzen Leibrock abgerissen, ihn eiligst auf ein Roß geworfen und ertränkt."

„Schändlich," murmelte Michel; „aber bei uns wird grad so Recht gesprochen."

Mißmuthig, tiefen Groll im Herzen, seinem eigenen Geschicke zürnend und der Gewaltherrschaft der Ritter fluchend, trat der Bauer noch in derselben Nacht den Heimweg nach seinem Dorfe an.

### Zweites Capitel.

Ein Haufen armseliger Hütten, planlos hingesetzt bildete das Dorf, in welchem Michael Busch mit seinen kranken Eltern lebte. Die Strohdächer dieser Hütten schützten kaum vor dem Regen und deren Fachwände, aus Holz und Lehm zusammengefügt und ohne Fundament auf den Erdboden gesetzt, zitterten bei jedem Windstoße und drohten den Einsturz *). Etwas entfernt von den übrigen Hütten, etwa zweihundert Schritte südwärts gelegen, am äußersten Ende des Dorfes, stand Michels Hütte, nicht schlechter als die andern, aber doch so elend und baufällig, daß der junge Bauere unwillkürlich seufzte, als er sich der stolzen Gebäuds in Speyer erinnerte, wo die Rathsherren vornehm aus den bleigefaßten Fenstern auf den armen Bauer herab gesehen....

Es war am nächstfolgenden Morgen und die Sonne war vergebens bemüht, durch die kleinen, grünlichen Glasscheiben hineinzulächeln in die einzige Stube des Hauses, um mit ihrem milden Strahle die bedrückten Menschenherzen zu erfreuen. Auf einem

*) Ihre heuser sind schlecht von kot und holtz gemacht, auf das erdtrich gesetzt und mit stroh gedeckt. Nic. Vogt. Rhein. Geschichte 463.

Digitized by Google

elenden Strohlager lag Michels Mutter, ein Bild des Jammers und der Noth. Die fleischlosen Wangen waren tief eingefallen und die hervorstehenden Backenknochen, die tiefliegenden, glanzlosen Augen und die bläulichen Lippen ließen erkennen, daß der Tod nicht lange mehr sein Opfer werde leiden lassen. Vor dem Lager kniete der treue Sohn, in der Hand einen Topf mit Milch haltend, mit der andern die trockenen Lippen der Kranken anfeuchtend. In der Nähe des Herdes saß der alte gelähmte Vater, stummschmerzlich das Brodeln eines Kessels beobachtend, der in schweren Ketten über dem Feuer hing. Ein lang entbehrter Genuß sollte ihm heute werden, denn Michel hatte aus der Stadt ein Stück Fleisch mitgebracht und der alte Mann freute sich auf die stärkende Brühe. Der wilde Trotz und finstere Grimm, der sich gestern in den Zügen des jungen Bauern ausgeprägt, war heute einem tiefen Weh gewichen; denn schmerzlich zuckte es um seinen Mund, als er den hoffnungslosen Zustand der Mutter gewahrte. Fast hätte er weinen mögen, als er die Milch von der Kuh holte, welche die einzige Ernährerin der Kranken war. In der Stube herrschte eine eigenthümlich beklemmende, fast gespenstische Ruhe, nur durch die schweren Athemzüge der Kranken, die Seufzer des Sohnes und das Knistern des Feuers unterbrochen.

Das Weib stöhnte tief auf.

„Lieb' Mütterchen, hast Schmerzen", sagte Michel mit weicher Stimme; „könnte ich Dir helfen!"

Gleichzeitig schob er das Stroh unter dem Kopfe der Kranken zusammen, um sie weicher zu betten. Die Mutter richtete ihr mattes Auge auf den Sohn und ein dankbares Lächeln spielte um die welken Lippen.

Jetzt ertönte ein heller langgezogener Klang durch das Dorf und die schweren Hufschläge vieler Pferde wurden hörbar. Ein stattlicher Reiter in blinkendem Harnisch sprengte an der Spitze einiger Lanzenknechte in das Dorf und hielt vor dem Hause des Schultheißen.

„Das ist Diether von Kleen", sagte Michel, der leise ans Fenster getreten war, zu seinem Vater; „der Geldwolf ist gekommen, uns den letzten Tropfen Blutes auszusaugen."

Der Alte stöhnte und rang die Hände.

Draußen war's lebendig geworden. Die Bauern liefen erschrocken zusammen, denn die Wenigsten waren im Stande gewesen, dem gestrengen Ritter den fälligen Zehnten zu entrichten, und fürchteten jetzt die Strafe des rücksichtslosen Burgherrn.

„Das gerade heute!" murmelte Michel und ballte grimmig die Fäuste, „das wird meine arme Mutter vollends umbringen."

Er ging hinaus in den kleinen Stall, wo die Kuh stand. „Du bist unser einziges Gut," sagte er, das Thier streichelnd, „wenn man dich uns nur läßt!" Seine Augen irrten umher, gleich als suchten sie einen Ort, wo er die „Bläß" verbergen könne; allein vergebens. Außer Hütte und Stall gab es keinen Ort, der das Thier den Spürnasen des Ritters hätte entziehen können, und niedergeschlagen kehrte Michel in die Stube zurück, in dumpfer Resignation das Kommende abwartend.

Heftige Schläge an die wurmstichige Thüre verlangten stürmisch Einlaß; erschrocken fuhr die Kranke zusammen. Ehe Michel Zeit fand, die Thüre zu öffnen, trachte diese in der morschen Einfassung und flog weit auf. Herein traten einige Lanzenknechte.

„Meine Mutter liegt im Sterben", sagte der junge Bauer mit gedämpfter Stimme zu dem Rottenführer, „habt Gnade, Herr!"

„Was?" rief dieser roh und stieß Michel, der ihm den Eintritt zu wehren schien, heftig zurück; „bezahl' Bauer, — wo bleibt der Zehnt?"

In Michels Brust lohte der Zorn und flammende Röthe übergoß sein breites Gesicht. Die Stirnadern schwollen an; krampfhaft bis er die Lippen und ballte die Fäuste. Den Kopf etwas nach vorn senkend und den Oberkörper zurückbiegend, schien er im Begriffe, sich auf den Angreifer zu stürzen, wenn in diesem Augenblicke nicht sein Vater, auf die Krücke gestützt, zwischen ihn und den Rottenführer getreten wäre.

„Erbarmen, Herr! Wir sind blutarme Leute, mein Weib ist todtkrank und wir haben keinen Heller", sagte der lahme Greis und erhob bittend seine Hände.

„Zurück, Bauerngesindel! — Leute", wandte er sich an seine Begleiter, „nehmt, was ihr findet und macht unsern Ritter bezahlt!"

Da hallte aus dem Stalle herüber das Gebrüll der Kuh, und sofort stürzte einer der Reisigen hinaus, das Thier zu holen. Michel aber, sein Vorhaben merkend, eilte in mächtigem Sprunge ihm nach und ließ seine geballte Faust mit solcher Wucht auf des Knechtes Blechhaube fallen, daß derselbe betäubt zu Boden stürzte.

„Auf, greift ihn!" schrie der Anführer, „stecht den Bauer nieder!"

Michel, mit dem Rücken wider die Thüre des Stalles gelehnt, war schrecklich anzusehen in diesem Augenblicke; seine Augen flammten wild, er knirschte mit den Zähnen. Er sah die Knechte auf sich eindringen, und da er wohl erkennen mochte, daß er der Uebermacht erliegen werde, ergriff er den nächsten Soldknecht und schleuderte ihn mit solcher Kraft zu Boden, daß der Boden dröhnte; dann stürzte er, mit dem langen Hefmesser wild um sich hauend, vor und brach sich Bahn. Vergebens war der Befehl des Rottenführers, den Fliehenden zu greifen; in mächtigen Sätzen sprang Michel weiter dem nahen Walde zu und war bald den Blicken seiner Verfolger entschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Geheimmittel-Unwesen. *)

Von einem praktischen Arzte.]

Daß bis jetzt so wenig Resultate gegen diese Betrügereien erzielt worden sind, daß im Gegentheil das Geheimmittelunwesen mehr denn je sich breit macht, und gegenwärtig in seiner vollsten Blüthe steht, liegt weniger

*) „Das neue Blatt".

in seiner uneinnehmbaren Stellung, als vielmehr an den falschen, unzureichenden und einseitigen Mitteln und Wegen, die man zu seiner Bekämpfung eingeschlagen. Den Vorwurf ungenügender Maßregeln kann man hier den Regierungen wohl nicht ganz ersparen, aber nicht sie allein tragen die Schuld, ein guter Theil liegt an den Aerzten selbst mit, vorzüglich aber ist unsere Presse dafür verantwortlich zu machen, sie ist der stärkste Bundesgenosse dieses schwindelhaften Treibens, auf alle erdenkliche Weise leistet sie demselben Vorschub und macht sich zum Mitschuldigen oft einer sogar verbrecherischen That. Rühmliche Ausnahmen gibt es freilich auch hier, allein die größere Mehrzahl, und selbst scheinbar anständige Blätter lassen sich durch den reichen Gewinn verlocken, ihre Ehre preiszugeben.

Wenn wir die Presse der unwürdigsten Theilnahme an diesem schwindelhaften Treiben zeihen, so ist das keine leere, unbegründete Beschuldigung, täglich können wir die Beweise dafür in den Zeitungen finden. Der Verkauf im eigenen Hause, das Hausiren, der Commissionshandel bei Droguisten und selbst bei Apothekern genügt nicht zur Verbreitung des Mittels; am meisten muß die Presse dazu beitragen. Das Ausbieten dieser Mittel in allen Zeitungen ist allbekannt. Dasselbe füllt einen großen Theil der Inseratenspalten und bildet sowohl durch die Anzahl wie durch den Umfang eine Hauptein nahmequelle für eine große Anzahl von Blättern. „Wenige Redactionen oder Verleger sind standhaft genug, das Sündengeld der Geheimmittelhändler zurückzuweisen. Wenige derselben sind sich des hohen Berufs der Presse zur Volksbildung und Volksveredelung so hinreichend bewußt, daß sie die Aufnahmen dieser Reclamen verweigerten." So läßt sich einer der wackersten und standhaftesten Kämpfer für die öffentliche Gesundheitspflege, Professor Dr. med. Hermann Eberhard Richter in Dresden, Abgeordneter des Dresdener ärztlichen Kreisvereins zu dem königlich sächsischen Landesmedicinalcollegium, in einer soeben erschienenen Schrift: „Das Geheimmittel-Unwesen nebst Vorschlägen zu dessen Unterdrückung, Leipzig, Verlag von Otto Wigand, 1872", vernehmen, welche wir zum Theil den folgenden Betrachtungen zu Grunde legen.

Hierbei dürfen wir nicht verschweigen, daß die anständige Presse vielfach gegen die Uebervortheilungen des Publicums durch die Geheimmittel aufgetreten ist, und sich sogar weigert, Ankündigungen irgendwie verdächtiger Mittel in ihre Spalten aufzunehmen. Wo das der Fall ist, hat man aber Mittel und Wege genug, um auf andere Weise zum Ziele zu gelangen, nämlich durch eine ausgebreitete Broschüren-Literatur, deren Urheber eben zehn bis fünfzehn Buchhandlungen niederen Ranges in Deutschland sind. In diesen Broschüren, welche gewöhnlich nur wenige Groschen kosten, oder ganz umsonst gegeben werden, findet man gewöhnlich die Symptome, Ursachen und Folgen der in Rede stehenden Krankheit aus irgend einem ärztlichen Buche abgeschrieben und für die Interessen des Geheimmittelkrams zurecht gemacht, auch wohl eine Anzahl nicht unpassender diätetischer Verhaltungsregeln mitgetheilt. Aber der Kern der Sache ist, daß in der Vorrede oder einem Schlußblatte, oder auch vorsichtiger in einem besonders beigelegten Blatte angegeben ist: Wer an den in der Broschüre beschriebenen Zufällen leide, habe sich unter Beilage von so und so viel baaren Geldes da und dahin zu wenden.

Es fragt sich nun zunächst, welche Wege stehen uns zur Bekämpfung dieses Unwesens offen, und welche Mittel haben wir dagegen einzuschlagen. Es ist sicher, daß die Behörde viel thun kann, aber alle Maßregeln sind ungenügend, wenn sie nicht vom Volke unterstützt werden. Es ist ein großer Fehler der Aerzte, daß sie die Frage immer nur in Fachkreisen discutiren und aus diesen nicht heraustreten, obgleich gerade hier, und hier mehr als auf jedem andern Gebiete des medicinischen Wissens, eine Popularisirung am Platze ist. Vollkommen Recht hatte der Geh. Medicinalrath Dr. Marbach in seiner Aeußerung: „Beim Geheimmittel speculirt die niedrigste Gewinnsucht auf die Dummheit der Menschen und erreicht in der Regel ihren Zweck." In der „Dummheit" des großen Publicums liegt der Grund für das Gedeihen dieses schwindelhaften Treibens und nur durch Belehrung und Aufklärung kann hier erfolgreich und nachhaltig gewirkt werden; Gesetze und Verbote können solche Bestreben zwar unterstützen, sie aber niemals überflüssig machen, im Gegentheil ist von diesen der Hauptertolg zu erwarten. Ebensowenig wie behördliche Erlasse die Unwissenheit beseitigen, ebensowenig können sie das Geheimmittelunwesen radical unterdrücken, es kann durch dieselben in die Enge getrieben, verdeckt und beschränkt, aber niemals mit der Wurzel ausgerottet werden. Hier ist ein wichtiger Beruf für den Arzt, der ihn nur leider zu oft vernachlässigt.

Ein günstiger Umstand ist es, der unserer vorgeschrittenen Wissenschaft zu danken ist, daß die sogenannten Geheimmittel durchaus nicht geheim sind. Dem gläubigen Laien mag man Dieses oder Jenes vorspiegeln können, aber das Auge der Wissenschaft ist so leicht nicht zu täuschen. Als ob es der heutigen Chemie nicht ein Kinderspiel wäre, die verborgenen Bestandtheile beliebig zusammengesetzter Tincturen und Salben zu entziffern. Die angepriesenen sogenannten Geheimmittel sind aber auch nicht neu. Analysirt man sie, zu welcher Zeit man will und welches Mittel es sei, so findet man darin keinen Stoff, keine Zusammensetzung, die nicht den Aerzten aus älterer oder neuerer Zeit sehr wohl bekannt wäre. Man mußte deßhalb ein Wort wie das von Dr. G. L. Wittstein: „Taschenbuch der Geheimmittellehre, dritte Auflage, Nördlingen 1871", mit Freuden begrüßen, indem wir in ihm ein möglichst vollständiges Verzeichniß sämmtlicher Geheimmittel sowie deren Analyse finden. Außerdem haben sich aber namentlich noch die Herrn Dr. Hager und Jakobsen das besondere Verdienst erworben, möglichst alle im Publicum bekannt werdenden Geheimmittel sofort chemisch zu untersuchen und das Ergebniß in den von ihnen herausgegebenen Zeitschriften: „Industrie-Blätter" und Pharmacentische Centralhalle zu veröffentlichen. Mit dieser Veröffentlichung verbinden sie eine

Digitized by Google

Ermächtigung und Aufforderung an alle Fach- und Zeitschriften, diese Entlarvungen der Geheimmittel und beliebig und möglichst zahlreich wieder abzudrucken, damit deren Kenntniß sich recht weit unter den Aerzten und Apothekern, sowie in den Beamten- und Volkskreisen verbreiten möge. Diese uneigennützigen, nicht ohne viele Opfer gebrachten Bemühungen der genannten und mehrerer anderer Herren sind um so dankbarer zu rühmen, je weniger seither zur Unterstützung derselben aus den berufenen Kreisen irgend etwas Ernsthaftes gethan worden ist. (Forts. folgt.)

## Miscellen.

München, 2. Aug. Der Speisezettel des gestrigen Festmahls im Odeonssaale war in lateinischer Sprache abgefaßt und lautete wie folgt: „Symposium: *Gustatio:* Pisciculi oleo perfusi et salmones fumo siccati ad cibi appetentiam excitandam, *Mensa prima:* Jus pingue testudinacorum, carnali succo Liebigiano conditum. Salmones Danubiani, qui Rhenanos saporis gratia facile vincunt, cum liquamine et bulbis rotundis Americanis. Bovini lumbi assi, omnibus horti olitorii deliciis coronati. Caro ferina inter fungos natans, opere pistorio inclusa. Squillæ cum vitellis, oleo et aceto in unum mistis. Capones pingues ex incluta urbe Ratisbonensi advecti. Pisa novella coctura Apiciana macerata. *Mensa secunda:* Placenta maior dulciâria, opere tectorio sigillis aliisque artificiis mirabilem in modum ornata. Figura pueruli Monacensis (a barbaris dicti „Münchener Kindl") Praxitelis ingenio inventa et ipsius manu expressa, quæ, ut Alpes transcendit — proh dolor! — frigorum vi correpta et congelaciata est. Progrum regionis glacialis genera varia. botanicorum oculis et studiis nunc primum proposita. — Vinum dulce Hispanicum, molle Silvestre; mite Burdigalense; fortius Palatinum ex vineto Jesuitarum depromptum; ex castro Rosario oriundum; spumans Campanum." Zu Deutsch etwa: Gastmahl: Vorspeise: Sardinen in Oel und geräucherter Lachs zur Reizung des Appetits. Haupttisch: Schildkrötensuppe mit Liebig'schem Fleischextract. Donaulachse, schmackhafter als die rheinischen, mit Brühe und Kartoffeln. Ochsenlendenbraten mit Gemüse. Wildpretpastete mit Champignons. Hummer mit Eidotter, Essig und Oel. Fette Kapaunen aus Regensburg. Junge Erbsen nach Apicianischer Kochweise. Nachtisch: Ein großer Zuckerbäckerkuchen, mit Figuren und anderen Zierathen geschmückt. Die Figur des Münchener Kindels in Eis. Verschiedene Fruchtarten der Eisregion. Weine: Süßer Spanier, milder Bordeaux, stärkere Pfälzer, Chateau la Rose, schäumender Champagner.

Ueber den mehrfach erwähnten Galawagen, welchen König Ludwig II. von Bayern sich hat bauen lassen, schreibt man der N. Fr. Pr. aus München: Die Zeichnung desselben rührt vom Director Fr. Seitz her, die Ausführung fand in der Wagenfabrik von Gmelch statt, die reiche Vergoldung ist von Radspieler. In seiner Form ist der Wagen nicht anders als die meisten jener Prachtkutschen, wie sie von Ludwig XIV. an Sitte wurden; er ist nur darin über alle durch neuen Reichthum der Ausführung, da jede Speiche der Räder derart mit den feingeschnitzten Ornamenten überdeckt wurde, daß sie Wochen zu ihrer Herstellung in Anspruch nahm. Die vier Eckpfeiler, welche das Dach tragen, wachsen in Form von Palmenzweigen aus dem Kasten heraus, der in Federn hängt, auf welchen Löwen liegen, die sich mit ihren Schweifen um dieselben ringeln. Der Kasten selber ist mit Bildern von Regentenzügen derart geschmückt, daß auf der Vorderseite die Monarchie selber thront, der zunächst Herrschaft und Knechtschaft, letztere aber von ihren Fesseln befreit, folgen, während Weisheit und Gerechtigkeit den Kutschenschlag öffnen. Friede und Reichthum erscheinen nun als Gefolge, bis die Religion den Zug schließt. Diese Bilder sind von Rudolph Seitz, dem Sohne des Directors, allerliebst gemalt. Die zahlreichen Figuren, mit denen das Vehikel geschmückt ist, lehren uns einen Bildhauer kennen, dessen glänzendes Talent dieser Art von Decoration eine ganz neue Seite abzugewinnen verstanden hat, durch welche sie mit unserer Zeit, wie wohl mit vielem Andern besser in Harmonie gesetzt wird, als es mit der leeren, süßlichen Grazie der Bildhauerei des sechzehnten Rococo je der Fall sein würde. Es gelang ihm ganz überraschend, der Schwere dieses stolzen königlichen Pomps eine Seele einzuhauchen, die ihn nicht nur erträglich macht, sondern selbst rechtfertigt. Zunächst setze er vorn auf die Deichsel unter dem Kutschbock eine allerliebste Nixe, Arm in Arm mit einem bärtigen Triteich, die zwar nicht das Zahrhundert in die Schranken, aber doch sonst alle Vheil herausfordert und sich viel Mühe gibt, den Wagen vorwärts zu ziehen, in welchem hitzigen Bestreben diese Repräsentanten sämtlicher Leidenschaft durch einen höchst lustig schulmeisterlichen Amor an Rosenketten gezügelt werden. Ueber dem Kutschbock, an der Stirnseite des Wagens, prangt dann das bayerische Königswappen, gehalten von zwei blasenden Collegen des geflügelten Kutschers, während vier andere, die begleitenden Lakaien darstellende Jungen auf den vier Ecken desselben hocken und theils die Macht und Wichtigkeit des Nahenden dem Publicum verkünden, theils es auffordern, Platz zu nehmen, oder es mit Rosen bewerfen. Oben auf dem Dache der durchaus reich vergoldeten, an den Ecken mit weiß-blauen Federbüschen geschmückten Carosse ist dann in der Mitte eine Gruppe von Genien angebracht, welche die Krone tragen und wiederum die Backen aufblasen, um Fanfaren aus ihren Trompeten zu locken. Den Beschluß macht eine weitere, den hinteren Bock überragende Gruppe, die von einem Genius des Friedens, welcher Lorbeer- und Eichenkränze austheilt, und von Knaben, die Blumen und Früchte verstreuen, umgeben ist. Die wunderbar reiche Silberstickerei des Innern rührt aus dem Atelier des Fräulein Zerres, in der sie 20 Stickerinnen über ein halbes Jahr beschäftigt haben soll.

(Aberglaube.) Einer der ersten Berliner Aerzte wurde dieser Tage Abends in eine achtbare Familie gerufen, da das Erstgeborene heftig an Krämpfen erkrankt war. Bei seinem Erscheinen fand er bereits ein Hausmittel „Baldrianthee", angewandt, doch, da er in der Tasse, wo der Thee enthalten war, ein Stückchen schwarzen Stoffes schwimmen sah, frug er, was das sei, und erhielt zu seinem Erstaunen, daß dieser schwarze Stoff der abgeschnittene Zipfel des Hochzeitsfracks des jungen Ehemannes war, der mit aufgelockt wurde, da der Aberglaube in der Heimath der Frau des als einziges Mittel gegen Krämpfe bei Erstgeborenen bezeichnet. So geschehen zu Berlin im Jahre des Heils 1872.

Der Magistrat von Nürnberg hat kürzlich beschlossen, eine neue Straße mit dem Namen „Eisenstraße" zu bezeichnen. Im N. A. schlägt nun ein Spaßvogel folgende Namen zur gelegentlichen Verwendung für Neuanlagen vor: „Recommandirte Briefstraße", „Ordinärer Fragdurchplatz", „Briefbeutel-Anlage", „Nachnahme-Höschen", „Abgebendes Güterschuppen-Gäßchen", „Frankirte Kreuzband-Gasse", „Gepreßter Hopfen-Square", „Desinficirte Kanalstraße", „Telegraphische Filialstraße", „Beschleunigter Schulrathsweg" u. s. w.

### * Zweisilbiges Räthsel.

Die beiden Ersten haben sangbegeistert
So manches Dichterherz in jedem Land,
Ein Dichter hat sie all im Lied bemeistert,
Deß' Wiege stand an des Araxes Strand.
Das Zweite ziemt den Mädchen und den Helden;
Das Ganze zieht den Sinn zu Himmelszelten.

### Auflösung der Homonyme in N. 92:

Joppe.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 98. Speyer, Samstag, den 17. August 1872.


## * Michel Busch.

Erzählung aus dem Pfälzischen Bauernkriege von **Fritz. Koch.**

(Fortsetzung.)

Das Alles war so plötzlich und unerwartet gekommen, das Michel, als er erschöpft an dem Stamm einer alten Eiche niedersank, sich kaum ein klares Bild von dem Geschehenen machen konnte. Erst allmählig, als das aufgeregte Gemüth sich einigermaßen beruhigt hatte, trat die ganze Größe des Unglücks vor seine Seele. Im ersten Augenblicke war er entschlossen, nach Hause zurückzukehren, denn der Gedanke an seine sterbende Mutter und den hilflosen Vater, welche beide der Willkür und Rohheit der erzürnten Lanzenknechte preisgegeben waren, erfüllte ihn mit namenloser Qual, allein er sagte sich gleichzeitig, daß er dann unrettbar verloren sei und der Rache des Ritters anheimfalle. Es wäre Tollkühnheit gewesen, jetzt nach dem Dorfe zurückzukehren, da er gegen die Uebermacht nichts vermochte und unnütz sein Leben auf's Spiel gesetzt hätte. . . . Und doch riß es ihn unwiderstehlich an das Lager der theuern Mutter, die allein den schweren Todeskampf kämpfen sollte, ohne von ihrem einzigen Sohne gelabt zu werden, und des Trostes entbehren sollte, in den Armen ihres Kindes den letzten Seufzer auszuhauchen. . . .

Verzweifelnd wühlte Michel mit beiden Händen in dem krausen Haar und sank dann stöhnend zu Boden.

Seine Kleider waren an einigen Stellen zerrissen, denn er war, ohne des Weges zu achten, durch Gebüsch und Strauchwerk in das Dickicht des Waldes geflohen; auch einer der Bundschuhe fehlte; — allein er achtete es nicht. Es war wirr in seinem Kopfe, die Stirn glühte fieberhaft und die Brust wogte stürmisch. Es war ihm nicht möglich, sich die Einzelheiten des Tages und die drohende Gefahr der Zukunft klar vor Augen zu führen. Erdrückend lastete das Elend auf ihm und lähmte Geist und Leib. Nur so viel wußte er, daß er verloren sei, wenn er in die Hände des Burgherrn falle. Wer sollte dem armen Bauer Recht sprechen, wer seine Handlungsweise in milderem Lichte darstellen? War er doch ohne Gnade in der Hand des Ritters und kein Gesetz stand ihm schützend zur Seite.

Wie lange Michel in verzweiflungsvollem Brüten dagelegen und wie lange er dann pfadlos umhergeirrt, wußte er nicht. Als es aber zu dunkeln begann und die Abendröthe die jungen Knospen der Bäume vergoldete, da trat er entschlossen den Rückweg nach dem Dorfe an. Seine Haltung, sein fester Gang bekundeten, daß er einen Entschluß gefaßt hatte, und die finster gefurchte Stirn, die zusammengezogenen Brauen deuteten auf einen verwegenen Plan.

Völlige Dunkelheit herrschte, als er in der Nähe des heimathlichen Dorfes anlangte; sein Gang wurde langsamer und vorsichtiger. Am Ausgange des Waldes hielt er still und lauschte; kein Laut störte die Ruhe der Nacht; nicht drang das Geschrei der Lanzenknechte an sein Ohr, die, wie er geglaubt, der Bauern Hab und Gut im wüsten Zechgelage verprassen würden. Denn er wußte, daß es die Art der Ritter sei, so lange mit ihren Knechten auf des Landmannes Kosten zu zechen, bis der Zehnte gedeckt sei. Diese unerwartete Stille überraschte ihn. Bei dem Lichte des langsam über den Bergrücken des Schwarzwaldes heraufschimmernden Mondes erkannte er die Schatten einzelner Häuser und glaubte sogar hin und wieder Menschengestalten umherirren zu sehen. Allein, bei der Sehnsucht, die ihn an das Lager der Mutter riß, traten Befremden und Furcht, die er trotz aller Entschlüsse nicht ganz zu bannen vermochte, in den Hintergrund. Gebückt und den Schritt dämpfend, näherte er sich der heimathlichen Stätte, als er plötzlich in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritt still stand. Erstaunt blickte er auf und ein banges Vorgefühl beschlich das stürmisch und ängstlich klopfende Herz. Hatte er sich denn geirrt? — Nein, dort standen die drei großen Linden, in deren Schatten er so oft als Kind sich getummelt; dort führte der Seitenpfad nach dem Nachbardorfe: — aber die Hütte erblickte er nicht. Michel schlug sich mit der Fläche der Hand wider die hämmernde Stirn, um sich zu überzeugen, daß er wache, und schlich näher, den Athem anhaltend und die ganze Sehkraft seiner Augen anstrengend. . . . Ein Thier — er wußte nicht, ob es ein Wolf oder ein Hund gewesen — jagte in wilden Sprüngen davon. . . . Und da erblickte er an der Stelle, wo die Hütte seiner Eltern gestanden, einen Trümmerhaufen, noch rauchend von dem Brande, der die Hütte verzehrt hatte. . . .

Digitized by Google

Ein einziger schriller Laut kam über die Lippen des Unglücklichen; die Arme waren schlaff an den Seiten herabgesunken; das Ungeheuerliche des Anblickes hatte Michel gelähmt und fassungslos stierte er in den Stein- und Aschenhaufen. . . .

Dieser Zustand der Betäubung währte mehrere Minuten, dann wankte Michel gleich einem Trunkenen auf den Trümmerhaufen zu. Noch glimmte das Feuer unter der Asche, aber wie wahnsinnig wühlten seine Hände in dem heißen Schutte.

„Mutter!“ rief er so schmerzlich, daß es weithin durch die Stille der Nacht klagend und schaurig ertönte: „Mutter, Vater!“

Es kam keine Thräne in das Auge des Verzweifelnden: der Schmerz war zu gewaltig, als daß er durch den Balsam der Thränen hätte gemildert werden können. Stumm die Hände ringend, starrte Michel vor sich hin; der Ort, an dem seine Wiege gestanden, war das Grab seiner Eltern geworden, und welches Grab! Der Sohn wagte das Wort „verbrannt“ kaum zu denken, denn seine Sinne sträubten sich gegen das Schreckliche; in der Brust aber, wo Schmerz und Wuth um die Oberherrschaft stritten, tobte und hämmerte es, als wollten die Schläge des Herzens die Rippen sprengen. Es war zu viel Jammer mit einem Male diesem Herzen aufgebürdet worden, es konnte die ganze Wucht nicht tragen.

Wenn es wahr ist, daß der Mensch nur einen gewissen Grad des Schmerzes zu ertragen vermag, über welchen hinaus seine Fassungskraft nicht reicht, und daß sich dann lindernd der Schleier der Betäubung, der Empfindungslosigkeit über die Sinne breitet, so war dieser höchste Grad des Seelenschmerzes bei Michel eingetreten. Bewußtlos war er hingesunken neben der Brandstätte.

Mitternacht mochte vorüber sein, als er sich angestoßen und in die Höhe gezogen fühlte. Der Mond erhellte mit ungetrübtem Glanze die Gegend und die schaurige Nähe. Erschöpfung und die Kühle der Nacht hatten die Glieder des Unglücklichen wie gelähmt, so daß kaum die Füße ihn zu tragen vermochten.

„Michel, Du bist's?“ hörte er eine Stimme sagen, die ihm bekannt schien. Es währte eine Weile, bis er völlig zur Besinnung kam.

„Merwein?“ fragte er endlich, tiefaufseufzend.

„Ja, ich bin's Michel, was suchst Du hier?“

„Laß mich, Merwein, ich will allein sein.“

„Nein, hier sollst Du nicht bleiben; komm', wir All' haben so viel Plag und Kummer zu tragen, daß es besser ist, wenn der Ein' sich am Andern tröstet.“

„Wo ist meine Mutter — mein Vater? — sag's mir, Merwein, Du weißt's“.

„Niemand weiß, wo der Andere ist; das ganze Dorf ist flüchtig; viele Hütten sind verbrannt, und wer noch was retten konnte, ist vor dem Wütherich geflohen. . . . Die ganze Nacht hab ich Barb gesucht . . . . auch die ist fort, wer weiß wohin!“. . .

Barb, Merweins Schwester, war Michels Braut — und ein neuer Stachel bohrte in sein Herz.

„Barb fort?“ fragte er tonlos.

„Aber komm' Michel, hier helfen Klagen nicht!“

„Nein!“ rief der junge Bauer wild auffahrend und heftig faßte er seines Freundes Hand, „Klagen hilft nicht, aber handeln! — Hier bei der Asche meiner Eltern, an der Stätte, wo meine Hütte gestanden, schwöre ich Rache dem Elenden!“

Fast willenlos ließ er sich dann von seinem Leidensgefährten davonführen und schweigend schritten die Männer dem halb eingeäscherten Dorfe zu.

## Drittes Capitel.

Durch die Länder des Churfürsten von der Pfalz und durch die Diöcese des Bischofes von Speyer auf dem rechten Rheinufer rasete der Aufruhr; aber auch die Bauern des Speyergaues waren nicht müßige Zuschauer geblieben. Schon hatten sie es durchgesetzt, daß die Geistlichkeit von Speyer zweihundert Malter Brod, fünfundzwanzig Fuder Wein und für hundert rheinische Goldgulden Vieh nach Rheinhausen liefern mußte *). Das Beispiel der Bauern in Malsch, einem Dorfe des Domcapitels in Bruchein am Feste der gefärbten Eier (Ostern) hatte in den Köpfen der Nußdorfer gezündet, welche acht Tage später ihr Kirchweihfest feierten. Nußdorf, welches seinen Namen von der Menge Nußbäume, die dort wachsen, erhalten, ist ein Dorf bei Landau und gehörte als Burglehen der Feste Madenburg, bis im Jahre 1508 die Stadt Landau es ankaufte. Schon seit 1046 hatte der Bischof von Speyer in Nußdorf gewisse Rechte und Leibeigene, sowie der Churfürst von der Pfalz.

Am Morgen des längst ersehnten Kirchweihtages, als die Glocken in der Kapelle das Fest verkündigten, zogen die Burschen des Dorfes unter Trommelschlag und Pfeifenklang, voraus des Gemeindeschäfnlein unter den selbst gewählten Rottmeistern, mit Hellebarden und Feuerbüchsen bewaffnet, zanzkend im Dorfe umher **). Gar freundlich lächelten die rothwangigen Dirnen, wenn ihr Auge den schmucken Burschen folgte, welche stolz in den Festtagskleidern daherschritten und mit den federgeschmückten Filzhüten winkten; selbst das runzlige Großmütterchen war, auf die knotige Krücke gestützt, herangetrippelt und mit schmunzelndem Munde und wackelnden Kinnbacken erzählte es geschwätzig der Nachbarin von den Tagen, als auch sie noch so jung und flink gewesen, wie es toll zugegangen sei auf der Kirmeß; wie der Großvater, den längst schon der grüne Rasen decke, als schmucker Bursch sie gefreit und sie sich Abends mit ihm im lustigen Reigen gedreht.

Auch Michel Busch und Merwein, sowie manche Bauern aus den umliegenden Dörfern waren zur Kirchweih gekommen, weniger um an den lärmenden Freuden des Festes Theil zu nehmen, als weil sie in diesen Tagen der Tollheit Anhänger für ihre politischen Pläne zu werben hofften, indem sie die in Nußdorf gährende Aufregung der Gemüther kannten. In dem Wirthshause „zum goldenen Schwan“ waren

*) Gnodalius l. c.

**) Sartorius. 193.

die Festtheilnehmer eingekehrt und lustig ging's her bei den vollen Weingläsern. Der Bauern Loos, die Schwere der Zeiten und der allgemeine Druck des Landes wurde besprochen. Jeder wußte eine That zu erzählen, „wie dieses Kloster genommen und jene Burg ausgebrannt worden; Freiheit von Fürstensteuer und Adelsfrohnden wären drum ein köstlich Ding; und was anderen gelungen, wäre im Speyergaue doch auch nicht unmöglich! *)" (Fortsetzung folgt.)

## Das Geheimmittel-Unwesen.

Von einem praktischen Arzte.

(Fortsetzung.)

In richtiger Würdigung des Umstandes, daß, um das Unwesen erfolgreich zu bekämpfen, vor allen Dingen eine möglichst vollständige Kenntniß der Geheimmittel und deren Bestandtheile nothwendig sei, hat auch Professor Richter ein Verzeichniß der bis jetzt bekannten und entlarvten Geheimmittel in sein Werk aufgenommen und in systematischer Anordnung zusammengestellt, deren Einsicht und Durchsicht jeden denkenden Leser schon von selbst auf gewisse Schlußfolgerungen hinleiten muß.

Sämmtliche Geheimmittel theilt Richter in zwei Gruppen, in solche zum innerlichen und solche zum äußerlichen Gebrauch. Die ersteren zerfallen wieder in vier Unterabtheilungen, als Abführmittel, Stärkungsmittel, angeblich specifische Mittel und unschädliche Genußmittel, während die letzteren zehn Unterabtheilungen zeigen, und zwar giftige äußere Mittel, angeblich specifische äußere Mittel, angebliche Hautverschönerungsmittel, Hautreiz- und Hautfärbungsmittel, Haarmittel, Ohrmittel, Augenmittel, Mund- und Zahnmittel, Rauch- und Schnupfmittel, wie mechanisch wirkende Mittel. Die Gesammtzahl der in dem Werke betrachteten Geheimmittel beträgt 550, welche hinsichtlich der Gefährlichkeit für Leben und Gesundheit der dieselben gebrauchenden Personen sich in drei Classen theilen lassen, und zwar in starkwirkende, beziehentlich giftige Stoffe, zusammen 136 oder 24,8 Procent, in minder bedenkliche, doch arzneiliche und nicht unkräftige Stoffe, zusammen 107 oder 19,5 Procent, und in unbedenkliche, großentheils ganz unschädliche Stoffe, zusammen 307 oder 55,7 Procent.

Wenn man die Bestandtheilbe der angeführten Mittel genau prüft, so wird Niemand behaupten, daß dieselben irgend einen Nutzen brächten, denn die überwiegende Mehrzahl derselben sind, wie schon erwähnt, alle längstbekannte Stoffe und Stoffgemische, welche jeder Arzt unter Umständen anwendet. Es ist daher der Einwand, daß durch Unterdrückung des Geheimmittelwesens irgend welche heilsame Stoffe und kostbare Entdeckungen für die leidende Menschheit verloren gehen könnten, ein völlig unbegründeter und aus der Luft gegriffener. Ja nicht einmal in Bezug auf Güte und Reinheit der Präparate gewährt diese Industrie einen Vortheil, vielmehr sind dieselben, da sie nicht wie die Apothekerwaaren einer Controle unterworfen sind, der Fälschung ausgesetzt und man kann nie von der Echtheit überzeugt sein. Viele ändern daher auch zu oft die Zusammensetzung, wie man an dem berüchtigten „Daubitz" bei verschiedenen Untersuchungen gefunden hat.

Wenn wir die oben angeführten Procentverhältnisse ins Auge fassen, so ergibt sich, daß zwar der größte Theil an sich unschädliche Mittel sind, daß aber wenn auch die kleinere Hälfte, für die Gesundheit entschieden nachtheilig wirken kann und ohne ausdrückliche ärztliche Anordnung an Niemanden verabfolgt werden sollte. Wir führen hier als Beispiel nur die Morrison'schen Pillen an, die als blutreinigendes Universalmittel dem leichtgläubigen Publicum aller Orten aufgeschwatzt werden. In ihnen bildet das Gummi Guttae, welches seiner die Schleimheit der Verdauungsorgane heftig reizenden und leicht in Entzündung versetzenden Wirkung wegen von keinem verständigen Arzte ohne die dringendste Noth gegeben wird, das wirksame Princip. Und nun denke man sich dieses Mittel als Gegenstand des bequemen und durch kein ärztliches Recept controlirten Handverkaufes in den Apotheken, ja als Handelsobject in Material-, Papier- und anderen Läden! Diese Pillen, so bequem zu erreichen, befanden sich bald in den Händen vieler chronisch Kranken, und wenn es auch nicht gelungen werden soll, daß in einzelnen Fällen ein Drasticum, selbst ein so zweischneidiges wie Gummi Guttae, genutzt haben mag, so ists doch ganz unzweifelhaft, daß in andern Fällen Giftmorde durch dieses Mittel veranlaßt worden sind. So hat denn auch Morrison als Todtschläger vor Gericht gestanden und ist verurtheilt worden. (Die Geheimmittel. Sanitätspolizeiliche Skizze von Dr. Leßner, Kreisphysikus. Correspondenzblatt der ärztlichen und pharmaceutischen Kreisvereine im Königreich Sachsen. IX. Bd. Nr. 10.)

Man entgegne nicht, daß die Agitation gegen die Geheimmittel viel Lärm um Nichts sei, und selbst wenn 99 Procent indifferent wären und nur ein einziges schädlich, so rechtfertigt sich schon jede erlaubte Maßregel zur Unterdrückung des Unwesens, denn alle Geheimmittel ohne Ausnahme, und selbst die unschädlichsten, sind zu verwerfen, denn sie speculiren alle auf die Unmündigen, die sie im günstigsten Falle an Hab und Gut übervortheilen. Aber auch Mittel, die an sich zu billigen sind, muß man, wenn sie mit dem Namen eines „Geheimmittel" auftreten, unterdrücken, da in allen Fällen etwas Unsittliches darin liegt durch den Nimbus des Geheimnisses eine Sache werthvoller zu machen als sie in Wirklichkeit ist. Wie wenig Geheimmittel haben aber einen wirklichen reellen Werth, die meisten von ihnen erhalten nur durch das anklebende Geheimmittel eine eingebildete Heilkraft.

Wenn nun auch dem größten Theile der Geheimmittel keine directe und positive Schädlichkeit für die Gesundheit nachgewiesen werden kann, so wirken sie doch sehr oft auf indirectem Wege für Leib und Leben nachtheilig, insofern sie für den eben vorhandenen Zustand nicht passen und in ihm anstatt heilsamer Ver-

*) Sartor. l. c.

Digitized by Google

änderungen unheilsame hervorufen. Es steht fest, daß starkwirkende Arzneien, wenn sie unpassender Weise in Krankheiten angewendet werden, den Giften gleich zu achten sind. Sie hinterlassen in solchen Fällen unausbleiblich Störungen des natürlichen Verlaufs und Heilungsprocesses, längeres Siechthum, vorzeitigen Tod; sie können auch sofort tödten, wie verschiedene Beispiele bewiesen haben. Wenn man also wirksame Arzneimittel, besonders aber die starkwirkenden, den Kranken verordnen will, so muß man doch mindestens sich vorher davon überzeugen, ob dieselben für den gegenwärtigen Zustand passen oder nicht?

Die größten und bedeutendsten Aerzte würden Mißgriffe begehen, wenn sie auf bloße Angaben der Patienten und ohne die letzteren selbst gesehen zu haben, wie zwar auch die Homöopathen thun, denselben Heilmittel verordnen wollten. Bei den Geheimmittelkrämern aber ist das die Regel: ihr Leichtsinn, ihre Gewissenlosigkeit in dieser Beziehung grenzt oft an culposen Mord! Sie empfehlen aus dem Verborgenen an Jedermann ohne Unterschied ihre Mittel, lassen sich höchstens auf geheimen Wegen einen schriftlichen Bericht, den zu beurtheilen sie meist weder Bildung noch Kenntniß besitzen, von dem Patienten schicken, und senden ihm dann das Arzneimittel, unbekümmert, ob es für seinen Zustand passend ist oder nicht, wenn er nur zahlt. In keinem Gebiete der Industrie wird so gewissenlos gegen Leben und Gesundheit des Mitmenschen gefrevelt, selbst nicht bei den berüchtigten Verfälschungen der Getränke und Speisen, gegen welche doch die Polizei allenthalben mit großer Strenge einschreitet.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

Darmstadt, 6. Aug. Nach jetzt 25jähriger Haft ist Johann Stauff von Ober-Ramen unter der Bedingung der Auswanderung nach Amerika begnadigt worden. Derselbe war i. J. wegen Ermordung und Beraubung der Gräfin Görlitz von Darmstadt, verbunden mit Brandstiftung, sowie wegen Versuchs der Vergiftung des Grafen Görlitz, durch Urtheil des Assisenhofes der Provinz Starkenburg vom 11. April 1850 zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt und alsbald in die Strafanstalt zu Marienschloß abgeliefert worden.

Eine der größten Eigenthümlichkeiten Elsaß-Lothringens sind seine Zigeuner-Colonieen. Der Hauptsitz derselben befindet sich genau auf der Grenze der beiden Provinzen in den großen Wäldern zwischen Bitsch (Lothringen) und Reichshofen (Elsaß). Folgt man einer der viele Wälder durchschneidenden Straßen, dann gewahrt man bald zu beiden Seiten einzelne in die Felsen gearbeitete Höhlen oder an diesselben sich anlehnende, höchst primitive elende Hütten, aus denen öfters Rauch aufsteigt. Ist das Wetter schön, so bieten sich auch bald lungernde, faulenzende Gruppen von lumpig bunt gekleideten Gestalten mit braunner Hautfarbe dar. Alles, was die Einbildungskraft der Maler und Bühnen-Decorateure uns von dem Zigeunerleben vorzustellen gesucht, zeigt sich hier aus erster Hand, in greifbarster Wirklichkeit. Der zerklüftete, felsige Boden gewährt die reichste Abwechslung, welche noch durch den großen Unterschied im Baumwuchs vermehrt wird. Bald sehen wir mächtige Hochstämme, bald niederes Buschwerk zwischen den Felsen und Schluchten, bald kahle Stellen. Und dazwischen hin und wieder eine vereinzelte Zigeunerhütte oder Höhle, bald eine ganze Gruppe derselben beisammen.

Diese Zigeuner-Colonieen gehören fast alle zu den Gemeinden Bärenthal, Meisenthal und Götzenbruck, besonders zu dem erstgenannten Orte. Sie sind unbedingt die zahlreichste Niederlassung dieses Völkchens im ehemaligen Frankreich. Die hier wohnenden Zigeuner stehen mit ähnlichen Ansiedelungen in Westfalen (ich weiß nicht mehr in welchem Kreise) im Verkehr. Sie bilden die wandernden Truppen, welche sich in allen Dörfern Elsaß-Lothringens durch Schauspiel, Musik, Wahrsagen, Betteln, Viehhandlungen, Quacksalbereien und ähnliche Erwerbe ihr Leben fristen. Sie stehlen auch, doch meist nur unbedeutende Gegenstände, Lebensmittel und zuweilen auch Kleinvieh, Schafe, Ziegen u. s. w. Gelddiebstähle und Einbrüche sind ihnen zu gewagt.

Militärärztliche Erfahrungen aus dem letzten Feldzuge constatiren in Bezug auf die Art der durch die neuen Schußwaffen herbeigeführten Verwundungen folgende interessante Thatsachen: Das Langblei der Zündnadel wirkte schlimmer als das Projectil des Chassepot-Remington-Spencer und Henry-Gewehrs, da es schwerer, größer, härter ist und den Schwerpunkt noch vorne hat. Aehnlich dem Chassepot, wirkte das Mitrailleusen-Projectil, nur daß, dem größeren Durchmesser entsprechend, der Schußkanal weiter ist. Schlimmer war die Wirkung der Tabatières und Minié-Kugel, sowie der Wallbüchse. Im Vergleiche zu früheren Feldzügen hat Zahl und Stärke der Schußverletzungen in Folge der gesteigerten Percussionskraft der Feuerwaffen wesentlich zugenommen. Aus demselben Grunde und wegen der veränderten Beschaffenheit der Projectile sind die Prellschüsse — Luftstreifschüsse gibt es nicht — seltener geworden. Häufiger waren die Streifschüsse und am häufigsten die Canalschüsse. Je stärker und rascher die Kugel einschlägt, um so mehr wirkt sie nur auf die direct entgegenstehenden Theile und treibt sie zerquetscht vor sich her, wirft wie ein Pfropfen; je schwächer sie vordringt, um so mehr macht sich die Elasticität der Theile geltend, die erst nach stärkster Dehnung reißen oder brechen. Die Eingangsöffnung heilt langsamer, eitert stärker, ihre Narbe ist mehr eingezogen. Je größer das Projectil, um so größer der Substanzverlust und die Eiterung. Im Allgemeinen liefern sich die Geschosse in Folge ihrer vermehrten Percussionskraft auf ihrer Bahn nicht so leicht ablenken als früher, was besonders bei den Gefäßen und Nerven sein Schlimmes hatte. Oberflächliche Störungen des Zusammenhangs brachten gern Reizzustände hervor, während vollkommene Trennung die Functionen ganz aufhob und zur Atrophie führte. Auch bei den Knochen waren die Verletzungen häufiger und schlimmer als früher. Schlägt das Projectil einen Canal durch den Knochen, so ist umgekehrt wie bei den Canalschüssen der Weichtheile die Austrittsöffnung die größere. — Bezüglich der Genfer Convention äußert sich in den erwähnten Kreisen die Ansicht dahin, daß sie nicht mehr garantire, als was ritterliche Gegner sich schon bisher gewährleisteten, daß sie im Uebrigen wegen ihrer unzweckmäßigen Fassung manche Calamitäten herbeiführte. Nur durch vollkommene Neutralitätserklärung des gesammten ärztlichen Personals mit Allem, was zu diesen ersprießlichem Wirken nöthig ist, sowie durch die ausgesprochene Garantie der ungestörten Besorgung der Kranken und Verwundeten kann Ersprießliches erreicht werden.

Zur Trichinenfrage. Es ist amtlich festgestellt worden, daß die Schweine, durch deren Fleisch die Trichinen-Krankheit auf Menschen übertragen wurde, vielfach solche waren, welche man in Abdeckereien gehalten hatte, daß die Schweine durch die von ihnen mit Begier gefressenen, gerade in Abdeckereien wegen der Ansammlung von Aas und Luder besonders häufigen Ratten trichinös geworden waren. Daß fast alle in Abdeckereien vorkommenden Ratten Trichinen haben, hat sich wiederholt bestätigt. Es ist deßhalb dem Publikum zu empfehlen, beim Ankauf von Schweinen zum Schlachten möglichst zu recherchiren, ob dieselben in Abdeckereien gemästet worden sind.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 99. Speyer, Dienstag, den 20. August 1872.


## * Michel Busch.

Erzählung aus dem Pfälzischen Bauernkriege von Wilh. Koch.

(Fortsetzung.)

Das Leben der Bürger und Bauern in damaliger Zeit spiegelt sich in einem Sendbriefe des Landesoberen. Es heißt, nachdem die Verschwendung und der Luxus bei Hochzeiten und Kindtaufen gerügt worden und feste Taxen festgesetzt sind: „Offenkundige Uebelthäter sollen vom Schultheißen und den Gerichtsleuten gewarnt werden; gehorchen sie nicht der Ermahnung, so sollen sie in hartem Thurme büßen, wobei weder Haß noch Parteilichkeit, sondern allein die Wahrheit richten soll. Flucher und Gotteslästerer soll der Schultheiß bei seinem Eid verfolgen. Wer einen andern schilt, soll in fünf Schillinge verfallen sein. Männer und Frauen, junge und alte, sollen sich ehrbarer Kleider befleißen, nicht ausgeschnitten zum Aergerniß, die Sinnlichkeit erweckend, oder über Vermögen kostbar; wer das übertritt, soll gestraft werden, sowie der Schneider, der das Kleid gemacht. Niemand soll spielen, es sei denn zu gewissen Zeiten in offenen Schenken und in Gegenwart eines Schultheißen oder eines Gerichtswannes. Dann mag man mit Spiel Kurzweil treiben, eine Zeche ausspielen oder zwei Pfennige einsetzen, aber nicht höher. Der Uebertreter wird gestraft, sowie der Wirth, in dessen Hause gespielt wird."

Das frohe Gelage in Nußdorf nahm mit einbrechender Nacht bald einen stürmischen Charakter an. Der Wein gab Muth, und als nach verschiedenen Reden, welche die Köpfe erhitzt hatten, der von den Meisten gekannte und wohlgelittene Michel Busch aufstand und mit derben Worten seine und des Dorfes Schicksale erzählte, da war das Signal zum Aufruhr, welches Alle ersehnt haben mochten, gegeben. Zweihundert Männer schworen zusammen, ein Heer zu bilden und gegen die Herren zu ziehen. Dem Schwur folgte die That. Noch in derselben Nacht besetzten sie den Mönchshof Geilweiler auf einem Abhange des Hardtgebirges, fielen von da in die benachbarten Dörfer, holten die Bauern aus den Betten und zwangen sie, zur „Freiheit" zu schwören, so daß, als der Tag graute, der Haufe auf fünfhundert Mann angewachsen war. Einstimmig ward Michel Busch seiner Körperkraft und seines Muthes wegen zum Anführer ernannt, sowie Merwein zum Fähndrich. Auf einem freien, grasbedeckten Platze vor dem Mönchshofe lagerte die Schaar, bunt durcheinander und regellos, aber Alle von Haß und Erbitterung durchglüht. Die Schaar nannte sich, dem Beispiele eines ähnlichen Aufstandes der Bauern im Jahre 1502 folgend, den Bundschuh, und zwar deshalb, weil sie das Bild eines Bauernschuhes in der Fahne führten. Die Idee war indeß nicht neu; schon 1439 hatten die Elsässer Bauern im Kriege gegen die Armagnaken eine Fahne mit Bundschuh *).

Merwein, in der Mitte des Haufens stehend, hielt diese Fahne; sie war zweifarbig, weiß und blau, mit dem Bilde des Gekreuzigten in der Mitte; an dessen Linken war ein Bundschuh und zur Rechten ein Bauer, knieend, mit emporgehaltenen Händen, über dessen Haupte man in deutscher Sprache die Worte las: „Nichts, dann die Gerechtigkeit Gottes **)."

Michel, der Anführer, erhob sich und gab die Losung, an welcher sie einander erkennen sollten, und die also lautete: „Was ist das nun für ein Wesen?" — Antwort: „Wir können vor dem Adel nicht genesen ***)." Dann redete er den Haufen mit lauter Stimme an: „Den Bundschuh haben wir zusammengethan, auf daß wir frei sein mögen; drum wollen wir, wann wir in der Zahl mächtig werden, alle Joch der Leibeigenschaft zerbrechen und mit den Waffen in der Hand uns frei machen. Wer in den Bund geschworen hat, betet täglich fünf Vaterunser und ebenso viele Ave, zum Gedächtniß der vornehmsten Wunden unseres Herrn andächtig und knieend, auf daß der Allmächtige unserm Vorhaben den Sieg verleihe. Alle Landesobrigkeit und Herrschaft wollen wir abthun und austilgen und wider dieselben ziehen mit Heeresmacht und gewehrter Hand unter unserem Banner; und Alle so uns nicht huldigen und schwören, soll man todtschlagen. Nimmermehr wollen wir Obrigkeit über uns dulden und Niemand Zins, Zehnt, Steuer, Zoll noch andere Bete bezahlen, sondern uns all' dieser Beschwernisse auf ewiglich entledigen. Zuerst wollen wir auf den Bischof und Markgrafen ziehen, ist die Gewalt der Fürsten und Edelleute gebrochen, so geht der

*) Könighof. Chronik. 1009.

**) Chr. Hirs. l. c.

***) Chr. l. c. — Cyfengr. Simon und Herzog.

Digitized by Google

Zug auf die Domherren, die Stifter und Abteien; die wollen wir austreiben und todtschlagen, sammt allen Mönchen und Leutpriestern; ihre Güter wollen wir theilen und die Dienstleute der Kirche unschädlich machen. In eroberten Plätzen sowie auf der Wahlstatt nach der Schlacht, wenn Gott uns Sieg gibt, bleibt der Heerhaufe nicht über 24 Stunden liegen; er soll weiter rücken, bis Alles gehorcht. Die Stifter, Abteien, Klöster und andere Gotteshäuser müssen fallen und ausbrennen; Zehnt, Zins, Gült oder sonst Steuer, so den Menschen seither zugestanden, sind ab und todt für immer. Wasser, Wald, Waid und Haid, Wildbann, Vogeln, Birschen und Fischerei, so seithem gebannt gewesen, sollen frei und offen sein, so daß jeder Bauer holzen, jagen und fischen mag, wo und wann er will, ohne Bann und Hinderniß. Zuletzt wollen wir auf die Stadt Speyer ziehen, sie mit Heeresmacht nehmen, die Domherren, Rathsherren und die reichsten Bürger davonjagen, ihre Habe, fahrende und liegende, wollen wir theilen, und forthin soll im Münster, wie in den andern Gotteshäusern, aller Chorgesang schweigen, und nur ein Leutpriester mag dort die Messe lesen. — Und wir können das, wenn wir einig sind; denn im Volke liegt die Kraft, nicht im Scepter des Kaisers. Lange genug haben wir das drückende Joch getragen; Jeder von Euch hat eine Schuld und Unbill zu rächen. Auf denn, haltet fest zusammen, dann wird's gelingen *)!"

Stürmisches Beifallrufen erschallte nach dieser Rede und alle erneuerten den Schwur der Rache und Treue. Jeder befestigte sich auf der Brust ein weißes Kreuz, um sich auch in der Dämmerung von den Lanzenknechten unterscheiden zu können, welche rothe Kreuze als Feldzeichen trugen **).

Michel theilte den Haufen in Rotten zu je zwanzig Mann und drang in das Siebeldinger That ein, wo sich ebenfalls neue Kämpfer dem Zuge anschlossen. Zwar gelang es dem Landvogte des Pfalzgrafen, der mit etlichen Reitern von Germersheim ausgezogen war, einige der Bauern zur Umkehr zu bewegen, indem er sie vor den Folgen warnte und zu Recht und Pflicht ermahnte; allein diese Zahl war verschwindend gegen diejenigen Freiheitsstreiter, welche vom Raube angelockt in der ganzen Umgegend aufstanden; und von Tag zu Tag wuchs die zügellose Schaar. Die Abtei Klingenmünster, das Johanniterhaus Hambach und mehrere Klöster und Schlösser gingen in Flammen auf; Getreide, Wein, Vieh und sonstige Lebensmittel wurden geraubt. Was der Magen nicht fassen konnte, wurde nach dem Mönchshofe Geilweiler geschleppt, der den Sammelplatz bildete und von welchem aus die Bauern in die Dörfer längs des Hardtgebirges einfielen.

Mit einer kleinen Schaar war Michel eines Nachmittags ausgezogen, als sie auf dem Wege nach dem Dorfe Stettfeld einem Reiterhaufen begegneten. Es war der Bischof mit seinen Räthen, der, um den Aufruhr in Güte beizulegen und der verblendeten Bauern Blut zu schonen, von Udenheim (dem spätern Philippsburg) aus in die umliegenden Dörfer ritt, mit milden Worten den Sturm zu beschwören.

Kaum hatte Einer aus Michels Haufen, Paul Döpff mit Namen, den Bischof erkannt, als er keck und trotzig vor denselben hintrat, dem Pferde in die Zügel fiel und höhnisch fragte: „Nun, Bischof, wie gefallen Dir die Sach' und Handlung?"

„Gar wohl", entgegnete der Bischof lächelnd.

„Das sollst Du Dir wohl gefallen lassen", rief der Bauer mit schallendem Gelächter, „dieweil Du nicht lange mehr ein Herr bleiben wirst: Du hast ausregiert und der Bauer ist jetzt an der Reih *)!"

„Laß ihn", sagte Michel entschlossen dazwischen tretend, „er ist wehrlos und spricht mild. — Der Herr Bischof kann weiter ziehen."

Unangefochten ritt der Bischof mit den Räthen von dannen und sie bargen sich in der Reichsstadt Speyer, denn der Vorfall hatte sie Vorsicht gelehrt.

Michel hatte ein anderes Ziel im Auge: heute galt es Rache zu nehmen an dem stolzen Ritter von Kleen, der sich so schwer an ihm und seinen Eltern und an dem ganzen Dorfe versündigt hatte; es galt den Tod seiner armen Eltern, den Brand seiner Hütte, das räthselhafte Verschwinden seiner Braut und seine eigne traurige Lage zu rächen. Ein unheimliches Feuer glühte in den Augen des Bauers; sein Herz dürstete nach Vergeltung: „Aug um Aug", das war sein Wahlspruch. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß der Ritter an dem heutigen Tage Hochzeit feiere auf dem Schlosse Scharfeneck und sich mit der Tochter des Schloßhauptmannes Gebelin zu verbinden gedenke; diesen Tag hatte er zur Ausführung seines Planes bestimmt.

Das feste Bergschloß Scharfeneck war eine alte Burg, auf einer Bergspitze im Thal von Ramberg gelegen, ein altes Lehen des Stiftes Weißenburg **).

Mit einem Bürger von Weißenburg, Bach mit Namen, der zweihundert Bauern aus der Voigtei Kleeberg zusammengerafft hatte und mit Feuer und Schwert in der Umgegend hauste, hatte sich Michel Busch vereinigt und so seine Streitkräfte vermehrt.

Es mochte gegen vier Uhr Nachmittags sein, als die Schaar in die Nähe des Schlosses kam. An dem Ufer des kleinen Baches, der sich in anmuthigen Windungen durch das Thal schlängelte, wurde Halt gemacht und nach einer kurzen Rast und Stärkung setzte sich der Haufe unter Michels Anführung in Bewegung.

(Forts. folgt.)

## Oberstaatsanwalt Jakob Löw. †

** Am 22. Juni d. J. raffte der Tod einen Mann hinweg, welcher einige Worte der Erinnerung in diesen Blättern wohl verdient hat: den k. Oberstaatsanwalt am Appellationsgerichte der Pfalz, Herrn Jakob Löw. Er war geboren am 13. Aug. 1819

*) Diese Satzungen und Bestimmungen des Bundschuhes sind von dem Bauer Laur Rapp, einem Leibeigenen des Hochstiftes, dessen Gewissen sich regte, dem Bischof verrathen worden. Herzog. Simon. 1. c.

**) Sartorius. 217.

*) Simon. 200.

**) Schöpfl. II. 444.

Digitized by Google

in Berghausen, einem Dorfe bei Speyer, wo sein Vater, früher Advokat später Regierungsrath, ein kleines Landgut mit hübschen englischen Parkanlagen besaß. Heute ragen an der Stelle der schattigen Laubgänge nur noch zwei Rothtannen empor, die letzten Erinnerungszeichen an eine traute, freundliche Stätte, wo vor bald einem halben Jahrhundert Speyerer Lyceisten manch einen theuren Namen in die Baumrinden einschnitten. Uns Knaben zog aber zur Kirschenzeit eine prächtige Pflanzung von Weichseln mit ihrer dunkelrothen Frucht im grünen Laube, besonders an. Später fiedelte die Familie — die Mutter war eine Schweizerin — in die nahe Stadt über. Jakob war der fünfte von sechs Brüdern, deren drei älteste an Ostern 1824 gleichzeitig mit dem Verfasser dieser Zeilen an die Studienanstalt Speyer kamen. Der zweitälteste, Anton, war von hervorragendem Talent; seine Aufsätze und Briefe sprudelten von Geist und Humor; leider aber starb er schon 1838, erst 23 Jahre alt, an Brustfellentzündung mit starkem Erguß. Aus der Erinnerung an ferne Tage steigen außer dem seinigen, noch andere geliebte Schatten von Jugendgenossen auf, die allzufrühe heimgegangen sind.

Auch Jacob machte am Gymnasium in Speyer gute Fortschritte. Im Jahre 1833 starb sein Vater, einer jener ausgezeichneten Männer, gründlich unterrichtet und unabhängig von Charakter, wie sie die letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts viel häufiger hervorbrachten, als unsere Zeit mit ihrer mehr in die Breite wie in die Tiefe gehenden Bildung. Die Referate des Vaters Löw bei der Kreisregierung der Pfalz sollen wahre Musterarbeiten gewesen sein; als Frucht seiner Privatstudien. aber enthalten die Beilagen zum Intelligenzblatt der Pfalz aus den zwanziger Jahren geschichtliche Mittheilungen, welche heute theilweise noch als Quellen dienen. Zur Anerkennung seiner Verdienste erhielt Regierungsrath Löw den bayerischen Kronorden, damals eine fast noch seltenere Auszeichnung, wie gegenwärtig.

Nach vollendeten Gymnasialstudien besuchte Jakob Löw die Universität München — von 1836 bis 1840. In dem letzteren Jahre kam er al Rechtscandidat nach dem heiteren und lebensfrohen Zweibrücken, wo er nebenbei mit anderen jungen Männern und Damen sich an einem Liebhaber-Theater betheiligte, dessen Leistungen die mancher Provinzialbühne übertrafen und noch heute bei Vielen in freundlichem Andenken leben. Ueberhaupt hatte er in dramatischen Dingen ein fein gebildetes Urtheil, wie insbesondere einige kritische Artikel zeigten, die er über die Mustervorstellungen auf dem Hoftheater in München gelegentlich der Industrie-Ausstellung von 1854 geschrieben hat.

Im Jahre 1842, nach seinem Staatsexamen, praktizirte er bei den Advocaten Weis (jetzt Appellationsgerichts-Präsident) und Culmann, wurde dann 1846 functionirender Substitut, 1847 Assessor in Zweibrücken, 1849 Staatsprocurator-Substitut in Frankenthal, im Winter 1850 Bezirksrichter und später Untersuchungsrichter in Zweibrücken, wo er gelegentlich einer politischen (Wahl-) Frage einen achtenswerthen Beweis seiner richterlichen Unabhängigkeit gab. Im Jahre 1860 wurde er Staatsprocurator in Kaiserslautern, 1863 Appellrath in Zweibrücken, 1867 Oberappellrath in München, 1871 Oberstaatsanwalt in Zweibrücken. Hier hatte er sich in der ersten Zeit seiner Anstellung die blühende Tochter des allgemein geachteten, vor mehreren Jahren verstorbenen Kantonsarztes Dr. Stemmler zur Gattin erkoren, mit der er in sehr glücklicher Ehe lebte. Dies sein äußerer Lebensgang. Aus der hohen Stellung, für welche er wie Wenige geeignet war, und worin er sich alsbald das volle Vertrauen nicht nur der juristischen Kreise, sondern der gesammten Bevölkerung der Pfalz erworben hatte; aus einer ehrenvollen Laufbahn raffte ihn der Tod hinweg im besten Mannesalter und in der Vollkraft seines segensreichen Wirkens — zu frühe für seine Familie und zu frühe für die Pfalz, die seinen Verlust auch allgemein betrauert. Und mit gutem Grunde. Bei großer Ansprucholosigkeit, klarem Blicke und scharfem Verstande besaß der Verlebte eine außergewöhnliche Ruhe des Urtheils, einen hohen Rechtssinn und einen durchaus geraden und offenen Charakter — Eigenschaften bei einem Manne in so einflußreicher Stellung von größtem Werthe für die Gerichtsbaren.

Außerdem aber leuchtete der Verlebte seinen Amtsgenossen und überhaupt den richterlichen Beamten als Muster voran durch seine nach keiner Richtung und von keiner Seite beeinflußte Unparteilichkeit. Er hatte seine bestimmten und festen politischen Ansichten, niemals aber gewannen sie irgendwie Einfluß auf sein richterliches und amtliches Wirken. Mögen besonders unsere jüngeren Juristen sich daran spiegeln, damit nicht am Ende eine der größten Calamitäten, welche ein Volk treffen kann, über uns komme: eine parteiische, von der politischen Anschauung des richterlichen Beamten beeinflußte Rechtspflege!

Und so schließen wir diese kurzen Worte der Erinnerung an einen edlen Todten, an einen braven Charakter, an einen treuen und gewissenhaften Beamten, an einen liebevollen Gatten und Vater und an einen verehrten Freund mit dem alten Spruche: Leicht sei ihm die Erde!

### Der St. Gotthardbahn.

Von Max Lambeck.

Ehemals zogen die Deutschen auf schneeigem Pfade der Alpen
Aus dem kälteren Reich zur italischen Flur.
Schwertumgürtet, eisenbepanzert bezwangen das Land sie,
Doch der Bewohner Blick trotzte dem rauheren Geist,
Ströme vergossenen Blutes durchrauschten die sonnigen Thäler,
Hie Welf! Hie Ghibellin! schallte der Kämpenden Ruf.
Dort im sonnigen Süden erlahmte des mächtigen Adlers
Flügelkraft und daheim ward ihm das Nest zerstört.
Fern liegt jene Zeit! — Geblieben ist nur das Sehnen
Des blondlockigen Volks nach dem schöneren Land.
Sieh! Germania bietet die Hand der südlichen Schwester;
Sieh! Italia legt friedlich die ihre hinein.
Nicht bleibt jener Pfad, den einst der Eroberer beschritten,
Beide bauen vereint neu einen besseren Weg:
Ueber die Alpen zogen zum Kampfe gewappnete Heere,
Durch die Alpen hindurch findet der Frieden die Bahn.

Digitized by Google

## Miscellen.

Der literarische Nachlaß des Dichters G. H. Bürger, so wird der „Kh. Ztg." geschrieben, befand sich größtentheils zuletzt in den Händen des Hofkapellmeisters Kiel zu Detmold. Es ist von Allen, welche Gelegenheit fanden, jenen Nachlaß einzusehen, auf's Tiefste bedauert worden, daß eine Veröffentlichung desselben von den zeitigen Besitzern verweigert wurde, insofern sich Briefe und Gedichte von hohem literarischem Interesse und Werthe darunter befanden. Die Sammlung besteht aus mehr als 400 eigenhändigen Briefen von Göthe, Wieland, Gleim, Humboldt, Forster, Schröder, Boie, den beiden Stollberg, Schlegel, Voß und fast allen bedeutenden Zeitgenossen des Dichters, aus mehreren Tagebüchern und vielen ungedruckten Gedichten Bürger's und endlich aus einer großen Anzahl von Briefen, welche die Schwester Bürger's, die Mutter des darunter Dramatikers Adolf Müllner, an ihren Bruder richtete, die dem Biographen Bürger's ein schätzbares Material zur Beurtheilung des Dichters liefern würden. Der Nachlaß ist in diesen Tagen endlich aus den Händen der Familie des inzwischen ebenfalls verstorbenen Kapellmeisters Kiel in den Besitz des Herrn Richard Wehn zu Melle übergegangen und wird hoffentlich nunmehr nicht länger dem Publicum vorenthalten bleiben.

---

* Der „Pionier" gibt als Mittel gegen den Biß der in Deutschland häufig vorkommenden Gift- (Kreuz-) otter an, der Gebissene solle von einem starken geistigen Getränk, Branntwein, Wein, Madeira u. s. w. so viel trinken, als ihm nur irgend möglich, selbst bis zum Eintritt der in solchen Fällen erst spät erfolgenden Trunkenheit. Der Weingeist hat sich in einer sehr großen Anzahl von Fällen als ein vollständig wirksames Gegengift gegen den Schlangenbiß erwiesen, sowohl gegen den unserer Kreuzotter, wie der Klapperschlange, Brillenschlange u. s. w. Man hat sogar beobachtet, daß der Biß einer großen und kräftigen Klapperschlange bei einem Betrunkenen gar keine nachtheiligen Folgen herbeiführte. — Wenn nun auch die Arzneikunde sich leicht in den Besitz dieses Mittels setzen kann oder schon gesetzt hat, so wird es außerdem aber auch noch nothwendig sein, daß Jedermann, vor Allem aber jeder Arzt, im Stande sei, die Kreuzotter auf den ersten Blick zu erkennen. Und dazu gehört nicht viel, da diese Thiere — abgesehen von den an einigen Stellen Deutschlands vorkommenden schwarzen Varietäten — einen breiten Zickzackstreifen über den ganzen Rücken tragen.

---

Im Bulletino der italienischen entomologischen Gesellschaft veröffentlicht Cav. Ghiliani Erfahrungen über die Folgen des Liegenlassens wurmstichiger Früchte auf der Erde. Indem man den Larven von Insecten, welche in diesen Früchten leben, Zeit und Gelegenheit zur völligen Entwicklung gibt, sichert man sich natürlich für die nächsten Jahre denselben Schaden, den man durch Anhäufen der Früchte, speciel des Obstes, schon in diesem gehabt hat. So wie man die Engerlinge zerstört, sollte man auch die „Würmer" der Eicheln, des Obstes, der Nüsse unschädlich machen. Ghiliani machte in der Gegend von Turin die Beobachtung, daß speciel die früh gefallenen Eicheln ausnahmslos Larven beherbergten, welche theils einen Rüsselkäfer, theils einen Kleinschmetterling angehörten; die Bauern ließen alle diese Eicheln ruhig verfaulen, weil sie dieselben wegen des „Wurmes" nicht verfüttern können.

---

Der Genuß des Opiums nimmt in einigen Gegenden der Vereinigten Staaten von Nordamerika in höchst bedenklicher Weise überhand. Der Temperanzfanatismus hat die schlimmsten Folgen. Der Genuß von Bier, Wein, Apfelwein ist verboten, von Branntwein gar nicht zu reden; es soll nur Wasser und Thee getrunken werden. Aber manche „Temperanzler" wissen sich doch stimulirende Aufregungen zu verschaffen; sie wollen etwas Schärfes haben. Manche kauen Gewürznelken im Uebermaß und schädigen dadurch ihre Gesundheit. Das Opium ist namentlich in dem puritanischen Massachusetts beliebt, als Ersatz spirituöser Getränke. Vor Kurzem ist ein Bericht der Gesundheitsbehörde erschienen, welcher nachweist, daß der Opiumverbrauch fast in allen Theilen des Staates stark zugenommen hat, aber erst nachdem das Gesetz erschien, welches den Verkauf von Spirituosen verbietet. In Worcester z. B. weist ein Drogenverkäufer nach, daß namentlich Frauen und Kinder Opium bei ihm holen; ein anderer, in Boston, hebt hervor, daß sich unter seinen Kunden eine auffallende Zunahme von Kleptomanie zeige, d. h. der unwiderstehlichen Sucht, zu stehlen. — Als Thatsache steht fest, daß ein strenges Verbot die Fälle von Trunkenheit wesentlich vermehrt. Der eigentliche Vandale hat seine Vorstellung von einem mäßigen Bier- oder Weingenusse; er versteht nicht gemüthlich zu trinken oder zu zechen; er stellt sich Jeden als einen trunksüchtigen Branntwein-Irländer vor, der kein Maß hält und im Rausche Unsug treibt. Ein Yankee-Temperanzler ist nebenbei durchschnittlich ein Fremdenhasser (knownothing).
(Globus.)

---

Ueberseeische Butterversendung in Blechbüchsen. Schon seit mehreren Jahren wird von Kopenhagen Butter nach fernen Ländern in hermetisch verschlossenen Blechdosen (Cans) versichickt. Anfänglich nur versuchsweise ausgeführt, hat diese Art der Versendung in den letzten zwei Jahren einen solchen Umfang genommen, daß einige der größten Butterhändler Kopenhagens sich jetzt hauptsächlich damit beschäftigen. Und wie bedeutend diese Art der Ausfuhr ist, läßt sich aus dem Umstande abnehmen, daß die Preise für die dazu verwendete feinste Eselbutter in den letzten zwei Jahren wegen der großen Nachfrage für diesen Exportzweck mehrmals einige Reichsthaler über den englischen Notirungen waren. Man beabsichtigt durch diese Art der Verpackung die Butter gegen die Einwirkungen der Luft und der Wärme zu schützen, und dieser Zweck wird so vollständig erreicht, daß beispielsweise Butter, die von Kopenhagen nach China und zurückgegangen war, nach ihrer Wiederankunft in Kopenhagen noch frisch und wohlschmeckend befunden wurde. Die Versendungen finden hauptsächlich nach China, Brasilien, Java, Spanien, Grönland und anderen Ländern und zwar meist durch Londoner und Liverpooler Häuser statt. (Allg. Ztg.)

---

### Logogryph.

Mit Z wird's oft gefährlich,
Mit K ist's unentbehrlich,
Mit D kann es verletzen,
Mit H uns bald Entsetzen
Und bald Vergnügen bringen.
Mit B macht es erklingen,
Zumal auf langer Reise,
Manch Lied zu seinem Preise.
Und wollt Ihr endlich fragen,
Was es mit V will sagen,
So wisset, daß am Ende
Den schlecht'sten Platz es fände;
Drum bleib es unverkündet,
Zumal Ihr's doch ergründet.

---

### Auflösung der Charade in Nr. 94:

Romanzero.

---

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 100. Speyer, Donnerstag, den 22. August 1872.


## * Nachruf.

### Herrn Joseph Fischer,

k. Professor und Rector des Lyceums und Gymnasiums dahier,

gewidmet.

Ein Priester am Altare
Der Musen stand'st Du treu;
Das ewig Schöne, Wahre,
Du hegtest's ohne Scheu.

Ein Sämann der Tugend,
Der müßig nie verblieb,
Hast Du in's Herz der Jugend
Gepflanzt des Edeln Trieb.

Im Garten Gottes stand'st Du
Ein Baum an Früchten reich
Und um die Deinen wand'st Du
Treu schirmend Zweig um Zweig.

Der Priester ist gesunken,
Noch eh' vollbracht sein Amt;
Zerstreut in milden Funken
Ist, was so hell geflammt.

Dem Sämann aus den Händen
Entfiel sein Segenshorn
Und nimmer wird er spenden
Des Geistes edles Korn.

Entblättert sank zum Staube
Der früchtereiche Baum,
Dem finstern Tod zum Raube —
Wir steh'n als wie im Traum,

Wir steh'n in düstrem Sinnen,
In tiefer Traurigkeit —
Von hinnen, ach, von hinnen,
Was unser Herz erfreut!

Doch auf, den Blick nach Oben!
Dem er so treu gedient,
Der Herr hat ihn erhoben,
Und ewig dort er grünt.

Dort reifen seine Saaten,
Dort über'm Sternenzelt
Für seine frommen Thaten
Ist ihm der Lohn bestellt.

Sei still denn, Herz, sei stille
Und scheuch' den Kummer fort!
Hier starb die ird'sche Hülle,
Der Geist lebt selig dort!

Speyer, 20. August 1872.

**Heinrich Hadelmann.**

## * Michel Busch.

Erzählung aus dem Pfälzischen Bauernkriege von **Wilh. Koch.**

(Fortsetzung.)

### Viertes Capitel.

Der Schloßhauptmann Gebelin hütete dem Grafen von Löwenstein, dessen Tochter er als Gemahlin heimgeführt hatte, mehr denn zwanzig Jahre die Burg Scharfeneck *). Er mochte fünfzig Jahre zählen und war seiner Strenge und seines barschen, unfreundlichen Wesens wegen ebenso sehr von den Bauern gefürchtet, als seine Gattin ihrer Sanftmuth, Güte und Milde wegen geliebt und verehrt wurde; ganz besonders aber stand seine liebenswürdige Tochter Adelgunde bei Allen in hohem Ansehen.

Adelgunde war der Schutzengel der ganzen Umgegend, denn häufig erschien sie bei der Dämmerung in den Hütten, mit Speise und Trank die Armen und Kranken zu laben. Manche Wunde, die ihr gestrenger Vater seinen Untergebenen geschlagen, wußte sie zu heilen, den Groll und die Erbitterung der Bedrückten zu dämpfen und zu beschwichtigen. Darum segneten Alle das gnädige Burgfräulein, und wo sie sich blicken ließ, schlugen ihr die Herzen in Dankbarkeit und Liebe entgegen. Adelgunde zählte einundzwanzig Jahre und war auch im Aeußern eine anmuthige, liebenswürdige Gestalt. Sie war die Braut des reichen stolzen Ritters Diether von Kleen, weil ihr Vater es wollte; denn sie wußte, daß im Weigerungsfalle der Befehl des Vaters das Jawort würde erzwungen haben. —

In dem großen, prunkvoll ausgeschmückten Rittersaale des Schlosses Scharfeneck waren die Hochzeitsgäste versammelt. In großen, silbernen Kannen perlte edler Wein und aus silbernen Bechern trank man ihn auf das Wohl des Brautpaares. Noch war die Braut nicht zugegen. Als sie aber an der Hand ihrer Mutter in dem weißen blumendurchwirkten Kleide den Saal betrat, wie schön war Adelgunde! Der Bräutigam war stolz auf eine solche Braut und bot ihr freudestrahlend den Arm.

Und es war ein schönes Paar, das vor den Altar treten sollte; der Ritter in der Vollkraft des Mannesalters, auf dem Haupte das Baret mit der stolznickenden

*) Gnodal. l. c.

Digitized by Google

Feder, und die breite Brust in das seidene, geschlitzte Wams gehüllt; Adelgunde, einer Lilie vergleichbar, zart und lieblich, an der Seite des kräftigen Mannes.

Die Gäste ordneten sich; voran schritt der Kaplan und langsam bewegte sich der Zug nach der Schloßkapelle....

Da ertönt mit einem Male lang gezogen und unheimlich schmetternd das Alarmsignal des Thurmwächters. Alle erschracken. Die Frauen kreischten ängstlich durcheinander, gleich Tauben, welche die Nähe des Habichts wittern, und Gebelin und von Kleen wetterten, statt der seidenen Wämser nicht das Panzerhemd und den Stahlharnisch zu tragen. Der Ueberfall war ganz und gar unerwartet. Denn der Schloßhauptmann hatte vor zwei Tagen mit den aufständischen Bauern im Lager zu Frankenberg persönlich unterhandelt und durch Geschenke und Versprechungen die Zusage erhalten, daß seine Burg verschont bleiben würde. Er hielt sich für vollkommen sicher — und seine Sorglosigkeit begünstigte Michels Racheplan.

Mit ungestümer Wuth drangen die Bauern rottenweise vor; schon hatten einige einen Thurm erstürmt, der auf einem Felsen weithin das Thal von Ramberg bewachte; und von hier aus eröffneten sie mit ihren Hakenbüchsen und einer erbeuteten Feldschlange den Kampf.

Michel Busch aber war mit der Haupttruppe hinter die Ringmauern vorgedrungen, und da er keinen Widerstand fand, bis an das Schloßthor vorgerückt. Einige Knechte, welche der unvermuthete Lärm und Angriff herbeigelockt hatte, waren ohne Mühe überwältigt worden; und Michel, auf dem Kopfe eine schuppenbedeckte Blechhaube und in der Hand eine wuchtige Streitart schwingend, führte mit starkem Arme so gewaltige Schläge wider das Thor, daß es bald in den Angeln krachte und stürzte. Jetzt drangen die Bauern in das Innere des Schloßhofes. Dort war die Verwirrung der Schloßbewohner so groß, daß sie nicht an eine geordnete Vertheidigung dachten, sondern Jeder bemüht war, sich und den Frauen durch schleunige Flucht das Leben zu retten. Die Uebermacht der Bauern hätte auch jeden Widerstand gebrochen.

In dem großen, gewölbten Burggange erblickte Michel seinen Feind, den Ritter von Kleen; er hatte ohne jede weitere Bedeckung ein Schwert ergriffen und hielt einen der Bauern, der mit einer wuchtigen Keule auf ihn eindrang, nur mühsam von sich ab.

Gleich einem gereizten Löwen fiel Michel den Mörder seiner Eltern mit dem Rufe an: „Ha, jetzt gilt es, Ruchloser, Rache zu nehmen; das Blatt hat sich gewandt!“

Allein der Ritter, dessen seidenes Hochzeitswams bereits von Blut geröthet war, mochte einsehen, daß er den vereinten Angriffen nicht werde Stand halten können; er floh und erreichte eine hölzerne Brücke, welche das Schloß mit einem Thurme verband. Michel eilte ihm nach, achtete aber nicht in seiner blinden Wuth auf den Weg und stürzte von der schwindelnden Höhe der Brücke hinab in den Schloßhof. Doch alsbald erhob er sich wieder mit heilen Gliedern. Da schrieen die Bauern wie aus einem Munde: „Mirakel! — Das ist unser guten Sache unzügliches Zeichen; der Himmel selbst hat durch ein Gottesurtheil gesprochen!“ *)

Michel, erbittert darüber, daß ihm auf diese Weise sein Feind entkommen sei, gab Befehl, Alles niederzumachen und nur die Frauen zu schonen; er selbst eilte hinauf in das Schloß, aus welchem schon an verschiedenen Theilen die hellen Flammen aufschlugen, denn die Bauern hatten trotz des Verbots ihres Anführers Feuerfackeln in die Gebäude geworfen. Eine dicke Dampfwolke hüllte das stattliche Schloß in einen düstern, grauen Schleier; gierig leckte die züngelnde Flamme an dem alten Gebälk und fand an dem Holzwerke nur zu reichliche Nahrung.

Die Schloßbewohner und Hochzeitsgäste hatten, bevor das Feuer zum Ausbruche kam, durch einen geheimen Gang die Flucht ergriffen; wenigstens hoffte der Schloßhauptmann, daß es allen gelungen sein möge, zu entkommen, wenn er in der allgemeinen Bestürzung und in dem Wirrwarr sich hierüber auch keine Gewißheit verschaffen konnte.

Michel eilte von den Rachefurien getrieben in den schon mit Rauch gefüllten Gängen umher, in der Hoffnung, seinem Feind zum zweiten Male zu begegnen, als sein Fuß plötzlich über einen Gegenstand stolperte. Er erblickte eine weiße Gestalt ohnmächtig am Boden liegen; es war die bräutlich geschmückte Adelgunde im Hochzeitskleide, ihr Myrthenkranz hatte sich zum Theil aus dem blonden Lockenhaar gelöst. An dieser Stelle war sie niedergesunken, nachdem sie eine Zeit lang in den mit Rauch sich füllenden Sälen umhergeirrt war. Michel hob die Jungfrau empor und trug sie mit starkem Arme hinab in den Schloßhof. Ein unheimliches Feuer leuchtete aus seinen Augen. Theils war es Freude, die Unglückliche dem sichern Feuertode entrissen zu haben, theils der Gedanke, die Braut seines Feindes in seiner Gewalt zu wissen. Auf dem Hofe traf er den Fahndrich Merwein.

„Schnell“, redete er diesen an, „fattle ein Roß und bringe das Burgfräulein nach Speyer zu meiner Bas; sag' ihr, sie solle dasselbe wohl hüten, denn jeder Zoll sei ein Goldgulden werth.“

Merwein nahm die noch immer Besinnungslose in seine Arme und verließ die Stätte der Zerstörung mit dem Versprechen, den Auftrag pünktlich auszurichten.

Rastlos, aber vergebens, spähte Michel Busch in allen Ecken und Winkeln nach dem Ritter von Kleen; er war verschwunden. Auch die Bauern hatten ihn nicht wieder gesehen. Er mußte entweder in dem brennenden Schlosse geblieben oder mit den Uebrigen entflohen sein.

Gewaltig prasselte das Feuer jetzt an allen Enden und das stolze Bergschloß Scharfeneck war eine ungeheure schreckliche Fackel und ein schauriges Wahrzeichen für alle die, deren Hochmuth und Grausamkeit den friedliebenden Bauer zu solchen Frevelthaten gereizt

*) Dies ist historisch beglaubigt. Vergleiche Birnbaum 64. — Leodius.

Digitized by Google

hatten. Knisternd und knatternd stürzten die Balken, in ihrem Falle in Millionen Funken zerstiebend, welche der Wind weithin in die Ebene trug — die sprühenden Raketen aus der Hand des empörten Landmannes. Eine Menge Urkunden, welche den stolzen Adelsbaum Gebelins und des Grafen von Löwenstein nachwiesen, gingen in Flammen auf; und die Bilder der alten Grafen, Ritter und Burgfrauen, die sich in ihnen verewigt gewähnt, und die silbernen Kannen und Becher und der festlich geschmückte Hochzeitstisch — Alles ward vom Feuer verschlungen und nach wenigen Stunden war das Schloß bis auf die Grundmauern ausgebrannt.

Unten im Thale aber jubelten die Bauern und tranken den erbeuteten Wein. Mit einbrechender Nacht zogen sie weiter auf Trifels, welches damals dem Grafen von Veldenz gehörte, und lagerten im Mönchshofe Mörlheim, einer Propstei des Klosters Eusserthal.

---

Der Lenz hatte sein blumenknospendes Füllhorn über die Fluren ausgeschüttet. Die nebeldampfenden Wiesen hatte der milde Strahl der Maisonne gelichtet und das starre Winterkleid der Natur geschmolzen, gleichwie das von Elend und Unglück eingepanzerte Herz unter dem Strahle der Hoffnung aufthaut. Es war ein wunderschöner Morgen. Eine baarfüßige dralle Bauerndirne schritt, ein Liedchen trällernd, auf einem Fußpfad daher, der von dem Orte Freinsheim nach dem etwa eine Stunde entfernten Gemeindewalde führte. Sie war nicht aus dem Orte selbst, sondern aus einer der Hütten gekommen, welche an der nördlichen Seite einen Büchsenschuß von den übrigen Häusern entfernt auf dem Rücken eines mäßigen Hügels standen. Das Mädchen hatte ein fadenscheiniges Röckchen aus grobem Zeug an, eine blaue, wollene Jacke und ein verblichenes Tuch, das sich um Hals und Schultern legte; der einzige Schmuck war der üppige Haarwuchs, der in mächtigen, zierlich geflochtenen Strähnen den Hinterkopf deckte und von einem Pfeile durchstochen war. Obwohl arm, sang es doch mit der Lerche, die sich trillernd in die Lüfte hob. Die robuste gebräunte Dorfschöne wollte im Gemeindewalde Holz sammeln, denn „holzen" war jetzt erlaubt oder doch minder gefährlich, da die Knechte der Pfalzgrafen in den Tagen des Aufruhrs andere Arbeit hatten, als einer Dirne nachzuspüren, welche im Walde dürre Reiser und morsche Aeste zusammenlaß. (Forts. folgt).

---

## Das Geheimmittel-Unwesen.

Von einem praktischen Arzte.

(Fortsetzung und Schluß.)

Aber auch in denjenigen Fällen, wo die Geheimmittel nicht positiv schaden, wird ihr Gebrauch sehr oft dadurch nachtheilig, daß der Patient überhaupt, oder wenn rechtzeitige Hilfe verabsäumt und im Dunkeln tappend, sich durch sein Verhalten noch kränker macht. Es ist eine häufige Erfahrung der ärztlichen Praxis, daß Uebel beim ersten Auftreten durch ein sofortiges sachentsprechendes Eingreifen des kundigen Arztes beseitigt werden könnten, ja besteht doch häufig in der frühzeitigen Erkenntniß der Krankheiten der Fortschritt der neueren Heilkunde, indem dadurch allein die Mittel zur Bekämpfung eines Uebels in die Hand gegeben werden.

Das Treiben der Geheimmittelkrämer bietet aber außer der bisher vorzugsweise erörterten ärztlichen, besonders sanitätspolizeilichen Seite, noch andere Gesichtspunkte dar, welche von Staatsmännern, Behörden und Menschenfreunden die ernsteste Beachtung verdienen. Dies sind: der rechtliche, der sittliche und der volkswirthschaftliche.

Verwerflich ist die ganze Geheimmittelkrämerei nicht blos aus medicinischen Gründen, sondern vornehmlich auch noch wegen des damit verbundenen systematischen Betrugs und des gewissenlosen Spiels, welches dabei mit der Leichtgläubigkeit und Aengstlichkeit der kranken und sich krank dünkenden Menschheit getrieben wird. Die Betrügerei erreicht im Geheimmittelhandel eine Höhe, wie sie kaum in irgend einem andern Zweige der Industrie vorkommen dürfte. Manchmal werden ganz werthlose gemeine Stoffe, wie Kochsalz, Linsenmehl, Zucker u. s. w. unter klingenden Namen zu enormen Preisen verkauft. Durchschnittlich beträgt der Profit, welchen die Geheimmittelkrämer nehmen, das fünf- und zehnfache des wirklichen Werthes, also 500 bis 1000 Procent, wobei jedoch zu berücksichtigen ist, daß oft die Presse für Kosten der Inserate mit 50 Procent vom Verkaufspreise am Gewinn Theil nimmt, was aber nicht hindert, daß die Zahl solcher Personen, die Geheimmittel erfinden und fabriciren, mit jedem Tage im Steigen begriffen ist, da immerhin noch viel dabei verdient wird.

In der Regel gebraucht man zu der Geheimmittelbereitung die billigsten, daher schlechtesten und unreinsten Ingredienzen, welche ein legaler Apotheker oder Droguist nicht anwenden dürfte. Es kommen dadurch oft sogar absolut schädliche Stoffe mit unter die Mittel, wie zum Beispiel Messing unter Eisenfeile aus Schlosserwerkstätten.

Am verwerflichsten ist jedoch die Art der Reclame, mittels denen die Geheimmittelhändler dem Publicum ihre Waare anzupreisen suchen. Da ist keine Lüge zu grob, keine Täuschung zu unehrenhaft. Es werden Namen von Personen nebst Titeln und Würden derselben erfunden und als Verfasser oder als Empfehler und Gewährleister der Heilungen veröffentlicht, welche überhaupt gar nicht existiren, oder welche längst todt sind, oder welche niemals zu solchem Mißbrauch ihrer Namen Erlaubniß gegeben haben. Fälschungen gelten überhaupt bei diesen Leuten nicht als Verbrechen, und meist verstehen sie es auch, dieselben so abzufassen, daß man nach dem Buchstaben des Rechtes ihnen nichts anhaben kann. Und vergehen sie sich wirklich einmal greifbar gegen das Gesetz, nun so büßen sie ihre Strafe ab, um ihr verbrecherisches Gewerbe aufs Neue, aber

Digitized by Google

durch den Schaden gewitzigt, mit mehr Vorsicht zu beginnen.

Man besorge durch Gesetze hiegegen nicht eine Beschränkung der persönlichen Freiheit; von einer solchen kann nicht die Rede sein, wenn es gilt, Unmündige vor Schaden an Leib und Leben zu bewahren; ist dies eine Bevormundung, so ist dieselbe vollkommen am Platze und der Staat hat nicht nur ein Recht, sondern auch die Pflicht dazu, denn die Geheimmittelfrage ist eine solche, über welche das Volk sich selbst am wenigsten aufklären kann, indem dazu chemische, pharmaceutische und ärztliche Fachkenntnisse erforderlich sind, die die große Menge nicht besitzt. Aber durch bloße Beamtenthätigkeit läßt sich das Geheimmittelunwesen nicht unterdrücken. Der Geheimmittelkram muß seine Stütze im Publicum verlieren und vom Publicum selbst mit bekämpft werden. Erst dann ist seine Existenz wirklich untergraben. In erster Instanz müssen die Aerzte und ärztlichen Vereine dahin wirken, daß in ihren Kreisen sich richtigere Ansichten über das Wesen der Geheimmittel immer mehr verbreiten. Sodann sollten sich die Aerzte jeder Anordnung eines solchen Geheimmittels enthalten und den Umgang mit Geheimmittelkrämern sorgfältig vermeiden, mit der ausdrücklichen Betonung, daß der Geheimmittelhandel ein entehrendes betrügerisches Gewerbe sei. Die gleichen Anforderungen sind an die Apotheker zu stellen. Von diesen muß außerdem verlangt werden, daß sie als ein vom Staate geehrter und privilegirter Stand, als geprüfte Männer der Wissenschaft und zur Reellität verpflichtete Staatschemiker allen und jeden Geheimmittelhandel vermeiden und von sich abweisen sollen. Alle, welche berufen sind, das Volk durch Wort und Schrift zu belehren, also nicht blos Aerzte und Apotheker oder Behörden, sondern insbesondere auch alle Organe der Presse, alle Redner und Vorstände von Volksvereinen, die Schullehrer und Geistlichen sollen dem Publikum immer wieder begreiflich machen, wie die Geheimmittel nicht nur directen oder indirecten Schaden thun, und für Leben und Gesundheit gefährlich werden können, sondern wie sie auch eine grobe Prellerei und Vermögensschädigung, eine gesetzwidrige Betrügerei, eine schamlose Ausbeutung unerfahrener, gimpelhafter Subjecte mit sich bringen. Alle Redactionen und Verlagshandlungen sollten sich dazu einigen, allen und jeden Verkehr mit den Geheimmitteln und deren Verkäufern aufzugeben und von sich abzulehnen.

Zum Schluß stellt Richter eine Reihe praktischer Anträge, welche in kurzen Sätzen die Maßregeln formuliren, welche zur erfolgreichen Bekämpfung des Geheimmittelunwesens nothwendig sind. Wir empfehlen das Schriftchen angelegentlichst Allen, welche nicht nur Interesse an der öffentlichen Gesundheitspflege nehmen, sondern welchen auch ihr eigenes, wie ihrer Mitmenschen leibliches Wohl am Herzen liegt.

## Miscellen.

Ueber den Ursprung des Kutschkeliedes schreibt „der deutsche Kriegerbund" vom 17. Aug.: Es war Freitag den 29. Juli 1870 als der wahre Kutsche, seines Zeichens ein Schuhmacher, in Geschäften über Land gehen mußte. — Seine Hoffnung, einige Forderungen einziehen zu können, waren gänzlich fehlgeschlagen und — obgleich dadurch etwas verstimmt, richteten ihn doch die patriotischen Gesinnungen einiger Landleute in einer Dorfschenke merklich auf und gaben auch seinem nationalen Bewußtsein neue Belebung und einen höheren Aufschwung. — Auf dem Heimwege wurden über dem großen Ereignisse des Tages Mann und die Sorgen des „kleinen Mannes" vergessen, und der Schuhmacher denkt an die ausziehenden Krieger und erinnert sich dabei an die eigenen Kriegserlebnisse, die er als Füsilier des 31. Inf.-Regiments in Schleswig-Holstein mit durchgemacht hatte und summt vor sich hin das Signal „Quarré formirt", die Einleitung zum Duppelmarsche, das sich nach und nach, fast unwillkürlich in die Worte kleidet: „Was kraucht dort hintern Busche rum? Ich glaub' es ist Napoleum" x. und endlich in die allbekannte Melodie übergeht: „Steh' ich in finst'rer Mitternacht so einsam auf der fernen Wacht x." Ehe nun unser nächtlicher Wanderer seine Vaterstadt Weißenfels erreicht hatte, war das Kutschke-Lied fertig, auch noch so viel Zeit erübrigt, um das Product seiner Poesie vor dem Schlafengehen dem Merkbuche anzuvertrauen. Der Namensunterschrift Gustav Keil fügt er bei: invalider Unterofficier, 9. Compagnie, 31. Infanterie-Regiment. — Der Name aber, wenn das Facsimile vor uns läge, ist leicht Gutsche zu lesen. — Am 2. August sieht G. K. nach vollbrachtem Tagewerk der Truppenbeförderung auf dem Bahnhofe von Weißenfels zu und unterhält sich mit einigen Cameraden, denen er auf ausdrückliches Verlangen vorlesen muß: „Was kraucht dort hintern Busche rum?" Da tritt der Befreite eines schlesischen Regiments, welches befördert wird, zur kleinen Gruppe, bittet sich etwas Feuer für seine Cigarre aus und fragt an, ob er das Lied nicht haben könne, es müsse ganz vortrefflich zu singen gehen auf die Melodie: „Als ich an einem Sonnertag." — Nicht nur Feuer ward dem Bittsteller gewährt, sondern auch Cigarren geschenkt und das Blatt, auf welches das Lied geschrieben war, wurde aus dem Merkbuche gerissen und mit übergeben. — Der Schlesier tritt in die Nähe einer Laterne, liest das Blatt noch einmal durch, wendet sich dann zurück zum Geber: Danke schön Herr Kutschke! sprach's und verschwand unter den Cameraden seines Regiments.

---

Paris, 18. Aug. Gestern wurde an dem wegen Desertion während des Kriegs zum Tode und zur militärischen Degradation verurtheilten, dann zu zehnjähriger Verbannung begnadigten Hauptmann der Mobilgarde Cerfbeer die Strafe der Degradation mit den vorschriftsmäßigen Förmlichkeiten vollzogen. Um 9 Uhr Morgens wurde Cerfbeer, in die Hauptmannsuniform gekleidet, aus dem Gefängniß unter Escorte nach dem großen Hofe der Ecole militaire geführt, wo mehrere Detachements aller Waffen in einem weiten Viereck Stellung genommen hatten. Vier Gendarmen geleiteten Cerfbeer in die Mitte dieses Quadrats; der Oberst, welcher die Truppen befehligte, trat vor ihn, ließ den Adjutanten das Urtheil verlesen und sprach dann die Worte: „Im Namen des französischen Volkes, Cerfbeer, Sie sind nicht mehr würdig, die Waffen zu tragen und in den französischen Heeren zu dienen; wir degradiren Sie." Unter Trommelwirbel riß ein Unterofficier dem Degradirten die Tressen ab, worauf dieser längs der Front der Truppen vorüberziehen mußte. Cerfbeer wurde noch gestern Abend von den Gendarmen an die belgische Grenze gebracht.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 101. Speyer, Samstag, den 24. August 1872.


## * Michel Busch.

Erzählung aus dem Pfälzischen Bauernkriege von **Wilh. Koch.**

(Fortsetzung.)

Der Wald war erreicht und mit emsigem Fleiße begann sie ihr Geschäft. Nach einer Weile hatte sie ein so umfangreiches Bündel Holz, als sie zu tragen vermochte, und die Last auf den Kopf nehmend, schlüpfte sie durch das niedere Strauchwerk und kam endlich auf den Pfad, der sich durch den Wald schlängelte. Plötzlich blieb sie stehen und blickte verwundert auf eine andere weibliche Gestalt, welche, mit dem Rücken an den Stamm einer alten Buche gelehnt, auf dem Erdboden saß und anscheinend von Mattigkeit und Erschöpfung überwältigt, eingeschlummert war.

„He", rief sie, die Bürde hinwerfend, „was machst Du da?

Weil keine Antwort erfolgte, rüttelte sie die Fremde kräftig an der Schulter.

„Steh auf; mußt' hier nicht schlafen, die Erd' ist zu feucht!"

Die Schlummernde erwachte, und das Haupt langsam aufrichtend, blickte sie verstört und fragend auf die Sprecherin. Diese sah ein Paar große blaue Augen auf sich gerichtet und ein bleiches, leidendes Antlitz. War auch das Kleid der Fremden schlicht und ärmlich, so verriethen doch die edlen Züge und die feinen Hände, daß sie nicht dem Bauernstande angehörte.

„Hab' alleweil geglaubt, Du seist schier todt, weil Du so still dalagst", sagte die mitleidige Holzsammlerin, die Fremde langsam aufrichtend; „bist wohl nicht hier herum daheim?"

„Nein", versetzte die Andere mit thränenfenchten Augen, „ich habe mich verirrt; ich wollte nach Pfedersheim."

„Das hat noch 'ne gute Weil und geht so nicht an; komm' mit zu meiner Gevatterin und ruh' Dich aus, denn Du bist gar elendiglich und bleich."

„Ich danke Dir, gutes Mädchen; führe mich, denn ich bedarf der Ruhe."

Die Bauerdirne hob ihre Bürde wieder auf den Kopf und schritt, mit der Rechten die Fremde stützend, schweigend den Hütten zu. Sie mochte wohl erwartet haben, die Verirrte werde ihre Geschicke, die sie in jenen Wald geführt, erzählen, denn von Zeit zu Zeit warf sie einen neugierigen Blick auf das blasse Antlitz und die feinen, magern Hände und das mit diesen nicht in Einklang stehende ärmliche Gewand; allein die Fremde schien nicht geneigt, diese stummen Fragen beantworten zu wollen.

„Bin auch nicht hier aus der Gegend", unterbrach endlich die Holzsammlerin das ihr peinliche Schweigen; „ich bin zu meiner Gevatterin gestohen, weil unser Dorf vom Ritter von Kleen verbrannt worden, und ich kein Heim mehr hatte."

„Von wem? fragte die Fremde lebhaft.

„Vom Ritter von Kleen; oh, das ist ein böser Mann und hart mit den armen Bauern. Wer den Zehnt nicht bezahlen konnt', den hat er gepfändet und oft noch obendrein aus Muthwille oder Zorn seine Hütte angezündet."

Ein tiefer Schatten der Trauer zog in das bleiche Gesicht der Verirrten.

„Wie heißt Du?" fragte sie dann die Führerin.

„Barb Merwein. Ich hab noch einen Bruder; der ist aber davon gegangen, seit die Hütte verbrannt ist; die Eltern sind lange todt."

„Und Du blickst, Barb, trotz deines Unglückes heiter und fröhlich drein?"

„Was soll ich flennen und den Kopf hängen lassen? Das Unglück ist da und die Bekümmerniß ändert es nicht. Hab' ich armes Ding doch nichts Anderes, als mein froh Gemüth. — Oh, ich war noch viel lustiger sonst!" ...

„Hast Recht, Barb; ich möchte Dich um deinen Gleichmuth beneiden. Auch mich hat ein bitteres Geschick verfolgt, ähnlich wie Dich, aber schon der Gedanke daran drückt mich zu Boden, daß ich meine, der Last erliegen zu müssen."

Die Fremde schwieg und eine helle Thräne zitterte in den langen Wimpern.

„Na, so red' doch!" sagte Barb.

„Ja, ich will es Dir mittheilen, Du bist ein gutes Mädchen und kannst mein Leid mitempfinden. Sieh Barb, ich wohnte in einem schönen Schlosse und war die Braut eines stolzen Ritters. Ich war auf dem Wege, diesem angetraut zu werden, als plötzlich die Bauern das Schloß überfielen. Mir vergingen die Sinne in dem entsetzlichen Tumult, und als ich wieder zu mir kam, war ich in dem weißen Hochzeitskleide

Digitized by Google

auf einem Pferde und in der Gewalt eines Bauern, der mich nach Speyer brachte. So bin ich plötzlich von Eltern und Bräutigam getrennt worden und weiß nicht, ob sie noch leben oder nicht, denn das Schloß ging in Flammen auf und Alles wurde zerstört. In Speyer war ich bei armen Leuten, die mich gut behandelten, aber sorgfältig hüteten; trotzdem gelang es mir zu entkommen, und da hab' ich mich aufgemacht und will nach Pfeddersheim zu Verwandten, wo ich über meine Eltern Näheres zu erfahren hoffte. Das ist mein Schicksal und so hast Du mich gefunden."

Schon während der Erzählung war Barb ehrerbietig einige Schritte von der Seite der Sprecherin gewichen. „Wer seid ihr denn?" fragte sie neugierig und mitleidig.

„Adelgunde Gebelin von Scharfeneck."

„Jesus, Maria!" rief die Bäuerin erstaunt, — „das gnädige Burgfräulein?... Verzeiht, daß ich so mit Euch geredet habe, wie mit Meinesgleichen. Hab' oft von Euch gehört, daß Ihr so gut gewesen mit den Bauern."

„Laß das, Barb; ich bin jetzt ein so armes Mädchen wie Du; hab' Eltern und Alles verloren und nur die Hoffnung, in Pfeddersheim gute Nachrichten und Schutz zu finden, hält mich aufrecht. Willst Du mich dorthin begleiten?"

„Recht gern", entgegnete Barb; „meine Gevatterin ist arm und hat mich um Gott'swillen aufgenommen, weil sie mich nicht vor die Thüre stoßen wollt'; aber ich weiß, daß ich ihr zur Last bin."

Mittlerweile hatten die Mädchen die Hütten bei Freinsheim erreicht. Adelgunde sank erschöpft auf einen Strohsack, den Barbs Gevatterin dem „gnädigen Fräulein" als Lagerstätte bereitet hatte. Der Entschluß Barbs, nach Pfeddersheim zu gehen, war ihr willkommen, da in den schlechten Zeiten die Bauern kaum zu leben hatten und jeder Zuwachs der Familie neue Sorgen brachte.

Am andern Morgen machten sich Adelgunde und Barbara auf den Weg nach Pfeddersheim.

## Fünftes Capitel.

Vom Unterelsaß hinab bis zum Donnersberge, von der Quelle des Speyerbaches bis zu dessen Mündung und auf der andern Seite des Rheines von der wildströmenden Murg bis zum Neckar raste der Aufruhr der Bauern. Immer unbändiger wurde ihr Trotz, immer wilder die zügellose Schaar, gleich einem reißenden Gießbache, der, wenn er einmal über die Uferdämme getreten ist, sich mit vernichtender Gewalt über die Fluren ergießt. Bis in die tiefsten Thäler der Vogesen war der Empörungsruf gedrungen, wo die Rundköpfe hausten, mordeten und brannten. Das Kloster Störzelbrunn, die Schlösser des Grafen von Leiningen: Grafenstein, Lindelbrunn und Landeck, auf welchem nach Angabe älterer Geschichtschreiber der König Dagobert gewohnt haben soll*), waren bis auf die Fundamente zerstört. Ein gleiches Geschick ereilte das Schloß Helmstein, fünf Stunden von Neustadt gelegen und im Besitze des Grafen Pagt, sowie die Burg Ramberg, eine stattliche Veste des Ritters Dalberg*).

Der Name des Rebellenhauptmanns Michel Busch hatte in kurzer Zeit eine traurige Berühmtheit erlangt. Von allen Seiten strömten die Bauern herbei, seiner gerichteten Bundschuhfahne zu schwören, und von Tag zu Tag mehrte sich die Bauernschaar. An die Nußdorfer und Malcher, welche den Kern des von Michel befehligten Haufens bildeten, schlossen sich die Streiter des zersprengten Höllenhaufens, sowie die Bockenheimer mit sechs Feldschlangen an. Letztere hatten mit den Pfeddersheimern das Schloß des Churfürsten zu Wachenheim belagert, das Frauenkloster der Augustinerinnen „Himmelskron" in Hochheim und das Dominikanerkloster „Liebenau" bei Neuhausen ausgeplündert**) unter Anführung zweier Stiftsherren, des Canonicus Philipp Schenkel von Mergentheim und Sixtus Maier, vierzehn Dörfer des Wormsgaues eingeäschert. Vergebens suchte der Marschall des Churfürsten von der Pfalz mit 300 Reitern und 500 Lanzenknechten den Haufen zu sprengen, denn dieser zählte an 3000 Köpfe, und wenn der Marschall sein ganzes Geschütz auf die Bauern losbrannte, so flohen sie in die rettenden Weinberge hinein, um an anderen Punkten wieder mit neuer Kraft und Wuth den Guerillaskampf fortzusetzen.

Einen nicht minder bedeutenden Zuwachs führte Erasmus von der Hauben Michels siegreichem Banner zu***). Dieser, ein Edelknecht und Lehensmann des Churfürsten zu Dirmstein, hatte mit den Bauern gemeinsame Sache gemacht und war plündernd und raubend im Lande umhergezogen. Nach der Zerstörung des Klosters Frankenthal, von „regulirten Augustinern", welches von Erkenbrecht, Kämmerer von Worms, im Jahre 1119 gestiftet hatte†) war Erasmus, da er des Churfürsten Zorn fürchtete, zu Michel geflohen und mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß eingegangen.

Der Brand des Klosters Eusserthal, in welchem die Rebellenschaar nach Zerstörung des Schlosses Scharfeneck ihr Lager aufgeschlagen hatte, beleuchtete den Abzug des wilden Haufens und Michel Busch wandte sich von da nach Böchingen, wo das Schloß Rudolphs von Zeiskam zu Böchingen in seine Hände fiel, das geplündert und bis auf den Grund niedergebrannt wurde. Mit Trommelschlag und Trompetenklang zog die Schaar weiter, trunken von dem erbeuteten Weine und den Erfolgen des Unternehmens, und unter wilden Gesängen lagerte sie vor Heilsbruck. Hier stand ein altes Cistercienser Nonnenkloster, 1232 gegründet, in welchem die Aebtissin in Edenkoben die niedere Gerichtsbarkeit ausübte, der Bischof von Speyer aber den Blutbann ††).

*) Schöpfl. II. 184.

*) Gnodal.

**) Schannat. Hist. episc. Wormat. 171.

***) Crimit. 258.

†) Widd. II. 393.

††) Simon. 95 u. 104.

Digitized by Google

Das wohlverschlossene Thor krachte unter den Streitärten der durch den Widerstand noch mehr gereizten Angreifer; unter Spott und Hohn wurden die zitternden Nonnen aus den Kellern hervorgeholt, und während die Einen ihre Opfer zum Tanze zwangen, hatten andere mehrere Fuder Wein auf den freien Platz vor dem Kloster gewälzt und tranken auf ein freies Leben und auf den Tod aller Ritter und Bischöfe. Und den Fässern, die nicht geleert wurden, schlugen sie die Böden ein, daß in Bächen das edle Rebenblut über die Erde floß. Die goldenen und silbernen Geräthe, welche sich in großer Menge vorfanden, wurden zerschlagen und vertheilt. Bis zuletzt die Brandfackeln das Werk der Zerstörung vollendeten. — (Forts. f.)

## Eine Colonie der Armuth.

(Aus der „Kreuzzeitung").

Unter den „herrlichen Siegespreisen", die wir aus dem blutigen Ringen mit dem unruhigen Nachbar im Westen heimgebracht, ist auch eine Errungenschaft von zweifelhafterer Güte, obwohl sie sich anfangs lockend genug ausnahm. Das sind die Milliarden, welche der Besiegte dem Sieger als Kriegsentschädigung zahlen muß. Das plötzliche, übermäßige Zuströmen unerarbeiteten Geldes hat hin und wieder ungesunde Zustände hervorgerufen und besonders in den großen Städten manche Verhältnisse beinahe auf den Kopf gestellt. Durch eine zu schnelle Entwerthung des Geldes sind die Preise der nothwendigsten Lebensmittel ebenso schnell in die Höhe getrieben und namentlich die Miethe bis zu der Grenze der Leistungsfähigkeit hinaufgeschraubt worden. Hierzu kam in Berlin, dessen industrielle Thätigkeit seit dem Friedensschlusse einen ungeheueren Aufschwung genommen hat, noch ein so außerordentlicher Zuzug, daß die vorhandenen Baulichkeiten zur Beherbergung der Einwohner bald nicht hinreichten; und solchergestalt trat bei dem großen Umzuge am 1. April d. J. die schon unheimlich geahnte und theilweise vorausgesagte Wohnungsnoth in der neuen Kaiserstadt an's Licht. Eine sehr bedeutende Zahl von Familien fand kein passendes Unterkommen, obwohl Bodenräume und Holzkeller, halbfertige nasse Neubauten und Stallungen begierig in Anspruch genommen, mit verhältnißmäßig hohen Summen bezahlt und sofort bezogen wurden. Dieser Nothstand rief eine Erscheinung ins Leben, wie sie in den geordneten und sich gleichmäßig entwickelnden Zuständen Deutschlands bis dahin wohl noch nicht hervorgetreten war. Die Gründung einer Niederlassung, die über Nacht pilzartig schnell aus der Erde emporwachsend nach kurzer Zeit als eine kleine Lagerstadt fertig dastand, bevor noch Magistrat und Polizei sich darüber schlüssig machen konnten, die allen baupolizeilichen Vorschriften spottenden Baumternehmungen zu inhibiren, so daß, der vollendeten Thatsache gegenüber, wie das auch auf anderen Gebieten zu geschehen pflegt, die Behörden sich zu einer Art Anerkennung, allerdings unter den auch anderwärts üblichen Protesten und Rechtsverwahrungen, verstehen mußten.

Auf der Südseite der Stadt hat sich diese, von den opulenten, um Millionen spielenden Berlin entsendete Colonie der Armuth aufgebaut. Der Grund und Boden, auf welchem sie steht, ist Eigenthum der Stadtgemeinde, welche hier wie anderwärts Grundstückscomplexe besitzt und dieselben durch Verpachtung in größeren oder kleineren Parcellen nutzt. Die Pächter sind meistens Bauern aus den umliegenden Dörfern, und der Pachtzins, der sich allerdings nach der Lage und Güte des Landes richtet, ist für die Berliner Verhältnisse nur ein sehr mäßiger. Vor dem Cottbuser Thore, der Gegend, welche hier in Betracht kommt, beträgt derselbe 2½ Silbergroschen (9 Kr.) für die Quadratruthe. Einer dieser Pächter nun gab sein Pachtland, als Anfangs April die Schrecken der Wohnungsnoth eintraten, zur Errichtung provisorischer Schlaf- und Wohnstätten an die Obdachlosen her, indem er ihnen ruthenweise den „Baugrund" in Afterpacht, selbstverständlich unter Erhöhung des eigenen Pachtschillings, überließ. Schon die bloße Möglichkeit, ein Obdach zu finden, bot einen mächtigen Anreiz, der aber noch wesentlich erhöht wurde, als sich zugleich zeigte, daß eine für den Nothbedarf auskömmliche Wohnung sich mit einem Kostenaufwande, der zu den fast unerschwinglichen Miethspreisen in keinem Verhältnisse stand, herstellen ließ. Wer daher noch irgend das kleine Capital, dessen es zur Aufschlagung einer lustigen Sommerwohnung bedurfte, zur Verfügung hatte, flüchtete in diesen Rettungshafen. Hieraus ergibt sich übrigens, was bei der Beurtheilung des ganzen Unternehmens von Wichtigkeit ist, daß sich nicht Lumpe oder Strolche dort angesiedelt haben, sondern nur Leute, die von Geldmitteln keineswegs entblößt waren. Man würde sich daher sehr enttäuscht finden, wenn man mit der Erwartung, ein Zigeunerlager zu sehen, dorthin käme; überraschend genug ist der Anblick, aber durchaus nicht widerlich oder herzzerreißend; Armuth tritt uns entgegen, aber nicht Verworfenheit. (Forts. folgt.)

### Rector Dr. Joseph Fischer †.

t. Speyer, 21. Aug. Gestern Abend 6 Uhr schloß sich das Grab über dem Sarge eines Biedermannes, des kgl. Lyceal-professors und Rectors der hiesigen Studienanstalt, Joseph Fischer. Derselbe war geboren den 15. Februar 1809 zu München, wo sein Vater Professor und Rector einer selbstständigen Lateinschule war. Nachdem er seine Studien in München vollendet und den philologischen Concurs im Jahre 1830 „vorzüglich" bestanden hatte, leistete er seinem Vater Aushilfe, bis er im Jahre 1835 als Studienlehrer in Frankenthal ernannt wurde, wo damals sein brüderlicher Freund Rupert Jäger Subrector war. Doch schon im Jahre 1838 wurde er zum Professor am Gymnasium in Speyer berufen, wohin ihm sein Freund Jäger bereits vorangegangen war. Hier wirkte der Verblichene, allmälig durch alle Classen des Gymnasiums aufsteigend, segenreich, und wußte sich die Liebe und Achtung seiner Schüler durch sein mildes und zugleich, wenn es sein mußte, strenges, aber jederzeit gerechtes Benehmen zu gewinnen. Nach dem Tode seines Freundes Jäger (1851), der unterdessen zum Professor der Geschichte am Lyceum befördert worden war, trat er in dessen Stelle ein. Schon als Professor Holm seine Stelle hier aufgab, 1847, um eine Professur in Nassau anzunehmen, wurde ihm

Digitized by Google

die Archäologie am Lyceum, und jetzt mit der Ernennung zum Professor der Geschichte auch noch die Philologie übertragen. In dieser Stellung verstand er es durch die fleißige und gründliche Ausarbeitung seiner geschichtlichen Vorträge die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu fesseln und zum Studium der Geschichte anzuregen. Im Jahre 1862, als der hochbetagte Rector, Hofrath von Jäger, in den wohlverdienten Ruhestand trat, ward er zum Rector des Lyceums und Gymnasiums ernannt. In diesem Amt hatte er durch seine Freundlichkeit und sein Wohlwollen gegen seine Collegen und seine mit ernster Strenge verbundene väterliche Milde gegen die Schüler sich die Liebe und Achtung, das Vertrauen und die Verehrung Aller erworben. Zugleich wurde er Mitglied des Kreisschulcarchates. Im Jahre 1871 wurde er von Sr. Maj. dem König durch Verleihung des Verdienstordens vom hl. Michael erster Classe ausgezeichnet. Offen, gerade und wahr, ohne Falsch und Hehl, wohlthätig und freigebig, von seinem Glauben überzeugt, ihn offen bekennend und darnach lebend, hatte er sich in den 84 Jahren seines Hierseins innerhalb und außerhalb der Schule die allgemeine Achtung gewonnen, und die Stadt hat durch seinen Tod einen ihrer edelsten Bürger, das Lehrercollegium einen wohlwollenden Vorstand und die Schüler einen vorzüglichen, um ihre geistige und sittliche Bildung äußerst besorgten Rector verloren. Für die Familie ist der Verlust ein sehr herber und schmerzlicher; denn der Verstorbene war ein vorzüglicher Gatte und ein ausgezeichneter Vater. Er war ein Ehren-, ein Biedermann; daher wird sein Andenken in den Herzen Aller, die ihn kannten, stets treu bewahrt werden. — Er ruhe in Frieden! — Was das Leichenbegängniß anbelangt, so war zu bedauern, daß wegen der Ferien die meisten Professoren und Schüler abwesend waren und demselben nicht beiwohnen konnten, um es des edlen Todten würdig zu feiern; doch muß man es lobend anerkennen, daß die wenigen Schüler, die sich gerade hier befanden, Alles aufboten, um ihrer treuen Liebe und Anhänglichkeit an ihren leider zu frühe heimgegangenen Rector durch Beschaffung von Fackeln und einer Trauermusik Ausdruck zu geben. Ganz besonders aber muß mit Dank und Anerkennung hervorgehoben werden, daß, da die Sänger aller Anstalten wegen der Ferien nicht hier waren, die hiesige durch ihre tüchtige Leistungen wohlbekannte Liedertafel ohne Bedenken sich bereit erklärte, am Grabe zu singen, und zwei Gesänge mit bewährter Meisterschaft sehr ergreifend vortrug.

## Miscellen.

Chicago, das vor neun und einem halben Monate fast ganz in Asche gelegt wurde, erhebt sich mit staunenswerther Geschwindigkeit. Damals waren 98,500 Menschen ohne Wohnstätte. Von diesen hatten 74,500 in 13,000 Häusern gewohnt. Heutigen Berichten zufolge sind in jedem Theile der Stadt bereits neue Wohnungen für 70,000 Menschen hergestellt worden. In dem südlichen Stadttheile, wo die Hotels, Theater, Magazine und Läden sich befanden und wo auf 460 Morgen 3650 Häuser niederbrannten, sind nun sogar mehr Häuser aufgebaut, welche die früheren an Schönheit, Werth und — was das Wichtigste und Beste ist — an Gediegenheit des Baues bei Weitem übertreffen. Im Ganzen beträgt die wieder hergestellte Straßenlänge 26 Meilen. Trotzdem war in den ersten drei Monaten nach dem unglücklichen Brande nur wenig gethan worden, und auch im Winter konnte der Wiederaufbau nicht ganz so eifrig wie im Sommer betrieben werden. Die „Chicago Times" hofft, daß am 9. October, dem Jahrestage des Unglücks, der Welt das staunenswerthe Werk einer in einem Jahre aus ihren Ruinen erstandenen Stadt, ein Denkmal amerikanischer Energie und amerikanischen Unternehmungsgeistes, werde gezeigt werden können. Das neue Chicago wird, wie das gewöhnlich bei wiederaufgebauten Städten der Fall ist, das alte Chicago in mancher Beziehung übertreffen. Anzuerkennen ist, daß trotz der Arbeiterbewegungen überall in Amerika und Europa die Arbeiter in Chicago unter keinem Vorwande zu einer Arbeitseinstellung gedrihten sind. — Im Uebrigen hat auch der Handel der Stadt keineswegs gelitten, und wie sehr sich die ärmeren Classen des Wohlstandes mit erfreuen, geht daraus hervor, daß die Sparkassen-einlagen seit dem letzten April etwa 2,000,000 Dollars betragen.

Die „Times" geben einen Auszug aus dem Berichte der Londoner „Dilettanty Society" über die Ausgrabungen des englischen Archäologen Wood an der Stelle des ehemaligen Tempels der Diana Ephesia in Kleinasien. Wood begann seine Arbeiten in dem Dorfe Ajasluk, das auf der Stelle des alten Ephesus sich befindet, im Jahre 1863 und führte sie bis heute unermüdet fort. Auf die Spuren des Tempels führte ihn kein Zufall, sondern sichere Berechnung. Als Wood die Räume des großen Theaters zu Ephesus untersuchte, fand er eine Inschrift, welche merkwürdige Aufschlüsse über die Ausstattung und den Gottesdienst enthielt und vor Allem den Weg beschrieb, auf welchem an dem Geburtsfeste der Göttin ihre silbernen Schreine und ihre übrigen Kostbarkeiten aus dem Tempel durch das eine Stadthor zu dem großen Theater und zurück zum Tempel durch ein anderes Stadthor, das sogenannte magnesische, getragen werden mußten. Diese Entdeckung war der Schlüssel zu den übrigen. Wood fand Wood einen der in der Inschrift genannten Thore. Von diesem ging eine alte Straße aus, gleich der Via Appia auf beiden Seiten mit Grabdenkmälern eingefaßt. Bei Durchforschung des Bodens an einem in der Nähe des Stadiums gelegenen Thore der Stadt wurde eine zweite mit der vorigen convergirende Straße entdeckt. Wood dachte, daß er, wenn er diese convergirenden Linien verfolge, auf die Mauerlinie kommen müßte, von welcher der Peribolos, d. h. der heilige Raum rings um den Tempel, umgeben war, und in der That stieß er im April 1869 auf einen Winkel der Peribolosmauer, in deren Mauerwerk sich eine griechisch und lateinisch abgefaßte Inschrift befand, welche mittheilte, daß Kaiser Augustus von den Einkünften der Gottheit jene Mauer wieder hergestellt habe. Es war klar, daß sich innerhalb dieses Peribolos der Tempel irgendwo befinden müsse. Indessen konnte man die Aera des Peribolos nicht feststellen, und man mußte nun, um den Tempel zu suchen, innerhalb des vermutheten Raumes des Peribolos Schachte eintreiben. Der Alluvialboden war an dieser Stelle 22 Fuß tief über der alten Oberfläche. Monate vergingen über dieser schweren Arbeit. Endlich, im April 1870, kam man auf eine Pflasterung von Quadratblocken aus schönem weißem Marmor, auf welchem einige Fragmente kolossaler Sculpturen lagen. Diese Ueberreste wurden 18 Fuß unter der Oberfläche gefunden; unmittelbar über dem Pflaster war eine Decke von weißen, zum Theile von Feuer zerstörten Marmorplatten. Als der Ausgrabung auf diesem Punkte erweitert wurde, fand man überall kolossale Reste jonischer Architektur von griechischem Charakter. Man stieß auf ein Stück eines Säulenschaftes, das 6' 1" im Durchmesser hatte, und im Herbst 1871 auf einen fast völlig erhaltenen Säulenschaft, auf welchem eine Gruppe von siebenden und sitzenden männlichen und weiblichen Figuren eingehauen war. Die siebenden Figuren waren 6' hoch. Der ganze Fund gehörte offenbar zu jenen 36 mit Sculpturen geschmückten Säulen, die Plinius unter den Merkwürdigkeiten des Tempels aufführt. Ferner fand man ein Pilaster mit einer schönen Gruppe in Hautrelief, prächtige Capitäle u. s. w. Diese ersten Ergebnisse der Unternehmung hat der Dampfer „Caledonia", der von Malta hinbeordert wurde, in einer Ladung von 60 Tonnen nach London mitgenommen. Im nächsten Herbst sollen die Arbeiten fortgesetzt werden.

### * Zweisilbige Charade.

Friedlich bist du, ruhig auf der ersten,
An das Ganze stößt ein fremdes zweites,
Und du sinkst am ersten nieder,
Schrecken fährt durch alle Glieder
Und zerbrochen ist das Ganze,
Thut nichts; da ja heil dein Zweites. Ms.

**Auflösung des Zweisilbigen Räthsels in No. 97:** Rosenkranz.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 102. Speyer, Dienstag, den 27. August 1872.


### * Michel Busch.

Erzählung aus dem Pfälzischen Bauernkriege von Wilh. Koch.

(Fortsetzung.)

So zogen die Schaaren mordend und sengend im Lande umher. Eine Gräuelthat drängte die andere; alle Bande der Ordnung wurden zerrissen je mehr die Raublust die verblendeten und entmenschten Bauern stachelte und je furchtbarer der längst genährte Groll und der verbissene Ingrimm zum Ausbruche kamen; in gleicher Weise war alle Scheu vor dem Heiligen, alle Zucht gewichen, so daß der rächende Arm unterschiedslos Schuldige wie Unschuldige traf. Die in Schutt gesunkenen Burgen, die rauchenden Trümmer der Klöster, die himmelanlodernden Flammen der brennenden Schlösser bezeichneten den blutigen Weg des lang gedrückten und jetzt rasenden Volkes. Noch heute sieht man die Ruinen und den Schloßgraben der einst so prächtigen Rupprechtsburg, wo der Hofmarschall des Churfürsten, Ludwig von Fleckenstein, gewohnt hatte. Der Wolfsberg, welcher die Straße in den Vogesen beherrschte, sank in Schutt und Asche, sowie das berühmte alte Winzinger Schloß, wo früher die Gaugrafen, später die Landvögte ihren Sitz hatten; auch die Pfalzgrafen wohnten manchmal da und Churfürst Friedrich II. hatte daselbst das Licht der Welt erblickt *). —

Doch werfen wir den Schleier des Mitleides über diese Scenen. Die Weltgeschichte hat ihr Urtheil gesprochen und wir wollen den Leser nicht ermüden mit der Aufzählung der einzelnen Raubzüge und nicht das blutige Drama in seinen Einzelheiten darstellen. Das Maß des Frevels war voll und die Milde des friedliebenden Churfürsten, welcher in gütlicher Weise den Aufruhr zu dämpfen gehofft hatte, erschöpft. Freilich quälte es ihn, die Waffen gegen sein eigenes Volk führen zu müssen, allein er erkannte, daß nur eine durchgreifende Strenge und energisches Handeln die Ruhe im Lande wieder herzustellen vermöchten, und auf Anrathen Melanchthons beschloß er den Krieg **). Sein allgemeines Aufgebot führte alle Grafen, Freiherren, Edlen und Ritter der ganzen Pfalz nach der Residenzstadt Heidelberg. Ihnen hatte sich der Erzbischof Richard von Trier mit 300 wohlgerüsteten Reitern und 1500 Lanzenknechten angeschlossen. Auch der Landgraf von Hessen sandte eine ansehnliche Streitmacht und Georg Truchseß von Waldburg rückte aus Schwaben mit seinen Truppen vor. Selbst der Bischof von Köln schickte Hilfstruppen, zu denen tausend Reisige aus dem Jülicher Lande gestoßen waren.

Unbekümmert um die drohende Gefahr zogen die Bauern in den Rheingauen verwüstend umher. Sie drohten, „den Churfürsten und sein ganzes Heer in die Pfanne zu hauen und eines schrecklichen Todes sterben zu lassen." Selbst des Churfürsten Schloß zu Dirmstein hatten sie am 14. Juni erstürmt und den Vogt von Zell, welcher dasselbe mit einer rüstigen Streitmacht hütete, im Burgsaale erstochen, die Leichname durch die Fenster geworfen und das ausgeraubte Schloß niedergebrannt. Die letzten Opfer ihrer Wuth waren der Burgfall des Ritters und berühmten Doctors der Rechte, Wolfgang von Affenstein, der Hof des Bischofs von Worms und das Schloß vor Neuleiningen, wo die üppigen Sieger die Gräfin Leiningen-Westerburg, welche sich durch Flucht dem Gewalthaufen nicht hatte entziehen können, zwangen, sie bei Tische zu bedienen *).

Aber schon drängte der Feldhauptmann des Churfürsten. Fliehend vor den Lanzenknechten und Reisigen warfen die Bauern noch Feuer in die alte Stammburg des mächtigen Grafen von Alleiningen, äscherten das zu Anfang des 12. Jahrhunderts erbaute Augustinerkloster Hunningen im Leininger Thale ein, welches durch seine große, lateinische Schule berühmt war, sowie die Burgen Bolanden und Staufen und alle Schlösser und Burgställe um den Donnersberg. Unaufhaltsam verfolgte der Feldhauptmann des churfürstlichen Heeres die fliehende, etwa 9 — 10,000 Mann starke Schaar der Bauern über Dahlsheim und Gunlheim. Die in dem lockern Boden sichtbaren Fußspuren zeigten an, daß die Bauern in Schlachtordnung zogen, jede Rotte zu 43 Mann, auf dem rechten Flügel aber, den sie den leichten nannten, zu 27 die Rotte. In Pfeddersheim, wohin sich der Rebellenhaufen wälzte, war des Churfürsten Anmarsch bekannt, und obschon vor fünf Tagen noch der Burggraf von Alzei, D. von

*) Widd. II. 49.

**) Sartorius 229.

*) Crinnit l. c. Manuscript im Kreisarchiv zu Speyer.

Digitized by Google

Schönberg, mit 200 wohlgerüsteten Knechten die Stadt besetzt hatte, wurden dennoch die Bauern — sei es aus Furcht oder durch Verrath — in die Stadt eingelassen und nach Abzug des Burggrafen die Thore geschlossen.

Das ganze Heer des Churfürsten rückte jetzt gegen Pfeddersheim. Vor den Mauern hielten auf Kanonenschußweite die Heerhaufen. Auf Anordnung des Marschalls umzingelten Lanzenknechte und Reiter die Stadt und die Fürsten traten zum Kriegsrathe zusammen.

* * *

Finstern Blickes schritt der Rebellenhauptmann Michel durch die Straßen der Stadt Pfeddersheim. Eine vielschartige Blechhaube, tief in den Nacken gedrückt, deckte den krausen Kopf, so daß die struppigen Locken an den Schläfen sichtbar waren; ein gewaltiges Ritterschwert mit silbernem Griffe hing an der linken Seite herab und ein Lederkoller schützte die gewölbte Brust. Ein blutrothe Narbe lief über die Stirn und die rechte Wange hin; ein dichter Bart bedeckte die untere Hälfte des Gesichtes, dessen Ausdruck den Stempel eines wilden Kriegerlebens trug. Er war nicht mehr derselbe Michel, der mit kindlicher Liebe am Sterbebette der alten Mutter kniete. Die ungewohnte Lebensart, die Raubzüge, der unmäßige Genuß des Weines hatten seine ohnehin nicht schönen Züge fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt und das wild rollende Auge und die Narbe erhöhten noch das Abschreckende seiner Erscheinung. Sein Rachedurst war gestillt und in furchtbarer Weise hatte er den Schwur, den er auf den Trümmern seiner Hütte, am Grabe seiner Eltern, gethan, zur Wahrheit werden lassen. Jetzt, da er vom Feinde sich umzingelt wußte, trat zum ersten Male der Gedanke an ihn heran, welche Folgen sein Rachezug nach sich ziehen werde; und obschon er die Stärke des feindlichen Heeres nicht kannte, sagte er sich doch, daß nur ein verzweifelter Versuch ihn und seine Mannen werde retten können, daß es ein Kampf auf Leben und Tod sei. Sein eignes Leben galt ihm für nichts; er, der es so oft in die Schanze geschlagen und den Tod tagtäglich in den verschiedensten Gestalten vor Augen gesehen, fürchtete diesen nicht, aber der Gedanke, daß der Bauer unterliegen werde und der vorige Zustand der Bedrückung und Leibeigenschaft in noch höheren Grade wieder eintreten könne, erfüllte ihn mit unsäglichem Grimme. Das Gefühl seiner eignen Schwäche und des Volkes Ohnmacht gegenüber der Gewalt der Ritter drückte ihn nieder.

Er hätte den Kreis seiner sorglos zechenden Genossen gesloh'n, selbst Merwein hatte ihn nicht begleiten dürfen: und so streifte er einsam durch die Straßen der Stadt. Plötzlich hörte er sich von einer bekannten Stimme beim Namen gerufen und im nächsten Augenblicke lag ein Mädchen laut schluchzend an seiner Brust. Michel faßte erstaunt und seltsam bewegt mit beiden Händen die Schultern der Jungfrau und lehnte sie sanft von sich ab.

„Barb, Du hier?“ rief er, in das so wohlbekannte Gesicht blickend. „Du lebst noch?“ —

„Michel, Du bist's! — Sollte ich Dich doch noch wiederfinden? — Aber wie hast Du Dich verändert; fast kenne ich Dich nicht mehr!“

Mit diesen Worten trat das Mädchen einen Schritt zurück, indem ein Schauer ihre Glieder durchrieselte. Der Bauer aber ergriff Barb stürmisch bei der Hand. „Das hat der Krieg gethan, Barb“, sagte er finster, „und weil ich Dich todt geglaubt; — aber Du sollst mich nicht fürchten, Barb.“

„Du siehst so wild und schrecklich aus, Michel; Du bist ganz anders wie sonst und doch bin ich froh, Dich wieder zu sehen. Ist mein Bruder auch unter die Rotten gegangen?“

„Dein Bruder? Ha, das ist ein richtiger Bauer, grad' wie ich; auch der hat den Nacken nicht wollen beugen und den Herren die Zähne gewiesen und sie gezüchtigt für ihren Frevel — aber so was versteht ihr Frauensleut' nicht, ihr sleunt und greint und laßt euch peitschen und arbeitet, damit der Ritter prassen kann — und singt zu allem Elend ein Lied von der christlichen Demuth!“

„Michel, Du spottest; das ist nicht recht!“

„Recht?“ lachte der Bauer wild auf; „die Faust ist das Recht und die Gewalt; der dumme Bauer ist das Vieh, das die hohen Herren schlachten, aber das Vieh hat auch einmal gezeigt, daß es Hörner hat.“

„Laß das; die Zeiten sind schlimm und die ganze Stadt fürchtet den Zorn des Churfürsten; aber sag' mir, wo ist mein Bruder?“

„Komm' mit, Barb, sollst ihn sehen; er ist nicht weit von hier.“

Michel schritt mit dem Mädchen die Straße hinab der Schenke zu, wo es lustig herging.

„Und Du, Barb“, fragte er, „wie bist Du hierher nach Pfeddersheim gekommen? Hier ist es nicht gut für Dich, denn es wird bald heiß hergeh'n.“

Mit kurzen Worten theilte das Mädchen die Umstände mit, die sie nach der Stadt geführt, und daß sie jetzt als Magd in dem Hause eines Edlen von Löwenstein, des Onkels Adelgundens, ein Unterkommen gefunden.

„Adelgunde Gebelin?“ fragte Michel erstaunt; „das ist ja die Braut des Schurken, der unser Dorf angezündet und meine Eltern verbrannt hat! Aber wir sind gerächt, Barb! Die Burg Scharfeneck und das Schloß von Kleen's — Alles ist zerstört.“ Und krampfhaft drückte er den Arm des Mädchens, daß dieses ängstlich aufschrie!

„Du, Michel, Du hast es gethan?“

„Ja, Barb; das hätteſt Du seh'n sollen, wie die Buben flob'n und jammerten! Da konnten sie fühlen, wie es uns armen Leuten zu Muthe war, als die Hütten und unser bischen Hab' draufgingen.“

„Dietrich von Kleen und der Vater Adelgundens, der Schloßhauptmann, sind hier gewesen“, versetzte das Mädchen; „sie haben geschworen, die Bauern alle todt zu schlagen, wie tolle Hunde, alle ohne Ausnahme. Jetzt sind sie im Heere des Churfürsten und ziehen auf die Stadt und auf Dich.“

Digitized by Google

Schweigend schritt Michel weiter. Die Nachricht, daß sein Todfeind ihm entkommen, entflammte von Neuem den Haß in seiner Brust und er wünschte nichts sehnlicher, als diesem in der Schlacht zu begegnen.

Das wilde Geschrei und Gelage in der mit Bauern angefüllten Schenke hielten Barb zurück, das Haus zu betreten, so sehr sie es auch drängte, den todt geglaubten Bruder wiederzusehen, und Michel holte daher den Führdrich aus der Reihe der Zechenden. Auch Merwein hatte sich in den letzten Monaten abschreckend verändert. Dennoch war das Wiedersehen herzlich, denn noch hatte das zügellose Leben ihn nicht so sehr entmenscht, daß die Stimme der Bruderliebe in seiner Brust wäre erstickt worden.

Die beiden Männer begleiteten Barbara nach dem Hause ihres Dienstherrn zurück. Vergebens waren des Mädchens Bitten, von dem Rachezuge abzulassen. Michel und Merwein trennten sich von Barbara mit dem Versprechen, daß sie bald Näheres von ihnen hören solle. (Forts. f.)

## Eine Colonie der Armuth.

(Aus der „Kreuzzeitung").

(Fortsetzung.)

Das Orginelle der Colonie, ihre Eigenthümlichkeit, die sie wohl vor jeder verwandten Improvisation hervorhebt, liegt in der Bauart der Hütten und in dem Baumaterial. Der Versuch einer Beschreibung kann aber unzureichend ausfallen, denn Worte vermögen nicht zu schildern, was hier dem Auge Klägliches, Barockes und Lächerliches entgegentritt. Zunächst muß vorausgeschickt werden, daß bei dem Bau „Baracken" (der Name hat sich eingebürgert) die ausnahmslose Regel gegolten hat, Stein und Mörtel nicht zu verwenden. Die Gebäude sind fast sämmtlich aus Holz construirt. Vier Pfähle oder tüchtige Latten in den Ecken eines Quadrats in die Erde gesteckt und durch Bretter, möglichst dicht aneinander genagelt, verbunden; oben ein flaches Dach, durch aufgelegte Bretter gebildet, und das Haus ist fertig. An Naturwüchsigkeit und Ursprünglichkeit ist dabei wohl nichts zu vermissen. Vielleicht würde eine so besetzte Straße an Einförmigkeit leiden, wenn die Bretterwände die gewöhnliche gleichförmige Holzfarbe trügen; das ist hier aber durchaus nicht der Fall. Nur sehr selten zeigen sich die sonst gebräuchlichen Sägebretter; in viel größerer Zahl sind schon die sogenannten Schalbretter, noch mit der Baumrinde geschmückt, vorhanden; aber die Mehrzahl dieser Holzwände prangt mit Farben und Bildern, wie sie die kühnste Phantasie nicht zusammenstellen wird. Die Bauherren haben, um ihren Säckel zu schonen und in Unabhängigkeit von jedem ästhetischen Zwange, das zu den Wänden nöthige Holz genommen, wo sie es fanden, von abgebrochenen Häusern, von Zäunen, alten Marktbuden und Gartenlauben, Ställen u. s. w. Hier wechseln rothe, grüne und blaue Bretter miteinander ab, dort ist eine ganze Wand eingefügt, auf der eine Alpenlandschaft prangt, und die dadurch ihre Abkunft von einer Kegelbude unschwer errathen läßt. Die hintere Hälfte eines Löwen in Lebensgröße beweist, daß das Riesenschild, welches dereinst zu dem Besuche einer Menagerie einlud, jetzt einem nützlicheren Zwecke dient; und jenes quer aufgenagelte Brett, das eine scheußliche Nymphe oder Nixe ohne Arme und mit nur einem Beine präsentirt, stammt sicherlich aus dem Biergarten eines Berliner „Locals". Oft hat das Holz zur Herstellung der Wände nicht ausgereicht und ist dann in erfinderischer Weise durch andere Materialien ersetzt, durch ausgespannte alte Teppiche, zusammengenähte bunte Frauen-Unterröcke, Laken von zweifelhafter Farbe, und was ein gütiges Geschick sonst etwa darbot. An zwei Häusern müssen ziemlich schadhafte Bettschirme die Wände ersetzen, und ein anderes mag eine rege Einbildungskraft gar an das „Pfefferkuchhäuschen" erinnern; es ist nämlich von einem Obsthändler ganz mit den Trümmern zerschlagener Apfelsinenkisten bekleidet worden. Thüren sind vorhanden und auch nicht vorhanden, je nachdem. Fenster, wohl ausnahmslos aus alten Gebäuden gekauft, sind in jeder Größe und jeder Gestalt zu sehen; aber bei aller deutbaren Verschiedenheit haben sie einen gemeinsamen Charakterzug — zerbrochene Scheiben. Die meist etwas schräg abfallenden Dächer sind noch mit der größten Sorgfalt construirt, die Mehrzahl, wo nicht sämmtlich zum Schutze gegen den Regen mit Dachpappe überzogen. Schornsteine existiren nicht; doch werden sie mehrfach durch die eisernen Röhren an den Kochherden ersetzt. Die Küchen befinden sich in Gottes freier Natur; sie bestehen nämlich einfach aus den hier sehr verbreiteten kleinen Kochöfen, die vor die Eingänge der Wohngebäude gestellt sind.

Im Innern, wie in der Größe, sind die Hütten sehr verschieden. Während in einigen der Raum so beschränkt ist, daß er den Bewohnern nicht mehr als die nächtlichen Lagerstätten gewährt, sind andere von solchem Umfange, daß sich die Familie mit einer gewissen Behaglichkeit ausbreiten kann. So besteht gleich die erste Baracke rechts, in welcher ein Kaufmann Brod, Colonialwaren und Getränke in Flaschen feil hält, aus drei Räumlichkeiten — vorn aus dem Laden mit Thonbank, Regalen und allem Zubehör ausgerüstet 10 Schritt lang und eben so breit; dahinter aus dem Schlafzimmer von gleicher Länge, aber halb so schmal und wieder dahinter aus einer fast eben so großen Vorrathskammer. (Schluß f.)

## Miscellen.

Aus Baden, 23. Aug. Man stößt in Konstanz noch fortwährend bei den Wasserleitungsarbeiten auf interessante Funde. Vorgestern wurde noch ein drittes Römergrab eröffnet, in welchem einzelne Knochenreste in sehr mürbem Zustande und sonst noch ein paar kleine Bruchstücke von Geräthschaften gefunden wurden. Im Allgemeinen zeigte dieses Grab eine viel stärkere Vermoderung der darin befindlichen Gegenstände, als die beiden früher bloßgelegten (was jedoch ganz zufällige Ursachen, wie Bodenbeschaffenheit und dgl. haben kann). Gestern wurde sodann ein weiteres Skelett ausgegraben, von dem sämmtliche Theile, selbst die Zehen- und Fingerknochen, außerordentlich gut erhalten sind. Der Schädel hat sehr dicke

Digitized by Google

Wände (deutsche Köpfe!) und zeigt sämmtliche Zähne, mit Ausnahme eines einzigen, im allerbesten Zustande. An dem einen der Armknochen befand sich eine Spange von Bronze.

Frankfurt, 19. Aug. Es ist bekannt, daß die Hauptzierde des Arsenals von Metz ein Riesengeschütz von 25,000 Pfund Gewicht und 15 Fuß Länge bildete, welches Richard von Greiffenklau, Kurfürst von Trier, gießen ließ, und das 1799 mit 189 anderen Geschützen von den Franzosen als Siegesbeute von Ehrenbreitstein fortgeführt wurde. Die Inschrift lautet:

Der Greif heiß ich,
Meinem genedigen Herrn von Trier dien ich,
Wo er mich heißt bewalden,
Will ich Dorn (Thürme) und mauern spalten.
Simon goß mich 1528.

Während der Belagerung von Metz wurde vielfach in der deutschen Presse die Hoffnung ausgesprochen, dieses Geschütz wiederzugewinnen; aber nach Uebergabe der Festung fand es sich im Zeughause nicht vor, und sein Verbleib war ein Räthsel, welches jetzt erst gelöst ist. Die neueste „Illustration" bringt nämlich eine Abbildung von lo gros canon de Metz mit dem Trierer Kreuz und fügt die Nachricht hinzu, daß das Riesengeschütz in's neue pariser „Musee d'Artillerie" übergeführt worden ist. Um keinen Zweifel an der Identität zu lassen, zeigt die Zeitung ihre Kenntniß der deutschen Sprache, indem sie hinzufügt: fondu par Simon Gossmich!

Von der Werra wird der Eisenacher Zeitung geschrieben: „In ..... d erkrankte kürzlich ein Kind. Die besorgten Eltern eilten zum Arzte, aber die von diesem verschriebene Medicin half nichts und das Uebel verschlimmerte sich mehr und mehr. Herzogeriffe Frauen untersuchten das Kind und gelangten vermöge schrecklicher Ahnungen, die ihnen dabei aufstiegen, zu dem Entschlusse, zur „Unterjudler Frau" (so wird die Seherin von der Werra genannt) einen Boten mit dem Waster des Kindes zu schicken. Was man gesagt, es bestätigte sich der Spruch der Pythia als furchtbare Wahrheit: das Kind war behext, und noch dazu von einer Frau aus der Verwandschaft des kranken Kindes. Die hilfekundige „Unterjudler Frau" schrieb etwas gegen die Beherung auf einen Zettel, welchen sie dem leinen Patienten um den Hals zu hängen gebot, indem sie bemerkte, daß bald darauf die betreffende „böse Frau" kommen und Salz oder Eisen von der Familie des kranken Kindes borgen würde. Wie gesagt, so geschah's. Am selben Abende noch kam die „Böse" und verlangte eine Schaufel. War es schon grauiam von dieser Hexe, das Kind krank werden zu lassen, wie unmenschlich war es von ihr, dasselbe volle vier Wochen leiden zu lassen. In dieser Zeit mußte die „Unterjudler Frau" dreimal schreiben; beim dritten Mal erst gab die Hexe das Kind frei und es ward gesund. Diese Geschichte, welche sich ähnlich in unseren Orten der Gegend wiederholt hat und noch wiederholt, ist leider tatsächl. passirt im Jahre 1872, 100 Jahre nach der Verbrennung der letzten Hexe unter der Aera Friedrich's des Großen.

Frau X. — erzählt die „Lemesos. Ztg." — ist eine hübsche Brünette von ungemein zierlichem Wuchs, feinen Gesichtszügen und besitzt eine bei Brünetten seltene Schönheit, nämlich ein Paar wundervoller blauer Augen. Bei solchen äußeren Vorzügen ist es einem Gatten wohl zu entschuldigen, wenn er einigermaßen eifersüchtig ist und seine Frau wie seinen Augapfel hütet. Nun geschah es vorgestern, daß der glückliche Gemahl dieses Inbegriffs der Schönheit zu unerwarteter Zeit nach Hause kam. Im Vorzimmer traf er auf das neue Dienstmädchen, welches erst Tags zuvor in's Haus gekommen war, und auf seine Frage, wo sich die gnädige Frau befinde, antwortete der dienstbare Geist, daß ihre Gebieterin im Stzimmer sei und sich ein Herr in ihrer Gesellschaft befinde. Eine finstere Wolke auf der Stirn, stieß der Gatte rasch die Thüre auf und erblickte einen Mann auf den Knieen vor seiner eigenen theuren Ehehälfte. Das Mädchen erschrak heftig; noch ehe aber der Seladon Zeit hatte, sich vom Boden zu erheben, traf ihn der rächende Arm des Schicksals in Gestalt eines wuchtigen Hiebes, welchen ihm der beleidigte Gatte a posteriori mit einem Bambusrohr applicirte. Sowohl die Frau als auch der unglückliche Verehrer stießen einen lauten Ruf des Schreckens aus bei dieser barbarischen Procedur und der Letztere schnellte in die Höhe. Beide Männer blickten sich zuerst glotzend an und der Ehemann konnte sich nicht enthalten, seiner Ueberraschung durch ein ganz unzweideutiges Krahen hinter den Ohren den üblichen Ausdruck zu geben. Er hatte nämlich in dem vermeintlichen Verehrer den Schuster seiner Gemahlin erkannt, der noch zum Ueberfluß das Maß, welches er soeben an den zarten Fuß applicirt hatte, von dem Gesichte des Gatten hin und her schwanken ließ. Diese pantomimische Unterhaltung dauerte so mehrere Secunden, worauf sich folgender originelle Dialog entspann: „Pardon, lieber Freund, ich glaubte ...." — „Macht nix, werm met dös a oi Rechnung meinigs stellen." — „So", sagte der Gatte mit erleichterter Brust, „rechnen Sie für das Paar Schuhe 5 fl. mehr." Der grimmige Schuster aber warf sich gemüthlich in die Brust und sagte: „Ne, war 5 fl. genug in Buchiche Husarenzeit, ham mer aber jetzt Constitution, kuste Urtreigen wenigstens 10 fl." Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß der Schuster die 10 fl. erhielt; jedoch wurde ihm das Versprechen abgenommen, kein Wort über die Geschichte auszuplaudern. Das hielt der biedere Gemeerksmann Stunden deutlich und nur einigen sehr guten Bekannten erzählte er dieselbe im Wirthshause unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, allwo sie auch einer unserer Reporter ergatterte.

Unterscheidung von Trauben- und Obstwein. Versetzt man den Obstwein mit überschüssigem Ammoniak, so setzen sich nach einigen Stunden deutliche Crystalle an den Wänden des Gefäßes an, was bei Traubenwein nicht stattfindet, indem bei diesem blos ein scheinbar krystallinischer pulverartiger Niederschlag entsteht, der nicht am Glase haftet. Beide Ausscheidungen lösen sich, nachdem die Flüssigkeit abgegossen war, mit Leichtigkeit in verdünnter Essigsäure. Unter dem Microskope zeigen sich die von den Obstweinen erhaltenen Crystalle wie Tafeln mit parallelen Seiten und regelmäßigen Zuspitzungen, dagegen der ausscheinend nicht krystallinische Niederschlag aus den Traubenweinen ebenfalls krystallinisch, aber in kleinen sternförmigen Gebilden erscheint. In verdünnter Essigsäure gelöst geben die Crystalle aus Obstwein mit oxalsaurem Ammon einen neuen Niederschlag, aus Kalk hinweisend. In den Traubenweinen bringt oxalsaures Ammon ebenfalls einen Niederschlag von oxals. Kalk hervor, jedoch in geringerer Menge, und dann entsteht in der abfiltrirten Flüssigkeit durch Kummon aufs Neue ein bedeutender Niederschlag, was bei Obstweinen kaum zu bemerken ist.

## Charade.

Wie gerne Dir zu Füßen
Säng ich mein schönstes Lied,
Wenn von der Ersten Küssen
Die Erdenlaube glüht.
Und sprich Dein Mund „ich bin Dir gut",
Dann hört' ich Engel grüßen,
Dann legte ich mein Glück und Gut
Wie gerne Dir zu Füßen.

Es fleh' die Zweite meine Brust
Voll Sorgen und Gefahren,
Und sicher'n Friedens mir bewußt
Vor Deinem trauten Fenster,
Wenn mit dem ewig reinen Glanze
Die Erste durch die Zweite zieht,
Aus freier Brust hinaus in's Ganze
Säng ich mein schönstes Lied.

**Auflösung des Logogryphs in Nr. 99:**
Zorn, Korn, Dorn, Horn, Born, vorn.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 103. Speyer, Donnerstag, den 29. August 1872.


## * Michel Busch.

Erzählung aus dem Pfälzischen Bauernkriege von Wilh. Koch.

(Fortsetzung.)

### Sechstes Capitel.

Der Morgen des 22. Juni 1525 — es war Donnerstag — war mit voller Schönheit über den Rheingauen angebrochen. Ein leichter Nebel hatte zwar seinen Mullschleier über das Land gebreitet, mußte aber den siegreichen Strahlen der Sonne weichen. Ihr Bild spiegelte sich auf den bleiernen Dächern des Speyerer Münsters, auf den blinkenden Helmen und Rüstungen der Reiter und auf den hellen Wassern der Pfrimm.

Nordwestlich von der Stadt erhebt sich der Georgenberg, auf welchem eine Kapelle des heiligen Georg und mehrere Häuser erbaut waren. Hier waren die Falkonetstücke und Feldschlangen des churfürstlichen Heeres aufgefahren worden, deren Mündungen ernst und drohend durch die Maueröffnungen in das Thal blickten. Der Marschall selbst hatte die Feldstücke gerichtet und ließ jetzt den brennenden Zunder auflegen. Ein Blitz — und majestätisch rollte der Donner durch die Lüfte, den ersten Gruß dem Feinde hinüberzutragen, das Grabbied der Bauern intonirend. Da blitzte es auch drüben; eine Kugel sauste über die Ebene und schlug auf der höchsten Spitze des Berges den Geheimschreiber des Churfürsten, Philipp Thurn, nieder. Der blutige Reigen war eröffnet und immer rascher blitzte und krachte es hüben und drüben.

Eine Stunde schon hatte das Schießen gedauert und manch' rüstiger Streiter tränkte die blühende Au mit seinem Blute und drinnen in der Stadt betete manch' frommes Mütterchen zitternd im tiefsten Winkel des Kämmerleins um Erhaltung des Lebens, das vielleicht schon im nächsten Augenblicke eine unbarmherzige Kugel zur ewigen Ruhe bettete.

Der Feldhauptmann setzte mit einem Reiterhaufen über die Pfrimm, die ein enger und tiefer Bach ist, der durch das Thal und die Stadt fließt und unterhalb Worms in den Rhein fällt. Er wollte erkunden, was die Bauern in der Stadt beginnen würden. Oberhalb Pfeddersheim setzten der Marschall und der Burggraf mit fünf Rotten und der Rennfahne über das Flüßchen und eröffneten von einer Anhöhe aus, geschützt durch eine Kapelle und durch Erdwälle, das Feuer; unterhalb der Stadt aber hatte der Vogt von Schönberg mit den Kölner Reitern den Kampf begonnen und jede Bewegung der Bauern beobachten können. Längs des Ufers der Pfrimm bis an die Brücke im Albthale standen die Lanzenknechte, einen großen Ring bildend und unaufhörlich aus ihren Hakenbüchsen auf die Stadt feuernd. Nachdem der Marschall den Befehl seinem Unterrittmeister übertragen, sprengte er, gefolgt von einem Reiterhaufen, zurück zu dem Churfürsten, welcher mit seinen Freunden und Vasallen Kriegsrath hielt. Man beschloß, da man einsah, auf diesem Wege dem Ziele nur langsam näher rücken zu können, und da der Tag sich bereits neigte, die Lastwagen herbeizuführen und Brod und Wein unter die Krieger zu vertheilen, jedoch mit dem strengen Befehle, daß sie in Schlachtordnung bleiben und unter den Waffen essen sollten.

Ebenso waren die Bauern, ermüdet von dem fast ununterbrochenen Kampfe, auf einem freien Platze der Stadt zusammengetreten. Sie hatten im Ganzen wenig Verluste erlitten, aber Alle waren erschöpft und sehnten sich, das Ende des Streites herbeizuführen. Michel Busch, dessen Gesicht und Hände von dem Pulverdampfe geschwärzt waren, erstieg einen Brunnen, und Merwein die Bundschuh-Fahne aus der Hand nehmend, sprach er mit lauter Stimme zu dem ihn umdrängenden Haufen: „Das kann so nicht weiter geh'n! Wir wollen uns nicht wie Mäuse in der Falle todtschießen lassen, sondern müssen uns durchschlagen. Jetzt gilt's! Der Feind ist ermüdet und rastet und denkt jetzt am wenigsten an einen Ausfall. Ehe er sich gesammelt hat, haben wir die Reihen durchbrochen und die Nacht begünstigt die Flucht in die Berge; denn hier in der Stadt können wir uns nimmer halten. Am Fuße des Georgenberges stehen nur drei Reiterfahnen und mit vier- bis fünfhundert Mann sollen wir schon fertig werden. Auf, folgt mir!"

Das tausendstimmige Hurrah der Bauern übertönte eine Stimme in dem Haufen, welche vor einem hinter dem Georgenberge lagernden Heere des Churfürsten warnte. Begeistert von dem Gedanken, aus der peinlichen Lage erlöst zu werden und wieder freies Feld zu gewinnen, strömte die Schaar, an 8000 Mann stark, durch die Straßen dem Thore zu und rückte gegen das Lager der Feinde, dem Flusse folgend.

Digitized by Google

Die Churfürstlichen, welche gegen alle Erwartung plötzlich den heranrahenden Feind und die Fahnen desselben erblickten, waren ungewiß, ob die Bauern das Geschütz des Churfürsten zu nehmen beabsichtigten, oder den Kampf mit der Reiterei jenseits der Stadt aufzunehmen gedächten. An letztere sandte der Marschall den Befehl, die Höhen zu besetzen; er selbst aber rückte mit den Reitern aus Mainz, Trier und Jülich auf das Centrum des Feindes los. Während sich nun der Hauptangriff der Bauern gegen die Reiterei richtete, wobei die Pfähle und Weinreben ihre Ordnung brachen und ihnen das Ersteigen der Berge in gleicher Weise erschwerten, als den Reitern das Herabsteigen, begann der Stückhauptmann der Bauern mit seinen Geschützen und Büchsen aus der Tiefe den Kampf und sandte seinen Kugelregen in die dicht gedrängten Schaaren des Feindes. Da aber antwortete der pfälzische Feldzeugmeister mit Feldschlangen und Falkonetkugeln von der Höhe des Georgenberges herab und im selben Augenblick brach das hinter dem Berge verborgene Heer im Sturmmarsch hervor und mit gefällten Lanzen in die Reihen der Bauern. Das war der entscheidende Moment und der Wendepunkt der Schlacht, denn die Ordnung des Bauernhaufens war zerrissen, Furcht und Verwirrung und die Kugeln und Lanzen lösten die Reihen in wilde Flucht auf. Von allen Seiten wurden die Bauern mit überlegener Macht angegriffen: von der Höhe herab und von den Ufern der Pfrimm.

Michel Busch war einer der Vordersten gewesen, welche die Weinberge erstiegen. Eine gewaltige Streitart schwingend, arbeitete er sich durch die Weinreben, seine Leute durch Wort und Beispiel zum Kampf gegen die langsam vorrückende Reiterei anfeuernd. Da erblickte er in unmittelbarer Nähe an dem Rande eines Plateau's den wohlbekannten weiß-blauen Helmbusch seines Feindes, des Ritters Diether von Kleen, und Alles vor sich niederwerfend, drängte er an denselben heran. Ein unarticulirter Schrei, ähnlich dem dumpfen Wuthgebrüll eines gereizten Löwen, kam über die Lippen des Bauers, als er seine Streitaxt mit beiden Händen faßte und einen furchtbaren Schlag nach dem Feinde führte. Vergebens suchte der Ritter durch eine Schwenkung des Rosses dem Streiche auszuweichen. Sein breites Schlachtschwert, von dem Hiebe getroffen, vermochte nicht die Wucht des Schlages zu brechen, und von der gewaltigen Erschütterung aus dem Sattel geworfen, sank er zu Boden. In demselben Augenblicke fühlte er sich von den Armen des Gegners umschlungen, welche sich wie eiserne Klammern um Nacken und Rücken legten, daß der Stahlpanzer krachte und die Arm- und Schulterschienen sich aus den Fugen lösten. Mit ganzer Kraft hatte sich Michel auf den Mörder seiner Eltern geworfen. Aber der Ritter erholte sich, kam auf die Füße und nun begann ein entsetzliches Ringen. Das dauerte eine kurze Weile, bis Michel plötzlich abließ und, den Kopf zum Stoße nach vorn senkend, mit solcher Gewalt auf die Brust des Ritters losstürzte, daß er ihn in einem Bogen kopfüber die Bergwand hinab zwischen die Pfähle und Weinstöcke schleuderte. . . .

Mittlerweile war in der Ebene der Kampf entschieden worden; die Bauern flohen, verfolgt von der Reiterei. Auch Michel sah sich hierdurch genöthigt, von der weitern Verfolgung des Ritters von Kleen abzustehen und auf die eigene Rettung bedacht zu sein. Den flüchtenden Bauern war auch der Rückzug nach Pfeddersheim abgeschnitten, denn der Vogt von Schönberg hatte das Stadtthor bereits mit den Kölnern besetzt. Von Verzweiflung getrieben, rannten sie nun auseinander. Fast Alle fanden entweder unter den Hufen der Rosse und in dem Flusse oder unter dem Schwerte der Reiter den Tod, welche die Bauern weithin bis gegen Worms verfolgten und in den Weinbergen niederhieben. Gefangen wurde Keiner, Alle wurden niedergemetzelt: über 4000 Bauern bedecken mit blutigen Leibern das Schlachtfeld.

Sobald Michel erkannte, daß jede Hoffnung auf Sieg eitel und die Seinigen unrettbar verloren seien, suchte er die Weidenbüsche am Ufer der Pfrimm zu gewinnen, in welchen er sich eine Zeitlang verborgen hielt; dann aber, als das allgemeine Blutbad begann, warf er sich in den Fluß und schwamm unter den Mauern der Stadt her und erreichte so unangefochten, vom Abenddunkel begünstigt, die Gassen von Pfeddersheim.

Die Nacht war unterdeß hereingebrochen und verhüllte die Schreckensscenen der Walstatt. Die Kanonen schwiegen und verstummt war das Jammergeschrei der Bauern. Die Trompeter hatten zum Rückzuge geblasen, die Fürsten waren in's Lager zurückgekehrt. Aber 500 Fußknechte und 1000 Reiter lagerten rings um die Stadt, so daß an ein heimliches Entkommen der noch in Pfeddersheim befindlichen Bauern bei Nacht nicht zu denken war. Lustig flackerten ringsum die Lagerfeuer, gleichsam einen Flammengürtel um die eingeschlossenen Aufrührer bildend.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Colonie der Armuth.

(Aus der „Kreuzzeitung").

(Schluß.)

Wer die Lager-Stadt im Laufe des Tages besucht, wird von der großen Ruhe in derselben überrascht. Kein Bummler läßt sich sehen; die Straßen sind leer, nur einzelne Kinder liegen in der Sonne, und Frauen sind hin und wieder an den Kochöfen beschäftigt, waschen oder hängen Wäsche auf Leinen. Selbst das mäßige Geräusch, welches der Betrieb eines Handwerks mit sich bringt, schweigt hier. Die Männer sind insgesammt Arbeitsleute, also während der Tagesstunden auf ihren Arbeitsplätzen beschäftigt, von wo sie erst am Abend zu den Ihrigen zurückkehren. Natürlicherweise wird es dann etwas munterer in der sonderbaren Stadt, aber das bewegtere Leben überschreitet auch zu solchen Stunden nicht die mäßige Lebhaftigkeit eines friedlichen Dorfes. Die Einwohnerzahl der Colonie wird sich auf 600 bis 800 belaufen, erreicht

Digitized by Google

also diejenige mancher kleinen Städte in Lithauen und Posen.

Es erübrigt noch, die politische Stellung der Colonie zu charakterisiren. Was das Innere, Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung betrifft, so ist zuvörderst hervorzuheben, daß die zauberhaft entstandene Gemeinde eine so demokratisch-republicanische ist, daß der begeisterte Verehrer eines americanischen Selfgovernement hier die Verkörperung seines ersehnten Ideals findet. In den statistischen Listen wird man beim Schlusse des Jahres Männer, Frauen und Kinder der jungen Gemeinschaft wohl der großen Berliner Commune einverleibt finden; aber thatsächlich steht sie durchaus auf eigenen Füßen.

In weiser Vorsicht hütet sich vor Allem der junge Freistaat vor jeder Berührung mit der Polizei. Er duldet in seinen Grenzen keine Tabagie, keinen geheimen Ausschank von Getränken, keine Lustbarkeiten. Die geringen Bedürfnisse, deren das einfache „gemeine Wesen“ nicht entrathen kann, werden in offener Volksversammlung, an welcher nicht blos jeder arbeitsfähige Mann, sondern nach eigenem Begehr auch die Frauen theilnehmen, in der Feierabendzeit discutirt, und die Beschlüsse über Straßenreinigung, Benutzung des gemeinsamen Waschtrockenplatzes, Reihenfolge im freiwilligen Nachtwachtdienste und einiges Andere werden mit einer Gewissenhaftigkeit exercirt, welche von dem republicanischen Gemeingeiste der Colonisten das beste Zeugniß gibt. Gezänk, Völkerei und was sonst Lärmen und Friedensstörung Anlaß geben kann, wird nicht gelitten; eine energische Sittenpolizei, von der Bürgerschaft selbst geübt, bewahrt die Zufluchtstätte der Armuth vor der Unruhe der benachbarten Weltstadt und der Belästigung durch das täglich anwachsende Gesindel der letzteren. Die Verwaltung ist weder kostspielig noch verwickelt. Beamte gibt es nicht; Gemeindevermögen auch nicht; jedermann regiert sich selbst und setzt eine Ehre darein, dem kleinen Staate zu Ehre und Ansehen zu verhelfen.

Die auswärtigen Angelegenheiten stehen freilich nicht so gut. Magistrat und Polizei duld.n nicht, daß die Eigenthümer der Baracken diese erweitern und wohnlicher machen, um beim Eintritt des Winters einigermaßen gegen Sturm, Nässe und Kälte geschützt zu sein, und noch weniger wird die Errichtung neuer Hütten gestattet. Jede bauliche Thätigkeit dieser Art wird mit Geldstrafen geahndet, und wenn diese nicht fruchten, wird der Neubau oder Erweiterungsbau im Wege der Execution beseitigt.

Will man auch nicht den Blick in eine ferne Zukunft richten, so muß der Menschenfreund doch bei dem Anblick dieser gebrechlichen, gegen das Wetter zum Theil ganz widerstandsunfähigen Hütten mit theilnehmender Sorge fragen, wie es im kommenden Winter werden soll. Noch mehren sich in Berlin trotz der vielen Neubauten die Wohnungen nicht in dem Verhältnisse zu dem Zuzuge; an eine Minderung der Wohnungsnoth ist also nicht zu denken. Die Bewohner der Colonie wollen auch nicht nach theuren Wohnungen in der Stadt suchen und der Magistrat wird und kann füglich nicht für diese mehr als 100 Familien seinerseits Wohnungen besorgen. Hier wird vielleicht nichts übrig bleiben als zur Abwehr der Noth eine Nothverordnung, welche den einstweiligen Fortbestand „Baracken“ gestattet.

## Literatur.

* **Lord Byrons lyrische Gedichte.** Ausgewählt und übersetzt von **Heinrich Stadelmann.** Hildburghausen. Verlag des Bibliographischen Instituts 1872.

Die Bibliothek ausländischer Klassiker, welche im Bibliogr. Institut zu Hildburghausen erscheint, ist bekanntlich eine höchst empfehlenswerthe, da sie nur Leistungen anerkannt tüchtiger Schriftsteller bringt. Dieser Ruhm wird auch durch die eben erschienene 145. Lieferung „Lord Byron's lyrische Gedichte. Ausgewählt und übersetzt von Heinrich Stadelmann“, gewahrt und erhöht. In der That, wir haben hier eine Nachdichtung Byrons vor uns, die ebenso wohl den Kenner des englischen Originals als den Laien aufs höchste befriedigen muß. Hier ist nichts von jener Freiheit, die dem Autor eigene Gedanken substituirt, aber auch keine Spur jenes Stammelns, das mit jeder Zeile die Mühsal und das Ringen des Uebersetzers nach dem entsprechenden Ausdruck verräth. Es hat eben ein Dichter den Dichter wiedergegeben. Leicht und klar strömen die Verse dahin, als lasen wir die Originaldichtung. Bald rauscht's wie Meeresbrandung an unser Ohr, bald glauben wir das Gesäusel einer Aeolsharfe zu hören; bald nehmen wir den erhabenen Flug zu den Sternen, bald sind wir Zeugen des süßesten Liebesgeflüsters des großen und doch so unglücklichen Dichters. Es ist eine Meisterleistung des auch auf andern Gebieten erprobten Uebersetzers, der sich in jüngster Zeit auch durch seine „Heilklänge“, Nachdichtungen aus dem deutsch-französischen Kriege, Dichterruhm erworben hat. Man wolle sich durch Einsicht in jene Byron-Uebersetzung die Ueberzeugung verschaffen, daß keine Zeile dieser Empfehlung zu viel verspricht. Also: Nehmt und leset!

G. K.

## Miscellen.

**München**, 26. Aug. Wieder ist hier eine Gaunerbande der Gerechtigkeit in die Hände gefallen und ihr auf einige Zeit das elende Handwerk, durch Diebstahl und Betrug schmarotzerisch an der Gesellschaft zu nagen, gelegt worden. Mit der Anklagebank saßen drei anständig, fast elegant gekleidete Mannspersonen. Der erste, Fischer, war Metzgergeselle aus Neukirchen bei Kötzting, der zweite, Kopp, Bäckergeselle von hier, der dritte, Bauer, Conditorgeselle aus Baden. — Kam einst zum stud. jur. Ruland aus Bonn im Cafe Lorenz ein Mann, der sich für einen Rentner Poll aus Linz ausgab und erbot sich ihm zum Billardspielen. Das Offert ward mit Dank acceptirt. Eine Bekanntschaft ward angeknüpft. Beide wollten Abends gemeinsam ins Concert gehen. Zuvor jedoch führte der angebliche Poll seinen neuen Freund zu einem Fläschchen Wein in die Schramm'sche Restauration. Sie gingen in den ersten Stock derselben hinauf. Bald kamen zwei andere Männer nach, die sich an ihren Tisch setzten. Das Gespräch wurde aufs Spiel gelenkt, der angebliche Poll hatte eine Karte. Das Spiel begann zunächst unter bei den Nachkömmlingen. Endlich ward Student Ruland in's Netz gelockt. Schon verlor er 35 fl. Da erschien der Gensdarm und hob die Betrügerbande auf. Der angebliche Poll erscheint jetzt als Metzgergeselle Fischer. Er bekam für seine That 1½ Jahr Gefängniß. Raffinirter war die zweite Betrugsgeschichte. Die Heldenrolle spielte darin Bauer, ein äußerst gefährlicher Mensch, schon zu Hamburg und Berlin abgestraft, zu Straßburg und Stuttgart in Untersuchung. Er zeigte eine bewundernswerthe Geschäftsgewandtheit. Schauplatz der That war Frankfurt. Dort gesellte sich zum Handlungsreisenden Peters aus Elberfeld ein fremder Mann. Bald

Digitized by Google

ward Bekanntschaft geschlossen. Beide gingen in ein Weinhaus, sodann in ein Casse. Dann trennten sie sich auf Wiedersehen am nächsten Tage. Andern Tags Mittag kam der Fremde — er hatte sich für einen Geschäftsreisenden aus Hamburg ausgegeben — und beide gingen ins frühere Weinhaus. Schon Tags zuvor war ein dritter — es war Kopp — beiden überallhin gefolgt, hatte sogar schon den Peters zum Spiel zu locken versucht. Es war nicht gelungen, aber in Peters war schon Verdacht aufgestiegen, den nur das raffinirt einschmeichelnde Gebahren des Begleiters zu unterdrücken wußte. Jetzt sollte der Anschlag gegen Peters gelingen. Zufällig ward eine Karte gefunden und nun begannen Kopp und Bauer zu spielen. Letzterer verlor 20 Thlr. Da endlich ließ sich Peters auf das Spiel ein. In wenigen Minuten hatte er an hundert Thaler verloren. Er ging fort, seine meitere Baarschaft, die er in seinem Absteigquartier hinterlegt hatte, zu holen, um das Verlorne wieder zu gewinnen. Sein Begleiter mich nicht von seiner Seite. Er tröstete ihn mit der Hoffnung auf Wiedergewinn. Ja sie versprachen sich gegenseitig, im Falle eines Gewinnüberschusses gegen Kopp denselben einander auszubezahlen. Als sie zurückkehrten, war Kopp verschwunden. Schon ahnte Peters das Verbrechen und war daran, die Polizei davon zu benachrichtigen. Da brachte ein Viertes Nachricht, daß Kopp in einem Gasthause am Ende der Stadt, wohin er wegen Geschäfte sich habe begeben müssen, zu treffen sei, und Bauer wußte wieder durchzusetzen, daß Peters ihm nach und dahin ging. Neuerdings wurde gespielt; aber in wenigen Minuten waren gegen 450 Thlr. verloren. Jetzt erst erfolgte die volle aber schreckliche Enttäuschung. Kopp entwich. Bauer, voll Mitleids, begleitete den Betrogenen noch eine Strecke. Dann verschwand auch er auf Nimmerwiedersehen. Der Ruin Peters' war vollendet, die Spießgesellen theilten ihre Beute. Wegen dieser Verbrechen wurden Kopp und Bauer zur gesetzlich höchsten Strafe von zwei Jahren verurtheilt. Eine Wohlthat für die Gesellschaft wäre es, diese Gauner für immer abzusperren. Nur so wird ihnen ihr elendes Handwerk unmöglich.

---

Der Belgier erzielt viel und haltbaren Flachs dadurch, daß er den Flachsacker sorgfältiger bearbeitet und zweckentsprechend düngt, als wir. Bereits im Herbst ackert er sein Flachsfeld so tief und so oft, daß er im Frühlinge nur noch das Unterdringen der Saat zu besorgen hat. Dadurch ermöglicht er eine frühe Aussaat, welche erfahrungsmäßig nach Quantität und Qualität das Meiste liefert, auch erhält er dadurch dem Acker die Winterfeuchtigkeit. Bei der Bestellung walzt er den feingeeggten Flachsacker schon vor der Aussaat, hauptsächlich um ein gleichmäßiges Aufgehen der Saat zu ermöglichen, nebenbei aber auch, um der oberen Krumme die nöthige Festigkeit zu geben. Der Flachs will einen festen Kopf und losen Fuß. Schon vor Winter bringt der Belgier in Form von künstlichem Dünger diejenigen Stoffe in den Boden, welche dieselbe nothwendig bedarf, um später die Leinpflanze zur vollen Sättigung speisen zu können. In Folge dessen entwickelt sich die Pflanze von vorn herein urkräftig, wächst zum stämmigen Halme heran und erzeugt viel und auch haltbare Fasern. Endlich schneidet der Belgier den Flachs frühzeitig, wenn daß die Stengel eben anfangen, sich unten zu verfärben, stellt ihn dann aber eine Zeit lang — 2—4 Wochen — in Capellen oder Hecken, in welchen er vollständig nachreift und die Faser sich noch vervollkommnet.

---

Newyork. Ueber einen großen Negeraufstand in Savannah wird der Newyorker Staatszeitung unterm 21. Juli geschrieben: „Der Aufruhr entstand in Folge der fortgesetzten Versuche der Neger, in den Bahnwagen zu fahren, die für die weißen Leute allein bestimmt sind. Die Eisenbahn-Compagnie unternahm nichts gegen die von jungen Männern aus den Wagen gewiesenen Neger. Die Aufregung stieg immer höher, und gegen Abend hatten 2000 Neger sich zu beiden Seiten der Straßen aufgestellt; außerdem waren auch sehr viele weiße Personen auf den Straßen. Gegen 8 Uhr Abends feuerten die Neger in einen der Bahnwagen, und die darin befindlichen weißen Männer erwiderten das Feuer. Von nun an schossen die Neger in jeden vorüberfahrenden, mit weißen Personen besetzten Bahnwagen. Das Feuern wurde die ganze Bahnlinie entlang allgemein und hielt eine halbe Stunde lang an, wobei die Neger nach allen Richtungen hin feuerten. Um 11 Uhr Nachts wurden zwei Damen und ein Kind, die auf den Stufen der Freitreppe ihres Hauses standen, von herumstreifenden Negern erschossen. Die Polizei wurde mit Musketen bewaffnet und vom Major herausbeordert, aber seine Maßregel kam zu spät. Die Bahnwagen hatten ihre Fahrten eingestellt, und da die Neger kein Object mehr hatten, auf das sie schießen konnten, so mußten sie damit aufhören. Am Montag war alles ruhig. Drei junge Männer wurden unter der Anschuldigung verhaftet, Neger aus den Wagen geworfen zu haben. Der Bundescommissär hat ihr Verhör vorgehabt. Es sind auch mehrere Neger verwundet, aber keine getödtet worden. Der Major hat eine Proclamation erlassen und alle Bürger aufgefordert, Frieden und Ordnung aufrecht zu erhalten."

---

(Riesen-Mühlhauseniade aus Amerika.) Ueber das Mammuth-Hotel in dem aus der Asche neu erstehenden Chicago lauten die neuesten Nachrichten: Es wird eine Front von drei englischen Meilen, dagegen eine Tiefe von sechs englischen Meilen haben, wird 77 Stockwerke hoch werden, und vom Trottoir bis zum Dache 3480 Fuß meßen. Treppen wird es in diesem Mammuth-Gebäude gar nicht geben, statt deßen sollen 500 Luftballons stets in Bereitschaft sein, um die Passagiere von und nach ihren Zimmern zu expediren. Zimmerstellner werden nicht existiren, statt deren wird jedes Zimmer mit einem erst kürzlich in Chicago erfundenen und patentirten Automaten versehen. Will ein Gast nun Barbirt oder frisirt sein, so braucht er nur dem Automaten den Kopf hinzuhalten und er bekommt ihn gründlich gewaschen. Will der Gast etwas Wasser, so braucht er es dem Automaten nur ins Ohr zu rufen und gleich erschallt es im Basement des Hauses: der Herr auf Zimmer eine Million Neun Hundert Neun und Neunzig Tausend Neun Hundert Neun und Neunzig wünscht ein Bischert Siswasser, und sogleich wird dem Gaste dasselbe vermittelst eines neu patentirten Elevators hinauf befördert. Auch für Unterhaltung wird der Automat sorgen; ist ein Gast Liebhaber von Gesang, so braucht er nur eine Hand des Automaten zu kitzeln und die schönsten Gesangstöne werden in seine Ohren hineingeschrieen. Wenn es Essenszeit ist, wird nicht, wie es in den meisten Hotels üblich, eine Glocke geläutet, sondern es wird auf jedem Flur ein Vierundzwanzigpfünder abgefeuert. Die Tische im Speisezimmer sind vier englische Meilen lang, auf jeder Seite zwölf Kellner zu Pferde. Um die Gäste während des Speisens zu unterhalten, befinden sich an jedem Tische drei Bleistpaelen, jede 177 Mann stark, welche Tafelmusik machen. Um den Passagieren den Verkehr in den Corridors zu erleichtern, wird auf jeder Etage eine Eisenbahn erbaut. Auch wird sich ein Telegraphenbureau auf jeder Etage befinden, so daß irgend welche Mittheilungen an Gäste in anderen Zimmern befördert werden können. Sämmtliche Straßen, über welche sich das Mammuth-Hotel erstrecken wird, werden überwölbt, so daß die Frühwerke und Eisenbahnwagen durch das Hotel fahren. Der Preis per Tag ist von 1—10 Dollars, so daß sowohl der Reiche wie auch der Arme dort logiren kann. Die Kosten sind auf 680 Millionen veranschlagt. Das Billardzimmer wird 1000 Billards enthalten, und da hier meistens nur auf amerikanische Kunden gerechnet wird, so wird sich in demselben ein Spucknapf befinden, der 100 Fuß im Durchmesser hat.

---

**Auflösung der Zweisilbigen Charade in Nr. 101:**

Stuhl, Bein, — Stuhlbein.

---

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 104. Speyer, Samstag, den 31. August 1872.


## * Michel Busch.

Erzählung aus dem Pfälzischen Bauernkriege von **Wilh. Koch.**

(Fortsetzung.)

Es war spät Abends, als Jemand an der Hausthüre des Edlen von Löwenstein laut pochend Einlaß begehrte. In dem Hause selbst war es unheimlich stille, denn Alle harrten in banger Erwartung der nächsten Zukunft. Die wechselvollen Ereignisse des Tages, der mörderische Kampf und die Kugeln, die von den Geschützen der Churfürstlichen in die Stadt geworfen wurden, hatte alle Insassen in fortwährender Angst und Aufregung erhalten, zumal da die nächsten Anverwandten bei dem Kampf betheiligt waren. Adelgundens Vater und Bräutigam stritten in des Churfürsten Heere — und sie hatte mit ihrer Mutter ohne Unterlaß für die Erhaltung der Lieben gebetet. Barb aber, deren Bruder und Bräutigam auf Seite der Bauern kämpften, war zu erregt, um ihr Gemüth zu sammeln, und sie vermochte es nicht, den Segen des Himmels für die Mordbrenner anzuflehen.

Auch jetzt nach Beendigung der Schlacht saßen die Hausbewohner noch stumm-traurig beisammen in dem großen Familiensaale, denn der Schlaf schien heute auf seine Rechte verzichtet zu haben. Da ertönten plötzlich die lauten Schläge an dem Thore, und wie von einer Ahnung getrieben, eilte Barb, das Thor zu öffnen.

„Barb, Du mußt mir für heute Nacht ein Unterkommen verschaffen!"

„Michel, Du bist's?" rief das Mädchen, „wo ist mein Bruder?"

„Weiß nicht, Barb, 's toll hergegangen. Kannst Du mich bergen? Ich bin kalt und naß, denn ich komm' grad' aus der Pfrimm."

„Tritt ein, ich wag's. Die Frauen sind noch im Saale — soll ich anfragen?"

„Alles ist mir recht, wenn ich nur Ruhe find', denn ich bin todmüd'!"

Die Gemahlin des Schloßhauptmannes Gebelin und Adelgunde wünschten Michel zu sehen, theils aus Mitleid, theils in der Hoffnung, nähere Auskunft über den Verlauf der Schlacht von dem Bauernführer zu erhalten. Mit einer linkischen Verbeugung trat er in den Saal und nahm die schartige Blechhaube in seine Rechte.

„Das ist Michel Busch," sagte Barb, „wir sind beide aus einem Dorfe gebürtig."

„Setzt Euch," nahm die Burgfrau Gebelin das Wort, „und Du, Adelgunde, reiche dem Manne einen Trunk."

Michel erlabte sich an einem großen Becher Weines, während Adelgunde ihrer Mutter zuflüsterte: „Wir sind dem Manne Nachsicht und Hilfe schuldig, denn wie ich von Barb erfahren habe, ist der Ritter von Kleen die Veranlassung gewesen, daß Michel sich dem Bauernhaufen anschloß."

„Ihr kommt aus dem Kampfe," hub die Burgfrau an, wie steht die Sache?"

„Wir Bauern sind sackmann," versetzte Michel, „wie Schlachtvieh sind sie all' zusammengehauen."

„Ein solches Ende, so traurig es auch ist," fuhr die Edelfrau fort, „war zu erwarten. Warum seid Ihr dem zügellosen Haufen beigetreten?"

„Gnädige Frau," sagte Michel sich erhebend, „das kennt Ihr nicht. Ihr seid reich und mächtig und wißt nicht, wie es dem armen Bauer zu Muth ist, der kaum zu leben hat und von seinem Bischen Hab' noch dem Ritter und Herrn abgeben muß. Dann läuft Einem die Gall' über und man möcht' sich gern helfen. Ich hatt' eine todkranke Mutter und einen lahmen, alten Vater, und da kam der stolze Ritter von Kleen und wollt' uns die einzige Kuh nehmen und schalt mich einen Hund, daß ich's nicht wollt'! Da gab's Streit, ich floh — und sind' am Abend die Hütte und die Eltern verbrannt! Ha — da hab' ich Rache geschworen .... und genommen!"

„Das war nicht christlich; ich will Euch aber nicht verdammen, nur bedauern, denn euer Geschick war recht bitter. Das ganze Land hat schwer gelitten; auch wir haben unsere Burg verloren und fast das Leben eingebüßt."

Michel lächelte. „Da war ich mit dabei!" versetzte er mit stolzer Selbstbefriedigung. „Das gnädige Fräulein da, welches ohnmächtig hingesunken war in dem weißen Kleide, hab' ich wie ein Kind auf meine Arme genommen und durch's Feuer getragen; denn verbrennen sollt' sie nicht — wie meine arme Mutter!... Auch die Burg sollt' nicht zerstört werden, es galt nur dem von Kleen."

Digitized by Google

Ueberrascht horchten die Frauen den Mittheilungen Michels und Freude und Unwillen wogten wechselsweise in ihrer Brust. Denn wenn sie auch den Urheber ihres Unglücks in dem Bauer erkannten, waren sie ihm in anderer Weise zu Dank verpflichtet, als dem Retter Adelgundens. Ehe sie indeß Zeit fanden, ihr Staunen zu äußern, nahm ein anderer Umstand ihre Aufmerksamkeit in Anspruch.

Eine tiefe Blässe bedeckte plötzlich Michels Gesicht; nur die breite Wunde lief wie ein rother Strich darüber, Zittern befiel den kräftigen Leib und langsam sank das Haupt auf die Brust und die Arme fielen an den Seiten herab. Mit einem Schrei eilte Barb herbei, den Ohnmächtigen zu stützen; ihren und eines Knechtes vereinten Bemühungen gelang es, Michel in einem Seitengemache zu betten und den Bewußtlosen in's Leben zurückzurufen. Ein hitziges Fieber hatte den Bauer befallen.

Mit rührender Theilnahme waren Barbara und selbst Adelgunde bemüht, dem Kranken Linderung zu verschaffen. Entsetzt lauschten die beiden Mädchen den Ausbrüchen seiner Wuth, wenn er in wildem Fieberanfall tobte und den Zweikampf schilderte, den er mit dem Ritter bestanden. Aber die Tobsucht währte nur kurze Zeit und gegen Mitternacht schloß ein sanfter Schlaf die Lider des Kranken.

### Siebentes Capitel.

Der Morgen des 23. Juni dämmerte kaum im Osten, als das ganze Heer des Churfürsten von der Pfalz gegen die Stadt Pfeddersheim rückte, und einige Kugeln, welche aus den Falkonetstücken über den Köpfen der entmuthigten Bauern und über der Stadt hinpfiffen, verkündeten dem Bauernhaufen in der Stadt ein gleiches Schicksal wie den am Tage zuvor Gefallenen. Allein die Bauern ließen es nicht zum Kampfe kommen. Ihr Trotz war gebrochen und ihre Antwort auf den Mahn- und Schlachtenruf des Churfürsten war nicht der Donnermund der Feldschlangen, sondern eine weiße Fahne, die auf den Wällen entfaltet wurde. Die Thore von Pfeddersheim öffneten sich und Abgesandte näherten sich dem churfürstlichen Heere, Alles auf Gnade und Recht dem Churfürsten zu übergeben.

Der Marschall ritt vor und bedeutete den Bauern, sich ruhig zu verhalten, keinen Fluchtversuch zu wagen, die Rädelsführer zu bezeichnen und weitern Bescheides gewärtig zu sein: „Mein gnädigster Churfürst thut Euch fragen, was Ursach Euch zu so schändlichem Ding bewogen, daß Ihr meineidig worden an euerm Herrn? Hat Euch der Bischof nicht Alles gelobt, was billig und recht ist, und Ihr habt ihm wiederum Treue und Huld geschworen im Lager zu Udenheim? Aber Ihr seid auf's Neue eidbrüchig worden und seid aufgestanden in wildem Trotze gegen das Reich, gegen euern rechten Herrn, gegen Landrecht, Pflicht und Gewissen! Drum will auch mein gnädigster Churfürst seine Gnade von sich thun und das Recht über Euch walten lassen. Vornehmlich sollen zur ewigen Warnung die Anstifter und Hauptleute erleiden, was Recht ist. Die Bauern des Bischofs von Speyer, des Grafen von Leiningen und Anderer sollen sich trennen von jenen des Churfürsten, weil er über sie allein ein besonderes Gericht halten will, über die fremdem aber gemeinschaftlich mit den Fürsten. Meldet das!"

Niedergeschlagen kehrten die Abgesandten mit dieser wenig erfreulichen Nachricht nach Pfeddersheim zurück und meldeten dem noch etwa 3000 Mann starken Bauernheere den Befehl des Landesherrn. Der Tag verging in peinlicher Erwartung, in Furcht und Angst um das bevorstehende Gericht. Niemand hatte den Muth, nochmals die Fahne der Empörung aufzuheben und den Kampf zu wagen; denn der Mann fehlte, der sie bisher durch Wort und Beispiel angefeuert: Michel Busch war nicht in den Reihen und Keiner wußte um sein Schicksal, selbst Merwein nicht, der sich heute zum ersten Male von der Bundschuhfahne getrennt hatte. (Forts. f.)

## Zur Uebergabe von Metz

entnehmen wir dem Buch von Georg Horn „Bei Friedrich Karl, Bilder und Skizzen aus dem Feldzuge der zweiten Armee", Nachstehendes: Um 1 Uhr (am 29. Oct. 1870) sollte die Armee Bazaine's und die Garnison von Metz aus den Thoren der Festung ausmarschiren, nach verschiedenen Richtungen. Die betreffenden Armeecorps waren nach ihren Stellungen beordert, den Ausmarsch zu überwachen, auch die Bivouacsplätze, die eine halbe Stunde etwa vor den Festungsthoren abgesteckt waren und mit Holz und Lebensmitteln für die Kriegsgefangenen versehen worden waren. Schon Tags zuvor hatte der Maire von Metz im Hauptquartier seine Aufwartung gemacht, und auf seine Schilderung der unter der Bevölkerung herrschenden Noth war ihm eine Million Portionen überwiesen worden. Um 1 Uhr sollte die Kaisergarde ankommen, aber der Ausmarsch hatte sich verzögert; wahrscheinlich war dies veranlaßt durch die Ablegung der Waffen, Instrumente, Adler und Fahnen innerhalb der Festungswerke. Sie kam erst gegen 3 Uhr, geführt vom General Jurcau, welcher dem Generalfeldmarschall den Rapport überbrachte. Der Prinz wies den französischen General damit an den commandirenden General von Franseky, und ihm übergaben auch die folgenden Stabsoffiziere die Rapporte.

Ich glaube, daß es keinen Auszug in der neuen und alten Geschichte gab, der diesem zu vergleichen gewesen wäre; es war ein Auszug des alten französischen Waffenruhmes, der Größe und Macht des Volkes, das sich das erste der Welt glaubte, dessen Widerstand gebrochen, dessen Waffen genommen waren, dessen Mannschaften nun in der Gewalt Deutschlands waren, das Alles, Alles, wodurch es glorreich vor der Vergangenheit und Gegenwart dastand, verloren hatte, nur sein Selbstbewußtsein nicht. Die Leute konnten sich nun und nimmer denken, daß sie überwunden seien. Vendus et trahis! waren die Worte, die sie im Vorbeigehen ganz hörbar vor sich hin sagten, mit finsteren Blicken und bebenden Lippen. Sonst waren so im Vorbeigehen noch allerhand hübsche Bezeichnungen aller derer zu hören, die am Wege standen und ihnen

Digitized by Google

für Preußen gelten konnten. Finsterer Haß lag auf den Mienen der Meisten. Einige suchten ihre Thränen zu verwinden, und nur selten kam ein Blick herüber zu unseren Infanterie-, Cavalerie- und Artillerie-Colonnen, die an beiden Seiten des Weges aufgestellt waren, zu den Zuschauern, die sich eingefunden hatten und meistentheils zu dem Civildienst der Armee gehörten. Es kamen die Carabiniers, die Chasseurs à Cheval, die Guiden, die Chasseurs, die Artillerie und zuletzt die Infanterie, alle die Truppen, welche in den letzten Jahren die Bewunderung und die Furcht nicht nur Europa's, sondern der ganzen Welt waren. — Die Soldaten hatten all' ihr Eigenthum, ihre Ausrüstung behalten, nur die Waffen nicht. Die meisten der Offiziere hatten schon innerhalb der Festung von ihren Mannschaften Abschied genommen, viele begleiteten dieselben aber noch bis zu ihrem Bestimmungsorte, den letzten, schwersten Gang mit ihnen machend und dann nach Metz zurückkehrend. Es kamen immer neue Massen den erhöhten Eisenbahndamm herab, neue Waffengattungen, neue Regimenter. Der Regen goß in Strömen, der Wind heulte furchtbar über das Moselthal hin. — Das war die Musik zu dem ungeheueren Leichenzuge von 100,000 Mann.

Eine Stunde darauf kam eine Anzahl von etwa 12 Reitern von der anderen Seite des Moselthals über Novéant nach Corny. Dem Anscheine nach waren es französische Offiziere; sie trugen kurze dichte Paletots mit übergeschlagenen Capuzen. Sie nahmen den Weg nach dem Schlosse; im Schloßhofe stiegen sie vom Pferde. Es war der Marschall Bazaine mit seinen Adjutanten. Trotz seiner Jahre und seiner Corpulenz hob er sich leicht und elastisch aus dem Sattel; ein Offizier des Prinzen Friedrich Karl kam ihm entgegen, um ihn nach den Gemächern des hohen Herrn zu führen. Während der Beauftragte mit ihm sprach, hatte ich Gelegenheit, mir den „Kaiser von Metz" so recht in nächster Nähe anzusehen, und dabei belam ich durch ihn weniger den Eindruck eines Feldherrn, als den eines Condottiere des italienischen Mittelalters. Der Marschall trug eine dunkle, mit Pelz besetzte Husarenjacke, auf der linken Brust den Stern der Ehrenlegion, hohe naturfarbene Lederstiefel und die rothe goldgestickte Generalsmütze. Alles an dieser festen gedrungenen Gestalt, mit den raschen, entschlossenen Bewegungen, mit diesem kurzgeschorenen Kopfe, mit der wie aus Eisen gegossenen Stirn, mit diesen dunklen, glühenden und verschlagenen Augen, alles das deutete auf einen Charakter, der sich mit seinem Rechte auf sich selber stellt, der den Erfolg über die Mittel setzt und sich und seine selbstbestimmende Kraft als den Anfang und das Ende der Dinge betrachtet. Einer solchen Natur mußte es eine unerträgliche Pein und Marter sein, ein Schicksal wie eine unerbittliche Nothwendigkeit sich nahen zu sehen, auftatt dasselbe durch eigene Machtvollkommenheit zu bestimmen, ein Gefangener zu sein, wo er als Gebieter auftreten, wo er mit seiner Armee die künftigen Schicksale Frankreichs leiten, der Regent des künftigen Regenten sein konnte.

Er wurde in die Wohngemächer des Prinzen Friedrich Carl geführt und erwartete dort den preußischen Oberbefehlshaber. Der Marschall hat vom Prinzen Friedrich Carl die Erlaubniß erhalten, in dessen Hauptquartier Samstags früh erscheinen zu dürfen, um sich als Kriegsgefangener zu melden. Es kam aber von Corny keine Antwort, und so machte er sich auf's Geradewohl auf den Weg. Hier begegnete er einem Officier, welcher ihm die Antwort des preußischen Oberbefehlshabers brachte. Nach derselben wurde ihm erst um 5 Uhr, nachdem die ganze Armee ausmarschirt war, die Vollmacht ertheilt, durch die französischen Linien hindurch sich nach Corny zu begeben. So lange mußte seine Anwesenheit in der Mitte der Armee eine Garantie für die genaue Ausführung der Capitulation sein. Er ritt also bis Mouslins, dem letzten Dorfe, das innerhalb der französischen Vorposten lag, und erwartete hier in einem der entlegensten Häuser die Zeit bis 4 Uhr, wo er sich nach Corny aufmachte. Es war dasselbe Haus, in welchem er schon am 14. August, damals, als er den großen Fehler beging, umzukehren und die Herausforderung der ersten Armee anzunehmen, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Gegen 6 Uhr kam Prinz Friedrich Karl von Tournebride zurück; er hatte dort in Strömen von Regen ausgehalten, bis der letzte Mann vorüber war. Er trat in den Salon ein, und ging auf den Marschall mit beiden entgegengestreckten Händen zu. Einige Secunden lang sahen sich die beiden Feldherrn, die sich zehn Wochen lang mit so hartnäckiger Energie gegenüber gestanden und bekämpft hatten, forschend und erklärend einander an. Dann führte der Prinz ihn nach seinem Cabinete, wo er mit dem General v. Stiehle etwa drei Viertelstunden allein blieb. Nach einer Weile ließ man das Gefolge des Marschalls, das unterdessen im Speisesaale gewartet hatte, eintreten, und aus dem Zimmer des Prinzen kommend, stellte der Marschall seine Officiere dem preußischen Oberbefehlshaber vor. Darauf verabschiedete sich Bazaine und hatte auf dem Hofe schon sein Pferd bestiegen, als der Prinz barhaupt ihm noch einmal nachkam und ihm nochmals die Hand reichte mit den Worten: „Ich werde es beim König befürworten. Aachen — Cassel!" (Schluß f.)

## Ein Kampf mit Piraten.

Dem Briefe eines jungen Schleswers, welcher gegenwärtig auf der bremer Bark „Coriolan" fährt, entnimmt die Schlesw. Ztg. folgende Schilderung eines Kampfes mit Piraten: „Montag, den 19. Februar 1872, Morgens 5 Uhr, sichteten wir die Anker und verließen Bombay bei mäßiger Brise. Um 8 Uhr Nachmittags verließ uns der Lootse. Um die 19 Grade, welche Bombay von der Linie trennen, zu umsegeln, brauchten wir 1½ Monate, da wir mit wochenlangen Windstillen zu kämpfen hatten. Wir segelten immer ungefähr einen Grad von der Küste entfernt und waren auf dem 10. Breitengrade, als wir des Nachts drei Dhaunen bemerkten, die uns ziemlich verdächtig vorkamen. Der Capitän hielt sie für Seeräuber. Da wir aber Brise hatten, so durften wir hoffen, ihnen zu entgehen. Des Morgens fing die Brise an, flauer zu werden, bis sie endlich ganz erstarb. Von den Dhaunen war nur noch eine in Sicht, die uns aber immer näher kam, da sie, wie wir durchs Fernrohr sahen, durch lange Ruder bewegt wurde. Nun war ein Kampf unvermeidlich und der

Digitized by Google

Capitän traf demgemäß seine Anordnungen. Da wir erst nach Montevideo gingen, so hatten wir auch nicht eine Kanone, nicht ein einziges Gewehr an Bord, nur der Capitän hatte als Schußwaffe einen kleinen sechsläufigen Revolver. Das waren allerdings schlechte Aussichten gegen einen viel stärkeren Feind, denn wir waren alle zusammen nebst achtzehn Mann an Bord, während in einem einzigen Seeräuber-Fahrzeuge wohl niemal so viel sind. Für den Handel an den wir nur eine Dschunke, die beiden anderen waren nicht zu erblicken. Es war ungefähr 2 Uhr Nachmittags, als sich die eine Dschunke auf Kanonenschußweite genähert hatte und hinter unser Heck sich legte. Sie schien offenbar auf das Eintreffen der beiden anderen zu warten. Sie hatte auch nicht lange zu warten, denn wir bemerkten durchs Fernrohr, daß die eine sich von Norn und näherte, während die andere am Steuerbord heraufkam. Die hinter uns liegende fing nun an, auf uns zu schießen, that uns jedoch keinen weiteren Schaden, als daß eine Kugel unser Compaßhaus demolirte und ein paar Schüsse in das Takelwerk gingen. Dabei kam sie immer näher. Während dessen hatte der Capitän einen Kessel von Pech kochen, das Deck damit begießen, und so lange es noch warm war, überall Glassplitter hinein stecken lassen. Wir selbst mußten Stiefel anziehen, damit wir keinen Schaden nehmen konnten. Was der Capitän vorausgesehen hatte, geschah auch; denn als die erste Dschunke sich langseits legte und die Seeräuber enterten und mit dem Geschrei: „Allah! Allah!“ sich auf uns stürzen wollten, brachen die ersten von ihnen zusammen, da sie sich die Glassplitter in die Füße gebohrt hatten. Als sich der Capitän jedoch über die Beeling beugte, um zu sehen, wie viel wohl in dem Boote seien, da flog ein wahrer Speerschauer über unsere Köpfe weg. Zehn von uns, darunter auch ich, hatten Aexte, während die anderen Handspeichen halten. Die eine Hälfte war auf der Luk, während die andere mitschlug war. Im nächsten Augenblicke waren wir mitten unter ihnen, und ein Gemetzel begann, das wirklich schauderhaft war. Unterdessen war die andere Dschunke nahe herangekommen und hatte sich vor den Bug gelegt und, wie uns das Geschrei bewies, waren die Piraten auch dort mit uns handgemein geworden. Von uns standen nur noch 4 Mann, während vorn noch 6 von uns standen, obgleich sie, wie wir bald alle, verwundet waren. Mich hatte ein Speer in die linke Schulter getroffen. Langsam und fortwährend kämpfend, zogen wir uns auf Achterdeck zurück. Dort verbarrikadirten wir uns hinter die Boote. Während die Malaien den Gesallenen die Köpfe abschnitten, dieje an den Haaren zusammenbanden und über die Schulter warfen, jendete der Capitän Schuß auf Schuß in den dichtgedrängten Haufen. Wir waren nahe daran, zu verzweifeln, denn was sollte aus uns werden, wenn die dritte Dschunke herankam? Als ein Windstoß den Pulverdampf etwas auseinander riß, sahen wir einen Dampfer nahen, der sofort sein Feuer auf die dritte Dschunke begann; nach einigen Schüssen fing die Dschunke an zu sinken, und die Seeräuber sprangen in's Wasser, um sich durch Schwimmen zu retten. Schnell ließ der Dampfer seine Boote in's Wasser, und nun wurde Jagd auf die Piraten gemacht, während der Dampfer mit voller Dampfkraft sich uns näherte. Sobald wir aber das bemerkt hatten, waren wir mit einem donnernden Hurrah unter die Seeräuber gestürmt und hatten niedergemacht, was uns in den Weg kam. Dabei stieß mir der eine noch seinen Kris in meinen rechten Oberarm. Der Dampfer (es war ein englisches Kanonenboot und führte sechs Kanonen) überrannte unterdessen die Dschunke vor dem Bug, da diese von der Mannschaft verlassen worden war, dann legte er sich langseits der anderen, deren Mannschaft sich zum größten Theile auf unserem Schiffe befand, während die Uebrigen Anstalt trafen, fortzurudern, und mit einer wohlgezielten Flintensalve wurden die nach Lebenden ihrer Gefährten nachgeschickt; 10 waren es, die sich uns, als sie sahen, daß Alles verloren war. Der Wundarzt des Dampfers verband uns, da wir alle, mit Ausnahme des Capitäns, verwundet und 10 von unserer Mannschaft geblieben waren, darunter der erste Steuermann. Nachdem wir uns etwas erholt hatten, warfen wir die Leichen der Seeräuber (es waren deren 50 Stück) über Bord. Ueber die Gefangenen wurde Kriegsgericht gehalten und sie sämmtlich zum Strange verurtheilt. Die Mannschaft des Dampfers traf Anstalten dazu. An den Staaken von unseren und des Dampfers Segeln und Bramraaen wurden Blöcke angebracht, Taue durchgeschoben, die Schlinge den Gefangenen um den Hals gelegt, — ein Stoß von der Beeling und 10 Leichen baumelten in der Luft. Der Capitän bewerte 12 Matrosen von dem Dampfer, da wir sämmtlich dienstunfähig waren. Es war ungefähr 6 Uhr geworden, mehr und mehr sprang die Brise auf, und bald lag der Schauplatz des Kampfes hinter uns. Der Dampfer blieb die Nacht in unserer Nähe; am nächsten Morgen verließ er uns, nachdem er uns mit Waffen und Munition versehen hatte, auch den Wundarzt überließ er uns. Am nächsten Morgen wurden die Leichen der Unsrigen in's Wasser gesenkt. Von uns waren geblieben: der erste Steuermann, der erste Zimmermann, sieben Matrosen und ein Junge. Ich bin ungefähr acht Wochen dienstunfähig gewesen, denn der Speer war an einer Seite hinein und zur anderen hinausgefahren. Acht Leichen von den Unseren waren ohne Köpfe, wahrscheinlich hatte einer der über Bord Gesprungenen sie mitgenommen. Doch weit werden sie wohl nicht gekommen sein, indem die Boote des Dampfers den Schwimmenden nachjetzten und auch die Haie unter ihnen aufgeräumt haben werden. Die Leichen der Seeräuber waren meistens gräßlich anzusehen, dem größten Theile waren die Schädel eingeschlagen.“

## Miscellen.

=* Aus dem Elsaß, 29. Aug. Ein elsäßischer Gerichtsvollzieher gab seinen Gehilfen über den deutsch-französischen Krieg dadurch Ausdruck, daß er in seinem Repertorium nach dem Eintrage eines Actes vom 16. August 1870 auf die nächste Linie die Worte setzte: Guerre. — Invasion. Affaire néant. — Réquisitions. — République. — Défaite. — Désastre. — Honte. (Zu deutsch: Krieg. — Feindlicher Einfall. Nichtswürdige Geschichten. — Requisitionen. — Republik. — Niederlage. — Mißgeschick. — Schande. — Den deutschen Beamten, welche später das Repertorium zu prüfen hatten, gab diese Art der Gefühlsäußerung natürlich Stoff zu köstlicher Erheiterung.

Wien, 24. August. Gestern ist hier der Brigadier Generalmajor Preradovic zu Grabe getragen worden, ein geborner Gränzer und einer der bedeutendsten südslavischen Dichter. Seine ersten Gedichte schrieb er deutsch, da er, schon als Kind der Heimath entfremdet, seiner Muttersprache nicht mehr mächtig war; in seinen späteren südslavischen Garnisonen aber holte er das Versäumte ein. Viele seiner Gedichte, gesammelt unter dem Titel „Proenel“ (Die Erstlinge) und „Nove vyesne“ (Neue Lieder) leben als nationale Lieder im Munde des Volkes, und seine epischen Dichtungen, namentlich „prvi ljude“ (Die ersten Menschen) können überall als mustergültig gelten. Prerabovic hat alle Kämpfe Oesterreichs seit 1848 mitgekämpft, und war auch eine Zeitlang Adjutant des Ban Jellacic.

## Anagramm.

Ich grüße Dich — doch nur in roſ'gem Schimmer —,
Weh Jedem, den Dein trübes Bild umfaßt!
Bald in der Sorge Nacht ein Sternenflimmer,
Bald eine Unart, Frohen eine Laſt,
Hab' ich zum Anagramm Dich erleſen
Am Ende nur, weil ich bei Dir geweſen.

Doch fällt mein Blick auf die verſetzten Zeichen,
Steht eine Fichte ernſt im Dichterwald;
Manch hohes Lied entrauſchte ihren Zweigen,
Das dang durch alle Herzen hallt,
Bis ſchwer Gewölk ſich um die Wipfel thürmte
Und tödtend nach dem Mark der Seele ſtürmte.

**Auflösung der Charade in Nr. 102:**
Marie — Arie.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 105. Speyer, Dienstag, den 3. September 1872.


## * Michel Busch.

Erzählung aus dem Pfälzischen Bauernkriege von Wilh. Koch.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen — es war das Fest des heiligen Johannes des Täufers — rückten die Lanzenknechte in die Ebene vor; die Reiterei aber und die Fürsten hatten die Höhe des Georgenberges besetzt und bildeten um die Kapelle einen weiten Ring, in welchem Gericht gehalten werden sollte. Der Marschall, der mit 300 Reitern vom Stadtthore aus bis auf den Berg eine Gasse gebildet hatte, damit Keiner entkomme, befahl jetzt den Bauern, die Waffen niederzulegen und vor dem Churfürsten zu erscheinen. Nochmals warnte er ernstlich vor jedem Fluchtversuche; und still und schweigsam bewegte sich der lange Zug der Bauern durch einen Hohlweg nach der Gerichtsstätte. Hinter den Letzten schlossen sich die Thore der Stadt, theils um denen, welche in derselben zurückgeblieben, das Entkommen zu erschweren, theils um zu verhindern, daß die Einwohner von Pfeddersheim Zeugen des Gerichtes wären. Es war gewiß ein saurer Gang für die Bauern und Allen mochte das Herz recht schwer sein und bange unter dem Wams pochen, denn nicht allein der Rückblick auf die verübten Schandthaten und die Furcht vor der zu erwartenden Strafe war es, was sie mit Angst erfüllte, sondern zumeist das Bewußtsein, daß dieser Gang der redende Zeuge war, daß ihre Hoffnung auf Befreiung von Knechtschaft, Zehnten und Leibeigenschaft eine eitle gewesen, daß sie die rechten Mittel zur Erlangung besserer Verhältnisse nicht gewählt, daß der Bauer abermals in die Gewalt der Ritter und Burgherren gegeben sei und die Zukunft ebenso schwer, vielleicht noch schwerer, sich gestalten werde, als die Vergangenheit gewesen.

Sei es, daß die Erwägung dieser Umstände die Köpfe der Gefangenen verwirrte, sei es, daß eine plötzliche Furcht sie befallen: — wie auf ein verabredet Zeichen ergriffen mit einem Male die Letztern des Zuges, als sie einen Kreuzweg erreichten, die Flucht und stoben nach allen Seiten auseinander. Die Trierer Reiter sprengten ihnen nach und hieben die Flüchtlinge ohne Gnade nieder. Und plötzlich, wie auf ein Commando, fiel die ganze Reiterei über die wehrlosen Bauern her; vom Berge herab und aus der Ebene sprengten sie mit ihren blanken Schlachtschwertern auf die Waffenlosen ein und mähten sie nieder — ein entsetzliches Blutbad!

Vergebens waren des Churfürsten Befehle, vom Gemetzel abzulassen; im Waffenlärm und im Geschrei der Schlachtopfer verhallte seine Stimme.

„Es ist des vergossenen Blutes genug!“ schrie er, sich mit seinem Feldhauptmanne und dem Hofkanzler in das dichteste Getümmel werfend; „es sind meine Bauern, die ihr schlachtet; man muß die Verirrten durch Milde bessern! Ich bitte und befehle, vom weitern Schlachten abzulassen!“ *)

Endlich, nach langem Wüthen, und als bereits achthundert der Unglücklichen das Feld sterbend oder todt deckten, gelang es ihm, seinem Worte Geltung zu verschaffen. Es war des Blutes schon zu viel geflossen und die ganze Ebene bot einen grausenerregenden Anblick. Die Reiter brachten die noch lebenden Bauern vor die Fürsten: — und dreißig Rädelsführer starben im Angesichte Aller durch des Henkers Beil. Die Uebrigen zogen, nachdem sie abermals den Eid der Treue geschworen, still und traurig von dannen in ihre Dörfer.

* * *

Es dämmerte. In der freundlichen Stube des Hauses von Löwenstein saß Barb an der Seite Michels. Die Heftigkeit des Fiebers war gebrochen, allein Michel fühlte sich noch so schwach und entkräftet, daß er es nicht wagen durfte, das Lager zu verlassen oder gar sich in die Sache der Bauern zu mischen. Er war also trotz seiner Ungeduld sowohl durch seine körperliche Schwäche, als durch den ausdrücklichen Befehl der Burgfrau verurtheilt, in Unthätigkeit die Entwicklung des Drama's abzuwarten. Freilich wurmte ihm diese Zuschauerrolle im Schlußacte eines Trauerspiels, in das er bis dahin so thätig eingegriffen und dessen Fäden er selbst gezwirnt hatte. Mit Abnahme des Fiebers war die geistige Klarheit des Bauers zurückgekehrt; nur die noch immer auffallende Blässe seines Antlitzes war das äußerlich wahrnehmbare

*) Crimit. l. c.

Digitized by Google

Zeichen einer kurzen, aber heftigen Krankheit. Die Frauen beriethen sich, denn der Marschall war mit der Rennfahne in die Stadt geritten und hatte sämmtliche Einwohner aufgefordert, ihre Häuser, Keller und Scheunen zu durchsuchen und die sich noch bergenden Bauern ihm vorzuführen.

Da die Ermüdung der Reiter es nicht zuließ, die Stadt wie in der vorhergehenden Nacht rings zu umstellen, so zählte er die in der Stadt befindlichen Bauern, deren er noch fünfhundert vorfand, ließ ihre Namen niederschreiben und schloß sie dann in die Kirche, deren Thüren und Fenster er strenge bewachen ließ. Den Bürgern aber machte er es zur Pflicht, alle Bauern auszuliefern und darüber zu wachen, daß Keiner entkomme; mit ihrem Leben sollten sie für die Gefangenen bürgen. Dem Marschall, sowie dem Vogt von Schönberg und von Fleckenstein war die Vollmacht übertragen worden, am andern Morgen die Bauern zu richten.

Die Berathung der Frauen unterbrach der Hufschlag eines Rosses, das unter dem Fenster des Hauses hielt.

„Von Kleen!“ rief Adelgunde freudig aus, „er lebt und bringt Nachricht vom Vater!“

Es war in der That der Ritter, der jetzt das Haus betrat und, von den Frauen begrüßt, dem großen Saale zuschritt.

Diether von Kleen, den wir nach dem Zweikampfe mit Michel Busch verließen, hatte sich von dem betäubenden Sturze wieder erholt. Außer der Erschütterung und einer unbedeutenden Kopfwunde hatte er keine erhebliche Verletzung davongetragen. Als das Bewußtsein zurückkehrte und er wuthschnaubend, aber vergebens seinen Feind ausfindig zu machen suchte, hatte sich der Kampf bereits in die Ebene gezogen und das wilde Getümmel der Streitenden schlug dumpf an sein Ohr. Bald nahm er wieder Antheil am Streite und der Verfolgung der Bauern; allein den Mann, den er suchte, traf er nicht.

Der Ritter berichtete den Frauen die einzelnen Kämpfe und die gänzliche Unterwerfung der Bauern, die nunmehr gezüchtigt seien für immer. „Die Burschen wollten es nicht anders,“ schloß er seine Erzählung; „morgen wird der Marschall hier in der Stadt Gericht über die Letzten halten; Keiner soll uns entkommen!“

„Ich will die Bauern nicht vertheidigen,“ versetzte die Burgfrau Gebelin, „denn sie haben in ihrer blinden Wuth schrecklich im Lande gehaust; aber bei Erwägung, daß die Unglücklichen durch den Druck, der auf ihnen gelastet, zur Empörung gereizt worden sind, sollte es doch bei dem Geschehenen belassen bleiben und der Sieger Gnade für Recht ergehen lassen.“

„Der Hund, dem Du schmeichelst, springt an Dir herauf; der, den Du züchtigst, schmiegt sich zu deinen Füßen!“ versetzte der Ritter kalt.

„Wir Frauen denken anders,“ nahm Adelgunde das Wort; „in unserer Brust wohnt noch Mitleid mit den Verirrten und ist nicht jeglich menschlich Gefühl erstickt. Auch die Bauern sind Menschen!“

„Woher hat meine Braut diese Philosophie?“ spottete der Ritter.

Dieser Ton verletzte die Jungfrau tief. „Es hat mir wehe gethan,“ entgegnete sie, „hören zu müssen, in welcher Weise Ihr, Diether, mit euern Bauern verfahren seid. Das war hart und ungerecht von Euch, die Hütten der Armen, die den Zehnt' nicht zahlen konnten, in Brand zu stecken!“

„Und wer beschuldigt mich dessen?“ fragte der Ritter mit finsterem Blick.

„Wollt Ihr Zeugen? Wir haben hier im Hause ein Mädchen und einen kranken Bauer, die werden es Euch in's Gedächtniß zurückrufen!“

„Die möchte ich sehen! — Freilich einem solch saubern Paare wird blindlings Glauben geschenkt!“...

(Schluß folgt.)

## Zur Uebergabe von Metz.

(Schluß.)

O, welches Wetter in den letzten Tagen vor Metz; Alle seine Reservoire entleerte der Himmel auf die arme Erde und über Freund und Feind zugleich. Der Himmel weint über Frankreich seine Thränen! sagte mein Wirth, am Fenster stehend, mit sentimaler Phrase! doch als im selben Augenblicke der Sturmwind ihm einen Theil des Zinkdaches seines Hauses abhob, hörte die Sentimentalität auf, ein kräftiger Fluch entfuhr seinen Lippen und das Schlußwort desselben war Bazaine. Dieser Name war bei den Franzosen der Inbegriff aller Laster und Schande; es gab keinen Laut, bei dem sie virtuoser durch das ganze Zimmer spuckten und mehr in Exaltation geriethen; Napoleon war gegen Bazaine ein Engel in Lichtgestalt! — Bazaine hatte von ihm die Erbschaft des Nationalhasses angetreten. Sprach man in Metz zu irgend Jemanden, zu dem Höchsten wie zu dem Niedrigsten, zu dem Dümmsten und zu dem Gescheitesten den Namen Bazaine aus, wie eine Losung bekam man die Antwort: Traitre! Die Leute leisteten einen heiligen Schwur darauf, daß der Marschall von Preußen erkauft worden sei. Als Jemand dem Prinzen Friedrich Karl die Gerüchte von dem Erkaufssein des Marschalls rapportirte, antwortete der Oberbefehlshaber: „Wenn ich das hätte thun wollen, dann hätte ich nicht so lange gewartet.“

Die ganze Situation, das gräßliche Elend und der endgiltige Entschluß des Oberbefehlshabers, demselben ein Ende zu machen, wurde einem klar, wenn man den Zustand der Lager sah, in denen die Truppen campiren mußten, denn in die Stadt kamen sie doch nicht. Ich sah nur das zwischen St. Quentin und Plappeville, aber die anderen sollen diesem ganz ähnlich gewesen sein. Das ganze Feld war eine große Sumpf- und Morastfläche, von Baracken war wenig zu sehen, es fehlte an Holz, deren zu erbauen; man

Digitized by Google

hatte im Anfange sich mit Baumästen und Laub geholfen, aber bald waren auch diese in der Umgegend verbraucht; Stroh müssen sie schon längst nicht mehr gehabt haben, denn man sah davon nur wenig Spuren aber desto mehr Ueberreste von Pferde-Cadavern, Gerippe, einzelne, halb verwoste Fleischtheile, ein Leckerbissen für die Aasvögel, die sich in großen Massen darum gesammelt hatten. Man konnte deutlich noch die Spuren erkennen, wo die Zelte vertheilt waren; sie gingen tief in den aufgeweichten schlammigen Erdboden, und hier, zur Hälfte in der Erde, mußte der Soldat campiren. Einzelne Zeugzelte waren noch aufgeschlagen, aber als man näher kam, um einen Blick in das Innere zu werfen, wich man entsetzt zurück, der Leichnam eines Soldaten lag darin. Ob an Hunger oder Krankheit gestorben? Wer weiß es, aber nicht ein vereinzelnter Fall war das, überall waren solche Zelte noch zu schauen, zum Anzeichen, daß dieselben einen Todten beherbergten, dem man in seinem Zelte gleichsam noch ein sprechendes stummes Denkmal der allgemeinen Noth und Verwüstung setzte.

Von den Lagern führte der Weg zu dem Fort St. Quentin steil aufwärts, so jäh, daß wir auf der Hälfte desselben unsere Wagen zurücklassen und tüchtig emporklettern mußten. Unsere Pionniere hätten bei dieser Beschaffenheit des Bodens, der überall Stein und nur Stein zeigt, keine regelmäßige Belagerung durchführen können. In der halben Höhe des Berges lief um denselben eine Eisenbahn, die bestimmt war, den Kies und Sand zu den Schanzwerken des Bollwerkes herbeizuschaffen, das erst durch die Bazaine'sche Armee in einer so formidabeln Weise befestigt worden war. Wenn man die Spitze erklommen hatte und vorn auf dem Walle stand, dann mußte man sagen, daß es vielleicht nur wenige Punkte gibt, welche einen festen Ort so unüberwindlich sicher beherrschen und beschützen konnten, wie dieser. Wären unsere Truppen auch durch das Feuer der Forts gekommen, von denen wieder eines das andere beherrschte, dann hätten ihnen die Wälle und Gräben der Festung selbst ihr „Zurück" zugerufen. Das Fort St. Quentin besteht aus einem sogenannten Hohlwerke, einem kolossalen Casemattenbau, um den sich rings die Wälle legen. Von diesen ist der aus Sandsteinquadern aufgeführte Bau durch einen tiefen, rings um das Hohlwerk gehenden Graben getrennt; nimmt man die Form eines länglichen Viereckes an, so sind namentlich die westliche und südliche Seite desselben mit massenhaften Schanzbauten eingedeckt, also diejenige, welche nach dem Plateau und die zweite, welche nach dem Moselthale hin gelegen ist und von denen beiden allein ein Angriff hätte denkbar sein können. An diesen Seiten hin waren auch die Batterien in unbedeckten Geschützständen errichtet, weniger, als man anzunehmen berechtigt war. So mochten auf St. Quentin etwa gegen dreißig Geschütze aufgepflanzt sein, die meisten kleinen Calibers, auch kleine Bombenmörser waren nach dem Moselthal hin aufgepflanzt, 24-Pfünder und noch größere Caliber; aus diesen kamen die Granaten etwa 7500 Schritt weit in den Bahnhof von Ars-sur-Moselle gestogen.

Daß die Generale nicht mehr Herren der Situation ihren Truppen gegenüber waren, bewies eine Verschwörung, der es nur an einem Haupte fehlte, um etwas zu wagen. Als einige Tage vor der Capitulation in der Stadt ein Aufstand entstanden war und der Festungscommandant demselben mit aller Energie begegnen wollte, verweigerten die Officiere und Mannschaften, von ihrer Waffe Gebrauch zu machen.

„Ich war von Schreck erfüllt, als ich sah, mit wie wenigen Truppen die Preußen von den Forts Besitz nahmen", sagte einer der französischen Generale zu einem unserer Stabsofficiere.

„Warum? Glauben Sie, wir hätten Furcht?"

„O Pardon! Wir haben Sie in dieser Beziehung zur Genüge kennen gelernt. Nein, das nicht, aber wer hätte Ihnen dafür gestanden, daß die Verschwörer trotz aller Verträge, die gerade sie verabscheuten, in Anbetracht Ihrer Minderheit einen Handstreich versuchten? Glauben Sie mir, wir hatten alle Fäden der Verschwörung in der Hand, alle Corps waren darin verwickelt, nur nicht das Gardecorps, mit Ausnahme eines einzigen Oberstlieutenants. Wenn die Sache so ruhig abging, wie man es nur wünschen konnte, so war das nur in der Voraussicht der Unruhestifter geschehen, daß Sie mit größeren Truppenmassen kommen würden. Und jetzt haben Sie sie durch Ihren Muth verblüfft."

Derselbe Officier, gegen welchen der Franzose diese Aeußerung machte, hatte den Auftrag, „des Hauses Schlüssel" zu verlangen. Der Maire der Stadt überlieferte ihm die Schlüssel zu den fünf Thoren der Stadt. — Frühere Jahrhunderte hatten dieselben geschmiedet, die Zeit hatte ihren ehrwürdigen Rost dazu gegeben; um sie aber in der Tasche zu tragen, dazu waren sie ein wenig zu gewichtig, dafür wurde für dieselben auch ein Etui gemacht, in welchem sie dem Generalfeldmarschall Prinzen Friedrich Karl übergeben wurden. Gegenwärtig sind sie mit den Fahnen, so viel ich weiß, in dem Berliner Zeughause niedergelegt worden. Der Maire war bei der Uebergabe der Symbole des Besitzes der Stadt und Festung Metz so gerührt, daß Thränen ihm fast die Stimme erstickten.

An demselben Tage hatte der Officier eine Unterhaltung mit dem Festungscommandanten, dem General Coffinières. Die Fahnen und Standarten sollten herausgegeben werden. Der General machte erst Ausflüchte, es seien leider die meisten von den Soldaten verbrannt oder vernichtet worden; dann aber auf das Andringen des Beauftragten und auf den Hinweis der Convention, daß keinerlei Kriegsmaterial der Vernichtung anheimgegeben werden dürfe, gab er die Auskunft, daß dieselben in dem und dem Zimmer des Arsenals in einem Bureau verborgen seien. Er habe sie am Tage vor der Uebergabe den Regimentern abnehmen, mit einer Leinwandhülle umwickeln und sie dorthin stellen lassen. Er sei dabei von der stillen Hoffnung geleitet worden, daß man der Fahnen und Siegeszeichen der Armee vergessen und ihn der trau-

Digitized by Google

rigen Nothwendigkeit überheben würde, dieselben zu überliefern. Man hätte sie später wohl gefunden.

Es waren sechsundfünfzig Fahnen und Standarten, Tricoloren, blau-weiß-roth, mit gelben Kronen, Lorbeerkränzen und dem Buchstaben N gar reich verziert. So sehr zerfetzt manche auch waren, und wenn auch viele darunter in den Namen Marengo bis Solferino die Kriegsgeschichte Frankreichs vom ersten Napoleon an bis zum dritten in goldenen Lettern trugen, so wäre es dennoch ungerechtfertigt, anzunehmen, daß dies wirklich die alten historischen Waffenzeichen Frankreichs waren. Diese sind längst dahin. Wie in jeder Armee, so wurden auch in der französischen die Fahnen und Standarten nach einer gewissen Reihe von Jahren erneuert; so waren auch die in Metz vorgefundenen neueren Datums, aber neu geschmückt mit den unvergeßlichen Namen der historischen Waffenthaten, welche die betreffenden Regimenter von dem Gründer des ersten Kaiserreichs an verrichtet haben.

## * Der Submissionsweg.

Sip' letscht ze Landa drin beim Bier,
— Die Werthschaft heißt zum Hackel —
Kummt Emer rei zur Schtubedhür
Un macht en Mordsspektakel:
„Die Welt, sagt er, werd ganz verrückt,
Die Mensche immer dummer,
Do werd mer im April rum g'schickt, —
So Leit macht's gar le Kummer!
Schtieht geschtern do im Wocheblatt:
— Mei Nachber hat mer's gewe —
„Ul'm Suppmissionsweg in der Schtadt
Do werren Schtee vergewe."
Ich bräucht so alte, wolkte Schtee,
Mei Scheuer groß ze mache;
Sie werd mer anlangs doch zu klee;
Ich hab viel Frucht un Stadle!
Seit früh heut bin ich uf der Reeß, —
Schtet Brod un Handkeed zu mer;
Denn uf de Schtreging, daß mer's weeß,
Do werd em's Bruichtuch kummer. —
Am achte hot se selle sei,
— Jetz isch schun andem else —
Do schlag e Rägelwedder drei!
's isch nimme jetz ze helfe.
De ganze Morge laaf ich rum
Uf Aecker und uf Wisse;
— Ich bin im Uebrige nit dumm —
Wer kann die Weg all wisse?
Es isch nit recht; mer soll de Leit
Die Wäeg als besser b'schreiwe;
Wann ich zum Schtadtrath kumm noch heut, —
Die Krent'! — ne, ich los 's bleiwe." —
„Was, sag ich do, jetz seid ehr schtill
Mit euerem Kraksele;
Trinkt euer Bier, kumscht kummt de Büll
Der dut euch was verzehle!"
„Noch schweige, sagt er, seid net dumm,
Do soll mer ach net fluche?
Ich laaf seit früh im Feld erum
De Suppmissionsweg fluche!" —

**A. Keller.**

## Miscellen.

Berlin, 30. Aug. Die anwesenden Fremden haben jetzt Gelegenheit, fast allabendlich im Wallner-Theater das neueste dramatische Kunstspiel des Herrn v. Schweitzer: „Die Eidechse" zu sehen. Die Stücke des normaligen social-demokratischen Arbeitervereins-Präsidenten bewegen sich sämmtlich in der vornehmen Welt. Der Held des Stückes ist diesmal ein lüderlicher, aber edler Baron, der durch die Liebe zu einer verwittweten Baronin schließlich gebessert wird oder solche Besserung wenigstens verspricht. Eine große Zahl zweideutiger Personen beiderlei Geschlechts kommt in dem Stücke vor. Auch die Scenerie einer nächtlichen Conditorei" mit Spielhölle fehlt nicht und läßt an Naturwahrheit nichts zu wünschen übrig. Alle Kritiker geben zu, daß Herr v. Schweitzer in seinem neuen ebenso wie in seinem früheren Berufe sich auf die „Mache" versteht.

London, 27. Aug. (Ein neuer Leander.) Seit einer Woche etwa konnte man hier und da die Anzeige lesen, daß J. B. Johnson, der Held von London Bridge und „erster Schwimmer der Welt", von Dover nach Calais schwimmen werde. Anfangs hielt dies jeder für eine Ente. Denn wußte man auch, daß Hr. Johnson kein Anrecht auf die Titel „erster Schwimmer und Schwimmkönig" in mehr als dreißig Wettschwimmen darzethan hat, so war doch andererseits nicht zu vergessen, daß der Kanal zwischen Dover und Calais 19 Meilen breit ist, daß Fluth und Strömungen in Rechnung gebracht werden müssen, und die Entfernung zwischen vierzig und fünfzig englische Meilen beträgt. Der für das Schwimmkunststück festgesetzte Termin kam heran, und das Unternehmen fand — wegen schlechten Wetters nicht statt. Aber die Anzeige war doch keine Ente, und Hr. Johnson machte sich am Montag wirklich an das kühne Wagstück. Hr. Johnson fing seine Tour an und schwamm etwa 7 Meilen, dann mußte er an Bord des Schiffes genommen werden. Seine Füße waren erstarrt, und auf dem Schiffe konnte er kaum eine Tasse Thee bis an den Mund führen. Er hatte nicht an die Kälte gedacht, die doch auch in Rechnung zu bringen war.

Dem mündlichen Bericht des Oberingenieurs der Gotthardbahn, Herrn Gerwig, vor dem am 17. d. in Luzern versammelt gewesenen Verwaltungsrath, welcher schließlich den Vertrag über den Tunnelbau einstimmig genehmigte, entnehmen wir folgende Einzelheiten über den zu bauenden Tunnel: Die Maximalhöhe desselben ist 1152.5 Meter (Brenner 1867 Meter, Mont Cenis 1334 Meter). Der Tunnel wird 14.900 Meter lang und liegt am höchsten Punkte des Gebirges (Sustenhorn), 1800 Meter unter der Erdoberfläche. Der Sellalee kommt senkrecht 1800 Meter über dem Gewölbe zu liegen und soll zu keinerlei Besürchtungen Anlaß bieten. Auf der Südseite wird die Tremola als Wasserkraft benützt. Die Bohrmaschinen werden durch drei Turbinen mit 120 Meter Druckhöhe in Thätigkeit gesetzt. Bei Göschenen liefert die Reuß die nöthige Wasserkraft, die bei der ersten Brücke oberhalb Göschenen am linken Ufer abgeleitet wird. Die Einschnitte zum Tunneleingang sind bereits in Angriff genommen, und bis Winteranfang sollen die Arbeiten so weit vorgerückt sein, daß die Arbeiter im Bauche des Gebirges vor der Kälte geschützt sind.

## Charade.

Geboren ward im ersten Paar
Ein Schneider trug-bestissen,
Drum ward er trotz gesalbtem Haar
Mit Zangen auch zerrissen.
Kein Waidmann geht wohl auf die Jagd
Mit meiner bloßen Dritten.
Vernunft, sie wird zur blinden Magd,
Vom Ganzen arg bestritten.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 106. Speyer, Donnerstag, den 5. September 1872.


## * Michel Busch.

Erzählung aus dem Pfälzischen Bauernkriege von **Wilh. Koch.**

(Schluß.)

Adelgunde führte ihren Verlobten in die anstoßende Kammer. Eine Kerze erhellte das Gemach und warf ihren vollen Schein auf Michel und Bard. Wie wenn eine giftige Schlange ihn gestochen, so prallte von Kleen beim Anblicke seines Feindes zurück: diese Begegnung hatte er nicht erwartet. Sprachlos richtete er seinen Blick auf Michel. Die Ueberraschung, der Grimm, die Wuth, die sich in den ersten Momenten in seinen Zügen abgespiegelt hatten, wichen bald einem kaum merklichen Lächeln, das die Lippen umspielte; aber dieses Lächeln kam Bard entsetzlicher vor, als die zuvor gerunzelte Stirn und die finster drohenden Brauen. Auch Michel war vor Ueberraschung aufgefahren. Eine leichte Röthe färbte seine bleichen Wangen und unwillkürlich ballte er die kraftlose Rechte. Keiner sprach ein Wort und doch war dieses stumme Mienenspiel beredter, als Worte es sein können.

Erstaunt betrachtete Adelgunde die seltsame Gruppe; sie mochte Böses ahnen und machte sich schon Vorwürfe über ihre Handlungsweise.

Jetzt wandte der Ritter verächtlich dem Bauer den Rücken und verließ schweigend das Gemach. Besorgt folgte ihm seine Braut.

„Was habt Ihr?“ fragte sie, „was ist Euch?“

„Ihr beherbergt ja einen saubern Burschen in euerm Hause,“ sagte er, das Wort an die Gräfin von Löwenstein richtend. „Wißt Ihr nicht, welche Strafe der Churfürst allen denen angedroht hat, die den widerspenstigen Bauern Vorschub leisten?“

„Kennt Ihr den Mann?“ fragte die Burgfrau Gebelin.

Ein spöttisches Lächeln zuckte um des Ritters Mund. „Ob ich den Menschen kenne? — Fragt mich, wer eure Burg überfallen, in dem Augenblicke als ich Adelgunde an den Altar führte; wer Feuer in das Schloß Scharfeneck geworfen, wer einen meiner Kriegsknechte in wildem Trotze niederschlug — fragt mich, wer einem Tiger gleich mich verfolgte und mir tödtlichen Haß geschworen; wer der Haupträdelsführer des Haufens war, so antworte ich: der da ist's!“

Die Frauen blickten verwundert auf. Da aber trat Adelgunde vor und eine leichte Röthe des Unmuthes überlief ihr Antlitz, als sie entgegnete:

„Und fragt Ihr mich, wer mich aus dem brennenden Schlosse mit eigener Lebensgefahr gerettet, wer den Brand des Schlosses nicht gewollt, so antworte ich ebenfalls: der da ist's! — Und fragt Ihr weiter, wer ist's, der den armen Menschen zum Trotze gereizt, wer ihm seine letzte Hab' genommen und seine Hütte obendrein angezündet, daß die alten, kranken Eltern mit verbrannt sind; wer aus dem friedlichen Bauer ein wildes Thier gemacht hat, so sage ich: Ihr seid's, Diether von Kleen!“

Auf des Ritters Stirne waren die Adern zornig geschwollen, allein er faßte sich und versetzte spottend: „Ihr seid ja eine warme Fürsprecherin für den Burschen, der hundertmal den Galgen verdient hat!“

„Ihr wollt den Unglücklichen, der hart genug gestraft ist, doch nicht dem Gerichte überliefern?“ nahm die Burgfrau das Wort.

„Er muß sterben!“ entgegnete von Kleen finster.

„Das wird er nicht, Diether,“ sagte Adelgunde, „er ist mein Schützling. Ich bitte, ich beschwöre Euch, laßt ihn!“

Kopfschüttelnd wandte sich der Ritter zur Seite.

„Bei meinem Zorne,“ fuhr das Fräulein fort, „noch seid Ihr nicht mein Gemahl! Vergesset die Unbill,“ setzte sie weich und flehend hinzu, „vergeßt das Geschehene.... Es ist kleinlich, über einen hilflosen Feind zu triumphiren, aber ritterlich ist es, den Schwachen zu schonen und dem Verirrten zu verzeihen! — Seid großmüthig, Diether!“ —

Ein kaum merkliches Lächeln umspielte abermals die Lippen von Kleen's, dann reichte er seiner Braut die Hand mit den Worten: „Es sei denn!“ Mit flüchtigem Gruß verließ er hierauf den Saal und das Haus.

* * *

Als der Morgen des 25. Juni graute, ritt der Marschall mit zehn Rotten durch die Thore von Pfedersheim und hielt auf dem Platze vor der Kirche. Er fand die Rebellen um dreihundert vermehrt, denn die Bürger hatten in der Nacht die in den Schlupfwinkeln und Kellern verborgenen Bauern hervorgezogen

Digitized by Google

und zu den Andern in die Kirche gesperrt. Dann verlas er mit lauter Stimme die Namen und verurtheilte nach kurzem Verhör vier und zwanzig Bauern zum Tode, die sofort enthauptet wurden. Unter ihnen befand sich auch der Fähndrich Merwein, Barb's Bruder. —

An dem Hause des Edlen von Löwenstein begehrten vier Kriegsknechte Einlaß und verlangten die Auslieferung des Rebellenhauptmannes Michel Busch. Er werde nicht dem Schwerte verfallen, berichteten die Knechte, müsse sich aber dem Gerichte stellen.

Ohne einen Laut der Erwiderung folgte der Bauer. Er war so schwach, daß die Füße ihn kaum zu tragen vermochten und die Führer sich genöthigt sahen, ihn zu unterstützen. Barb's Jammergeschrei erweichte selbst die harten Herzen der Kriegsknechte, die das Mädchen mit Gewalt abhalten mußten. Zweifelnd und ängstlich folgte Adelgundens Blick den Davonziehenden, und wenn ihr auch um das Schicksal des armen Bauers bangte, so vertraute sie doch dem Worte ihres Verlobten.

Michel erschien auf der Richtstätte vor dem Marschall. An dessen Seite erblickte er den Mörder seiner Eltern, seinen erbitterten Feind: — und jetzt kannte er sein Loos. Mit Aufbietung aller Kräfte versuchte er es, stark und fest vor seinen Richter hinzutreten; als Mann, nicht als Schwächling, wollte er sterben. Noch einmal stand Michel Busch hochaufgerichtet da, so, wie die Bauern ihn gesehen, wenn er sie in den Kampf geführt: sein Auge blitzte und die Lippen preßte er trotzig zusammen. Allgemein war er als Hauptmann und Anführer bezeichnet worden — und sein Sündenregister war lang. Alle an ihn gerichteten Fragen hatte er stumm nickend bejaht und zuletzt, mit der Hand auf den Ritter von Kleen deutend, nur die Worte gesprochen: „Dort steht mein Ankläger!"

Der Marschall winkte dem Henker. In demselben Augenblicke aber, als die Henkersknechte den Bauer ergriffen, durchschnitt ein herzzerreißender Schrei die Luft. — Allein ehe Barb die Reihe der Kriegsknechte durchbrochen hatte, war ihres Verlobten Haupt vom Blocke gerollt. . . . Mit einem dumpfen Schmerzensschrei brach das Mädchen zusammen und dann, sich wieder aufraffend, stürzte es, gleich als wolle es seinem übergroßen Schmerz, dem rohen Kriegsvolke nicht preisgeben, nach Hause zurück. — In ihren Mantel gehüllt, verließ Adelgunde das Haus, sobald sie die Hinrichtung des Bauers erfahren hatte.

In dem dunkelsten Winkel der Kammer, in der Michel die letzten Tage zugebracht, lauerte die arme Barb und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Sie weinte nicht, der Schmerz war zu gewaltig, als daß Thränen ihn hätten mildern können. Vergebens war Adelgunde bemüht, die Unglückliche zu trösten; — es gibt ein Leid, das sich nicht trösten lassen will.

Da erdröhnte die Treppe unter schweren Tritten und Sporengeklirr: von Kleen trat ein, freundlich grüßend.

„Jetzt unterbricht kein trotziger Bauer mehr unsern Brautzug," sagte er, Adelgunde die Hand entgegenstreckend.

Doch mit Würde erhob sich Adelgunde, und einige Schritte zurückweichend, erwiderte sie:

„Ihr wagt es, Ritter von Kleen, jetzt noch vor mir zu erscheinen? — Ihr, ein Treuloser und Wortbrüchiger? — Den Michel Busch habe ich nicht retten können, aber den Uebrigen habe ich Gnade beim Churfürsten erwirkt. Wir aber, Ritter, haben keine Gemeinschaft mehr miteinander — Ihr habt selbst euer Urtheil gesprochen!"

Und Barb bei der Hand nehmend, verließ das Edelfräulein stolz mit dem Bauernmädchen das Gemach.

## Der Höhenrauch.

Aus Muffrika. Welch ein sonderbarer Tag! Die Sonne steht am Himmel, aber läßt sich ungestraft in sie blicken, sie ist wie mit einem bräunlichen Spinngewebe überzogen, und dieser bräunliche Ton hat sich über Alles ergossen, was hell ist. Was man anblickt, sieht ganz anders aus, als sonst, die Gegenstände erscheinen größer, sie bewegen sich wie die Gestalten eines Schattenspiels, sind wie in Trauerflor eingehüllt; die grünen Blätter rollen sich zusammen, die Blumen senken matt die Köpfchen auf ihren Stengeln. Ein eigenthümlich brenzlicher Geruch erfüllt die ganze Luft, dringt überall ein, beschlägt, was im Freien ist; Wasser und Speisen nehmen seinen Geschmack an, und der Mensch selbst fühlt sich unbehaglich. Das ist der Höhenrauch oder Heerrauch, welcher alle diese Erscheinungen hervorbringt und dem man nicht ohne Grund üble Folgen auf das Pflanzenwachsthum zuschreibt. Er erscheint gewöhnlich im Monat Mai mit dem Nordwestwind. Lange Zeit hindurch hat man über seine Entstehung gestritten und die merkwürdigsten Hypothesen aufgestellt; noch auf der Naturforscher-Versammlung in Wien im Jahre 1856 wußte man keine genügende Erklärung der Erscheinung. Gegenwärtig ist darüber jeder Zweifel beseitigt: der Höhenrauch kommt vom Bremen der Moore in Muffrika. — In Muffrika? werden viele Leser zweifelnd fragen, und es ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß die Mehrzahl davon diesen geographischen Namen noch nicht gehört hat. Er hat sich auch nur im Volksmunde gebildet, ist aber in diesem landläufig giltig geworden. Muffrika nennt man ganz allgemein das Herzogthum Arenburg-Meppen in der hanover'schen Landdrostei Osnabrück. Den größten Theil des armseligen Districtes bilden unergründliche Torfmoore, welche mit denjenigen Ostfrieslands, Oldenburgs und Hollands im Zusammenhange stehen. Auf viele Quadratmeilen hinaus bedecken sie den Boden, ohne jede andere Erhebung, als die im Winde schwankenden Wollgräser und Binsen, hie und da eine verkrüppelte Sumpf-Erle oder ein Pfahl, eingeschlagen als Marke oder zum Reibepfosten für das wenige Vieh, das in den paar trockensten Sommermonaten hier eine kümmerliche Weide sucht. Den längsten Theil des Jahres

Digitized by Google

hindurch sind aber die Hochmoore — die noch unausgebeuteten, im Gegensatze zu den schon auf Torf abgebauten Legemooren — völlig unwegsam; nur der von Kindheit an ganz genau mit ihren Bültenfaden — Bülten sind feste Schollen, bei welcher man von einer zur anderen springt — Vertraute finden sich in ihnen zurecht, jeder Andere läuft Gefahr, einzubrechen und zu versinken. Wege lassen sich auf dem schwankenden Boden nicht anlegen, nur bei Frost und Schneedecke können Lasten mit Gespannen verführt werden. Dort ist auch das Land der schwimmenden Inseln; die trägen Moorflüsse der Bechte, Hunte, Hamme und wie sie sonst heißen, reißen häufig morgengroße Torfflächen ab und tragen sie sammt Allem, was darauf wächst und steht, oft lange Strecken meerwärts, bis ein Hinderniß sie stocken macht und die Insel wieder mit dem festen — oder besser dem zitternden — Lande zusammenwächst. In Holland, wo bekanntlich ganz dieselben Verhältnisse auftreten, hat man vom Anfang des vorigen Jahrhunderts (1720) an danach getrachtet, das Moorland in Cultur zu bringen. Auf diese Weise sind die, allerdings erst nach vielen Widerwärtigkeiten, zu hoher Blüthe gelangten Veen-Colonieen entstanden, welche, mitten im Moore gelegen, es verstanden haben, dieses grundlich auszubeuten und in ertragreiches Erdreich umzuwandeln. Allein die praktischen Holländer haben die Gründung desselben auch gleich am rechten Ende angefaßt. Sie stellten nämlich eine jede Veen zwischen zwei Canäle, welche, in dem Torfmoor ausgehoben, die Straßen zur Befrachtung seines nächsten Productes, des Torfes, später aber der gewonnenen Bodenerzeugnisse bildeten. Auf diese Weise nehmen die Colonieen Theil am allgemeinen Verkehr, haben eröffnete Absatzwege und konnten sich zu der Wohlhabenheit emporarbeiten, deren sie sich gegenwärtig erfreuen. Anders war und ist es in Muffrika. Auch hier wurden, und zwar vom Jahre 1786 ab, die Hochmoore colonisirt, und allein im Herzogthume Aremberg-Meppen nach und nach gegen 30 derartige Dörfer gegründet. Man versah die Colonieen mit Baumaterial, Saatkorn, auch wohl mit lebendem Inventar, wies ihnen eine beträchtliche Moorfläche als Eigenthum zur Bebauung an und überließ sie dann sich selber. Aber man hatte die Hauptsache vergessen: die Verkehrswege. Die Colonisten wohnten wie auf Inseln im Meere. Nur selten gestattete die Jahreszeit ihnen, ihre Schollen zu verlassen, Anderen, sie auf denselben zu suchen. Das Hauptproduct ihres Landes, den Torf, konnten sie als Brennmaterial nicht verkaufen, sie stachen ihn daher nicht, somit unterblieb auch die Entwässerung und Amelioration der Gründe. Aus gleichen Ursachen konnten sie kein Vieh halten, also auch keinen Dünger erzeugen; von einer ordentlichen Bodenbearbeitung konnte ohnehin nicht die Rede sein, da dieselbe theils unthunlich war, theils doch nichts geholfen hätte. Es blieb daher den armen Leuten, um ihrem Boden nur irgend etwas abzugewinnen, nur ein Mittel übrig, auf das sie wohl zuerst der Zufall geleitet hatte: das Brennen. Die oberste, von dem Winterfrost und der Frühlingssonne mürb und schwammig gewordene Bodenmarke wird abgeschürft und in Haufen gesetzt. Dies geschieht gemeinlich vom Beginn des Monats Mai ab. Sind diese Haufen einigermaßen abgetrocknet, so werden sie angezündet. Jetzt aber kommt erst das Mühsame der ganzen Arbeit. Angethan mit hohen hölzernen Stiefeln, den Südwester im Nacken und eine gewaltige Schürstange mit Krücke in den Händen tritt der Moorbauer nunmehr zwischen die glimmenden Haufen, reißt sie auseinander und sucht die einzelnen schmauchenden Fetzen möglichst gleichmäßig über die ganze Ackerfläche zu verbreiten. Hier entzünden sich die noch zerstreut umherliegenden Schollen und bald qualmt die ganze Fläche in dichten Wolken rothen Dampfes, in welchen die schwarzen Gestalten der Moorbauern mit ihren Schürbäumen ganz gespenstisch umherstiefeln. Sie müssen darauf achten, daß nirgends ein helles Feuer und auf diese Weise ein völliger Moorbrand ausbricht; zwar ist der Grund gemeiniglich zu feucht dazu, allein das Unglück ist doch schon öfters eingetreten. Diese Qualmwolken nun entführt der Wind aus Muffrika und verbreitet sie über halb Europa als Höhenrauch oder Moorrauch. Die Verbreitung desselben, über welche man besondere Karten hat, reicht ungemein weit: man hat den Moorrauch in Petersburg und Dublin, in Wien und Basel schon gar oft gehabt; im Süden setzen ihm die Alpen eine Mauer entgegen, die er niemals übersteigt. Weil also arme Colonieen des Landes Muffrika sich nicht anders zu helfen wissen, um das liebe Brod zu erbauen, als durch primitive Brandcultur müssen Millionen belästigt und geschädigt werden! Allerdings war man lange Zeit darüber nicht einig, ob die Erscheinung des Höhenrauchs denn wirklich auf jene Ursache zurückzuführen sei, nachdem dieses einmal ganz authentisch festgestellt war, ging man auch sofort an die Beseitigung derselben. Das Einfachste wäre freilich das behördliche Verbot des Moorbrennens gewesen, allein dies ging nicht an, denn man hätte entweder viele tausend Menschen an andere Wohnplätze versetzen, entschädigen und ernähren müssen, oder sie geradezu dem Hungertode gewidmet. Die preußische Regierung, welche jetzt im beneidenswerthen Besitz von Muffrika ist, will das Uebel bei der Wurzel anpacken; sie hat ein vollständiges Canalisations-System ausarbeiten und in Angriff nehmen lassen, durch welches die muffrikanischen Colonien in das günstige Verhältniß der holländischen Veene gebracht werden sollen, worauf sie sich dann ohne Zweifel schon selber helfen und ihre Brandthaten aufgeben werden. Da bis zur Erreichung dieses Zieles aber immer noch einige Zeit verstreichen wird, binnen welcher der Höhenrauch sich gewiß nicht minder fühlbar macht als vorher, so ist der Nationalstolz erwacht und mit der Association in Gesellschaft getreten: die Norddeutschen wollen sich von ihren Brüdern und Nachbaren im Süden nicht länger nachsagen lassen: Ihr verpestet uns Gottes frische Luft, ihr sendet uns den Schaden in die Blüthen von Obst, Wein und Getreide! So hat sich denn schon im Juli 1870 zu Bremen ein „Anti-Moorbrennen-Verein“ gebildet, der sich nach und nach über ganz Nordwest-

Digitized by Google

deutschland erstreckt und allenthalben den größten Anklang gefunden hat. Am 2. April d. J. hat er seine zu Hannover stark besuchte General-Versammlung gehalten, welche an die Regierungen von Preußen und Oldenburg folgende Gesuche gerichtet hat: die Brandcultur eher einzuschränken, als sich ferner ausdehnen zu lassen; vor Allem fiskalisches Moorland nicht mehr dazu herzugeben, wo die Existenz der Bevölkerung es nicht geradezu erheischt; andere Culturmethoden, welche zum Ersatz des als Raubbau und Zufallswirthschaft zugleich anzusehenden Brennens geeignet sind, durch Staatsmittel zu fördern. Ueberdies sind seitdem die städtischen Behörden von Emden bewogen worden, eine erschöpfende Verwerthung ihres Stadtumrathes und Hafenschlammes für den düngerbedürftigen Moorboden in's Auge zu fassen, in welcher Hinsicht schon die Stadt Groningen in Holland als ein sehr beachtenswerthes Muster vorangegangen ist. Auch in der Colonie Neu-Aremberg, im Herzen von Mussrika, hat sich eine Actiengesellschaft gebildet, deren Zweck es ist, das Moorbrennen abzuschaffen und die Moore durch geeignete Cultur nutzbar zu machen. Die Moorcultur ist eine der wichtigsten und interessantesten Aufgaben der Zeit; nicht viele Jahre werden vergehen, und es ist durch sie zu einer verklungenen Sage geworden der Höhenrauch und der Spitznamen seiner Geburtsstätte Mussrika.

(N. Fr. Pr.)

## Miscellen.

*** Aus der Pfalz, 3. Sept. Der Pfälzer Kunstverein bietet seinen Mitgliedern und dem Publicum der Pfalz gegenwärtig Hanns Makart's „Abundantia", welches Bild hier und in Kaiserslautern während dieses Monats ausgestellt sein wird, zur Ansicht. Wir machen auf diesen Gegenstand noch besonders aufmerksam, wenn wir es auch dahin gestellt sein lassen wollen, ob der Begriff des Ueberflusses, der vollendeten sinnlichen Ueberfülle, wie er in dem genannten Bilde dargestellt ist, zu dem Gedanken des ewig Schönen paßt, den die Kunst vorzugsweise verkörpern soll. Die „Abundantia-Bilder" von Makart waren ursprünglich auf Bestellung des österreichischen Grafen Hoyos als Decorationsstücke für einen luxuriösen Speisesaal componirt, wo sie in einer Höhe von nahe 15 Fuß zum Einlassen in reichverziertes, dunkelfarbiges Holzgetäfel bestimmt waren. Letzteres war zum Versenden nicht geeignet, daher die Rahmen, welche die Bilder begleiten, nur Reiserahmen sind. Durch neuerlichen Verkauf des Palastes, für den sie gemalt wurden, sind diese Bilder ohne Benutzung gesetzt und an eine Kunsthandlung verkauft worden. Die Darstellung veranschaulicht in den beiden, sich gegenübergestellten Tafeln, einem Teppich gleich, parallel der Ornamentik des Speisesaales entlang jenbend den Ueberfluß mit Bezug auf das Gastmahl; dieser verschwenderische Ueberfluß erhält in zwei Abtheilungen durch die Producte der Erde und durch die Producte des Meeres Gestalt und Ausdruck. Sicher sind diese beiden Bilder, welche in Kaiserslautern, den tiefen Gegensatz deutlich zu machen, der zwischen Idealismus und Realismus in der Kunst besteht. Es haben dabei die Makart'schen Bilder je nach der Auffassung des Beschauers schon ganz entgegengesetzte Beurtheilungen erfahren. Während die Einen nicht des Lobes genug finden können, stellen die Anderen in Frage, ob der Grundgedanke Lan sich überhaupt ein künstlerischer sei. Alle aber werden über das gewaltige coloristische Talent Makart's einig sein und demselben rückhaltslose Anerkennung zollen. Die „Abundantia" ist in der That eine poetische, märchenhafte Farbenphantasmagorie von überraschender Wirkung.

Zürich, 30. Aug. Ueber den gestern Abend um 8¼ Uhr bei Obermeilen erfolgten Zusammenstoß der beiden großen Dampfboote „Concordia" und „Gotthard", der den Untergang des letzteren zur Folge hatte, meldet die „N. Zür. Z.": „Die Schuljugend der Gemeinde Meilen machte, von den Gemeindebehörden und vielen Gemeindegenossen begleitet, einen Ausflug nach Bad Ruolen, und es sollte die „Concordia", die sie führte, heimkehrend, etwas nach 7 Uhr in Meilen landen. Da aber auch die Schule Obermeilen beim Festausflugze war, wurde der Capitän ersucht, dort zuerst anzulegen. Die Dampfbootdirection hatte hiervon keine Kenntniß, kannte also den Schiffsplan, welche die curszemäßen Fahrten zu machen hatten, hierüber keine Instruction geben. Abends 6¼ Uhr verließ das Dampfboot „Gotthard" Zürich für gewöhnliche Fahrt und legte etwa eine Stunde später in Meilen an. Von da die Fahrt fortsetzend, kam zwischen Meilen und Obermeilen die „Concordia" bei Uetikon in Sicht. Als der „Gotthard", nachdem er in Obermeilen gelandet, sich vom Dampfbootstege daselbst abwandte, war die „Concordia" ganz in der Nähe und es schien, als ob sie vorbeifahren wollte. Plötzlich, als der „Gotthard" ein paar Hundert Schritte vom Ufer weg war, sahen Capitän und Steuermann die „Concordia" mit vollem Dampf fast vertical direct auf ihr Schiff zurennen, und ehe der, gewaltigem Schreck erpreßte Warnungsruf: Stopp! Stopp! Rückwärts! zu den Ohren des ahnungslosen Maschinisten der „Concordia" gelangen konnte, fuhr das Schiff mit erschütterndem Krach unmittelbar vor dem rechten Radkasten in den Rumpf des „Gotthard" ein — Ein Schrei des Entsetzens — Ein Blick — die „Concordia" ist mit schwer beschädigtem Bug wieder frei — der „Gotthard" wird sinken! Thatsache ist, daß die „Concordia" mit den Kindern ohne weitere Gefährde das Land erreichte, nachdem sie noch bei der Rettung der Passagiere und der Mannschaft des „Gotthard" behülflich gewesen. Es dauerte mehr als zehn Minuten, bis der Dampfer sank, so daß sogar die auf demselben befindlichen Waaren gerettet werden konnten. Ein Menschenleben ist zu beklagen, das des Schiffskassirers Brändli, der sich beim Retten verspätet zu haben scheint und wahrscheinlich vom Wirbel des sinkenden Schiffes erfaßt worden ist. Außerdem will man in der Cajüte zwei Personen bemerkt haben, die mit in das Wellengrab gesunken wären. Man wird darüber durch die Taucher bald Gewißheit erhalten. Das Schiff liegt etwa 150 Fuß tief."

In Bezug auf die Veränderungen des Brunnenwassers in der Nähe der Kirchhöfe enthalten die „Annales de Société de méd. de Gand" die Beschreibung einer interessanten, in St. Didier (Allier) von Lefort angestellten Wasseranalyse des einzigen dort befindlichen, 50 Meter vom Kirchhofe entfernten Brunnens. Lefort glaubt den Schluß ziehen zu müssen, daß selbst eine Entfernung von 100 Metern von jeder menschlichen Wohnung für die Anlage des Kirchhofes nicht genügend sei, daß neue Kirchhöfe erst dann an einem Orte angelegt werden dürfen, wenn man die Gewißheit erlangt hat, daß keine Filtration des Kirchhofwassers in die für menschliche Nahrung bestimmten Brunnen Statt findet und daß es nothwendig sei, in der Nähe der vorhandenen Kirchhöfe, so wie aller zur Beseitigung von thierischen Cadavern bestimmten Plätze Drainröhren anzulegen, welche das von solchen Orten kommende Wasser anderweitig fortschaffen, daß es überhaupt sich empfehlen lassen dürfte, von Zeit zu Zeit das Trinkwasser einer genauen Analyse zu unterwerfen, wodurch bisweilen das Vorhandensein gesundheitsgefährlicher Stoffe zumal in quellenarmen Gegenden, nachgewiesen würde.

**Auflösung des Anagramms in Nr. 104:**

Laune. Lenau.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 107. Speyer, Samstag, den 7. September 1872.


## * Harte Herzen. *)

Original-Novelle.

1.

Das ist ein Tollen und Jubiliren auf dem Festplatze der Kirchweih des Dorfes Wachenthal. Wie die bunten Bänder der Mädchen im Tanze flattern, wie die Burschen ihre Hüte werfen in die blaue Luft hinein und mit lustigem Halloh sie aufgreifen; wie die Dorfmusikanten fiedeln, bis Saite um Saite springt, was die Tänzer, die in buntem Reigen dahin fliegen, wenig zu kümmern scheint und zwischendurch Becherklang und Geschrei der Marktleute, die ihre Waaren feil bieten, — ein buntes, lebensvolles Bild unter dem wolkenlosen Himmel eines Sommernachmittags.

Wohl konnten sie vergnügt sein, die Bewohner von Wachenthal, denn das Dorf erfreute sich eines gesegneten Wohlstandes. Tief im Herzen Deutschlands gelegen, war es noch wenig von den Errungenschaften moderner Cultur beleckt worden. Noch durchbrauste keine Eisenbahn die grünen Saaten und nur selten verkündete der schmetternde Ton des Posthorns die Ankunft eines Fremden im Dorfe; starr und zähe hielten die Dörfler am alt Herkömmlichen fest, und wehe demjenigen, der sich unterfangen wollte, an althergebrachten Ansichten und Satzungen zu rütteln! —

„Bivat die Werndel-Anna!“ schallte es jauchzend aus dem Chor der jungen Leute und die Mädchen runzelten die Stirn und warfen scheele Blicke auf das junge Mädchen, das eben auf den Arm ihres Tänzers gelehnt mit gerötheten Wangen und leuchtenden Augen ihrem Platze zuschritt, den sie inmitten einiger Freundinnen einnahm.

Anna Werndel, die Tochter eines der wohlhabendsten Bauern des Dorfes, überstrahlte alle Mädchen der ganzen Umgegend an Schönheit, und wohl war sie sich dieser wie ihrer Bildung, die der Pfarrer selber übernommen hatte, bewußt; „die stolze Anna“ nannten sie die Frauen heimlich und die zahlreich abgewiesenen Freier wiederholten es, aber dennoch war sie der Schmuck und der Stolz des Dorfes und wenn man die schönste Jungfrau bezeichnen wollte, so nannte man Anna Werndel, wie der Haselbauer Werndel als Exempel citirt wurde, sprach man von Wohlstand und Gedeihen.

Da saß er im Kreise der Freunde und Nachbarn unter der großen Linde, an dem mit Weinkrügen bedeckten Holztische und schaute dem Treiben der Jugend zu, der reiche Mann mit dem gebräunten, tief gefurchten Antlitz, das einen Ausdruck der Härte und Strenge zur Schau trug, der unwillkürlich auf den Charakter des Trägers schließen ließ. Und wer so dachte, hatte sich nicht geirrt, denn Ueberschätzung seiner selbst und Geringschätzung Anderer war die Haupteigenschaft Christoph Werndels, des Haselbauern, wie er nach seinem Hofe allgemein genannt ward.

„Habt eine schöne Tochter, Haselbauer!“ nahm der Gemeindevorsteher das Wort; „haltet sie aber auch gewaltig hoch im Preise, Gevatter, habt meinen armen Peter schön heimgeleuchtet, als der Bursche sich endlich das Herz faßte, um die Anna zu werben.“

Der Haselbauer zuckte mit den Achseln. „Ich zwinge mein Kind nicht,“ erwiderte er, nachdem er einen langen Zug aus seiner Pfeife gethan, nach einer Weile — „ich kann es abwarten und das Mädel auch. Wen sie mir bringt, der ist mir willkommen, vorausgesetzt, daß er was hat und kein Flecken an ihm haftet.“

„So würdet ihr den Walter Hellberg wohl nicht nehmen,“ lachte ein anderer Bauer; „wißt Ihr, Haselbauer, daß man ihn in Verdacht hat, in Eure Tochter verknarrt zu sein?“

„Der Teufel soll den Burschen holen und den obendrein, der solches zu muthmaßen wagt!“ schrie der Haselbauer, mit der geballten Faust auf den Tisch schlagend; „schlimm genug, daß die ganze Sippschaft der Hellbergs überhaupt noch im Dorfe ist.“

Der Vorsteher wiegte das Haupt. „Ein Flecken ist es eigentlich für die Gemeinde,“ sagte er bedächtig, „aber wer kann's ändern?“

„Seit sich Peter Hellberg im Gefängniß erhängte, leben die Leute still und zurückgezogen, thun keinem was zu Leide, Walter Hellberg soll sogar gelehrt wie ein Prophet sein,“ sagte der Lehrer. „Ihr wißt, er war immer ein anstelliger Junge.“

„Ich will nichts hören von der ganzen Bande!“ fuhr der Haselbauer auf; „sie sind in Verruf, seit der Alte an mir zum Spitzbuben ward und seiner Sünde Lohn durch die Justiz empfing, und nun sollte so ein

*) Nachdruck ist untersagt.

Digitized by Google

Grünschnabel wagen, sein Auge auf mein Kind zu werfen? — Gnade ihm Gott, wenn ich dahinter komme!"

»Lupus in fabula!« rief der Dorf-Chirurg, der mit unter der Gruppe der Zechenden saß, dort steht er ja; 's ist wirklich Schade um den Burschen, aber wo einmal das Criminal sich festhängt, da hat es immer einen Haken!"

„Auf Euer Wohl, Haselbauer!" Die Krüge klangen zusammen, keiner achtete mehr auf den jungen Mann, der da in einiger Entfernung einsam, halb von einem Gesträuch verborgen, stand und träumerischen Blicks dem Treiben auf dem Festplatze zuschaute. Er mochte etwa neunzehn Jahre zählen, aber seine Gestalt war hoch und kräftig gebaut, reiches blondes Haar bedeckte das gebräunte Antlitz mit den feinen Zügen, aus dem ein Paar große blaue Augen mit dem Ausdruck der Güte, aber auch ein Strahl der Intelligenz leuchteten. Sein Blick überflog den plaudernden, lachenden Mädchenkreis, von dem kein Glied des Einsamen achtete, auf einer blieb er haften, es war auf Anna Werndel; seine Stirn überflogen düstere Wolken, sobald er sie im fröhlichen Tanz von eines Andern Arm umschlungen sah, ihr silberhelles Lachen schnitt ihm wie ein Dolchstich durch's Herz.

„Ob sie wohl lachen würde und jauchzen," sagte er leise vor sich hin: „wüßte sie, wie weh mir's in der Brust ist? Und sollte sie's nicht wissen, sagt mir nicht ihr Auge, wenn sie dem Geächteten begegnet, daß ihr nicht fremd, was ich für sie fühle, und doch lacht sie, doch schenkt sie Hold und Frohsinn Jedem, Jedem, während ich nach einem Blicke, nach einem Lächeln des Verständnisses schmachte, wie ein Durstender nach einem Trunke."

Er hielt in seinen Gedanken ganz inne, denn ein gesteigerter Lärm unterbrach ihn. Er vernahm den Hufschlag eines Pferdes und plötzlich hielt ein junger Officier in glänzender Uniform, einige Schritte von ihm, mit einem Rucke sein feuriges Roß an, daß es sich hoch aufbäumte und in den Zügel biß.

„Der Herr Baron", tönte es vom Festplatze her, „hurrah, es lebe der Herr Baron von Wartenbach."

Der junge Officier grüßte freundlich herablassend, dann winkte er dem jungen Hellberg, der zunächst stand zu sich.

„He Bursche, binde mir meinen Pollux an den Baum und gieb Acht, daß er sich nicht losreißt," rief er befehlend. „Sollst einen Thaler dabei verdienen."

Eine flammende Röthe bedeckte des jungen Mannes Wangen. Er trat dicht an den Edelmann heran und blitzend heftete sich sein Auge auf das kecke, übermüthige Antlitz des Officiers.

„Thun Sie den Dienst selber, Herr Baron, oder sorgen Sie für einen andern," sagte er ruhig. „Ich bin kein Stallbursche.

Der Baron lachte laut auf und sich an die Landleute wendend, die mittlerweile herangekommen waren und die kleine Gruppe umstanden, fragte er spöttisch:

„Ei, sagt mir doch, wer ist dieser gnädige Herr? Vielleicht der Prinz? Du Peter Heuer, als Sohn des Gemeindevorstehers wirst ihn wohl kennen, den hochgebornen Herrn?"

Ein wieherndes Gelächter der Bauern bejubelte den Witz des Officiers, ein Gelächter, das die Gluth des Antlitzes Walters in tödtliche Blässe verwandelte.

„Kennen Sie den nicht, Herr Baron?" rief der Gefragte, ein hochaufgeschossener, rothköpfiger Bursche, derselbe, den Anna Werndel abgewiesen.

„Ei, das ist der Walter Hellberg, kein ehrlicher Bursche geht mit ihm um. Er wohnt mit seiner Mutter und einem armen Mädchen, das sie um Gotteswillen aufgenommen, — abseits vom Dorfe — denn sein Vater war im Criminal."

„So, das ist sein Grund sich wichtig zu machen?" spottete der Edelmann, — „aber was hat der Alte verbrochen?"

Walter stand unbeweglich, einer Statue gleich. Nur das Zucken seiner Lippen, nur der kurze Athem seiner Brust, zeugte von der furchtbaren Aufregung seines Innern.

„Ja, das ist eine sonderbare Geschichte," fuhr der Peter fort. — „Sie kennen doch die Anna Werndel, Herr Baron, die dort unter den Mädeln sitzt?"

Ein Blitz der Begehrlichkeit leuchtete aus den blauen Augen des Officiers, als er seinen Blick auf Anna Werndel haften ließ. — „Fahrt fort" — sagte er dann.

„Anna's Vater war's, der Haselbauer, der den alten Hellberg in's Criminal gebracht hat, trotzdem, daß früher eine Freundschaft zwischen beiden bestand. Denn Sie müssen wissen," fuhr der Bursche fort, — „auch der Hellberg war wohlhabend. Plötzlich gab es in einer Nacht großes Halloh im Dorf. In Werndel's Staatsstube, wo er sein Geld und seinen Werthpapierkasten aufbewahrte, war ein Einbrecher eingestiegen. Der Haselbauer hatte ihn ertappt und hielt fest bis Leute kamen — da stellte sich's heraus; Peter Hellberg war der Dieb und leugnete nichts und ließ sich willig abführen in's Zuchthaus; eines Morgens fand man ihn todt in seiner Zelle, — es heißt, sein Sohn habe ihm Gift gebracht."

„Und wenn dem so ist," wandte sich der Baron an Walter und der Ton seiner Stimme war milder geworden, — „warum bleibt Ihr mit den Euren in einem Dorf, wo das Vorurtheil gegen alles, was mit der Justiz in entfernte Berührung gekommen, so groß ist?"

„Weil ich eben dies Vorurtheil überwinden oder unter seiner Last zusammenbrechen will —" entgegnete Walter mit fester Stimme; „ein Fluch lastet auf uns, aber wir tragen ihn gefaßt, — denn wir wissen — —"

Ein lautes, rohes Gelächter unterbrach seine Worte. „Halt ihn fest den Itzig, er soll getauft werden, in den Brunnen soll er", so tönte es aus den Kehlen einer Anzahl Burschen, die im vollen Laufe daher jagten und einen jungen Menschen vor sich hintrieben, dem ein Körbchen mit verschiedenen Waaren angefüllt über die Schultern hing und der mit dem Ausdruck der Angst sich nach seinen Verfolgern umwandte. Gerade auf die Gruppe zu, in deren Mitte

Digitized by Google

sich der Officier und Walter befanden, ging die Jagd. Mit Jubel, unter dem Gelächter der Alten am Zechtische und der Mädchen auf dem Tanzplatze wurde er von kräftigen Fäusten gepackt und hin und her gezerrt und erschöpft, athemlos sank der Jude, der etwa neunzehn Jahre zählen mochte, dicht vor den Füßen der beiden jungen Leute nieder.

„Seien Sie gnädig, Herr Baron, —“ rief er, „ich habe nicht betrogen — Gott soll mir helfen!“ Der Baron lachte. „Was hat denn der Jude verbrochen,“ fragte er.

„Betrogen — Messing für Gold verkauft —“ brüllte die Menge — „in den Brunnen mit ihm.“

„Nicht in den Brunnen,“ flehte Itzig, — „sie haben mich schon einmal hineingeworfen — meine Mutter ward krank vor Schreck.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Astrologe. *)

Eines Nachts, als ich in der englisch-arabischen Stadt Aden von einer Abendgesellschaft nach Hause ging, war ich erstaunt, auf einem der größeren Plätze noch eine kleine Volksversammlung zu finden. Es waren einige sechzig Männer und Burschen, die Alle ein mysteriöses Schweigen beobachteten, welches nur hie und da von geheimnißvollen Flüsterlönen unterbrochen wurde. Diese hatten offenbar Bezug auf eine eigenthümliche Erscheinung, welche sich auf einer benachbarten Dachterrasse zeigte und auf die mit ehrfurchtsvoller Bedeutsamkeit von Zeit zu Zeit mit den Fingern hingewiesen wurde. Der Mond, im letzten Viertel stehend, war noch nicht aufgegangen, aber die Sternennacht so hell, daß man deutlich auf jener Terrasse eine lange weißumhüllte Gestalt unterscheid, die bald unheimlich umherhuschte, das Haupt stets zum Himmel gewendet. In der Rechten hielt sie etwas, das von Weitem wie ein Stock aussah, in der Linken einen andern Gegenstand, der einem Triangel glich. Ein neben mir stehender Araber erklärte mir das Phänomen.

„Das ist der große Zauberer Hadschi Monker. Jetzt beschwört er die Sterne. Mit dem Stock, der durchsichtig ist, schaut er in die Tiefen des Himmels hinein, und das andere Hexeninstrument kündigt ihm genau die Lage aller Sterne, die er zu seinen Beschwörungen braucht.“

Ich schloß daraus, daß der „Stock“ ein Fernrohr und das „Hexeninstrument“ ein Astrolab sein müsse. Der Mann war also ein Himmelsforscher, und zwar wahrscheinlich ein Astrologe, denn die wissenschaftliche Astronomie ist den modernen Arabern fast unbekannt. Selbst solche, die davon einen Begriff haben, pflegen doch immer nebenbei noch Sterndeutekunst zu treiben. Der Araber bestätigte mir dies.

„Hadschi Monker“, sagte er, ist der größte Astrologe von Yemen. Jeder Araber, der etwas Wichtiges unternehmen will oder ein bedeutungsvolles Ereigniß erwartet, fragt ihn um Rath. Er weiß genau die Stunde zu bestimmen, wann Jemand diese oder jene Handlung vornehmen soll, wann dieses oder jenes Ereigniß stattfinden wird. Die Zukunft besitzt keine Geheimnisse für ihn. Seine Horoskope bewähren sich stets. O! er ist ein großer Mann. Alle Araber fürchten ihn. Ja selbst der englische Gouverneur unternimmt nichts ohne seinen Rath.“ (Dies Letztere ist natürlich eine volksthümliche arabische Fabel.)

Ich hatte schon längst Hadschi Monker und die Worte jenes Arabers vergessen, als ich durch ein persönliches Erlebniß wieder daran erinnert wurde. Ich beabsichtigte nämlich eine Reise ins Innere zu unternehmen und hatte zu diesem Zwecke mehrere arabische Führer in Dienst genommen. Einige Tage vor dem zur Abreise bestimmten Morgen traten diese in mein Zimmer und kündigten mir offen ihre Absicht an, die Reise nicht anzutreten, ohne vorher den großen Astrologen über „die Gunst oder Ungunst der Stunde“ befragt zu haben.

„Dies kann auch ohne mich geschehen,“ meinte ich; aber das war gar nicht die Ansicht der Araber. Einmal stand dem Astrologen eine bessere Bezahlung bevor, wenn ich selbst mitging, denn ein Europäer darf sich dem Eingebornen gegenüber nicht „lumpen lassen“, und dann schien meine Anwesenheit auch deshalb wünschenswerth, um dem großen Manne das Vertrauen einzuflößen, daß er die Sterne nicht etwa für einen Zweifler befragte. Die Zweifler, die waren seine Antipathie. Nur wer sich ihm gläubig nahte, für den entrollte er die Geheimnisse des Himmels. Leider war jedoch mein Glaube durchaus nicht stark, eher das Gegentheil, und ich fürchtete bei den seltsamen Manipulationen, welche nach Aussage meiner Führer der Sterndeuter vorzunehmen pflegte, ein Lächeln schwer unterdrücken zu können. Da nun der Hexenmeister auch noch ein großer Physiognomiker sein sollte, der es den Leuten gleich ansah, ob sie fromm glaubten oder ob sie in ihrem inneren Forum über ihn spotteten, so war ich doppelt abgeneigt, mitzugehen. Da half aber nichts. Die Führer hätten mich im Stich gelassen und andere wären ebenso abergläubisch gewesen. Ich mußte also mit ihnen zum Astrologen gehen.

Eines Abends, als eben die Sterne sichtbar geworden waren, fanden wir uns vor dem Hause des Zauberers ein. Es war nicht leicht, Einlaß in dieses zu erhalten. Wir klopften uns die Hände wund, ehe sich ein Lebenszeichen von Innen kundgab. Dies bestand vorerst nur in einem dumpfen Gebrumme, das wie das Knurren eines Hundes klang. Es war aber ein Menschenkind, und zwar eine alte schwarze Sclavin, welche diese Töne ausgestoßen hatte. Sie wurde bald sichtbar, eine Negerin, wie sie im Buche steht, mit Plattnase, Polsterlippen und Wollenhaar. Dieser Typus ist sonst in Aden selten. Nur Sclaven gehören ihm an. Die freien Schwarzen, die hier leben, sind meist keine Neger, sondern Sud-Aethiopier mit sehr edlen Zügen und schönem Körperbau. Unsere

*) Arabische Charakterköpfe. Von Heinrich Freiherrn v. Maltzan (in der „N. Fr. Pr.“).

Digitized by Google

häßliche Negerin schien das Bedürfniß zu empfinden, ihr Organ erst durch eine Fluth von Schimpfwörtern über die Ruhestörer zu erleichtern. Sie that dies mit einer solchen Wortverschwendung, daß ich unter anderen Umständen gewiß ihre Suada bewundert hätte. Ein Gelbstück, das ich ihr in die Hand drückte, nachdem ich diese mit Gewalt erfaßt und festgehalten (sie war nämlich von einer eigenthümlichen halbwilden Scheuheit) schien sie ein wenig zu besänftigen. Sie humanisirte sich sogar zuletzt insoweit, daß sie ohne fernere injuriöse Beiwörter nach unserem Begehr fragte.

„Den Astrologen zu consultiren," hieß es.

Bei diesen Worten schaute uns der schwarze Cerberus scharf prüfend an. Der Eindruck, den meine Gefährten auf die Frau machten, schien zu befriedigen. Ich gab mir zwar alle Mühe, die gläubigste Miene von der Welt anzunehmen, aber sie witterte doch den Teufel des Zweifels und begann wieder, sich unwirsch zu geberden. Hier mußte abermals durch ein Trinkgeld nachgeholfen werden. Dies hatte wenigstens nur insofern den gewünschten Erfolg, als sie jetzt versprach, einmal nachsehen zu wollen, ob Hadschi Monker zu sprechen sei.

Die Negerin verschwand — kam nicht zurück. Wir warteten, warteten. Umsonst. Unsere Ungeduld trieb uns, einige Schritte weiter in der geöffneten Hausflur vorzudringen. Alle Thüren schienen im Innern des Hauses unverschlossen. Ueberall zeigte sich Geheimnißvolles, wenigstens meinen Begleitern schien es so. Mir konnte freilich ein ausgestopftes Krokodil oder eine Schlange in Spiritus und dergleichen wenig imponiren. Aber bei den Arabern sind solche Dinge, die bei uns jedes kleine Stadtmuseum und manche Privatsammlung bietet, so ungeheuere Seltenheiten, daß sie stets mit Grauen angesehen und mit Aberglauben gedeutet werden. Das Alles mußte mit der Sterndeutekunst in irgend einem mysteriösen Zusammenhang stehen, das schien bei diesen Leuten ausgemacht.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

Osthofen (Hessen), 3. Sept. In unserer 8000 Morgen enthaltenden Gemarkung wurden bis jetzt für Rechnung der Gemeindekasse verthigt: 339,640 Mäuse für 3160 fl.; 3671 Hamster für 79 fl. 1 kr. Summa 3239 fl. 1 kr. und kann angenommen werden, daß bei dem Fleiße der hiesigen Landwirthe im Ersäufen, Ersticken und Vergiften der Mäuse mindestens ebensoviel vertilgt wurden, die nicht ans Tageslicht kamen. Also über eine halbe Million! und werden trotzdem noch etwa 30—40,000 per Woche abgeliefert. — Unter Leitung von Specialaufsehern werden Gesellegungen an den Ruinen und Saumen der öffentlichen Wege vorgenommen und die Eisenbahnverwaltung ist wiederholt angegangen worden, die Böschungen des Bahnstranges von diesem Ungeziefer, das in zahlloser Menge darin steckt, säubern zu lassen. (H. Bbl.)

Siegen, 4. Sept. Ein schauerliches Familiendrama hat sich am verwichenen Sonntage in unserer Stadt abgespielt, dessen Titel „Ein Todtschlag um ein Bohnengericht" lauten könnte. Hauptacteur ist ein Hüttenarbeiter, der am Sonntag Mittag, wohl nach genossenem „Frühschnaps", nach Hause kam und die ihm von seinem Weibe vorgesetzten Bohnen nicht nach Geschmack, weil mit Kartoffeln zusammengekocht, fand. Ein Wortwechsel entspann sich, den der schlagende Gründe liebende Unhold dadurch abkürzte, daß er der armen Frau, der Mutter seiner Kinder, von denen das kleinste noch Säugling ist, mit einem schweren genagelten Stiefel einen so mächtigen Schlag auf den Hinterkopf versetzte, daß sie zu Boden sank. Unbekümmert darum ging er, um auswärts zu essen, während die mitleidigen Hausleute zum Arzt schickten. Seine Kunst erwies sich als ohnmächtig: Die Aermste war schon andern Morgens eine Leiche, deren Obduction einen Schädelbruch constatirte. Der Mörder hat bei seinen Nachbarsleuten keinerlei Reue über seine bestialische Handlung gezeigt, sich vielmehr noch fortgesetzt in Aeußerungen vollendeter Rohheit ergangen. Er sitzt jetzt hinter Schloß und Riegel und wird seinen feinen Gaumen wohl für lange Zeit an „zusammengekochte Gerichte" zu gewöhnen haben. Die beiden Eheleute waren hier zugezogen und keine Stadt-Siegener.

Aus der Schweiz, 1. September. Vor einigen Tagen bestiegen vier Engländer mit drei Führern den Piz-Morteratsch in Graubünden. Auf ihrer Rückkehr organisirten dieselben eine Aufsehpartie über das steile Gletscherfeld herunter. Anfangs hüpfen sie lustig und muthgemuth, als plötzlich sechs davon in einer Gletscherspalte verschwanden. Zum Glück aber blieben dieselben auf einer breiten Schneebank, die sich tief unten in der Spalte zusammenverhärtet hatte, liegen und konnten ohne bedeutende Verletzungen wieder heraufgezogen werden. Und doch war's gerade dieser Unfall, der dieselben vor einem sicheren und schaudervollen Tode errettet hat, denn, wären sie nicht durch die Gletscherspalte aufgehalten worden, sie würden wenige Schritte darunter über eine steile Felswand fünftausend Fuß tief in den Abgrund gefallen sein und unausweichlich das Schicksal der Engländer auf dem Matterhorn getheilt haben.

Während der Periode der Viehseuchen, schreibt die „Deutsche Landwirthsch. Ztg.", kann nicht dringend genug angerathen werden, die Milch nur in abgekochtem Zustande zu genießen. Daß die Milch auch anderweitig als Trägerin ansteckender Krankheiten beobachtet worden ist, darüber bringen wir die Erfahrungen des Dr. Taylor in Thenrith (British Medical Journal) in Erinnerung, der eine Reihe von Scharlachfiebern behandelt hat, die ohne Zweifel nur durch den Genuß von Milch erzeugt wurden, welche die Fiebermiasmen absorbirt hatte. Die Krankheit stellte sich zuerst in dem kleinen schlecht ventilirten Hause eines Milchpächters ein, von wo aus sie sich schnell in der Umgegend verbreitete, wo besonders heftig vorherrschte, wo man sich mit Milch aus jenem Hause versorgte. Der Fall steht auch nicht vereinzelt da. Dr. Ballard berichtet, daß eine Typhus-Epidemie in Islington, einer Vorstadt von London, gleichfalls von einer Milchwirthschaft ausgegangen sei. Nach genauen Recherchen fand man in jenem Hause ein unterirdisches Wasser-Reservoir, aus welchem das Wasser zum Spülen der Milchgefäße und schließlich auch zum Tauen der Milch genommen wurde. Dieses Reservoir war von den Ratten ringsum total zernagt und dadurch in Communication mit der Abtrittsgrube geratben. Die Milch, welche von der Natur vorzugsweise bestimmt ist, Kindern, Greisen und Reconvalescenten als eine milde und doch kräftige Diät zu dienen, war durch ihre vergiftete Beschaffenheit der Träger der Epidemie geworden, die in den meisten Fällen tödtlich verlief. Es wurde zugleich nachgewiesen, daß nur die Bewohner solcher Häuser erkrankten, welche ihren Bedarf aus jener Wirthschaft bezogen. Zuerst erkrankten diejenigen, welche die Milch in größeren Quantitäten genossen hatten. In Berlin, wo durchlässige Senkgruben und durchlässige Canale das Grund- und Brunnenwasser verpesten, dürfte eine gleiche Mahnung zur Vorsicht wohl angebracht sein.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 108. Speyer, Dienstag, den 10. September 1872.


## * Harte Herzen.

Original-Novelle.

(Fortsetzung.)

Der Baron wandte sich ab. „Wenigstens lebst Du noch, Itzig, und Deine alte Hexe von Mutter obendrein, und wenn Du betrogen und Strafe verdient hast, will ich Dich nicht der Gerechtigkeit entziehen."

„Hurrah!" jubelten die Burschen, „der Herr Baron soll leben! Zum Brunnen mit dem Judenjungen!"

Itzig stieß einen Schrei zum Erbarmen aus, den ein rohes Lachen beantwortete; rohe Hände rissen den Jammernden empor und schon waren die Burschen im Begriff, ihn wegzuschleppen, als Walter, noch immer bleich, mit blitzenden Augen dazwischentrat.

„Haltet ein!" sagte er mit ruhiger, aber fester Stimme; „selbst wenn er schuldig, habt Ihr kein Recht, den Armen auf eine barbarische Weise zu behandeln. Warum wollt Ihr ein Fest der Freude durch eine elende That beflecken. Laßt ihn frei, sage ich Euch."

Alles wich überrascht zurück; für einen Augenblick lähmte das Erstaunen über die unerwartete Einmischung des bisher so stillen und schweigsamen Walter Hellberg alle Bewegungen, aber schon im nächsten Moment brach ein Sturm des Unwillens los. „Das fehlte noch," schrie Peter: „Criminal Hellberg beschützt Itzig Veitel, — eine saubere Bande!"

Und sich zu Walter drängend, fuhr er fort: „Der Jude soll in den Brunnen, und wenn Er etwas dagegen hat, so kann Er ihm Gesellschaft leisten, verstanden?"

Und um den Eindruck seiner Worte zu verstärken, hielt er beide geballte Fäuste dicht vor Walters Augen.

Keine Miene zuckte im Antlitz des jungen Mannes, aber noch ehe Peter geendet, erfaßte er den Burschen, hob ihn ohne sichtbare Anstrengung von der Erde empor und warf ihn nieder, daß es krachte.

Schäumend vor Wuth erhob sich der gedemüthigte Peter.

„Auf ihn!" schrie er; „Ihr wollt das leiden, daß ein ehrlicher Bursche von dem Criminallumpen beschimpft wird?"

„Der Peter hat Recht!" tönte es von allen Seiten; „'s ist eine Schande. Auf ihn!"

Ohne Zweifel wäre eine furchtbare Scene erfolgt, wäre der Baron nicht zwischen Walter und seine Feinde getreten und hätte durch eine gebietende Handbewegung die Streitenden zurückgehalten.

„Närrisches Volk!" rief er, „der Hellberg hat Recht, 's ist ja Kirchweih; seht Ihr nicht die Mädchen auf ihre Tänzer warten? Zum Tanz, Kinder, zum Tanz! — Es lebe die Wendel Anna, die Schönste der Dirnen! Und der Itzig hier mag zur Strafe mein Pferd bewahren. Vorwärts, sage ich; glaubt Ihr, ich will noch länger Euren Narrenspossen zuschauen? Macht Eure Händel ab, wenn ich nicht hier bin!"

Mit diesen Worten schritt er dem Tanzplatze zu, und die Menge, ihres Zornes vergessend, folgte ihm nach, lachend und jubelnd. Nur Peter wandte sich um, und den Arm erhebend, zeigte er Walter sein boshaftes Antlitz.

„Wir sprechen uns noch, unsere Rechnung ist noch nicht abgeschlossen!"

Walter zuckte mit den Achseln und wandte sich zu dem Judenknaben um, der glücklich, der verheißenen Strafe entronnen zu sein, dem Befehl des Barons nachgekommen war und zur Erde gekauert jeder Bewegung des feurigen, an den Baum gebundenen Thieres folgte.

„Ich danke Euch, Walter," sagte er und seine Stimme klang sonderbar weich: „Ihr seid nicht, wie die Andern!"

„Wir sind einmal die Parias, die Ausgestoßenen des Dorfes," meinte Walter, wehmüthig lächelnd, „da muß schon Einer zu dem Andern halten."

„Ich wollt', ich könnt' Euch einen Dienst thun, Herr Walter," unterbrach ihn der Jude; „sehr, ich bleibe nicht mehr lange im Dorfe, ich soll zu meinem Vetter, dem reichen Aaron in der Residenz, und dort lernen ein reicher Mann zu werden, und ich werd's, so wahr Gott lebt; und gedenken werd' ich's Allen, was sie mir angethan, und dem Haselbauern obenan, dem stolzen Mann, der den Juden behandelt wie einen Hund, und meine Mutter neulich mit dem Fuße von sich stieß, da sie ihm zu nahe kam. — Ihr aber

Digitized by Google

solltet mit mir gehen, Herr Walter, und nicht mehr bleiben in diesem Loche, Ihr solltet auch reich werden und Euch rächen, und Eurem armen, unschuldigen Vater . . ."

Walter fuhr auf. „Unschuldig?" wiederholte er, „was weißt Du davon, Itzig?"

Der Bursche war verlegen. „Nichts," sagte er; „es war nur eine Meinung. Aber bleibt nicht hier, Ihr seid hier verachtet, bei Gott, 's ist eine Schande, Eure Mutter härmt sich ab und verkommt, die Marie, die Ihr angenommen habt, wird verachtet und verstoßen, weil sie bei Euch lebt, — und Ihr kümmert Euch um Nichts, bebaut Euer kleines Feld und wollt nichts weiter, weil Ihr zu tief in ein Paar Augen gesehen, die Anderen noch lieber zublitzen, — weil Ihr Euch an ein Mädchen gehängt, das Euch am Narrenseil führt."

Eine brennende Röthe überlief Walters Antlitz. „Du bist toll, Itzig," sagte er, sich abwendend, „und ich verbiete Dir . . ."

„Seht sie doch nur, die stolze Werndel-Anna," fuhr der Jude fort, auf den Tanzplatz deutend, wo die Paare eben zum Reigen antraten, seht sie nur sich drehen und wiegen am Arme des Barons von Markenbach, den Gott strafen möge. Steht auch hoch angeschrieben in den Schuldbüchern von Aaron und Sohn, der übermüthige Junker. Gebt sie auf, die eingebildete Dirne, Herr Walter."

Walter antwortete nicht. An sein Ohr erklangen die lustigen Tanzweisen und wie ein schriller Wehelaut klang es durch seine Seele, da er, wie Itzig nur zu wahr bemerkt hatte, das geliebte Mädchen sich in den Armen des jungen Officiers wiegen, da er die beiden mit einander flüstern sah und seine erhitzte Phantasie ihm die Schamröthe vormalte, die Arthur von Markenbachs Worte auf ihre Wangen trieben.

Der junge Edelmann war kein zu verachtender Nebenbuhler. Schon mehr als einmal hatte er sich folgenschweren Duellen ausgesetzt, weil die Gunst des schönen Geschlechtes ihn stark verfolgte und er diesem nur zu leidenschaftlich ergeben war. Der Ruf eines Don Juans ging ihm in Dorf und Stadt voran, und wenn auch Jeder wußte, daß der junge Lieutenant selten einen Thaler in der Tasche, aber desto mehr Schulden besaß, leichtsinnig bis zum Uebermaß jeden Zügel scheute, so war es auch bekannt, daß der alte Baron von Markenbach, der nächste Gutsnachbar des Dorfes, noch immer Mittel fand, das Leben seines Sohnes in gleicher Weise fortzusetzen, als es seit Jahren geschehen war.

Da plötzlich schallte ein lauter Schrei in das Ohr des in sich Versunkenen. Erschreckt blickte er auf und gewahrte das Pferd des Officiers, das den schwachen Juden, der es zu halten versuchte, mit mächtigem Schlage betäubt zu Boden geworfen hatte und nun im rasenden Lauf ihm vorüber dem Festplatze zujagte.

Eine Biene, die das feurige Thier eine Weile umschwirrte, hatte es gereizt, immer heftiger hatte es sich loszureißen versucht, und als es endlich den außerordentlich schmerzenden Stachel des Thieres im Nacken fühlte, da bäumte es hoch auf, mit mächtigem Rucke zerriß es die schwache Halfter und laut wiehernd, Schaum vor dem Munde, sprengte es auf die tödlich erschreckte Menge.

Eine furchtbare Scene begann.

Laut aufschreiend stürzte alles durcheinander, — Männer, Frauen und Kinder im bunten Gemisch; mit schrillem Ton war die Musik verstummt, und die Musikanten, ihre Instrumente im Stich lassend, rannten in wilder Flucht quer Feld ein. Keiner der kecken, übermüthigen Burschen war kühn genug, sich dem muthigen Thiere entgegenzuwerfen, um es in seinem rasenden Lauf aufzuhalten, selbst der Baron von Markenbach war vom allgemeinen Wirbel erfaßt worden.

Da plötzlich entwand sich Walters Brust ein lauter Schreckensruf, seine Augen hefteten sich starr auf einen Punkt und dann, wie von einem Pfeil abgedrückt, flog er vorwärts, schneller als das Roß, einem Wahnsinnigen gleich.

Da in der Mitte des leeren Feldes lag Anna Werndel, todtenbleich, fast ohnmächtig vor Angst und Erschöpfung, auf ihren Knieen, verlassen von ihren Freundinnen, verlassen von ihren Anbetern und gerade auf sie zu stürzte das wild entflammte Thier. In ihr Ohr klang es wie ein Donnergelön, tausend Funken tanzten vor ihren Augen, schon fühlte sie den glühenden Hauch ihre Stirn bestreichen, da riß plötzlich ein kräftiger Arm sie zur Seite, sie fühlte sich emporgehoben und während das rasende Thier, von einem kräftigen Ruck Walters zu Boden geworfen, sich auf dem Rasen wälzte, lag sie an Walters Brust, schaute sie in sein glühendes Auge, hörte sie wie im Traume seine Stimme flüstern: „Anna, ich liebe Dich, habe Mitleid mit mir, ich bin elend ohne Dich."

„Walter," hauchte sie, „Du hast mich gerettet, Dein war ich vor dieser Stunde schon, jetzt bin ich's ewig."

Ihre Lippen berührten sich für einen Augenblick, vergessen war alle Schmach, alle Erniedrigung, die man ihm angethan, dann aber war Anna's Kraft erschöpft, ihre Wangen wurden bleicher und ihre Augen schlossen sich in einer tiefen Ohnmacht.

Jetzt kamen die Männer und Burschen herbeigerannt, auch der Baron, ein wenig beschämt, fand sich ein. Walter aber ließ Anna langsam in die Arme des Vaters gleiten und ging hinweg vom Festplatze, dem eigenen stillen Häuschen zu, das abgesondert lag von den Wohnungen der Menschen.

Eine Welt trug er in seinem Herzen, eine Welt der Seligkeit, er liebte und ward geliebt.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Astrologe.

(Fortsetzung.)

Da unsere Ungeduld wuchs, so konnten wir nicht umhin, die uns von der Negerin offen gelassene Bahn

Digitized by Google

zu benutzen und, wenn auch nur schrittweise, allmählich, doch entschieden in's Innere des Hauses vorzurücken. Plötzlich traf unser Ohr ein durchdringender Schrei. Wir blickten nach der Richtung, aus der er ertönt war. Dort war auch eine ungeschlossene Thür, die nur der übliche Vorhang deckte. Der Schrei wiederholte sich. Diesmal dicht neben mir. Ich lüftete unwillkürlich den Vorhang, der mich von dem Raume trennte, in dem er verhallt war, so weit, um ungesehen durch eine Falte in's Innere des Zimmers blicken zu können. Eine merkwürdige Erscheinung bot sich meinen Blicken. Eine Frau lag lang ausgestreckt und mit dem Antlitz nach unten auf dem Stubenboden. Vor ihr stand eine ehrfurchtgebietende Gestalt, ein Greis in langem, weißem Gewand, mit silbernem, spitz zulaufendem Kinnbart, der ein Papier in der Rechten hielt. Die Negerin kniete auf der Erde neben der daliegenden Frau und versuchte sie emporzuheben. Aber umsonst. Diese klammerte sich wie krampfhaft an den Boden fest. Dabei stieß sie immerfort entsetzenerregende Töne aus.

Der Alte schien an solche Scenen schon gewöhnt und mochte nur begierig sein, der Frau entledigt zu werden, die ihm sichtlich zur Last war. Diese hatte sich offenbar bei ihm und durch ihn bei den Sternen Raths erholt. Was war das Ergebniß dieses Auguriums gewesen? Darüber sollte ich nicht lange im Zweifel bleiben.

Plötzlich erhob sich die junge Frau. Sie war unverschleiert. Ihr Gesicht bot wirklich eine classische Schönheit, wie ich sie selten in solcher Vollendung gesehen habe. Es war das Edelmaß des hellenischen Typus, dieselbe Formenreinheit, wie wir sie an griechischen Statuen bewundern. Nur war dieser Typus hier semitisch modificirt, wodurch er nichts an Schönheit einbüßte, wohl aber an Kraft des Ausdruckes gewann. Die Nase war leichthin gebogen, der Umriß des Gesichts oval länglicher als beim griechischen Ideal, ohne jedoch gedehnt zu sein, die Augen mandelförmig, tiefdunkel, schwärmerisch, von Natur wohl nie ohne einen Anflug von Melancholie, jetzt aber ganz in Thränen gebadet. Schönheiten dieses Gepräges habe ich nur bei den sephardithischen Juden von Marocco und Tunis und bei den echt arabischen Beduinen gesehen. Es ist das der reine Semitismus, ungetrübt durch fremde Blutmischung, ungedämpft durch ein heterogenes Klima.

Jetzt begann sie zu sprechen. Wie harmonisch klang ihre Stimme! War dies dasselbe Wesen, welches eben noch jene entsetzlichen Töne ausgestoßen hatte? In hellen, aber ausdrucksvollen Lauten tief sie den Sterndeuter an;

„Entsetzlich! Fürchterlich! was du mir gesagt hast, Hadschi Monker. Blut, Blut ist auf ihm, ich weiß es. Aber warum soll auch sein Blut fließen? O, vielleicht haben dich die Sterne getäuscht? Frage sie nochmals, Hadschi Monker. Ich beschwöre dich bei Allah, beim Propheten, beim Grabe von Aiderus." (Die Stadtheilige von Aden.)

Bei diesen Worten umfaßte das junge Weib die Knie des Astrologen. Es war ein durch den Contrast wunderbar ergreifender Anblick, diese vollendete Schönheit in üppigster Jugendfüllung, mit den ausdrucksvollsten Pantominen zu den Füßen dieses unbeweglichen, gleichsam erstarrten Greises zu sehen, der geheimnißvoll wie ein Orakel, unbeugsam wie das Schicksal dastand und die Flehende zu seinen Füßen nicht einmal mit einem Anfluge von Mitleid ansah. Ein Oelbild, eine Statue kann eine Bittende nicht regungsloser anblicken, ja wird vielleicht, wenn aus tüchtiger Künstlerhand stammend, noch mehr Ausdruck zeigen.

Hadschi Monker mußte aber doch eine Antwort geben.

„Die Sterne," sprach er, „trügen nicht. Warum soll ich sie noch einmal befragen? Glaubst du, daß meine Erfahrung dem Irrthum ausgesetzt ist und daß mein weißer Bart der Belehrung von Sterblichen bedarf, um zu wissen, wie man in die Geheimnisse des Himmels eindringt?"

Die junge Frau verließ ihre kniende Stellung. Sie schien sich endlich gesammelt zu haben. Noch einen stürmischen Weheruf stieß sie aus. Dann schritt sie der Thür zu. Kaum hatte sie jedoch diese erreicht, als sie sich mit leidenschaftlicher Geschwindigkeit wieder umwendete, auf den Astrologen zueilte, seine Hand ergriff, diese inbrünstig küßte und ihm etwas, wahrscheinlich Geld, hineindrückte. Dann entfernte sie sich schweigend. So weit geht bei den meisten Orientalen die abergläubische Ehrfurcht vor Einem, den sie mit dem Himmel in Verbindung und im Besitze übersirdischer Geheimnisse wähnen, daß selbst eine solche Unglückliche, die doch offenbar ein hartes, liebetrübendes Wort aus dem Munde des Sterndeuters vernommen hatte, nicht umhin kann, durch eine demuthsvolle Pantomime den Abschied zu besiegeln und ihm ihre tiefste Verehrung zu bezeigen, um nachher, ja zeitlebens, seinen Ruhm, und sei es auch unter Thränen, zu verherrlichen.

Bei allen diesen Vorgängen beobachtete Hadschi Monker die starrste, abwehrendste Haltung. Gefühlen schien er nicht zugänglich, Leidenschaften fremd, ebenso unerbittlich wie seine Sterne.

Ich erfuhr erst später den Sachverhalt. Die junge Frau hatte freilich guten Grund, besorgt zu sein, und zwar für ihren Gatten, dem sie mit der innigsten Liebe einer Neuvermählten und — was bei Araberinnen eine große Seltenheit — einer aus Liebe Vermählten anhing. Sie war ihm erst vor allerkürzester Zeit angetraut worden, und dies in Folge eines blutigen Ereignisses, an welchem das Gerücht sie der Mitschuld zieh. Ihr erster Mann war plötzlich in der Nähe von Aden (doch schon außerhalb des englischen Gerichtsbezirks) ermordet gefunden worden. Wer hatte diese Blutthat vollführt? An Beweisen fehlte es. Aber die Sippschaft des Getödteten stand nicht an, den in allen Ländern giftigen, uralten Rechtsspruch: „Wem ein Mord Vortheil bringt, der ist desselben verdächtig", auch hier in Anwendung zu

Digitized by Google

bringen. Da die junge Wittwe, gegen alle Sitte, kurz nach dem Morde des ersten dem zweiten Gatten die Hand reichte und von diesem gemuntelt wurde, daß er ihr schon früher nachgestellt habe, so traf denselben mit Recht der gravirendste Verdacht, und er bestätigte diesen noch durch sein Benehmen, indem er nämlich ängstlich vermied, den gesicherten Bezirk des englischen Gebietes zu verlassen, wo ihm die Bluträcher nichts anhaben konnten, während ihn doch sonst seine Geschäfte allwöchentlich in das freie arabische Land führten. Der Verdacht der Bluträcher wuchs dadurch zur Gewißheit. Sie beschlossen, ihm aufzulauern, so wie ihn seine Geschäfte endlich einmal wieder aus dem Colonialbezirke herausführen würden. Wenn er sich nicht ruiniren wollte, so mußte er sich am Ende doch entschließen, seine Landreisen von Neuem aufzunehmen. Dies war eben geschehen.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

**Berlin**, 8. Sept. Die „Industrieblätter“ schreiben: Die Bereitung der **Zuckercouleur** (Bierfarbe) hat in den letzten Jahren einen so bedeutenden Aufschwung genommen, daß davon allein in Berlin gegen 100,000 Ctr. umgesetzt werden. Von der Zuckercouleur gibt es zwei Sorten, sogenannte Biercouleur und Rumcouleur; die Biercouleur wird zum Färben aller Biere, Weine, Essige, Bratensaucen und selbst des Kaffee, die Rumcouleur dagegen zum Färben von Branntweinen, Liqueuren und Spirituosen überhaupt gebraucht. Beide Couleuren werden aus Kartoffelstärkezucker hergestellt. Früher wurde die Zuckercouleur nur aus indischem und auch aus Rübenzucker fabricirt und stand daher in einem sehr hohen Preise; seitdem sie aber aus Traubenzucker bereitet wird, ist sie um mehr als die Hälfte billiger geworden; dabei ist die Waare von derselben Güte.

**Weiße Kohlen in Australien.** Auf dem australischen Kontinent hat man einen neuen Brennstoff entdeckt, den man dort „weiße Kohlen“ nennt. Er besteht aus einer Art verfilzter Pflanzenfasern, zwischen denen sich ein feiner Sand befindet, und hat ungefähr die Consistenz eines Weizenkuchens, ist leicht entzündlich und brennt mit heller Flamme. Diese weißen Kohlen bedecken ganze Landstriche, brauchen nicht erst aus der Erde gegraben zu werden und werden bereits in großen Massen zur Feuerung verwendet.

(**Papier aus Mumienleinwand.**) Franz Wallner schildert in seinen Reisebildern „Rom Nil“ folgende Scene: „Ein Theil der arabischen Bedeckte vor Beni Hassan ist wie von Maulwürfen durchwühlt für zahllose „Gräberstätten“. Manche dieser hohen Felswände sieht aus wie ein Sieb. Als wir in die Nähe derselben kamen, sahen wir aus deren Eingängen abwechselnd gestaltete Bündel kriegen und am Fuße ein großes Zelt aufgeschlagen, während ein starkes Schiff im Eingang vor Anker lag. Eine große Menschengruppe, aus Beduinen, Weibern und Kindern bestehend, schien ein Ereigniß zu beobachten. Wir wurden Zeugen einer wunderlichen Scene. Aus den zahllosen Grabhöhlen wurden Ballen herausgeschleudert, gewogen und in den Schiffsraum gestaut. Eine englische Actien-Gesellschaft hat von der Regierung die Erlaubniß erwirkt, die leinenen Mumienhüllen zu sammeln und daraus Papier zu fabriciren, die Knochen werden abgesondert und zu chemischen Zwecken für die Zuckerfabrikation benützt. Eine wunderliebere Actien-Gesellschaft existirt wohl nicht mehr auf der Erde: „Actien-Compagnie, zur Ausbeutung egyptischer Mumienleinwand zur Fabrikation von englischem Papier!“ Das Geschäft wird wahrscheinlich eine ganz gute Dividende abwerfen, denn die Zahl der Mumien entzieht sich jeder Berechnung; man findet sie manchmal klafterweise geschichtet, wie in einem Stollen, und mit den zahlreichen Arbeitskräften, die den Leuten hier zu Gebote stehen, wird die Ausbeute eine enorme zu sein.

**Wien**, 4. Sept. In Rudolfsheim, im Gasthaus „zum Mondschein“, muß und matt, saß gestern ein trüber Zecher und schien lebensfatt. Wer weiß es, ob die Liebe, ob ihm das Glück getäuscht um Alles, was er Gutes von Beiden je genießt? Er trank nicht aus silbernem Becher, es war ein einfach Glas voll Wein, vor dem er lange gar düster träumend saß. Da nahm er's zitternd und trank es — und fiel zu Boden schwer als Leiche, gerührt vom Schlage; er trinkt keinen Tropfen mehr! —

## Charade.

(Dreisilbig.)

Die Erste ist bald gut, bald schlecht,
Bald ist sie wahr, solid und fest;
Dann wieder falsche, lock're Art
An ihrem Werth Dich zweifeln läßt.
Bald ist im Herzen sie versteckt
Und von der Meeresfluth verhüllt,
Bald drängt sie sich den Andern auf;
Doch wirft von Kampfwuth Du erfüllt,
Wenn Jemand Dir sie nehmen will.
Sie liebt der Mann der Wissenschaft,
Nicht minder auch der Bauersmann,
Der fleißig zuget ihre Kraft.
Sie fehlt nicht Hütte und Palast
Und gibt uns Speise, Trank und Rast.

Im Wasser eigentlich zu Haus,
Sind meine **Letzten** in den See'n,
Im Fluß und Meer von hohem Werth,
So lang sie nicht zur Ersten geh'n,
Zu Land sind sie fein lieber Gast,
Doch kennt sie selbst das kleinste Land,
Und weh dem armen Mann, der nie
Die Schwere ihrer Last empfand!

Das **Ganze** — von der Letzten Art —
Nährt von der Ersten sich allein;
Sein Wachsthum thut Dir leid, doch wirst
Du wieder leicht getröstet sein
Durch den Gedanken an die Erst',
Wenn sie Dir nur das Eine lehrt:
Daß mit dem Ganzen auch sie selbst
In Deinem Wohlstand sich gemehrt.

**Auflösung der Charade in Nr. 105:**

Leidenschaft.
(Johann von Leiden. Schaft.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 109. Speyer, Donnerstag, den 12. September 1872.

### * Harte Herzen.

Original-Novelle.

(Fortsetzung.)

2.

Nicht die Zeichen bitterer Armuth, wenn es auch einfach genug aussah, trug das Innere der Wohnung der Wittwe Hellberg und ihres Sohnes.

In dem kleinen, niederen Wohngemache mit den alten Nußbaum-Möbeln und der Kuckuksuhr im Winkel herrschte die größte Sauberkeit, denn unermüdlich waltete die alte Hellberg in den beschränkten Räumen und ihr zur Seite stand die 16jährige Marie, eine arme Waise, die Hellberg vor Jahren aus Mitleid zu sich genommen hatten und die nun die ihr erwiesenen Wohlthaten durch treue Anhänglichkeit zu vergelten sich bemühte.

Marie Günther war ein hochaufgeschossenes stilles Kind, daß Keiner beachtete und das kaum seine Augen zu erheben wagte. Aschfarbenes Haar umgab das hagere, ausdruckslose Antlitz, das sicher nicht die Spur von Schönheit aufwies, dennoch aber leuchtete zu Zeiten aus den tiefblauen Augen des Mädchens ein so überraschender Strahl der Intelligenz und des Gemüthes, daß es Jedem auffallen mußte, der sie anschaute; aber wer kümmerte sich um das arme verlassene Pflegekind der verpönten Familie?

Und wer sich am wenigsten darum kümmerte, das war Walter selber; da saß er am geöffneten Fenster, das Haupt sinnend in die Hand gestützt und träumte vor sich hin, lauter Frühling war's in seinem Herzen, — Frühling war's draußen, ein milder warmer Abend, würzig duftend drang es empor zu ihm und umspielte sein Haupt, es schmeichelte sich bis an sein Herz, so daß es im seligen Rausche pochte und sein Auge glänzte höher und einen Namen flüsterten seine Lippen, „Anna" klang es wie ein Hauch durch das stille Gemach.

Am Rade saß die Mutter und spann. Margaretha Hellberg mochte etwa im fünfzigsten Jahre stehen, aber Gram und Menschenwerk hatten dem Alter vorgearbeitet und aus dem einst so frischen, blühenden Weibe vor der Zeit eine Greisin gemacht und ihr Haar ergraut vor dem Alter. Zu ihren Füßen kauerte Marie, die blauen Augen fest auf Walter gerichtet, und nur der Abendstern, der eben aufzog am tief blauen Himmelsdom, sah die Thräne, die langsam dem blauen Auge des Kindes entfloß und die bleiche Wange herniederrann.

„Guten Abend allerseits," durchtönte plötzlich eine schrille Stimme die tiefe Stille, die in dem kleinen Gemache herrschte und wie aus einem Traume emporgescheucht fuhr Walter empor und starrte auf die dürre, vornüber gebeugte Gestalt des Juden Itzig, der vor dem Fenster stand. Der Bursche trug ein kleines Bündelchen auf dem Rücken und in der Hand den Wanderstab.

„Du bist's, Itzig? Nun, willst Du denn auswandern?"

„Will's! Herr Walter. Will zu Aaron und Sohn, um reich zu werden und dem Baron Markenbach sein Gut abzukaufen. Kommet, geht mit mir."

Frau Hellberg erhob sich. Langsam trat sie an's Fenster und dem Juden ihre Hand reichend, sprach sie in fast feierlichem Tone:

„Gehe hin und arbeite und komme empor, junger Mann, Gott sei mit Dir; räche die Schmach, die man Dir angethan, indem Du Böses mit Gutem vergiltst. Wer aber nicht fühlt in sich den Drang, zu wirken und zu streben und sich zu erheben über seine Widersacher, der soll daheim bleiben und sein Haupt neigen in Demuth und Stille."

Wohl fühlte Walter den stillen Vorwurf, der durch der Mutter Worte schimmerte und im Innersten der Seele gab er ihr Recht, aber konnte er fort von der Stätte, wo es ihn gefesselt hielt, wie mit magischem Band? „Leb' wohl denn," sagte er nach einer Pause. „Laß einmal von Dir hören, wenn es Dir gut geht."

Aber der Jude ging nicht, er blieb am Fenster stehen und fuhr mit leiser, eindringlicher Stimme fort:

„Ihr seid blind mit offenen Augen, Herr Walter; Ihr wollt nicht sehen, daß die Wendel Anna mit Euch spielt, wie das Kind mit dem Ball. Wenn Euch aber die Augen aufgehen, wenn Ihr Rache nehmen wollt für das, was man Euch angethan, so findet

Digitized by Google

Ihr mich in der Stadt bei Aaron und Sohn, und wehe Euch, wenn dies Euch nicht aufzuklären vermag!“ Euer Vater ist unschuldig, Walter, ist kein Dieb und der Haselbauer hat ihn gestürzt in's Verderben. Jetzt geht und beteilt um ein Lächeln der schönen Anna.“

Mit schrillem Lachen war der Jude spurlos, als habe ihn die Erde verschlungen, verschwunden. Walter aber war aufgefahren, als habe ihn eine magische Kraft empor geschnellt, jeder Blutstropfen war aus seinem Antlitz entwichen, als er mit tonloser Stimme die Worte Itzigs wiederholte:

„Mein Vater ist unschuldig, der Haselbauer hat ihn gestürzt in's Verderben.“

Im Gegensatze zu ihrem Sohn überzog eine flammende Röthe die eingefallenen Wangen Margarethens. Sie warf einen Blick auf Walter, als wolle sie den Eindruck erspähen, den des Juden Worte auf ihn ausgeübt, dann aber schüttelte sie schmerzlich das Haupt und rief mit lauter Stimme:

„Es ist nicht wahr, Walter, höre nicht, was er sagt, er kann's nicht wissen, war damals noch ein unverständiges Kind.“

Dicht an sie heran trat Walter und die welken Hände der Frau in die seinen pressend, flüsterte er:

„Mutter, sag mir die Wahrheit, ich beschwöre Dich, weißt Du darum, ob mein Vater schuldig oder unschuldig?“

„Nichts weiß ich,“ erwiderte Frau Hellberg verwirrt, „kann Dir auch jetzt nicht Rede stehen, aber eines will ich Dir sagen, Walter, wohl sind wir alle Sünder, aber nie flehte ich zum höchsten Gotte, der in's Menschenherz sieht und uns richtet mit dem Maß der Gerechtigkeit, nie flehte ich zu ihm: „vergib ihm seine Schuld!“ Und nun gute Nacht mein Sohn“, fuhr sie rasch fort, als wolle sie den Eindruck ihrer Worte schwächen, „ich bin ermüdet und sehne mich nach Ruhe. Gute Nacht, Marie, willst Du nicht schlafen gehen?“

Das Mädchen, das bis dahin lautlos dagesessen, scheinbar ohne Theilnahme an dem, was sich im Zimmer ereignete, erhob sich.

„Laßt mich noch ein wenig bleiben,“ sagte sie leise, „wenn ich dem Walter nicht lästig falle; ich liebe es so sehr die goldenen Sterne und den Mond am Himmel aufziehen zu sehen, da ist mir's dann, als spräche der Vater mit mir und lieb Mütterlein, und erzählte mir wie herrlich es droben sei, im Schooße Gottes.“

Frau Hellberg lächelte sanft und legte wie segnend die Hand auf das Haupt des Kindes, dann wandte sie sich, um das Zimmer zu verlassen.

„Und Du, Walter?“ fragte sie an der Thür stehen bleibend.

„Ich muß noch fort,“ sagte er fast rauh, „muß in die Nacht hinaus, Mutter mir gebt's durch die Seele, was Ihr mir gesagt. Die Marie mag so viel träumen wie sie will, ich störe sie nicht.“

Ein tiefer Seufzer entwand sich des Kindes Brust, traurig schauten die blauen Augen auf den Redenden, wer aber achtete darauf?

Die Mutter war gegangen und still war's im Zimmer geworden, wie im Grabe. Nur die Kukuckuhr im Winkel plauderte und schnurrte gar geschwätzig und wunderte sich über die närrischen Menschenkinder.

Da schlug es neun Uhr vom Kirchthurm des Dorfes, langsam und dröhnend tönte Schlag auf Schlag und jeder trieb mehr und mehr die Röthe auf Walters Wangen, nun sprang er auf und, seine Mütze ergreifend, schickte er sich an, das Zimmer zu verlassen. Da fiel sein Blick auf Marie, die auf der hölzernen Fußbank saß, die ihren Fingern entfallene Strickarbeit im Schooße, das Auge dem tiefblauen Himmelsdom zugewandt; mit Silberschein überzog der Vollmond die bleichen, hageren Züge des Mädchens und mit Erstaunen gewahrte Walter das Antlitz des Kindes von Thränen überfluthet.

Er wandte sich um und nahm ihre Hand. „Marie,“ fragte er mit sanfter Stimme und sie zu sich emporziehend, „Marie, warum weinst Du, Kind?“

Fest schmiegte sich das Mädchen an ihn und doch fühlte er das Zittern ihrer Gestalt. „Verzeih Walter, ich weiß es nicht,“ flüsterte sie nach einer Weile, „vielleicht eben, weil ich ein Kind bin.“

Befremdet blickte der junge Mann sie an, ein seltsamer Gedanke schoß einen Moment lang durch seine Seele, aber nein, lächelnd, fast beschämt verwarf er ihn im nächsten Augenblicke. Es waren Jugendträume, nichts weiter, wie sie sich eben für ein aufgeschossenes Mädchen ziemen, das zwischen Kind und Jungfrau stand, nicht Fisch noch Fleisch, wie man im Dorfe sagte.

Er streichelte ihr das blonde Haar. „Bist ein närrisches Ding, Marie, — wem Dich die Leute hörten, sollten sie meinen, wie schlecht Du's hast, oder drückt es Dich, daß Du gerade bei uns Aufnahme fandest und sehnst Dir fort von hier?“

Fast zürnend blickte des Kindes Auge zu ihm empor. „Fort von hier?“ wiederholte es, „fort von Walter und Eurer Mutter?“ fügte sie nach einer kurzen Pause hinzu. „Aber eins ist's, das mich drückt, ich bin ein gar unwissend dummes Mädel und lernen möcht' ich, recht, recht viel lernen, um so klug zu sein, wie die Werndel Anna, — nein, noch klüger.“

Die Werndel Anna, wie hatte Walter, vom Geplauder des Kindes unstrickt, diesen Namen vergessen können?

„Gut' Nacht, Marie, ich muß fort,“ unterbrach er sie hastig, ohne zu beachten, wie das Kind zusammenzuckte; „ich will mit dem Pfarrer sprechen Deinetwegen, ein andermal mehr davon.“

Fort war er, das Geräusch seiner Schritte verhallte. Marie machte eine Bewegung, ihm nachzustürzen, aber im nächsten Augenblick hielt sie an und rieb sich die Stirn.

Digitized by Google

„Er geht zu ihr, zu ihr, ich weiß es, ich fühle es," sagte sie laut; „aber was kümmerts mich dummes Ding. Warum bin ich traurig, warum möcht' ich ihn hatten mit diesen Armen und mit ihm fortgehen weit, weit, wo es am einsamsten ist, warum sitze ich hier und vergehe vor Angst und Qual. O Mutter, Mutter," rief sie schluchzend, „laß mich sterben, ich bin ja Allen, Allen zur Last und Keiner kümmert sich um mich; so trage ich's nicht länger; krank bin ich, glaube ich, oder wirr im Kopf, wie die alte Bachlisel, die ihren Schatz sucht und nicht findet, und ihn nun schon sucht an die dreißig Jahre. — — — Allmächtiger Gott," unterbrach sie sich plötzlich aufschreiend, „die Lisel ist nicht toll, oder ich bin's selber, denn ich fühle es mit ihr, wie von den Sternen hernieder kommt's plötzlich in mein Herz, ich such' ja auch mein' Schatz und find' ihn nimmer mehr, die Werndel-Anna hat ihn mir gestohlen. — Verzeih mir Gott, und ich bin erst sechszehn Jahre alt."

(Fortsetzung folgt.)

## Der Astrologe.

(Fortsetzung.)

Daher die Sorge der Frau um das Leben ihres Gatten. Hadschi Monker hatte ihr so eben dessen Tod vorausgesagt und wie man später erfuhr, war derselbe wirklich bald nach seiner Abreise von Aden ermordet worden. Die Sterne hatten mit dieser Prophezeiung wohl wenig zu thun, denn allgemein wurde die Abreise des Mannes als eine sehr gefährliche Tollkühnheit beurtheilt und mancher Andere sah dessen Tod voraus. Aber dennoch stieg das Ansehen des Astrologen nicht wenig durch diesen Fall, besonders da er höchst selten so ganz bestimmt ein Ereigniß vorauszuverkünden pflegte, wie er es diesmal gethan. Sonst liebte er es, eher etwas Angenehmes zu prophezeihen. Diesmal mußte er jedoch seines Rufes halber das Gegentheil thun. Er that dies denn auch möglichst pomphaft und schreckenerregend. Desto mehr wirkte er auf die Gemüther und vermehrte seinen Ruhm.

Durch das Fortgehen der jungen Frau, die bei uns vorüber mußte, wurde unsere Gegenwart berathen. Wer uns zuerst bemerkte, das war die Negerin. Diese ließ wieder ihrer heftigen Gemüthsart die Zügel schießen und eine neue Fluth von Schimpfwörtern wurde über uns ausgegossen. Aber diesmal genügte ein Wort Hadschi Monker's, um sie zum Schweigen zu bringen. Sie erstickte die halb ausgesprochenen letzten Flüche zwischen ihren Lippen und zog sich mürrisch, wie ein knurrender Hund, in eine Ecke zurück.

Während wir unser Anliegen vorbrachten, musterte uns der Astrologe. Meine Gefährten sahen wie die Gläubigkeit selber aus. Ihr Anblick gefiel dem Sterndeuter. Nur der meinige schien ihm Zweifel einzuflößen. Da ich mich indeß bemühte, ein recht kindlich vertrauensvolles Antlitz zur Schau zu tragen, und alle seine Fragen mit der gehörigen Ehrfurcht erwiderte, so fühlte er sich endlich bewogen, auch mich seiner Offenbarungen für würdig zu erklären. Ein wenig trug hierzu vielleicht auch der Umstand bei, daß ihm unterdessen gesagt worden war, wie viel ich zu zahlen gesonnen sei. Aber das war nur ein Nebengrund, denn einem Zweifler gegenüber hätte er sich nicht für die Schätze Golcondas zur Enthüllung des Mysteriums entschlossen.

Er führte uns nun auf eine anstoßende Dachterrasse, nicht das Hauptdach des Hauses, wo er seine großen Operationen vorzunehmen pflegte, sondern das Dach eines niedrigeren Hausflügels, das an sein Zimmer stieß, dessen Fortsetzung es gleichsam bildete. Es war ringsum mit Wänden von Flechtwerk umgeben und nur oben offen. Alle Häuser Adens haben, anstoßend an die eigentlichen Zimmer, solche luftige Räume, die in Bezug auf Abschließung ganz den Vortheil von Stuben besitzen und nur noch den des Luftigseins damit verbinden. Selbst dieser Raum war ganz wohnlich eingerichtet. Er erinnerte mich unwillkürlich an das Ausnahmezimmer eines Photographen. Auch hier standen allerlei optische Apparate, daneben aber viel unnützes Zeug, lediglich berechnet, den abergläubischen Besucher zu imponiren.

Hadschi Monker fing damit an, sein Teleskop zu richten. Ich weiß nicht mehr genau, welcher Planet bei unserer Frage die wichtigste Rolle spielte. Ich glaube, es war Mars. Wenigstens sprach der Astrologe oft von „rothen Stern", und Mars hat, meines Wissens, ein röthliches Licht. Es gibt freilich auch röthliche Fixsterne, aber nur die Planeten pflegen, ihrer dem Wechsel deutlicher unterworfenen scheinbaren Stellung wegen, zu solchen Untersuchungen zu dienen. Dann rückte und schob er noch eine Zeitlang an seinen übrigen Apparaten. Darauf begann die Beschwörung. Dieselbe war überaus feierlich und imposant. Sie geschah nicht im Kreise, wie man es die Zauberer gewöhnlich auf unseren Theatern machen läßt, sondern Hadschi Monker hatte zu diesem Zwecke zwei ineinandergeschlungene Pentagramme, das sogenannte Siegel Salomonis, auf den Boden gezeichnet. Auch führte er keinen Zauberstab. Eine lange Rolle Papiers vertrat dessen Stelle. Der Astrologe sah dabei wirklich unbezahlbar aus. Ich hatte noch nie einen wirklichen Beschwörer gesehen, daß heißt einen solchen, der die Sache im Ernst nimmt oder doch vorgibt, im Ernst zu sein. Aus meiner Kindheit waren mir freilich Darstellungen von Zauberern auf dem Theater im Gedächtnisse geblieben. Aber wie verschieden war hier die Darstellung! Da war nichts von berechneter Haltung, nichts von hohlem Pathos. Die Erscheinung war zwar im höchsten Grade geheimnißvoll, aber durchaus natürlich und eben deßhalb desto mehr ehrfurchterweckend. Wenn man den Beschwörer ansah, so mußte man sich sagen, daß er entweder selbst an sein Hocuspocus glaubte oder sich doch so tief in seine Rolle versenkt hatte, daß er wenigstens im Augenblicke ihres Abspielens der Selbsttäuschung unterlag, ähnlich wie der echte Schauspieler sich so weit in seine Rolle hineindenkt, daß er im Momente ebenso fühlt

Digitized by Google

und mit der größten Natürlichkeit ebenso agirt, wie seine Helden. Pflegte doch Talma zu sagen, daß ihm stets erhabene Gedanken und Gefühle kämen, so oft er den Augustus in Corneille's „Cinna“ spielte.

So weit ging Alles gut. Die Beschwörung war im besten Gange. Die Sterne sollten bald ihr Orakel verkünden. Meine unheilige Gegenwart schien kein Hinderniß mehr zu bilden. Da aber spielte mir mein Unstern (diesmal keiner von Firmament) einen schlimmen Streich. Bisher hatte ich meinen Ernst vollkommen bewahrt, und zwar ohne Mühe. Die Erscheinung Hadschi Monker's war wirklich so imposant, im ihrer Art erhaben, daß ich allen Ernstes ein Gefühl empfand, daß zwischen Grauen und Andacht die Mitte hielt. Da die Beschwörung jedoch ziemlich lange dauerte, so trieben mich zuletzt angeborene Langeweile und Neugier, mich ein wenig nach meinen Begleitern umzusehen. Ein seltsamer Anblick ward mir da. Der Eine schien wie in tiefe Andacht versunken; sein Blick war stier auf den Astrologen gerichtet, den er wohl im Augenblick wie einen Ausfluß himmlischer Sphären verehren mochte. Wenn der Orientale andächtig ist, so ist er es auf eine Weise, mit einer Tiefinnigkeit des Gefühls, wovon wir Europäer uns keinen Begriff machen. Dieser Anblick war erhaben, im höchsten Grade poetisch. Der, welchen die Anderen darboten, war dagegen desto grotesker. Hier lag einer auf den Knieen, den Mund, wie vom Starrkrampf erfaßt, weit aufgerissen, und starrte in sprachloser Verzückung das geheimnißvolle Gebahren des Zauberers an. Dort hatte sich ein Anderer platt auf den Bauch gelegt und stieß mit schwacher Stimme kaum hörbare Seufzertöne aus. Ein Dritter war gar in eine der Zimmerecken gerannt und bemühte sich, sein Haupt dem grauenerregenden Anblicke der Beschwörung zu entziehen, indem er es, wie der Strauß im Sande, im Flechtwerk der Umzäunung barg. Indeß ein anderer Trieb kämpfte mit diesem Schreckgefühl und bewog ihn, das in die Erde gesenkte Haupt von Zeit zu Zeit, der Richtung des übrigen Körpers entgegen, wieder umzuwenden. Dieser Trieb war die Neugier, die sich nichts von der seltsamen Ceremonie entgehen lassen wollte. Aber kaum hatte er den Beschwörer von neuem erblickt, so kehrte sich der Kopf auch abermals, wie vom Schreck vertrieben, der Ecke zu. Bei diesen Schlingungen und Wendungen schnitt er so fürchterliche Grimassen, daß ich mich wirklich der Heiterkeit nicht erwehren konnte. Ich brach plötzlich in ein so herzliches Lachen aus, wie es lange nicht mein Blut erfrischt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

**Bierfälschung.** In welcher Weise die englischen Bierbrauer häufig das Bier für ihre Gäste zurechtmachen, darüber macht Lord Kimberley folgende angeblich verbürgte Angaben. Der Wirth zapft von dem aus der Brauerei erhaltenen Fasse einen Theil, der von ¼ bis über ⅓ variirt, gibt in das Faß eine gewisse Quantität roben, schwarzen, wohlfeilen Zucker in warmem Wasser gelöst, füllt dann das Faß mit kaltem Wasser beinahe voll, thut eine Portion eines Klärmittels hinzu, das aus Häuten von Schollen und andern Fischen bereitet werden soll und das die Brauer ihren Abnehmern kostenfrei liefern. Dann wird noch ein wenig Salz und in manchen Schankhäusern etwas Eisenvitriol gelöst und zuletzt. Das Gemisch wird dann heftig durchgerührt und das Faß fest verspundet. In zwei Stunden etwa kann der Ausschank beginnen. Was aber in zwei Tagen nicht abgetzt ist, wird ungenießbar. Je klotter also das Geschäft geht, desto ungetrirter kann das Mischen betrieben werden. Der Gebrauch des Eisenvitriols ist nicht allgemein; er soll einen schönen braunen und dauernden Schaum bewirken und thut dies auch. Je mehr Wasser verwendet wird, desto mehr muß auch die Menge der andern Zuthaten erhöht werden. Die Wirthe betrachten dieses Verschneiden so selbstverständlich als nothwendig, da ihre Kunden das Bier so dick, wie es aus der Brauerei kommt, gar nicht trinken würden. (Bierbrauer.)

---

Weibliche Predigerinnen sind in Amerika keine Seltenheit mehr, und sie fündigen ihre Leistungen durch Placate an. In Georgia wurde kürzlich eine solche Affiche einer neuen Predigerin an den Straßenecken gefunden, auf der unter „achtbare Persönlichkeiten“ aus der Stadt, wo sie zuletzt gepredigt, mit ihrer Namensunterschrift bestätigten: „daß Ihre Ehrwürden eine reizende Blondine sei.“

---

Auf dem Postdampfer „Minnesota“ haben am 4. d. M. nicht weniger als 590 Mormonen den Hafen von Liverpool verlassen, um sich nach New-York und von dort nach Utah zu begeben. Die Hälfte der Anhänger Joe Smith's stammt aus Schweden, Norwegen und Dänemark, die andere Hälfte aus England, Schottland und Wales. Birmingham und Wolverhampton haben ein ganz besonders starkes Contingent gestellt. Die „Heiligen“ erfreuen sich durchgängig einer guten Gesundheit und es ist für ihre Bequemlichkeit während der Ueberfahrt auf das Beste gesorgt. In New-York werden sie von einem Agenten Brigham Young's erwartet und nach einigen Tagen Rast zur Salzseestadt geleitet werden. Unter den Mormonen, die sich auf dem „Minnesota“ einschiffen, befanden sich nicht nur Kinder, sondern auch ein 81 Jahre alter Mann und eine 83jährige Frau, die die Reise unternehmen, um Familienangehörige zu sehen. Die Auswanderer befinden sich unter der Aufsicht zweier Männer, von denen der eine, ein Dr. Parker, einige Monate auf dem Festlande zugebracht hat, um das Schulwesen in den verschiedenen Ländern zu studiren, da ein neues System der Erziehung bei den Mormonen eingeführt werden soll.

---

Nangasaki, 31. August. Ueber den Untergang des Schiffes „Amerika“ vernimmt man folgende nähere Umstände. Der Dampfer kam von der Pacific Postlinie am 24. auf dem Wege nach Hongkong hier an. Als er in derselben Nacht den Hafen verließ, fing das Cargo auf dem Decke Feuer und bald darauf war das ganze Schiff in Flammen eingehüllt. Alle Versuche, das Feuer Herr zu werden, mißlangen und das Schiff brannte die ganze Nacht hindurch. Die Ladung, die Briefsendungen für Hongkong und das Reisegepäck, Alles ist von den Flammen verzehrt worden. So schnell griff das Feuer um sich, daß keine Zeit vorhanden war, die Boote in's Wasser zu lassen, und die Personen an Bord mußten daher in das Wasser springen. Sechs Chinesen kamen um und 10 chinesische Maschinisten, der Koch, der Wachtposten auf dem Zwischendeck und der Magazinaufseher werden vermißt.

---

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 110. Speyer, Samstag, den 14. September 1872.


## * Harte Herzen.

Original-Novelle.

(Fortsetzung.)

In Thränen gebadet lag sie in der Mitte des niederen Gemachs, das der Mondenschein matt durchleuchtete.

Weit oben aus der Ferne, da tönte ein lustiger Sang verschwimmend zu ihr herüber, des Silberbauern Sohn war's, der seiner Liebsten allabendlich ein Gut-Nacht-Lied darbrachte, es klang:

Schlaf in Ruh, herzig Schätzle,
Im Kämmerlein Dein;
Es soll mein Gedanke
Treu Wächter Dir sein;
Und wüßtest Du's nimmer,
Wie gut ich Dir bin,
Ich schick' meine Liebe
Als Traum Dir wohl hin.
Träum' süß, herzig Schätzle,
Von Myrth' und Altar,
Es wird aus uns Beiden
Zuletzt doch ein Paar.

An dem Nachmittage desselben Tages weilte der alte Baron Leopold von Markenbach am Schreibtisch in seinem Cabinette. Das kleine Gemach war so glänzend eingerichtet wie überhaupt alle Räumlichkeiten im Schlosse, denn in den Augen der Welt galt der Besitzer desselben als reicher Mann; das Gut, dessen Namen der Eigenthümer führte, war im besten Zustande und die Pächter des alten Herrn waren wohlhabende Leute.

Leopold von Markenbach mochte etwa im sechzigsten Jahre seines Lebens stehen, sein Haar war bereits völlig ergraut, aber die breite plumpe Gestalt des Mannes war noch ungebeugt und rüstig und sein Antlitz zeugte von fortgesetztem Lebensgenuß.

In diesem Augenblick aber war das Antlitz des Edelmannes bewölkt, während seine Wangen noch röther waren als gewöhnlich und große Schweißtropfen von seiner Stirn herniederrannen; tief gebeugt saß er an einem großen Hauptbuch und sann und rechnete und schrieb Zahl um Zahl in den Folianten; vor ihm stand der Verwalter des Gutes, Siegfried Gimpel, ein vertrocknetes Männchen mit verschmitzten Zügen und scharfen Augen, die listig unter der goldenen Brille hervorspähten. Als sicher galt, daß der Bevollmächtigte des Hauses Aaron und Sohn wenn er mit dem gnädigen Herrn zu thun hatte, erst dem Verwalter einen langen Besuch abstattete, ehe er das Gebiet des Edelmannes betrat.

„Müßt Rath schaffen, Gimpel, müßt Rath schaffen," sagte eben der Baron mit lauter Stimme. „Aaron und Sohn müssen aushelfen, prolongiren; zahlen kann ich nicht und baar Geld haben muß ich obendrein. Der Arthur, der Teufelsjunge, sitzt seit acht Tagen wieder hier im Neste. Wird Schulden haben, die ihn aus der Residenz vertrieben, gerade wie ich einst war, — Jugend muß rasen."

Gimpel verbeugte sich. „Ich will's versuchen, will selbst in die Stadt, um mit Aaron zu sprechen," sagte er mit demüthiger Stimme. „Aber sie stellen sich auf die Hinterbeine. Ohnehin steht, wie mir der Buchhalter Pincus vertraulich mittheilte und wie ich im tiefsten Geheimniß weiter melde, der Name des jungen gnädigen Herrn nicht nur in den Schuldbüchern der Firma, sondern . . ."

Der alte Herr fuhr auf. „Donnerwetter, das ist stark!" rief er, mit der Faust auf die kostbar ausgelegte Platte des Schreibtisches schlagend, „was unterfteht sich der junge Herr! Gimpel, es wird Zeit, daß wir eine reiche Heirath für den Patron suchen, die ihn und uns Alle auf die Beine bringt, ehe seine hübsche Larve vergeht, je eher, desto besser. Ah, ich glaube, da höre ich ihn. Könnt uns allein lassen, Gimpel, will ihm die Leviten lesen."

Der Verwalter verabschiedete sich durch eine tiefe Verneigung und verließ das Zimmer durch eine Seitenthür, die in den angrenzenden Saal führte, während jetzt nach kurzem Anklopfen die Mittelthür des Zimmers hastig geöffnet ward und Arthur von Markenbach das Cabinet seines Vaters betrat.

Die Miene des alten Herrn hatte sich nicht aufgeheitert und einigermaßen betroffen blickte Arthur ihn an; es mußte schon etwas Wichtiges sein — er wußte es aus Erfahrung — was seinen Vater so aus der Fassung zu bringen vermochte.

„Nimm Platz, Arthur," sagte der Alte: „ich habe Wichtiges mit Dir zu bereden. Laß Deinen

Digitized by Google

gewöhnlichen Uebermuth und Deine Thorheiten einmal bei Seite und höre mir aufmerksam zu."

Der junge Mann ließ sich am Schreibtisch seines Vaters nieder.

„Du hast wohl eine reiche Erbin für mich ausgesucht?" fragte er lachend, „oder dachtest Du über die Mittel nach, meine Tugend vor Gefahr zu schützen?"

„Hättest Du dies selber zur rechten Zeit gewußt, so wäre vielleicht unsere heutige Unterredung unnöthig," erwiderte der Baron ernst. — „Arthur, ich habe Dich erzogen, wie es dem Sohne meiner Familie geziemt, — ich habe Schulden für Dich bezahlt, deren Betrag ein Vermögen ausmacht, — habe Dir nichts versagt, was Du verlangt. Jetzt ist es anders. Ich selbst bin nicht Mann gewesen, das Leben in largen Zügen zu genießen, und die Summen, die Du mir kostest, haben meine Kräfte und mein Vermögen erschöpft. Ich bin beinahe ein ruinirter Mann, Arthur, — schulde dem Hause Aaron und Sohn in der Residenz viel Geld, das Gut ist mit Hypotheken belastet, nur eine reiche Heirath kann Dich und mich selber retten."

Wie ein Blitzstrahl wirkte diese Nachricht auf den sonst so übermüthigen jungen Edelmann. Er starrte seinen Vater an, als habe dieser eine fremde, ihm unverständliche Sprache zu ihm geredet, dann sagte er, mühsam die Worte suchend, mit vor Zorn erstickter Stimme:

„Also ich soll jetzt büßen, weil mein Vater mich zum Verschwender erzog, — ich soll gut machen, was er verschuldete! Haha, glaubst Du vielleicht, daß die reichen Erbinnen, wie Pilze aus der Erde wachsen? Geld von Dir zu holen, kam ich hierher, und nun muß ich von Dir vernehmen, daß Du selber ruinirt! Betrogen bin ich, ja, betrogen, — was soll ich dem Aaron sagen? denn wisse es nur, auch ich schulde ihm; er hat mir Geld vorgestreckt gegen Zinsen und Wechsel, die ich natürlich nicht eher zurückzuzahlen brauche . . ."

Der junge Mann stockte einen Augenblick. „Sprich' aus, sprich nur aus, was Dein Gemüth denkt," nahm der alte Baron, dessen Antlitz leichenblaß geworden war, das Wort. „Du willst sagen, daß die Rückzahlung dieser Summen Zeit habe, bis ich todt sei und Du Dein Erbe endlich antreten würdest."

Laut lachte der junge Officier auf. „Glaub's wohl," sagte er höhnisch: „ich bin das verlorperte Gewissen in Deinen Augen, nicht wahr, Alter? Aber ich will mir schon das Geld verschaffen, auch ohne Dich, und müßte ich statt einer reichen Erbin die erste beste Bauerndirne um diesen Preis zur Freifrau von Markenbach erheben."

Ohne seinen Vater weiter zu beachten, stürmte Arthur aus dem Zimmer, die Thür hinter sich zuschleuderend und auf's Geradewohl in's Freie hinaus stürmend. Er beachtete nicht den Pfad, auf den ihn der blinde Zufall leitete, er gewahrte nicht, daß die Dunkelheit angebrochen war und mehr und mehr des Abends leiser Flügelschlag die Natur durchstreifte; nur ein Gedanke durchzog sein Inneres, er mußte Geld haben, die dringendsten Gläubiger zu befriedigen, Geld um jeden Preis, was kümmerte ihn das Funkeln der Sterne, die jetzt am dunkeln Firmament aufzogen, was das balsamische Duften der Kräuter und Blumen.

Fast eine Stunde war er so dahingewandert, ohne Zweck und Ziel, und erst, als durch die klare Nachtluft ein Thurm in einiger Entfernung vor seinem Blick auftauchte, hielt er seine Schritte an und sah sich um. Es war die Kirche des Dorfes Wachenthal, ein lichter Stern winkte sie dem stürmischen Wanderer entgegen.

„Gefunden!" rief er überlaut und wie ein schriller Mißton drang der leidenschaftliche Klang seiner Stimme durch den stillen Frieden der Natur: „der Haselbauer hat Geld wie Heu, er muß aushelfen, und wenn er zäh ist und sich sträubt, ha, ich weiß auch dagegen ein Mittel, nicht umsonst ist die schöne Werndel Anna seine Tochter —",

Er hielt in seinem Gedankengange inne, denn vor ihm tauchte in einiger Entfernung eine Gestalt in der Dunkelheit auf, die sich ihm mit raschen Schritten näherte. Beim Licht der Sterne erkannte er den Juden Itzig, der sein Bündel im Arm die Richtung vom Dorfe herkam und verwundert stehen blieb, als er des späten einsamen Wanderers ansichtig ward.

Der Baron eilte auf ihn zu. „Du bist es, Itzig, wo willst Du hin?" fragte er hastig.

„In die Residenz, gnädiger Herr, dort meint Glück zu versuchen, wo der Jude nicht Pferde zu warten braucht, um der Wuth und dem Spotte loser Buben zu entgehen."

Arthur runzelte die Stirne. „Du kömmst von Wachenthal?" fragte er: „weißt Du, ob das Haus des Haselbauer noch geöffnet ist?"

„Weiß nicht, gnädiger Herr, sah nur die Anna aus dem Hause kommen und den Weg zum Erlenbach einschlagen, ganz allein, und schaute sich um rechts und schaute sich um links, ob es auch Jemand gewahre."

Ein neuer Gedanke stieg in Arthurs Seele auf, ein Gedanke, den das Blitzen seiner Augen verrieth.

„Am Erlenbach und allein?" wiederholte er, „aber was kümmert es mich, habe mit dem Vater, nicht mit der Anna was zu schaffen. Leb' wohl denn, Itzig, und wenn ich wieder in der Stadt bin, kannst einmal bei mir vorfragen, könnte Dich vielleicht zu Commissionen gebrauchen, scheinst ein geriebener Bursche zu sein."

Mit diesen Worten entfernte sich der Baron hastig, ohne den Juden eines weiteren Blickes zu würdigen, oder sich nach ihm umsehen, denn er vernahm deutlich durch die stille Nachtluft den immer schwächer werdenden Tritt des Scheidenden, wußte die Entfernung immer größer zwischen sich und ihm.

Aber er sah nicht, wie der Jude plötzlich stille stand, um mit sich selbst zu überlegen und nach einigen Secunden einen kaum bemerkbaren Querpfad durch die Büsche einschlug, der ihn wieder in die Richtung brachte, woher er so eben gekommen war.

Digitized by Google

Arthur schritt vorwärts, den wohlbekannten Weg entlang, denn in der Gegend seit Jahren heimisch, war ihm auch die von dem Juden bezeichnete Stätte keineswegs fremd und jetzt die Landstraße verlassend, bog er in das kleine Gehölz ein, das hart vor dem Dorfe gelegen war.

Itzig hatte wahr gesprochen. Anna Werndel weilte im Gehölze. An jener Stelle, wo dicht gepflanzte Erlen die dort befindlichen Personen fast gänzlich wie eine schützende Mauer den profanen Blicken der Neugier verbargen, wo der Bach sein murmelndes Lied sang und die Nachtigall ihr Abendlied am liebsten flötete, dort saß Anna auf einer Moosbank, das Haupt träumerisch gesenkt, unbeweglich, wie aus Stein gemeißelt.

So hatte sie schon eine Weile da gesessen, vom Licht des Mondes bestrahlt, der die Täuschung vollkommen machte. Und doch, unter der regungslosen Oberfläche, da schossen die Ströme der Gedanken wie glühende Lava durch ihre Brust, Träume von Glanz und Ehre schwebten verlockend vor ihrem inneren Auge, sie sah sich daher schreitend in seidenen Gewändern, strahlend in kostbarem Schmuck, bewundert von reich geschmückten Herren mit güldenen Säbeln und blitzenden Orden und alles neigte sich vor ihr und grüßte sie demüthig als Königin des Reichthums und der Schönheit.

Prunken, Herrschen, das waren die Factoren ihres Daseins, immer größer war die Frucht gereift, dessen Keim schon in des Kindes Seele gelegen; schon genügte ihr der enge Kreis des Dorfes nicht mehr, der sie als Herrin anerkannte, weit, weit hinaus sehnte sie sich, in goldstrahlende Säle, deren hohe Spiegel ihr Bild wiederzauberten. Nicht die Nachtigall wollte sie mehr hören, was sollte ihr der langbekannte Ton, die rauschenden Weisen einer Ballmusik gankelten an ihr Ohr und dahin schweben sah sie sich in wiegendem Tanze, heißer, schneller ging ihr Athem, an eines hohen Mannes Brust lehnte ihr Haupt. —

An eines Mannes Brust, sie schrak empor, wohin hatte sich ihr Geist verirrt, zu welchem Zwecke weilte sie an dieser Stätte?

Sie machte eine heftige Bewegung mit der Hand, als wollte sie die überflüssigen Gedanken verscheuchen, und nun, als wolle sie den Zauber bannen, flötete halb im Traume eine Nachtigall.

Da drang ein weiches, süßes Gefühl durch des jungen Mädchens Brust: „Walter", flüsterte sie, „verzeihe, ich liebe nur Dich, meinen Retter, will glücklich sein an Deiner Seite ohne Glanz und Pracht, o komme, ich warte Deiner, verjage die Bilder, die meine Brust bedrücken wie ein Alp, ich will —"

Sie hielt inne, rascher pochte ihr Herz, höher färbten sich ihre Wangen, denn neben ihr rauschte es in den Zweigen und nun theilten sie sich, eine hohe Gestalt trat dem Mädchen entgegen, eine leise Stimme flüsterte ihren Namen. —

(Fortsetzung folgt.)

## Der Astrologe.

(Fortsetzung und Schluß.)

Dadurch war indeß Alles verdorben. Ich hatte den Zauber zerstört. Der Astrologe blickte verblüfft auf. Ein Ziegelstein, der ihm plötzlich auf den Kopf gefallen wäre, hätte ihn nicht unangenehmer berühren können. O du heiterer Lachgott! Du bist ja der ärgste Feind aller Fanatiker! Lachen in einem feierlichen Moment, das ist das non plus ultra von Strafbarkeit. Meine unwillkürliche Heiterkeit wurde natürlich im allerschlimmsten Sinne gedeutet und einem höchst verdammenswerthen Scepticismus zugeschrieben. Hadschi Monker gerieth zwar nicht in Zorn. Nein! Zorn war seiner unaussprechlichen Erhabenheit ebenso fern, wie jeder andere Affect einer staubgeborenen Creatur.

Indessen, das Resultat blieb doch, das er sich weigerte, die Handlung wieder aufzunehmen.

Es blieb nichts übrig, als unverrichteter Sache „abzufahren". Die Enttäuschung meiner Begleiter brach in offene Vorwürfe gegen mein ungläubiges Haupt aus. Die alte Negerin überschüttete uns noch zum Abschied mit einer Fluth oder, um mit Heine zu reden, mit einem „wahren Mistkarren von Schimpfwörtern", denen diesmal der ganz in bereits andere Mysterien vertiefte Astrologe nicht Abbruch that. So zogen wir denn unter Bann und Fluch aus dem Heiligthum aus. Ich dachte zwar daran, dem Sterndeuter seine begonnene Consultation zu vergüten. Aber von einer solchen Vergütung durfte nicht die Rede sein. Wie groß auch Hadschi Monker's Geldgier, der Stolz auf seine Wissenschaft war noch größer. Er wäre lieber Hungers gestorben, als von einem Verpotter seiner Mysterien auch nur das Geringste anzunehmen.

Bei dem Aberglauben meiner Führer mußte ich auf ein Mittel sinnen, jenen Verstoß gutzumachen. Ich erkundigte mich denn, ob nicht noch ein zweiter Astrologe vorhanden sei. Die Auskunft lautete bejahend. Nur galt dieser Sterndeuter nicht viel, die bessere Classe der Einheimischen glaubte gar nicht an ihn, während sie doch auf Hadschi Monker schwor. Aber zu dieser Classe gehörten meine Führer nicht. Sie gaben sich schließlich damit zufrieden, es mit dem zweiten Astrologen zu versuchen, da wir es mit dem ersten doch ganz verdorben hatten.

Wir begaben uns also an einem sternhellen Abend zu Sid Abd-el-Beeri, so hieß der zweite Astrologe. Nebenbei war dieser Schreiber, denn „die Sterne" warfen nicht genug ab. Er wohnte sehr abgelegen in einem Ding, das man füglich einen Rohrkäfig nennen konnte. Fest an diesem „Hause" waren nur vier Schpfosten und darauf gestützt eine Dachterrasse. Die Wände waren von Flechtwerk. Wir fanden ein kleines phlegmatisches Männchen mit ausdruckslosem Gesicht, ein echtes Stadtgewächs, hinter dem Tintenfaß aufgewachsen. Der ganze Eindruck war kläglich nach dem mystisch erhabenen Hadschi Monker.

Digitized by Google

Gleich zu Anfang erwartete uns eine komische Scene, deren Pointe nicht zum Ruhm dieses Astrologen ausfiel. Auch hier war das Erste, was wir hörten, ein fürchterliches Geschimpfe und die erste Kunde, die wir sahen, ein Weib, aber kein schönes, sondern eine zahnlose Alte, welche den Sterndeuter der Schwindelei beschuldigte. Nicht ohne Grund. Er hatte nämlich ihrer Tochter geweissagt, sie werde einen Knaben gebären, und statt dessen hatte das Schicksal der Gläubigen Zwillingstöchter zugedacht. Mädchen sind aber nach arabischen Begriffen sehr unerwünscht. Eines ist schon fast zu viel, zwei auf einmal aber eine Calamität, zu welcher diesen Leuten die Resignation fehlt. Ein Knabe dagegen bildet den Stolz der Familie. Abd-el-Beeri versuchte zwar, sich aus dieser Verlegenheit hinauszulügen. Umsonst. Die Alte zwang ihn nicht nur, ihre Schimpfrede bis zur Neige anzuhören, sondern bestand zuletzt auch noch darauf, er müsse das gezahlte Geld wieder herausgeben, was er denn endlich nach vielem Widerstreben that. Abd-el-Beeri war sicher ein ungeschickter Prophet. Ein solcher Verstoß hätte Hadschi Monker gar nicht begegnen können. Dieser hütete sich stets, etwas klar zu definiren. Seine Aussagen waren echte Orakelsprüche, die man schließlich immer als eingetroffen deuten konnte, sei es figürlich oder durch irgend einen kühnen logischen Sprung. Er behielt stets Recht.

Man sieht, daß Abd-el-Beeri eine viel weniger ehrwürdige Persönlichkeit war, als sein glücklicherer Rivale. Aber Eines hatte er vor diesem voraus. Er war gar nicht empfindlich und kümmerte sich nicht darum, ob man an ihn glaubte oder nicht, wenn man nur zahlte. Wir waren seine Retter in der Noth, denn die Alte hatte ihm seine letzte Baarschaft entführt. Dafür erhielten wir nun auch das beste Horoskop. Später traf freilich ganz das Gegentheil von dem ein, was er uns geweissagt. Aber ich rechtete nicht mit ihm. War ich doch im Vergleich mit der Zwillingsmutter noch gut weggekommen.

## Miscellen.

Eine eigenthümliche Feier, die in halbvergessene Zeiten zurückverlegt, wird am 18. September, dem Jahrestage der Ermordung Auerswald's und Lichnowsky's in Frankfurt stattfinden. Den Opfern, die jener Tag traurigen Angedenkens aus den Reihen der Frankfurter Einwohnerschaft forderte, soll ein Denkmal gesetzt werden, das nebst entsprechender Inschrift die Namen der Gebliebenen nennt. Das Denkmal, ein Obelisk aus rothem Sandstein, ist dieser Tage zu Schiff in Frankfurt angelangt.

Hagenau. In dem eine Stunde von hier entfernten Hardthausen sind überaus interessante Gräber, vermuthlich keltischen Ursprunges, aufgefunden worden. Mitten unter den geringeren Grabstätten fand man ein vornehmes Grab, das wahrscheinlich einem Häuptlinge angehörte. Eigenthümlich bleibt hier die Art der Bestattung. Der Kopf hat eine Unterlage von Rinde, während unter der Schulter und über der Brust Bretter eingezwängt waren, zwischen denen das Skelett, mit Schmuck aller Art überladen, geschützt lag. An dem Halse, den Handgelenken, den beiden Schenkeln und unten am Fuße trug es Ringe und Spangen, in nächster Nähe des Schädels lagen viele Haften und Nadeln, mit denen das Hauptthaar jedenfalls verziert war. Auf der Brust lag eine verzierte Ovalplatte von Kupfer, welche mit merkwürdig gut erhaltenen Haselnüssen bedeckt war. Zwischen den Zähnen des Skeletts waren zwei Haselnüsse eingepreßt — dem Todten jedenfalls nach heidnischer Sitte zur Nahrung auf der dunkeln Reise in das Jenseits. Diese überaus interessanten Grabmäler und Fundstücke, welche von den Sitten und Gebräuchen längst untergegangener Völkerstämme in so eindringlicher Weise zu uns sprechen, dürften ein um so größeres Interesse bei allen Alterthumsforschern erwecken, als diese Art von Todtenbestattung seither völlig unbekannt war.

Marseille, 9. Sept. Gestern fand hier ein Stiergefecht statt, bei welchem bedauerliche Unfälle und wilde Unordnungen vorkamen. Man hatte ein Amphitheater von Planken und Brettern errichtet und alle Bänke desselben waren dicht besetzt, als man den ersten Stier in die Arena ließ. Dieser Stier, ein wildes und rasches Thier, setzte aber sofort mit einem Sprunge über die Umzäunung und stürzte sich unter das Publikum. Es entstand nun eine furchtbare Verwirrung, wobei verschiedene Personen beschädigt wurden. Die Stierkämpfer waren so überrascht, daß sie, anstatt dem Stiere entgegen zu treten, fortgelaufen waren. Endlich gelang es einigen Arbeitern den Stier festzubinden, und Soldat erstach ihn mit seinem Säbel. Damit war die Sache aber noch nicht zu Ende; ein Theil des Publicums verlangte sein Eintrittsgeld zurück, anderes Volk drängte sich in den Circus hinein, worauf die Sicherheitsmächter es für gut fanden, mit der Kasse zum Polizeicommissär des Bezirks zu flüchten. Nun begann der erhitzte Pöbel das Amphitheater zu demoliren, schlug die Thüren des Stalles ein und ließ sechs darin befindliche Stiere heraus, die dann auch wild wurden und fortstürmten, bis endlich durch die Tornados und ihnen zu Hülfe kommende Soldaten fünf der Thiere getödtet und eines eingefangen wurde. Es ist zu bewundern, daß trotz der großen Gefahr keine erheblicke Verwundungen vorgekommen sind.

Kürzlich meldeten die Blätter des Cantons Wallis, daß auf der Straße von Salvon nach Finthaute eine fremde Leiche gefunden worden sei. Man konnte jedoch anfänglich nicht ermitteln, ob hier ein Mord oder Selbstmord vorliege. Die gerichtliche Untersuchung und die Obduction der Leiche haben nun festgestellt, daß der Fremde Hand an sich selbst gelegt hat. Derselbe mag 30 bis 35 Jahre alt gewesen sein. Bevor er seinem Leben ein Ende machte, schrieb er auf die Rückseite des italienischen Reisehandbuches, das er besaß, mit Bleistift, aber keineswegs hervortretend, folgende fünf Notizen: „1. Amerikanisches Duell. 2. Ich kann nicht leben, laßt mich in Frieden sterben. 3. Lebewohl, theure Marietta. 4. Ich habe meine Effecten an meine Familie geschickt, und genau nur so viel Geld behalten, daß ich noch bis Mittwoch leben kann, d. h. bis zu dem Tage, da ich mich tödten soll. 5. Am 24. Juni habe ich zu Neapel mein Ehrenwort gegeben, mich Mittwoch, den 10. Juli selbst zu tödten. Ich werde es thun." Man fand auf der Leiche keinerlei Papiere, aus denen sich auf Herkunft, Namen ꝛc. hatte schließen lassen. Auch die Wäsche war nicht gezeichnet.

Zur Selbstbereitung von Knochenmehl theilen die „Bern. B. f. L." das Verfahren eines russischen Chemikers mit, welches jeder Landwirth wohl selbst anwenden könnte. Die Knochen werden mit Holzasche und gebranntem Kalk in eine Grube geschichtet und der ganze Inhalt mit Wasser begossen. Durch den entstehenden Proceß wird dem Kalk, dem Kali, der Asche die Kohlensäure entzogen und entsteht ätzendes Kali, welches die Knochen zerstört. Die organischen Bestandtheile derselben werden aufgelöst und der phosphorsaure Kalk wird feines Mehl. Aus der Gallerte der Knochen bildet sich Ammoniak, das mit Torf, Erde oder anderem Material gemengt wird, und soll ein derartiger Dünger namentlich für Wiesen nützlich sein.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 111. Speyer, Dienstag, den 17. September 1872.


## * Harte Herzen.

Original-Novelle.

(Fortsetzung.)

Ein unterdrückter Schrei entwand sich der Brust des jungen Mädchens. Das war nicht Walters Antlitz, deutlich erkannte sie im Sternenlicht die Züge Arthurs von Markenbach, des brillanten Cavalerie-Officiers. Auch der junge Edelmann schien von der Anwesenheit Anna's auf das Höchste betroffen, einen Augenblick lang stand er wie erstarrt da, dann mit leidenschaftlicher Bewegung stürzte er zu den Füßen des Mädchens nieder.

„Es ist kein Traumbild, das mich neckt," rief er mit bebender Stimme. „Wahrheit ist es, süße Wahrheit! sie selber ist es, die Heißgeliebte — Dank dir, Gott meiner Liebe, der du ihren Schritt gelenkt!"

„Um Gottes Willen stehen sie auf, Herr Baron," unterbrach ihn Anna; „lassen Sie mich erklären."

„Ich frage nicht, woher Du kommst," fuhr Arthur lebhaft fort, „noch was Dich hierher führt. Doch was brauche ich zu fragen? Die Sympathie unserer Seelen war's, die uns an einander kettet, ewig, unauflöslich."

„Und was führt Sie an diesen Ort, Herr Baron," fragte Anna schüchtern: „was zu so später Stunde an diese einsame Stätte?"

„Dir sagt's die Ahnung nicht, holdestes der Mädchen!" rief Arthur emphatisch. „So weißt Du nicht, daß ich allnächtlich hierher walle an diese Stätte, die, wie ich vernahm, Dir theuer ist, — um, nur von den Vögeln belauscht und dem verschwiegenen Bache, um Dich meine Klagen zu vergießen, um Dich, die ich mein nennen möchte um jeden Preis, die ich liebe, glühend, leidenschaftlich und die durch ihre Kälte mich zum Wahnsinn bringt?"

Wie ein Blitz des Triumphes flog es über Anna's schönes Antlitz. Auf's neue tönte die verlockende Stimme in ihrer Brust, die Bestürzung des ersten Augenblicks war überwunden und im Bewußtsein der Macht ihrer Schönheit stand sie kalt berechnend dem Edelmann gegenüber.

Mit silberhellem Lachen beantwortete sie die Erklärung Arthurs. „Nein," sagte sie dann nach einer Weile: „mein gnädiger Herr, die Ahnung sagt mir nichts, und wenn ich zu dieser Stunde an dieser einsamen Stätte hier weile, ohne Wissen und Erlaubniß des Vaters, so geschieht es nicht, weil ich Sie erwarte, sondern —",

„Einen andern?" vervollständigte Arthur ihre Worte.

„Ja, einen andern, Herr Baron," sagte Anna ruhig. „Einen andern, der mir beistand in der Stunde der Gefahr und mich nicht kalt verließ, wie die andern alle. Walter nennt sich der Mann, den ich liebe, Herr Baron von Markenbach, und jetzt, da ich Ihrer Mannesehre vertraut, jetzt verlassen Sie mich und fliehen Sie diesen Ort."

„Um einem anderen, glücklicheren das Feld zu räumen, nicht wahr?" rief der Baron glühend. „O Du hast Dich getäuscht, Nicht dem Sohne des Verbrechers, nicht dem Bettelbuben weicht ein Arthur von Markenbach."

Er näherte sich stürmisch dem jungen Mädchen, aber gebieterisch wies ihn Anna zurück. „Und glaubst Du," fragte er in höchster Erregung, „daß Dein Vater sich dazu hergibt, in eine Heirath zwischen Dir und jenem Landstreicher zu willigen?"

„Walter verdient Ihre Beschimpfung nicht, Herr Baron," erwiderte Anna traurig. „Kann er schuldig sein, was sein Vater verbrach? Und ob der Vater ja sagen will zu unserem Bunde, ich weiß es nicht, denn er trägt sich mit großen Gedanken, wie sie sich für ein Mädchen ziemen, das einst hundert Tausend Thaler sein nennt und fünfzig Tausend zur Mitgift bekommt."

Die Augen des Barons funkelten, ihm schwindelte es vor den Augen, da er diese Summen nennen hörte.

Was war die armselige Aushilfe, die er vom Haselbauer erschmeicheln wollte, gegen diesen Reichthum, der ihm winkte.

Dicht trat er an das junge Mädchen heran, das nicht vor ihm zurückwich, sondern ruhig und kalt den Blick auf ihm haften ließ.

„Höre mich, Anna," flüsterte er mit erstickter Stimme. „Ohne Dich vermag ich nicht zu leben, mein sollst Du sein und einführen will ich Dich in das Markenbach'sche Haus als meine Gattin und

Digitized by Google

beugen sollen sich die Cavaliere der Residenz vor Deiner Schönheit."

Die schlanke Gestalt Anna's überflog ein unwillkürliches Zittern, tönte nicht derselbe verlockende Klang von Arthurs Lippen, der so eben noch ihr Innerstes mit berauschendem Gifte erfüllt hatte?

„Verlassen Sie mich," flüsterte sie leise; „ich darf Sie nicht hören, Herr Baron, Ihren Spott habe ich nicht verdient; was sollte ich, ein armes Bauernmädchen, im Palast des Edelmannes, verlacht und verachtet von denen, in deren Kreis ich mich unberufen dränge?"

„Sie verlachen Dich nicht, Anna?" rief der Baron, „bewundern werden sie Dich. Jetzt muß ich scheiden, da Du es gebietest, aber in drei Tagen, um diese Stunde, da wirst Du mich an derselben Stätte hier finden, die so oft meine Klagen um Dich gehört und heute ein Zeuge war meiner Schwüre. Anna, ich frage Dich, wirst Du kommen, mir Antwort zu bringen?"

„Herr Baron," stammelte das junge Mädchen, „was verlangen Sie?"

„Daß Du mir dieselbe Gunst erweisest, die Du an jenen unwürdigen Bauernbengel verschwendest," erwiderte Arthur. „Ha, was hält mich ab, daß ich ihn hier erwarte und ihm begreiflich mache —"

„Ihre Ehre, der ich mich und mein Geheimniß anvertraute und mein Wille," unterbrach ihn das junge Mädchen. „Gehen Sie Herr Baron, ich beschwöre Sie."

„Nenne mich nicht mit dem kalten förmlichen Titel, den die Welt mir beilegt," sagte der Baron: „nenne mich Arthur, wenn Du nicht willst, daß ich bleiben soll; also Du wirst kommen, Anna?"

„Ich werde kommen, Arthur," flüsterten die Lippen des jungen Mädchens kaum vernehmbar.

Der Edelmann drückte einen glühenden Kuß auf des Mädchens Hand, der wie Feuer brannte; „auf Wiedersehen in drei Tagen," sagte er mit leidenschaftlichem Ton, und im nächsten Augenblick war er im Gehölz verschwunden, während Anna pochenden Herzens, die Brust voll bis zum Zerspringen, auf ihren Sitz zurücksank.

Sie gewahrte in ihrer körperlichen wie geistigen Erschöpfung nicht, daß hinter ihr, vom Gesträuch verborgen, zwei funkelnde Augen die geringste ihrer Bewegungen gierig verfolgten, zwei Ohren gierig jeden Hauch ihres Mundes auffingen. Ihre Seele war zu mächtig ergriffen, als daß sie anderen Eindrücken Raum gewähren konnte, und selbst da ein leichter, eilender Schritt vernehmbar ward, da sich die Zweige theilten und Walter neben der Regungslosen stand, schien der Zauber noch nicht seine Macht verloren zu haben.

„Anna!"

Mit einem Ruf des Schreckens fuhr das junge Mädchen empor. „Du bist es, Walter?" fragte sie zerstört; „Du siehst, ich halte Wort, bin hier. an dieser einsamen Stätte, geschwind, was hast Du mir zu sagen?"

Walter blickte sie traurig an. „Du erschrickst, Anna?" sagte er mit leiser Stimme, „als ertappe man Dich auf böser That. Was ich Dir zu sagen habe? Was hat der Sprosser zu flöten, der die Nachtigall zu sich lockt, was flüstert dem Schmetterling die Blume, was schmettert die Lerche dem Sonnenstrahl entgegen? Und was sie alle singen und sagen, das laß in einen Laut mich fassen, das lies in meinen Augen, in jeder Fiber meines Herzens. Anna, ich habe Dich lieb, unendlich lieb' hab' ich Dich."

Wie so verschieden war der innige Ton der Stimme Walters von den leidenschaftlichen Worten des Edelmanns, die jetzt noch in ihrem Herzen den Widerhall fanden?

„Ich liebe ja auch Dich, Walter," erwiderte Anna nach einer Weile; „keinem der jungen Leute des Dorfes hätte ich diese Zusammenkunft bewilligt, aber sage selber, was soll daraus werden? Nie wird der Vater zugeben, daß uns des Pfarrers Hand vereint; er haßt Dich Deines Vaters halber und würde mir fluchen, handelte ich wider seinen Willen."

„Wer wahrhaft liebt, kann der überlegen?" fragte Walter. „O Anna, Anna, sag's frei heraus, willst nichts von mir wissen, treibst blos ein freches Spiel mit mir, so verzeih Dir Gott, ich könnt's nimmer. Sieh," fuhr er fort, indem er zu ihren Füßen kniete und sein Haupt an sie lehnte, ich bin dereinsamt gewesen von Jugend auf; keiner wollte wissen von dem Sohne des Mannes, der im Criminal geendet; ich nahm mir vor, etwas tüchtiges zu werden und Geld zu verdienen, viel Geld, denn das wußte ich schon, das Geld wäscht jeden Flecken ab, damit mich die Gespielen nicht verhöhnen konnten, und als Herr dieses Dorfes träumte sich die Einbildungskraft des Knaben. Und ich lernte, studirte, übertragte Alle des Dorfes an Kenntniß und Wissenschaft. Aber als es galt, das Erworbene zu verwerthen, was ich nimmer hier an dieser Erdscholle vermochte, da sah ich Dich, Anna, und gefesselt war mein Fuß, zerronnen mein Traum; den sich der Herr der Welt gedacht hatte, nichts weiter wollte er sein, als Dein Sclave, der für Dich sterben möchte."

Zerronnen war der Zauber — ihr Auge schwamm in Thränen, als sie sich zu ihm herüberneigte. „Komm, Du Armer, Verlassener," sagte sie leise, „ich will Dir das Verlorene ersetzen, will Dir Dein Alles sein, worin die Menschen sich an Dir vergingen, ich will's gut machen."

Bald nahmen sie Abschied von einander; Seligkeit im Herzen geleitete sie Walter eine Strecke, um auf anderem Pfade in's Dorf zurückzukehren; aber als er nun zum zweiten Male den Platz betrat, der ihm ein Altar der höchsten Gottheit däuchte, schrak er zusammen, denn des Juden Itzigs listiges Gesicht blickte ihm entgegen und wie ein Pfeil traf ihn dessen Wort: „Und doch wirst Du mir folgen, Walter Hellberg, Anna Werndel verräth Dich. In drei Tagen komme wieder."

Spurlos, noch ehe der junge Mann sich von

Digitized by Google

seiner Bestürzung erholen, noch ehe er einen Schritt thun konnte, den Flüchtigen zu verfolgen, war der Jude im Gebüsch verschwunden; laut weinend warf sich Walter zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Mormonen-Geschichte.

Obwohl die Regierung der Vereinigten Staaten neuerlich verschiedene energische Schritte gegen die Mormonen unternommen, ist es doch nicht nur gelungen, den Mormonismus in Utah zu beseitigen, sondern dieser macht fortwährend neue Proselyten, und namentlich ist es Schweden welches dem Mormonenthume neue Mitglieder liefert. Einen Beweis hiefür liefert das in Omaha erscheinende Journal „The Bee", das in einem Berichte, der vom 15. Juli d. J. datirt ist, die nachstehende Geschichte aus Omaha-City erzählt:

„Gestern Nachmittags gegen vier Uhr kamen in dieser Stadt zwischen vierhundert und fünfhundert neubekehrte Mormonen aus Schweden an, die sich auf dem Wege nach Utah befanden. Gegen dreihundert derselben waren Frauen, die übrigen Männer. Unter den weiblichen Mitgliedern waren Manche sehr schön und dabei nach der neuesten Mode gekleidet. Es waren dies meist weibliche Missionäre, welche von Utah nach Schweden gesendet worden waren, um dort Convertiten für den Mormonismus zu gewinnen. Die Hauptmasse aber schienen arme und unwissende Leute, die man mehr bedauern als tadeln konnte. Bei ihrer Ankunft ereignete sich eine sehr aufregende Scene auf dem Union-Pacific-Bahnhofe in Omaha, an der außer den Mormonen auch die Behörden und viele Einwohner der Stadt betheiligt waren. Der Grund derselben war, daß ein in Amerika lebender Mann sein Weib unter den Mormoninnen fand und den letzteren zu entreißen suchte.

Ungefähr vor zwei Jahren war nähmlich Sewan Petersen aus Schwehen nach Amerika gekommen, und hatte sich eine Heimstätte in Jowa errichtet. Er verbesserte seine Lage rasch und besitzt nun eine gut cultivirte Farm, ein bequemes Haus sammt einem Stalle mit achzehn Kühen. Während der zwei Jahre hatte er eine regelmäßige Correspondenz mit seinem Weibe unterhalten, die er in Schweden zurückgelassen, mit der Absicht, sie sammt ihren Kindern zu sich zu berufen, sobald er sich eine angenehme neue Heimat gesichert. Drei Monate früher war er schon entschlossen gewesen, sie am Ende dieses Sommers zu sich kommen zu lassen. Man kann sich nun seine Ueberraschung vorstellen, als er im letzten Mai drei Briefe von seinem Weibe empfing, worin diese ihm mittheilte, daß in ihrer Nachbarschaft in Schweden eine große Anzahl Leute, darunter ihr eigener Bruder, zum Mormonismus bekehrt worden seien, daß sie nun nach Utah auswandern würden und auch sie mit ihnen dahin gehen werde. Sie verlangte von ihrem Gatten, daß er sein Besitzthum in Jowa verkaufe, sie in Omaha treffe und dann mit ihnen ziehe.

Petersen aber, der in Amerika bereits erfahren hatte, wie es bei den Mormonen zugehe, und was es mit ihnen für eine Bewandtniß habe, sah die Sache in einem ganz anderen Lichte. Er beschloß, sein Weib aus den Klauen der Polygamisten zu retten und ging demgemäß nach Omaha, einige Wochen früher, als der neue Mormonenzug hier eintraf. Er setzte sich mit den Behörden ins Einvernehmen, erzählte die Sache vielen Einwohnern von Omaha, und so war Alles auf den Ausgang der Dinge gespannt, als der Mormonenzug aus Schweden auf der Eisenbahnstation Omaha eintraf. Hunderte von Einwohnern der letzteren Stadt, so wie Gerichtspersonen und Policemen hatten sich da versammelt. Als der Train ankam und die Passagiere in einen anderen Zug überSteigen sollten, erkannte Petersen in einer der Frauen sein Weib und hielt sie an. Das Zusammentreffen war anfangs kühl. Frau Petersen starrte ihren Mann einige Augenblicke an, endlich aber traten Thränen in ihre Augen und jetzt begann er zu ihr zu sprechen. Sie blieb bei ihrem Verlangen, daß er seine Farm verkaufen und mit ihr gehen solle.

In der Absicht, sie über sein wirkliches Vorhaben zu täuschen, stimmte er bei, nur verlangte er, daß sie so lange bei ihm bleiben solle, bis er für die Farm einen Käufer gefunden. Sie versprach das zu thun, aber jetzt trat ihr Bruder dazwischen und sagte, Petersen möge allein zurückbleiben, seine Farm verkaufen und ihnen dann folgen. Petersen verlangte jetzt nur seine drei Kinder, von denen das älteste ein Mädchen von zehn Jahren war.

Auch Dem widersetzten sich die Mormonen und nun wurde das Geschrei furchtbar, und es kam zu einem förmlichen Kampfe auf der Bahnstation zwischen den Mormonen einerseits und den Einwohnern von Omaha und Mitgliedern der dortigen Behörde andererseits. Es gelang endlich, das Weib Petersen's und dessen Kinder dem Gatten und Vater mit Gewalt zuzuführen, während die übrigen Mormonen in einen neuen Bahnzug gedrängt wurden und dann das Zeichen zur Abfahrt gegeben ward. Mehrere der widerspenstigten Mormonenführer wurden verhaftet und später mit einem Train nach Utah fortgeschickt.

Die Familie Petersen's wurde so lange im Stadtgefängnisse festgehalten, bis die Mormonen genügend weit sich entfernt hatten, und dann erst Petersen übergeben. Jetzt waren Weib und Kind mit ihrem Schicksale ganz zufrieden und Frau Petersen erklärte, daß sie namentlich durch ihren Bruder so eingeschüchtert worden, daß sie keine Einsprache wagte. Seltsam ist es, daß die schwedische Regierung dem Unwesen der Mormonen-Missionäre in ihrem Lande kein Ende macht.

### Oppler. Die Kunst im Gewerbe.*)

Das immer mehr steigende Interesse für Hebung der Gewerbe, besonders für Wiedereinführung der Kunst in

*) Aus dem „Nürnb.-Corr."

Digitized by Google

dieselben, wird einerseits durch die Gewerbe-Museen, andererseits durch gute Publicationen genährt. Die ersteren sollen gleichzeitig auf die Fabrikanten, welche Gutes produciren wollen, und das Publicum einwirken, weil ohne ein größeres Publicum, welches das wahrhaft Gute von dem nur durch die Mode Vorgeschriebenen nicht unterscheiden kann, der Fortbestand nicht bestehen kann. Nach beiden Richtungen hin haben die deutschen Gewerbe-Museen, trotz der sehr kurzen Zeit ihres Bestehens, schon segensreich gewirkt und herrliche Früchte gezeitigt. Die Publicationen haben die Aufgabe, die Thätigkeit der Museen, welche wegen ihres festen Wohnsitzes, trotz der Wanderausstellungen ꝛc., doch immer nur auf beschränkte Weise wirken können, fortzusetzen, d. h. in weiteren Kreisen zu wirken. Producirenden wie Consumirenden gute Muster zu bringen, sie mit dem Besten, was auf den verschiedenen Gebieten geleistet worden ist, bekannt zu machen, sie über das Princip der Composition, d. h. Stil und Technik zu belehren und Anregungen zu neuen Schöpfungen zu geben. Daher sind solche Publicationen in Form von Journalen, deren Einwirken durch ihr häufiges Erscheinen ein dauerndes ist, mag man mit Einzelheiten in denselben auch nicht immer einverstanden sein, wenn sie in verständiger Weise geleitet werden, im Allgemeinen mit Freude zu begrüßen. Bis vor Kurzem hatten wir in Deutschland nur Ein derartiges Journal, die Stuttgarter „Gewerbehalle", welche einer sehr weiten Verbreitung sich erfreut und von Handwerkern und Fabricanten vielfach benutzt wird. Vor vier Jahren entstand dann Stegmann's Zeitschrift „Kunst und Gewerbe". Da in unserer Zeit aber verschiedene Stilrichtungen in der Kunst gleichzeitig verfolgt werden, ist es gerechtfertigt, daß wir verschiedene Zeitschriften besitzen, welche besonders diese oder jene Richtung pflegen. Daher bestehen neben der Gewerbehalle, welche, ohne Anderes zu ignoriren, vorzugsweise der süddeutschen Auffassung der Renaissance huldigt, seit einigen Monaten die Wiener „Blätter für Kunstgewerbe" des Prof. H. Leirich, welche sich besonders für die italienische Renaissance interessiren. Jetzt liegt das erste Heft eines neuen derartigen Journals: „Die Kunst im Gewerbe", vor, welche Baurath Lypler in Hannover im Auftrage des hannover'schen Architekten- und Ingenieurvereins herausgibt, der durch seine sehr geschätzten Publicationen überall einen guten Namen sich erworben hat, in welchen mit Vorliebe, die im nordwestlichen Deutschland beliebte und allgemein angewendete Gothik vertreten wird. Da in jener Gegend das Verständniß für stilvoll durchgeführte Privatbauten schon sehr verbreitet ist und die dortigen Handwerker dergleichen schon selbstständig auszuführen pflegen, Entwürfe in diesem Stil von den genannten Zeitschriften aber nur selten gebracht werden, entspricht das neue Journal entschieden einem vorhandenen Bedürfnisse. Es soll vorläufig in Vierteljahrsheften von je 5 lithographirten Blättern nebst kurzen erläuternden Text, im bekannten Format der Gewerbehalle, spätet, wenn das Unternehmen genügenden Beifall gefunden, in Monatsheften (bei Cohen und Risch in Hannover) erscheinen. Das vorliegende erste Heft berechtigt zu den besten Erwartungen, denn es enthält vortreffliche Entwürfe in gelungener Darstellung, namentlich Gegenstände für den inneren Ausbau von Wohnhäusern. Die Entwürfe sind originell in Erfindung und stilvoll in der Durchführung. Sehr angenehm berührt es, überall die constructive Grundlage, welche bei derartigen Dingen leider so oft völlig vernachlässigt wird, durchblicken zu sehen. Sehr schön ist auch Schneider's Entwurf zu der gothischen Brunnenpyramide, welche auf dem Markt in Lübeck aufgeführt werden soll. Die folgenden Hefte werden auch Decorationen, Hausgeräth, Grabsteine ꝛc., überhaupt kunstgewerbliche Gegenstände aller Art, meist nach Entwürfen lebender Meister, aber auch Aufnahmen von mustergiltigen ältern Werken bringen. Die schöne, solide, auf vielseitigen praktischen Erfahrungen begründete Durchbildung aller mitgetheilten Arbeiten wird dieser Zeitschrift für das Kunstgewerbe, welche ursprünglich nur für einen kleinen Kreis bestimmt ist, ohne Zweifel auch an sehr vielen Orten ganz anderer Stilrichtung manche Freunde erwerben. A. Bergau.

## Miscellen.

Der Staatsanwalt in Halle erläßt folgende Bekanntmachung: „Betrug durch Annoncen, berechnet auf „größere Grundbesitzer, Fabricanten und höhere Beamte", welchen man ein „kein gebildetes, liebenswürdiges, junges und heirathslustiges Fräulein mit einem sicheren reellen Vermögen von 140,000 Thlr. offerirt", wird von einer Familie zu Besbau bei Aßleben a. d. S. seit langer Zeit gewerbsmäßig betrieben. Wegen dieser Industrie haben die Mitglieder jener Familie bereits Strafe erlitten, setzten aber das Geschäft durch Heirathsgesuche, welche sie in größeren auswärtigen Zeitungen inseriren lassen, fort. Vor dem Treiben dieser gefährlichen Schwindler warnend, ersuche ich zur Beurtheilung des Umfanges der Industrie jener durch die bisherigen Strafen nicht betheiligten Familienglieder um baldige Mittheilung von Material mit dem Bemerken, daß im Interesse der Beschädigten mit möglichster Geheimhaltung verfahren werden soll."

**Fabrication der Papierkragen in Amerika.** In den Vereinigten Staaten werden jährlich ungefähr 150 Millionen Papierkragen in zwei verschiedenen Gattungen erzeugt: entweder aus Papier und Stoff zusammengesetzt oder aus Papier allein. Die groben weißen Papierbogen von 36 Zoll Dimension — das Ries mißt über 125 Pfund — werden von der Fabrik in die Emaillirungsabtheilung geschickt, wo jeder Bogen mit einer schwachen Schichte Email bedeckt, dann auf einem Reck (Gestell), unter welchem Dampfröhren angebracht sind, zum Trocknen aufgehängt wird. Dieser Vorgang ist nur Handarbeit und die Emaillirung wird mit gewöhnlichen Bürsten aufgetragen. Nachdem die Bogen durchaus getrocknet sind, werden sie wie Stoff gepreßt. Um diesen Effect hervorzubringen, wird Mousseline auf Zinnplatten, die der Größe der Papierbogen entsprechen, fest aufgespannt und geglestert. Zwischen je zwei so hergerichteten Platten werden jedesmal 48 Bogen eingelegt, und über diesen so aufgebäuften Stoß von Zinnplatten und Papier pressen längere Zeit schwere Stahlrollen, welche die Fäden des Mousselines auf dem Papiere abdrucken, so daß man ein perfectes Facsimile erhält. Jeder Bogen wird, bevor er zu Kragen verwendet wird, noch mittelst Bürsten geglänzt. Die Kragen werden in der „Zurichtkammer" aus diesem so vorbereiteten Papier mittelst beweglicher Stahlmesser, deren Kanten sehr scharf sind, um das Material durchschneiden zu können, ausgeschnitten. Eine Masse Bogen, ungefähr achtzig an der Zahl, werden unter der Presse arrangirt, die Würfel darauf gestellt und die Presse in Bewegung gesetzt. Ein einfacher Stoß der Presse durchschneidet das Papier und erzeugt die Kragen, welche jedoch ganz flach ohne Knopflöcher sind und erst geformt werden müssen. In der Zurichtkammer sind viele Rollen gestellten Mousselines, dessen Verwendung anfangs schwer zu errathen wäre, aufgehäuft; doch der nächste Vorgangsproceß, den die Kragen zu passiren haben, gibt Aufklärung darüber. Man sieht nämlich den Mousseline mittelst Maschinen in kleine, länglichrunde Stücke zerschneiden, die an den äußersten Enden und in der Mitte des Kragens, um dem Papiere mehr um die Knopflöcher herum die erforderliche Stärke zu geben, angeklebt werden. Eine sehr sinnreiche Maschine beseitigt diese Mousseline-Stückchen, schneidet die Knopflöcher, preßt imitirte Stiche an den Rändern der Kragen ein, faltet und markirt ihre Größe mit einer Bewegung. Die Kragen werden durch diese Maschine umgebogen und geformt. Der Formapparat vollendet sie mit überraschender Schnelligkeit, die gleichfalls mit der Fingerfertigkeit der Mädchen wetteifert, welche die Kragen dutzendweise in Schachteln legen. Jedes Mädchen packt täglich etwa 20,000 Stück ein. Die mit Stoff belegten Kragen sind von den zwei Gattungen die kostspieligere. Sie werden von Papier, auf welches entweder weißer oder gefärbter Mousseline fest angeklebt wird, erzeugt, dabei wird das Pressen erspart. Ihre Fabrication ist sonst der oben skizzirten ganz gleich.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 112. Speyer, Donnerstag, den 19. September 1872.


## * Harte Herzen.

Original-Novelle.

(Fortsetzung.)

Die Staatsstube des Haselbauern zeugte von der Wohlhabenheit des Besitzers des ganzen Gehöftes. Da waren massiv silberne Schalen und Geräthe in kunstreich gearbeiteten Glasschränken zur Schau ausgestellt, die schön geschnitzten Eichenstühle waren mit rothem Leder bezogen und große, wenn auch grell gemalte Bilder in breiten goldenen Rahmen schmückten die mit grüner Tapete bekleideten Wände.

Wie am Tage vorher der Baron von Markenbach, so saß heute Christoph Werndel am Tische und studirte eifrig in den vielen vor ihm aufgeschlagenen beschriebenen Büchern, worauf er von Zeit zu Zeit mit schwerfälliger Hand eine Zahl auf ein weißes Blatt Papier schrieb, das neben ihm lag.

Aber nicht wie auf dem Antlitz des alten Edelmannes lagerten finstere Wolken auf seiner Stirn, im Gegentheil, seine tief gefurchten, harten Züge wurden von einem wohlgefälligen, stolzen Lächeln verklärt und das Haupt mit dem grauen borstigen Haar nickte befriedigt, so oft seine Hand eine Zahl hinzutrug.

„Ich bin reich," sagte er halblaut vor sich hin, „weiß Gott, tauschte nicht mit manchem Edelmann, wollte hält' einen Sohn, für den ich gestrebt und gearbeitet. Aber nun ist es genug, will mich ausruhen, will den Bauern zeigen, was man mit Geld vermag und will meiner Anna einen Mann geben, daß sie das halbe Land darum beneiden soll."

Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach seinen Gedankengang, unwillig über die Störung erschallte sein: „Nur herein," aber die Feder entsank vor Erstaunen seiner Hand, als er in dem Eintretenden Walter Hellberg erkannte, den Sohn des Mannes, der durch ihn in Schimpf und Schande geendet.

So roth die Ueberraschung und der Zorn das Antlitz des Haselbauern färbte, so bleich und hager waren die Züge des Jünglings, dessen Augen in fieberhaftem Glanze funkelten.

„Verzeiht, Haselbauer, wenn ich störe," nahm er das Wort, „aber da war keiner draußen, der Euch von meiner Gegenwart benachrichtigen konnte, denn ich habe Wichtiges mit Euch zu reden."

„Aber ich nicht mit Euch, Patron!" schrie der Haselbauer, im Aufspringen den Stuhl zurückstoßend, daß er in die Mitte des Zimmers flog, „sein Name ist mir verhaßt, um so mehr verhaßt, da mir seit Kurzem gewisse Gerüchte zu Ohren gekommen, — hollah Bursche, wahre er seinen Pelz, wenn ich dahinter komme, gehe er, und lasse er sich nicht wieder blicken auf dem Boden, der mein ist."

Aber Walter blieb regungslos stehen. „Jene Gerüchte haben nicht gelogen, Haselbauer, ich liebe Eure Tochter und begehre sie von Euch zu meinem Weibe."

Groß stierte ihn der alte Mann einige Augenblicke an, das Erstaunen über diese grenzenlose Dreistigkeit lähmte seine Zunge. Dann aber brach er in ein schallendes Gelächter aus.

„Der Spaß ist köstlich," rief er, „erst will mir der Vater dieses Narren meine Habe stehlen, und nun versucht es der Sohn mit meiner Tochter. Geh' in's Tollhaus und lasse Dich kuriren, Bursche."

Immer bleicher ward Peter's Antlitz bei den Schmähungen des Vaters der Geliebten, immer fester klemmten sich seine Lippen auf einander, daß sie sich blutig färbten, aber dennoch verließ ihn seine Ruhe nicht.

„Schmäht mich so viel ihr wollt, Haselbauer," sagte er ruhig, „aber laßt meinen Vater aus dem Spiel. Denn ich sage Euch, Christoph Werndel, mein Vater ist unschuldig, und seine Schmach und unsere habt Ihr auf dem Gewissen."

Der feste entschiedene Ton des jungen Mannes verfehlte für einen Augenblick seine Wirkung auf den Landmann nicht. Fast ängstlich blickte er sich um, ob auch Jemand die Worte Walters vernommen haben könne.

„Schweig," sagte er dann mürrisch, „ich habe weder Zeit noch Lust, mich in Erörterungen einzulassen. Euer Vater aber, dem ich traute wie nur ein Freund dem andern trauen kann, hat, wie ein Schurke gehandelt, ich kann's beschwören. Tretet doch auf gegen mich, Prahler, wenn Ihr's besser wißt," endete er höhnisch.

Walter senkte traurig das Haupt. „So seid Ihr unerbittlich, Mann?" fragte er, „auch wenn ich Euch

Digitized by Google

gelobe, das Dorf zu verlassen und eine Stellung in der Residenz anzunehmen, um meine Kenntnisse zu verwerthen. Versprecht Ihr mir zwei Jahre lang Anna's Hand frei zu halten, denn ich fühle es, zwei Jahre genügen mir, und —"

Der junge Herr Baron v. Markenbach wünscht dringend mit dem Haselbauer zu reden," meldete der eintretende Großknecht.

Werndel benutzte die günstige Gelegenheit, sich von dem überlästigen Burschen zu befreien.

„Der Herr Baron ist willkommen, führe ihn hierher, Peter, und Ihr," wandte er sich an den jungen Mann, „macht daß Ihr fortkommt und hütet Euch, je wieder diese Schwelle zu betreten."

„Nicht zwei Jahre, Haselbauer?" wiederholte der Jüngling, flehend seine Hände faltend.

„Will's mir überlegen, sollt in einer Stunde Bescheid haben," schrie der Alte, „aber jetzt geht!"

„Also in einer Stunde," wiederholte Walter, während ihn der Bauer fast gewaltsam aus dem Zimmer drängte. „Mann, seid barmherzig, ein milder Engel lenke Euer Gemüth!"

Auf der Treppe schallte Sporenklang, rasselte ein Degen; an dem Verzweifelnden vorbei, ihn keines Blickes würdigend, ein lustiges Liedchen summend, schritt die elegante Gestalt des jungen Edelmannes und hinter dem Baron schloß Christoph Werndel mit eigener Hand die Thür.

„Eine Stunde," flüsterte er wie geistesabwesend vor sich hin, „eine Stunde noch des fürchterlichen Zweifels und dann zum äußersten."

Wie träumend schritt der junge Mann über den Hof, der um diese Stunde völlig leer erschien.

„Walter, was thust Du hier?"

Aus dem Garten kam Anna Werndel, ein Körbchen mit frischgeschnittenen Rosen über den Arm, das frische wsige Antlitz bleich von dem Schrecken der plötzlichen Erscheinung Hellbergs.

„Kann ich mit Dir reden, Anna, ungestört und unbelauscht, Dringendes, Wichtiges?"

„Komm' in den Garten zurück, dort sind wir allein," flüsterte das Mädchen, „rasch, ehe man uns gewahrt."

Durch die Laubgänge dahin, die der Sonnenstrahl vergoldete, zwischen Blumenbeeten, die dem jungen Paare ihren süßesten Duft sandten, schritten Walter und Anna dahin, schweigend und traurig, jedes mit seinen Gedanken beschäftigt. Unter dem Flieder fast am Ende des Gartens ließen sie sich nieder, keine Seele weit und breit, nur ein munterer Vogel schaukelte sich neben ihnen in den Zweigen.

„Anna," begann Walter hastig, „ist's Wahrheit, daß Du mich liebst, daß Du mich lieber hast, als Glanz und Reichthum und Vater und Vaterhaus, so sag's mir noch einmal, daß es mich kräftige und Dich selber zu der schweren Stunde, die uns beiden wahrscheinlich bevorsteht."

„Ich liebe Dich, Walter," erwiderte das junge Mädchen, „glaub' mir's, und wenn je ein böser Traum mein Herz beschlich, er ist verflogen, da ich Dein treues Auge schaue, Deine Stimme höre, aber um Gott, was ist geschehen, was führt Dich zum Haselhof? Wenn mein Vater —"

„Grad' zu ihm ging mein Weg, ich redete mit ihm und begehrte Dich zum Weibe."

Scharlachröthe bedeckte des jungen Mädchens Antlitz. „Und was sagte der Vater?" fragte sie mit fast ängstlichem Klang der Stimme.

„Er beschied mich in einer Stunde wieder; der adelige Laffe, der Baron Markenbach ließ sich anmelden."

„Arthur von Markenbach war bei meinem Vater?" unterbrach ihn Anna. „O ewiger Gott!"

„Höre mich, Mädchen," fuhr der Jüngling leidenschaftlich fort. „Hast Du einmal gehört von jenem Berge Italiens, aus dem ein Flammenstrom sich ergießt und unaufhaltsam, verderbend in die Tiefe rollt? So ist meine Liebe zu Dir, blind für Alles, außer für Dich, Mädchen, trete ich alle Bande mit Füßen, die mich hindern könnten, Dich mein zu nennen. Ich habe eine Mutter, Anna, die auf mich hofft, die mich ihre Stütze nennt, ich opfere sie um Deinetwillen, die Zukunft einer Waise hängt von mir ab, ich stoße sie in Noth und Elend, um Dir zu dienen. Aber auch von Dir fordere ich ein Opfer, wenn Dein Vater mit seinem „nein" unsere glühende Herzen zu trennen glaubt; willst Du mir dann folgen, auch wider seinen Willen, willst Du die Armuth theilen mit mir, die ich Dir für's erste zu bieten vermag?"

Anna zuckte zusammen, warum stiegen ihr die verlockenden Bilder, die der Baron Arthur ihr vor die Seele gelockt hatte, in diesem Augenblick vor ihr empor?

„Um Gotteswillen, man kommt, Walter?"

„Laß kommen. So oder so kann's der Welt nicht Geheimniß bleiben."

Dennoch sprang Anna auf und eilte dem Nahenden entgegen, der jetzt eben um die Ecke des Weges kam und das Paar gewahrte. Es war der Großknecht des Haselhofes.

„Wen suchest Du?"

„Euch, Jungfer, der Vater hat mit Euch zu reden und — ei sieh da — der Herr Walter, — wie kommt Ihr doch hierher? Auch für Euch habe ich einen Auftrag. Soll Euch gleich zum Haselbauern bescheiden, wollt durch den Garten über's Feld zu Euch, könnt nun gleich mitgehen."

Walter sprang auf, die Ungestüm der Leidenschaft trieb ihn fort. Vorwärts schritt er, ohne auf Anna zu achten, die langsam folgte, aber am Hause angelangt, plötzlich verschwand.

Der junge Mann stand im Zimmer des Haselbauern, er wußte kaum selber, wie er hineingekommen. Der alte Werndel saß noch immer am Schreibtisch und vom Sopha aus bequem zurückgelehnt, die dampfende Cigarre im Munde, richtete Arthur von Markenbach sein Lorgnon auf ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Die Gesundheitspflege der Arbeiter. *)

Seit undenklichen Zeiten führen die Hausfrauen gegen den Staub, die Verunreinigung der Atmosphäre durch kleine Theile fester Körper, einen erbitterten Vernichtungskrieg, und suchen ihr Eigenthum, insbesondere die Möbel, Vorhänge und Tapeten, in jeder Weise vor ihm zu schützen. Sie wissen wohl, wie gut sich der unverschämte Geselle durch die feinsten Ritzen in den wohlverschlossenen Kleiderschrank einzudrängen versteht, und welche Verwüstungen er da anrichtet; sie sehen, wie ihre Blumen in stauberfüllter Luft kläglich verkümmern; aber sie haben keine Ahnung, daß der Staub nicht nur ein Feind ihres Eigenthums, sondern auch ihrer eigenen Person sei, daß der Mensch ihm ebenso unterliegt wie die Blume, und daß der Staub des Ballsaales, der die Camelie verwelken macht, gleichzeitig den Keim der Lungenschwindsucht in die Brust der Tänzerin trägt.

Anhänglichkeit am althergebrachten Schlendrian und die Unbequemlichkeit des selbstständigen Denkens verhinderten lange Jahre hindurch die Entdeckung dieser reichen Quelle der Brustkrankheiten; ja noch vor Kurzem wurde ein erbitterter Kampf über die Frage geführt, ob Staub in die Luftröhrenäste gehen könne oder nicht, und ob denn auch die Einathmung zerstäubter Medicamente (Inhalationskur) rationell zu nennen sei? Theorie und Praxis haben bisher diese Fragen in bejahendem Sinne entschieden, und wiederholt ist in der Lunge eines Schwindsüchtigen, der noch wenige Stunden vor seinem Tode zerstäubte Eisenlösung eingeathmet hatte, in allen Punkten, die noch für die Luft durchgängig waren, Eisen nachgewiesen worden. Wir sind nun gewiß zu dem theoretischen Schlusse berechtigt, daß denselben Weg, den das Medicament einschlägt, auch der Staub der Werkstätten gefunden hat, um dann theils in der Lunge zu verbleiben, theils wieder mit dem Auswurfe herausbefördert zu werden. Die chemische und mikroskopische Untersuchung des Auswurfes und des Inhaltes von Arbeiterlungen läßt uns auch wirklich Proben aller jener Stoffe wiederfinden, welche die Luft der Werkstätte, in welcher er lebte und wirkte, als Staub erfüllten, und gibt uns damit bis jetzt ungeahnte Aufschlüsse über die Ursache einer Unzahl von Brustleiden. Nächst der Lunge erwählt sich aber der Staub auch andere Angriffsobjecte am menschlichen Körper, nämlich die Augen, die Nachenhöhle und die Haut, und ist auch hier im Stande, je nach ihrer Configuration und der chemischen Zusammensetzung der einzelnen Partikelchen, verschiedene Krankheitsformen hervorzurufen, so daß wir den Werkstättenstaub, lediglich vom Standpunkte seiner Würdigung als Krankheitsursachen, in drei Kategorien eintheilen können:

Erstens: Chemisch und mechanisch indifferenter Staub; zweitens: vorwiegend in mechanischer Weise wirkender Staub.

Zur ersten Kategorie rechnen wir beinahe den gesammten Staub vegetabilischen und animalischen Ursprunges, wie ihn die Müller, Bäcker, Stärke- und Puderfabrikanten, Federnschmücker, Lumpensammler und -Sortirer, Flachs- und Baumwollspinner, Schneider, Matratzenmacher, Roßhaarkrempler, Wollsortirer, Kürschner, Hutmacher und Hasenhaarschneider und viele andere Gewerbe produciren. Er wird gewiß dadurch schädlich, daß er einen guten Theil der Oberfläche der die Luftröhrenäste bedeckenden Schleimhaut überzieht und hierdurch an der Functionirung — der Verwerthung der eingeathmeten Luft — hindert. Der vom Staub noch unbedeckte Rest der Schleimhaut muß nun, mit verdoppelter Kraft arbeitend, sich erschöpfen, und ist trotzdem nicht im Stande, dem Blute Sauerstoff in genügender Menge zuzuführen und entsprechend Kohlensäure auszuscheiden, nicht im Stande, die Athmung mit normaler Extensität fortzuführen.

Als erste Symptome einer Störung des physiologischen Lebens des Organismus stellen sich nun bald eine Art Schnupfen, Heiserkeit, das Gefühl der Trockenheit im Schlunde, endlich ein kurzer trockener Husten ein. Beachtet man diese Mahnungen nicht, so wird der Husten heftiger und fördert zähen Auswurf zu Tage, in dem man mikroskopisch den Werkstättenstaub nachweisen kann. Athemnoth und ein dumpfer drückender Schmerz vollenden das Bild der auch für den Laien erkennbaren Symptome des Beginnens der „Lungenentzündung der Baumwollarbeiter", die unter heftigen Leiden und allgemeiner Abmagerung des Körpers rasch dem Leben ein Ende macht. Die mit dem Speichel aus der Mundhöhle des Arbeiters in den Magen geschwemmten Staubmengen verderben wohl den Appetit, ohne, soviel bis jetzt bekannt ist, irgendwie besonderen Schaden anzurichten. Auf der Oberhaut verstopft der chemisch indifferente Staub die Mündungen der Schweiß- und Talgdrüsen, erzeugt hierdurch Mitesser und Furunkeln, und vielleicht auch den Schornsteinfegerkrebs. In ähnlicher Weise legt er sich in die Ausführungsgänge der Meibomischen Drüsen am Augenlidrande und begünstigt das Entstehen des sogenannten „Gerstenkornes".

(Schluß folgt.)

*) Auszug aus einem Vortrage des Herrn Dr. C. Lewy, Privatdocenten für Berufskrankheiten am k. k. polytechnischen Institute in Wien.

## Miscellen.

(Für Liebhaber von Forellen), so berichtet eine amerikanische Zeitung, ist das beste Land in der Welt Sonoma County in Californien. Dort befindet sich ein Fluß, Sulphur Creek (Schwefelbach) genannt, in dem es von Tausenden von Forellen wimmelt. Gleich daneben, oft nur auf Armeslänge vom Rande des Flußufers entfernt, finden sich viele heiße Quellen. Forellenliebhaber fangen nun Forellen im Flusse und sieden sie gleich daneben in den heißen Quellen ab und das Göttermahl ist fertig. Da hat es die Natur den Leuten einmal bequem gemacht. Bis jetzt, fügen wir hinzu, fehlt es nur noch an einigen anderen Quellen, die Eisig und Oel zu den Blaugesottenen spenden; vielleicht ist

Digitized by Google

das amerikanische Blatt so glücklich, solche demnächst zu entdecken.

(Auch ein Gründer des deutschen Reiches.) Unter den Persönlichkeiten, welche Kaiser Franz Joseph im österreichischen Botschaftshotel empfing und die durch Graf Karolyi vorgestellt wurden, befand sich auch, wie dem „Spruch“ aus Berlin geschrieben wird, der bekannte Commerzienrath Bleichröder, welcher nach Wolffs und Roon dem Kaiser aufwartete. Karolyi stellte ihn mit den Worten: „Auch ein Gründer des deutschen Reiches“ dem Kaiser vor, welcher lächelnd ob dieser zweischneidigen Worte des Botschafters dem Banquier die Hand reichte.

(Allianz-Ueberzieher.) Ein Wiener Kleiderhändler annoncirt wie folgt: „Zu Ehren der Drei-Kaiser-Zusammenkunft in Berlin habe ich eine neue Sorte Ueberzieher unter dem Namen „Allianz-Ueberzieher“ in Hunderten von Exemplaren anfertigen lassen. Ich sah mich zu diesem vielversprechenden Namen um so mehr veranlaßt, als diese Ueberzieher die Eigenschaften der drei in Berlin vertretenen Kaiserreiche in sich vereinigen. Sie sind sollid wie der Oesterreicher, fest wie der Preuße und ausdauernd wie der Russe.

Leipzig. Ueber die San-Juanfrage brachten kürzlich die „Grenzboten“ eine Correspondenz, aus der wir im Folgenden das Wesentliche mittheilen: Zwischen der Nordwestküste des amerikanischen Festlandes und der Insel Vancouver, welche den Briten gehört, liegt unter dem 48° nördl. Br. (von Greenwich aus gemessen) der San-Juan- oder Haro-Archipel. Er besteht aus einer Reihe von Inseln, unter denen die größte San-Juan heißt, 54 englische Quadrat-Meilen enthält und einen großen Reichthum an fetten Wiesengründen, fruchtbarem Ackerland und schönen Wäldern besitzt. Das Besitzrecht, so eifrig es von der Union in Anspruch genommen ist, muß deshalb als einigermaßen streitig gelten, weil der Grenzvertrag vom Jahre 1846 bestimmt, die Grenze zwischen den englischen und amerikanischen Besitzungen läuft westlich von 49° nördl. Br. bis Mitte des Canals, welcher Vancouver vom Festlande trennt. Nun liegen hier aber zwei Canäle, östlich zwischen Archipel und Festland die Rosariostraße, westlich zwischen Archipel und Vancouver der Harocanal, und natürlich beanspruchen die Briten die östliche, die Amerikaner die westliche Meerenge als Grenze, weil zwischen beiden eben der bestrittene Archipel liegt. Der Streit begann im December 1853 damit, daß die englische Hudsonsbai-Gesellschaft 1200 Schafe auf San-Juan landete; diese wurden vom amerikanischen Zollinspector mit Beschlag belegt, da englische Schafe auf amerikanischen Boden nichts zu thun hätten. Die Gesetzgebung des Territoriums Washington machte aus dem Archipel eine amerikanische Grafschaft und schrieb Steuern aus, welche von den englischen Ansiedlern nicht bezahlt wurden. Im Juli 1859 erschien eine Compagnie vom 9. amerikanischen Infanterie-Regiment zum Schutze ihrer Landsleute auf dem Archipel, zunächst gegen indianische Feindseligkeiten; nun kamen 5 englische Kriegsschiffe mit 167 Kanonen und 1940 Mann Besatzung, und es wäre zum Kriege gekommen, wenn nicht schließlich der offenbar billige englische Vorschlag von den Amerikanern angenommen worden wäre: die Insel so lange gemeinsam zu besetzen, bis eine Entscheidung getroffen sei. So nahmen die Briten den Osten ein, die Amerikaner den Westen. Die Entscheidung, durch den amerikanischen Bürgerkrieg verzögert, ward am 8. Mai 1871 von beiden Theilen dem deutschen Kaiser übertragen, dessen Spruch bevorsteht.

Aus Zanzibar berichten indische Zeitungen folgende romantische Entführungsgeschichte, deren Authenticität sie verbürgen. Ein junger deutscher Kaufmann hatte vor wenigen Jahren, in der Absicht seine Lage zu verbessern und, wo möglich ein reicher Mann zu werden, seine Heimath verlassen und im fernen Osten sein Glück versucht. Er gelangte bis nach Zanzibar und begann dort mit vielen Umsicht und Energie Handelsgeschäfte zu treiben. Er erwarb sich in Bälde ein ziemliches Vermögen und bedeutenden Einfluß, wurde bei Hof vorgestellt und ein Günstling des Sultans. Dieser hat eine junge und schöne Schwester, Namens Fatima. Als diese eines Tages im Hofgarten spazierte, begegnete sie dem deutschen Fremdling, dessen Lauiname Karl ist, und fand großes Gefallen an dem jungen wohlgebildeten Germanen. Die Macht der Liebe gab ihr bald den Gedanken ein, sich von Karl entführen zu lassen und ihm in die Fremde zu folgen. Sie theilte ihm ihren Vorsatz mit, und er fand Anklang in seinem gefühlvollen Herzen. Er brachte seine Geschäfte in Ordnung und bereitete alles für die Flucht vor. Ein leichter Schnellsegler, den er zu diesem Zweck gemiethet hatte, brachte das liebende Paar nach Aden, wo sich Fatima kaufen ließ und mit ihrem Entführer getraut wurde. Das glückliche Paar ist in Aden der Gegenstand allgemeiner Theilnahme. Unter den Mohammedanern Arabiens hat dieser Vorfall eine große Aufregung verursacht, da der Vater der Prinzessin, der verstorbene Imam von Maskat, das Haupt der mohammedanischen Religion in Oman war. Man vermuthet daher das interessante Ehepaar werde sich bereits nach Europa begeben haben, um sich allfälligen Verfolgungen der fanatischen Muselmänner zu entziehen.

## Charade.

(Zweisylbig.)

Nicht so harmlos, wie sie scheinet,
Ist die Erste in der That:
Denn sie drücket Dich oft ganz weidlich,
Macht Dir heiß in hohem Grad;
Sie trennt — wenn auch im Geheimen —
Wahrlich Thier- und Menschenbaut.
Manchmal mußt das Maul ihr stopfen,
Wenn Du ihr zu viel vertraut.
Sie stolzirt in weißer, rother,
Grauer, schwarzer Farb' einher;
Doch die schlimmsten sind die blauen:
Schwarzes Blut trennt ihren Speer.
Jetzt, wo Alles „strikt“ und feiert,
Scheint die Arbeit eine Pein,
Doch den blauen, leider Gottes!
Fällt das „Striken“ nimmer ein.

Meine Zweite nun vor Allem
Birgt, was Menschengeist ersann:
Unermeßlich sind die Gaben,
Die man darin finden kann.
Dann erscheint sie als ein buntes,
Flatterhaftes Vögelein,
Zahlreich läßt's das Mädchen fliegen
Kauft es gern beim Händler ein.
Lieber läßt der Mann sich schenken
Meine zweit' — o süße Last! —
Wird sie aber aufgedrungen,
Ist sie Jeder mann verhaßt.

Weil mein Ganzes doch vor Allem
Für die Damenwelt von Werth,
Ist den Frauen all' und Mädchen
Es zu lösen nicht verwehrt.
Will jedoch ein Herr der Erde
Schlau dem schwächeren Geschlecht
Bei der Ganzen Lösung helfen,
Weist ein „Sss!“ ihn gleich zurecht.

### Auflösung der Charade in Nr. 103:

Grundsteuer.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 113. Speyer, Samstag, den 21. September 1872.


## * Harte Herzen.

Original-Novelle.

(Fortsetzung.)

„Walter Hellberg," nahm der Bauer mit sanfter Stimme das Wort, „Ihr wißt, wie sehr sich Euer Vater an mir verging; aber er war einst mein Freund und seine Familie soll nicht Noth leiden von dem Tage an, da dem Haselbauer eine große Freude geworden. Hier sind fünfhundert Thaler, Walter, nehmt Eure Familie und Eure Habe und wandert aus, nach Amerika, je weiter je besser."

Walter starrte ihn an, war das der versprochene Bescheid, das die Antwort auf jene Frage, die sein innerstes Mark berührte? Er übersah den werthvollen Geldschein, den der Bauer ihm zuschob. „Und dürfte ich den Grund dieser Freude erfahren?" fragte er scheinbar ruhig, ich nehme gern Theil am Glücke anderer, Haselbauer."

Der alte Werndel hustete verlegen. „Hm, so mögt Ihr's denn wissen," sagte er nach einer Weile, „ich habe soeben meine Tochter, die Anna, verlobt, sie erhält fünfzigtausend Thaler baar und wird Baronin von Markenbach."

Wie ein gereizter Tiger richtete sich Walter empor. So drohend, schreckenerregend war der Ausdruck seines Antlitzes, daß der Haselbauer ängstlich, wie Hülfe suchend, auf seinen zukünftigen Schwiegersohn blickte und der junge Officier unwillkürlich die Hand an den Degen legte.

„Seit wann wird in diesem Hause mit Herzen Schacher getrieben?" donnerte er, „ich sage Ihnen, Baron von Markenbach, Anna Werndel liebt mich, mich allein, und nimmer wird sie die Ihre."

Der Edelmann hatte rasch seine Fassung wieder gewonnen und mit ihr den spöttischen Ton seiner Stimme. „Echauffiren Sie sich nicht, mein Bester," sagte er ruhig, „Sie sind im Irrthum, wenn Sie eine kleine Inclination mit einer ernsten Liebe verwechseln; Anna Werndel und ich sind längst einig und der heutige Schritt, den ich bei ihrem Vater thue, ist an jenem himmlischen Abend abgeredet zwischen uns, da sie mir am Erlenbach im Gehölz ein Rendezvous bewilligte."

Wie ein Trunkener starrte der Jüngling den Redenden an. „Ihr ein Rendezvous, Ihr mit Anna?" fragte er mit tonloser Stimme; „es ist unmöglich, ich werde wahnsinnig?"

„Ich schwöre es bei meiner Soldatenehre!" sagte Markenbach, „daß ich am Erlenbach zu später Stunde zu Anna Werndels Füßen lag, daß dieser Arm sie umfing."

Die Thür öffnete sich, Anna erschien auf der Schwelle, sichtlich erschreckt, den jungen Mann noch anwesend zu finden. Walter stürzte ihr entgegen und ihre Hand pressend, daß das Mädchen gern aufgeschrieen hätte, stieß er in gepreßtem Ton hervor:

„Anna Werndel, ist's Wahrheit, was dieser da redet? Hast Du mit ihm in nächtlicher Stunde am Erlenbach geweilt, hat sein Arm um diesen Leib gelegen, hat sein Mund . . ."

Der Officier war aufgesprungen und hatte die andere Hand des Mädchens ergriffen. — „Sag's, Anna, sag's diesem Burschen, daß ein Bauer kein Anrecht an Anna Werndel hat. Glänzen soll sie als Freifrau von Markenbach in den Sälen der Aristokratie, denn Dein Vater hat mir Deine Hand bewilligt . . ."

„Mit 50,000 Thaler Mitgift!" schaltete der Alte ein.

„Anna, sieh' nicht so starr, sag' mir ein Wort, ein einziges liebes, gutes Wort, Anna," flehte Walter.

Aber das junge Mädchen hatte keinen Blick für den Armen, ihr Ohr war taub geworden für die Bitte des Geliebten, denn zu mächtig wirkte der Gedanke in ihrer Seele, — jene goldenen, flitterhaften Traumgestalten, die vielleicht, ihr selber unbewußt, seit Jahren in ihrer Seele auf- und niedertauchten, nun der Wirklichkeit entgegenreifen sollten.

„Walter," flüsterte sie mit kaum vernehmbarer Stimme, „seid vernünftig, Freund, ich muß das Weib des Freiherrn werden; — soll ich den Zorn meines Vaters . . ."

Als ob Gift daran haftete, schleuderte Walter die Hand der Tochter Werndel's von sich. „Also verrathen!" sagte er mit dumpfem Tone, „also hatte doch der Jude Recht! So sei denn verflucht, — verflucht, weil Du mit dem Herzen eines Jünglings, das in glühender Leidenschaft sich Dir ergeben,

Digitized by Google

spieltest wie das leichtsinnige Kind mit gläsernem Spielwerk, — verflucht, weil Du es brichst, um eitlem Glanz und Schimmer nachzujagen! Aber," fuhr er fort, indem er sich hoch aufrichtete und sein Auge aus dem todtbleichen Antlitz den Dreien entgegenleuchtete, die ihre Blicke zu Boden senkten, im Bewußtsein ihres Unrechts, „Euch aber fünde ich Abrechnung an. Wir sehen uns wieder und dann will ich Euch die Schuld abfordern, die Ihr mir schuldet, und mitleidslos sie eintreiben. Kommen wird die Stunde der Vergeltung auch für den Geächteten."

Langsam ohne einen Blick auf Anna zu werfen, verließ er das Zimmer, den Tod im Herzen, den Tod im bleichen, schmerzdurchwühlten Antlitz.

An ihres Verlobten Brust barg Anna Wendel ihr Haupt, „Freifrau von Markenbach" hallte es in ihrem Innern wieder.

Arthur küßte die Stirn seiner Braut, golden klirrte es und klingelte es vor seinen Ohren, 50,000 Thaler!

* * *

„Ihr kommt von Aaron u. Co.", fragte der alte Baron von Markenbach den jungen Menschen von unverkennbarer jüdischer Herkunft, dessen linkische Bewegungen Zeugniß ablegten, daß er noch nicht völlig mit dem neuen schwarzen Anzug vertraut, der offenbar für einen größeren bestimmt, um seine hageren Glieder schlotterte, „Ihr seid noch nicht hier gewesen und doch kommt mir Euer Gesicht bekannt vor."

Der Jud' verbeugte sich, „Glaub's, Herr Baron, bin der Itzig aus dem Nachbardorfe, seit drei Tagen bei meinem Vetter Aaron in der Residenz."

„Sieh, sieh, erst drei Tage im Geschäft alt und schon so raffinirt, also man schlägt mir die Prolongation der Wechsel nicht nur ab, sondern der saubere Aaron besteht auf Auszahlung der Hypothek, mit der mein Gut belastet ist."

„Wäre es die einzige, gnädiger Herr, Aaron u. Co. würden diese Forderung nicht stellen, aber so, das ist stark belastet, weit über Werth, der Grundbesitz fällt täglich, denn es sind schlimme Zeiten, Herr, für den Landedelmann bei der Stimmung der Demokratie."

„Ich glaube, der Bursche treibt gar Politik," rief der Baron halb ärgerlich, halb belustigt. „Aber zum Teufel, will Euer sauberer Vetter, der wie ein Igel sich an meinem Hab und Gut satt und dick gesogen, mich auf meine alten Tage von Haus und Hof jagen."

Itzig zuckte mit den Achseln. „Jeder ist sich selbst am Nächsten," erwiderte er, „zudem ist der Name des alten Herrn nicht der einzige Markenbach, der verzeichnet steht in den Schuldbüchern des Hauses Aaron u. Co.

„Ich weiß wohl," unterbrach ihn der alte Herr unmuthig, „mein Sohn der Bub — der junge Baron," verbesserte er sich, „hat viel Geld gebraucht. Aber ich hoffe, man wird wenigstens so viel meinen Namen ästimiren, um meinem Sohn keine Schande zu bereiten."

Wieder glitt ein höhnischer Zug über des Juden Antlitz, wiederum war ein Achselzucken die einzige bedeutsame Antwort.

„Eher will ich ein Bettler werden," fuhr der Baron auf, „ehe ich den meinen entehren lasse. Man soll nicht vergessen, daß ich Edelmann bin, verstanden?"

Itzig verbeugte sich unterthänigst.

„Und doch wüßte ich einen Ausweg mit Ew. Gnaden Erlaubniß, meinte er im schmeichelnden Ton nach einer Pause. Einen Ausweg, den Namen der Markenbach zu wahren, wiederum zu einem der glänzendsten des Landes zu erheben." Der alte Herr blickte ihn aufmerksam an. „Und das Mittel heißt?"

„Der reiche Veitel Jonas in der Residenz besitzt eine Tochter, mit der er hoch heraus will, hunderttausend Thaler Mitgift; der junge Herr Baron ist ein hübscher Cavalier.

Der Baron erwiderte keine Silbe, er bewegte heftig die Klingel, worauf im selben Augenblick ein Diener erschien. „Transportire diesen unverschämten Bengel aus dem Hause, Jean," befahl er und hatte den Stod für ihn bereit, wenn er wagen sollte, jemals wieder zu kommen."

Der junge Itzig drückte sich wie ein scheues Wiesel an dem Diener vorbei, der ihm schwerfällig folgte und ihn bald aus den Augen verfierend, nicht gewahrte, wie er im nächsten Augenblick im anderen Flügel des Gebäudes, wo sich die Wohnung des Verwalters befand, verschwunden war.

Der alte Baron verbarg sein Antlitz in den Händen. „Gott im Himmel, war ich blind, daß ich es so weit mit mir kommen ließ?" stöhnte er, „mir diese Schmach, mir, einem Markenbach? Aber es muß ein Ende gemacht werden. Arthur wird sich fügen müssen, wenn er die Nothwendigkeit sieht, und die alte Comtesse Werben ist trotz ihrer achtunddreißig Jahre mit ihrer Million noch eine ganz gute Partie."

Der junge Herr Baron! Uebermüthig und siegesgewiß schritt Arthur von Markenbach über die Schwelle des väterlichen Cabinets. Vater und Sohn hatten sich seit jenem Tage nicht wieder gesehen, da sie sich in höchster Erregung und Bitterkeit getrennt, und mit Bewunderung bemerkte der alte Herr den Ausdruck des Antlitzes des Officiers.

„Ich komme, Sie um Ihren Segen zu bitten, mein Vater," nahm Arthur nach der ersten Begrüßung das Wort, „ich bin Ihrem sehnlichsten Wunsche nachgekommen und habe mich mit einer reichen Erbin verlobt, die mir fünfzigtausend Tausend Thaler baar in die Ehe bringt, um den im Erlöschen begriffenen Glanz des Hauses Markenbach zu erneuern."

Der alte Baron athmete auf. „Wirst Du endlich vernünftig?" fragte er. „Also deshalb hat man Dich drei Tage lang nicht gesehen. Nun, dieses klugen Einfalles halber will ich Dir Dein unkind-

Digitized by Google

liches Betragen von neulich vergeben, wenn ich es auch nicht vergessen kann. Und nun antworte. Name?

„Anna!"

„Ziemlich plebejisch, — Baronesse — Comtesse von —"

Der junge Officier hustete. „Lieber Vater," sagte er nach einer Pause, „der arme Adel ist heut zu Tage morsch geworden, wie ein alter Baum in der Sommerdürre, dem der erfrischende Regen fehlt. Dieser Regen, dieser Himmelsthau aber ist das Geld, und Geld ist das goldene Kalb, um das die Welt tanzt, das Schönheit, Macht, Adel und Ehre verleiht."

Der alte Baron hatte schon bei den ersten Worten seines Sohnes die Stirn gerunzelt, eine drohende Wolke zeigte sich auf seinem Antlitz.

„Wozu die Einleitung?" fragte er ungeduldig. „Wohl kannst Du den Adel kaufen, ist aber auch die Vergangenheit eines großen, ruhmreichen Geschlechtes, sind auch die Ahnen eines Hauses für Geld feil?"

„Ahnen, Vergangenheit. Wie viel gibt Euch der Jude dafür?" spottete der Officier. „Stehen unsere Vorfahren vielleicht auf, um uns den Reichthum wieder zu geben, den Euer Leichtsinn und Verschwendung, den die Erziehung, die ihr mir gewährtet, uns geraubt, wenn ich nicht gewisse Scrupel überwindend mich verkaufte, um der Retter meines Vaters aus Schande und Noth zu werden?

„Verkauft? Mensch, Du wirst Dich doch nicht etwa vergessen haben?" fuhr der Baron auf, „eher will ich betteln gehen, eher mir eine Kugel durch den Kopf jagen, ehe —"

„Bitte, echauffiren Sie nicht, cher papa, — die Sache ist ein fait accompli; seit einer Stunde bin ich verlobt, Bräutigam von Anna Werndel.

„Anna Werndel? wer ist das?" die Stimme des alten Herrn klang immer schärfer, sein Antlitz röthete sich mehr und mehr.

„Wie, Ihr kennt sie nicht? Ich sage Ihnen, Papa, das Mädchen ist eine Perle, die manche alte aristokratische Schachtel vor Neid bersten und manchen hochgeborenen Junker vor Sehnsucht umkommen lassen wird. Und Papa Werndel, mein Schwiegervater, der reichste Bauer der Umgegend, den kennen Sie nicht?"

(Fortsetzung folgt.)

## Die Gesundheitspflege der Arbeiter.

(Schluß.)

Der vorwiegend in mechanischer Weise schädliche Staub besteht aus lauter krystallinischen oder doch scharfkantigen Theilchen. Er gefährdet die Schleifer (insbesondere von Messern, Sensen, Gabeln und Nadeln, die Steinbrecher, Steinmetze und Stukkateure, Drechsler (insbesondere von Perlmutter), Polirer, Vergolder u. s. w. — Sehr zu leiden haben auch die Mädchen, welche zu künstlichen Blumen bestimmte Stoffe mit Gummilösungen bestreichen und mit Glaspulver bestreuen; dann die Mühlensteinhauer, welche Mühlsteine bearbeiten, wobei sie fortwährend feine Splitter ihrer Stahlwerkzeuge und des Quarzes, den sie zuhauen, einathmen; dann die Emailleure und Glasmaler, welche, wie die Blumenmacherinnen, auf das dessinirte Glas oder das zu emaillirende Metall das Emailpulver aufsieben. Der in mechanischer Weise schädliche Staub schädigt den Organismus selbstverständlich in derselben Weise, wie der Staub, den wir der ersten Classe zugestellt haben, da aber seine Atome kantig sind, so wird überdies jedes Staubtorn dieser Categorie noch wie eine Raspel die ihm zugängigen Körperflächen zerfleischen. Es werden auf der Oberhaut stark juckende Ausschläge hervorgerufen werden, die besonders intensiv in den Hauptfalten auftreten, wo zwei einander gegenüberliegende Hautflächen mit dem zwischen ihnen liegenden Staub bei jeder Körperbewegung gescheuert werden. Auf der Hornhaut des Auges werden Trübungen und Substanzverluste erzeugt werden, die den Verlust des Augenlichtes zur Folge haben können. Mundhöhle und Darmkanal bedecken sich mit stecknadelkopf- bis linsengroßen Geschwüren. Die furchtbarsten Verwüstungen findet man jedoch in der Lunge, und sind zwei Typen derselben: die Steinhauerkrankheit und die Lungenfäule der Schleifer, besonders berüchtigt. — Sie charakterisiren sich für den Laien dadurch, daß der bisher so robuste Arbeiter dahinsiecht und rasch an Kraft und Munterkeit verliert. Er magert ab, sieht elend aus und leidet an Kurzathmigkeit, Druck auf der Brust und dem besonders auffälligen kurzen hohlen Husten der Steinhauer. Im Auswurfe zeigen sich steinige Concremente von rauher, zackiger Form, die Haselnußgröße erreichen können, und der Kranke geht rasch an Erschöpfung unter Bluthusten und heftigem Fieber zu Grunde.

Der vorwiegend in chemischer Weise wirksame Staub wird je nach Umständen zu den Schädlichkeiten des Staubes der ersten und zweiten Classe noch eine Vergiftung des Organismus fügen, deren Symptome dann gleichzeitig neben den bereits geschilderten beobachtet werden können. Diese Vergiftungen werden nach der Natur des Staubes unendlich verschieden sein, wir wollen hier nur die in der Industrie am häufigsten vorkommenden, nämlich mit Arsen, mit Blei und mit Quecksilber erwähnen.

Fragen wir uns nach den Mitteln zum Schutze gegen die Gefahren, welche den Organismus durch den Staub bedrohen, so gilt es vor Allem, den zunächst gefährdeten Arbeiter aufzuklären, wo er den Feind seiner Gesundheit zu suchen hat, und wie er sich gegen ihn schützen kann; daß es besser sei, der Schädigung des Organismus vorzubeugen, als sie hinterher durch Medicamente kuriren zu wollen. Zu den gefährlichsten Arbeiten sollen nur die kräftigsten und widerstandsfähigsten Arbeiter gewählt und möglichst oft gewechselt, und den trotzdem Erkrankten soll

Digitized by Google

ermöglicht werden, billig und rasch ärztlichen Rath zu finden.

In den Werkstätten soll strenge Reinlichkeit herrschen, insbesondere Spinnengewebe, die viel Staub auffangen und bei jeder Erschütterung der Luft wieder fallen lassen, nicht geduldet werden.

## Miscellen.

(Sparsamkeit der Natur.) Nicht nur die Vorzüglichkeit der Einrichtung, sondern auch die Sparsamkeit, mit welcher die Lunge und der ganze Wärme-Apparat des menschlichen Körpers angelegt, ist ein Gegenstand der Bewunderung für Jeden, der nähere Einsicht hierin gewinnt.

Wenn man bedenkt, daß die Wärme des menschlichen Körpers herrührt von der Verbindung des Kohlenstoffs im Blute mit dem eingeathmeten Sauerstoff, oder, was dasselbe ist, von der Verbrennung des Kohlenstoffs, den wir in den Speisen genießen, so läßt sich leicht die Rechnung aufstellen, inwieweit diese Heizung vergleichsweise mit sonstigen Heiz-Apparaten sparsam ist oder nicht.

Die Naturforscher haben diese Rechnung sorgfältig ausgeführt und folgendes Resultat gefunden:

Ein erwachsener Mensch athmet täglich etwa zwei Pfund Kohlensäure aus. Hierzu, um diese zwei Pfund Kohlensäure im Körper zu bilden, muß sich ungefähr ein halbes Pfund Kohlenstoff mit Sauerstoff verbinden; und die hierbei entstehende Wärme wird dem Körper zu gute kommen.

Fragt man nun, wie viel Wärme kann überhaupt ein halb Pfund Kohlenstoff oder reine Kohle bilden, so ergibt sich aus anderweitigen Versuchen, daß jedes Loth Kohle beim Verbrennen ungefähr 200 Loth eiskaltes Wasser bis zu 30 Grad erwärmen kann, vorausgesetzt, daß die Vorrichtung so vortrefflich ist, daß auch nicht ein bischen Wärme anderweitig verloren geht. Hiernach müßte bestenfalls ein halb Pfund Kohlenstoff 3000 Loth oder 100 Pfund eiskaltes Wasser bis zu 30 Grad erwärmen können und vorausgesetzt, daß die Erkaltung äußerst gering ist, würde ein sehr geringer Zuschuß von Kohle hinreichen, das Wasser stets in dieser Wärme zu erhalten.

Bedenkt man nun, daß das Gewicht des ausgewachsenen Menschen mehr als hundert Pfund beträgt, daß der Mensch durch die Einathmung eine große Masse Luft, die er kalt eingeathmet, warm von sich gibt, daß er kalte Speisen und Getränke genießt, die gleichfalls im Körper bis zur Blutwärme erhoben werden müssen; so muß man gestehen, daß das eine halbe Pfund Kohle, welches er täglich in seinen Speisen einnimmt, ein äußerst unbedeutend geringer Verbrauch von Brennmaterial ist, ein so geringer Verbrauch, daß nur die Vorzüglichkeit des Heizapparates und der sonstigen Einrichtungen, die die Abkühlung verhindern, diese Erwärmung möglich macht.

---

Düsseldorf, 17. Sept. Die „Düsseld. Ztg." erzählt: „Ein Bubenstreich der schändlichsten Art wurde gestern im hiesigen Academiegebäude verübt, der seiner ganzen Beschaffenheit nach das Werk frevelhafter und verbrecherischer Anstiftung zu sein scheint. Bekanntlich waren zum Schmucke des Academiegebäudes nach der Rheinseite hin vier große Medaillons bestimmt. Dieselben waren von Prof. Wittig in vortrefflicher Weise ausgeführt und harrten der Einsetzung in die dazu bestimmten Nischen, als der Brand das Gebäude heimsuchte und auch die Medaillons bis auf einen zerstörte. Die Modelle waren zum Glück erhalten und konnten für eine neue Ausführung bei gegebener Gelegenheit dienen. In der Nacht nun vom Sonntag auf Montag wurden vermittelst Einsteigens, wahrscheinlich von der Rheinseite aus, die drei Modelle vollständig zerstört und das übrig gebliebene ausgeführte Werk in ekelhafter Weise beschmutzt. Als Prof. Wittig am Morgen in sein Atelier trat, kam ihm sein Gehülfe, einer seiner talentvollsten Schüler, mit Thränen entgegen und führte ihn, ohne sprechen zu können, vor das Zerstörungswerk. Auch der junge Künstler hatte einen schweren Verlust zu beklagen. Eine von ihm entworfene Arbeit, an deren Ausführung er über ein Jahr liebevoll geschafft hatte, und mit welcher er sich als Bildhauer einzuführen gedachte, war durch die frevelhaften Hände gleichfalls vernichtet worden. Der Castellan und die herbeigerufene Polizei constatirten den Act der Barbarei. Als die erste Bestürzung mit festigrinendem Anstrengung niedergekämpft war, wollte Prof. Wittig das zweite beschädigte aber sonst noch intact ausgeführte Medaillon in Sicherheit bringen lassen; leider aber zeigte es sich, daß auch dieses mittlerweile zertrümmert worden war, und muß diese ernenne Schandthat am selben Morgen verübt worden sein. Dinge, die einigen materiellen Werth hatten und etwaiges Diebesgelüste hätten reizen können, wurden nicht berührt, ein Umstand, der zum Nachdenken veranlaßt. Ueber die Motive so wie über die möglichen Urheber der Frevelthat verlautet noch nichts."

---

Münster, 16. Sept. Der W. M. meldet: „Es bestätigt sich die von uns kürzlich aus Rinkerode gebrachte Mittheilung von der Entdeckung einer Petroleumquelle. Die angestellten Untersuchungen constatiren eine Quelle, die in etwa 24 Stunden eine Ohm liefert, 20 pCt. reines Petroleum enthält. Der Besitzer des Grundstückes, auf welchem sich der Brunnen befindet, hat dasselbe erst einige Monate vor dieser wichtigen Entdeckung käuflich erworben."

---

In dem Frankfurter Bankhaus Stern wurde am 12. September ein Wechsel von über 12 Millionen Thlr. bezahlt, dessen Allonge so lang war, daß die geräumigen Comtoir-Localitäten nicht zu deren Ausbreitung hinreichten; es kam dies daher, weil für den Wechsel ein Stempel von 6000 Thlr. verwendet mußte und Stempelmarken nur im Betrage von 10 Thlr. existiren.

---

In Betreff des Walser Birnbaumes wird der „N. Z." aus Salzburg geschrieben: Der Baum stand auf dem Grunde des Siegelbauers zu Wals, und der Bauer erhielt früher jährlich von König Ludwig eine kleine Geldsumme, damit der Baum geschont werde. Derselbe wurde, vielleicht aus Neid oder Muthwillen, fast durchgesägt, diese Beschädigung auch alsbald von Bauern entdeckt; allein da war es zu spät, denn der nächste starke Wind riß ihn um. Ein niederer Stumpf steht noch; ob er wieder treibt, wird wohl das nächste Frühjahr lehren.

---

In Titusville (Pennsylvanien) bildet sich gegenwärtig eine Gesellschaft, die den schon oft gemachten Vorschlag, Petroleum statt Kohle anzuwenden, in großem Maßstabe verwerthen und Petroleum zum Guße des Roheisens brauchen will. Die Vorbereitungen sind schon so weit gediehen, daß mit dem neuen Jahre die Petroleumgegenden ein neues Ansehen gewinnen werden. Bis jetzt sind die sanguinischsten Erwartungen durch die Versuche mehr als befriedigt, und in kurzer Zeit wird Amerika am billigsten Eisen produciren können. Bei den gegenwärtigen Preisen des Brennmaterials kostet die Herstellung einer Tonne Eisen 17 Dollars, mit Petroleum soll die Herstellung nur 7 Doll. kosten. Daß so hergestelltes Eisen ist von bester Qualität, da feine schwefelsauren Gase u. s. w. vorhanden sind. Die Herstellung der Gebäude ist um die Hälfte billiger und noch manche andere Ausgaben stellen sich bedeutend geringer. Es ist daher kein Wunder, daß man den Versuchen in Titusville in ganz Amerika mit der größten Spannung entgegensieht.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 114. Speyer, Dienstag, den 24. September 1872.


## * Harte Herzen.

Original-Novelle.

(Fortsetzung.)

Der Baron war aufgestanden, seine Augen funkelten und bohrten sich in das Antlitz seines Sohnes, schwer legte sich seine Hand auf die Schulter des Officiers.

„Mensch, bist Du wahnsinnig?"

„Bitte sehr, mich nicht zu beleidigen; der Mensch, der in einer Stunde fünfzig Tausend Thaler verdient hat, ist nie wahnsinnig."

„Dann bist Du ein Bube! Ein ehrloser Wicht!"

„Vater!" Die Hand des Officiers ballte sich unwillkürlich.

„Der Teufel ist Dein Vater, nicht ich!" donnerte der Alte. „Hahaha, den Juden werf ich zur Thür hinaus, der mir eine schmutzige Proposition für Dich zu machen wagte, und nun kommt der Sohn selber, und — aber Du bist nicht zurechnungsfähig, ich werde ausbaden müssen, was Du eingebrockt; bis ich wiederkehre, wirst Du das Zimmer nicht verlassen!"

Der alte Mann hatte sich in die furchtbarste Aufregung hineingeredet. Sein ohnehin stark gefärbtes Gesicht glühte dunkelroth, dicke blaue Adern schwollen auf seiner Stirn und die Augen schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen.

Laut gellend tönte die Klingel. „Anspannen lassen, hurtig! Hut, Ueberrock und Stock!" herrschte er dem eintretenden Diener entgegen, der im nächsten Augenblick wieder verschwand.

Dicht vor den zürnenden Edelmann trat der junge Officier, sein Antlitz war bleich, seine Augen funkelten.

„Wohin, mein Vater?"

Der Alte stieß ihn zurück. „Zum Haselbauer, ein Donnerwetter soll ihm auf den Kopf fahren, und seiner Dirne! Lieber Bettler, als Entehrte!"

„Betteln Sie allein, ich heirathe Anna Werndel! vielleicht werfe ich Ihnen aus den Fenstern meiner Equipage ein Almosen zu."

„Bube!" der Alte schüttelte ihn heftig. „Mißrathener!"

„Die Hand von der Uniform, Mann, — Sie beschimpfen das Kleid Sr. Majestät des Königs."

„Sie ist beschimpft, da ein Ehrloser sie trägt, gib Raum oder —"

Seine Hand berührte schwer des Sohnes Wange! Aber im nächsten Augenblick taumelte er mit dumpfem Schrei zurück. Arthur hatte ihn von sich geschleudert, daß er zu Boden fiel und dröhnend schlug er mit dem Kopfe auf die scharfe Kante des Stuhles, daß er vollends zusammenbrach und Blut den Boden färbte.

„Mörder! Mörder! Mörder!"

In der geöffneten Thür stand der Diener, vor Schreck über den furchtbaren Anblick, der sich seinen Augen darbot, wie versteinert, mit Hut und Paletot seines Herrn, hinter ihm drängte sich die Gestalt Walters, dessen Antlitz noch Zeugniß von der furchtbaren Leidenschaft ablegte, die sein Inneres durchwühlte.

Arthur von Markenbach stand regungslos auf demselben Fleck, aber bei dem Ton der Stimme, bei dem Anblick des Gesichtes seines Nebenbuhlers erwachte auf's Neue die furchtbare Wuth in ihm, die selbst das entsetzliche Ereigniß nicht gestillt hatte.

„Schurke, was willst Du hier? lerne, was es heißt, Arthur von Markenbach in den Weg zu treten."

Mit einem Ruck riß er ein Pistol aus dem geöffneten Waffenkasten des alten Herrn und drückte schnell ab.

Dichter Rauch erfüllte das Zimmer. — Höhnisches Lachen drang durch die Dunkelheit.

„Im Criminal sehen wir uns wieder!"

Der Eingang war frei, Walter verschwunden. An der regungslosen Gestalt des Barons kniete der alte Diener.

„Um aller Heiligen willen, gnädiger Herr, Ihr Vater ist todt!"

Arthur von Markenbach wandte sich kurz ab: „Schickt zum Arzt, ein unglücklicher Zufall ließ ihn strauheln. Es kann nichts weiter als eine Betäubung sein. Laß auf meinem Zimmer servieren, Jean, ich bin für Keinen sichtbar."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer; aber bald genug ward der junge Herr in seiner Einsamkeit gestört. —

Baron Leopold von Markenbach war trotz aller ärztlichen Hilfe nicht wieder zum Leben erwacht.

Digitized by Google

„Herr Walter, was ist geschehen, wie sehen Sie aus?“

In blindem Laufe war Walter durch die Corridore des weitläufigen Gebäudes geeilt; jetzt stand er betroffen still und mit der Hand über die Stirn fahrend, versuchte er die Gedanken zu sammeln, die in wildem Chaos auf und niederjagten.

„Itzig, Du hier, wohl sprachst Du wahr, Verrath und Haß ist über mir. Ich muß mit Dir reden, gleich, auf der Stelle.“

Die Hand des Juden zog ihn in's Zimmer, in dem noch ein Zweiter auf und niederschritt; der junge Mann kannte ihn wohl, es war Herr Gimpel, der Verwalter des freiherrlichen Gutes.

In fliegenden Worten erzählte er dem aufhorchenden Juden das unsagbare Weh, das man ihm angethan, wie ihm der Gedanke gekommen, den alten Baron zu bewegen mit seinem väterlichen Machtwort die übereilte Verlobung zu durchkreuzen, wie er aber zu rechter Zeit gekommen, der furchtbaren Katastrophe zwischen Vater und Sohn beizuwohnen und nur mit Mühe der Kugel des Officiers entgangen sei.

„Und jetzt ist hier meines Bleibens nicht länger, die Hölle dünken mir jene Stätten, die ihr Fuß betritt, — Ihr wolltet mich in die Residenz locken, Itzig, jetzt nehmt mich hin, die niedrigsten Arbeiten dürdet mir auf, Knechtesdienste laßt mich thun, nur gebt mir, wonach meine Seele dürstet, gebt mir Reichthum und Rache.“

„Werden soll Euch beides, bei Gott im Himmel!“ betheuerte der Jude. „Ich habe mit meinem Verwandten gesprochen von Euch, und im Comptoir von Aaron und Co. ist immer Raum für einen fleißigen Arbeiter. Glaubt Ihr denn, daß nicht auch ich auf eine Stunde warte, um ihnen, den hochmüthigen Bauern und Junkern, die Gott verkrümmen lassen möge, den Schmutz, mit dem sie mich beworfen, in's Gesicht zurück zu schleudern. Und die Zeit ist nicht fern, Geduld für uns beide, mein Onkel ist alt, mein Vetter kränklich, wenn der Itzig reich wird, vergißt er weder, wer ihm weh gethan, noch wohl, es geht nichts über ein jüdisch Herz, Herr Walter.“

„Ich will nicht wieder nach Hause heimkehren,“ fuhr Walter fort. „Du Itzig magst meiner Mutter berichten, was geschehen, magst das Nothwendigste, was ich gebrauche, zusammenpacken und in die Stadt senden lassen. Und noch eines, ich kenne meinen Character, er ist weich und schwankend, leicht könnte ich ermatten und verzagen, wenn nicht ein mächtiger Sporn mich antriebe zum ungeheuren Werk, rastlos mit nagender Gier. Ich schwöre, meine Mutter nicht eher wieder zu sehen, bis ich reich geworden und den Flecken ausgelöscht habe, der am Namen unseres Vaters haftet. Möge Gott mich strafen, wenn ich diesen Eid breche, vor der Zeit.“

Heftig ward an die Thür gepocht.

„Um Gottes Willen, kommen Sie augenblicklich in des Herrn Cabinet, der Baron ist todt.“

„Fort! ich muß hinunter! Durch mein Schlafzimmer kommt ihr in den Garten,“ flüsterte Gimpel.

„Ich kenne den Weg,“ sagte der Jude lachend, „habe ihn oft genug gemacht. Aber Aaron u. Co. müssen sobald als möglich den Todesfall erfahren um ihre Maßregeln zu treffen; ich fürchte, daß mehr Schulden auf diesem Grund und Boden lasten, als er Ruthen mißt. Erwartet mich im Gehölz, Herr Walter; ich will rasch zu Eurer Mutter und ehe der Abend anbricht, sind wir in der Stadt.“

Er zog den Jüngling mit sich fort; Keiner gab auf die Beiden Acht, Alles rannte durcheinander, verwirrt, mit verstörten Gesichtern. „Der gnädige Herr ist todt!“

„Um Gotteswillen!“ flüsterte die dicke Haushälterin, mit mächtigem Bunde über den Hof eilend, dem alten Jean zu, „ist es wahr, was man munkelt, der junge Herr selber ...“

Der greise Diener winkte ihr erschreckt.

„Schweigen! Heute Abend beim Punsch in Deiner Stube!“ gab er eben so leise zurück.

„Er ist gefallen und hat sich die Hirnschale eingestoßen,“ rief ein Knecht den Küchenmädchen zu, die sich unbeaufsichtigt dorthin drängten, wo die Kameraden versammelt waren.

„Still — der junge Herr!“

Todtenstille ringsum. Am Arm des herbeigerufenen alten Arztes trat Arthur von Markenbach in's Freie, dem Mann der Wissenschaft das Geleit zu geben. Er war sehr bleich und sein Auge, das er trotzig und gebieterisch auf die Menge zu richten versuchte, senkte sich im nächsten Augenblick scheu zur Erde, da er alle Blicke auf sich gerichtet fühlte.

Der Doctor nahm das Wort: „Meine Hilfe ist vergebens,“ sagte er mit ruhiger, deutlich vernehmbarer Stimme. „Herr Leopold, Freiherr von Markenbach ist am Schlagfluß“ — und er betonte dies Wort nachdrücklich — „eines plötzlichen Todes verstorben. Betet für seine Seele, Ihr Leute, und gelobt Eurem neuen Herrn dieselbe Treue; er weiß Gehorsam und Respect zu belohnen.“

Unwillkürlich fuhr seine Hand bei diesen letzten Worten in die linke Tasche seines weiten Paletots, — was war es, das so goldig klimperte und flirrte?

Ein Schlagfluß hatte den alten Herrn getödtet.

(Fortsetzung folgt.)

## * Die Reparaturen am Straßburger Münster.

Als während des Bombardements der Stadt Straßburg sich einmal die Nachricht verbreitete, der weltberühmte Münster sei zusammengeschossen, da ging ein Wehruf durch die ganze civilisirte Welt und Viele sind damals mit bangem Herzen in's Badische Kork oder nach Wendenheim gefahren, um sich zu überzeugen, ob es denn wirklich dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten geblieben sei, ein unersetzliches

Digitized by Google

Weltwunder zu zerstören. Glücklicher Weise war die Nachricht, wie im Voraus auch anzunehmen war, eine falsche und noch heute blickt das Wahrzeichen des herrlichen Elsasses in seiner hehren Majestät über die Gauen. Freilich hat der stolze Bau viel gelitten, und wenn der Besucher der Stadt aus einiger Entfernung den durch das Bombardement verursachten Schaden für nicht allzu bedeutend halten möchte bei oberflächlicher Betrachtung, so sieht doch ein aufmerksames Auge fast überall mehr oder weniger starke Schädigungen.

Der jetzige Münsterbaumeister, Herr Kloß, ein tüchtiger, eifriger Fachmann, hat über die vorzunehmenden Reparaturen und deren Kosten dem Stadtrath von Straßburg zwei Berichte vorgelegt, welche in französischer Sprache im Drucke erschienen und mit Lithographien und guten Photographien versehen, in der Buchhandlung von Berger-Levrault zu haben sind. Dieses interessante Buch legen wir den nachfolgenden Angaben zu Grunde.

Das Kreuz auf der Thurmspitze *), ganz aus gehauenen Steinen und reich verziert, besteht aus vier, in der Richtung der Schneckentreppen-Thürmchen hinausragenden Armen; als Basis dient ihm eine aus drei Steinschichten bestehende achteckige Pyramide, deren Steine mit eisernen Hacken zusammengehalten sind; auf den Seiten befinden sich die Verzweigungen des Blitzableiters, die sich an der Spitze in eine Stange vereinigen. Diese Pyramide nun ist während des Bombardements durch ein Geschoß beschädigt worden, so daß nach dem Ausbrechen einiger Steinstücke das Kreuz sich auf jene Seite neigte, wo der Schuß angeprallt war. Einer der vier eisernen Hacken wurde zerbrochen und ein Arm des Blitzableiters nach auswärts gebogen.

Das Kreuz wurde noch durch die drei übrigen Hacken und die Arme des Blitzableiters in seiner gefährlichen Stellung so lange gehalten, bis die Umstände erlaubten, das Herunterfallen des Ganzen zu verhüten. Gleich nach Aufhören des Bombardements im September stiegen einige Arbeiter auf die Spitze und befestigten möglichst gut das den Einsturz drohende Kreuz mittelst Stricken und Unterlagen. In den ersten Tagen des October versertigte man unten im Bauhof ein Gerüst aus kleineren tragbaren Balkenstücken, die dann auseinander genommen, auf die Höhe geschafft und dort wieder zusammengesetzt wurden.

Die Pyramide selbst durfte von diesem Gerüst nicht berührt werden, da die geringste Verrückung des Schwerpunkts hätte größeres Unglück zur Folge haben können. Nach manchfacher Berathung beschloß man nun, die beschädigten Steine nicht etwa durch neue zu ersetzen, sondern eiserne mit Blei umgossene Unterlagen anzuwenden, ein Verfahren, das sich bei früheren durch Blitz entstandenen Beschädigungen gut bewährt hatte. Das Kreuz wurde also durch einen kunstreich angebrachten Krahnen in die Höhe gehoben und durch am Gerüste befestigte Querbalken aufrecht gehalten. Die verbogenen Eisen wurden nun weggenommen, wiederhergestellt, oben mit Blei umgossen, und so gelang es endlich am 17. November, dem Kreuz seine frühere senkrechte Stellung wieder zu geben. Am 17. December waren die Befestigungen und das Ausgießen mit Blei vollendet, und am 21. Januar war das Gerüst wieder beseitigt, dessen Aufstellung am 31. October begonnen hatte.

Das ist nun sehr rasch geschrieben und noch rascher gelesen; aber mit wie viel Mühen und Gefahren hatten die wackeren Arbeitsleute zu kämpfen auf einem Gerüste in einer Höhe von 140 Meter! Wenn bei irgend einem Unternehmen kein Schwindel obwalten durfte, so war es bei diesem. Besonders gefährlich war die Arbeit am 27. October, wo die während der Nacht tobenden starken Stürme fast die ganze Mühe vereitelt hätten, denn man sah des Morgens mit Schrecken, daß die Neigung der Pyramide stark zugenommen hatte. Zweimal wurde auch die Operation durch Schneefall verhindert, mehrere Male durch starke Regengüsse aufgehalten, überhaupt war das Arbeiten in Folge der in dieser Höhe herrschenden scharfen Luft außerordentlich schwierig. Besonders viel Mühe hat da oben des starken Windes wegen das Schmelzen des Bleies verursacht; um das Kohlenbecken zu schützen, Feuersgefahr zu verhüten und das geschmolzene Metall in die Ritzen und Spalten zu gießen, mußten ganz besondere Vorkehrungen getroffen werden.

Ohne jeden Unfall verlief das Unternehmen und der Erfolg macht dem wackeren Meister, der alle diese Arbeiten leitete, alle Ehre. Die Gesammtausgaben hierfür beliefen sich auf 4258 Franken 57 Cent., wovon 1106 Fr. 57 C. für Herstellung des Gerüstes und 3152 Fr. für Aufrichtung und Befestigung des Kreuzes verwendet wurden.

Die Wiederaufrichtung des Kreuzes, als die dringendste Reparatur, war zuerst vorgenommen worden, alle andern Reparaturen konnten durch Backsteinuntermaurungen. Holzstützen u. s. w. einstweilen aufgeschoben werden. Uebrigens waren die Beschädigungen, große und kleine, so zahlreich, daß man zuerst vorzüglich auf jene Stellen bedacht sein mußte, wo die Breschen sich erweitern konnten und durch Loslösung zerschmetterter Steine neue Einstürze zu befürchten waren; die Gewölbe mußten auf's Neue gedeckt, die Fenster reparirt oder vermittelst Dielen geschlossen werden. Hauptsächlich aber mußte man das Schiff der Kirche wieder in den Stand setzen, um den Gottesdienst keine Unterbrechung erleiden zu lassen.

Sämmtliche Theile des Münsters, nach jeder Richtung und in jeder Höhe, haben Spuren von Verletzungen durch Geschosse oder Splitter erhalten, hauptsächlich jedoch die Nordseite des Baues, welche den Batterien der Angriffsfront (Schiltigheim) am meisten ausgesetzt war. Der Unterheil des Thurmes, etwa

*) Für Diejenigen unserer Leser, denen die gewaltige Höhe des Straßburger Münsterthurms nicht bekannt ist, wollen wir hier nur bemerken, daß dieser Thurm mit der Pyramide von Gizeh der höchste von Menschenhand errichtete Bau auf Erden ist. Der Münsterthurm hat 490 Fuß Höhe, St. Peter in Rom 430 Fuß, der Stephansthurm in Wien 425 Fuß.

Digitized by Google

6 Meter vom Boden bis zur Plattform, hat am meisten Noth gelitten. Die größten Schäden haben hier die Treppe in der Ecke der Seitenfaçade, das große in die Vorhalle der Kirche gehende Fenster, die darüber hinziehende Galerie mit den merkwürdigen symbolischen Figuren, das Geländer und seine steinerne Bedachung, der Fensterbogen und die Nebenseiten der zwei Gegenpfeiler aufzuweisen. Im ersten Stockwerke wurde der Kranz der Nische, in welcher sich die Reiterstatue Clodwigs befindet, wie auch der darüber befindliche Pinakel herunter gegeschlagen, die Statue verlor ein Bein, eine andere Statue (Bischof) wurde zertrümmert; das Galeriegebäude und das Thurmfenster wurden vielfach beschädigt. Das pyramidenförmige steinerne Dach auf der Nordseite muß fast ganz wiederhergestellt werden, zahlreiche Schäden sind am großen Fenster des Thurmes, an den zwei Gegenpfeilern, und an der den Kranz bildenden Galerie auszubessern. Im zweiten Stockwerke befinden sich Verstümmelungen an den Knäufen der Gegenpfeiler, an den Pilastern und den Säulchen; an der Südostseite der Treppe, auf welcher man zur Plattform aufsteigt, sind mehrere Stufen gewichen und einige gänzlich zerstört, die inzwischen durch Holzwerke ersetzt wurden. Am Thurm über der Plattform, an den vier Schneckentreppen, ganz oben an der Thurmspitze sind ebenfalls viele Beschädigungen wahrzunehmen.

(Schluß folgt.)

## Miscellen.

Witten, 18. Sept. Ein schrecklicher Unglücksfall hat sich heute Nachmittag gegen 4 Uhr auf dem hiesigen Bahnhofe ereignet. Mit einer kleinen in Brüssel angefertigten eingestellten Locomotive, zum Transport bei Neubauten bestimmt, sollte eine Probefahrt abgehalten werden. Während dieser Fahrt explodirte der Dampfkessel derselben, wodurch die auf der Locomotive und in nächster Nähe befindlichen Mannschaften leider das Leben verloren haben. Die Explosion war so furchtbar, daß Theile der Körper der Verunglückten weit fortgeschleudert wurden, so daß der Anblick der Leichen ein gräßlicher zu nennen ist. Die Maschine ist vollständig zertrümmert. Der Druck ist dabei hauptsächlich nach oben gegangen, sonst wäre die Zerstörung noch größer geworden. Die Erschütterung war so stark, daß noch die Häuser mitten in der Stadt davon betroffen wurden und die Fenster klirrten.

(Ein herzergreifender Vorgang) wird von den Londoner Blättern veröffentlicht. Am letzten Donnerstag stürzte sich nämlich eine junge, elegant gekleidete Dame von der Waterloobrücke aus in die Themse und wurde, ungeachtet ziemlich rasch Hilfe bei der Hand war, todt aus dem Wasser gezogen. Als der Coroner zur Besichtigung der Leiche schritt, fand man in der Rocktasche der Ertrunkenen folgenden mit sauberen Schriftzügen geschriebenen Brief: „London, 3. Sept. 1872. High St. Shadwell. Das Verbrechen, das ich im Begriff bin zu begehen und für das ich in der Ewigkeit zu leiden haben werde, findet seine Milderung in der Tiefe meines Elendes. Ich bin allein, fremd in London, besitze nicht einen Penny und keinen Freund, der mir seine hilfreiche Hand reichen könnte. Ermattet von der völligen Nutzlosigkeit meiner Anstrengungen, eine Beschäftigung zu finden, an Allem Mangel leidend, sind meine Füße eher so müde als mein Herz. Ich ziehe es vor, zu sterben, als abermals eine traurige Nacht und noch einen traurigeren Morgen zu erleben. Ich bin erst seit neun Wochen in England und reiste von Amerika mit einer Dame de Wyk als Gouvernante nach Schottland ab. Am Morgen nach meiner Ankunft wurde ich aus Laune entlassen; man weigerte sich, mir die Mittel zur Rückreise in meine Heimath zu geben und ich besaß nur den Betrag meines Salairs mit 3 L. St. 10 Schillingen. Als ich die Reise nach London bezahlt, blieben mir noch fünf Schillinge. Was thun? Ich verkaufte meine Uhr, aber der elende Erlös dafür schwand rasch für Wohnung, Kost und Ausgaben, für unnütze Fahrten zum Zwecke der Erlangung einer Beschäftigung hin. Jetzt habe ich nichts mehr; jeder Tag vergrößert mein Elend. Keinen Freund, keine Hoffnung und keinen Pfennig im Besitz! O Gott des Himmels, verzeihe einer Sünderin, die keine Hoffnung mehr hat; du weißt, wie ich gegen die Versuchung gekämpft, aber das Schicksal ist wider mich! Ich kann die Bahn des Lasters nicht betreten, denn meine arme todte Mutter sieht aus dem Jenseits auf mich herab. Ohne Vater, ohne Mutter, ohne Freund und sein christliches Herz, das mich versteht! Ich habe meinen vollen Verstand und das Fieber, das mich verzehrt, lange vorausgesehen. Ich bitte Gott, vor dem ich bald erscheinen werde. Adieu du schöne aber grausame Welt!

„Alice Blanche Oswald
aus Pennsylvanien, 20 Jahre alt!"

(Raub und Diebstahl im Großen.) Aus Nischni-Nowgorod wird von einem entsetzlichen Vorfall berichtet, der sich daselbst am 1. d. zugetragen. Im Folge des Jahrmarktes und des großen Zuflusses von Fremden ist das Theater gewöhnlich mit Zuschauern überfüllt, wobei natürlich die Damen in der Pracht des Putzes und Schmuckes einander zu überbieten suchen. Eine Legion Diebe aus Petersburg und Odessa, welche ihr Geschäft im Großen betreiben, kam nun in der Hoffnung auf reiche Beute nach Nischni-Nowgorod, und fand sich auch nicht getäuscht. Der erste Besuch dieser Herren galt dem Theater, welches sie in corpore und in eleganter Kleidung betraten. In einem Nu war der Feldzugsplan entworfen; in alle Räume, in die Logen, auf die Sperrsitze und Galerien wurden die Industrieritter vertheilt, und während diese hier die Recognoscirung ihrer Umgebung vornahmen, machte sich der andere Theil im Foyer und im Buffet zu schaffen. Inmitten der Vorstellung hörte man plötzlich im Hintergrunde des Zuschauerraumes einen dumpfen Knall, worüber man sich anfangs keine Rechenschaft geben konnte, bald darauf einen zweiten, dritten und zuletzt einen sehr starken, wie von einem Pistolenschuß, worauf sich auch über das ganze Theater ein Rauch verbreitete. Von allen Seiten schrieen nun die Diebe: „Feuer, Feuer, rettet Euch!" Die Verwirrung, die entstand, war eine grenzenlose. Alles drängte zum nächsten Ausgange, aber der Menschenknäuel konnte nicht vorwärts, weil die Diebe den Ausgang versperrten und fortwährend „Feuer" und „Hilfe" schrieen. Die Scene, die nun folgte, war über alle Beschreibung entsetzlich. Die Diebe plünderten die Taschen, rissen die Uhren, Ketten, Bracelets, Ohrengehänge den Damen aus, und die Verwirrung war so groß, daß Alles untereinander sich balgte, nicht vermögend, den Dieb vom Nichtdieb zu unterscheiden. Gleiche Verwirrung herrschte auf der Bühne; die Schauspielerinnen fielen eine nach der andern in Ohnmacht. Der Stadtkommandant sprang aus seiner Loge in's Parterre hinab und suchte das Publikum zu beruhigen, aber Alles war vergebens, die Diebe verbreiteten durch ihr unaushörliches Geschrei „Feuer" Schrecken und Entsetzen. Drei Viertelstunden lang dauerte diese schreckliche Scene, und erst als der Gouverneur selbst von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt, mit Militär anrückte, bekam man Luft; die Diebe stoben auseinander, und Alles eilte seiner Wohnung zu. Nur wenigen von den Dieben gelang es zu entwischen, und das Publikum bezahlte die Anwesenheit dieser unerwünschten Gäste außer dem materiellen Verluste, noch mit 7 Todten und einer Menge Verwundeten.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 115. Speyer, Donnerstag, den 26. September 1872.


## * Harte Herzen.

Original-Novelle.

(Fortsetzung.)

4.

Acht Tage waren verstrichen, — abermals senkte sich die Dämmerung auf das Dorf und hüllte Häuser, Feld und Wald in ihren dunklen Mantel.

Von den Feldern trieb der Hirt die Heerde in den Stall, längst war der rüstige Landmann heimgekehrt zu den Seinen und Thür um Thür öffnete sich und fast in jedem Hause schallte ein herzliches Willkommen.

Willkommen! wie öde, wie leer war es in der Hütte der Wittwe Hellberg geworden; wie unordentlich stand Alles durcheinander, Mobilien und Kisten und Kasten, als seien die Bewohner im Umzug begriffen. Nur die alte Kuckucksuhr im Winkel plauderte und schwatzte, wie sie es gewohnt seit langer Zeit, als wisse sie sich sicher in ihrer Ecke; so blickt die Kindheit, nur sich selber lebend, auf Wohl und Wehe ihrer Umgebung mit gleichem Lächeln.

Im Stübchen brannte kein Licht, nur die Sterne, die milden Augen Gottes, durchleuchteten mit mattem Schein den kleinen Raum.

Auf einem der Koffer unter dem Fenster saß Marie, die Waise. Noch bleicher und hagerer waren ihre Wangen geworden, ihre Augen geschwollen und die Lider roth und entzündet; war es Gram, was das zarte Gesicht des Kindes entstellt hatte?

Margarethe Hellberg, die im Hintergrund des Zimmers mit dem Verpacken von Wäsche beschäftigt war, ließ sie ruhig gewähren, — ob sie den Grund des Seelenschmerzes ihrer Schutzbefohlenen kannte? War doch das strenge und faltenreiche Antlitz der Frau selber farbloser und düsterer als gewöhnlich, hatte sie doch selber der Augenblicke genug, in denen sie starr und düster vor sich hinstarrte, um sich im nächsten zu fieberhafter Thätigkeit emporzuraffen.

Jetzt trat sie zu dem Kinde und legte sanft die Hand auf sein Haupt.

„Aufrecht, Marie," sagte sie mit milderer Stimme, als man ihr zugetraut hätte, „es wird Alles besser werden, wenn wir erst fort von hier, fort von den Menschen, die mit Verachtung auf uns sehen."

„Und wird uns Walter in unserer neuen Heimath finden können?" fragte Marie schüchtern.

Die Wittwe seufzte. „Bis Walter kommt, uns zu suchen, hat's noch lange Zeit," sagte sie, ohne ein leises Zittern der Stimme zu verhehlen, „und wenn's so weit ist, wird er uns schon wiederfinden."

Durch die Stille der Abendluft klang es wie der sich nahende Tritt eines Mannes; Marie fuhr empor, eine flammende Röthe bedeckte ihre Wangen, mit electrischem Strahl durchzuckte es die ganze Gestalt, — — Mutter, Walter!"

„Thörin! Wehe ihm, wenn er's wäre!"

Immer näher kam es der Hütte, eine gedrungene Figur, den breitkrämpigen Hut tief in die Stirn gedrückt, in einen langen, dunklen Oberrock gekleidet; jetzt blieb er stehen, vorsichtig blickte er sich um, dann faßte er langsam die Klinke und im nächsten Augenblick stand er im Zimmer.

„Haselbauer! Ihr bei mir?"

Bei dem Ausrufe, den die Wittwe ausstieß, sprang Marie von ihrem Sitze auf und schmiegte sich wie Hilfe suchend an Ihre Pflegemutter.

„Ich fresse Dich nicht!" sagte der reiche Bauer mit barscher Stimme, — „bist auch hier unnöthig, geh' hinaus, hab' mit der Alten zu reden. Aber erst mach' Licht, es ist so verflucht dunkel hier, daß man jeden Augenblick das Genick brechen kann."

Auf einen Wink der Wittwe zündete das junge Mädchen die Oellampe an, die den kleinen Raum mit Zwielicht erfüllte, dann entfernte sie sich leise.

„Und jetzt, Haselbauer, was habt Ihr mir zu sagen?"

Hart und ehern tönte die Stimme der Mutter Walter's aus der Dunkelheit her, wo sie ihren Platz so behauptet hatte, daß der spärliche Schein des Lichtes auf den reichen Landmann fiel, der sich allem Anschein nach sehr unbehaglich fühlte.

Er setzte sich auf den Rand eines der hochlehnigen Holzstühle nieder und räusperte sich verlegen. „Margarethe Hellberg," nahm er endlich das Wort: „wie lange mag's her sein, daß ich diesen Ort nicht betrat, wir beide sind älter geworden und hoffentlich kälter und Ihr werdet die gute Absicht nicht verkennen, die mich zu Euch führt."

Digitized by Google

„Gute Absicht!?“ die Wittwe lachte höhnisch. „Christoph Werndel hieß der Wurm, der an meinem Glücke nagte, der es mit scharfem Zahn durchfraß, Christoph Werndel das Ungeheuer, das den Namen, den ich trage, mit Schmach und Fluch bedeckte, das sich mästete von dem Schweiße und der Schande Anderer, — o gute Absicht, gute Absicht!“

„Ihr hättet mich nicht zurückweisen sollen, Frau,“ sagte der Bauer, „als ich Euch liebte und der armen Cantor Tochter meine Hand anbot. Was später geschehen, — kann ich davor, daß Euer Sohn ein phantastischer Narr, daß Euer Mann ein Dieb!“

— „Elender, das sagst Du mir!“ — — — —

Die hohe Gestalt der Frau war aus dem Dunkel in den trüben Lichtkreis getreten und stand drohend vor dem Haselbauer. Ihre Augen blitzten und ihre Hand war erhoben.

„Mir wagst Du's, die furchtbaren Anklagen Deines Opfers in's Gesicht zu schleudern, mit der Du die Welt zu täuschen wußtest, nicht mich. Nicht Dein erwuchertes, Dein unrecht erworbenes Geld zu rauben, drang der edle Vater meines Walter zu nächtlicher Stunde in Deine Wohnung, es galt den Beweis der Schande zu vernichten, womit Du ihn umstrickt.“

„Die Schmuggelei ist doch eigentlich kein Verbrechen, die ersten Häuser der Stadt haben ihren Reichthum auf nicht andere Weise gegründet,“ warf der Landmann ein. „Und brauchte der Mann deshalb bei mir einzubrechen? Vielleicht hätte ich ihm freiwillig das Papier ausgeliefert, das er mir ausstellen mußte, damit ich einen Bürgen seiner Treue besaß.“

„Freiwillig! Ihr! Doch es ist vorbei, mein armer Mann liegt im Grabe, von der Heimath ist mein Sohn vertrieben durch Euch und Eure hochmüthige Tochter; ich selbst wandere aus, freut Euch, Herr, die Hellberg schwinden Euch aus den Augen, ob auch aus dem Gewissen? Was wollt Ihr noch?“

Abermals räusperte sich der Bauer. „Wollte Euch Gutes thun, ehe Ihr diese Gegend meidet“, sagte er, „hier sind hundert Thaler. Und — nicht wahr, Ihr werdet es Eurem Sohn mittheilen, daß ich Eurer gedacht, daß ich bereit bin, auch ihm fortzuhelfen, aber ich weiß nicht, wo der Bursche ist, seit er wie ein Verrückter aus meinem Hause rannte, fürchte ich immer, ihn hinter einem Strauch oder Zaun hervorbrechen zu sehen, und Nachts im Bette ist mir's, als schleiche er sich an mein Lager, ich habe böse Stunden, Margarethe!“

Ein triumphirender Blick schoß aus den Augen der Wittwe auf den Landmann. „Kommen sie endlich, die bösen Stunden?“ rief sie höhnisch: „was gäbe mein Walter darum, erführe er diese Botschaft! Aber es wird besser werden. Nicht hinter Hecken und Zaun, einem Spitzbuben gleich, habt Ihr meinen Sohn zu suchen, offen und ehrlich wird er Euch gegenüber treten, Euch und Euerer Tochter und Eurem neuen Sohn, der Euch an den Bettelstab bringen wird und Schande und Schmach auf Euer graues Haupt. Geht nur, Haselbauer, brüstet Euch, daß Eure Tochter Edelfrau wird und in Sammet und Seide stolziret. Ihr müßt große Schritte machen, wollt Ihr den Flüchen der Hellbergs, Vater, Sohn und Mutter, entrinnen, geht, sage ich; verbittert nicht die letzten Stunden in meiner Heimath!“

Der Bauer erhob sich, sein auf einen Augenblick gebeugter Trotz kam nach und nach wieder.

„Ihr nehmt also meine Gabe nicht an?“

„Wollt Ihr damit den Tod meines Mannes, das gebrochene Herz meines Sohnes, die Schande unseres Namens kaufen, Haselbauer? Alles dieses ist für Euer Geld nicht feil und arm und verächtlich mit seiner Angst und inneren Qual, steht der reiche Werndel vor mir und dieses Bild sei mein Trost bis zum Tage der Abrechnung.“

Hoch aufgerichtet stand sie in der Mitte des Zimmers, mit der erhobenen Hand nach dem Ausgange deuteud.

„Bettelstolz, überspannte Köpfe, einer hat's vom anderen!“

Der Haselbauer verließ die Stube, krachend fiel die Thür hinter ihm in's Schloß. „Verfluchtes Dorf, wollt', unser Haus in der Stadt wäre erst fertig, diese Bauerngesellschaft habe ich satt.“

Er schrak zusammen, hinter einem dicken Baumstamm glaubte er verdächtiges Geräusch zu vernehmen.

„Sonderbar diese Anfälle von Schwindel, — habe zu viel Blut und der alte Dorf-Chirurg ist ein Dummkopf, wenn er sagt, das Uebel säße tiefer. Werde meinen eigenen Doctor halten in der Stadt, der mich curiren soll und jeden Finger überwachen, denn ich will noch leben, lange — lange.“ —

## 5.

Aaron u. Co., wer hätte in dem palastähnlichen Gebäude in einer der elegantesten Straßen der Residenz die Wohnung des jüdischen Händlers erkannt, dessen Vater vor Jahren im Judenquartier Knöpfe und Litzen feilbot? Levy Jacob Aaron saß an seinem Schreibtisch, der reiche Banquier mit der kleinen hageren Gestalt, dem gelben, faltenreichen Antlitz und den hinter der goldenen Brille gar listig hervorblickenden Augen, um ihn herum Erzeugnisse des Luxus, ihm zur Seite der feuer- und diebsfeste Geldschrank, der Millionen barg, und doch war das Antlitz des alten Mannes sorgenvoll und düster.

Es war keine mißglückte Speculation, die seinen Geist beschäftigte, die Course waren nicht gefallen, aber droben in dem kostbar decorirten Schlafzimmer, auf seidenen Kissen, da lag sein Sohn, sein Hirsch, wie er, Hector — wie die Welt ihn nannte, hustend, stöhnend, hoffnungslos, Medicinflaschen zur Seite statt des Champagnerkelches der nächtlichen Orgien — vorüber das Klirren der Goldstücke auf rouge und noire, und jetzt spielte er ein großes, ein aufregendes Spiel, dem man mit Angst und Spannung folgte, aber diesmal war er selbst der Einsatz und die Knochenhand des Todes streichelte die gerungelten Wangen.

Mochte der greise Vater daran denken, als er vor seinen Büchern saß, zum ersten Male seit langer

Digitized by Google

Zeit unthätig, mit gesunkener Feder und ungeöffnetem Courszettel.

Leise öffnete sich eine Seitenthür, die von der Flur der Wohnung des reichen Banquiers in das hübsche Privatcomptoir desselben führte und ein junges Mädchen von dunklem Teint mit großen schwarzen Augen und schwarzen glänzenden Locken trat ein. Ein schweres seidenes Kleid umrauschte ihre Formen und Brillanten glänzten an Hals und Armen der Dame.

(Fortsetzung folgt.)

## * Die Reparaturen am Straßburger Münster.

(Schluß.)

Weiter zählt nun der Baumeister, Herr Klotz, die Beschädigungen auf, welche das Innere der Kirche erlitten hat, welche wir jedoch nicht einzeln wiedergeben wollen. Interessant ist der Bericht über den Brand, welcher in der Nacht vom 25. auf 26. August 1870 das Dachwerk des Münsters zerstörte. Der Feuerheerd war zwischen den beiden äußersten Giebeln und den Mauern der Seitenfaçaden eingeschlossen, ein Rechteck von 60 Meter Länge, 15 Meter Breite und einer mittleren Tiefe von 2 Meter. Das darunter befindliche Gewölbe bildete, so zu sagen, den Boden eines geräumigen Ofens von ungefähr 1800 Cubikmeter, in welchem mehr als 600 Steres Holz, Dielen und Balken, nebst mindestens 12,000 Kilogramm Kupfer und Eisen in voller Glühhitze waren, derart, daß man nach dem Brand kaum einige Spuren von Kohlen und keinen Span Holz mehr fand! Trotz dieser enormen Hitze und trotz der großen Masse des geschmolzenen Metalls leistete jedoch das Gewölbe der Kirche Widerstand und nicht ein einziger Riß ist zu bemerken!

Das Buch enthält nun eine sehr interessante Abhandlung über die Glasfenster im Innern des Münsters und über die in denselben vorgestellten Gegenstände. Wir übergehen dieselbe und wollen nur den durch die Geschosse und die Erschütterung verursachten Schaden an den Glasmalereien kurz berühren. Die in 71 Fenster vertheilten Glasgemälde der Kirche bilden ein Ganzes von 192 großen Figuren, über 80 Medaillons mit Brustbildern und kleinen Gegenständen, etwa 300 größere Fensterflügel, eine bedeutende Anzahl Mosaiken und Verzierungen. Der Flächenraum aller Glasmalereien beträgt in runder Ziffer 1500 Quadratmeter Glas, das in mehr als 500,000 Stücke zerschnitten und auf ungefähr 4600 kleinere Flügel vertheilt ist. Nicht alle Fenster haben gelitten; man konnte noch theilweise 670 Flügel wegnehmen, so daß nur die 3930 im Münster gebliebenen Flügel der Gefahr ausgesetzt waren. Von den 71 Glasfenstern wurden 58 durch Geschosse oder Splitter getroffen und im Ganzen 1221 Flügel beschädigt; 13 Fenster blieben ganz verschont. Am meisten beschädigt sind die Fenster der (den Geschossen direct nicht ausgesetzten) Südseite des Münsters; die Geschosse kamen nämlich meistens von Norden her, schlugen hier durch die Fenster durch, crepirten im Innern an der Südseite und richteten dort durch die Splitter den Schaden an. Die Reparaturen dieser Fenster werden jedoch eben in meisterhafter Art vorgenommen, durch Straßburger Glasmalerei-Anstalten.

An beschädigten Mobiliargegenständen zählt der Bericht in erster Reihe auf: die große Orgel, von Silbermann im 18. Jahrhundert erbaut, welche ganz verwüstet wurde durch ein Geschoß; das Gehäus derselben, aus dem Jahre 1489, ist weniger beschädigt und soll wiederhergestellt werden. Statt der Silbermann'schen Orgel im Schiffe der Kirche, will man eine neue im Chor aufstellen, das Gehäus jedoch belassen, wo es sich befindet. Ferner wurden die Chorstühle in Brand gesteckt durch das Herabfließen des geschmolzenen Metalls und durch Feuerbrände, welche aus der großen Kuppelöffnung herunterfielen. Der im Jahr 1453 von Jodokus Dotzinger verfertigte Taufstein, sowie die für den berühmten Geiler von Kaisersberg 1486 erbaute Kanzel, dann die astronomische Uhr sind verschont geblieben.

Auf Ansuchen der Behörde hatte der Baumeister Klotz bereits am 29. November 1870 eine annähernde Abschätzung der Reparaturkosten aller dem Münster zugefügten Schäden vorgenommen, welche sich auf etwa 598,000 Franken beliefen. Eine Commission prüfte inzwischen alle Posten und nach neueren Untersuchungen und abermaligen Abschätzungen wurde diese Summe als endgiltig beibehalten. In besonderen Capiteln sind in der von dem Meister verfaßten Schrift alle Kategorien der vorzunehmenden Arbeiten genau angegeben und ausgerechnet. Dieser Berechnung zufolge sind der kostspieligste Theil der Reparaturen die Hausteine und Steinhauerarbeiten; es sind 360 verschiedene Pieçen, welche laut aufgestellter Berechnung 240,000 Franken kosten. Das neue Dach soll, wie das frühere, aus Tannenholz sein und mit Kupferplatten gedeckt werden, was etwa 75,000 Fr. für Zimmerarbeit, 50,000 Fr. für Kupferbedeckung und 15,000 Fr. für Nebenkosten, also total 140,000 Fr. kostet. Das Dach des Chors muß ebenfalls neu hergestellt werden und verursacht eine Ausgabe von 28,000 Fr., die Reparaturen an den Dächern des Transepts und der zwei Seitencapellen kosten 10,000 Fr., die Zink-, Schiefer- und Ziegelbedachung des Wächterhäuschens auf der Plattform, der Sakristei und Zubehör entziffert sich auf 9000 Fr., also im Ganzen für Bedachung 187,000 Fr. Die Kirchenfenster werden etwa 80,383 Fr. und die Orgelreparaturen resp. Neubeschaffung 60,000 Fr., die Chorbänke 1595 Fr. kosten; die provisorischen und dringenden Arbeiten belaufen sich auf eine Summe von 28,000 Fr.; im Ganzen also betragen die Reparaturkosten 598,000 Franken.

Zum Schluß gibt Herr Klotz noch eine Schilderung der Vorsichtsmaßregeln, welche allenthalben bei der Vornahme der provisorischen Reparaturen nothwendig waren; in allen Höhen wurden losgelöste

Digitized by Google

und zertrümmerte Steine weggenommen, über 300 Wagen Trümmer und Schutt weggeführt, ohne die Steinstücke, welche durch die zahlreichen Münsterbesucher als Erinnerung fortgeschleppt wurden. Wir empfehlen das Buch des Herrn Klotz allen Sachverständigen und schließen mit dem Wunsche, daß das erhabenste Denkmal der Baukunst, das Wahrzeichen des wiedergewonnenen herrlichen Elsasses, recht bald von seinen Wunden genesen und in allen seinen Theilen neuverjüngt zum Himmel aufragen möge.

## Miscellen.

(Die Ehrenjungfrauen in Marienburg.) Bei der Ankunft des Kaisers ergoß sich ein Regen, der nach kaum einer halben Stunde alle Straßen der Stadt Marienburg in Bäche und Flüsse verwandelte. Die Herren des Festcomite's krämpten die Beinkleider über die Stiefel auf und wateten muthig zum Bahnhof. Aber wie sollten die armen Ehrenjungfrauen mit ihren weißseidenen Schuhen und Strümpfen nach der blumigen Festhalle gelangen? Vertrauend auf die sonnige Prophezeihung — aber diesmal ging die Sonne nicht mit den Hohenzollern — hatte Niemand daran gedacht, sich eines Wagens zu versichern, und um erst jetzt Bestellungen zu machen, war die Zeit zu kurz. Als die Damen auf die Straße traten, verwandelte sich der Regen in eine wahre Sündfluth, und diese hielt an während der ganzen Empfangsfeierlichkeit. Die Damen hoben ihre weißen Röckchen fast bis zum Knie auf, von unten ging das Wasser bis zu den Knöcheln, die Atlasstiefelchen lösten sich fast von den Füßen. Die Locken hingen in nassen Strähnen über die Schultern und die durchnäßte Kleidung legte sich eng an. So mußten die beklagenswerthen „Ehrenjungfrauen" Marienburgs in der dachlosen Blumenhalle im vollen Regen und auf die Ankunft des Kaisers warten. Endlich erschien der Kaiser; die Sprecherin trat vor, aber die Zähne klapperten ihr vor Frost und nach den Worten: „Erhabener Kaiser! Deutschlands Retter!" blieb sie stecken. Der Kaiser reichte ihr die Hand und sagte lächelnd: „Danke, danke! Es ist gut gemeint; aber Sie werden sich bei dem Wetter erkälten, meine Damen. Wir sehen uns wohl noch wieder?" Und nachdem er noch Allen freundlich zugenickt hatte, schritt er nach dem Schlosse, um nur zunächst aus dem immer noch strömenden Regen zu gelangen. Die Ehrenjungfrauen aber gingen nach Hause und ließen sich Fliederthee kochen.

Die Einzelheiten über den Untergang des Dampfers „Metis" zeigen, daß das einer der traurigsten See-Unfälle war, die seit langer Zeit vorgekommen sind. Der Dampfer „Metis" stieß bekanntlich in der Nähe der Insel Rhode mit einem Schooner zusammen. Anfangs glaubte man, der Dampfer hätte keinen Schaden gelitten, nach 15 Minuten stellte sich jedoch heraus, daß das Schiff sich schnell mit Wasser füllte. Die Officiere verloren ihre Fassung. Finsterniß und heulender Sturm vermehrten die Schrecken der Scene. Die schwere Ladung des Schiffes hinderte die Bewegung an allen Ecken und Enden. Endlich weckte man die Passagiere. Halb schlafend stürzten sie nach den Booten. Da aber fand es sich, daß diese in ungenügender Zahl an Bord und daß die vorhandenen von den Matrosen bereits mit Beschlag belegt waren. Von 30 Menschen waren in Booten, und man kann sich den Jammer der 130 übrigen denken, die, während der Regen strömte, ein Südwind die See aufwühlte, und das Wasser bereits auf dem Deck war, um ihr Leben kämpften und schrieen. Um das Unglück voll zu machen, waren auch Kinder an Bord, die, wenn möglich, die Verwirrung noch größer machten. Bald hatte die Wuth der Elemente das Schiff zertrümmert, und Ballen, Fässer, Schiffsüberreste mit todten und lebenden Körpern waren den Wellen für der Wellen Preis gegeben. Ans Land geschleudert, gaben sie den Bewohnern von dem, was vorgefallen war, Kunde. Die Küstenbewohner ließen sich keine Mühe und Anstrengung verdrießen, und es gelang ihnen, 107 Menschenleben zu retten. Beinahe die Hälfte der Personen war bereits bewußtlos. 26 Leichen sind bis jetzt aufgerichtet und 22 Personen werden vermißt. Presse und Bevölkerung machen den Officieren des Schiffes den Vorwurf der Unfähigkeit, und der Staatssecretär hat eine Untersuchung eingeleitet.

Behandlung kranker Kartoffeln. Die Kartoffelernte ist in England überall sehr schlecht gerathen, da die Kartoffelkrankheit ungemeinen Schaden angerichtet hat. In Anbetracht dessen veröffentlicht der Hosier einen Brief, in dem er zeigt, daß die kranken Kartoffeln nicht ganz nutzlos sind, und das von Prof. Hooslow in vielen Ortschaften eingeführte Verfahren, die Knollen nutzbar zu machen, empfiehlt. Die Kartoffelstärke wird von der Krankheit gar nicht berührt und verliert nichts von ihrer Nährkraft. Man reibe daher die gekochten Kartoffeln auf einem Reibeisen in einer mit kaltem Wasser gefüllten Schüssel. In wenigen Minuten sinkt die Stärke zu Boden und die schädlichen Bestandtheile können daher, da sie oben bleiben, mit dem Wasser fortgegossen werden. Zwei oder drei solcher Waschungen genügen, alle schlechten Theile zu entfernen, und der Reh ist zum Gebrauche geeignet, und kann, wenn gut getrocknet, lange aufbewahrt werden.

## * Mei Dus.

Jedem Narr — des isch le Schtuß —
Dem dut sei Kapp gefalle:
Un ich — ich hab an meiner Dus
Das größchte Wohlgefalle.
Mach ich le uf un nemm e Pries,
— So dutstig mie e Meilche —
Des schmackt, wie wann e Mädel süß
Gekißt werd uf ehr Mäulche.
Sitz in dr G'sellschaft ich beim Wei,
Thu an mei Dus nor kloppe,
Do kummt e Jeder im buppt nei
Die Nas' isch voll ze schtoppe.
Doch sitz en Geizhals mit am Disch,
Der derf mer nit draus schmuppe;
Nor Exner, der honorig isch
Derf in mei Dus mer buppe.
Mei'm Weibel bloß, dem will die Sach
Am wenigschte behage;
Drum hot es ach he gange Dag
Ze schelte un ze klage:
„Wann nor die Dus dr Deuwel hätt,
Defticht lieber als Eens trinke,
Do dut mer doch so arig net
Wie so e Schmuppe isch ....
Des koscht nor Geld, der unnütz Dreck
For in die Nas' ze schtoppe:
Ich nemm der nach die Dus ewegg
Un thu der se verkloppe!"
Leticht hot se mer se weggeschafft,
Un wollt mer domit trupe;
Glei hab ich mer e Dutt voll kaaft,
Jetz dut se's doch nit nutze.
Mei'm Rochher flog ich als mei Laschi,
— Sunscht möcht ich nit dra denke —
„O, sagt der, mach der nor ke Brzschi,
Un thu dich nit so kränke!
Mei Fraa die macht mer's grad e so,
— Mer sagt als 's isch Korjanner —
E nätzig Aemel, sie sin do,
's isch Eni wie die Annet!"

**A. Keiler.**

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 116. Speyer, Samstag, den 28. September 1872.


### Die Gründung Hagenau's.

Wie bellen die Rüden im heiligen Forst,
Wie schmettern zum Jagen die Hörner!
Sie scheuchen die Vögel aus Nest und Horst,
Das Wild über Felsen und Dörner.

Von Straßburg kam mit dem Hofgesind
Herr Heinrich, der Kaiser, zu hirschen;
Es flüchten sich Eber und Bär wie der Wind,
Und Rudel von Rehen und Hirschen.

Auf einmal — horch! wie so kläglich schallt
Der Hunde Gebell und Gewinsel;
Sie sieh'n an der Moder, die schäumet und wallt,
Und jenseits winkt eine Insel.

Ein laubiger Hag umgürtet sie rund
Und dort, auf grünenden Auen,
Ist still gelagert im schattigen Grund
Das Wild, das entkoh'ne, zu schauen.

„Ei, denkt der Kaiser, wie trefflich weiß
Das Wild sein Lager zu wählen;
Ihm wird zum Asyl der Inselkreis,
Wo Frieden und Lust sich vermählen.

„Hier wäre gewiß nicht minder gut
Der Kaiser geschirmt und geborgen:
Ja, schmecken will ich, wie sanft sich's ruht
Hier von den Regentensorgen.

„An dieser Stätte so tief im Wald,
Da soll mir ein Lustschloß erstehen:
Im heiligen Forste soll mich bald
Der Friede Gottes umwehen.

„So rauschig und rauschig, wie um den Hag
Das Wasser sich jetzt ergossen,
Kommt's bald mit lustigem Wellenschlag
Um Burg und Mauer geflossen.

„Steinmetzen und Maurer, wohlauf zum Bau!
Inmitten des Hags und der Auen,
Da will ich die Veste Hagenau,
Mein kaiserlich Lustschloß, schauen."

Und stattlich ragt mit Thor und Thurm
Das feste Gemäuer balde;
Es trotzt dem Feindes- und Wetterssturm,
Umrauscht vom heiligen Walde.

Da weilt der Kaiser als Sommergast,
Wenn Scepter und Schwert ihn ermüden;
Da hält er im tiefen Forste Rast
Und jagt mit Falken und Rüden.

Doch bald erhebt sich Haus an Haus,
Es fallen die alten Eichen;
Zum Städtlein dehnet die Burg sich aus,
Und Frieden und Vögelein weichen.

Einst waren die Wälder heilig geschätzt,
Drin ahnte man Gottes Weben;
Gelichtet allwärts wird die Waldung jetzt —
Bald wird's kein Asyl mehr geben.

Mühlhausen im Elsaß, 1869. **Adolf Stöber.**

## * Harte Herzen.

Original-Novelle.

(Fortsetzung.)

Der Alte wandte sich um. „Du bist's, Beckchen?" fragte er, ohne daß sich seine schwer bedrückte Miene aufhellte. „Wie geht's Hirsch?"

„Hektor schlummert," antwortete das Mädchen, denn Rebecka, die viel gefeierte und viel umworbene Tochter des Banquiers konnte höchstens zwanzig Jahre zählen. „Uebrigens gewöhne Dir doch diesen abscheulichen Namen ab, daß Du ihn in Gegenwart des Doctors brauchtest, hat meinem armen Bruder einen verstärkten Fieberanfall zugezogen."

Der Banquier seufzte. „Thue ich doch alles, zu machen es meinen Kindern recht, Vaterherz kennt keine Etiquette, und wenn ich mein Kind leiden seh', soll ich denken an Forym und Etiquette, oder hast Du mir, wie Du, noch ein Kind, am Sterbebett Deiner Mutter standst, geschrieen und geweint: „ma mère bleib bei mir, geh nicht von Beckchen fort?"

Rebecka schwieg und spielte mit den Troddeln ihres schweren goldenen Armbandes; „Du wolltest mich sprechen, Vater?" sagte sie nach einer Weile.

„Wohl wollt' ich's; sei ein gut Kind, setz Dich hierher auf den Divan und — wer ist da?"

Ein bescheidenes Klopfen an der Thür, die das Cabinet des Banquiers mit dem Geschäftsbureau verband, ward hörbar und auf die Frage des Juden trat ein junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren, in einfacher aber gewählter Kleidung, ein.

Drei Jahre waren verstrichen, seit Walter Hellberg das Dorf seiner Heimath verlassen hatte; wer hätte in dem hochgewachsenen Herrn, auf dessen weißer

Digitized by Google

Stirn Ernst und Nachdenken ausgeprägt lag und dessen klarer Blick bis auf den Grund der Seele zu dringen schien, den einst so leidenschaftlichen Jüngling wieder erkannt?

Und doch, er war's, ernster, aber schöner und stattlicher als vor drei Jahren und unter der weißen Schminke erröthete die Jüdin und feurig funkelten ihre Augen, als sie auf dem Eintretenden hafteten.

„Was gibt's, Hellberg?"

„Wichtige Depesche aus Frankfurt, Herr Aaron," erwiderte Walter; „auch ist im Bureau ein Brief von Herrn Wendel zur unverzüglichen Bestellung abgegeben worden."

Der Banquier hatte die ihm dargereichte Depesche geöffnet und das Schreiben des reichen Mannes achtlos bei Seite geworfen; einen Augenblick lang schimmerte es wie Sonnenglanz der Freude über sein vergilbtes Antlitz, aber schon im nächsten ward es schmerzlicher bewegt als zuvor.

„Zwanzigtausend Thaler reicher und mein Sohn stirbt!" murmelten seine Lippen kaum vernehmbar. „Es ist gut, Hellberg," sagte er mit milder, zitternder Stimme; „sind ein schöner, stattlicher junger Mann; Gott, was geb ich darum, wenn Hirsch, Hektor wollt' ich sagen —"

„Herr Hellberg steht uns treu in der Pflege meines armen Bruders zur Seite," bemerkte Rebecka; „Hektor freut sich, wenn er ihn an seinem Lager sieht. Schade, daß seine angestrengte Thätigkeit Herrn Hellberg nicht gestattet, den Personen seine Zeit zu widmen, die ihn gern sehen." Ein bedeutsamer Blick aus den Augen der schönen Jüdin vollendete den Eindruck, den ihre Worte auf den jungen Kaufmann hervorbringen sollten.

Walter verbeugte sich.

„Die Zeit, die ich am Bette Ihres leidenden Bruders zubringe, muß mir die Nacht vergüten. Mein Ziel ist weit und aller Kräfte des Körpers und des Geistes bedarf ich, es zu erringen."

Ohne sich weiter aufzuhalten, verbeugte er sich noch einmal flüchtig und verschwand aus dem Cabinet des Banquiers.

Aaron stand auf und schob den Riegel der Thür vor.

„Und nun höre mich an, Rebecka," sagte er sehr ernst. „Ich bin alt, meine letzte Kraft ist gebrochen und mein Sohn ist unrettbar verloren. Alles, der ganze Reichthum, den ich ihm zu erwerben hoffte, fällt Dir zu, Rebecka, aber das Haus Aaron, Du weißt es, darf unseren heiligen Familiengesetzen nach nicht ohne Chef und Haupt sein und wollte ich jetzt mein Geschäft liquidiren, müßte ich einen Theil unseres darin steckenden Vermögens einbüßen. Unsere Familie ist ausgestorben, keiner lebt mehr außer Deinem Vetter Itzig, der sich jetzt nennt Isidor; er wird fortführen das Geschäft Levy Aaron u. Co., er wird heirathen meine Tochter Rebecka."

„Niemals!" das junge Mädchen war aufgestanden, jede Muskel ihres Antlitzes drückte die höchste Willenskraft aus.

„Meine Tochter wird sein vernünftig, der Itzig ist ein kluger Kopf, der vergrößern wird Dein Vermögen und Dich selber halten wie eine Prinzessin."

„Höre mich jetzt, Vater. Daß die edelsten Cavaliere mich umschwärmen, daß die Rebecka Aaron unter den adeligen jungen Leuten der Residenz die Auswahl eines Gatten hat, ist Dir bekannt. Wie oft lag mir der Baron von Markenbach zu Füßen, beschwor mich in glühenden Worten der Leidenschaft, mit ihm zu fliehen, sein Weib zu werden; Kind und Gattin wollte er mir opfern, dem Mädchen des verachteten Stammes Israel, und ich wies ihn lachend von mir, eine Comödie war mir seine Leidenschaft, denn ich haßte ihn eines anderen willen."

„Was thust Du mit dem Markenbach?" unterbrach der Banquier den Strom ihrer Rede; „oberfaul — das Vermögen seines Schwiegervaters ist längst vergeudet, der alte Bauer und die Landdirne haben selber nicht das Wenigste dazu beigetragen. Wenn ich wollte, säße der saubere Herr längst im Schuldarrest."

„Ich liebe weder ihn noch meinen Vetter," fuhr Rebecka fort; „er aber, dem ich mein ganzes Herz geschenkt, ist weder reich noch adlig. — Walter Hellberg nennt er sich.

Der Jude fuhr auf; „der Schnorrer? — der —"

„Herr Aaron, der Hirsch stirbt!" gellte die Stimme der alten Haushälterin von der Seitenthür, — geschwind, kommen Sie —".

Er lag im Sterben, der Sohn des Millionärs, den kein Geld der Erde mehr zu retten vermochte, die schwarzen Haare hatte der Todesschweiß zusammengeklebt, die Hände waren schon mit jener gelblichen Wachsfarbe der letzten Augenblicke überzogen.

An dem Bette des Sterbenden stand eine hagere, schlottrige Gestalt in schwarzer Kleidung, das grünliche Auge auf den Leidenden mit dem Ausdruck einer Theilnahme gerichtet, die hin und wieder einen Strahl der inneren Befriedigung nicht verläugnen konnte, — es war der in Isidor verwandelte Itzig des Dorfes, jetzt neben Walter der erste Commis des Aaron'schen Hauses.

Der alte Aaron stürzte auf seinen Sohn zu. „Hirschleben, bleib' bei mir, — verlaß mich nicht!"

Der Sterbende richtete seinen gläsernen Blick auf Vater und Schwester. Zwischen dem leisen Stöhnen der Agonie hörte man deutlich sein Flüstern: „Es muß sein, — lebt wohl, — Rebecka soll heirathen Walter, wenn er sie will, nicht Isidor, — Gott — ich erstick!"

Ein gurgelnder Laut, eine krampfhafte Bewegung, — der Sohn des Millionärs hatte geendet.

* * *

Im Lehnstuhl sitzt Herr Wendel, ein türkischer Schlafrock hüllt seine starknochige Gestalt ein, eine rothe, goldgestickte Mütze bedeckt seine spärlichen grauen Haare. Vor ihm stand ein Tischchen mit zwei funkelnden Caraffen, mit schwerem Ungarwein gefüllt, aus denen der ehemalige Bauer sich dann und wann

Digitized by Google

ein Glas vollschenkte, während er die Pfeife, deren Dampf das Zimmer erfüllte, für einen Augenblick bei Seite stellte.

Auch Werndel hatte sich sehr verändert, und um so weniger zu seinem Vortheil, da er sich niemals durch Schönheit ausgezeichnet hatte. Sein Gesicht war roth und aufgedunsen geworden und seine Augen gläsern.

Ihm gegenüber saß ein ebenfalls bejahrter Mann, nicht minder roth und aufgeschwollen von Antlitz, und halb dem würdigen Greise mit fabelhafter Geschwindigkeit Glas um Glas des kostbaren Inhalts der Carafe vertilgen. Zu vornehmen Gewohnheiten paßt vornehmer Umgang; wer hätte einst dem Haselbauern gesagt, daß der pensionirte Major von Haldern sein Freund und Gumpan werden würde!

„Major, Du hast mich gestern Abend wieder betrogen," nahm der Schwiegervater des Edelmannes das Wort; „ich sage Dir, wenn das so fortgeht, schmeiße ich Dich aus meinem Hause und erspare mir ein Capital in meinem Wein, den Du durch die Kehle jagst. Kannst einmal bei anderen reichen Herren schmarotzen gehen."

Der Major warf einen bösen Blick auf sein Gegenüber. Dann aber nahm er sich zusammen und Werndel freundlich zunickend antwortete er:

„Wie Du mir Unrecht thust, Alter; im Gegentheil, da meine Casse erschöpft war und Du mir aushalfst, spielte ich für Dich halb Paut, — was kann ich dafür, wenn das Glück nicht will?"

Der ehemalige Bauer stieß einen Fluch aus. „So hast Du mir schon die Tausende abgenommen, und es wird nicht eher ein Ende nehmen, als bis kein Heller mehr in meiner Tasche ist; wer weiß, ob Du nicht mit meinem würdigen Schwiegersohn unter einer Decke steckst."

Der Andere stand auf und klopfte dem Schmollenden freundschaftlich auf die Schulter. „Nicht böse sein, Freundchen; bist ja ein reicher Mann, dem alle Genüsse offen stehen. Gib mir ein gutes Wort und ich nehme Dich heute Abend mit hin, wo sich die höchste Aristokratie versammelt."

Die Augen Werndel's begannen zu glänzen, sein Gesicht färbte sich noch um einen Grad röther, als es ohnehin war. — „Auf Ehrenwort?" stammelte er.

„Auf Cavaliersparole!"

„Der Baron von Marlenbach!" meldete der goldbordirte Diener des alten Herrn.

„Er soll sich zum Teufel scheeren, ich habe kein Geld für ihn."

Aber schon war der Edelmann in das Zimmer seines Schwiegervaters getreten, das Auge starr, die Wange gebleicht und hager. Rasch war die Schönheit des stattlichen Officiers geschwunden, sein Haar war spärlich geworden und seine Gestalt schien verfallen und gebeugt, noch ehe das Alter mit eiserner, unerbittlicher Hand das Seine dazu gethan.

„Ich muß mit Ihnen sprechen, dringend, augenblicklich," sagte er mit befehlender Stimme.

„Hohe, gibt es wieder Häuser zu verkaufen um Spiel- und noch schlimmere Schulden meines hochadligen Schwiegersohns zu decken?" schrie der ehemalige Bauer.

Der Baron erbleichte. „Vergessen Sie nicht, daß wir nicht allein sind, mein Herr," sagte er mit zornerstickter Stimme, „ich brauche keine Zeugen."

„Mein Freund," und der ehemalige Haselbauer betonte das Wort scharf, „mein Freund, der Herr Major von Haldern ist so gut Edelmann wie Du, und ich habe kein Geheimniß vor ihm."

„Herr Herr Major sollte sich schämen," brauste Arthur auf; „seinen Namen und seine Stellung so zu entwürdigen, um mit einem Bauern Brüderschaft zu trinken und dem Unerfahrenen sein Geld abzunehmen an Orten, die kein Mann von Ehrenhaftigkeit betritt."

(Fortsetzung folgt.)

## Law, der Vater der „Gründer".

Im Innern des alten Paris gibt es noch heute eine enge Querstraße, die Rue Quincampoix. Hier ging es in den Frühjahrsmonaten des Jahres 1719 sehr merkwürdig zu. Tag um Tag, Wochen und Monate lang, drängte sich hier eine Menschenmenge; jedes Zimmer, jedes Fenster in der kleinen Straße wurde vermiethet, bis zehn Livres den Tag; das sind zwei und einen halben Thaler. Abends wurde eine Glocke geläutet, bei welchem Zeichen die Straße geräumt werden mußte. Die Menge hörte aber nicht eher darauf, als bis Patrouillen kamen und sie hinaustrieb. Ohne diese Maßregeln würden die Leute auf den Steinen und in den Hausthüren den andern Morgen abgewartet haben, um nur die Ersten zur Stelle zu sein.

Und warum geschah dieser sonderbare und anhaltende Zudrang der Menschen aller Gesellschaftsclassen nach dieser sonst so stillen Straße, die man schließlich wie ein Ghetto mit Gittern absperrte? Hier wohnte der große Wundermann seiner Zeit, der Millionen zaubern konnte und der gegen schnödes, fast verachtetes Silber- und Goldgeld ein Stück Papier verkaufte, mit dessen Besitz seinem Inhaber ein ungemessener Reichthum gesichert schien. Dieser große Mann hieß John Law und war von Geburt ein Schotte; seine kostbaren Papiere aber waren Actien auf seine Zettelbank und seine neugegründete „Indische Gesellschaft", die in Amerika, Indien, in Afrika und überall sonst noch Schätze über Schätze zu heben — versprochen hatte, welche sie dann mit den Actionären theilen wollte.

Wie gerne gaben die Pariser ihr schönes Geld hin, um solche Actien zu erhalten; denn diese Papiere, die auf 500 Francs lauteten, stiegen von Tag zu Tag mit rasender Schnelligkeit zu immer höherem Werth, auf 10,000, 15,000, 18- und 20,000 Liv-

Digitized by Google

res, und Jeder eilte deshalb, so früh als möglich noch zu geringerem Cours eine solche Zauberactie zu erhalten, die außerdem bisher noch zwölf Francs Gewinnzinsen auf hundert gebracht hatte. Kein Mensch wollte mehr Gold und Silber im Kasten haben; es wurde so sehr verachtet, daß man es nur gegen erklecklichen Verlust ausgeben konnte. Eine Actie von Law, eine Actie seiner Mississippi- oder seiner indischen Gesellschaft allein machte glücklich, machte die Armen reich und die Reichen zu Nabobs. Kein Wunder, daß selbst die vornehmen Personen alle Mittel ersannen, um solche Wunderscheine zu erlangen.

Die Weiber vor Allen boten ihre Künste auf, dem großen Gründer beizukommen, um durch ihn Actien zu erhalten; denn bei dem ungeheueren Zudrang in der Straße Quincampoix, wo sie verkauft wurden, war dies auf gewöhnlichem Wege für sie nicht möglich. Eine Dame hatte gehört, daß Law, dem sie seit zwei Monaten vergeblich zu begegnen suchte, bei einer Frau von Simione zu Mittag speisen würde. Obgleich sie dieselbe gar nicht kannte, lud sie sich doch für diese Gelegenheit mit edler Dreistigkeit ein. Ihre Wuth war natürlich um so größer, als Frau von Simione, die Herrn Baron von Law (denn Baron war er inzwischen auch geworden) allein haben wollte, für ihren Besuch dankte. Mitten beim Speisen ertönte plötzlich der Ruf: Feuer! Frau von Simione und ihr Gast sprangen erschrocken auf und liefen zum Hause hinaus. Aber am Thor schon packte ihn die verzweifelte Dame, welche diese List in Scene gesetzt hatte, und ließ ihn nicht eher los, als bis er ihr die Actien, die er bei sich trug, gegen ihr Gold umgetauscht.

Eine andere kam auf den Einfall, sich durch ihren Kutscher absichtlich vor dem Hause des großen Geldmannes mit ihrem Wagen umwerfen zu lassen. Als es geschehen, schrie sie fürchterlich um Hilfe, so daß Law selber hinzueilte. Das war es, was sie wollte, und es gelang ihr, von ihm durch den Verkauf mehrerer seiner kostbaren Actien über ihren Unfall getröstet zu werden.

Law, John Law, war der Held des Tages; von ihm sprach man in allen Kreisen, von ihm träumte man, ihn sah man als den Urheber alles Glücks an, denn er hatte blitzschnell alle die vielen Menschen reich gemacht, die zu seinen Actien rechtzeitig Vertrauen gehabt. Bediente wurden plötzlich große Herren, Köchinnen fuhren in glänzenden Carossen. Auch Law's Kutscher hatte bei den Actien seines Herrn gewonnen. Er nahm deshalb eines Tages seinen Abschied, indem er dankbar versprach, noch einen Stellvertreter für sich zu besorgen. Richtig brachte er auch zwei andere Kutscher, die er seinem Herrn vorstellte. „Was soll ich denn mit deren zwei?“ fragte Law verwundert. „O,“ entgegnete Jener, „das thut Nichts. Nehmen Sie, welchen Sie wollen, ich behalte den anderen.“ Law wählte sich nun einen von den Vorgestellten und sein früherer Kutscher ging mit dem anderen ab, um sich in eigener Equipage von demselben fahren zu lassen. Das erste Mal war er noch in der alten Gewohnheit und stieg auf den Bock. „Was machen Sie denn?“ fragte ihn spöttisch sein Kutscher. „Ah, ja!“ rief jetzt der Glückspilz. „Ich hatte ganz vergessen, daß ich in den Wagen gehöre.“

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

Dürkheim, 24. Sept. Die Pollichia, ein naturwissenschaftlicher Verein der Pfalz, feierte am 21. hier ihr 32. Jahresfest. Der stellvertretende Vorstand begrüßte die Theilnehmer und machte Mittheilungen über den Stand des Vereins: Die Sammlungen des Vereins haben, wenn auch keinen reichen, doch einen auf alle Theile sich erstreckenden Zuwachs erhalten. Die Aufgabe der Pollichia, in ihren Sammlungen ein vollständiges Bild der Pfälzer Flora und Fauna, sowie ihres „Steinreichthums“ zu schaffen, sei nahezu gelöst. Die Bibliothek biete reiche Schätze des Wissens dar. Mit 105 Vereinen in allen Erdtheilen steht die Pollichia in Correspondenz. Die Kasse ist gut bestellt. Das führt den Berichterstatter zum Danke gegen Alle, die durch ihres Geistes Arbeit wie ihres Säckels Gabe den Verein unterstützten. Den ersten Vortrag hielt Herr Hugel aus Neustadt über Hören und Sprechen, „diese wesentlichen Factoren geistigen Austausches, die wegen ihrer physikalischen und physiologischen Principien berechtigt sind, in den Bereich naturwissenschaftlicher Betrachtungen gezogen zu werden.“ Hr. Dr. Koch von Waldmohr hatte zum Gegenstande seines Vortrages „Paracelsus“ genommen. Er gab einen mit satyrischen Bemerkungen gewürzten Abriß der Geschichte der Heilkunst von Hippokrates zu Aristoteles, durch die Vorgänge der philosophischen Schulen zu Galenus und von diesem durch das abergläubische Mittelalter zu Paracelsus, schilderte dann zuerst denselben nach seiner Erkenntniß und seinen medicinischen Grundsätzen, dann nach seinen äußeren Lebensschicksalen. Nach diesem Vortrage wurde die Wahl des Vorstandes vorgenommen, die wieder auf die bisherigen Personen fiel.

Der verstorbene König von Schweden Carl XV., der Enkel Bernadotte's, der älteste Sohn des gebildeten Königs Oscar, war begabt und ritterlich, ein geborner König. Als Dichter und Landschaftsmaler hob er sich hoch über den Dilettantismus. Er hat zudem werthvolle militärische Abhandlungen geschrieben. Als constitutioneller Monarch achtete er den Willen der Volksvertreter und die Verantwortlichkeit seiner Minister, aber er wußte auch sein Recht zu behaupten. Er gewann das Volk durch sein gerades, leutseliges Wesen, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Nicht Alles war indessen an König Carl, wie es sein sollte; er huldigte Bacchus und Eros mehr als zuträglich und mit dem Anstande vereinbar war. Man schreibt der noch lebenden Königin Josephine eine charakteristische Aeußerung zu: „Es ist sonderbar mit meinen Söhnen; Carl thut Alles um unpopulär zu werden, Oscar Alles um populär zu werden; keiner hat Erfolg.“

### Charade.

(Zweisylbig.)

Das erste Wort, vom Element geboren
Ist selber tödlich, selber eine Macht;
Doch mehr noch geht durch's Element verloren
Das zweite Wort, das Fleiß und Kunst vollbracht.
Das Liebste, was der Mensch sich hat erkoren
Wird oft zum ersten Wort in einer Nacht.
Und schüttelt dann der Frost des Armen Glieder,
Gibt leicht das Ganze ihm die Wärme wieder.

**Auflösung der Charade in Nr. 112:**
Strumpfband.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 117. Speyer, Dienstag, den 1. October 1872.


## * Harte Herzen.

Original-Novelle.

(Fortsetzung.)

Der alte Soldat war dicht an den Wüthenden herangetreten. „Hüten Sie sich mein Herr," zischte er in französischer Sprache, von der er wußte, daß der reiche Bauer keine Silbe verstand; „ich kenne die Gerüchte, die über den plötzlichen Tod Ihres Vaters im Schwunge sind, welche Ursachen es waren, die Sie, den stolzen Aristokraten, in die Arme dieser Bauernfamilie trieben. Und mehr noch weiß ich von Ihren jetzigen Verhältnissen, als Sie für gut finden möchten, darum hüten Sie sich, auch wenn ich Ihnen jetzt das Feld räume."

Mit höhnischer Verbeugung empfahl er sich, nachdem er zuvor seinem Freunde einige Worte zugeflüstert hatte.

Mürrisch wandte sich der Bauer an seinen Schwiegersohn. „Sprich, was willst Du? Ich sage Dir, Geld bekömmst Du nicht einen Heller."

„Vater, ich muß tausend Thaler bis morgen haben," bat Arthur mit dringender Stimme. „Anna's Extravaganzen ruiniren mich. Das neue Reitpferd, das sie in ihrem Uebermuth erworben, das mit den fürstlichen Pferden concurriren kann, ist auch noch unbezahlt."

„Ei, ei," — meinte der Haselbauer: „wer war es, der dem Kinde die hochfahrenden Gedanken in den Kopf setzte? Wer war es, auf dessen Willen sie reiten, tanzen, französisch parliren und all' die Kunststücke lernen mußte? Und nun, da sie Gebrauch davon macht, jetzt möchte man am liebsten die Bauerndirne wieder daraus machen, die sie war, blos um Geld zu sparen, um desto mehr selber zu verthun. Nichts da, er bekommt keinen Heller, seh' er zu, wie er fertig wird."

„Elender Bauer!"

„Wer wagt es, meinen Vater zu beleidigen?" tönte eine weibliche Stimme vom Eingange her. „Ah, mein Herr Gemahl," fuhr die eintretende Dame vorschreitend fort, „der seinen Namen der Tochter dieses elenden Bauern verkaufte? Nun, mein Herr, weigert man Ihnen die Zinsen des Kaufgeldes?"

War das wirklich Anna Werndel, das ehemalige Bauernmädchen, das noch vor wenigen Jahren die Hühner im väterlichen Hofe gefüttert hatte? Konnte es jene Dame sein im hochreichenden Reitkleide von dunkelgrünem Sammet, das koquett aufgekrämpte Hütchen mit wallendem grauen Schleier geziert, das elegante Reitstöckchen in der mit den feinsten Glacehandschuhen bekleideten Hand?

„Vraiment, Baron, ich finde es sehr unverschämt, sich an meinen Vater zu wenden, um meine Einkäufe bezahlen zu lassen. Der Preis des Pferdes, mon cher, beträgt gerade eben so viel als Sie für das Collier verausgabten, daß sie anonym der schönen Jüdin Rebeka Aaron zusandten, und mit Protest retour erhielten."

Der Baron biß sich auf die Lippen. „Welche Eule krächzt Ihnen diese Verleumdungen zu?" fragte er kurz.

„Meine Eule krächzte noch mehr," rief die Baronin.

„Sie raunte mir zu, daß ein gewisser Herr sich von einem gewissen Aaron wenige Stunden vorher das Geld auf einen Wechsel verschaffte, das hinreichend war, den Werth des Colliers — denn der Juwelier hat ihm längst den Credit gekündigt — zu decken."

„Wohl, Madame, wenn Sie es denn wissen, ja, es verhält sich so. Warum soll ich nicht meine menus plaisirs haben, so gut wie meine Frau Gemahlin, deren Name rasch zum Stadtgespräch geworden ist?"

Die Baronin ward für einen Augenblick bleich unter der aufgelegten zarten, künstlerischen Röthe der Wangen, und ein Zug des Seelenschmerzes zuckte über ihr Antlitz.

„Und wenn dem so ist," sagte sie nach einer Weile mit bitterem Tone: „wer anders trägt die Schuld daran als Ihr? Wer war es, der das Gift der Verführung in das Herz des einfachen Landmädchens goß, wer war mein Meister in allen jenen Künsten und Lastern? Und jetzt, da das Werk den Meister übertragt, da möchte er am liebsten wieder zertrümmern, was er geschaffen. O Thor, der Marmor, der hier statt des warmen, glühenden Herzens in meiner Brust sitzt, ist unverletzlich."

„Haben Sie diese hochtrabenden Redensarten aus einem neuen Roman auswendig gelernt, Madame?" fragte der Baron spöttisch. „Bringen Sie

Digitized by Google

dieselben in den Cirkeln an, in denen Sie sich bewegen; ich habe hier anderes zu thun, als mit Ihnen zu streiten. Zum letzten Male, Herr Werndel, wollen Sie mir die tausend Thaler geben, oder nicht?"

Der Alte schlug auf den Tisch, daß es dröhnte und Flaschen und Gläser klirrten. „Zum Teufel nein, ich habe nichts, um Ihre Schulden zu bezahlen; brauche selber zu viel, habe erst vor wenigen Tagen zwei Wechsel unterzeichnet, die mir mein alter Freund, Major Haldern, verschaffte, und wenn ich nicht in der nächsten Woche verteufeltes Glück im Spiel habe, weiß ich noch nicht, wovon ich die Summe bezahlen soll."

Der Baron wandte sich an seine Gattin. „Madame, ich gestehe Ihnen, meine Lage ist drückend, der Aufwand unseres Hauses ist unerschwinglich und meine Ehre ist dahin, vernichtet, so bald ich diese tausend Thaler nicht erhalte. Anna, Sie besitzen Brillanten —"

„Verkauft, cher Baron, alles verkauft. Der Schmuck, den ich trage, ist unecht, seit ich bemerkt, daß meine Schmuck-Cassette vor einiger Zeit räuberischen Händen ausgesetzt war."

Der Edelmann ward roth wie ein bei einem Vergehen ertappter Schuljunge.

„So verweigert man mir also das Geld?" fragte er heftig.

Die Baronin wandte sich ab. „Werden Sie heute die neue Oper besuchen, Baron?"

„Weib, nicht diesen Hohn; armselige Creatur, die ich aus dem Staube gezogen, reize mich nicht!"

Er war auf Anna zugesprungen, sein Antlitz war verzerrt und seine Augen funkelten.

Verächtlich blickte ihn die Baronin an. „Eben solche Scene führest Du auf, als Du unberufen Dich in mein tête à tête mit dem Rittmeister Falkenberg drängtest. Aber Deine erhobene Hand sank, Deine Zunge hatte keine Beleidigung, denn das Gewissen macht Dich feige, ein Vatermörder hat keine Courage."

Die Faust des Edelmannes ballte sich, Schaum trat auf seine Lippen. Dann wandte er sich plötzlich um und stürzte mit einer Verwünschung aus dem Zimmer.

Während der ehelichen Scene hatte der alte Werndel wieder seinen Platz am Tische eingenommen und Glas um Glas geleert; es schien, als sei er dergleichen Auftritte gewöhnt.

Der spöttische Ausdruck im Antlitz der Dame wich einem mildem, da sie die Blicke auf ihren Vater richtete. Leise trat sie an ihn heran und sich zu seinen Füßen niederlassend, lehnte sie ihr Haupt an seine Knie.

„O, mein Vater," sagte sie mit leiser, wehmuthsvoller Stimme: „wie anders war es doch draußen im Dorf, mit Frieden im Herzen und Gold in dem Kasten."

Der Hofelbauer sah Anna mit den gläsernen Augen des beginnenden Rausches an. „Was redest Du da? Besser draußen im lumpigen Dorf, unter Enten und Hühnern, als hier? Was wissen die dummen Bauern vom Leben? Freue Dich, Anna, bist große Dame geworden, gehst in Sammt und Seide und fährst in vergoldeter Kutsche, statt das Weib eines Hungerleiders, eines Diebsohnes zu sein und mit ihm zu betteln von Haus zu Haus."

Er lachte roh und stand auf, um sich in's Nebenzimmer zu begeben, wo der Diener seiner wartete, ihn anzukleiden. Auch Anna erhob sich, ihr thränenloses Auge richtete sich in stummer Anklage zum Himmel.

„Allein, inmitten des Strudels, allein, inmitten des Glanzes, o Walter, Walter, wie büße ich, was ich Dir angethan."

„Gnädige Frau, Herr Isidor Veitel von der Firma Aaron u. Co. läßt Sie um einen Augenblick Unterredung in dringender Angelegenheit ersuchen."

Die Baronin fuhr sich über die Stirn, als wolle sie ihre in weiter Ferne schweifenden Gedanken sammeln, im Nu war sie wieder die gebietende Dame.

Sie warf einen scharfen Blick auf den eben eingetretenen Diener, der mit keiner Miene verrieth, daß er noch rechtzeitig genug gekommen, um hinter der Thür dem letzten Auftritt des Familiendramas seiner Herrschaft beiwohnen zu können.

„Führe den Herrn in den blauen Salon, Jean," befahl sie, „ich werde sogleich erscheinen."

„Isidor, es kann kein anderer sein, als der Ikig unseres Dorfes, der mir zuweilen in seiner Gesellschaft begegnete, wenn ich auf stolzem Roß in glänzender Cavalcade durch die Straßen sprengte, oder in meinen Wagen zurückgelehnt, über die Promenaden fuhr, was kann er wollen, Botschaft von ihm? Still, thörichtes Herz, auf ewig ist deine Hoffnung verloren."

Sie rauschte aus dem Gemach über die teppichbelegten Stiegen, — jeder Zoll die vornehme Dame. Und dennoch, o Fluch der Herkunft, dennoch zog Jean spöttisch die Achseln, nachdem er die Flügelthüren des blauen Salons geöffnet hatte, wohin er der Herrin Gebot gemäß den Juden geführt.

Herr Isidor Veitel war nicht mehr der schüchterne Judenjunge, dem ein anständig möblirtes Zimmer ein Palast dünkte und der einst das Schloß des Baron von Markenbach gleich einem Feenschloß betrachtet hatte; es herrschte Luxus und Eleganz genug im Hause seiner Familie, die Wohnung des jüdischen Millionärs stand der freiherrlich Markenbach'schen durchaus nicht nach. So hatte er denn ungenirt auf einem der prachtvollen sammet-gepolsterten Fauteuils Platz genommen, während seine Augen ungeduldig den Raum durchschweiften und seine langen Beine auf den parquettirten Boden einen Sturmmarsch der Erwartung schlugen.

Die blaue Damasttortiere rauschte zurück. —

„Sie wünschen die Baronin von Markenbach zu sprechen, mein Herr?"

Kein Zug des Antlitzes, kein Ton verrieth, daß der Edelfrau der sich ehrfurchtsvoll erhebende junge Mann kein ganz fremder sei.

Um so mehr wirkte die Erscheinung Anna's auf den ehemaligen Dorfgenossen. So nahe war er ihr nie gekommen und die Tournüre der ehemaligen Bauerntochter, die Sicherheit, mit der sie ihm gegen-

Digitized by Google

über trat und ihm seine Stellung anwies, während sie sich die ihre reservirte, imponirte ihm.

„Gnädige Frau, verzeihen Sie," brachte er zögernd hervor, „aber es betrifft eine wichtige Angelegenheit. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt, daß Ihr Herr Vater sowohl als Herr von Markenbach, Ihr Gemahl, geschäftliche Verbindungen mit dem Hause Aaron —"

Die Baronin unterbrach ihn durch einen gebieterischen Wink der Hand.

„Ich habe weder mit geschäftlichen noch Privatangelegenheiten des Herrn Werndel, noch des Herrn v. Markenbach zu thun," bemerkte sie.

Der Jude hatte sich gesammelt.

„Verzeihen Sie, das ist es nicht, was ich sagen wollte; daß beide Herren ruinirt und ihre Passion größer als ihr Vermögen wird Ihnen, gnädige Frau Baronin, wohl nicht unbekannt sein."

Der Hieb traf fehl, denn kein Zug des stolzen bleichen Antlitzes der Baronin veränderte sich, nur ein zorniges Aufblitzen der Augen traf den Redenden.

(Fortsetzung folgt.)

## Law, der Vater der „Gründer".

(Fortsetzung.)

John Law, dieser populärste Mann von Paris und Frankreich, war damals etwa fünfzig Jahre alt, eine große stattliche Erscheinung mit einem einnehmenden, intelligenten und sanften Gesicht. Sein ganzes Leben war bisher ein Glücksspiel im wahren Sinne des Wortes gewesen. In Edinburg in Schottland als der Sohn eines Goldschmieds im Jahre 1671 geboren, kam er mit zwanzig Jahren nach London, wo er als Spieler viel Geld gewann. Ein Duell zwang ihn nach dem Festlande zu fliehen. In Paris hielt er darauf eine Pharaobank mit außerordentlichem Glück; ebenso betrieb er das Spiel dann in Genf, Genua und Venedig. Nachdem er sich auf diese Art etwa 2 Millionen Francs Vermögen geschafft, hatte er große Pläne zu Finanzoperationen mit Banken. Im Großen kannte man damals derzgleichen noch nicht und ebensowenig gab es schon eine Börse. Auch traute weder der Herzog von Savoyen noch Ludwig XIV. den schönen Berechnungen, die ihnen Law machte, um die Staatsfinanzen mittelst Papiergeldes zu heben. Endlich jedoch, im Jahre 1716, gewann er für seine Pläne die Gunst des Herzogs von Orleans, der während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. Regent von Frankreich war. Dieser selbst brauchte für seine Lüderlichkeiten viel Geld, und Frankreichs Finanzen befanden sich schon seit Jahren in den allertraurigsten Verhältnissen. So sollte denn der Glücksspieler John Law mit seiner Bank aller Noth abhelfen, wie er versprochen hatte.

Law's Plan bestand darin, mittelst Banknoten das Metallgeld an sich zu ziehen und dadurch den Credit der Papiere zu erhalten. Indem er nun annahm, daß er für das vorhandene Baarcapital in der Bank zehnmal soviel Credit haben müsse, rechnete er darauf, auch zehnmal so viel Banknoten in vollem Werthe ausgeben zu können, damit die Staatsschulden zu bezahlen, Hof wie Volk in Ueberfluß zu versetzen und überhaupt das Nationalvermögen auf diese Weise mit einem Schlage zu verzehnfachen.

Und in der That, es glückte über Erwarten Aller. Man riß sich um die Law'schen Bankpapiere und im Nu stiegen sie hoch über den Werth. Mit etwas mehr als drei Millionen hatte er dies Institut gegründet, und nach Jahresfrist liefen schon Milliarden in Banktactien um. Daraufhin machte der Regent die Law'sche Privatbank zu einem Staatsinstitut; Law selber gründete dann noch die Handelscompagnie, welche die Ausbeutung und Colonisirung angekaufter Mississippiländer bezweckte und die er nach Vereinigung mit anderen ähnlichen Speculationen die „Indische Compagnie" nannte. Er erhielt ferner die Generalpacht der Steuern, das Tabaksmonopol, das Münzregal und die Verwaltung der Generalstaatseinnahme. Kurz und gut, er wurde der große Banquier Frankreichs, zuletzt noch Staatsrath und Finanzminister. Ganz Frankreich schwamm in Glück und Reichthum, wenn auch Alles nur Papier war. Law konnte so viel Actien drucken lassen, als er wollte — die durch den Handel damit in Paris entstandene Börse verhandelte sie zu schwindelhaften Preisen; wie gesagt, zuletzt zu 20,000 Francs für 500, welche die Actie an Nennwerth hatte. Mehr als 3½ Milliarden Banktactien waren in Circulation und an Actien der indischen Compagnie nicht viel weniger.

So gab es denn wirklich Geld wie Heu. Der Regent spielte mit dem Gewinn, den er selber bei diesen Speculationen machte, den Wohlthäter des Landes. Er opferte eine Million dem großen Krankenhaus in Paris, eine andere Million dem Lazareth, eine dritte dem Findelhause; anderthalb Millionen gab er zur Befreiung von Schuldgefangenen, und mit vollen Händen schenkte er solche papierne Vermögen seinen Günstlingen und den Maitressen, mit denen er seine wüsten Nächte in dem Palais Royal feierte.

Sein Vetter, der Herzog von Bourbon, der ungeheuere Summen bei diesem Börsenspiel gewann, baute sich dafür das Schloß Chantilly und kaufte sich Güter. Er liebte die wilden Thiere und legte sich mit vielen Kosten den größten der damaligen zoologischen Gärten an. Die theuersten Pferde standen in seinem Marstall, und für ein ländliches Fest, welches er dem Regenten und dessen Tochter, der Herzogin von Berry, gab und welches fünf Tage und fünf Nächte dauerte, verbrauchte er beinahe zwei Millionen.

Law selbst, der neue Crösus, legte sein großes Vermögen in Gütern an, kaufte die Grafschaft von Tancarville in der Normandie für nahe an zwei Millionen, das Hotel von Soissons vom Prinzen von Carignan für anderthalb Millionen, die Herrschaft

Digitized by Google

Lillebonne für eine halbe Million, das Marquisat von Rosny vom Herzog von Savoyen für 1,700,000 Francs. Dabei lebte er im Uebrigen so einfach wie früher.

Wie die Actien nun zu so ungeheurer Höhe des Werths gekommen waren, begann aber doch der gesunde Menschenverstand sich zu fragen, worin denn die Bürgschaft für alle diese Millionen auf bloßem Papiere bestände. Man fing an nüchtern zu werden und den Kopf zu schütteln, und die Actien fielen im Preise; das Metallgeld schien doch den Leuten sicherer und wurde wieder theurer. Da wollte Law versuchen, mit Gewalt seine Actien im Werth zu erhalten und setzte es durch, daß über eine Summe von 600 Francs jede Zahlung in seinen Papieren geschehen mußte. So hoffte er das Metallgeld an seine Bank zu ziehen und ihr den Credit zu erhalten. Gerade das Gegentheil fand aber statt. Nach ein paar Monaten mußte schon verboten werden, über 10 Francs in Gold zu bezahlen, und schließlich erging von Staatswegen sogar der Befehl, daß bei schwerer Strafe Niemand mehr als 500 Francs in baarem Gelde aufbewahren dürfe. Alles Uebrige mußte in Actien und Law'schen Bankpapieren angelegt werden. So wurden alle Vermögen plötzlich bloße Maculatur; denn die Actien sanken immer mehr und das Metall stieg so hoch, daß man jetzt für einen Louisd'or 72 Francs, statt deren 20 erhielt.

(Schluß folgt.)

## Miscellen.

(Das haben die Berliner von den Milliarden.) Der Größenwahnsinn, welcher namentlich in solchen Berliner Kreisen grassirt, die mit Gründungen sich befassen, fordert, nach der „Ger.-Ztg.", fast beinahe jede Woche neue Opfer. In den letzten Tagen sind wiederum zwei angesehene und beliebte Berliner Kaufleute, welche von der fixen Idee befangen warmen, über Millionen zu disponiren, den respective Heilanstalten übergeben worden.

(Historisch!) Was einem so vielfachen Millionär wie Herrn von Rothschild nicht alles passiren kann! Seinen Hut in der Hand, um eine erfrischende Brise über seine Stirne ziehen zu lassen, geleitet von einem Hund, passirte Baron Rothschild die Brücke Saint Jean Abbeuillois, als ihm ein Engländer, der ihn für einen Blinden hält, zwei Sous in den Hut wirft. Man wird sich, wie ein französisches Blatt schreibt, noch drei Monate mit dieser kleinen Geschichte in Abbeuillois beschäftigen. Wer weiß, ob sie nicht gar zur Legende wird.

(Der bedeutenste Eisenguß), der wohl jemals gemacht wurde, ging am 20. d. M. in dem kgl. Arsenal zu Woolwich in England vor sich. Nicht weniger als 103 Tonnen Metalls wurden aus drei riesigen Behältern in eine sorgfältig in Erde gegrabene Gußform geschüttet, wo die Metallmasse einen Monat Abkühlung brauchen wird. Diese Masse soll den Ambosstock für den ungeheuren Dampfhammer in den Kanonenfabriken in Woolwich zur Herstellung schweren Geschützes bilden. Der ganze Amboß wird ein Gewicht von 150 Tonnen haben, der Hammer wird 94 Tonnen schwer und demnach der größte in Großbritanien sein.

Die größtentheils von Juden bewohnte Stadt Bialacerkiew, im Gouvernement Kiew, ist Anfangs dieses Monats durch eine Feuersbrunst fast ganz in Asche gelegt worden. Das zerstörende Element hatte eine solche Macht gewonnen, daß ihm erst nach 4 Tagen Einhalt gethan werden konnte. Gegen 900 Familien haben Obdach und Habe eingebüßt und campiren auf öffentlichen Plätzen unter Zelten.

In Salford (England) ist ein Mann an Wasserscheu gestorben, die durch einen drei Monate vorher erfolgten Biß einer Katze verursacht wurde. Zur Zeit, als er gebissen wurde, beschränkte er keine weiteren Folgen, sondern wendete einfach Salz und Essig an und ließ darauf die Wunde ihren. Beinahe drei Monate verflossen, und erst drei Tage vor seinem Tode zeigte sich jene fürchterliche Krankheit, der er trotz des zeitig herbeigerufenen ärztlichen Beistandes erlag.

Um auch bei feuchtem und ungünstigem Wetter, wenn das Oeffnen der Fenster in den Eisenbahnwaggons unterlassen werden muß, einen Wechsel der Luft zu ermöglichen, ist in England eine Vorrichtung erfunden worden, die ohne große Unkosten und ohne weitere Schwierigkeit an Eisenbahnwagen, Omnibussen, Schiffen angebracht werden kann. Es ist dieß ein Ventil, das an der Seite, wo die Lampe in der Waggons sich befindet, seine Stelle hat und durch die Bewegung des Zuges in Drehung versetzt wird. Die schlechte Luft wird, da ein geschickt angebrachter Apparat eine Luftströmung nach oben erzeugt, aus dem geschlossenen Raume entfernt. Das Publicum merkt von dem ganzen Vorgange Nichts, da die Drehung geräuschlos vor sich geht und Alles so eingerichtet ist, daß weder Wind noch Regen irgendwie Eingang finden. Zum erstenmale wurde dieser Apparat während der Reise der Königin nach Schottland auf der London- und Nordwest-Eisenbahn benutzt.

(Ein Hotel in Ketten.) Auf der Spitze des Washington-Berges in den Vereinigten Staaten wurde kürzlich ein Hotel von Holz und Eisen erbaut, das mit ungeheuren Ketten an der Felsenhöhe befestigt ist, damit es kein Sturm davon führen kann. Mount Washington ist ein Lieblings-Ausflug der Amerikaner, aber es herrschen oben besonders im Frühlinge und Herbste geradezu furchtbare Stürme.

(Eine Hochzeit im Luftballon.) Amerikanische Blätter melden von einer Hochzeit, die kürzlich in Connecticut in der Luft, und zwar in dem Korbe eines Luftballons gefeiert wurde. Sowohl die Vermählung als das folgende Mahl fanden in der Höhe von mehreren tausend Fuß statt. Getanzt wurde nicht, aber dafür mußten alle Gäste die Hochzeitsreise mitmachen. Der Ballon ging etwa 50 Meilen westlich von dem Orte seines Aufsteigens wohlbehalten nieder.

(Der Einbruch in die Keller der Bank von Baltimore) ist einer der kühnsten Gaunerstreiche, die in jüngster Zeit sich ereignet haben. Am 15. August d. J. begann die Kornhändler-Stabler u. Co. die Localitäten, welche an die 3. Nationalbank in Baltimore angrenzen. Nachdem sie sich eingerichtet hatten, fingen sie an, gegen die Mauer, welche ihr Bureau von der Bank trennte, zu operiren, bis sie endlich an die drei Zoll dicke Eisenplatte der Kasse stießen, in der die Bank ihre Depositen verwahrte. Auch diese wurde durchbohrt, und nun setzten sich die Gauner in Besitz von 35,000 Doll. in Bankbillets, 15,000 Doll. in Staatsschuldscheinen, 100,000 Doll. in Privat-Depositen. In der Nacht des 19. August war ihre Arbeit gelungen und am nächsten Tage waren die Herren Stabler u. Co. entflohen. Man fand in ihren Bureaux nicht nur die Reste eines guten Mahles, sondern auch eine mustervolle Einrichtung von Einbruchs-Instrumenten, deren Neuheit und Originalität staunenerregend ist. Solche Instrumente hatten die Detectives von Baltimore noch nie kennen gelernt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 118. Speyer, Donnerstag, den 3. October 1872.


## * Harte Herzen.

Original-Novelle.

(Fortsetzung.)

„Ich komme zu Ihnen des Walter Hellbergs halber," beeilte sich Isidor fortzufahren, um den üblen Eindruck seiner Worte zu verwischen; „ich weiß, die Frau Baronin haben ihn einst gekannt und nehmen vielleicht Theil an ihm."

Anna zuckte zusammen. „Walter sendet Sie?" fragte sie athemlos.

Isidor schüttelte den Kopf. „Ich komme aus freien Stücken," erwiderte er schüchtern.

„So verzeihen Sie, mein Herr," — die Dame machte Miene sich zu entfernen.

„Um Gotteswillen, der Walter Hellberg nennt in sein Unglück; er soll heirathen meine Cousine Rebecka Aaron, eine Millionärin."

War es ein unterdrückter Schrei, der sich an den Sammettapeten des Salons brach, — einen Moment später wandte sie ihr Antlitz auf's Neue dem Besucher zu, es war kalt und strenge wie immer.

„Ich kannte einst einen Walter Hellberg," sagte sie ruhig, „wie ich einen Itzig kannte, der sich jetzt Isidor nennt, aber das ist lange, lange her. Er hat das bessere Theil erwählt, mög' er glücklich werden und seine Braut seiner Liebe würdig sein."

„Aber das ist's ja eben, er wird unglücklich gemacht; er liebt die Rebecka nicht, denn er liebt Sie allein, trotz allem, was vorgefallen, und Sie müssen seine Ehe verhindern, wenn Sie nicht sein Verderben wollen."

„Er liebt mich!" — Das war der Ton des schlichten Landmädchens, ehe der Dämon der Versuchung ihr Ohr berauschte; „nein, nein, er hat mir geflucht und Haß, ewigen Haß geschworen, wie uns Allen."

„Soll ich Ihnen sagen, daß es eben die glühendste Liebe ist, die sich versteckt hinter glühendem Haß. Hören Sie mich an, Frau Baronin, in Ihrer Hand liegt das Geschick und die Zukunft der Ihren und vielleicht Ihre eigene Zukunft, Ihr eigenes Glück."

„Ich will Euch hören," — die Baronin sank in einen der Fauteuils und deutete auf einen entfernt stehenden Sessel. „Doch vor allem sagt mir, welches Interesse führt Euch her in dieser Stunde, nachdem Jahre verstrichen und wir fremd geworden einer dem andern?"

„Lassen Sie mich fein aufrichtig, Frau Baronin, es ist mein eigenes Interesse. Walter Hellberg hat gethan mir Gutes, ich habe ihm dafür gedankt, indem ich ihn bei Aaron u. Co. unterbrachte, wo er ist geworden geachtet in kurzer Zeit und hat sich erworben manchen Groschen. Aber wenn er meine Cousine Rebecka heirathet, greift er in mein Recht, denn mir kommt es zu, ihr Mann zu werden, mir kommt das Geschäft zu, da der Hektor todt und mein Onkel alt ist; wenn Sie mir beistehen, den Hellberg von seiner Ehe abzubringen, so will ich retten Sie und Ihre Familie vom Untergange, denn fast Ihr ganzes Eigenthum ist dem Hause Aaron u. Co. verpfändet und wird Walter Hellberg der Chef desselben, ist er Ihr Herr und kann Sie und die Ihren stoßen in's Elend."

Die Baronin erhob sich. „Ich danke Ihnen, mein Herr," sagte sie; „aber die Hand des Menschen greife nicht in das Schicksalsrad und hindere seinen Lauf. Lassen Sie es kommen, wie es will, ich kann und werde nichts thun, diese Verbindung zu hindern. Ich habe selber mein Loos gewählt, habe ein vergoldetes Elend einem Dasein der Liebe und des Friedens vorgezogen, jetzt will ich die Rolle durchführen, wie's einer guten Schauspielerin . . ."

Sie hielt inne, schon hatte sie mehr die Maske von ihrem Inneren gezogen, als sie enthüllen durfte.

„Verzeihen Sie, mein Herr, ich habe Visiten abzustatten."

Der Jude verneigte sich und ging, bitteren Groll im Herzen verließ er den eleganten Salon.

---

„Wollen Sie zu mir, Veitel? — Wenn Wechsel fällig sind, müssen Sie prolongiren, zu zwanzig, fünfzig Procent meinetwegen, ich habe jetzt kein Geld, im Gegentheil, ich wollte eben auf's Comptoir Ihres Hauses, über eine neue Anleihe zu verhandeln."

„Das würde unnütz sein, Herr Baron von Markenbach. Der alte Aaron hat heute seinen Sohn verloren und ist nicht zu sprechen; auch", fügte er leise hinzu, „hat er geschworen, dem gnädigen Herrn

Digitized by Google

kein neues Anleihen zu bewilligen, denn seine Forderung beläuft sich auf ....“

„Ich weiß, ich weiß, lieber Beitel,“ unterbrach ihn der Baron hastig, — „es wird Alles bezahlt, Alles, aber Ihr müßt mir tausend Thaler umgehend besorgen, ich bin zu jedem Opfer erbötig.“

Blendend, wie ein greller Blitzstrahl, schoß ein plötzlicher Gedanke durch Itzig Beitels Haupt und machte ihn für einen Augenblick wortlos.

Der Baron sah seine Unentschlossenheit. „Ich habe Eile,“ drängte er in fieberhafter Aufregung, „stellt Euch Wechsel aus für soviel Ihr wollt, Itzig, soviel Ihr wollt.“

Der Jude war entschlossen. „Wenn der Herr Baron mir will bewilligen einen Augenblick, kann es sein, daß ich Ihm kann verschaffen die Summe zu mäßigem Preis.“

Der Schwiegersohn des Haselbauern athmete auf. „So kommt,“ sagte er, vorauschreitend und dem ehemals mit Verachtung Behandelten selbst die Thür seines Zimmers öffnend.

„Setzt Euch und nehmt eine Cigarre.“

Der Jude nahm dreist eine der ihm dargebotenen Cigaretten. Von der Befangenheit, die er dem stolzen, gemessenen Wesen des baronisirenden Bauernmädchens gegenüber empfunden hatte, war keine Spur, da er dem wirklichen Edelmann zur Seite saß. Er blickte im Zimmer umher. Wie wüst, wie unordentlich sah es darin aus. Ein Kasten mit zwei kostbaren Pistolen fesselte seine Aufmerksamkeit.

Der Baron bemerkte es: „Es ist für den Nothfall, wenn der Bau zusammenbricht,“ sagte er, gezwungen lachend; — „aber seid ohne Sorge, mein Schwiegervater ist Millionär, wie Ihr wißt.“

Itzig zuckte spöttisch mit den Achseln. „Eben weil ich's weiß, will ich vorschießen dem Herrn Baron die Summe gegen die Unterschrift des Herrn Werndel, nicht anders, gegen die gesetzmäßigen Zinsen von Fünf von Hundert.“

Der Edelmann ward bleich, nur zu gut wußte er, was er von seinem Schwiegervater zu erwarten hatte. „Seid vernünftig, lieber Freund,“ bat er, „ich möchte nicht gern den alten Herrn damit belästigen, nehmt meine Unterschrift und verdoppelt die Zinsen.“

Der Jude erhob sich. „Ich muß haben Sicherheit, Herr Baron, habe selber nicht viel und muß sein vorsichtig; will Herr Werndel seinen Namen schreiben — gut, er kann sicher sein, daß ich bin verschwiegen, wie das Grab.“

Die Augen des Edelmannes glühten unheimlich. „Ich muß das Geld haben, nothwendig, sie beschimpfen mich, wenn ich im Café français meine Spielschuld nicht zahle,“ murmelte er. „Sei es,“ fuhr er laut fort, „ich will zu meinem Schwiegervater gehen, stellen Sie den Wechsel aus.“

Geschäftig beschrieb der Jude eines jener verhängnißvollen Formulare, die er als vorsichtiger Geschäftsmann bei sich trug.

Mit hastiger Bewegung nahm der Baron es zu sich, sein Gesicht ward erdfahl und seine Hand zitterte. „Warten Sie, es soll gleich geschehen sein.“ Die Thür flog hinter ihm zu.

Spöttisch lachte Isidor. Ihm war's, als sähe er den stolzen Edelmann kämpfen den furchtbaren Kampf der Versuchung, — als sähe er ihn in Papieren wühlen und eins oder zwei Blätter herausreißen, die von den groben Zügen des alten Werndel beschrieben waren, und dann die Feder ergreifen und auf ein zweites Blatt zweimal, dreimal, sechsmal einen Namen unter den Wechsel stellen. — — „Walter Hellberg, ich bringe Dir die Rache, gieb mir die Braut.“

Die Thür öffnete sich, Arthur von Markenbach erschien im Zimmer. Die Todtenblässe seines Antlitzes war einer flammenden Röthe gewichen.

Den Wechsel hielt er in der hoch erhobenen Hand. „Der Alte ist gefügiger als ich dachte; hier, Itzig, nehmen Sie geschwind und zahlen Sie.“

Ohne dem Auge des Juden zu begegnen, reichte er ihm das Papier, das Itzig schweigend und aufmerksam durchlas. „Vollständig richtig,“ sagte er dann, das Document in seine Portefeuille legend und mehrere Kassenscheine ausbreitend. „Hier ist der Betrag. Und wollen der Herr Baron ihn haben in einem viertel Jahr prolongirt, wird Itzig Beitel nicht sein unbillig.“

Markenbach athmete erleichtert auf, gierig streckte er seine Hand nach dem Gelde aus.

„Doch noch eines,“ sagte er dann, „aus dem ganzen Geschäft kann nichts werden, Herr Beitel, wenn Sie die Bedingung nicht erfüllen, unter der mein Schwiegervater seine Unterschrift hergegeben.“

„Und diese Bedingung, gnädigster Herr?“

„Heißt Schweigen, gegen Jedermann, selbst gegen ihn; er will durch nichts daran erinnert werden und wünscht, daß Ihr den Wechsel, der seinen Namen trägt, keiner fremden Hand übergebt.“

Der Jude verbeugte sich. „Ohne Sorge, Herr Baron. Halte mich empfohlen, Herr Baron —“

Er glitt aus dem Zimmer, hinter ihm sank der Edelmann in einen Sessel und trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

Isidor Beitel mußte das Haus schon öfters betreten haben, denn ohne zu zögern schritt er dem Flügel zu, den der Vater der Baronin bewohnte.

„Ist Herr Werndel zu sprechen?“ fragte er den Diener, der ihm die Thür öffnete.

„Er hat schon nach Ihnen gefragt, Herr Beitel, warten Sie gefälligst einen Augenblick im Nebenzimmer, er ist unter den Händen des Kammerdieners, der aus einem Bauern-Elephanten einen Stutzer machen soll.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Law, der Vater der „Gründer".

(Schluß.)

Auch verheimlichten eine Menge Menschen ihr baares Vermögen und dachten nicht daran, wonach sie vor einem Jahre so leidenschaftlich gestrebt, sich Law'sche Papiere dafür anzuschaffen. Der Präsident Lambert von Vernon ging selbst zum Regenten und sagte zu ihm: „Gnädiger Herr, ich komme, um ihnen einen Mann anzuzeigen der 500,000 Francs in Gold aufbewahrt."

„Wie, Herr Präsident," rief der Herzog mit Abscheu, „was treiben Sie denn da für ein Handwerk? Ein Denunciant?"

„Monseigneur, ich gehorche nur dem Gesetz, welches Ew. Hoheit erließen."

„Dem Gesetz . . . dem Gesetz . ." stammelte der Regent verlegen. „Daß es Eure Hoheit nur erfahre," fuhr der Präsident fort; „dieser Mann, den ich Ihnen denuncire, bin ich. Und zugleich erkläre ich, Monseigneur, daß mir mein Gold lieber ist, als alle Banfscheine der Welt."

Der Präsident behielt wirklich seine 500,000 Fr. in Gold und konnte gut lachen, als endlich der gefürchtete Moment eintrat, da es mit der ganzen Law'schen Papierherrlichkeit zu Ende ging. Der Credit ließ sich eben nicht zwingen.

Noch ein verzweifeltes Mittel versuchte man. Am 21. Mai 1720 erschien ein Decret, welches den Werth der Actien und Banfscheine herabsetzte; damit trat aber ebenfalls wieder die entgegengesetzte Wirkung ein. Nun hielt alle Welt Law's Banken schon für verloren und die Actien fielen so schnell, wie sie einst gestiegen waren. Es half nun auch nichts mehr, daß das Decret zurückgenommen wurde: die Scheine waren und blieben entwerthet und die Handelswelt, die sie doch zwangsweise nehmen mußte, gerieth in Aufruhr. Ganz Frankreich fühlte den furchtbaren Schlag, mit dem ein eingebildeter Nationalreichthum plötzlich in Nichts zerfloß; alle Familien, eben noch wohlhabend mit ihren Papieren, sahen sich plötzlich verarmt; denn was kurz zuvor noch 20,000 Francs werth gewesen, galt jetzt nicht hundert, zuletzt nicht mehr 20 Francs und schließlich bezahlte die Bank gar nichts und erklärte sich für bankerott. Es gab aber fast noch einmal so viel Banfzettel in Frankreich als Metallgeld.

Nach dem ersten Schrecken brach das Volk in Paris in Wuth aus. Drohende Flugblätter wurden verbreitet, überall sah man Gruppen verzweifelter Menschen, die sich ihre Banfpapiere zeigten und doch nicht so viel besaßen, um den Hunger ihrer Familien zu stillen. Man mußte an diese armen Betrogenen aus Staatsmitteln Geld vertheilen, um sie von Tag zu Tag ernähren zu können, und bei dem Gedränge, welches diese Almosenvertheilung bewirkte, kamen drei Menschen um's Leben. Die Erbitterung des Volkes erhielt dadurch neuen Anreiz. Es trug die drei Leichen in den Hof des Palais Royal, wo der Regent wohnte, und es fehlte nicht viel, so brach offener Aufstand in Paris aus.

Dem Urheber all' dieses massenhaften Elends schwur man Tod und Verderben. Man erstürmte sein Hotel und suchte Law in den Zimmern. Aber rechtzeitig gelang es ihm noch, sich durch eine Hofpforte nach dem Palais Royal zu retten und den Schutz des Regenten anzuflehen. Statt seiner mußte die wüthende Menge sich damit begnügen, seine Kutsche in Stücke zu schlagen.

Law wagte nicht länger, sich gegen diesen Aufruhr eines unglücklichen Volkes zu behaupten, obwohl der Regent noch immer wohlwollend gegen ihn gesinnt war. Er legte alle seine Aemter nieder; er wußte kein Mittel der Rettung mehr seinem sonst so erfinderischen Geiste abzuzwingen, sondern schien durch das Entsetzen über den Ausgang seines Werkes geistig zusammengebrochen zu sein. Er wollte fliehen, aber der Regent ließ ihn durch Wachen zurückhalten, die zugleich Befehl hatten, ihn zu beschützen. In solcher Art Gefangener des Regenten im Palais Royal, verlebte er ein halbes Jahr daselbst.

Am 10. December endlich wagte man es, ihn heimlich nach einem seiner Güter in der Nähe von Paris sich flüchten zu lassen. Der Regent besuchte ihn sogar daselbst; aber er benutzte für die Fahrt wohlweislich eine fremde Kutsche und ließ seine Lakaien verkleiden, um unterwegs nicht erkannt zu werden. Kurze Zeit nachher machte sich Law auf den Weg nach Brüssel. In Valenciennes erkannte ihn der Gouverneur und ließ ihn verhaften, bis ein besonderer Befehl des Regenten eintraf, der seine Freilassung erwirkte. Frau v. Prie stellte ihm nun ihren Wagen zu Gebot und der Regent gab ihm eine Begleitung von zwei Gardisten und einem Offizier mit. So kam er ungefährdet nach Brüssel. Er hatte sein ganzes Vermögen freiwillig zurückgelassen, so daß die Begleiter, welche ihn immer noch für einen Millionär hielten, sehr enttäuscht wurden, als er dem Offizier nur eine Uhr, jedem Gardisten nur einen Louis'dor zum Lohne schenkte. Von den Kleinodien, die er aber noch behalten hatte, sandte er Frau von Prie für ihren Wagen einen Ring im Werthe von hunderttausend Francs.

In Venedig, wohin er sich dann zurückzog, suchte er seiner Dürftigkeit wieder durch Spiel aufzuhelfen. Indeß, das Glück war von ihm gewichen. Als er im Mai 1729 starb, hinterließ er seiner Frau und den beiden Kindern nur einen Diamanten von 40,000 Francs Werth, den Rest seiner Schätze von früher, das Kleinod, welches er seitdem oftmals hatte in's Leihhaus tragen müssen, um der Noth zu begegnen. Was er aber mit seinen Gründungen Frankreich hinterlassen, war ein jahrelanges Elend der Staatsfinanzen, eine allgemeine Erschütterung der Vermögensverhältnisse und dabei ein verzehrender Durst nach Speculation, um den angewöhnten Luxus und Genuß nach Spielermanier befriedigen zu können.

Schmidt-Weißenfels.

Digitized by Google

## Die Sage von Wilhelm Tell.

Wie kaum in einem andern Lande haben Sage und Romantik die geschichtlichen Thatsachen in solcher Weise entstellt wie in der Schweiz, namentlich in den Urcantonen um den Vierwaldstätter-See. Jedem für poetische Regungen und Eindrücke empfänglichen Gemüthe thut es wehe, den unerbittlichen Urkunden gegenüber den Glauben an eine Menge von liebgewonnenen, bis jetzt für unanfechtbare historische Wahrheit geltenden Traditionen aufgeben und dafür geschichtliche Thatsachen eintauschen zu müssen, die keineswegs in dem romantischen Schimmer erscheinen, in welchem sie bis jetzt gelegt. Der historische Verein der Cantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zürich, der vor dreißig Jahren gegründet worden und seit siebenundzwanzig Jahren vom luzerner Stadtarchivar Joseph Schneller in der umsichtigsten Weise geleitet wird, hat um die Aufklärung der schweizerischen Vergangenheit hervorragende Verdienste. Zwar gebührt die Ehre, auf diesem Gebiete Bahn gebrochen und von der Geschichte der Befreiung der Waldstätte den lügenhaften Schleier heruntergerissen zu haben, dem verstorbenen Geschichtsforscher Professor Eutychius Kopp aus Luzern. Kopp hat den positiven (dies möchte doch unmöglich sein) Nachweis erbracht, daß die überlieferte Anschauung über die Vorgänge bei Gründung der schweizer Eidgenossenschaft den historischen Thatsachen widerspreche. Es hat nie einen Landvogt Gessler, nie einen Wilhelm Tell und ein Söhnlein desselben gegeben; Tell hat nie dem Hut die Reverenz verweigert und nie das Haupt seines Kindes geschossen, obgleich man in Zürich noch die betreffende Armbrust zeigt; er ist nie auf dem Vierwaldstätter-See im Sturm gefahren, hat nie den kühnen Sprung auf die Tellsplatte gewagt, nie einen Monolog in der hohlen Gasse bei Küßnacht gehalten und nie den

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 119. Speyer, Samstag, den 5. October 1872.


## * Harte Herzen.

Original-Novelle.

(Fortsetzung.)

„Ist der Major von Haldern bei ihm?“ forschte Isidor weiter, indem er ein Geldstück in die Hand des Dieners gleiten ließ.

„Der Herr Major muß jeden Augenblick kommen, Herr Beitel, aber ein Herr wie Sie, ist mir viel lieber, als —“

„Senden Sie ihn sogleich zu mir, und melden Sie mich dem Alten nicht eher, bis ich mit ihm gesprochen.“

Das Wesen des Juden verrieth im Gegensatz zu seiner gewöhnlichen Bedächtigkeit eine gewisse Unruhe und Hast, während er allein im Zimmer weilte, vorsichtig jedes Geräusch vermeidend, das seine Anwesenheit verrathen konnte.

„Walter Hellberg,“ flüsterte er, „ich zahle Dir jetzt zurück, was Du Gutes an mir gethan, dann aber sind wir quitt und ich sehe nur noch den in Dir, der mir mein Recht streitig machen will.“

„Sie wollen mich sprechen, Freund Isidor?“ fragte leise der eintretende Major von Haldern; „wie geht es unserem würdigen Freunde Hellberg?“

„Sie sollen diesmal nicht für ihn handeln, Herr Major, sondern für mich; fünfzig Thaler sind Ihnen, wenn Sie meinen Auftrag gut erfüllen. Sie sind der Mann dazu.“

Die Augen des alten Soldaten funkelten habgierig; „nur zu; Freundchen, nur zu; was soll ich thun? Soll ich den alten Sünder in noch schlechtere Gesellschaft bringen, soll er eine Nonne aus dem Kloster entführen?“

„Keinen Scherz,“ bemerkte der Jude, „vernehmen Sie, wozu Sie ihn sollen verleiten; sehen Sie dies Papier.“

„Es ist ein Blanco-Wechsel Ihres Hauses, aber was soll — — —“

Isidor flüsterte ihm einige Worte in's Ohr.

Der ehemalige Soldat fuhr zurück.

„Aber zum Teufel — das ist ja —“

„Ein gutes Geschäft,“ unterbrach ihn der andere.

„Sie haben nicht das kleinste Risico.“

„Fünfzig Thaler, zum Teufel, das lockt, und ich hoffe, Sie werden es nicht zum äußersten kommen lassen, Beitel, sei es, ich will's übernehmen.“

„So will ich den Diener benachrichtigen, mich zu melden.“

Wenige Augenblicke später befand sich Isidor Beitel in dem Schlafzimmer des Haselbauern, der eben seine Toilette beendet hatte.

„Nun, bringt Ihr mir Geld, Beitel?“

„Ich komme im Auftrage meines Chefs, gnädiger Herr Werndel. Das Haus Aaron ist in tiefer Betrübniß durch den Tod des Sohnes des alten Herrn. Von neuen Vorschüssen kann keine Rede sein, und man sendet mich, Sie zu benachrichtigen, daß wenn der übermorgen fällige, von Ihrer Hand ausgestellte Wechsel nicht wird eingelöst pünktlich bis zur Mittagszeit, der gnädige Herr Werndel wird verklagt werden müssen bei den Gerichten der Residenz.“

Eine Verwünschung entfuhr dem Munde des alten Mannes.

„Wer hat Schuld, daß es so weit mit mir kam, als jener aristokratische Tagedieb, mein Schwiegersohn? Aber seid ruhig, ich werde heute Abend die Mittel finden, Euch zu befriedigen und alle Abrahams und Itzigs dazu.“

„Nicht wahr, Major;“ wandte er sich an den eintretenden pensionirten Soldaten: „Du hilfst mir die Bank sprengen?“

„Fortuna wird uns beistehen, hoffe ich“, meinte Herr Haldern.

„So wäre mein Geschäft beendet,“ sagte der Jude, indem er seine Brieftasche hervorzog und einige Papiere darin zurecht legte; daß er zu gleicher Zeit ein Papier aus derselben zu Boden fallen ließ, bemerkte nur der Major.

„Ein schlauer Fuchs,“ bemerkte der Soldat, sobald sich die Thür hinter dem Juden geschlossen hatte, „ein würdiger Verwandter des Hauses Aaron u. Co., in dessen Hände ich nicht stecken möchte.“

„Zum Teufel, so hilf mir heraus,“ grollte Werndel, „denn Dank meinem Schwiegersohn und deiner verfluchten Gesellschaft, bin ich mit Leib und Seele in ihren Krallen! Wenn ich diesem Isidor ein Schnippchen schlagen könnte und sie mit langer Nase abziehen müßten, — bei Gott, ich thät es mit größtem Vergnügen, — was hast Du da für einen kleinen Wisch, Major?“

Digitized by Google

In der That hatte sich der würdige Freund des alten Herrn des Papiers bemächtigt, das dem Juden entfallen war.

„Seltsam, es ist ein Nichts, ein Gedanke, der mir durch den Kopf fährt, — hier z. B., hättest Du die Mittel in Händen, nicht nur dem Hause Aaron u. Co. einen Streich zu spielen, sondern Dich auch mit einem Schlag von Deiner Wechselschuld zu befreien."

„Durch diesen Wisch? Du bist toll, Major."

Abermals traf den Bauer ein böser Blick für die Grobheit aus den Augen des alten Herrn. „Betrachte das Papier nicht verächtlich," sagte er dann, „wer geschickt damit umzugehen versteht, könnte sich ein Vermögen erwerben. Setze die Brille auf Deine Kupfernase und lies."

Unwirsch nahm Werndel das Papier aus des Andern Hand.

„Vorzeiger dieses erhält bei Sicht die Summe von Thaler ausgezahlt. Aaron u. Co."

Ein convulsivisches Zittern durchfief die Gestalt Werndels, groß und starr blickte er seinen Freund an.

„Das Haus ist in der größten Verwirrung," fuhr der Major leise redend fort, „alles geht drüber und drunter, — ein Zug — eine gute Verteidung und Deine Schuld ist gedeckt. Alter, das wäre ein königlicher Streich, nun den, selbst wenn er an's Tageslicht käme, Dich die ganze jeunesse dorée beneiden würde."

„Auch um das Zuchthaus, wenn es offenbar würde?" fragte der Haselbauer; „weg, weg mit dem Papier, nichts will ich mit dem Gericht zu thun haben —."

„Aber wenn wir schlau sind, kräht weder Hahn noch Huhn darnach," warf der Major ein; „wär' ich an Deiner Stelle, alter Philister, ich wüßte, was ich thäte; was geschehen soll, muß rasch geschehen."

„Und warum willst Du das nicht selber wagen?" fragte der Alte mißtrauisch.

„Narr! wer würde wagen, Dich einer Fälschung zu zeihen. Uebrigens will ich Dir gern behülflich sein und Dir die Verkleidung besorgen, mit der Du die Schätze des Hauses Aaron heben wirst; daß die Summe, die Du bei der Kasse des Hauses Aaron erhebst, nicht so groß ist, um Verdacht zu erregen, ist selbstverständlich. Sei vernünftig, Alter! Bedenke, was Dir bevorsteht, wenn Du nicht zahlen kannst; ausgestoßen aus der Reihe der Aristokratie, die sich nur schmollend, von der Macht Deines Goldes bezwungen, Dir geöffnet, ein Nichts, zum Gespött des geringsten Deiner Diener, kein Souper mit feurigem Ungarwein, kein Spiel — kein —"

„Halt ein, ich will's, ich trotze dem Teufel; wie viel soll ich schreiben?"

„Zwölfhundert Thaler."

Werndel ergriff die Feder, aber schon im nächsten Augenblick ließ er die Hand sinken.

„Wenn er es erführe," — murmelte er, „wenn er diesen Schein gebrauchte zu gerechter Rache gegen mich, — nein, Major, ich kann's nicht, weg — weg mit diesem Papier."

„Wenn er's erführe?" wiederholte der Major. „Wer? Bruderherz," fuhr er dringend fort, da Werndel stumm blieb, „hast Du etwas auf dem Gewissen, heraus damit, ich bin der Mann, Deine Seele zu erleichtern."

Der Haselbauer kämpfte einen schweren Kampf. „Wohlan Du sollst es erfahren. Schließe die Thür, daß Niemand uns belauscht und versuch's, ob Du die Last von meiner Seele nehmen kannst, die sie bedrückt."

Der Major kam hastig dem Befehl Werndels nach. „Bin neugierig, wer mir diese Mittheilung am besten bezahlt, der Meistbietende soll sie haben," murmelte er vor sich hin. Dann legte er vertraulich seinen Arm um die unförmliche Taille des Haselbauern und zog ihn auf eine Causeuse im Winkel nieder.

„Wir sind allein, Keiner stört uns, jetzt beichte nach Herzenslust."

## 6.

„Es können fünfundzwanzig Jahre verstrichen sein," begann Herr Werndel, „als Christoph Werndel nichts weiter besaß, als eine kleine Hufnerstelle, die ihm und sein Weib kümmerlich ernährte.

Er lebte still und zurückgezogen, denn mit den Armen des Dorfes mochte er nichts zu thun haben, aus Furcht, ihnen eines Tages von dem Seinen abgeben zu müssen, und die Reichen beneidete er. Nur mit Einem pflegte er Umgang, der nicht reicher war als er selbst und nicht ärmer. Peter Hellberg hieß dieser Mann, der nun schon längst droben steht und mich anklagt. O Major, wenn ich nur nicht mit jedem Tage älter würde und dem Grabe näher —"

„Muth, alter Junge," redete ihm Herr von Haldern zu, weiter. — „Deine Erzählung interessirt mich."

„Höre denn," fuhr Werndel lauter fort. „An langen Winterabenden, da schwoll dem Bauern das Herz vor Gier nach Reichthum; Arbeit von früh bis spät, Erfüllung der Pflichten und Lasten, die Staat und Gesetz vorschrieben, was hatte es ihm eingebracht, wozu hatte es ihn verholfen? Alle gesetzlichen Mittel und Wege hatte er aufgeboten, jetzt sollten die ungesetzlichen heran, denn er wollte, er mußte reich werden. Und solch ein Mittel gab es, es war der Schmuggel streng verpönter, oder mit hohen Steuern belasteter Waaren des Auslandes. Ich will Dich nicht ermüden mit der Erzählung, wie es mir gelang, Haus und Hof zum Waarendepot zu machen, von welchem Orte man allmählig die Sachen unbemerkt entfernen konnte, aber ich ward immer wohlhabender und je mehr ich erwarb, desto heißhungeriger ward ich nach Besitz. Und dennoch war ich nicht glücklich, Furcht war mein Schlafengehen, Furcht mein Erwachen. Ich sah mich als Betrüger entlarvt, sah mein mühsam zusammengerafftes Geld den gierigen Händen der Justiz preisgegeben, mich selbst als Verbrecher im Criminal. — Ich mußte einen Genossen haben, einen Mitschuldigen," fuhr er fort, „der mir zur Seite stand, denn ich bedurfte dringend der Hülfe, und dem ich meine Seele erschließen konnte."

Digitized by Google

„Wer anders konnte es sein, als Peter Hellberg, dem ich vertrauen durfte, selbst wenn es mir nicht gelang, ihn zum Verbrechen zu verleiten."

„Ich machte mich an ihn, wie der böse Geist an den Verdammten, ich spiegelte ihm Bilder des Reichthums vor, goß das Gift des Neides in seine Seele, und es gelang mir. Die Liebe zu seiner Frau, zu seinem eben geborenen Knaben betäubte die Stimme des Gewissens und Peter Hellberg ward mein Genosse, doch er war die Maschine, ich die Hand, die ihn leitete, ich nahm das Gold und warf ihm den Groschen zu.

Aber je länger die Verbindung dauerte, desto mehr zog auch gegen ihn das Mißtrauen in meine Seele; ich mußte mich vor jedem Verrath sichern, ihn ganz in meinen Händen erhalten, und es gelang; ich lud ihn zu mir, ließ den gewöhnlich überaus mäßigen und nüchternen Mann schwere Weine trinken und halb im Scherz, halb durch Drohung, erpreßte ich einen Schein von seiner Hand geschrieben, in dem er sich selbst des Schmuggelns schuldig bekannte, dessen Inhalt auf ihn die ganze Schuld werfen mußte und mich, ward der Betrug offenbar, nur mit einer ganz gelinden Strafe davonkommen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

## Audienz beim König von Siam.

Das österreichische Rothbuch enthält einen Bericht des Ritters v. Calice, Mitgliedes der österreichischen Mission nach China, Japak und Siam, über eine Audienz, in welcher er zu Bangkok, am 27. April d. J., dem ersten König von Siam ein Handschreiben des Kaisers von Oesterreich überreichte. In diesem Bericht wird erzählt:

„Kurz vor der für die Audienz festgesetzten Zeit fanden sich mehrere Hofbeamte bei mir ein, um im Vereine mit mir und den anderen österreichischen Herren, welche der Audienz beiwohnen sollten, dem allerhöchsten Handschreiben das Geleite zu geben. Vor meiner Wohnung hielt gleichfalls ein königl. Dampfer, auf welchem sich eine Truppenabtheilung in Garde-Adjustirung und ein Militärmusikcorps befanden. Mit militärischen Ehren und den Klängen der österreichischen Volkshymne empfangen, betraten wir diesen unter Vortritt eines Ceremonienmeisters, welcher das auf goldener Schüssel ruhende allerh. Handschreiben trug, und gefolgt von den Hofbeamten, um auf das jenseitige Menam-Ufer übergesetzt zu werden, auf welchem sich der königl. Palast befindet. An der Landungsstelle von anderen Hofbeamten, Truppen und Musik empfangen, wurden wir zunächst in den sogenannten „fremden Gerichtshof" geführt, wo uns der oberste Richter des Reiches zu kurzer Rast einlud. Während derselben feuerte eine in der Nähe postirte Batterie zuerst einen Salut von 21 Schüssen zu Ehren des kaiserl. Handschreibens und sodann einen Personalsalut, der mir galt. Hierauf formirte sich der Zug zur Fahrt in den königl. Palast, zu welchem Behufe mehrere Hofequipagen in Bereitschaft waren, welche mich und die anderen Herren aufnahmen; uns voran, umgeben von zahlreichen Functionären und Dienern, welche verschiedene Insignien und Embleme der königl. Würde emporhielten, wurde das allerh. Handschreiben, nebst einem davor knieenden kgl. Ceremonienmeister auf reichverziertem und vergoldetem offenen Palankin einhergetragen. Auf dem ganzen Wege drängte sich Kopf an Kopf die Bevölkerung. Dazwischen befanden sich einzelne Truppenabtheilungen, welche dem Zuge militärische Ehren erwiesen. Nach wenigen Minuten hatten wir die hohen und schmalen Pforten des von einer Ringmauer umschlossenen königl. Palastes erreicht. Die Höfe desselben, sieben an der Zahl, eingeschlossen von Wohngebäuden, Pagoden, Tempeln und Zierbauten jeder möglichen Stilart und Größe, in Gold und Farben schimmernd, fanden wir mit Truppen und Kriegselephanten erfüllt. Einen eigenthümlichen Anblick gewährten hierbei die auf den Elephanten paarweise aufgestellten Füsiliere, welche zugleich mit den Fußtruppen das Gewehr präsentirten. Immer von Neuem ertönte die wohleinstudirte österreichische Volkshymne, während unser Zug die verschiedenen Höfe passirte. Im Innersten derselben angelangt, von mehreren Hochwürdenträgern und Ministern, sowie einem Halbdrucker des ersten Königs empfangen, wurden wir eingeladen, in einem nahen Pavillon auszuruhen, wo uns Erfrischungen (bei einer Hitze von über 30 Grad Reaumur im Schatten in der That höchst willkommen) gereicht wurden. Hier verblieben wir, bis die Meldung kam, daß Se. Majestät den Audienzsaal betreten habe. Der kurze Weg dahin wurde nun zu Fuß zurückgelegt, zwischen Garden und einer doppelten Reihe phantastisch in Roth gekleideter Palastdiener, welche in gleichmäßigem langsamen Tacte Trommeln von ungewöhnlicher Höhe anschlugen. Am Eingange zur Audienzhalle selbst oben empfing uns ein betäubendes Geschmetter von landesüblichen Blasinstrumenten; eine altfiamesische, feierliche Begrüßung und zugleich das Zeichen unserer Ankunft für den im Inneren versammelten Hof. Dem Programme gemäß übernahm ich hier von dem Ceremonienmeister die das allerh. Handschreiben enthaltende goldene Schüssel. In altherkömmlicher Weise, auf Knieen und Ellbogen rutschend, begaben sich nun die Hofbeamten, welche sich unserem Zuge angeschlossen hatten, in den Saal, worauf ich mit den mich begleitenden Herren eintrat und unter den üblichen drei Verbeugungen gegen den auf dem Throne sitzenden Monarchen, bis zu den für uns bezeichnenden Plätzen vorging, wo ich auf einem bereitstehenden reichverzierten Tische Schüssel und Schreiben niederlegte. Alsbald begann der Hofsprecher seine Einführungsrede, während welcher wir Muße hatten, die eigenthümliche Scene, die sich hier darbot, zu betrachten.

Auf beiden Seiten des tempelartigen Saales, dessen hohe, in einem Giebel auslaufende Decke von viereckigen Pfeilern gestützt wird, knieten mit zu Boden gekehrtem Gesichte in dichten Reihen, die Würdenträger und Edelleute des Hofes, wohl ein Paar Hundert, und dem Throne näher die königl. Prinzen,

Digitized by Google

alle im Hof-Gallakostüm aus Goldbrocat nebst Spitzen-Ueberrock; neben jedem lagen am Boden die aus Email-, Gold- und Silbergefäßen bestehenden Amtsinsignien. Die rangshöchsten Prinzen, d. i. die Vollbrüder des jetzt regierenden und jene des letztverstorbenen ersten Königs, sowie einige Minister trugen siamesische Ordensbänder und Decorationen; ebenso Se. Majestät, auf dessen Brust auch der Stern des königl. ungarischen St. Stephan-Ordens bemerkbar war. Neben dem Throne lag auf einem reichen Postamente die Krone, und zu beiden Seiten knieten Hofofficiere mit anderen Insignien der königl. Würde, insbesondere den bekannten, aus je 5 bis 9 übereinander gestellten Schirmen bestehenden pagodenartigen Parasols, während Palastdiener große Federfächer, an langen Stäben befestigt, in Schwingung erhielten. Als der Hofsprecher geendigt hatte, war es an mir, das Wort zu ergreifen. Ich richtete an Se. Maj. zwei Ansprachen, mit der einen die Uebergabe meines Beglaubigungsschreibens und mit der andern jene des allerh. Handschreibens einleitend, welche beide Documente ich auch, jedes zu seiner Zeit, in die Hände Sr. Maj. zu legen die Ehre hatte. Se. Maj. erhob sich vom Throne, um das Handschreiben in Empfang zu nehmen, betrachtete mit Aufmerksamkeit Schrift, Unterschrift und Siegel und las sodann in siamesischer Sprache eine längere Erwiderung. Hierauf stellte er folgende, durch den Hofsprecher dem Dolmetsch wiederholte und von diesem mir übersetzte Frage: „Ist Se. k. und k. apostolische Majestät wohl?“ Ich erwiderte: „Se. k. und k. apostolische Majestät war nach den letzten Nachrichten wohl.“ Se. Majestät lud sodann mich und die Herren in meiner Begleitung ein, im Palaste zu speisen. Derselbe erhob sich nun vom Thron und zog sich in die inneren Gemächer zurück, während die noch stets knieenden Prinzen, Minister und Edelleute, die gleichsam zum Gebete gefalteten Hände dreimal erhoben und senkten. Nachdem Se. Maj. den Saal verlassen hatte, begrüßte ich die anwesenden Minister und wurde den k. Prinzen vorgestellt. Hierauf wurden wir in den Speisesaal geführt, wo ein Galadiner stattfand, dem der Minister des Aeußern vorsaß und die höchsten Hofwürdenträger beiwohnten. Während der Tafel hatte ich die Ehre, die Gesundheit Sr. Maj. des ersten Königs darzubringen, welcher Toast von dem Minister des Aeußern, mit einem Toast auf das Wohl Se. k. und k. apostolischen Majestät erwidert wurde. Beim Austritte aus dem k. Palaste empfing unser Zug dieselben Ehrenbezeugungen, wie beim Eintritte.“

Im Weiteren berichtet Ritter v. Calice, daß er überrascht gewesen sei, über den vielfachen Fortschritt, welchen er nach einer Abwesenheit von nur drei Jahren in Bangkok vorgefunden habe, wo unter dem Impulse des Königs prachtvolle Straßen gebaut und große neue Stadtquartiere in Stein- und Ziegelbau aufgeführt worden seien, während andererseits auch in den Lebensgewohnheiten, Tracht und Sitten der höheren Classen, insbesondere des eigentlichen Hofadels, viele wahrhaft erstaunliche, fortschrittliche Neuerungen sich kundgeben.

## Miscellen.

(Der Ursprung des Namens „Türkheim“.) Es ist schon oft darüber gestritten worden, auf welche Weise der Name „Türkheim“ in Deutschland entstanden sein möge. Es gibt bekanntlich mehrere Orte dieses Namens: eines im Elsaß, in Württemberg drei, in Oberbayern eines, und das pfälzische „Dürckeim“ gehört jedenfalls auch hierher, da man es in Süddeutschland mit den Consonanten nicht sonderlich genau nimmt, ebenso die verschiedenen „Türkenfeld“ und „Türkendorf“. Von den Türken selbst kann diese Benennung nicht herstammen, da diese in der Geschichte erst beim Beginn der Kreuzzüge als „Seldschucken“ auftreten und mit Deutschland erst nach der Eroberung von Konstantinopel in Berührung traten, jedenfalls aber nie nach Schwaben und an den Rhein kamen, um sich daselbst ein „Heim“ zu gründen. Sehr viel Wahrscheinlichkeit dagegen hat die Bemerkung eines Feuilletonisten der „Weserzeitung“, der in seinen „Reichsländischen Wanderungen“ auf diesen Gegenstand zu sprechen kommt. Er stellt nämlich fest, daß der Name „Türcheim“ oder „Türkheim“ mit dem Wein und dem Weinbau in inniger Verbindung steht. Es heißt in dem berührten Aufsatze: „Der zweiten Expedition der Nordmänner nach America unter Leif war auch ein deutscher Mann gefolgt, Namens Türk (Tyrk in der Saga ist eine Nominativform von Türk, Türkir u. s. w.), der Reben im Walde fand und erkannte, da er in einer Gegend Deutschlands erzogen war, wo man Wein baute. Seine Entdekung veranlaßte die Benennung des neuen Landes: Vinland. Türk ist offenbar ein zum Personennamen erhobener Volksname. Türken aber bießen bei den Byzantinern des 9. und 10. Jahrhunderts, sowie bei dem Scandinavern die Ungarn. Endlich wie ein Weinbergbesitzer mir sagte, heißt die geschätzte Traube in Türkheim, die den feurigen Wein liefert, Todaytraube seit unvordenklichen Zeiten. Ist die Vermuthung zu kühn, daß ungarische Colonen im 9. und 10. Jahrhundert die Rebe in die sonnigen Thäler des Haardt- und Vogesengebirges verpflanzt haben, und daß ihren Ansiedelungen die Namen Türkheim und Dürckheim den Ursprung verdanken? In Ungarn selbst ist die Weincultur seit Kaiser Probus Zeit heimisch gewesen.“ Die würtembergischen Türkheim, die dem Verfasser wahrscheinlich unbekannt sind, bestätigen gleichfalls die Beziehung zum Weine, und wir wiederholen, diese Ableitung und Erklärung der Türken in Deutschland hat viel für sich.

Verwerthung des Kartoffelkrautes. Daß 100 Pfund Kartoffelkraut in völlig trockenem Zustande verbrannt, durchschnittlich 17—18 Pfd. Asche hinterlassen, ist eine Thatsache, von der Jedermann sich leicht überzeugen kann; ebenso steht es durch zahlreiche chemische Untersuchungen fest, daß 100 Pfd. Kartoffelasche allein an Kali 45 Pfd. und an Phosphorsäure 10 Pfd. enthalten. Aus diesen Zahlen folgt von selbst, wie unrecht es ist, das Kartoffelkraut als ein höchst geringwerthes Brennmaterial zu benützen und damit den größten Theil der Asche zu vergeuden. Es ist daher die Hauptfrage, wie das Kartoffelkraut am besten zu Dungzwecken verwendet werden kann. Diese ist wohl um so gerechtfertigter, da gegenwärtig die Landwirthe große Summen für kali- und phosphorsäurehaltige Düngemittel ausgeben, und nicht selten derartige Erntezustände für die Bereicherung des Bodens ganz außer Betracht lassen. Welche bedeutende Mengen von Kali werden doch allein durch die Weincultur dem Boden entzogen, und wie wenig denkt man daran, dem Boden in Folge von abtallendem Rebholze, von Kartoffelstroh und anderen derartigen Stoffen einen Ersatz zu leisten. Zwar haben einige denkende Landwirthe begonnen, das Kartoffelkraut als ein sehr werthvolles Material für Compost-Bereitung zu benützen; allein die Zahl derjenigen, die das thun, ist doch verhältnißmäßig noch viel zu gering.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 120. Speyer, Dienstag, den 8. October 1872.


## * Harte Herzen.

Original-Novelle.

(Fortsetzung.)

Nur zu bald sah Hellberg ein, was er gethan hatte; mit Thränen flehte er mich an, ihm das verhängnißvolle Papier wieder zu geben, aber ich blieb unerbittlich; ich hielt ihn fest, wie der Satan sein Opfer, und zu tief war er in meinen Netzen, um sich selber loszureißen; von dem Gelde, das er von mir erhielt, ließ er seinen Sohn ausbilden, weit über seinen Stand, kaufte er sich ein Häuschen, vom Dorf entfernt, und strebte, das Glück seiner Familie zu begründen, während er selbst mit jedem Tage trauriger und einsilbiger ward.

Ich hatte bereits meinen stattlichen Haselhof erworben. Die Welt schrieb meinen Wohlstand einer Erbschaft zu, ich wußte am besten, woher er stammte.

Eine eiserne Truhe, feuer- und diebessicher, barg mein Geld und, wie Hellberg wußte, auch den verhängnißvollen Schein.

Tag und Nacht hütete ich dieses Geld. Furcht, bestohlen zu werden, raubte mir selbst den Schlaf, obgleich meine Kammer sich dicht neben meiner Staatsstube befand. Da, eines Nachts, vernahm ich ein leichtes Geräusch, wie das Klirren einer zerbrochenen Scheibe, im Nebenzimmer.

Diebe — ist mein erster Gedanke; ich springe auf, ergreife das Beil, das neben mir bereit liegt, eine Gestalt steht an meinem Kasten, will den Deckel erbrechen, die Dunkelheit verbirgt mir sein Gesicht, ich stürze auf ihn zu, mit lauter Stimme um Hilfe rufend — ein Ringen entsteht . . .“

Tief aufathmend hielt der Haselbauer inne.

„Weiter, weiter!“ drängte der Major, der mit der größten Spannung der Erzählung folgte.

„Bald genug kamen Leute, ich hörte es auf den Stiegen lebendig werden, hörte Stimmen außerhalb des Hauses. Da flüsterte mir eine bekannte Stimme in's Ohr, eine Stimme, die mich zittern machte:

„Um Gotteswillen, verrathet mich nicht, Haselbauer, laßt mich fliehen, meines Weibes, meines Kindes halber; ich bin Hellberg, nichts wollte ich von Deinem Gelde, nichts als meinen Schein . . .“

„Ein furchtbarer Gedanke zuckte in mir empor. „Unglücklicher, es nützt Dir nichts,“ gab ich leise zurück, ihn noch fester haltend; „als Einbrecher muß ich Dich verhaften lassen, aber sei ruhig, ich rette Dich; ein Wort von jenem Schein und Du treibst Weib und Kind in's Elend.“

„Laß mich zu Ende kommen, Major“, fuhr er fort. „Man führte Hellberg fort, der sich mit keinem Wort vertheidigte, man brachte ihn in's Gefängniß und ich, statt ihn zu retten, schürte den Haß seiner Richter gegen ihn, denn daß er mich nicht verrathen würde, erfuhr ich durch die Zeilen, die er mir vom Gefängniß durch seine Frau zusandte.“

Werndel stand auf und öffnete eine Chatoulle, der er ein eisernes Kästchen entnahm, dann schloß er auf und zog einen vergilbten Brief hervor, den er dem Major reichte.

„Rette mich,“ las dieser, „ehe die Verzweiflung, die Schande mich tödtet. Daß ich Dich angebe als meinen Verführer, daß ich nicht des Scheines erwähne, kannst Du ruhig sein. Als Dieb verurtheilt, bleibt den Meinen wenigstens mein Eigenthum, das man ihnen sonst rauben würde, um den Schaden zu decken, den der Staat durch mich erlitten.“

„Der Dummkopf,“ sagte der Major, nachdem er gelesen, während er nachlässig mit dem Papier spielte und es endlich unbemerkt im Laufe des Gesprächs in die Tasche seines Rocks gleiten ließ, — „und wie endete diese Komödie?“

„Durch Gift,“ erwiderte Werndel finster; „woher er sich's verschaffte, ob sein Weib Kenntniß davon hatte, wer kann's wissen? Genug, sein Sohn, damals ein kleiner Bursche, brachte es ihm in's Gefängniß; am anderen Tage fand man den Unglücklichen todt in seiner Zelle; ich aber hatte nicht des Betruges mehr nöthig, um reich zu werden, mein Vermögen mehrte sich stündlich und schon am Tage, der jener Unglücksthat folgte, hatte ich mich von jeder unehrlichen Verbindung frei gemacht.“

„Und was ward aus der Familie des Unglücklichen?“ forschte der Major.

„Verflucht sei die ganze Brut!“ grollte Werndel. „Der Junge wuchs heran und hatte die Frechheit, sich in meine Tochter zu vergaffen und da ich sie ihm nicht geben wollte, mir mit Rache zu drohen. Jetzt muß er hier irgendwo in der Residenz sein, denn ich habe ihn zuweilen in den Straßen gesehen;

Digitized by Google

aber ich habe mich in dieser Zeit so zum Vortheil verändert, daß der Bursche mich nicht mehr zu kennen scheint."

„Und welche Freude, welcher Triumph würde es schon für ihn sein, wenn Du herniedersteigen müßtest von deiner Höhe, verspottet, verhöhnt; nein, nein, wir müssen es wagen. Bist Du bereit, sobald ich Dir eine passende Verkleidung besorge, noch diesen Abend in's Comptoir von Aaron u. Co. zu gehen und den Betrag dieses Scheines einzukassiren?"

„Straf mich Gott, ich bin's!" rief Werndel, „und gelingt mir der Streich, erhältst Du ein Drittel der Beute."

„Du verdienst geborener Edelmann zu sein", schmeichelte der Major. — „Doch noch eines, Deine Erzählung von vorhin interessirt mich, hast Du den Schein aufbewahrt, den Du damals dem dummen Hällberg oder Hellberg abluchtest?

Abermals öffnete Werndel den eisernen Kasten. „Lies und zerreiße den Bettel, ich bin's müde ihn aufzubewahren und mich immer an vergangene Tage erinnern zu lassen."

Der Major nahm das ihm gereichte, ebenfalls vergilbte Blatt und durchflog es, dann benutzte er den Moment, wo Werndel beschäftigt war, um dasselbe zu dem Briefe des Unglücklichen in seine Tasche wandern zu lassen, während er mit Ostentation ein ihm naheliegendes Papier in unzählige Stücke riß und, das Fenster öffnend, es in alle Winde zerstreute. „Und nun lebe wohl und gutes Glück auf diesen Abend."

## 7.

Wenige Augenblicke, nachdem sie den Juden entlassen, bestieg die Baronin von Markenbach ihr Reitpferd, und ritt langsam, von einem Reitknecht gefolgt, durch die Straßen der Residenz einem der zahlreichen Thore zu. Flüchtig und kalt dankte sie den Grüßen der ihr begegnenden Bekannten, aber ihre Seele tauchte in das Meer der Vergangenheit und ihr Antlitz war von schweren Wolken umschattet. Sie verließ die Stadt und trieb auf der Landstraße ihr Pferd zum Galopp an. Plötzlich wandte sie sich um und erwartete den Diener, der minder gut beritten, hinter seiner Herrin weit zurückgeblieben war.

„Charles", sagte sie, — „ich liebe es, ungehindert dahin zu jagen. Dein Pferd würde doch nicht Schritt halten können. Wenige Minuten von hier ist ein Wirthshaus, dort verweile auf meine Kosten, um zwei Stunden magst Du mich hier zum Heimwege erwarten."

„Aber die gnädige Frau wollte allein —"

„Ich will es," brach Anna befehlend ab, „es ist nicht das erste Mal, daß ich diesen Weg mache und ich kenne ihn."

Ohne die Enwiderung des Dieners abzuwarten, sprengte sie vorwärts, um sobald sie aus den Augen des ihr verblüfft Nachschauenden gelangt, einen Seitenweg einzuschlagen, der zu einem kleinen, wenig beachteten Dörfchen führte.

„Es geht zu Ende," flüsterte sie vor sich hin, — „mir sagt es die Stimme meines Innern, ich sehe die Wolke, die sich über uns entladet, es ist Zeit, wenigstens dem alten Manne ein Asyl zu sichern, wasaus mir wird, was aus jenem, dessen Namen ich trage, wer mag das wissen, was fragt der Sturm darnach, wohin er die welken Blätter schleudert, wenn er grollend über die Erde dahinfährt?"

Weiter und weiter sprengte sie dahin, jetzt tauchte die kleine Kirche des Dorfes Ellenrode vor ihr auf und in wenigen Minuten hielt sie vor dem Hause des Dorfschulzen.

Dieser, ein bejahrter, weißhaariger Mann, half der Edelfrau selbst vom Pferde und geleitete sie in seine Staatsstube, sich in Höflichkeitsbezeugungen erschöpfend.

Die Baronin machte diesem bald ein Ende. „Kommen wir zur Sache, lieber Wacker," sagte sie, nachdem sie sich auf dem Sopha niedergelassen hatte, „es sind etwa acht Wochen her, seit die Zeitungen die Anzeige brachten, daß eine kleine Besitzung an der Grenze Schlesien's zu verkaufen sei und Sie die nähere Auskunft über diese Angelegenheit ertheilten."

„Ganz recht, Frau Baronin, und als Sie sich hierher bemühten, hatte ich die Ehre, Ihnen zu erläutern, daß diese kleine Besitzung zu der Verlassenschaft meines Bruders gehöre und mir der Verkauf derselben übertragen sei; Frau Baronin versprachen mir, sich genau nach der Einrichtung erkundigen zu lassen."

„Das ist geschehen, und die Berichte, die ich unter der Hand einzog, stimmen vollkommen mit den Ihrigen überein. Einsamkeit und Stille, fern von dem Treiben der Städte, das ist gerade, was ich wünsche. Hier", und sie öffnete ein Portefeuille und entnahm ihm einige Banknoten, — „der verlangte Preis."

„Ich danke und gratulire der gnädigen Frau," sagte der Schulze, sich verneigend. „Und auf welchen Namen befehlen die Frau Baronin, daß ich die Besitzung als Eigenthum schreiben lassen soll?"

„Auf den Namen meines Vaters, Christoph Werndel," erwiderte die Baronin: „mit der unumstößlichen Clausel, daß die Besitzung weder veräußert, noch mit einer Hypothek belastet werden darf."

Der Schulze schrieb das Vernommene nieder, dann übergab er der Baronin ein Document.

„Hier, gnädige Frau, ist die Verkaufsacte; die nöthigen Formalitäten bei den dortigen Gerichten werde ich besorgen."

Frau von Markenbach zog ihre Börse, indem sie sich zum Fortgehen erhob, und legte einige Goldstücke auf den Tisch.

„So gestatten Sie mir, Ihnen diese Kleinigkeit als Gottespfennig für die Armen Ihres Dorfes anzubieten."

Der Schulze nahm das Geld an sich, — „welcher Ort wäre wohl frei von jeder Noth, indeß der eigentlichen Armen zählen wir hier Gottlob wenig in unserem Dörfchen. Auch was von neuen Einwohnern hinzu gekommen, gehört nicht der Armuth an. Marie

Digitized by Google

Heller, die vor wenigen Jahren mit ihrer Tante hierher zog, ist sogar für die Armen und Leidenden ein Segen des Dorfes geworden. Seht, dort kommt sie eben," fuhr der geschwätzige Alte durch's Fenster deutend fort, „ein liebliches Kind, nicht wahr? Sie kommt von der Apotheke, wo sie Arznei für ihre Tante geholt, die arme Frau ist recht leidend seit einem Jahre."

Unwillkürlich hatte Anna hinausgesehen, aber plötzlich heftete sich ihr achtloser Blick fest auf das dahin schreitende junge Mädchen.

War es ein Traum, war es Täuschung der Sinne, konnte das wirklich jenes hagere bleiche Kind sein, jene Marie, die Pflegetochter der Hellberg'schen Familie, derer sie sich vom Heimathsdorf her erinnerte, konnte die schwächliche Waise sich zu einer blühenden Jungfrau entwickelt haben, mit leicht gerötheten Wangen, das zarte Antlitz von schweren seidenartigen Flechten umrahmt?

(Fortsetzung folgt.)

## Die Druiden und der Druidenfuß.

Nichts war den Druiden heiliger als der Eichbaum und der Eichenmistel (visenm album;) daher hatten sie vermuthlich auch ihren Namen, denn *Agvs*, in der kelto-aremorischen Sprache Deru, bei den alten Galliern Druis, heißt eine Eiche, und der bekannten Druidenfuß ist ein doppeltes, in sich verschlungenes *A*, welches der Anfangsbuchstabe dieses Wortes ist. Druide hieße also in unserer Sprache so viel als Eichherr. Einige wollen aber auch diesen Namen von dem altdeutschen Druthin, ein Heer, ableiten. Von den uralten Eichen, namentlich des hercynischen Waldes, der den Römern die Heimath alles Schrecklichen war, berichtet Plinius (Hist. nat. XVI. 2), daß ihre Wurzeln sich begegnend und gegenseitig drängend in Bogen aufwärts sich krümmten, den Boden durchbrachen und somit Thore bildeten, groß genug, daß Männer zu Pferd darunter wegreiten konnten. Die Druiden, vor und während der römischen Herrschaft, machten bei den keltischen Völkern, den Britaniern, Gallieru und Deutschen, eine eigene Kaste aus, sowie die Braminen in Indien, und standen gleich diesen in dem größten Ansehen, indem sie nicht nur die Priester im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern die Gelehrten und Weltweisen jener Völker waren und selbst auf die Regierung des Staates den größten Einfluß hatten. Noch zu Cäsar's Zeiten hatten die Deutschen keine Druiden, ein Beweis, daß Druis und die Druiden nicht deutschen Ursprungs sind. Durch Tiberius und Claudius wurden sie aus Gallien vertrieben und flüchteten nach Germanien. Der Ursprung ihres Ordens fällt in's Ungewisse und Fabelhafte. Wir haben keine früheren Nachrichten von ihnen als diejenige, welche uns Cäsar in seinen Commentarien liefert. Auch weibliche Druiden gab es, ebenfalls in der größten Achtung stehend, die sich besonders auf die Wahrsagerei verlegten. Aus der römischen Geschichte sind viele Beispiele von solchen Druidinnen bekannt. Was die äußere Verfassung der Druiden betrifft, so hatten sie ein gemeinschaftliches Oberhaupt. Der Oberdruide behielt seine Würde lebenslänglich. Nur mit Eichenlaub bekränzt um die Stirne, durften sie Gottesdienst halten und das Opfer verrichten, oder in öffentlicher Versammlung erscheinen. Man weiß, daß die Druiden am ersten Tage des neuen Jahres in die Eichwälder gingen, Misteln zu suchen. Die Feierlichkeiten, womit der Mistel abgenommen wurde, waren sehr bedeutend. Der Priester stieg in einem weißen Kleide auf den Baum, schnitt den Mistel mit einer goldenen Sichel ab und ließ ihn auf ein weißes Tuch fallen. Zum Beschluß schlachtete man Opferthiere und stellte Gebete an. Noch heutigen Tages werden, besonders in England, die Eichbaummisteln für heilig gehalten. So schildert Freiligrath in seinem Liede: „Für's Schwarze Land. Weihnachten 1866" ꝛc. das Christmasfest u. A.:

Wir sitzen gedrängt
Um den trauten Kamin;
Es knattern die Brände,
Die Kohlen glüh'n.

Mit der Festzeit Laub
Ist das Haus bekränzt;
Die Tanne duftet,
Die Stechpalm' glänzt.

Und vom Balkenknauf,
Weißbeerig sie,
Lauscht die Mistel nieder,
Die Schelmin, die! u. s. w.

Das Volk schreibt in England den Misteln wunderbare Kräfte zu, scheut sich aber, sie auf gewöhnliche Art abzuschneiden. Man bekommt sie folgendermaßen: Wenn die Sonne im Schützen steht und der Mond abnimmt, so soll man etwa einen, drei oder vier Tage vor dem Neumond mit einem Pfeil dieselben herabschießen und sie im Herunterfallen mit der linken Hand auffangen. Diese Misteln gelten als ein Heilmittel bei jeder Krankheit der Kinder. Die uralte Heiligkeit der Eichenmistel (in Schwaben auch Mispel und Wispel genannt) erhellt schon daraus, daß in der skandinavischen Mythe Balder mit einem Zweige derselben erlegt wurde. (Vgl. Grimm's deutsche Myth. S. 1156 ff.) Nie von Menschenhand gesäet oder gepflanzt, aus Samen entstanden, der erst einmal durch den Leib einer Drossel gegangen sein mußte, auf irdischem Boden nicht wachsend und nie gefunden, sondern nur auf heiligen Eichen, — endlich auch im Winter grünend, nur im Winter blühend und stets in die Form eines runischen Y ausprossend, einer Wünschelgerte ähnlich, mußte diese Pflanze eine mythische Bedeutung erhalten, man nannte sie auch, gleich dem Viburum Opulus: Afholter.

Nebst der Eichenwispel hielten die Druiden viel auf die Pflanze Selago, Hierobekane oder Verbenata (wahrscheinlich unser Eisenkraut: Verbena officinalis), und besonders das Schlangen-Ei hatte für sie einen vorzüglichen Werth theils zum Wahrsagen, theils für beinahe alle Gattungen von Menschen und Viehkrankheiten. Das Eisenkraut galt als ein Friedens- und

Digitized by Google

Freundschaftszeichen, Herolde schmückten deshalb ihr Haupt mit Kränzen von ihm. Gespenster und zauberische Unholden mußten ihm weichen; besonders wirksam war es im Zeichen des Widders gebrochen. Buhlern verlieh es Kräfte zu Liebeswerken, Kindern Lernliebe und Gedächtniß, Häusern brachte es Gedeihen und reichliches Aus- und Einkommen, Aeckern und Feldern guten Ertrag. Von diesem Kraut geht auch die Sage, es erzeuge, wenn über sieben Wochen in festes Erdreich gelegt, kleine Würmlein; wen diese berührten oder stächen, der müsse alsbald sterben. Zwischen Liebende geworfen, verursache es Krieg und Hader. Auch bei uns ist das Andenken an die alten Druiden nicht ganz erloschen. Es gibt viele Ortschaften, besonders in der Altmühlgegend, welche von den Druiden oder Druiden ihren Namen führen, z. B. Druidheim, Truttenheim, Truttingen, Drudering, Druttenhausen (altes Kloster im Elsaß) u. s. w. Die weibliche Drude (Trud) ist noch hin und wieder so gefürchtet, als sie es ehemals gewesen; man glaubt, ihr sei dämonische Macht verliehen, Andere zu quälen. Mancher Dorf- und Stadtschenke dient noch der Druidenfuß (Pentagramm) zum Aushängschild. Dieser (das Bierschild) hatte nach dem alten Aberglauben die Kraft, keine Person an Wirthshäusern vorüberzulassen, die mit dem Teufel im Bunde war. (Nürnb. K.)

### Dr. Schliemann's Ausgrabungen zu Troja.

Von hefreumbeter Seite wird der Nat.-Ztg. ein Brief des Dr. Schliemann mitgetheilt, der bekanntlich schon längere Zeit in Hisarlik mit unermüdlichem Eifer und großem Kostenaufwande die alte Burg Pergamus ausgräbt. Der Brief ist vom 23. Juli datirt und enthält Folgendes: „Am 19. Juli stieß ich in 10 Meter Tiefe auf die kolossale trojanische Mauer, welche schon Homer bemerkt haben muß, denn sonst hätte er ihren Bau nicht dem Neptun und dem Apollo zuschreiben können (Ilias, VII, 452—53); sie ist von mehr oder weniger gehauenen, mit Erde zusammengesetzten Steinen erbaut, die so gelegt sind, daß sowohl die Außenseite, welche unter einem Winkel von 70—75 Grad hinabläuft, als auch die Innenseite, welche senkrecht ist, ein ziemlich glattes Ansehen haben. Sie ist oben auf der Westseite 3½, auf der Ostseite 4 Meter breit und scheint ganz gewiß bis auf den Urboden hinunterzugehen, denn bis zu einer Tiefe von 15 Meter oder 50 deutsche Fuß habe ich an ihrer Seite aufgraben lassen, ohne ihre Fundamente zu erreichen. Ihre zunehmende Breite an der Ostseite läßt mich vermuthen, daß in ganz geringer Entfernung, vielleicht nach einigen Schritten, das Thor ist, welches von der Stadt nach der Akropolis führte." Im Weiteren berichtet Dr. Schliemann, daß er seit 1. April mit Anfangs 100, dann 150 Arbeitern von der Nordseite in 25 Meter Tiefe unter des Berges Gipfel eine 70 Meter breite Plattform habe hineintreiben lassen. Da er nach zwei Monaten gesehen habe, daß er unmöglich das Riesenwerk in diesem Jahre vollenden könne, habe er sich damit begnügt, vorläufig nur einen Kanal von 30 Meter Breite, der gleichzeitig auch auf der Südseite begonnen worden sei, durch den ganzen Berg zu graben. Auf der Südseite sei er in einer Entfernung von 50 Meter vom Abhang auf die Mauer gestoßen, welche Laomedon durch die beiden Götter habe bauen lassen. Nächstens wolle er die Ausgrabungen in großem Maßstabe fortsetzen und dann vor allen Dingen die ganze Mauer der Akropolis und ihren Zusammenhang mit der großen Stadtmauer erforschen. Hinsichtlich der bis jetzt aufgefundenen Gegenstände, fährt Dr. Schliemann fort, darf ich sagen, daß ich für die Archäologie eine neue Welt aufgedeckt habe, denn, um nur Ein Beispiel zu citiren, finde ich hier Tausende und aber Tausende von Stücken Terracotta in Form des Bukans und des Carroussels, die mit den verschiedenartigsten religiösen Symbolen bedeckt sind, auch alle andere Töpferarbeit ist hier so phantastisch und manichfaltig wie nur möglich. Welch eine Schuttaufhäufung ist hier! 50 Meter oder 165 Fuß hat der Berg an der Südseite in der Breite zugenommen, seit der Zerstörung von Troja, und die 5—8 Meter hohen Schutt- und Steinschichten desselben sind mit 10 Met. oder 33 Fuß hohen Trümmern bedeckt, welche drei ganz verschiedenen vorhistorischen Völkern und endlich der hellenischen und römischen Zeit angehören. Gleichzeitig grabe ich auch die Baustelle des Apollotempels bis zum Urboden ab, der dort aber nur in 21 Meter oder 70 Fuß Tiefe zu sein scheint; ich fand daselbst einen herrlichen bearbeiteten Marmorblock, der den Sockel Apollo mit vier unsterblichen Pferden darstellt; er ist aus der Zeit des Dysmachus.

### Miscellen.

Aus Kreuznach, 1. Oct., wird der „Cobl. Ztg." geschrieben: „Vor einigen Tagen sahe ein Bäuerlein zur Stadt, um 2 Säcke vergifteten Weizen für Mäusevertilgung zu holen, welcher er auch wohlbehalten bis in die Gegend von Planig brachte. Indessen, unverhofft kommt oft, und so mußte es denn auch dem unbesorgten Fuhrmanne passiren, daß der eine Sack schadhaft wurde und plötzlich zerplatzte, wodurch der Inhalt reichlich der Landstraße mitgetheilt wurde. In der Regel aber kommt ein Unglück selten allein, und so mußte es denn wieder zufällig geschehen, daß gerade zu dieser Zeit mit seiner Heerde just des Weges daher kam und die mit dem Präbicate der Dummheit überall decomplimentirten armen Gänse blitzschnell über die reichliche Aernte herfielen, aber auch fast im nämlichen Augenblicke mit krampfhaften Zuckungen ihre Gänseseelen aushauchten.

Eine zeitgemäße Frauenpredigt. Auf einer dieser Tage in Wien abgehaltenen Versammlung von Frauen stellte ein Frl. v. Schwartenbach den Antrag, den Modethorheiten durch einfache und geschmackvolle Kleidung mit vereinten Kräften entgegenzuwirken. Sie motivirte ihren Antrag durch folgende Worte: „Ich halte es für eine ganz falsche Berechnung, wenn Mädchen glauben, daß sie durch auffallende und luxuriöse Trachten für die Männer anziehender werden, als durch einfachen und geschmackvollen Anzug. Ihre Verschwendung und Geschmacksverleugnung ist auch in dieser Beziehung nutzlos, sogar schädlich und abschreckend. Unser Geschlecht ist bereits im Verdacht, daß es den Fastnachten verloren habe oder aber immerwährend Maskenballe feiere. — Sämmtliche Narrenhäuser der Christenheit haben keine so ekenhaften Concurrentinnen jener Carricaturen der Weiblichkeit aufzuweisen, welche über die Maßen interessant zu werden glauben, wenn sie dem Hohne jedes Zuschauers trotzen, mit künstlich eingezogenem Leibe und bepackt mit einer vogelstraußartigen Anhäufung auf der hintern Persönlichkeit mit steigenartigen Absätzen über die Straße trippeln, als hätten sie die furchtbarsten Leibschmerzen, und dabei die Hände längsmurrig voranshängen, als fürchteten sie beständig, auf die Nase zu fallen. Eine dritte Sorte der geschmackpolizeiwidrigen weiblichen Erscheinungen nenne ich umgekehrte wandelnde Kohlköpfe, wegen der auf ihrem Anzuge übereinandergeblätterten Lappen. Was eigentlich ihr Kleid ist, kann kein Mensch sagen, denn sie tragen nichts als Kleiderbestheile, einen über den andern geschichtet, immer einen geschmackloser gefarnt als der andere, womöglich jeder von einer besonderen Farbe, so daß das Ideal des Anzugs in möglichst viel sinnlos gehäuften und gemischten Lappen zu bestehen scheint. Solchen Erscheinungen gegenüber schäme ich mich meines eigenen Geschlechts. Es ist, als bestände die ganze weibliche Beschäftigung und Bestimmung darin, sich mit möglichst geschmacklosem Tand und Lappenkram bedeckt zur Schau, zum Hohne und zur Lächerlichkeit öffentlich auszustellen. Es muß etwas geschehen, um dieser Schande ein Ende zu machen." Leider wird die Frauenpredigt wohl nur eine „Stimme in der Wüste" bleiben.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 121. Speyer, Donnerstag, den 10. October 1872.


**Dem Andenken**
des verewigten königl. Rectors und Lyceal-professors
**Joseph Fischer**
als Zeichen tiefer Trauer und innigster Verehrung gewidmet
**von der kgl. Studienanstalt Speyer**
beim Beginne des Schuljahres 1872/73.

So füllen denn uns wieder die Hallen sich,
Strebsame Jugend kommet herbeigeeilt,
Zur alten Bildungsstätte strömt sie
Regeren Sinnes und neu gekräftigt.

Wohl gilt es frisch sein, winket ein hohes Ziel;
Denn heiterem Sinn gedeiht nur das Studium.
Und doch bannt tiefer Ernst jetzt Alle,
Trauer erfüllet das Haus und Wehmuth.

Denn ach! der bisher lenkte die frohe Schaar,
Den Lehrern liebreich nah' als Genosse stand,
Entrissen ist er uns, und nimmer
Dürfen wir schauen sein mildes Antlitz,

Der, was die größten Geister des Alterthums
Der ganzen Menschheit, unserem Volk zumeist,
Vertrauten als ein werth Vermächtniß,
Kundig der lernenden Jugend aufschloß,

Der durch der Kunst geweihete Tempel sie
In Rom und Hellas und durch der Christenheit
Erhabene Gotteshauten führte,
Nährend den Sinn an dem Born der Schönheit,

Der überzeugungtreu in der Zeiten Sturm
Nicht wankend hoch die Fahne der Bildung hielt,
Den Blick zum Idealen wendend,
Reiche Entfaltung des Geistes wollte,

Nicht wollte, daß nur Wissen der Schüler Fleiß
Erwerbe, nein, daß Liebe zum Edeln sich
Und Drang zu eignem geist'gen Schaffen
Rege lebendig in Jugendseelen,

Davon durchdrungen auch die Genossenschaft
In gleichem Vorbild wies und zu gleichem Ziel,
Um unsres Landes Schwesterschulen
Schlingend das liebliche Band der Eintracht,

Also begeistert wirkte fürs Vaterland,
Die letzten Kräfte gerne ihm opferte,
Jüngst ging er ein zum ew'gen Frieden.
Schaut nun das heilige Licht der Wahrheit.

Doch wenn sich Licht stets gründet am Lichte fort,
Wenn immer neu aufgrünet gestreute Saat,
Wenn das, was geistvoll ward gesprochen,
Nimmer veraltet und nie vergehet,

So lebt auch dein Werk uns in der Zukunft fort,
Und Früchte bringet das, was du gepflanzet hast,
Es bleibt der Dank dafür dir ewig,
Ewig im Herzen ein treu Gedächtniß.

Wir werden wahren, was du gestiftet hast,
Was du gegründet, werden wir mehren dann,
Damit dein Geist aus lichten Höhen
Freundlich auf uns noch herniederschaue.

**A. Busch.**

## * Harte Herzen.

Original-Novelle.

(Fortsetzung.)

Sie wollte fragen, forschen, aber noch zur rechten Zeit hielt sie inne. Nur noch einige zerstreute Worte richtete sie an den alten Mann, um ihre plötzliche Unruhe zu bemänteln, dann nahm sie von ihm Abschied und schwang sich auf das ungeduldig wiehernde Pferd, das ein Knabe am Zügel hielt.

„Wozu forschen?“ sagte sie leise vor sich hin, während sie langsam die Dorfstraße entlang ritt, „hinter mir liegt die Vergangenheit, von ehrner Pforte gesperrt und eine Zukunft gibt es nicht für mich.“

Eine heftige Erschütterung riß sie aus ihrem Sinnen empor. Ihr Pferd war über einen am Wege liegenden Stein gestrauchelt und stürzte zu Boden.

Ein Ruf des Schreckens erschallte aus den nahe-liegenden Häusern, deren Bewohner die ungewohnte Erscheinung einer Reiterin an's Fenster gelockt hatte, als sie die Dame zur Seite des Pferdes fallen sahen.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür der nächsten Wohnung, eines sauberen Häuschens mit leuchtenden Fenstern und schneeweißen Vorhängen, und daselbe junge Mädchen, das vorhin an dem Hause des Schulzen vorübergeschritten war, eilte auf die Baronin zu, ihr Hilfe zu leisten, während sogleich auch Männer und Frauen geschäftig und theilnehmend herbeikamen.

„Sind Sie verletzt, Madame?“ fragte die milde Stimme des Mädchens, sich über die für einen Moment regungslos Daliegende neigend, dann aber überzog eine plötzliche Blässe ihr Antlitz.

„Die Werndel-Anna!“

Digitized by Google

Die Baronin hielt die Augen geschlossen und sah nicht, wer zu ihr redete.

„Gott sei Dank, ich bin unverletzt“, sagte sie mit leiser Stimme, „nur ein wenig betäubt und schwindelig. Wollen Sie mir helfen, empor zu kommen und mir ein Glas Wasser bringen?“

Marie hatte sich gefaßt.

„Kommen Sie in unser Häuschen, Madame, dort werden Sie sich rasch wieder erholen; die guten Leute hier werden für Ihr Pferd sorgen, das keinen Schaden erlitten, nicht wahr?“

„Gewiß, gewiß“, tönte aus dem Kreise der Zuschauer, — das Mädchen mußte sehr beliebt sein.

Mit Mariens Hilfe erhob sich Anna. Ihr erster Blick, da sie die Augen öffnete, zeigte ihr, wer es war, auf dessen Arm gestützt sie jetzt langsam dem Häuschen zuschritt.

Einen Augenblick lang schien es, als wolle sie sich ihrer Beschützerin mit einer hastigen Bewegung entziehen, aber schon im nächsten lehnte sie wie müde das Haupt vorn über als ergebe sie sich willig in ihr Schicksal.

Hinter den beiden Frauen schloß sich die Thür des Hauses. Anna schritt mit ihrer Begleiterin über eine kleine Flur und betrat ein mittelgroßes Zimmer.

„Verzeihen Sie, Madame, wenn meine Tante, Frau Heller, Sie nicht zu begrüßen vermag. Sie ist seit einem Jahre sehr leidend und kann sich nicht vom Stuhle erheben.“

Mit diesen Worten führte das Mädchen Anna über die Schwelle.

Die Baronin hatte alle körperliche und geistige Kraft zusammengerafft, sich zu sammeln, und es war ihr gelungen, nun freieren Blickes ihre Umgebung zu prüfen.

Hart am Fenster hinter den lang wallenden Vorhängen saß im Lehnstuhl eine alte Frau, in einen schwarzen, talarartigen Ueberwurf gekleidet, der ihre ganze Gestalt verbarg. In dem faltenreichen Antlitz, das sich dennoch eine gewisse Energie bewahrt, halten Krankheit, vielleicht auch geheime Leiden, ihre Furchen gegraben.

Sie erkannte das Antlitz und wie ein Dolchstich drang es durch ihre Brust. War sie es nicht selber, die mit thätiger Hand dazu gewirkt hatte, es zu zerstören?

„Ich bringe Dir die Dame, liebe Tante, der so eben der Unfall begegnet“, nahm das junge Mädchen das Wort. „Sie ist unverletzt und will sich nur ein wenig erholen.“

Das Auge der Leidenden blitzte auf, als sie der Baronin ansichtig ward, in ihrem Antlitze zuckte es, und die Hand wie abwehrend von sich streckend, rief sie mit lauter Stimme:

„Unglückliche, wen bringst Du mir, — fort mit ihr — ich fluche ihr — sie raubte mir mein Kind.“

Die Eisenrinde, mit der Anna Werndel vor der Welt ihr Herz umzogen hatte, schmolz dahin, gebrochen war der Trotz, die düstere Resignation. —

— — Zu dem Sitze der alten Frau eilte sie und sich zu ihren Füßen niederwerfend und das Haupt in die Falten ihres Kleides verbergend, schluchzte sie unter heißen Thränen:

„Verzeiht, verzeiht, dem Reuigen wird vergeben; ich bin namenlos unglücklich, gebeugt, zerbrochen an Leib und Seele liegt eine Elende zu Euren Füßen.“

Weg, weg mit ihr, ihr Mund ist Falschheit, Heuchelei, und Lüge ihr Thun“, stöhnte die alte Frau; „ich will sie nicht sehen!“

„Laßt mich bleiben, da Gottes Hand mich an diese Stätte geführt, laßt mich beichten und reden von jenen Tagen des höchsten Glanzes vor den Augen der Welt, des höchsten Elendes vor dem eigenen Innern. Und wenn Walter heimkommt an diese Stätte des Friedens, so kündet ihm —“

Margarethe Hellberg lachte bitter: „Walter“, sagte sie, „mein Sohn, — seit jener Nacht, da er das Dorf verließ, eine Beute des Elends und der Verzweiflung, habe ich ihn nicht wieder gesehen, hat sein Fuß nicht die Schwelle seiner Mutter überschritten, denn ein heiliger Schwur, den er bis jetzt noch nicht zu lösen vermochte, hielt ihn von mir entfernt.

„Ich fühle es, der Tod steht hinter meinem Stuhl und grinst mich an; ich werde in die Grube fahren, ohne ihn gesehen zu haben, und allem bist Du Schuld; geh hinein in die Gesellschaften der Vornehmen, schmücke Dich mit funkelnden Steinen, kalt wie Dein Herz, und zertritt muthwillig ein blühendes Dasein —“

„Haltet ein!“ rief Anna außer sich, „eine Folter waren die Jahre, seit mein Leichtsinn mich auf ewig von Walter trennte, denn von jenem Tage an erwachte das Gewissen um so furchtbarer, da ich es zu betäuben nie zu unterdrücken vermochte, und heute liebe ich ihn mehr als jemals, möchte sterben für ihn.“

So glühend, so leidenschaftlich war der Ausdruck Anna's, daß Frau Hellberg erkennen mußte, daß nur so die höchste Reue, die reinste Wahrheit reden konnte. Im Winkel schluchzte Marie.

„Wehe uns Alten“, sagte endlich die Wittwe: wer vermag zu sagen, wenn wir unser Leid auf die Waagschale legen, auf wessen Seite sie sich neigt; denn glaubt mir, das Leid jenes Kindes“, und sie wies auf Marien, „ist nicht das kleinste; der Blick einer Sterbenden sieht klar, sie liebt Walter, meinen Sohn, für ihn ward eine schöne Jungfrau aus dem verkümmerten, scheuen Kinde; für ihn lernte sie, lebte sie, für ihn — —“

Ein Aufschrei des jungen Mädchens unterbrach ihre Worte. Todtenbleich, keines Wortes mächtig, war Marie zurückgesunken, die Hände wie flehend emporhaltend.

Die Baronin zitterte am ganzen Körper. Ein Blick der Eifersucht schoß aus ihren Augen auf das junge Mädchen, aber sogleich hatte sie sich gefaßt, es war das letzte Aufflackern der Leidenschaft, das letzte Glühen der Lava, ehe der Brand des Kraters erlischt und seine Donner verstummen. Sie war die Erste, die die eingetretene lange Pause unterbrach.

Sie erhob sich von ihren Knieen und langsam auf Marie zuschreitend, erfaßte sie die Hand des jungen

Digitized by Google

Mädchens. „Ja, ich liebe ihn", wiederholte sie, „aber fürchte nichts, Mädchen, Anna Werndel, Baronin von Martenbach, ist Dir kein Hinderniß mehr; wie viele Thränen haben die wenigen Jahre erträumten Glückes bezahlen müssen. Ueber dem glänzenden Hause des Edelmannes steht das drohende Gespenst der Armuth. — Der aristokratische Bauer, mein Vater, hat übermüthig, durch Elende verleitet, ein großes Vermögen verschleudert, das er unerschöpflich glaubte. Mein Gemahl, dem ich erst zur Befriedigung seiner Habsucht, dann seiner Eitelkeit dienen mußte, ist längst ruinirt und nahen sehe ich den Tag, wo das schwankende Gebäude einbricht und uns Alle unter seinen Trümmern begräbt. Ich habe keine Hoffnung mehr, meine Bahn ist zu Ende. Du aber", fuhr sie wärmer werdend fort, „Du sollst ihn reißen aus schmachvollen Fesseln, die ihn bedrohen. — Gottes Willen erkenne ich in seiner wunderbaren Fügung. Vernimm denn, Marie, vernehmen Sie, Frau Hellberg, Euer Walter steht auf dem Punkte, sich zu verloben; die Tochter eines reichen Juden, des Chefs des Hauses, in dem er arbeitet, Rebecka Aaron, ist für ihn bestimmt . . ."

(Fortsetzung folgt.)

## Deutsche Kinderspielwaaren auf dem Weltmarkt.

So unbedeutend Mancher die Kinderspielwaaren hält, so eine hohe und interessante Bedeutung haben diese erlangt. In den entferntesten Hafenplätzen Chinas und Japans, da wo selten die Flagge eines deutschen Fahrzeuges zu sehen ist, Eins ist fast immer zu finden, auf Märkten oder auch in den Wohnungen: ein Stück deutsches Spielzeug aus Sachsen oder Thüringen, aus Schwaben oder Oberbayern; und kommt man nach New-York oder Kalifornien, nach Australien oder nach den Niederlassungen am Südcap Afrika's, oder in die Niederungen von Madagaskar, überall rufen uns wenigstens unsere Spielwaaren einen deutschen kindlich-herzlichen Gruß zu. Als die Novara-Expedition in den Nicobaren einlief, hat sie unsere Spielwaaren unter den dortigen schwarzen Eingeborenen gefunden. Diese Leute haben ihre Hausgötzen, und haben dieselben gegen unsere schöner gefärbten Spielwaaren vertauscht. Es wurden jene allbekannten kleinen Holzgrethelen, geschmückt mit Muscheln und Pflanzen, in Hütten und Höhlen aufbewahrt gefunden. Wer je einmal Gelegenheit hatte, in die Liste über die Ausfuhr deutscher Kinderspielwaaren in englischen oder amerikanischen Hafenstädten einen Blick zu thun, der wird erstaunt gewesen sein, alljährlich solche Kinderspielsachen im Werthe von Hunderttausenden aufgeführt zu sehen, die gerade aus den ärmsten Gegenden unseres Vaterlandes kommen, aus den bienenartig fleißigen Händen der genügsamsten Menschen.

Einer der berühmtesten Orte für die Fabrication von Spielwaaren ist die Stadt Sonnenberg im Meiningen'schen, wo dieser Industriezweig seit 600 Jahren betrieben wird, und, wie die Chronik besagt, von der in diesem Fabricationszweig berühmten Stadt Nürnberg im Jahre 1270 dahin übersiedelt worden ist. Wandert man durch die engen Straßen Sonnenbergs oder die umliegenden Dörfer Judenbach, Steinheide, Hüttengrund, Schwarzbach, Steinbach und Lauscha, da pacht, meißelt, bohrt und hämmert es Tag und Nacht, Alles ist emsig unterbrochen beschäftigt, sogar Kinderhändchen müssen mithelfen. Die Nürnberger halten längst ihr Augenmerk auf die Geschicklichkeit und den Fleiß der Bevölkerung in dieser holzreichen und verkehrsarmen Gegend geworfen und deßhalb diesen Erwerbszweig hier eingeführt. In Judenbach wurden schon frühzeitig auch andere Holzwaaren für den Hausgebrauch angefertigt, als Schneeschaufeln, Kübel, Mulden, Holzschuhe, Salzbüchsen und Leuchtspäne, während Steinheide meist Schachteln aller Größen erzeugte. Man ist kaum im Stande, die unabsehbare Reihe der Tausende von Gegenständen, die hier erdacht und erzeugt werden, zu übersehen. Ein einziges Spielzeug, z. B.: die Arche Noah, zählt nebst dem Schiffskörper 120 geschnitzte Thiere. Diese Arche Noah ist schon in den ältesten Registern Nürnbergs als Kunstspielwerk aufgeführt:

Hundert und zwei Gethier fürwahr
Als man zählt 1270 Jahr
Sind für 8 Pfennige baar
Zu han im Krais Isar.

Mit jedem neuen Jahrhundert kamen immer neue Sachen, als Kinderschwerter, Schnarren, Nußknacker, Kukuk und Holztrompetchen, Pferde und Puppen; im letzten Jahrzehnt des achzehnten Jahrhunderts die Leierkästchen mit beweglichen Figuren, z. B. zwei Böcke, welche die Köpfe zusammenstoßen, u. s. w. Heute ist die Spielwaaren-Fabrication zu einem großen Umfange angewachsen und auf dem Continente sind jahrleiche Reisende für dieses Engros-Geschäft thätig.

Es muß Verwunderung erregen, daß einzelne Kinderspielwaaren-Firmen einen jährlichen Umsatz von ¼ Million Thaler haben, wenn noch hinzugefügt wird, daß die durch diese Gegend durchlaufende Eisenbahn alljährlich 40,000 Ctr. Spielwaaren aus dieser Gegend fortführt, und wie viele kleine Spielzeuge mögen dies sein, wenn man erwägt, daß die herzoglich Meiningen'schen Forste allein 5000 Klafter Fichtenholz à 100 Cubikfuß feste Masse an die Fabricanten liefern und wenn man weiter bedenkt, daß z. B. zur Verfertigung von 4680 Dutzend Trompetchen oder 56,160 Stück à 1.5 Pfennige nur 136 Cubikfuß Holz nöthig sind. Im sächsischen Erzgebirge ist der Erwerb von mehreren 1000 Menschen, die solche Spielzeuge anfertigen, in einem kläglichen Zustande, indem die Holzpreise daselbst höher stehen als im Thüringen'schen; dort ist die Arbeitstheilung nicht eingeführt, jeder Arbeiter macht sein Stück ganz allein fertig und muß es auch nöthigenfalls bemalen, während im Thüringen'schen die Maler unglaublich schnell und billig ihre Arbeit verrichten; so z. B. kostet das Bemalen von 200 kleinen Holzkoffern, welches auf 5

Digitized by Google

Seiten zu geschehen hat, 200 Pfennige; hierzu liefert der Maler alle 8 oder 10 Farben, Firniß, Lack ꝛc. und bei alledem verdient ein Maler mit Weib und Kind in einem Tag 15 Neugroschen. Diese Thüring'sche Gegend versendet alljährlich für 30,000 Thlr. Spielwaaren nach Amerika.

In Oberbayern sind seit dem 13. Jahrhundert Obrammergau und Berchtesgaden berühmt, besonders für feinere Sorten von Schnitzereien. Ebenso ist das Grödnerthal in Tirol wohlbekannt wegen der Zierlichkeit und Billigkeit seiner Erzeugnisse; Greste und kleine Kinder befassen sich daselbst mit Holzschnitzereien; dasselbe ist der Fall im Traunkreis in Oesterreich, in den Städtchen Ischl, Mollen und Hallstadt. Im österr. Staate zählt man überhaupt 8000 Menschen, welche Spielzeuge schnitzen und werden aus diesen Gegenden alljährlich an 20,000 Ctr. fertige Waare versendet. (Wochenschr. d. niederösterr. Gewerbver.)

## Miscellen.

Köln, 5. Oct. Der Morgens um 5 Uhr 40 Minuten von Frankfurt hier anlangende Nachts-Courierzug fuhr heute hier unweit des Hahnenthores auf einen dort haltenden Viehzug von hinten auf. Die Locomotive des Courierzuges war in einen Viehwagen hineingebohrt und lag etwas seitwärts in die Erde gewühlt. Die beiden zunächst anhängenden Güterwagen waren wenig beschädigt, unter ihnen aber die Schienen gebogen und zerbrochen. Der dritte Wagen des Courierzuges ein Gepäckwagen, war mehr beschädigt und stand quer über dem Geleise. Der diesem folgende erste Personenwagen war auch quer und das untere Ende nach oben auf den Gepäckwagen geworfen oder vielmehr gedrückt worden von dem ihm folgenden Personenwagen, die mehr oder weniger beschädigt waren. Der erste Personenwagen war aber total zertrümmert und fielen die einzelnen Theile, als man vermittels einer Locomotive den Knäuel entwirrte, aus einander. Glücklicher Weise sind Verletzungen von Passagieren nicht zu beklagen. Der Zugführer des Personenzuges erlitt eine leichte Contusion am Kopfe; der Packmeister hat einen Arm gebrochen. Sonstige Verletzungen von Menschen sind nicht vorgekommen. Vom Viehzuge waren die hintern Wagen zertrümmert und dabei mehrere Ochsen sogleich getödtet, andere so verletzt, daß man sie gleich auf der Stelle abschlachtete; wieder andere standen und lagen dort mit zerschundenem Körper und blutigen, gebrochenen Hörnern. Ein Ochs lag gegen 9 Uhr heute Morgen noch fest gekeilmit zwischen zwei in einander gepreßten Viehwagen. Beide Geleise wurden gesperrt und es konnte das eine derselben erst nach mehreren Stunden wieder fahrbar hergestellt werden. Die Ursache des Zusammenstoßes kann augenblicklich noch nicht angegeben werden. Eine eingehende und strenge Untersuchung ist angeordnet.

(Ein originelles Marktstückchen.) Ein Gutspächter in der Nähe von Temesvar hatte zwei Pferde und ebensoviele Ochsen in seinem Stalle, die ihm nicht mehr des Futters werth schienen, welches er auf sie wenden mußte. Er selbst hatte keine Zeit, den Temesvarer Markt zu besuchen, sondern bat einen Bekannten, der sich anschickte, denselben zu besuchen, die beiden Pferde mitzunehmen und daselbst zu verkaufen oder zu vertauschen. Einen anderen Bekannten belästigte er mit derselben Bitte in Bezug auf die Ochsen. Der gute Pächter hatte sich auch an die rechte Adresse gewendet, und schon anderen Tages hatten die beiden Abgesandten ein vortreffliches Geschäft abgeschlossen. Der Eine theilte ihm nämlich mit, daß er die Pferde zwar nicht verkaufen könne, allein er habe sie mit einer geringen Aufzahlung von 80 fl. gegen ein Paar sehr schöner Ochsen ausgetauscht, und der Andere that ihm zu wissen, daß es ihm gelungen sei, die schäbigen Ochsen, die nur mehr aus Haut und Knochen bestanden, mit nur 50 fl. Aufzahlung gegen ein Paar wunderschöner Wagenpferde umzutauschen. Wenn man nun erwägt, daß der Pächter, also das umgetauschte Vieh nach Hause kam, in demselben sein eigenes erkannte, so kann man sich denken, ein wie erfreutes Gesicht er zu diesem guten Geschäfte machte.

(Die Fahnen der Invaliden in Paris.) Die Fahnen der Invaliden in Paris sind die Zeichen der französischen Siege und daher stets mit dem höchsten Stolze regiert worden. Gegenwärtig dienen sie als Pfähne auf die brennenden Wunden, und die Blätter bringen daher ein Verzeichniß, das historischen Werth hat, obgleich es nur die eine Seite des französischen Kriegglückes zeigt und die Kehrseite verschweigt. Die französischen Blätter erzählen: Im Jahre 1627 wurden 44 Fahnen, die bei der Belagerung von La Rochelle erobert worden waren, im Innern von Notre Dame aufgehängt. Dazu kamen im Jahre 1637 89 den Spaniern abgenommene Fahnen und 1639 abermals 88 Fahnen und 91 Reiterstandarten, welche die Spanier in der Schlacht von Breisach verloren. Unter Ludwig XIV. wurde diese Trophäensammlung bedeutend vermehrt, namentlich durch Condé, der in Folge dessen auch vom Volke der „Zapezierer von Notre Dame" genannt wurde. Unter Ludwig XV. wurden 168 in den Schlachten von Guastalla, Fontenoy und bei der Belagerung von Brüssel erbeutete Fahnen in der pariser Kathedrale niedergelegt. Unter Ludwig XVI. kamen die im americanischen Kriege bei den Belagerungen von Boston und Quebec und in der Schlacht bei Lexington erbeuten Fahnen, so wie die von den Antillen und aus Ostindien (1777 bis 1783) stammenden Siegeszeichen hinzu. Im Jahre 1791 wurden die Fahnen von Notre Dame nach dem Hotel der Invaliden gebracht und bald darauf im Schiffe der dortigen Kirche aufgehängt. Unter dem ersten Kaiserreiche wurden dieselben bedeutend vermehrt, indem fast alle Völker Europas das Ihrige dazu beisteuerten. Im Jahre 1814, vor dem Einzuge der Alliirten in Paris, wurden, wie ein eigens dazu aufgenommenes Protocoll ausjagt, alle bei den Invaliden befindlichen Trophäen, 1800 an der Zahl, verbrannt. Unter der Restauration wurde die Sammlung von neuem begonnen, und zwar bildeten die in Morea erbeuteten Fahnen den Anfang. Unter Louis Philippe kamen 71 bei der Eroberung von Algier erbeutete Fahnen hinzu. In den Jahren 1831 und 1840 ließ die Pairskammer eine bedeutende Anzahl von Fahnen, die Napoleon dem Senate geschenkt hatte, den Invaliden übergeben. Dieselben waren nämlich 1814 in den Kellern des Luxemburg versteckt worden, geriethen aber in Vergessenheit, bis sie von Herrn v. Semonville, Großreferendar der Pairskammer, entdeckt wurden. In der Folge kamen die in den Kriegen des zweiten Kaiserreiches erbeuten algerischen, marokkanischen, russischen, österreichischen, americanischen und chinesischen Fahnen hinzu, um schließlich dieselben noch gegenwärtig die Kirche der Invaliden.

## Charade.

Streich' ein R, und ein Getränk,
Meine Ersten, reicht als Schenk
Dir ein ein'ger Dritt entgegen,
Der im deutschen Land gelegen.

Heiß und blutig war der Kampf,
Der oft um die Dritt' entbrannte,
Wenn Geschütz im Pulverdampf
Schuß auf Schuß dem Feind entsandte.

Bunt Gewirre, Scherz und Lachen,
Flieh'n und Finden im Gewühl,
Wird sich in dem leichten Spiel
Meines Ganzen sühlbar machen.

**Auflösung des Anagramms in Nr. 118**
Ideale — Adele.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 122. Speyer, Samstag, den 12. October 1872.

## * Harte Herzen.

Original-Novelle.

(Fortsetzung.)

Ein leiser Wehruf der alten Frau durchdrang das kleine Gemach, während Marie, todtenbleich, jedes Wortes unfähig, auf die Redende starrte.

„Ich kenne jenes Mädchen", fuhr die Baronin fort; „stolz, hochmüthig und launenhaft, ist der Unglückliche nichts weiter als ein Spielball ihrer Capricen; rettet ihn, es ist die höchste Zeit, wenn Ihr ihn nicht auf ewig verlieren wollt."

„Aber was treibt den Unseligen zu diesem Entschluß?" fragte die Kranke vom Fenster her; „wie ist meinem Sohn zu helfen?"

„Was ihn dazu treibt? Die Rache. Wenn Walter Hellberg Chef des Hauses Aaron wird, ist die Ehre, die Existenz der Familie Martenbach in seinen Händen."

Die Mutter bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen, ein furchtbarer Kampf schien in ihrer Seele vorzugehen, eine lange Pause entstand.

„Anna Werndel", nahm sie endlich das Wort, „Du schwörst mir, daß jene Ehe Walters Unglück sein würde."

„So wahr ich ihn liebe, so wahr ich bereue."

Die alte Energie schien über die Leidende gekommen, ihre Stimme klang so hart und befehlend wie einst, da sie dem Haselbauer gegenüber gestanden.

„Mache Dich fertig, Marie", sagte sie, „bitte den Gastwirth, sogleich anspannen zu lassen; Du sollst in die Stadt."

Erstaunt und ängstlich blickte Marie sie an, „zur Stadt", wiederholte sie, „und was soll ich dort?"

„Wo befindet sich das Haus Aaron?" wandte sich die Wittwe zu Anna.

„Jacobsstraße No. 91", erwiderte die Baronin.

„Du hörst es, also dorthin fährst Du und forderst augenblicklich Walter Hellberg, meinen Sohn, zu sprechen."

„Was verlangst Du?" rief Marie außer sich, niemals vermag ich's, niemals."

„Du wirst gehen, wenn Du ihn liebst", beharrte Frau Hellberg. „Ich fordere diesen Gang von Dir als Lohn für alle Sorgfalt, für alle Liebe, die ich Dir angethan."

Das Mädchen neigte schluchzend das Haupt. „Ich gehorche", flüsterte sie, „ich werde gehen. Und was soll ich zu ihm reden?"

„Die Bitte, nein der Befehl seiner Mutter, die ihn geboren, augenblicklich an ihren Sitz des Leidens zu eilen, ehe es zu spät, denn hinter ihr steht der Tod und jede Stunde kann ihr Dasein enden."

„Und vergissest Du, daß Walter geschworen —"

„Mich nicht eher wiederzusehen, ehe er sich gerächt und den Namen seines Vaters zu Ehren gebracht", unterbrach die Wittwe sie, „wohl weiß ich das, doch Walter ist ein guter Sohn, meinst Du denn, daß er nicht weiß, wo wir uns geborgen, nachdem wir das Heimathsdorf verlassen; meinst Du, ich wüßte nicht, von wem die zahlreichen Geldsendungen kommen, die meine Einsamkeit erfreuen?"

„Geh', Marie, sprich zu ihm wie Dir's um Herz, frei und ohne Hehl, und selbst wenn er Dir zu widerstehen vermöchte, den Bitten der Mutter wird er's nimmer."

Die Kranke schwieg erschöpft, die Gluth des Fiebers leuchtete aus ihren Augen.

Schweigend küßte Marie der Pflegemutter die welke, abgezehrte Hand und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

Auf der Schwelle wandte sie sich um. „Aber, ich kann Dich nicht allein lassen, Tante", sagte sie; „wer soll Deiner warten, wenn ich vom Hause fern bin?"

Die Baronin trat auf die Wittwe zu. „Mich lasset Euere Pflegerin sein, bis Marie heimkehrt; laßt mich Frieden athmen in diesem Hause, ehe ich heimkehre in meine eigene Wohnung, wo die Hölle hinter Gold und Seide meiner wartet. Geh', Marie, es ist keine Zeit zu verlieren, was geschehen soll, muß rasch geschehen!"

Fragend blickte das junge Mädchen auf die Wittwe; ein Blick der Leidenden bestimmte sie, sie verließ das Zimmer.

Wenige Augenblicke später rollte ein kleiner ländlicher Wagen die Dorfstraße dahin, der Residenz zu.

* * *

Walter Hellberg bewohnte zwei Zimmer im Hause des reichen Banquiers, seines Principals. Der erste Schmerz über den Verlust des Sohnes und Erben

Digitized by Google

war verstummt, die Familie hatte sich in ihre Zimmer zurückgezogen und der junge Mann war allein in seiner Wohnung. In tiefen Gedanken versunken, das Haupt gestützt, saß er in einem Fauteuil; daß schwere Kämpfe in seiner Seele vorgingen, davon zeugte der wechselnde Ausdruck seines Antlitzes. Er hatte die Thür des Zimmers verschlossen, um allein und ungestört zu sein, jetzt riß ihn ein Klopfen aus seinen Träumen, — halb unwillig öffnete er die Thür.

„Du bist es, Itzig", fragte er; „Du kommst mir wenig gelegen in dieser Stunde; ich habe Wichtiges mit mir selber zu überlegen."

Aber der Jude ließ sich nicht abweisen. „Soll ich Ihnen sagen, Herr Walter, worüber Sie denken nach? — Ob Sie die Rebekka heirathen, und die Markenbach, Ihre Feinde, damit bekommen in Händen, oder ob Sie bleiben ein freier Mann und verschieben Ihre Rache auf das Jenseits?"

Das Antlitz Walters röthete sich.

„Woher weißt Du? — —"

„Alles weiß der Isidor Beiel; aber er weiß auch, daß Ihr nicht umstoßen werdet Recht und Gewissen und das alte Familiengesetz. Ich allein bin berechtigt, Rebekka's Mann zu heißen, jüdisch Blut muß sich zusammenthun; ich will Euch retten und die Reue sparen. Geht hinunter zu Aarons und sagt, daß Ihr die Rebekka nicht wollt."

„Nein, ich will sie nicht!" rief Walter in überströmenden Gefühl, „der Unglücklichste aller Menschen würde ich sein, bände mich das Schicksal an ihre Seite, und dennoch, zu mächtig sind die Hebel, die mich vorwärts treiben auf der einmal betretenen Bahn, die mich die Herrschaft in diesem Hause wünschen lassen, und da diese Herrschaft gar nicht anders errungen werden kann, als nur durch den Besitz Rebeklas —"

„Soll ich Ihnen auch nennen diese Hebel?" unterbrach ihn der Jude. — „Sie heißen Rache gegen die Familie Markenbach, Vater, Mann und Weib. — Bleiben Sie sitzen, Herr Walter", fuhr er fort, den Aufspringenden mit kräftiger Hand zurückhaltend, „lassen Sie reden mich. — Markenbachs sind ruinirt, das wissen Sie so gut wie ich, und wenn Sie die Rebekka heirathen und sind alleiniger Herr des Geschäfts, liegt es in Ihrer Hand, sie zu stoßen in's Elend. Sie haben einen Mann benutzt, dem für Geld nichts heilig ist, den Major Haldern, den alten Bauern auszuziehen, systematisch, der Baron that es von selber, und es ist ihnen gelungen. Aber der Arme kann werden reich, der Elende kann werden bemitleidet, — doch der Verbrecher wird ausgestoßen aus der Gesellschaft der Menschen und verachtet, ob er sich Peter Hellberg nennt, Euer Vater, oder Cristoph Werndel, oder Arthur von Markenbach."

„Hören Sie mich jetzt an, Walter Hellberg. Hier in dieser Tasche habe ich den Beweis, daß der Baron ein Fälscher ist, in wenigen Stunden vermag ich Sie, Christoph Werndel als Fälscher und Spitzbube entlarven zu lassen und draußen steht ein Mann, der die Ehre Eures Vaters in Händen hat, der Euren Namen zu reinigen vermag von jedem Flecken."

Krampfhaft packte Walter des Juden Arm: „Mensch, was verlangst Du für dies Alles? Nimm mein Leben, weiter vermag ich Dir nichts zu geben für diese Stunde."

„Ruhig, ruhig", beschwichtigte Isidor den Glühenden. „Lassen Sie uns machen ein Geschäft, Herr Walter. Sie entsagen der Rebekka, ich heirathe sie und werde Chef des Hauses Aaron u. Comp.; von jenem Tage an, da ich mit ihr stehe unter dem Baldachin, werden Sie eintreten als Compagnon in die Firma. Abgemacht, Herr Walter?"

Er streckte dem jungen Manne die Hand entgegen, aber Walter schlug nicht ein.

„Doch was soll ich dem Vater sagen, der im Namen des sterbenden Sohnes mir seine Tochter antrug?" wandte er ein; „ich erbat mir Bedenkzeit bis morgen —, o laß mich's gestehen Dir, dem Vertrauten meiner Jugend, ich kann jenes Mädchen nicht lieben."

„So habt Ihr die Werndel-Anna nicht vergessen?" fragte der Jude hastig.

„Die Baronin Markenbach? Ihr Schatten schwebt vor meiner Seele, wie eine Erinnerung aus dem Grabe. Anna ist nicht glücklich und trotz allem, was sie mir angethan, füllt nicht Liebe mehr, füllt nur ein tiefes Mitleid für sie mein Herz. Aber dieses Herz, das sich steinern glaubte und alt, es ist neu erwacht und mächtig schlägt es in meiner Brust. Sehnsucht fühle ich, Isidor, unendliche Sehnsucht, — meine Mutter möchte ich an mein Herz drücken, ehe sie ihr Auge schließt, Marie möchte ich wiedersehen, die jetzt zur stattlichen Jungfrau geworden sein muß."

Ein Keifen auf der Treppe unterbrach den glühenden Strom seiner Rede; deutlich vernahmen die jungen Leute Rebekka's schrille Stimme:

„Ich sage Ihr ja, Mamsell, Herr Walter Hellberg ist nicht zu sprechen, — Sie kann mir sagen, was Sie ihm mitzutheilen hat."

„Unmöglich, Fräulein", hörten sie eine andere weibliche Stimme mit lieblichem Ausdruck erwidern: „ich muß ihn selber sprechen, ich komme im Namen seiner kranken Mutter."

„Meiner Mutter!" Glühend sprang der junge Mann empor und die Thür aufreißend eilte er die Treppe hinunter, an deren Fuße die beiden Mädchen standen.

Ohne Umstände schob er Rebekka zur Seite und nun stand er Marien gegenüber, deren zartes, rosiges Antlitz von der Ueberraschung, Walter vor sich zu sehen, über und über erglüht war.

„Marie, o Gott, ich täusche mich nicht, — Du selber bist es."

Er schloß das junge Mädchen in seine Arme und drückte einen Kuß auf seine Stirne.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Am Verdigree.

Eine Indianergeschichte nach „Chamber's Journal".

Es war eine unruhige Zeit am Verdigree. Die Rothhäute hatten uns ihr Ultimatum gesandt. Dort saß ihr außerordentlicher Gesandter, halbnackt, auf seiner erbärmlichen Mähre für den Krieg bewaffnet und equipirt, aufrecht und unerschütterlich. Der Mittagswind bewegte eben die Locken seines Skalps, sonst hätte man ihn für eine bemalte Bildsäule halten können. Unser Kamerad Herdon saß auf einem abgehauenen Eichenklotz, auf dem er mit den Stücken eines zerbrochenen Ladestockes trommelte, während er uns lachend befahl, uns in Linie zu stellen. Es handelte sich eben für uns um keinen gleichgiltigen Gegenstand. Am frühen Morgen waren wir durch das krystallhelle Wasser des Verdigree geritten, waren am westlichen Ufer hinaufgeklettert und, nachdem wir eines der lieblichsten Thäler, welche je ein menschliches Auge entzückt haben, erforscht und Jeder von uns sich einen fruchtbaren Strich Landes ausgesucht hatte, beschlossen wir, uns dort dauernd niederzulassen.

Des Vormittags hatten wir uns damit beschäftigt, Holz für unsere Blockhütten zu fällen. Die eifersüchtigen Osages hatten aber unser summarisches Verfahren übel aufgenommen und uns die peremptorische Weisung zugehen lassen, auf das andere Ufer des Flusses zurückzukehren oder die Strafe für unsere Unwillfährigkeit mit dem Leben zu bezahlen.

„Wollen Sie nicht so freundlich sein, nach jenem Hügel dort zu reiten", sagte Ben, der Missourianer mit dem schwarzen Schnauzbart, zu dem scharlachrothen Wilden, welcher das Englische theilweise verstand. „Wir möchten hier gerne die Angelegenheit ein wenig besprechen."

Und er wies auf einen etwa hundert Fuß entfernten Punkt, als ob er erwarte, daß seiner Forderung sofort Folge geleistet werde. Sein Pferd umdrehend, fügte der Wilde sich dieser Weisung, ohne ein Wort zu sagen.

Unsere ganze Civil- und Militärmacht war für die Gelegenheit aufgestellt worden. Wir zählten sechs Mann; wir waren Alle jung und kräftig; ein jeder von uns kannte den Militärdienst, und zwar den Dienst der rauhesten Art. Wir hielten einen improvisirten Kriegsrath.

„Nun, Ihr Jungen, was meint ihr von der Forderung der Wilden? Was wollen wir thun", fragte Ben ganz sorglos.

Tiefes Schweigen folgte; Jeder wartete, daß ein Anderer seine Meinung zuerst sage. Endlich sprach der Texikaner seine Meinung aus. Welches sein eigentlicher Name war, hatte ich nie erfahren. Aus Texan hatte das Rothwelsch an der Grenze das Wort Texikan gebildet und unter diesem anomalen Spottnamen kannten, achteten und riefen wir ihn.

„Ich stimme für ein Gefecht, Ihr Jungen!" sagte er. „Besseres Land als das hiesige findet sich nirgends; es ist Nummer Eins. Und die Indianer haben kein besseres Recht als wir; außerdem haben sie uns auch gar keine höfliche Ladung, es zu verlassen, geschickt. Es würde uns keine Ehre machen, auf solche Bedingungen das Land zu räumen."

Und mit einem starken Eide schwur er, er werde eher in seinen Stiefeln sterben, ehe er einer Abtheilung dieser schmierigen Osages aus dem Wege gehe. Er habe sie stets niedergeschossen und stets den Sieg davongetragen. Drei Jahre früher hatten die Comanches seinen Vater an der alten Grenze von Texas skalpirt und seiner Schwester die Hirnschale mit einer Kriegskeule zerschmettert. Wir erwarteten von ihm, daß er sich gerade in diesem Sinne aussprechе.

„Ihr müßt die Sache für euch selbst ordnen, Ihr Jungen!" fiel der Missourier gähnend ein, als handle es sich um eine ganz alltägliche Angelegenheit oder um die Entscheidung eines Würfelwurfs. Ich hielt es für klug, keine Verantwortlichkeit zu übernehmen und sein Beispiel zu befolgen.

„Es ist ganz gut, zu sagen, den Kampf anzusetzen", bemerkte Colton, „und es ist ganz wahrscheinlich, daß Jeder von uns ebenso kräftig ist, wie einer von ihnen, aber was können wir Sechs gegen drei oder vier Hundert thun? Die Art, wie sie sprechen, gefällt mir auch nicht; aber sie haben das Spiel ganz in ihrer Hand und wissen es.

„Ich habe in dem Kriege genug gekämpft, als ich die Texaner niederschoß und wenn ich es vermeiden kann, so werde ich nicht kämpfen. Wir könnten unsere Blöcke aufhäufen und uns hinter denselben bis morgen halten; es würde sich aber als ein häßliches Wagestück herausstellen, ehe es zu Ende wäre. Wir haben hier keinen Tropfen Wasser und mit unseren Speisevorräthen würde es bald zu Ende sein und nach 48 Stunden würden sie auf unseren Knochen tanzen. Wenn Ihr Uebrigen durchaus kämpfen wollt, nun gut, dann mag der Kampf stattfinden; aber ich bin der Meinung, wir thun besser, etwas langsamer zu gehen."

Es war ein junger, blauäugiger, flachshaariger Minnesotianer und bei den Raufbolden an der Grenze stand er in dem Rufe: „Er sei kalt wie ein Keil und schärfer als Stahl."

„Ich will Euch sagen, wofür ich stimme", sagte Indiana. (Wir nannten uns allgemein nach den Staaten, denen wir nach unserer Geburt angehörten). „Wir sind alle erfahrene Soldaten und müssen bei diesen Vagabunden etwas Strategie benützen. Sie haben uns beschimpft und ich meine auch, daß wir uns nicht zurückziehen können, ohne einen Schuß abgefeuert zu haben. Es ist aber ganz so, wie Minnesota sagt. Wir können sie in keinem Falle Alle bekämpfen, aber wir können sie doch besiegen. Ich schlage vor, wir wählen einen von uns und sie einen von den Ihrigen, und diese Beiden mögen sich dann schießen. Wenn ihr Mann gewinnt, dann räumen wir das Thal; gewinnt der unsrige, dann bleiben wir."

Digitized by Google

Dieser neue Vorschlag gewann den Beifall Aller. Herdon stellte dazu das Amendement, daß wir die Rolle des Kampfes durch's Loos entscheiden wollten und daß der Kampf mit Büchsen in einer Entfernung von zwanzig Schritten ausgeführt werden sollte. Es wurde erklärt, jetzt sei die Angelegenheit in ihre richtige Form gebracht, und wir willigten Alle herzlich ein.

Ben stieg auf und winkte dem Indianer zurückzukommen. Die nackte Persönlichkeit ritt ernst auf uns zu, empfing unsere Botschaft in einer ganz anständigen Art und war nach einer Minute bereits aus dem Gesicht. „Wir werden am besten thun, unsere Gewehre zu laden, Ihr Jungen", bemerkte Indiana, „denn wenn unser Antrag ihnen nicht gefällt, so werden sie uns schnell überfallen." Die Idee wurde als „nicht schlecht" acceptirt und wir luden nicht nur Büchsen und Revolver, sondern thürmten unsere Holzblöcke auch in einer solchen Art aufeinander, daß sie uns, wenn es erforderlich sein sollte, eine sehr wirksame Vertheidigung gewähren konnten. Herndon zündete dann ein Feuer an, holte Wasser herbei und begann unser Mittagessen zu kochen.

Nach ungefähr 20 Minuten kehrte der Gesandte zurück. Unser Vorschlag war mit großer Gunst aufgenommen worden; wie er uns mittheilte, würde er aber nur angenommen werden, wenn die Entfernung zwischen den beiden Kämpfern auf zehn Schritte herabgesetzt werde. Zugleich bemerkte er, man erwarte, daß der Kampf fortgesetzt werde, bis Einer der beiden Kämpfer getödtet sei, und daß nach dem Abfeuern der Büchsen der Gebrauch der Messer und Tomahawks gestattet sein müsse. „Sie stellen uns sehr scharfe Bedingungen", bemerkte Ben. „Aber ich vermuthe, daß doch alles in Richtigkeit ist. Sie wissen, daß Sie es im Schießen mit uns nicht aufnehmen können." Wir müssen den armen Teufeln eine Aussicht geben. Dazu gaben wir Alle unsere Zustimmung. Für einen Tomahawk zu sorgen, hielten wir für ganz überflüssig; wir wußten, der erste Schuß würde die ganze Angelegenheit in einer oder der anderen Art ordnen. Der Bote theilte uns dann mit, die Krieger des Stammes würden in einer Stunde versammelt sein, um uns auf dem Gipfel einer hohen Anhöhe, die er uns zeigte, in der Entfernung von etwa einer halben engl. Meile zu erwarten und wir möchten uns pünktlich einfinden. Dann jagte er wieder fort. Jetzt handelte es sich für uns darum, durch das Loos bestimmen zu lassen, wer von uns den Posten der Gefahr übernehmen sollte.

(Schluß folgt.)

## Miscellen.

Bekanntlich gibt es in Frankreich auf Meierhöfen und Gütern große Etablissements, in welchen man sich lediglich mit der Federviehmästung beschäftigt. Diese Etablissements mästen Millionen von Hühnern und versenden namentlich nach England eine ungeheure Zahl. Ueber das Verfahren theilt das Güt.-Grub. Landw. Wchbl. Folgendes mit: Zur Mästung bedient sich der französische Poulardier fast ausschließlich der gestampften Hirse, welche er vermittelst Hirse- und Gerstenmehls und Wasser zu einem festen Teige knetet und Butter hinzufetzt; zum Trinken aber reicht er gesunde, saure Milch mit etwas Zucker versetzt und verfüßt, und durch diese vortreffliche Nahrung erhält das Federvieh jenes zarte, weiße, schmackhafte Fleisch und wird in unglaublich kurzer Zeit fett. Durch Gerstenschrot läßt sich aber die Hirse vortheilhaft ersetzen. Die Gänse werden, wie auch bei uns, oft mit Hafer gemästet und erhalten reines Wasser zum Trinker, auch die Enten; das in Deutschland hier und dort gebräuchliche Nudeln ist ganz unbekannt. Bei der Schnellmästung reicht man die mit Zucker versüßte Milch selbst den Gänsen und Enten. Die erstaunliche Wirkung dieses guten Futters zeigt sich sehr schnell, und die Thiere erreichen eine Größe und ein Gewicht, wovon wir in Deutschland keinen Begriff haben. Aus den französischen Poulardereien verkauft man nun die Thiere immer ausgeschlachtet und niemals mit den Federn. Mit großer Reinlichkeit und Geschicklichkeit wird dabei verfahren, so daß die Braten das appetitlichste Ansehen bekommen. Man schlachtet Kapaunen, Hühner und selbst die Tauben, indem man ihnen die Kehle durchschneidet und besonders darauf achtet daß sie rein ausbluten; Gänse und Enten tödtet man durch einen Stich in die Hohlung hinter dem Genick. Mit besonderer Sorgfalt wird das Abrupfen der Federn betrieben, um ja die zarte Fetthaut nicht zu beschädigen, und nachdem die Thiere sauber gewaschen und mit einem Tuche abgetrocknet sind, reibt man sie oft mit Weizenkleie ab, um die Weiße zu erhöhen. Endlich schlachtet man die Thiere, welche anderen Tages verkauft werden sollen, schon Abends, steckt in den Körper einige rohe Trüffeln und läßt ihn so übernacht hängen, worauf die Trüffeln entfernt werden. Dadurch wird dem Fleische ein feiner aromatischer Geschmack mitgetheilt.

(Vorbeugungsmittel gegen Schimmel an Wurst und Fleisch.) Nicht selten ist es der Fall, daß Würste, Schinken und dergleichen aufzubewahrende Eßwaaren schimmlig werden, wenn sie nur einige Zeit in einem mit dumpfeuchter Luft erfüllten Raume sich befinden. Um diesem Uebelstande ganz vorzubeugen oder da, wo er eingetreten ist, ihn zu beseitigen, ist nichts empfehlenswerther, als gewöhnliches Kochsalz in einem Teller nur mit so viel Wasser zu übergießen, daß eine dreiartige Lösung des Salzes erfolgt. Wenn man schimmlige Würste mit dieser Salzlösung anstreicht, verschwindet der Schimmel sofort, nach einigen Tagen überziehen sich die Würste mit überaus feinen Salzkrystallen, die jeder weiteren Schimmelbildung vorbeugen. Dasselbe Verfahren ist ebenfalls zu empfehlen, um den zeitweilig in den Gelenken der Schinken auftretenden Schimmel zu beseitigen.

Eine neue Art, reich zu werden, schreibt ein Newyorker Blatt hat kürzlich einer unserer ehrenwerthen Mitbürger erfunden. Derselbe klemmt allabendlich den Schwanz seines großen schwarzen Katers in eine dazu besonders construirte Zange, bindet denselben an einen Strick und befestigt letzteren an einen Pfahl mitten auf dem Hofe. Dadurch ist der Mann in den Stand gesetzt, jeden Morgen in einem Umkreis von ca. 20 Schritten um das gedachte Thier eine reiche Ernte an Stiefelknechten, Fahnbürsten, Seifresten, Wichstöpfen, Kartoffeln, Mohrrüben u. dgl. auf- und an sich zu nehmen, welche die umwohnenden Nachbarn als Zeichen ihres saufrichtigen Beifalls ob der nervenerschütternden Katzenmusik dem klugen Thiere während der Nacht zugeworfen haben. Man sieht, auch Bruder Jonathan hat sein „Kalau"

(Ein Schwabenstreich.) Der „Newyorker Demokrat" schreibt: „Aus Watterloo, Ind., wird folgender Schwabenstreich berichtet: Die Kuh Johann Müllers war mit den Hörnern zwischen den Sprossen einer an einem Baugerüst befestigten Leiter gerathen. Müller holt die Säge und sägt — der Kuh beide Hörner ab. „Ja die Leiter," sagt er, „kostet zwei Dollar, da kann i koa Sprossa nausäge." Die Kuh ist seither krepirt."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 126. Speyer, Dienstag, den 22. October 1872.


## * Zwei Gräber.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

Am Ende des Dorfes, wo die Berge anfangen, liegt auf einem Abhange der freundliche Kirchhof; keine hohe Mauer verbirgt ihn den Blicken der Vorübergehenden. Die schwarzen Kreuze, mit bunten Blumen umwunden, die weißen steinernen Tafeln mit den Namen der Verstorbenen schauen herab auf die belebte Landstraße, als wollten sie den Bewohnern des Dorfes Grüße bringen aus dem Jenseits von den dahingeschiedenen Lieben. Wahrlich, deuteten nicht die Kreuze und Denksteine auf die Bestimmung des Ortes, man könnte einen wohl gepflegten Blumengarten zu erblicken vermeinen, so traut und liebreich erscheint dem Wanderer der Friedhof des Dorfes Rosenau. In einer Ecke desselben, wo die duftendsten Blumen sprießen, wo die Nachtigall ihr erstes Liedchen singt, wenn die warme Gottessonne die grüne Natur zu neuem Leben weckt, liegen hart an einander, von einer mächtigen Trauerweide überschattet, zwei Gräber. Viele Jahre mögen über diese Ruhestätte dahingezogen sein, denn die Denksteine sind verwittert und die Blumen rund umher ordnet keine liebende Hand, aber dennoch ergreift uns ein sonderbares Gefühl bei ihrem Anblick, es scheint fast, als ob die Personen, die hier von allen Todten abgesondert, so still nebeneinander schlummern, auch im Leben enge verknüpft gewesen sein müßten — wie ein Liebespaar, das sich aus dem bunten Treiben der Welt in die Einsamkeit flüchtet, liegen die beiden Gräber vor uns still und geheimnißvoll, und nur die Cypresse neigt traurig ihre Aeste vom Winde durchweht, und klagender singt die Nachtigall — als habe sie unsern Gedanken belauscht und wolle uns in Tönen erzählen von jenen Menschenkindern, die da unten ist's wig Schlaf ruhen und nichts mehr wissen von den Sorgen und Enttäuschungen der großen kalten Welt. Treten wir an die Steine heran und versuchen die Buchstaben, die Zeit und Wetter fast unleserlich gemacht haben, zu enträthseln, so erstaunen wir nicht wenig, der Inschrift nach zu erfahren, daß das erste Grab, wo wir einen schlichten Landmann vermutheten, einen Oberst und Ordensritter verbirgt. Und doch ist dem so:

„Emil Wilhelm v. Lukau" steht auf dem einen, auf dem andern dagegen ein einfacher schlichter Name, wie Tausende ihn führen und der stark auf dem Dorf-Friedhofe von Bauernmädchen und Frauen vertreten ist; auf dem andern Stein ist nämlich der Name Gretchen eingegraben, und zwar vollständig „Gretchen Walther". Und woher es nun kommt, daß diese beiden Gräber so eng an einander liegen, wie Gretchen Walther neben dem Oberst schlummert, das ist die Wirkung eines schlichten Liedes, und wenn es meine Leser nicht ermüdet, so will ich ihnen die kurze Geschichte erzählen, wie sie mir selber von einem alten Landmanne mitgetheilt wurde, der mich auf die Gräber unter der Trauerweide aufmerksam machte.

Vor einigen 50 Jahren stand mitten im nahen Walde, den zu dieser Zeit noch nicht die Industrie gelichtet hatte, zwischen hohen Eichen und Buchen versteckt, ein schmuckes Forsthaus. Freundlich von Außen, freundlich von Innen, schien es dem Vorübergehenden zu zuwinken: „Tritt näher" und heiter ward Jedermann, sei er noch so kummerbeladen, der seinen Fuß in die hellen, traulichen Räume der Försterei setzte.

Ringsum standen drohende Kriegswolken am Himmel; schon hatte der mächtige Corse das deutsche Reich unter seinen ehernen Fußtritt gebeugt, und blutigroth strahlte oft der Himmel vom Brande der Städte und Dörfer, jammernd stiegen Thränen und Weherufe zu den Wolken empor, Gerechtigkeit forderndt vom Ewigen gegen den fremden Unterdrücker; aber nichts von alledem drang in den stillen Wald hinein, die Hirsche und Rehe eilten unbekümmert nach wie vor der reinen Waldquelle zu, die Vöglein ließen ihre hellen Lieder ertönen — und tobte ringsum der laute Kampf im Vaterlande, so herrschte ein desto tieferer Frieden im grünen Walde.

Aber drinnen in dem kühlen schattigen Hause sah es jetzt nicht ganz so freundlich aus, als es sonst der Fall war, denn der alte Förster liebte Frohsinn und Geselligkeit. Seit langen Jahren Wittwer, hatte er, selbst kinderlos, die Tochter einer früh verstorbenen Schwester an Kindesstatt angenommen und Alles aufgeboten, sie den Verhältnissen des Ortes nach auf das Beste zu erziehen und ihre Fähigkeiten zu bilden. Und seine Mühe war nicht vergebens gewesen. Gretchen hatte den Unterricht ihres Oheims und des würdigen Pfarrherrn wohl benutzt, und das Kind hatte sich rasch

Digitized by Google

zur lieblichen Jungfrau herausgebildet, die sowohl an Schönheit als an Wissen sämmtliche Mädchen des Dorfes überragte. War es ein Wunder, daß, obgleich Gretchens Oheim ihr kein Vermögen hinterlassen konnte, die reichsten Bauernsöhne mit Verlangen auf die 16-jährige Jungfrau blickten? War es ein Wunder, daß bereits manche Väter ein heimlich Wörtchen dem alten Gerhard in's Ohr geraunt hatten, wozu dieser bedächtig den Kopf schüttelte, als habe er seine eigenen Gedanken darüber, die eine künftige Zeit reifen sollte.

Und dies Kopfschütteln hatte seinen Grund. Seit sechs Jahren lebte im Hause des Försters ein Jüngling, Emil Lukau, jetzt als Gehilfe desselben. Gerhard hatte den 12jährigen mittellosen Knaben, dessen Eltern eine epidemische Krankheit gleich nach einander hinweggerafft, theilnahmsvoll bei sich aufgenommen, und ihn gehalten wie sein eigen Kind. Der arme verwaiste Knabe hatte ja Niemand auf der großen Welt, der im Stande gewesen wäre, für ihn zu sorgen, denn rings im Lande loderte die Kriegsfackel und Jedermann hatte genug zu thun, seinen eigenen Unterhalt und den seiner nächsten Angehörigen zu bestreiten. Aber im Forsthause war Emil wohl aufgehoben, vielleicht noch besser, als bei seinen Eltern, ehrlichen aber unwissenden Landleuten. Gerhard selbst, der nicht ohne Bildung, unterrichtete seinen Pflegling so gut er es vermochte, und Gretchen, die sich bald enge an ihren neuen Spielkameraden anschloß, gab ihm täglich einen Theil dessen ab, was sie beim Pfarrer lernte.

So wuchsen beide Kinder zur Freude des Försters heran, Emil hatte sein achtzehntes Jahr erreicht, Gretchen stand im sechszehnten. Wer die beiden jungen Leute Hand in Hand, Auge in Auge, am Sonntage oder am Feiertabend im grünen Wald umherstreifen sah, wie sie sich vertraulich an einander gelehnt hatten, der konnte dem Alten nicht zürnen, wenn er sich seine eigenen Gedanken machte. Der schwächliche, bleiche Knabe war binnen Kurzem zum stattlichen, lebensfrohen Jünglinge geworden, mit hellen, blauen Augen, die gar keck in den grünen Wald hineinschauten, mit langem, blondem Haar, mit dem der neckische Wind spielte, wenn er, die treue Flinte im Arm, durch Gebüsch und Hecken streifte, denn der brave Förster Gerhard hatte ihn zum tüchtigen Jäger gebildet und die Gnade des Eigenthümers des Gutes, wozu die Waldung gehörte, hatte ihm nach dem Tode des Alten die Anwartschaft desselben auf die Stelle zugesichert. So konnte Gerhard denn unbesorgt in die Zukunft schauen und brauchte der Zuneigung der jungen Leute keinen Zwang anzulegen.

Und so leimte denn in Beider Herzen zu seiner geheimen Freude täglich mehr und mehr die Liebe auf, die schon in der frühesten Kindheit ihre Wurzeln geschlagen und in traulichen Stunden pflegte er sie wohl Beide in seine Arme zu schließen — und sie „meine Kinder" zu nennen. Gretchen, die Nichte des Försters, war trotz ihrer Geistesgaben ein einfaches stilles Kind; weit entfernt, die robusten Formen der Landmädchen zu besitzen, konnte man sie in der ländlichen Tracht für eine verkleidete Städterin halten, so zierlich erschien ihre Gestalt, so fein ihr Teint, so anmuthig jede Bewegung. Mancher Maler, den seine Tour durch den Wald führte, hatte schon die anmuthige Försterstochter mit den sinnigen dunkeln Augen und dem üppigen, seidenglänzenden Haar um ihre Gunst gebeten, sie malen zu dürfen, aber der Alte hatte es immer abgeschlagen.

Noch dürfen wir, um das Verzeichniß der Bewohner des Forsthauses vollständig zu machen, der alten Marie nicht vergessen, von der Familie Madai genannt, die halb die Rolle einer Wirthschafterin, halb die eines Familienmitgliedes bekleidete. Madai war seit dem Tode der Försterin zu Gerhard gekommen, hatte das kleine Gretchen auferzogen, es wie eine Mutter gepflegt und glaubte sich berechtigt, auch ein Wörtchen über die Zukunft ihres Kindes, wie sie das Mädchen oft nannte, mitsprechen zu dürfen. Um so verdrießlicher war sie daher, als sie die Absicht Gerhards erkannte, seine Nichte mit dem Pflegesohn, dessen Aufnahme als fremder Leute Kind sie ebenfalls nicht gerne gesehen hatte, zu verbinden und ihn vortheilhafte Anträge zurückweisen sah. „Gerhard, Gerhard" warnte sie oft, „bedenket, junges Blut thut nicht gut, — und aus den Augen, aus dem Sinn. Laßt Euch nicht trügen vom Schein, besser bewahrt, als beklagt, sagt das Sprüchwort."

Mit diesen und ähnlichen Vermahnungen, denn die alte Madai besaß einen wahren Schatz von Sprüchen, suchte sie den Förster von seinen Plänen abzuwenden. Aber der Alte war eine zähe Natur, der eine einmal gefaßte Absicht nicht fahren ließ, und das Schmollen und Warnen Madai's machte ihn nur noch hartnäckiger. Und zudem war keine Gefahr von dem sanften, treuen Charakter Emils, der ja Alles seinem Wohlthäter schuldete, zu befürchten. Gebot nicht schon die Pflicht der Dankbarkeit, die Nichte desselben zu verehren, wie viel mehr mußte es hier nicht der Fall sein, wo sich die wahre, innige Liebe in's Spiel mischte!

Noch ein Paar Jahre wollte Gerhard vorüberstreichen lassen, bevor er am Altare der freundlichen Dorfkirche die Hände der jungen Leute zusammenfügte, deren Herzen sich schon längst geeinigt hatten. Da röthete sich der politische Horizont Deutschlands, und immer trüber ward es und immer mehr der Opfer blueteten täglich, frembem Eroberungsgelüste zu fröhnen, und die edelsten Jünglinge wurden herausgerissen aus dem Kreise der Lieben, aus den Armen der Geliebten, vom Halse der Mutter, um nimmer, nimmer heimzukehren ins theuere, ewig geliebte Vaterhaus.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Doctor-Bäuerin.

Aus der „Deutschen Zeitung".

Es mögen nun ungefähr 15 Jahre verflossen sein, daß wir zum Erstenmale von einer Bäuerin sprechen hörten, die in der Nähe von München durch medicinische Pfuscherein den Aerzten und Beamten

der Gegend viel Aerger und sich selbst Verdruß, aber auch brav Geld machte; denn sie hatte starken Zulauf, wie Dies eben meistens der Fall ist, wenn ein sogenannter Wunderdoctor auftaucht und nun gar in der Person einer Bäuerin. Hiezu kam noch der Umstand, daß dieselbe ein Abkömmling jener in der ganzen Gegend gefürchteten und mithin sehr bekannten Familie Haberl, vulgo Nonnenmacher, war, deren sämmtliche Mitglieder in beständigem Conflict mit den Criminalgerichten lebten, bis sie endlich unschädlich gemacht wurden. Viele behaupteten, daß diese Familie von Zigeunern abstamme; nach der Meinung Anderer dagegen war sie aus einer jener Colonien, die unter des Cursürsten Carl Theodor Regierung im Mannheimischen angelegt wurden und nach Oberbayern übersiedelten. Amalie Hohenester, die Doctor-Bäuerin, soll schon frühzeitig von ihren Verwandten getreunt, dann in Hamburg gelebt, endlich aber sich in die stille Heimath zurückgesehnt haben, wo sie sich in Deisenhofen, Landgerichts München, niederließ. Einige Jahre später brachte sie das Bad Maria-Brunn bei Dachau käuflich an sich, offenbar in der Absicht, die ihr verbotene Heilkunst als Badbesitzerin ungeschmälert ausüben zu können. Die früheren Eigenthümer fanden auf diesem Bade trotz des guten Rufes der Heilquelle ihre Rechnung nicht. Die Hoheneser griff die Sache praktischer an; vor Allem errichtete sie eine Ziegelbrennerei, um die der Anstalt noch nöthigen Gebäude aus eigenem Material aufführen zu können; sie brachte die Concession der Metzgerei und Bäckerei an sich, errichtete eine Bierbrauerei und aller Nutzen, den frühere Besitzer des Bades anderen Gewerbsgenossen überlassen mußten, fällt nun ihr selbst zu; überdies erwarb sie eine große Oekonomie, welche ihr Mann kräftig leitet. So wird man also vor Allem zugestehen müssen, daß Amalie Hohenester eine sehr kluge und unternehmende Frau ist. Nebstbei verlor sie nie den Gesichtspunkt aus den Augen, ihren Ruf als Heilkünstlerin zu vermehren und auszudehnen, und da sie hiedurch mit den bis zum Erlaß des neuen deutschen Strafgesetzes bestehenden Bestimmungen in Widerspruch gerieth, so hatte sie eine Menge sehr empfindlicher Geldbußen und viele, oft lang andauernde Gefängnißstrafen zu erdulden; sie ließ sich aber durch dieselben von dem Versolge ihrer Absichten nicht abbringen, und man muß daher zugeben, daß Frau Hohenester auch eine charakterstarke, standhafte Person ist. Durch diese Bemerkung wollen wir übrigens keineswegs ihrer früheren Renitenz gegen obrigkeitliche Verbote Lob spenden; indeß, durch Standhaftigkeit und Glück hat sie das Schlachfeld behauptet.

Die Hohenester curirt nun unberührt und unbehelligt mit so großem Erfolge, daß wir die Zahl der Hilfesuchenden durchschnittlich auf täglich zwischen 50 bis 100 Personen veranschlagen hörten. Von den Passagieren der beiden zunächst gelegen Eisenbahn-Stationen Lohof und Röhrmoos wird der Omnibus nach Maria-Brunn förmlich erstürmt; hoch oben auf der Bache sitzen Patienten, rückwärts stehen sie auf dem Antritt und der Kutscher muß sich gar oft mit dem sog. Deichselsitze begnügen. In Maria-Brunn angekommen beginnt dann das zweite Sturmlaufen auf die offene Hinterstiege zu dem Wohnzimmer der „Madame" oder auch der „Frau Doctor". Hier ertheilt sie ihre Audienzen und Rathschläge, die gewöhnlich den ganzen Nachmittag und einen Theil des Abends in Anspruch nehmen. Ihre Medicamente bereitet sie alle selbst, wie man sagt größtentheils aus Kräutern; die Bäder ständiger Badgäste, ungefähr 130—150 an der Zahl, werden auch durch würzige Kräuter gestärkt; Frau Hohenester — der überdieß die Leitung und Beaufsichtigung aller häuslichen Arbeiten obliegt — ist demnach keine Müßiggängerin, sondern vielmehr vollauf beschäftigt, und wie uns Gäste versicherten, die längere Zeit dort weilten, vergönnt sie sich bei besonderer Frequenz oft kaum einige Stunden Nachtruhe; sie ist mithin auch eine äußerst fleißige Frau.

Um zur Hauptsache zu kommen, wie steht es mit ihrer Geschicklichkeit? Curirt sie wirklich mit so viel Glück, als aus dem starken Zulaufe zu vermuthen steht? Um hierüber eine gründliche und richtige Antwort geben zu können, müßte man alle oder doch wenigstens die auffallendsten Krankengeschichten in genaue Erfahrung gebracht haben. Dieß ist aber begreiflicherweise unausführbar. Die mannichfaltigen Erzählungen hierüber Glauben beizumessen, sie mögen nun pro oder contra lauten, wäre sehr gewagt, besonders da diejenigen Patienten, die sich getäuscht sehen, gerne schweigen, um nicht ausgelacht zu werden, und — von den imaginären Kranken abgesehen — auch dem Urtheile der Geheilten nicht immer unbedingt zu trauen ist, weil sie nicht selten die Sache übertreiben und manchmal das alte Uebel wiederkommt. Um daher so unparteiisch als möglich zu Werke zu gehen, beschränken wir uns auf die wenigen zu verbürgenden Thatsachen, die zu unserer Kenntniß kamen, und auf die sich hieraus ergebenden Schlußfolgerungen. Daß die Doctor-Bäuerin kecke, freche Curen unternommen habe, deren unglücklicher Ausgang voraussichtlich gewesen wäre, darüber ist uns kein Beispiel bekannt geworden. Kurze Zeit, nachdem sie sich in unserer Gegend angekauft hatte, begegneten wir einem Herrn, der uns ersuchte, ihm den Weg nach Maria-Brunn zu bezeichnen. Damit er ihn nicht verfehle, begleiteten wir ihn eine Strecke weit, und gleichsam zum Danke hiefür erzählte er Folgendes: Er litt seit Jahren an fast unerträglichen Magen-Schmerzen, und sein behandelnder Arzt fürchtete den Magenkrebs; er zog einen zweiten Arzt bei, der nach einiger Zeit der Besorgniß des ersten Arztes zustimmte, und endlich erklärten ihm Beide, daß sein Uebel unheilbar sei. In Verzweiflung hierüber beschloß er, sich an die damals noch in Deisenhofen befindliche Doctor-Bäuerin zu wenden; sie examinirte ihn scharf, beobachtete einige Tage sein Befinden und sagte dann: „Sie haben nicht den Magenkrebs, wohl aber einen sehr verdorbenen Magen; nehmen sie etliche Monate lang als Frühstück gut ausgebackenes Hausbrod mit Salz, trinken Sie darauf ein Glas „Robertwitt" und zeigen Sie mir den Erfolg an." Drei Monate waren seitdem verflossen, und er befand sich eben unterwegs, um

Digitized by Google

ihr den Dank für seine Genesung zu bezeigen. Augenzeugen erzählten uns, daß einmal ein schwer erkrankter Mann mit dem Omnibus angekommen sei; diesem Manne machte die „Frau Doctor" zu wissen, er möge auf sie warten, mit ihm habe sie länger zu sprechen. Sei es nun, daß ihn das Warten verdroß oder die den Kranken gewöhnliche Ungeduld befiel, kurz, er entfernte sich. Als dies Frau Hohenester erfuhr, sprach sie ihr lebhaftes Bedauern mit dem Bemerken aus, sie habe es gut gemeint, denn der komme lebendig nicht mehr heim — und so war es auch. Er starb unterwegs in einem benachbarten Orte. Wahrscheinlich hatte sie ihm den letzten schweren Gang durch eine Nachtherberge ersparen wollen; denn obwohl ihr Manche grobe Gewinnsucht nachsagen, hörten wir doch auch schon von vielen Seiten ihre Gutherzigkeit gegen die Armen loben. Aus öffentlichen Zeitungs-Nachrichten ist bekannt, daß Frau Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich heuer zum dritten Male eine Badecur in Maria-Brunn, oder eigentlicher zu sprechen, bei der Frau Hohenester zubrachte. Uns selbst hinderte unsere bescheidene Lebensstellung, unmittelbare Erkundigung über den Erfolg der Cur einzuziehen; aber einer bekannten adeligen Dame erzählte die Frau Erzherzogin selbst, daß sie von dem schweren Leiden einer hartnäckigen Kopf-Migräne, von der Aerzte sie nicht befreien konnten, nun vollkommen hergestellt sei. Frau Hohenester kündigte — indem sie der Frau Erzherzogin vertraulich auf die Schulter klopfte — ihre Heilung mit den Worten an: „Lieb's Kind Gottes, jetzt sind's ganz herg'stellt, und jetzt könnt' i halt's Logis für andere Leut' brauchen." Mit der Frau Erzherzogin war heuer die junge Großfürstin Vera im Bade; von oben erwähnter Dame wurde uns bestätigt, daß deren Leiden — starkes nervöses Zittern — gleichfalls vollständig geheilt worden sei. Dermalen befindet sich zum Zweitenmale Frau Großfürstin Constantin dortselbst. Das Renommée medicinischer Charlatane dauert in der Regel nicht lange und insbesondere vertreiben unglückliche Curen den erworbenen Ruf wieder schnell. Hier ist Dies nicht der Fall; es mag nun wohl schon 12 Jahre sein, daß Frau Hohenester in Maria-Brunn „doctert" und die Besuche bei ihr vermehren sich mit jedem Jahre, beschränken sich auch nicht auf die unteren, sondern umfassen alle Stände. Die abgeschiedene Lage des Ortes und der von allen Zerstreuungen und Vergnügungen entblößte Aufenthaltsort üben hiebei sicherlich keine Anziehungskraft aus; es ist rein das Zutrauen in die Intelligenz der „Frau Doctor", welche den Zulauf erzeugt. Es mag schwer zu glauben sein, daß Jemand auch ohne vorausgegangene Studien einen richtigen Blick für die Natur der verschiedensten Leiden, für ihre Ursachen und Heilmittel sich erwerben könne; aber es ist Thatsache, daß die Diagnose der Doctor-Bäuerin eben so sehr gerühmt wird, als ihre Behandlungsweise.

Manchem Leser wäre es vielleicht erwünscht, zu erfahren, wie die „Doctor-Bäuerin" aussieht. Sie ist mittlerer Größe, brünett, hat hübsche Gesichtszüge, obwohl ihr die Jugend längst entschwunden, und einen sehr durchdringenden Blick. In ihrem Benehmen, das wir öfters zu beobachten Gelegenheit hatten, gefällt uns Frau Hohenester nicht. Wir können uns irren, aber wir halten sie für sehr leidenschaftlich; im Umgange mit Leuten aus den unteren Volksschichten kam sie uns gemein vor, und ihre Naivetät im Umgange mit Gebildeten und Hochgestellten schien uns affectirt. „Und ihr Mann?" fragt billeicht manche Leserin. Nun, wie schon gesagt, Der ist ein tüchtiger Oekonom, ein guter Gast seines Brauhauses, stolz auf den Ruhm seiner Frau, aber sehr naturwüchsig.

## Miscellen.

**Um zwei Erdbeer-Ernten in einem Jahre zu erzielen**, wird folgendes Verfahren von einem praktischen Gärtner empfohlen. — Die Erdbeerstauden müssen sogleich nach der ersten Ernte im Frühjahr bis auf den Wurzelstock abgeschnitten werden, worauf man denselben mit lockerer Erde bedeckt und wie gewöhnlich begießt. Die Pflanzen treiben bald von Neuem aus und machen sehr dichte Büsche. Die Ranken, die sie am Boden hintreiben und die Sprößlinge bilden, werden weggenommen. Nach dieser Behandlung entwickeln sich zum zweiten Mal Blüthen und zwar reichlicher als beim ersten Mal und man erhält gegen Ende des Sommers aber auch im Herbst eine ergiebige zweite Ernte. Am besten gedeihen überhaupt die Erdbeeren, wenn man sie nur auf dem mittägigen Abhang schmaler erhabener Beete pflanzt, nur an der Wurzel begießt und stets für die vollständige Entfernung der Ausläufer Sorge trägt. Die so behandelten Stöcke werden kräftig und dicht und bedecken sich über und über mit Blüthenbüscheln, welche die schönsten Früchte ergeben, die sich nach der Reife mit Leichtigkeit sammeln lassen. Das Abschneiden des Laubes nach der Ernte, das Bedecken der Stöcke mit Erde, die Beseitigung der Sprossen erhält einen kräftigen Trieb der Wurzel und bewahrt ihre Fruchtbarkeit, der nur noch ein oftmaliges Behacken zu Hilfe kommt. (Landw. Anz.)

Zur Naturgeschichte mancher Biere bringt der Mainzer Anzeiger die folgenden Reimsprüche:

Wer zählt die Kräutlein, nennt der Säfte Namen,
Die dort in jenen dunkeln Kessel kamen?
Althopfendl, Syrup und Alkohol,
Ein Fäßchen, dieser saubern Würze voll,
Gemorsen in die heißen Wasserpfannen,
Und 's fließen dreißig Eimer Bier von dannen,
Die man durch weit're Kunst mit Schlauch und Eis
Schon für den nächsten Tag zu brauchen weiß.
Waldmeister, Wermuth und Lakrizensaft
Ersetzt des Malzes und des Hopfens Kraft;
Wachholder, Fichtennadeln, Weidenschalen,
Die sind ja auch viel billiger zu zahlen,
Und was noch sonst der Zufall ausgebeckt,
Was braune Farbe gibt und bitter schmeckt,
Dazu das Schnöd'ste unter Gottes Sonne:
Die gift'ge Teufelsbrüh der Belladonna.
Der biedre Bürger sieht bewundrungsvoll
Und weiß nicht was vom Bier er sagen soll.
Er nippt am Glas und seufzt voll tiefer Trauer:
„Erst's zweite Glas — schon packt mich Fieberschauer!
Wer hätte das vor zwanzig Jahr' gedacht,
Daß man aus solcher Schmier' je Biere macht!"
Da knallt der Spund! Ein Geist ruft aus dem Loch:
„Warum so jammern, Freund? — Du trinkst's ja doch!"

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 127. Speyer, Donnerstag, den 24. October 1872.


## „Das Laub fällt von den Bäumen."

Das Kind erwacht und springt hinaus,
„Wie schön ist es in unserm Garten,
Es ist mehr schön in unserm Haus —
Will hier mein Schwesterchen erwarten."
Des Kindes Sinn ist Träumen;
Doch bald verfliegt des Traumes Glück,
Erinn'rung bleibt allein zurück —
Das Laub fällt von den Bäumen.

Der Jüngling und die schöne Maid,
Sie halten innig sich umschlungen —
„Ich liebe Dich in Ewigkeit!"
Die Engel haben's nachgesungen
Hoch in des Himmels Räumen;
Da naht ein Sturm, das Paar erschrickt,
Der Liebe Blüthe liegt zerknickt —
Das Laub fällt von den Bäumen.

Wie stolz erhebt des Mannes Brust,
Wenn Frau und Kind mit frohen Mienen
Ihn all' umfleh'n voll Lebenslust —
„So schön hat nie die Sonn' geschienen!"
Ach, alles Glück gleicht Schäumen;
Seht, unbemerkt ein Wärmchen schleicht
Und hat — wie bald! den Kern erreicht.
Das Laub fällt von den Bäumen.

Ein müdet Greis betrachtet stumm
Den morschen Stamm — fast ohne Blätter
„Wie ist doch Alles rings herum
So herbstlich kahl — dort schwebt ein Wetter,
Ich will nicht länger säumen."
Er seufzt und geht. — Die Zeit verrinnt,
Durch dürre Blätter saust der Wind —
Das Laub fällt von den Bäumen.

Das Laub fällt von den Bäumen,
Es raschelt, ja, erschreckt wohl gar!
O Thor, so war's schon manches Jahr!
Natur ist müd', will träumen;
Sie bringt die Kinder all' zu Bette,
Ob süß ihr Schlaf, ob er oft bang,
Ob weich, ob hart die Ruhestätte —
Der Traum ist kurz, die Hoffnung lang.

**Carl Riedler.**

## * Zwei Gräber.

Novelle von **Hermann Hirschfeld.**

(Fortsetzung.)

Bis jetzt war Emil als Forstgehilfe vom Soldatenzwange befreit gewesen, obgleich in damaligen Zeiten schon mancher achtzehnjährige Jüngling gezwungen wurde, Uniform zu tragen; auch hatte er diesen Vorzug vor Vielen weniger seiner Stellung, als dem Einfluß Gerhards zu danken, der stets die schwache Seite der Männer zu finden wußte, von denen die militärische Bestimmung seines Pflegesohnes abhing. Nicht, daß der Förster ein schlechter Patriot gewesen wäre, denn er selber hatte treu seinem Vaterlande gedient und manche Narbe zeugte von seiner Tapferkeit, aber seine Seele zitterte bei dem Gedanken, das Ende des so reinen, bisher so ungetrübten häuslichen Glückes herrannahen zu sehen. Dieser Gedanke war es, der wie ein drohendes Gespenst seinen Schatten in die heitere Wohnung warf und jede Freude trübte.

Zu den Bewerbern Gretchens und folglich zu den Neidern Emils, denn die Pläne des Försters waren längst kein Geheimniß mehr, zählte Peter Driback, der einzige Sohn des reichen Schulzen im Dorfe; ungefähr 4—5 Jahre älter als der Pflegesohn des Försters, hätte er, wenn Gretchen nicht diesem bestimmt gewesen wäre, wohl die meiste Aussicht gehabt, die Hand der Vielbegehrten davon zu tragen; denn, obgleich Peter häßlich war und seine Bildung weit unter den Geistesgaben Gretchens stand, so hatte er nicht nur den Vortheil, der reichste Erbe im Dorfe zu heißen, sondern auch die alte Madai, die er durch Geschenke und Schmeichelreden gewonnen, auf seiner Seite zu sehen.

Aber was half ihm seine Verbündete, die nichts mehr ersehnte, als ihr Kind in glänzenden Verhältnissen zu wissen; was half es ihm, daß er fast täglich das Försterhaus besuchte, seine Hoffnungen wurden nicht um ein Haar breit gefördert, und er hatte nur den Verdruß, die beiden jungen Leute, die ihn durchschauten, bei jedem Besuche fester an einander halten zu sehen. Konnte das der reiche, stolze Bauernsohn ertragen? Konnte er es dulden, daß ein armer Waisenknabe den Sieg über ihn davon tragen sollte, über ihn,

Digitized by Google

die Hoffnung aller heirathsfähigen Mädchen und töchterreichen Väter des Dorfes?

Nein, fortgeschafft mußte das Hinderniß werden, das sich in seinen Willen zu drängen wagte, fortgeschafft mit List oder Gewalt.

Da schien es eines Tages, als ob der Zufall seinen tückischen Absichten zu Hilfe käme. Auch das Fürstenthum, zu dem Rosenau gehörte, war in die Gewalt Napoleons gefallen, und dieser, der sich zum russischen Feldzuge rüstete, raffte überall die Jünglinge, die seine eiserne Hand bis jetzt noch nicht unter seine Fahnen gepreßt, zusammen, um ihr deutsches Blut für die corsischen Eroberungsgelüste zu verspritzen.

Da zog denn auch in das friedliche, stille Dorf eines Morgens eine Militärpatrouille mit einem Wachtmeister an der Spitze ein und zog in das Gemeindehaus, wo die Bewohner des Dorfes sich nach und nach versammelten. Hier angekommen, las er eine Proclamation des Landesherrn zu begeben; und zugleich forderte er den neuen Amtmann, denn der alte war seines Franzosenhasses halber unter dem jetzigen Regimente abgesetzt worden, auf, ihm eine Liste der Dorfburschen zu geben, um die ihm aufgegebene Anzahl Recruten dem kaiserlichen Heere zuführen zu können.

Einige Stunden waren seit der Ankunft des Wachtmeisters verstrichen, als sich dieser im Hause des Amtmannes einfand. Der würdige Dorfbeherrscher war nicht allein in seinem Gemach; am gedeckten Frühstückstisch, auf dem gefüllte Weinflaschen gar verlockend blinkten, saß der Schulze mit seinem Sohne, und ehe die Männer zum Geschäft schritten, ward der Soldat aufgefordert, eine Flasche mit ihnen zu leeren, eine Einladung, die kein Kriegsmann ausschlagen mag.

Aber es blieb nicht bei einer. Immer reichlicher floß der Rebensaft, immer vertrauter rückte der kleine Kreis an einander, und als der Schulze endlich eine gefüllte Börse in die Hand des Wachtmeisters drückte und mit dem Antrage herausrückte, seinen Sohn vom Soldatenzwange zu befreien, da fand er keinen Widerstand mehr, sondern nur die Aufforderung, einen anderen kräftigen Burschen an seines Sohnes Statt zu stellen.

Da blitzte es tückisch aus den grauen Augen des Schulzensohnes. Er erzählte dem horchenden Krieger von den Bewohnern des Forsthauses, pries die Kraft und Gewandheit des dort weilenden jungen Mannes, und versicherte ihm, daß der Kaiser es ihm Dank wissen würde, statt eines schwächlichen Bauern einen mit den Waffen vertrauten Jäger zu seinen Reihen geführt zu haben. Diese Worte fanden bei dem halbtrunkenen Wachtmeister ein williges Ohr. Sogleich versammelte er seine Mannschaft, und hinaus ging es unter Trommelschlag, hinaus in den stillen grünen Wald, um das Unglück unter ein friedliches Dach zu tragen.

Das Wehklagen im Dorfe war groß. Fast jede Familie verlor einen ihr näher oder ferner stehenden Angehörigen, nur der Schulze blickte gleichmüthig umher, ihm drohte keine Gefahr, seinen Sohn einzubüßen, er war ja reich, reich genug, um sein Kind noch aus den Klauen von zehn Wachtmeistern zu lösen, wenn allen so leicht beizukommen war, wie diesem. Draußen im Forsthause indessen ahnte man nichts von der Gefahr, die immer näher und näher zog. Der Förster war tief in den Wald auf die Jagd gegangen, die alte Madai war in der Küche beschäftigt, das Mittagessen herzurichten, und droben in der freundlichen Vorderstube, mit den schweren Eichenmöbeln, die kein Stäubchen wiesen, mit den blendend weißen Vorhängen am Fenster und den stattlichen Hirschgeweihen an den Wänden, befanden sich die beiden jungen Leute. Emil stand am geöffneten Gewehrschrank und war beschäftigt, die Läufe spiegelblank zu putzen, während Gretchen, die Näharbeit im Schooße, träumerisch zum Fenster hinausstarrte.

Eine Zeit lang herrschte tiefes Schweigen in dem geräumigen Zimmer, nur ab und zu von dem Gesange eines Rothkehlchens unterbrochen, das in einem grüngemalten Holzbauer am geöffneten Fenster hing.

Schon zweimal hatte Emil, dessen heiteren Sinn diese Stille drückte, versucht, ein Gespräch anzuknüpfen, aber seine Mühe war erfolglos geblieben, ganz gegen ihre Gewohnheit erhielt er heute keine Antwort von seinem Mädchen, deren Antlitz mit jeder Minute einen ernsteren und bangeren Ausdruck annahm.

Leise legte Emil das Gewehr aus den Händen und schlich hinter den Stuhl der Träumenden.

„Bist Du mir böse, Gretchen“, flüsterte er, indem er den Arm um sie schlang.

„Wie könnte ich Dir böse sein“, entgegnete Gretchen, „Dir, von dem ich weiß, daß ihm der Rasen zu hart ist, den mein Fuß betritt, aber ich weiß nicht, woher es kommt, mir ist heute so seltsam zu Muthe, als müßte uns noch ein Unglück begegnen. Gebe Gott, daß der Vater erst daheim wäre.“

„Sei nicht kindisch, Gretchen“, flüsterte der Jüngling, „was sollt' dem Vater begegnen! Wilddiebe hausen hier nicht und wilde Thiere ebensowenig, — höchstens fürchte ich, daß ihn ein Gewitter überrascht, denn die Wolken ziehen dunkel herauf — und das muß ein rechter Jägersmann nicht achten. Laß uns doch lieber ein wenig plaudern, Gretchen, von unserer Zukunft — wollen wir, Schätzchen?“

Er hatte bei diesen Worten eine Fußbank herangezogen und setzte sich zu den Füßen des jungen Mädchens, die ihre zarte weiße Hand liebkosend auf sein blondes Haupt legte.

„Von unserer Zukunft, Emil?“ antwortete sie nach einer Pause. „Ach, wer kann heute wissen, was das Morgen bringt — wer kann des Menschen Sinn ergründen? Vielleicht liebst Du mich nicht mehr, wenn Du andere Menschen geschaut, andere Mädchen als mich armes, unwissendes Kind, kennen gelernt hast! — Schwöre nicht, Emil“, fuhr sie ernsthaft fort, dem Jüngling den Mund mit ihren Fingern verschließend, „der Mensch ist nicht Herr über sich selber.

Digitized by Google

Siehe, wie dunkel das Gewitter an dem blauen Himmel heraufzieht — so schnell überfällt die Prüfung den Menschen — und wohl ihm, wenn er besteht."

„Gretchen", rief der junge Mann erstaunt aus, „so habe ich Dich nie gesehen, nie gehört — sprich, woher kommen diese trüben Gedanken? Es wird nichts weiter, als die schwüle Luft sein, die Dich beängstigt. Komm, zerstreue Dich — ich kann Dich nicht traurig sehen."

(Fortsetzung folgt.)

## Proceß Kermel.

**Paris**, 9. Oct. Gestern begannen vor dem Schwurgericht des Departements Finisterre die Verhandlungen gegen den der Tödtung seines Bruders angeklagten Olivier von Kermel. Der Anklageschrift entnehmen wir Folgendes:

Die beiden Brüder Olivier und Ernst von Kermel bewohnten mit ihrer seit mehreren Jahren verwittweten Mutter das Schloß zu Kersalain-en-Lenhan. Der Erstere, Maire der Gemeinde und Wolfsjäger-Lieutenant im Arrondissement von Chateaulin, leitete in seiner Eigenschaft als ältester Sohn die Bewirthschaftung der der Familie gehörigen Güter. Die Anklage schildert ihn als einen heftigen und aufbrausenden Menschen. Ernst dagegen, erst 24 Jahre alt und von vortheilhafterem Aeußern als sein Bruder, besaß einen sanften und ruhigen Charakter und schien von seiner Mutter entschieden bevorzugt zu werden. Bei solchen Verschiedenheiten des Naturells konnte sich keine innere Sympathie zwischen den Brüdern einstellen. Olivier erklärt es selbst. Doch hatte bis in die letzte Zeit kein erheblicher Zwist den Haß und die Eifersucht, die sie trennte, aufgedeckt, und dadurch getäuscht, konnte die Welt an ihr gegenseitiges gutes Einvernehmen glauben; bald sollten sich jedoch ihre wahren Gesinnungen auf die tragischste Weise kundgeben. Im Laufe des Januars 1872 nahm Frau v. Kermel die zwanzigjährige Marie Le Clech als Köchin in ihren Dienst. Trotz gewisser Spuren von Leichtsinn war dieses junge Mädchen dennoch von tadelloser Sittlichkeit, dies Zeugniß muß ihr billigerweise gegeben werden. Sehr kurze Zeit nach ihrem Eintritt in Kerlalain sah sich Marie Le Clech den Nachstellungen der Brüder Kermel ausgesetzt, die sie ohne Achtung vor der Behausung ihrer Mutter beharrlich zu verführen trachteten. Beide schlugen ihr sogar, ihres Widerstrebens müde, wiederholt vor, sie zu heirathen. Diese Leidenschaft der beiden Brüder für ihr Dienstmädchen und ihre gegenseitige Eifersucht war bald für Niemand mehr in Kersalain ein Geheimniß. Olivier gab übrigens in seiner gewohnten aufbrausenden Art jeden Augenblick die Heftigkeit seiner Erbitterung gegen Denjenigen zu erkennen, den er mit Unrecht für einen vorgezogenen Nebenbuhler hielt. Kaum einige Tage vor dem Verbrechen, als er Ernst im Gespräch mit dem Mädchen überraschte, rief er: „Es ist sein Glück, daß er mein Bruder ist! Denn wenn er das nicht wäre, so jagte ich ihm Blei in den Kopf!" Am 12. April brach ein sehr lebhafter Zwist zwischen den Brüdern aus. Ernst, auf's Aeußerste getrieben, erklärte, er werde seine Mutter ersuchen, die Magd wegzuschicken. Olivier bat ihn dringend, dies ja nicht zu thun. Aber Marie, die Gefahren ihrer Lage begreifend, entschloß sich, dem zuvorzukommen, ließ sich am folgenden Tage (dem 13.) von Frau v. Kermel ihren Lohn auszahlen und verließ sofort das Schloß. Dieses Ereignis, für dessen Urheber Olivier seinen Bruder hielt, steigerte seine Aufregung und seinen Zorn auf's höchste. Vergeblich machte er bei seiner Mutter die größten Anstrengungen, um sie zu bestimmen, ihre Magd zu behalten; Frau v. Kermel war unerschütterlich. Der Angeklagte wandte sich hierauf mit heftigen Beleidigungen und Vorwürfen gegen Ernst und erklärte, er werde sein Amt als Maire niederlegen und Kersalain, ohne Hoffnung auf eine Rückkehr, verlassen. Als Antwort auf diese Schmähungen, die er theilweise hatte hören können, schickte Ernst seinem Bruder folgenden Brief: „Ist es eine Herzenssache, so haben Sie mich gezwungen, nicht daran zu glauben; ist es eine Sache der Eigenliebe, so habe ich Sie vielleicht vor dem Bagno gerettet. Sie wissen doch, daß jeder öffentliche Beamte, der einem Mädchen Gewalt anthut, lebenslänglich auf die Galeeren kommen kann." Dieses Billet ist die letzte zwischen den beiden Brüdern ausgetauschte Erklärung. An demselben Abende des 13. April zeigte Olivier dem Präfecten des Departements und dem Unterpräfecten von Chateaulin seinen Rücktritt als Maire, Gemeinderath und Wolfsjäger-Lieutanant an und geht des andern Morgens gleich nach dem Frühstück auf sein Zimmer zurück, um seine Vorbereitung zur Abreise zu vollenden. An dem Lärm, den er mit seinem Koffer machte, konnte man leicht die ihn verzehrende Aufregung erkennen. Frau v. Kermel ging zu ihm, um noch einen Versuch zu machen, ihn zurückzuhalten. „Gott wird es Dir nicht segnen," sagte sie, „die Deinigen so zu verlassen." „Das ist mir ganz gleichgiltig", versetzte er barsch. Von nun an war Alles zwischen ihm und seiner Familie abgebrochen. Die Gedanken der Rache, die ihn seit lange nicht ruhen ließen, erfaßten ihn mit neuer Kraft und er überließ sich ihnen. Er steckte seinen sechsfach geladenen Revolver in den Rock und suchte seinen Bruder auf. Er findet ihn im Erdgeschoß, im Bibliothekzimmer auf einem Stuhl sitzend und aufmerksam eine Zeitung lesend. Ohne ein Wort zu sprechen zielt er und drückt einen Schuß ab, der ihm durch den Kopf geht. Der Unglückliche fällt zu Boden, und während derselbe sich in den letzten Zuckungen windet, zerschmettert ihm Olivier vollends den Schädel, indem er noch zwei Schüsse auf ihn abdrückt. Hierauf wirft er seine Pistole auf den Tisch, geht in den Stall, sattelt sein Pferd und eilt, sich als Gefangenen in Chauteaulin zu stellen. „Ich komme," sagte er zu den Beamten, der ihn verhörte, „um zu erklären, daß ich einen Meuchelmord begangen habe, und um die mir gebüh-

Digitized by Google

rende Strafe zu verlangen." Seither hatt der Angeklagte wiederholt und bei vollem Bewußtsein sein Geständniß wiederholt. Auf den Wahrspruch der Geschworenen hin verurtheilte der Gerichtshof den Angeklagten zu lebenslänglicher Zwangsarbeit. Als Oldier das Urtheil vernahm, bedeckte er sein Gesicht mit den Händen und rief: „Ich bin unschuldig! Man hat das Recht, mich zu tödten, aber nicht, mich zu entehren!" (Franf. Ztg.)

## Der Göttinger Haindund.

Während Sänger-, Turner- und Schützenfeste der Gegenwart, hundertjährige Geburtstagsfeiern berühmter Männer und sonstige Jubelfeste vergangener Ereignisse in unserer Journalistik eine ausgiebige Besprechung finden, ist die Jubelfeier der Stiftung des Göttinger Haindundes (12. Sept. 1772) verhältnißmäßig stille, fast unbeachtet vorübergegangen. Jener Bund, welchen die Miller, Weber, Hölty, die Stolberge schlossen, und welchem Claudius und Bürger sich anschlossen, bleibt trotz allem Jugendlich-Unreifen dennoch ein wichtiger Wendepunkt in der deutschen Geistesgeschichte. Der sittliche Ernst, die Begeisterung für's Vaterland, der Protest gegen Wielands undeutsches Wesen und laxive Frivolität zeigen und schon den ersten Keim dessen, was der Jahre 1813 in der deutschen Burschenschaft sich zu voller Blüthe entfaltet hat. Und daß der aus dem „Haindund" hervorgegangene Göttinger Musen-Almanach ein wichtiges Ferment für die Entwicklung der Blüthezeit unserer Literatur wurde, hat noch kein Besonnener geleugnet. Zwar Göthe würde auch ohne jenes Ferment geworden sein, was er geworden ist; auf ihn haben Shakespeare, Ossian, Goldsmith und Herder mehr eingewirkt, als die Göttinger; aber das deutsche Volk wäre für das Verständniß Göthe's nicht so zubereitet gewesen, wenn nicht die Haindundsdichter in ihrem Almanach mitgewirkt hätten, in weiten Kreisen dem Ungeschmack entgegen zu treten und den Sinn für echte poetische Kraft zu wecken. In Göttingen selbst ist der 12. September heute auch nicht ungefeiert geblieben, obwohl auch die Feier einen stillen, bescheidenen Charakter trug. Am „Hainberge" hat die Stadt einen einfachen Denkstein setzen lassen, eine etwa sechs Fuß hohe, viereckige, nach oben etwas verjüngte Säule von feinem Sandstein; dieselbe enthält auf der Vorderseite (Nordseite) die Inschrift: „Dem Göttinger Dichterbunde zum hundertjährigen Gedächtnißtage gewidmet von der Stadt Göttingen, 12. September 1872"; auf der Ostseite die Namen: Heinr. Christ. Boie, Herman Ewald, Gottfr. Aug. Bürger, Christ. Graf zu Stolberg, Frdr. Leop. Graf zu Stolberg, Jod. Anton Leisewitz; auf der Westseite die Namen: Joh. Heinr. Voß, Ludw. Heinr. Christ. Hölty, Joh. Frdr. Hahn, Joh. Mart. Miller, Gottl. Dietr. Miller, Joh. Thom. Ludw. Biehers. Am Abende des festlichen Tages hielt Goedeke im Saale des „Englischen Hofes" einen Vortrag über die Bedeutung des Haindundes vor einer gewählten Zuhörerschaft, worauf sich ein Abendessen schloß. — Um auch in weiteren Kreisen des deutschen Vaterlandes das Stiftungsjahr des Haindundes nicht spurlos vorübergehen zu lassen, soll noch vor Ende des Jahres im Verlag von Jod. Andr. Perthes in Gotha unter dem Namen „Barnasside" ein „Taschenbuch für Poesie und Kunstgeschichte zur 100jähr. Feier der Stiftung des Haindundes" erscheinen, zu welchem Gerock, Stadelmann, B. v. Strauß, Adolf Stöber, Ott. Wildermuth, G. Flammberg, R. Reither u. a. Beiträge in Poesie und Prosa geliefert haben.

## Miscellen.

Wie aus Tiflis berichtet wird, war der diesjährige Sommer im Kaukasus in so fern ein ausnahmsweiser, als drei Monate hindurch auch nicht ein Tropfen Regen fiel. Diese lang anhaltende Dürre war von im Kaukasus ungewöhnlichen Dorf- und Waldbränden begleitet. Feuersbrünste in den kaukasischen Dörfern sind im Allgemeinen eine Seltenheit, weil die Landleute in Erdhöhlen wohnen und es mithin für eine Feuersbrunst an Brennmaterial fehlt. Die ländlichen Anstiedelungen in Grusien bieten einen originellen Anblick, und wer mit ihrer Bauart nicht bekannt ist, merkt es nicht, wenn er in ein Dorf eingefahren ist. Die flachen mit Erde bedeckten Dächer der Bauernhütten erheben sich kaum über das Niveau der Erdoberfläche, was den Dörfern einen düsteren Anblick verleiht. Daher haben auch, so oft in den Dörfern Feuersbrünste sich ereigneten, nur die in ihnen vorhandenen Getreidevorräthe gebrannt. Einen ganz anderen Anblick gewähren die brennenden Wälder im Kaukasus. Die Flammen verbreiten sich oft über ein Terrain von 50 und mehr Werst, steigen wie ein Feuermeer bis zu den Berggipfeln empor und verleihen ihnen das Aussehen feuerspeiender Vulcane. Alle menschlichen Anstrengungen, den Waldbrand zu löschen, sind erfolglos, weil es schon auf eine Entfernung von mehreren Werst wegen der Rauchwolken und der unerträglichen Hitze unmöglich ist, sich dem Feuerherde zu nähern. Die Fichtenstämme werden schon in einer Ferne so stark erhitzt, daß sie plötzlich aufklodern wie ein phosphorisirtes Zündhölzchen. Weder durch Gräben noch durch Waldeinhaue kann dem verheerenden Element Einhalt gethan werden, weil die Waldungen auf den Bergen wachsen und der Zutritt zu denselben sehr erschwert ist. Ungeachtet zahlreiche Militär-Abtheilungen zur Rettung commandirt wurden, konnte dennoch keine wirksame Hilfe geschafft werden und die schönsten Forste sind ein Raub der Flammen geworden. Der Waldbrand greift noch jetzt immer weiter, und wenn er nicht durch die im Herbste zu erwartenden starken Regengüsse erstickt wird, so ist schwer vorauszusehen, wie lange das entfesselte Element noch wüthen wird.

Achtfacher Mord. Ein schauderhaftes Verbrechen wird unter dem 14. d. M. aus dem Dorfe Szent-Clarv in Nieder-Ungarn gemeldet. In der Nacht vom 13. auf den 14. October brachen Räuber in die Wirthschaft des Franz Csitsch ein und entwendeten demselben Effecten und Wäsche im Werthe von circa 2000 Gulden. Die Diebe waren eben mit dem Forträumen des gestohlenen Gutes beschäftigt, wobei Einer von ihnen durch Unvorsichtigkeit einen Stuhl umwarf und durch den Lärm den Wirthschaftsbesitzer, der mit seiner Familie in dem anstoßenden Zimmer schlief, weckte. Derselbe stand auf, bewaffnete sich mit einem doppelläufigen Stutzer, sowie mit mehreren Messern und trat in das Zimmer ein. Csitsch feuerte mehrere Schüsse auf die Räuber ab, ohne zu treffen. Dieselben fielen nun über ihn her, warfen ihn nach verzweifelter Gegenwehr zu Boden und stachen ihn in den Hals, so daß er bewußtlos liegen blieb. Indessen war durch das Geschrei die Gattin Csitsch's aufgewacht, dieselbe wollte ihrem Manne zu Hilfe eilen, wurde aber ebenfalls ermordet. Die Räuber fielen nun über die sechs Kinder her, banden ihnen Hände und Füße, steckten jedem einen Knebel in den Mund und zündeten dann das Haus an zwei Ecken an, worauf sie mit den entwendeten Effecten die Flucht ergriffen. Bald loderte der Brand lichterloh auf und als die ersten Spritzen am Platze erschienen, waren Mutter und Kinder unter dem in Asche fallenden Hause bereits begraben worden. Dem Mann gelang es noch sich vor dem Tode zu retten. Csitsch labte den Unglücklichen, verband dessen Wunden und er erholte sich nach einer Stunde wieder so weit, daß er einem Panduren den Vorfall zu Protocoll geben konnte, doch ist wenig Hoffnung vorhanden, daß er am Leben erhalten bleibt. Nach der Aussage Csitsch's sollen es sieben oder neun Personen gewesen sein, die in die Wohnung eindrangen und die sämmtlich die Gesichter geschwärzt hatten. Der Vorfall erregte in der Umgebung großes Aufsehen und die Leute strömen schaarenweise herbei, um sich die Unglücksstätte zu besichtigen. Die Polizei hat die umliegenden Maßregeln getroffen, um der ruchlosen Thäter habhaft zu werden.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 128. Speyer, Samstag, den 26. October 1872.

## * Zwei Gräber.

Novelle von **Hermann Kirchfeld.**

(Fortsetzung.)

Der Jüngling konnte Recht haben, es war vielleicht der Einfluß des drohenden Gewitters, der die düsteren Gedanken in Grethens Seele erweckte, denn immer schwärzer und schwärzer überzog sich der Himmel, immer banger und banger lauschte die Stumme, harrende Natur, wie ein Klagelon brauste es in den hohen Wipfeln, und jetzt rollte der erste Donnerschlag majestätisch daher, tausendstimmige Echo in den mächtigen Baumstämmen erweckend.

In der Küche schloß die alte Madai Fenster und Thüren, und stieg in den ersten Stock hinauf, um nachzusehen, ob das junge Liebespaar in der Zerstreuung nicht vergessen habe, die langhergebrachte Vorsichtsmaßregel gegen das Gewitter anzuwenden.

Des Vaters halber, der bei diesem Wetter unterwegs war, befand sich Grethchen in höchster Aufregung. Gerne hätte sie Emil gebeten, ihm entgegen zu gehen, aber sie kannte die Launen des Alten, der eher über diese Sorge erzürnt gewesen wäre, als sie für einen Beweis der Liebe anzusehen, wie es sich schon einmal bei ähnlichem Falle ereignet hatte. Da tönte durch das Rollen des Donners ein leiser Klang durch das Zimmer, Emil hatte das Spinett, ein Erbstück der Familie, geöffnet und strich leise über die Tasten, die Gedanken Grethchens zu zerstreuen. Aber die alte Madai vereitelte diese Absicht, indem sie mit ihrer schnarrenden Stimme dazwischenfuhr. „Gott steh' uns bei!", rief sie, „solch' ein Gewitter habe ich seit 60 Jahren nicht erlebt, gebt Acht, Ihr jungen Leute, das bringt nichts Gutes, hat doch die Eule heute Nacht entsetzlich gekrächzt und der Uhu gerufen, ich habe mich in den Federn verkrochen, um nichts zu hören."

Der junge Mann war nicht abergläubisch, aber dennoch wirkten die Worte der Alten schon weit mehr auf seinen erregbaren Geist, als es erst bei den düsteren Gedanken des Mädchens der Fall war. Auch ihn überkam es wie eine traurige Ahnung — und wie ein Alp legte es sich centnerschwer auf seine Brust. Eine lange Pause entstand, vom Leuchten der Blitze und dem Rollen des Donners unterbrochen. Das Spinett war offen geblieben.

„Grethchen", begann Emil endlich mit leiser Stimme, „auch mir ist's weh' ums Herze, wie's einem Manne nimmer ziemt, ich bitt Dich schön, singe mir doch das Lied von der ersten Liebe, mein Herz sehnt sich so sehr darnach."

„Nein, Grethchen", rief Madai, „Du singst mir nicht beim Gewitter — Heiliger Himmel — das heißt ja Gott versuchen, als ob man seinem Zorne Trotz bieten wollte."

„Und doch, Madai, möchte ich singen, fast treibt es mich mit Gewalt dazu", entgegnete das Mädchen, — „und dann ist es ein gar schönes Lied, dem Gott nicht zürnen kann." Bei diesen Worten trat sie, des verhaltenen Grolls von Madai nicht achtend, an das Spinett und mit leiser ungeschulter Stimme sang sie folgende Weise:

Und muß es denn geschieden sein,
So fahr' Du wohl, Geliebter mein,
Sei fest im Unglück, wanke nicht,
Wenn auch das Herz vor Wehmuth bricht.

Es gibt ein Ding, das folgt Dir nach,
Es bleibt Dir treu bei Nacht und Tag,
In wilder Schlacht, da schützt es Dich,
Mit heil'gen Flügeln sicherlich.

Und wenn die Brust der Schmerz zerreißt,
Da lindert es den kranken Geist,
Wenn böse Luft trügt Deinen Sinn,
Tritt es als Schutzgeist vor Dich hin.

Dies Heiligthum — o, halt es fest,
Da Du auf ewig mich verläßt,
Dies Heiligthum — stets rein und jung
Der ersten Lieb' Erinnerung.

Da — noch war der letzte Ton des Liedes nicht verhallt — da pochte es heftig an die Thüre der Försterei.

„Der Vater!" riefen Emil und Gretchen zu gleicher Zeit und Beide eilten hinunter, um dem theuren Erwarteten zu öffnen und ihn willkommen zu heißen nach seinen Strapazen unter dem gastlichen Dache. Aber mit einem Schrei wich das Mädchen zurück, denn ein Haufe Soldaten drängte sich in die Hausflur und ihnen nach eine Anzahl Dorfbewohner, die, von der Absicht der Söldlinge unterrichtet, ihnen gefolgt war,

Digitized by Google

theils aus Mitleid mit dem Geschick der bisher so still glücklichen Familie, theils aus Neugier, wie der Förster, der als ein jähzorniger Mann bekannt war, sich in diesem Falle benehmen, ob er schweigend dulden, oder Gewalt mit Gewalt erwidern werde.

„Holla!“ rief der Wachtmeister in seinem radebrechenden Deutsch, „da fangen wir ja den Vogel im Neste. Hilft nichts, Schätzchen“, fügte er lachend hinzu, da er Gretchens Entsetzen bemerkte, „die Kriegsgöttin ist auch ein schönes Weib und fordert ihre Anbeter.“

„Wie“, schrie Gretchen auf, „Emil soll fort? Niemals, niemals!“

Aber der Jüngling hatte sich schnell gefaßt. „Ich gehe nicht“, sprach er entschieden, „ich gehöre zum Forstamte und Keiner darf mich zu anderem Dienste benutzen. Geht, ihr Leute, ihr sucht gewiß einen Andern.“

Aber der Widerstand reizte die trunkenen Soldaten. „Bist Du störrig, Bursche?“ rief der Wachtmeister, „o — wir haben schon Mittel, Dich zu zähmen — sträube Dich nicht, Soldat wirst Du, trotz Deiner Försterjacke; ergiebst Du Dich gutwillig in Dein Geschick, so hast Du bis morgen Frist, wenn nicht, folgst Du mir sogleich.“

„Emil, ich lasse Dich nicht“, schrie Gretchen, halb besinnungslos den jungen Mann umklammernd, während Madai mit gefalteten Händen und ganz starr oben an der Treppe stand.

Da erschien plötzlich eine hohe Gestalt im Eingange des Hauses, ein grünes Jagdwamms umschloß den kräftigen Bau, eine Flinte hing quer über der Schulter des Kommenden, der sich durch die ihm Platz machende Menge drängte und sich der Gruppe näherte.

„Mein Vater, Gott sei Dank!“ rief Gretchen, sobald sie den Eintretenden erblickte, „Vater, rette uns, rette Emil!“

„Was geht hier vor?“ fragte der Förster und seine Stirn runzelte sich, „was hat dieser Jüngling verbrochen, daß man mit gewaffneter Hand in friedliches Eigenthum dringt?“

„Oho!“ — rief der Wachtmeister, „nicht so stolz gethan, mein Herr Grünrock, Euer Junge soll aus dem Neste und auf eine andere Jagd gehen, als Ihr ihm bis heute lehrtet.“

„Mein Pflegesohn ist mir vom Gutsherrn als Gehilfe beigegeben und ist frei vom Soldatenzwange, zumal er noch nicht das gesetzliche Alter erreicht hat“, entgegnete Gerhard.

„Was kümmert mich Euer Gutsherr?“ lachte der Wachtmeister. „Wenn der Kaiser mit der Eroberung Rußlands warten wollte, bis der Bursche da das gesetzliche Alter hat, so könnten die Eisbären in Paris Mittag essen, fort mit ihm oder ich brauche Gewalt.

„Gewalt!“ wiederholte der Förster, dessen Zorn hell auflohderte, „wagt es nicht, oder — bei Gott ihr sollt' es bereuen.“ Und bei diesen Worten erhob er die Flinte wie drohend vor den Augen seiner Gegner.

„Vater, um Gotteswillen!“ rief Gretchen in namenloser Angst.

„Ahnte mir nicht das Unglück?“ — murmelte Madai auf der Treppe, — die Hände ringend.

„Ha, Graukopf“, rief der Wachtmeister, „behandelt man so die kaiserliche Uniform! Ich will ihm Achtung lehren, die er mir schuldig ist, — verhaftet ihn und bringt den Rebellen in's Dorfgefängniß.“

Die Soldaten drangen auf den Förster ein, aber blitzschnell hatte sich Emil neben Gerhard gestellt und — wie dieser mit seiner Waffe, wehrte er mit seinen Händen die Andringenden ab.

„Vater,“ flüsterte er dem Alten in's Ohr, „gebt Acht, daß kein Unglück mit dem Gewehre geschieht.“

„Die Ladung ist verschossen“, erwiderte der Förster eben so leise, aber er hatte in der Aufregung vergessen, daß er kurz vor seinem Hause die Fährte eines Hirsches entdeckt und in der Hoffnung, ihm zu begegnen, noch einmal geladen hatte.

Die Schießwaffe, womit der Förster den Ersten, der es wagen würde, die Hand an ihn zu legen, zu zerschmettern drohete, flößte den Soldaten Respekt ein, aber der Wachtmeister trieb sie vorwärts und er selbst war es, der die Hand des Alten ergriff, um ihm die Flinte zu entreißen. — Da blitzte es auf in der weiten Flur, ein furchtbarer Knall durchdröhnte das ganze Haus — und blutend sank der Wachtmeister zu Boden.

„Tödtet den Schuft“, rief der Franzose, „er hat mich ermordet.“ Eine Blutwelle röthete die weißen Steine. Der Förster hatte entsetzt das Gewehr fallen lassen. „Großer Gott!“ rief er, „das wollte ich nicht!“ — Aber im selben Augenblick tönte das Angstgeschrei Gretchens, denn die Säbel der französischen Soldaten bohrten sich tief in die Brust des Försters und während Gretchen-besinnungslos neben dem Leichnam ihres Oheims niedersank, fühlte sich Emil, den diese entsetzlichen Augenblicke fast zum Wahnsinn gebracht hatten, von rauhen Armen fortgeschleppt, wohin er wußte es selber nicht, denn eine wohlthätige Ohnmacht umhüllte seinen Geist. — —

Der Tag verstrich — und die Nacht brach herein als die Thür des Forsthauses leise geöffnet ward, — und Peter Dirburg, von der alten Madai begleitet, aus derselben trat. Beim Weggehen schien der Schulzensohn der alten Dienerin noch einmal ein Versprechen abzunehmen, denn wie betheuernd hielt sie die Hand gen Himmel — dann schloß sich die Thür wieder und ein lustiges Liedlein pfeifend, schlug er den Weg zum heimathlichen Dorfe ein.

Abermals rollten die Zeiger hin im großen Uhrwerk der ewigen Zeit und abermals ist die Sonne aufgegangen über Gerechte und Ungerechte, — über Gute und Böse. Im grünen Walde singt der muntere Vogel wie gestern sein fröhliches Lied, was kümmern ihn die Sorgen der Menschen in dem weißen Hause, in dessen Fenster er sonst hineinblicken durfte, die aber jetzt fest verschlossen und verhängt sind? Doch siehe, er flattert auf, denn in der Ferne tönt es wie dumpfer Trommelwirbel — und Schritte hallen in gleichmäßigem Tacte. Horch, immer näher kommt es, immer heller blitzt es durch Büsche, blanke Helme,

Digitized by Google

glänzende Säbel, glitzernde Gewehre, und jetzt sind sie nahe, die Friedensstörer, man kann einen Jeden erkennen und hinten ganz hinten im Zuge, da schwankt von zwei mitleidigen Kameraden geführt, ein bleicher Jüngling mit gefesselten Händen, nur einen Blick richtet er auf das vor ihm liegende Haus und einen gen Himmel, dann neigt er traurig das Haupt und schreitet vorwärts, hinein in den sicheren Tod.

Droben aber schiebt sich der Vorhang ein wenig zurück, und eine leise Mädchenstimme tönt dem Unglücklichen nach, als wollte sie einem armen Wandrer den letzten Zehrpfennig reichen zur weiten Reise, eine leise Mädchenstimme singt kunstlos, von den rinnenden Thränen bei jedem Tone unterbrochen:

Dies Heiligthum, o halt' es fest,
Da Du auf ewig mich verlässt
Dies Heiligthum stets rein und jung
Der ersten Lieb' Erinnerung.

(Fortsetzung folgt.)

## Drei Monate aus einem französischen Soldatenleben. *)

Mitgetheilt von **Karl Thor.**

Es war an einem normalen Novembermorgen des verhängnißvollen Jahres 1870. Die Luft blies kalt durch die Straßen der Stadt Sondershausen, und der Himmel war recht grau und trübe. Trübe schauten auch die französischen Gefangenen drein, welche dem nach Kräften gezierten Sarge des armen Aimé, eines blutjungen, den Anstrengungen des Feldzuges und der Gefangenschaft erlegenen Militärmusikers, das letzte Geleit gaben. Draußen auf dem öden Kirchhofe sprach dann zunächst der Geistliche den Segen über den Todten, dann trat aus der Reihe der Gefangenen ein junger Mann mit feinem geistvollen Gesicht, der für die buntverzierte Jacke und die weiten Pantalons der Zuaven nicht geboren schien, mit langsamen Schritte heraus, um sich in einer kurzen, aber tief ergreifenden Anrede an seine Kameraden zu wenden. Drei Salven der braunschweiger Landwehr, welche das Geleit des Zugs bildete, beschlossen endlich jene einfache Trauerfeier. Das war der Morgen, an dem ich Edgar Bourloton zum ersten Male sah. Ich gestehe offen, daß mir die freundlich ernsten Züge dieses Zuaven, der später mein Freund werden sollte, und dem ich auch das Material meiner heutigen Mittheilungen verdanke, sofort gefielen. Wer unter den zahlreichen Zuschauern aber hätte sich damals träumen lassen, daß dieser junge, beredte Soldat bereits zu jener Zeit eine Schrift über französisches und römisches Erbrecht veröffentlicht habe? Wer hätte gedacht, daß sich derselbe Edgar Bourloton bald danach durch seine weitere Schrift über das Deutschland der Gegenwart (L'Allemagne contemporaine) und durch sein mit Edmond Robert gemeinschaftlich verfaßtes Werk über die Commune einen schon auch in Deutschland rühmlich genanten Namen machen werde?

Unser talentvoller Schriftsteller hat das günstige Schicksal, welches ihm trotz seiner Gefangenschaft die freieste Bewegung gestattete, wahrlich im besten Sinne ausgenutzt, um unser Land, unsere Licht- und Schattenseiten und unsere Literatur mit offenem Auge und unparteiischem Herzen zu studieren. Selbst deutsche Blätter ersten Ranges, wie „das Magazin für die Literatur des Auslandes" und „Unsere Zeit" von Gottschall müssen die umfangreichen Studien, das klare, dabei aber wohlwollende und gerechte Urtheil Bourlotons über unser Deutschland rühmend anerkennen und empfehlen seinen Landsleuten dringend, auf die besonnene Stimme des ehemaligen Zuaven zu achten. Damit aber habe ich wohl genügend die nachfolgenden Mittheilungen gerechtfertigt. Die Schilderungen eines solchen Mannes über sein kurzes Kriegsleben und seine Gefangenschaft dürfen auch ohne Beimengung haarsträubender Ereignisse unser Interesse beanspruchen und dies um so mehr, je seltener überhaupt solche specielle Schilderungen aus dem letzten Kriege von französischer Seite zu uns gelangen.

So lasse ich denn nun unseren „Freiwilligen der Gardezuaven", wie er sich in seinem Werke über Deutschland nennt, seine Schicksale selbst erzählen und bedauere nur, daß der engbemessene Raum dieser Zeitschrift mich zu vielen Abkürzungen seiner lebensvollen Aufzeichnungen, zur Aufgabe mancher geistvollen Bemerkung über Land und Leute, und in der Folge auch zu einigen Abweichungen vom Gange der Darstellung genöthigt hat.

---

Wenn man in Deutschland behauptet, daß die Kriegserklärung gegen Preußen in unserm Frankreich mit großer Begeisterung aufgenommen worden sei, so ist man vollkommen im Rechte. Das ganze Land jauchzte derselben zu und selbst der größte Theil der Besitzenden war damit wohl zufrieden, daß endlich die seit 1866 drohenden Wolken sich entladen sollten. Was war dabei Bedenkliches für die Herren? Der Krieg berührt nach ihrer Meinung nur den Soldaten, nur ihm ist er gefährlich. Er setzt sein Leben, der Besitzende nur den Geldbeutel ein, und das Zahlen fällt ja dem französischen Bürger nicht schwer. Nimmt man die Aussicht auf neue Triumphe und interessante Zeitungsnachrichten hinzu, so wird man diese allgemeine Begeisterung begreifen. Tag um Tag verging indessen, ohne uns die erwarteten großen Ereignisse zu bringen. Denn in dem Bombardement von Saarbrücken konnte man beim besten Willen nicht wohl einen Erfolg erblicken und schon begann sich hier der Spott und dort das Bedenken über den leichtsinnig begonnenen Krieg zu regen.

Damals befand ich mich in einem kleinen, romantisch am Strande des Oceans gelegenen Städtchen der Bretagne, bis in dessen stille, alterthümlichen Straßen sich kaum ein schwaches Echo des fernen Kriegslärms verlor. Da kam wie ein Blitzschlag aus wolken-

*) Das „Neue Blatt".

Digitized by Google

leerem Himmel die Nachricht von unserer Niederlage bei Weißenburg. Sie bewies uns plötzlich trotz der feindlichen Ueberzahl die bedenklichen Mängel unserer Heerführung. Nun wurde es plötzlich auch bei uns lebendig, und der Opfermuth regte sich. Seit Colbert ist jeder Mann, der Fischer werden will, in die Listen der Staatsmarine eingetragen. Sie alle wurden jetzt einberufen und selbst Knaben verwandelten sich plötzlich in Schiffsjungen. Das Alles geschah mit Begeisterung, denn die Kühnheit des Bretagners greift gern zu den Waffen.

Wie hätte ich zurückbleiben dürfen, wenn Jeder das Seine für das Befreiungswerk that? Auf meinem eiligen Fluge nach Paris fand ich zu meinem Erstaunen alle Städte mit Soldaten angefüllt. Fragte man aber einen Offizier, warum sie nicht an der Grenze stünden, so brach sich der Unwille über diese Unthätigkeit unverhohlen Bahn. Der französische Soldat liebt nun einmal den Krieg als sein Gewerbe eben so sehr als der Bürger den Frieden, und hierin vor Allem wurzelt die vielbesprochene französische Kriegslust. Auch bei uns aber wird man, wie in Deutschland, den Frieden allgemeiner zu lieben beginnen. Wir werden zu einem dauernden Fortschritte und zu wahrer Größe gelangen, sobald die Militärpflicht auch in Frankreich eine allgemeine wird.

Da zu jener Zeit nur ganz Unbemittelte oder verdorbene Subjecte sich in die Armee eintreihen ließen, und da es sonach keine besonderen Ehren brachte, Soldat zu sein, so fanden es meine Freunde völlig unbegreiflich, daß ich nach Vollendung meiner juristischen Studien meine sorgenfreie Stellung aufgeben wolle, um zur Armee zu gehen. Nur einige greise Männer aus der Zeit der Republik verstanden mich und drückten mir die Hand.

Kaum in Paris angelangt, erhielt ich durch einen Freund im Kriegsministerium einen schlagenden Beleg für die Kopflosigkeit, mit welcher damals unsere Angelegenheiten betrieben wurden. Dort befanden sich zu jener Zeit achthundert Zuaven, die man Gott weiß zu welchem Zwecke aus ihren Depots in Algier hierher beordert hatte, während ihre Gewehre in Oran zurückgeblieben waren. Nun sollte man denken, daß man mit Leichtigkeit diese Waffen hätte herüberschaffen und damit die Braven bewaffnen können. Statt dessen schickte man aber die achthundert Mann über Marseille nach Oran zurück und ließ sie mit großen Kosten und Anstrengungen eine zehntägige Reise machen, nur um die Gewehre selbst abzuholen.

Um nicht etwa aus ähnlichen Gründen eine ähnliche Reise machen zu müssen, beschloß ich, bei der Garde einzutreten, deren Depots in Paris selbst waren. Doch war die Ausführung dieses Planes keineswegs leicht, da dies bevorzugte Corps nur alten gedienten Soldaten zugänglich war.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

**Die Cultur der Morcheln.** Während der Champignon seit langer Zeit Gegenstand einer ausgedehnten Cultur ist, hat man bisher noch keinen Versuch gemacht, die Morcheln zu cultiviren; und doch verdienten dieselben nicht minder als die Champignons, wenn es möglich, in umfassendem Maße angebaut zu werden, um so mehr, als sie von Vielen den letzteren vorgezogen werden. In Nr. 21 des „Jornual d' agriculture" macht Laurent Geslin, Gutsbesitzer zu Bourgla-Reine, Mittheilungen über gelungene Versuche mit dem Anbau der Morcheln. Ein guter Freund der Morchel, so schreibt Geslin, kam mir 1868 der Gedanke, auf meinem Landhause ein Beet anzulegen, um die Morchel auf gleiche Weise zu cultiviren, wie dies mit den Champignon geschieht. Das Beet wurde hergestellt aus $^2/_3$ getrockneten reinen Ballen von Pferdemist, $^1/_3$ Erde, getränkt mit Abtrittskoth, mit $^1/_3$ gefaultem Holze. In dieses Beet steckte ich Bruchstücke von Morcheln, die ich gesammelt hatte. Das Resultat entsprach meinen Erwartungen nicht. Mein in einem dunkeln Keller gelegtes Beet bedeckte sich mit Champignons, während sich nur 5 Stück Morcheln einfanden. Nicht entmuthigt dadurch, ersetzte ich $^1/_3$ des Pferdemistes durch Erde, welche der Localität entnommen wurde, wo die Morcheln wild wachsen. Im folgenden Jahre erntete ich von einem Beete von 3'/2 Quadratmeter 13,5 Kilo Morcheln. Das regelmäßige Wachsthum begann in den ersten Tagen des April und dauerte bis Mitte Juli. Von dieser Zeit hörte das Wachsthum auf, und ich fand nur hin und wieder eine oder zwei Morcheln.

In diesem Jahre fing mein Beet um dieselbe Zeit wieder an zu treiben wie im Jahre vorher, und zwar ist der Ertrag so groß, um die geringen Herstellungs- und Unterhaltungskosten mehr als reichlich zu decken. Ich glaube daß sich mein Beet in diesem Jahre erschöpfen wird, und bin ich deßhalb daran, ein neues anzulegen und die Fasern hinein zu säen, welche ich bei der Morchelernte gewinne. Ich habe für diese Cultur die kleine Morchel gewählt, die ich der zwar größeren weitem um deßwillen vorziehe, weil ihr Geruch feiner ist. Die Morchel liebt wie der Champignon weder Luft noch Licht, aber sie verlangt mehr Wasser; es ist gut, das Wasser nicht zu lange im Beete zu lassen. Deßhalb habe ich das nur 15 Cm. hohe Beet auf zwei Hürden von Weidenruthen angelegt, wodurch der Abfluß des Wassers erleichtert wird. Die Erde darf durch einen starken Wasserstrahl nicht zusammengedrückt werden, deßhalb ich das Beet durch ein feines Sieb begieße. Die Morcheln lassen sich leicht trocknen so daß man sie das ganze Jahr hindurch genießen kann.

(Annal. d. Landw. p. 581.)

## Palindrom.

Mein theu'res Fräulein, hört mein Flehen,
Gewährt die Lieb', um die ich bat!
„Mein Herz, das wird noch nicht geschehen,
Doch acht' ich Euch, ja in der That."

Ihr wollt nicht mehr als nur mich achten?
Bedenket, was der Freund Euch räth!
Ach, laßt ihn nicht vergeblich schmachten,
Es kam das Wort schon oft zu spät.

„Nun wohl, es fruchten Eu're Lehren,
Sie gehen mir zum Herzen ein;
Ich will getrost das Wort umkehren,
Und will es ganz und gerne sein!"

**Auflösung der Charade in Nr. 124:**
Steindruck.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 129. Speyer, Dienstag, den 29. October 1872.

### An eine Verstorbene.

Von J. Streiter.

Könnt ich sie doch nur laden
Auf Einen Gruß zurück,
Nur einmal noch mich baden
In ihrem holden Blick!

Kein Weib von edler Sitte
Wie sie lebt auf der Welt,
Keins, das so schön die Mitte
Von Mensch und Engel hält.

Was ich einst tief empfunden,
Dünkt mich nun doppelt süß;
Der ersten Liebe Stunden
Sind unser Paradies.

Doch die in Edens Haine
Nun wandelt licht und hehr,
Sie liebt das ewig Reine
Und keinen Menschen mehr.

## * Zwei Gräber.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

II.

(Fortsetzung.)

Im Hause des Commercienrathes Bergheim in der Residenz ward im Jahre 183* eine zahlreiche Gesellschaft erwartet. Ueberall im glänzenden Hause dufteten Blumen in glänzenden Gefäßen, auf allen Kronen in den reich geschmückten Sälen steckten Wachskerzen, mit deren Anzünden der Diener so eben beschäftigt war, und in der im Souterrain gelegenen Küche hörte man das Commando des Kochs, das eine Schaar dienstfertiger Gehilfen zu seiner Zufriedenheit auszuführen strebte. Alle diese Vorbereitungen in der Wohnung des Commercienrathes, der nicht zu den gastfreien Männern der Residenz gehörte, ließ auf ein großartiges Ereigniß schließen. Und dem war in der That so: sollte doch heute die Verlobung der ältesten Tochter des Hauses, Johanna, mit dem Sohne des einflußreichsten Ministers der großen Welt bekannt gemacht werden, nachdem fast ein Jahr vergangen war, seitdem ihr zukünftiger Gatte den Ring der Treue im engsten Familienkreise an ihren Finger gesteckt hatte.

In ihrem Zimmer weilte die Braut mit ihrer jüngsten Schwester Camilla, die eben beschäftigt war, die letzte Hand an ihre Toilette zu legen. Beide Mädchen waren schön, Johanna mit schwarzen üppigen Locken, die phantastisch das zarte Antlitz umrahmten. Camilla eine kecke Blondine.

„So", fuhr letztere fort, die Schwester vor den Spiegel ziehend, und noch einmal jede Falte ihres weißen Kleides glättend, „nun laß die Gäste kommen, Schwesterchen, gib Acht, was für Augen sie machen werden, wenn sie Dich so schön erblicken werden, und Leo, Dein Zukünftiger, wird die Ueberraschung verderben und vor Entzücken Dir sogleich vor der ganzen Versammlung einen Kuß auf die schöne Stirn drücken."

„Du bist ein Kind, Camilla", erwiderte die ältere Schwester lächelnd. „wer Dich so ausgelassen sieht, der sollte meinen, daß Du es selber bist, die heute ihre Verlobung feiert."

„Freilich!" rief Camilla, „und das wäre auch Keinem zu verdenken, habe ich doch auch noch nie ein Mädchen gesehen, das vor lauter Rührung und Empfindung an ihrem Verlobungsabend so still ist, wie Du; ich glaube, wenn ich Dir ein altmodisches Hauskleid unserer Wirthschafterin hingelegt hätte, Du würdest es angezogen haben, ohne auch nur einen Blick auf Deine Toilette zu werfen."

„Die wahre Liebe ist stumm und genügsam", erwiderte Johanna, „wer weiß, wie es eines Tages auch Dein Herz überkommt mit nie gehabten, nie geahnten Empfindungen, ob sich nicht das übermüthige Schwesterchen in eine stille Jungfrau verwandeln wird, mit züchtigen verschämten Wangen, wie der Dichter sagt. Und wer weiß", fügte sie lächelnd hinzu, „ob dieser Tag nicht bald erscheint."

„Johanna!" unterbrach sie Camilla halb lachend, halb ärgerlich, „niemals erscheint er, niemals."

„Willst Du vor Deiner Schwester ein Geheimniß haben an diesem wichtigen Tage unseres Hauses?" fragte Johanna ernst, soll ich Dir erst einen Namen nennen, um meinem Schwesterchen zu beweisen, daß ich ihr Herz besser kenne, als vielleicht sie selber? Soll ich ihn nennen?"

„Nur zu!" rief Camilla trotzig, aber dennoch

Digitized by Google

wagte sie nicht, das Auge zur Schwester zu erheben, und eine flammende Röthe überzog ihr Antlitz.

„Oberst Emil von Luckau", sagte Johanna mit leiser Stimme, jede Silbe betonend.

„Wie, Johanna", rief Camilla, von ihrem Sitze aufspringend, „Du meinst?"

„Verstelle Dich nicht, Schwesterchen", entgegnete die junge Braut, „habe ich Dich nicht seit den zwei Jahren, da Luckau unser Haus besucht, beobachtet; sah ich nicht Dein Auge höher leuchten, wenn seine edle, hohe Gestalt ins Zimmer trat; sah ich Dich nicht erglühen, wenn ein Strahl aus seinen Augen Dich traf; wallte Dein Busen nicht höher, wenn wir an trauten Winter-Abenden, um das Kaminfeuer sitzend, seinen Erzählungen lauschten, Erzählungen von jenen glorreichen Zeiten, deren Zeuge, deren Theilnehmer er war?"

Eine brennende Röthe überzog Camillas Antlitz; „Thörin", sagte sie, „glaubst Du, daß ich mit meinen achtzehn Jahren mich in einen Mann verlieben werde, der den Vierzigen nahe steht? Und zudem, so rühmlich und brav Luckau im Felde gewesen sein mag, so still und schweigsam ist er in der Gesellschaft, er scheint herzenskrank zu sein."

„Du vergissest", unterbrach die ältere Schwester ihre Rede, „daß er seiner im Felde bewiesenen Bravour halber erst seit einigen Jahren von dem Könige geadelt und von dunkler Herkunft ist; ja viele wollen behaupten, daß seine eigentliche Heimath in einer Försterei an der Grenze zu finden sei, und sei dem auch so, um d'sto achtungswerther steht der Mann da, der nicht seiner Geburt, sondern seiner eigenen Kraft die hohe Stufe verdankt, die er so mühsam erklommen."

„O Dank, Johanna, tausend Dank", rief Camilla in überwallendem Gefühl, ihr Gesicht am Busen der Schwester bergend, „daß Du so lieb, so gut von ihm sprichst; ja was soll ich's Dir verbergen? Ich liebe Luckau, sein ernstes Wesen, worüber meine Freundinnen heimlich spotten, mir dünkt es heilig, eine tiefe geheime Wunde, an die keine Menschenhand rühren darf, — ohne auf's Neue die kaum geschlossene aufzureißen. Du sprachst wahr, Johanna, das wilde, übermüthige Mädchen hat ein geheimer Zauber verwandelt, und alle kecke Lust, alle laute Fröhlichkeit ist nichts als ein Firniß, das ein still leidendes Herz verbirgt. Johanna, Du bist die Genügsame, — Du bist die Glücklichste von uns Beiden."

Und laut weinend umschlang sie die zarte Gestalt der tiefgerührten Schwester. Da klopfte es an die Thür des Zimmers und die Commercien-Räthin in Toilette schauete herein.

„Noch nicht fertig, — Kinder?" fragte sie, „beeilt Euch, die Gäste müssen jeden Augenblick kommen." Und ohne die Antwort ihrer Töchter abzuwarten, — verschwand sie im selben Augenblicke wieder.

„Wir kommen schon, Mütterchen", rief Johanna ihr nach und sich zum Ohre der Schwester neigend, flüsterte sie hastig: „Und erwidert er Deine Neigung?"

„Fast scheint es so", antwortete Camilla eben so leise, „er erspäht jede Gelegenheit, sich mir zu nähern, aber dennoch, so oft ich zittere, das entscheidende Wort aus seinem Munde zu vernehmen, da kommt es über ihn, wie ein eisiger Hauch, und das leuchtende Auge wird trübe und das Gespräch, das sich zu beleben begann, stockt plötzlich. Aber horch", unterbrach sie sich, „rollt da nicht ein Wagen vor dem Haus, geschwind, komm Johanna, ehe die Mutter ungeduldig wird."

Und mit raschem Schritte eilte sie ihrer Schwester, die ihr nachdenklich folgte, — voran, die teppichbelegten Treppen hinunter und betrat die festlichen Säle, wo das Elternpaar im Begriff war, die ersten Gäste zu empfangen. Bald drängten sich die Schaaren der Eingeladenen, ein Kreis der elegantesten jungen Männer der Residenz sammelte sich um die Schwestern und besonders Camilla war es, an die die meisten Huldigungen der Männer gerichtet waren, denn halb verschleiert ging schon die Kunde der bevorstehenden Verlobung von Mund zu Munde, und keiner der jungen Leute wagte es, den Sohn des Ministers von Johannas Seite zu verdrängen, wo er sich seit seinem Eintritt befand.

Aber Camilla blieb kalt bei den oft gehörten Schmeicheleien; ihr Mund lachte und scherzte heiterer denn jemals, denn ihr Herz war fern von der Gesellschaft und ihr Auge haftete unverwandt auf den hohen Thüren, von denen hier in jeder Minute die Namen neuer Gäste ertönten. Da zuckte es plötzlich wie ein elektrischer Strahl durch ihre Brust, der anmeldende Diener hatte soeben den Namen des Obersten von Luckau gerufen, und gleich darauf trat dieser in den Saal. Der Oberst war von hoher Gestalt und ließ auf den ersten Blick den Militär errathen. Die zahlreichen Silberfäden, mit denen sein blondes Haar untermischt war, das gebräunte Antlitz, das bereits manche Furche durchzog, und vor Allem eine große Narbe quer über der Stirn deuteten auf die Strapatzen und Gefahren hin, die er erlitten. Aber dennoch war der Oberst eine gewinnende Erscheinung; es war nicht die reiche Uniform, nicht der Schmuck der zahlreichen Orden, die seine Brust zierten; was ihn vor vielen auszeichnete, war das ernste, geistvolle, aber doch so milde und freundliche Antlitz, das unwillkürlich für ihn einnahm.

Mit ungezwungenem Anstande begrüßte er den Commercien-Rath und seine Gattin, und näherte sich dann den Gruppen der jungen Leute, die in einer Ecke des großen Saales plaudernd standen und den Anfang des Balls erwarteten, zu dem das Orchester so eben das Zeichen gab.

(Fortsetzung folgt.)

## * Der Birnbaum auf dem Walserfelde.

Das Walserfeld bei Salzburg, bezeichnet ist der Ort,
Dort steht ein alter Birnbaum verstümmelt und verdorrt,
Das ist die rechte Stätte, der Birnbaum ist das Maal,
Geschlagen und gewürget wird dort zum letzten Mal.

Digitized by Google

Und ist die Zeit gekommen und ist das Maaß erst voll, —
Ich sage gleich das Zeichen, woran man's kennen soll, —
So wogt aus allen Enden der sündenhaften Welt
Der Krieg mit seinen Schrecken heran zum Waffenfeld.

Dort wird es ausgelochten, dort wird ein Blutbad sein,
Wie keinem noch die Sonne verliehen ihren Schein,
Da rinnen rothe Ströme den Wiesentrain entlang,
Da wird der Sieg den Guten, den Bösen Untergang.

Und wann das Werk vollendet so deckt die Nacht es zu,
Die müden Streiter legen auf Leichen sich zur Ruh',
Und wann der junge Morgen bescheint das Blutgefild,
Da wird am Birnbaum hangen ein blanker Wappenschild.

So singt Chamisso, ein Lieblingsdichter des deutschen Volkes, von dem sagenberühmten Birnbaume bei dem Dörfchen Wals. Dieser Ort liegt an der Salach, gegenüber von Hammerau, und hier ist eine Station der Zweigbahn nach Reichenhall. Dort stand der Baum Jahrhunderte lang auf dem Felde des „Siegelbauern", geehrt und gehütet von Allen, und sein Name prägte sich tief ein in den Geist des oberdeutschen Volkes. Denn auf jenem Felde, an dem großen Birnbaum auf dem Walserfelde soll sich ein großes Schicksal vollziehen. Bald ist es ein Bayernfürst, bald ist es ein gewesener Kaiser, bald ist es ein kommender, welcher nach blutigster Schlacht und Gottesgericht das siegend seinen Schild aufhängt; bald ist es sogar Christus selber, welcher am Ende aller Dinge den Antichrist besiegt, und hier ein neues Erden- und Himmelreich segnend beginnt.

Man hat dort den Untersberg, in welchem die Volkssage Karl den Großen schlafen läßt, fast voll im Angesicht. Vor der Breite dieses mächtig imponirenden Berges und dessen begrünten Wall, welcher sich unten vor ihm hinzieht, liegt das Walserfeld als Anfang und Ende der ungeheueren Ebene, die sich nordwestlich und in den Chiemgau hineinzieht. Die „bergentrückten Helden" sind zahlreich in der deutschen Mythe, und J. Grimm verzeichnet in seiner „Deutschen Mythologie": „Das Walserfeld hat einen dürren Baum, der schon dreimal umgehauen wurde: seine Wurzel schlug immer aus, daß ein neuer vollkommener Baum daraus erwuchs; wann er wieder beginnt zu grünen, da naht die schreckliche Schlacht, und wenn er Früchte trägt, wird sie anheben. Friedrich (Rothbart) hängt dann seinen Schild an den Baum; alles wird hinzulaufen, und ein solches Blutbad sein, daß den Kriegern das Blut in die Stuhe rinnt; da werden die bösen von den guten Menschen erschlagen."

Des Lazarus Gitschners Geschichte (Sage) aus dem Untersberg ist dem Volke durch Büchlein sehr geläufig und beglaubigt, denn es steht ausdrücklich, daß er Dienstknecht bei dem Stadtschreiber zu Reichenhall war, und die Jahreszahl des Ereignisses 1529 dabei, dann auch jene seines Todes, nämlich 1564, vor dem er die Geschichte kundgemacht. Er schwieg nämlich darüber 35 Jahre, wie ihm geboten war, dann aber bekannte er, daß er auf dem Untersberg einem Mönch begegnet; dieser habe ihn in ein unterirdisches Kloster geführt, und in eine Kirche, welche 30 Orgeln und 200 Altäre hatte, auch Thüren, die nach 12 Kirchen des Landes weitaus führten. Er sah da viele entrückte Helden, Kaiser und Könige. (Kaiser Karl V. war 1558 gestorben, und das Volk versetzte bald diesen hinzu.) Der Mönch prophezeite, wie es kommen werde, und stellte auf der einen Seite die Schlechtigkeit der lebenden Großen und der Glaubens- wie Gewissenlosen dar! Endlich wird nächst der Stadt Salzburg auf dem Walserfeld eine schreckliche Schlacht geschlagen werden, bei der ein so furchtbares Blutbad sein wird, daß den Streitenden das Blut in die Schuhe rinnt, die Pferde werden bis an die Knöchel im Blute stehen, und die Vornehmen werden so wenig sein, daß sie wünschen werden, auf Einem Sattel davon reiten zu können.

In der Nacht vom 6. auf den 7. Mai d. J. wurde der sagenreiche Birnbaum von frevelhafter Hand gestürzt; wer diese vandalische That verübt, darüber liegt ein dunkler Schleier, denn wir können doch nicht annehmen, daß politischer Fanatismus und neudeutscher Chauvinismus dabei die Hand im Spiele hatte. Damals brachten die Zeitungen die Nachricht: Eine preußische Dame habe dem Kaiser von Deutschland einen Tafelaufsatz verehrt, welcher geschnitzt wurde aus dem Holze des Birnbaumes vom Walserfelde. Das Adlerwappen lehne an einem Baum und die Krone Karls des Großen gipfle das Werk — gefertigt aus dem umgehauenen Stamm vom Walserfeld, welcher zudem Blüthen getrieben haben soll nach der Schlacht von Sedan, also im September 1870. Gleichzeitig meldeten nationalliberale Zeitungen, die Sage des Birnbaumes sei erfüllt, weil das deutsche Reich von Neuem gegründet worden sei. Der Allg. Ztg. wird von A. Silbersteln über den Hergang geschrieben:

„Der Baum blühete jährlich und trug redlich seine Birnen, und sie waren recht gut zum Essen. Im Jahre 1847 habe er überaus reich getragen; aber, daß er je zweimal geblüht und im Jahre 1870, davon „weiß niemand nichts" in der ganzen Gegend. Es war heuer im Frühling. Der Baum hatte recht schön geblüht und wieder Früchte angesetzt. Da war's in der Woche von Christi Himmelfahrt und die Leute von Wals gingen zu dem Gnadenbilde „Maria Plain" auf dem Berge bei Salzburg. Sie hielten im Wirthshause von Froschheim Station. Da kam der Wirth von Wals auf den Johann Huber, Besitzer des Siegelgutes, zu und sagte: „Du, Siegelbauer, warum hast du denn deinen Baum auf dem Felde umgeardeitet?" „Ich?" war die Antwort, „fallt mir nit ein!" Aber der Baum lag und das hatten mehrere gesehen, dies versicherten sie auch dem Manne, welcher ganz überrascht war. Sie hatten gemeint, er habe mit dem Baum so zu thun beschlossen, da er ihm längst im Wege stand. Das war Dienstag am 7. Mai. Montag Abends am 6. hatte ihn Johann Huber, der Siegelbauer, noch aufrecht gesehen. An demselben Abend fuhr der Herr Pfarrer mit dem Wirth von Wals vorbei; er sah nach dem Baum. Dabei kam es ihm vor, als stände der Baum schief und wäre angeschnitten, und er dachte, das hätten die Leute so nach ihrem Willen gethan. In der Nacht ging ein starker Wind. Am andern Morgen fuhr der Pfarrer abermals mit dem



Digitized by Google

Wirth vorbei und nach Maria Plain — siehe da, der Baum lag richtig „umgearbeitet".

„Also ergibt sich: es ist nicht wahr, daß der Baum gerade am Napoleonstage, das wäre am 5. Mai, gestürzt worden, wie man so gerne jetzt wiederholt. Auch nicht mit der Nacht des 5. stimmen die Vorgänge überein, denn ein Bauernbursche aus dem eine halbe Stunde entfernten Siezenheim ist ein wohlbegründeter Zeuge. Der Bursche hat Herzensbeziehungen in Gois, und da ging er nächtlich über Feld. Es kam Gewitter und Regen, ringsum war kein anderer Schutz, er suchte ihn bei dem Birnbaum. Als er sich anlehnen wollte, sprang er erschreckt zurück, denn der Baum rührte sich und gab nach! Der Bursche sagte jedoch vorläufig nichts, und behielt das ihm wahrscheinlich grausige, warnende Geheimniß für sich. Als aber der Birnbaum lag, auf sehr natürliche aber heimliche Weise angeschnitten, da machte der nächtliche Wanderer sein Erlebniß offen kund. Der Baum stand eine Zeit lang angeschnitten, bis der Wind ihn nächtlich umwarf. Er ist nicht derb und rauh durchgesägt, sondern so rundum und glatt, daß es mit einer Handsäge geschehen sein muß. Der weitschattige Baum war ringsum im weiten Kreise sichtbar. Es steht auf den Feldern kein anderer. Zuweilen hielten die Wagen an der nahen Landstraße, die Fremden stiegen aus, gingen übers Feld zum Baume, pflückten Blätter oder maßen ihn sogar ab. Nicht selten waren die Fremden Engländer und der Siegelbauer mußte in die Hotels nach Salzburg die Birnen — so doch nur Feldbirnen waren — schicken, von wo sie allerorts und auch öfters nach England gelangten.

„Eines Tages, und das war vor 1848, kam ein schlichter Herr, besah den Baum und trat zu dem damaligen Bauer und Feldeigenthümer heran, welcher eben ackerte, ihn allerlei wegen des Baumes befragend. Das war König Ludwig I. von Bayern. Er wollte sogar den Baum kaufen und eine Umfriedung herstellen lassen. Gegen letzteres weigerte sich der Vater des nunmehr auf dem Gute Haufenden. Erstens störte es ihn im Ackern und zweitens, meinte er, dann sei der Baum erst nicht sicher, denn dann thäten sie ihm gerade etwas an. Daß der Baum geschont werde, trotzdem daß seine Wurzeln und sein Schatten im Felde Schaden machen, das versicherte jedoch der Alte. Eines Tages kam wieder ein Mann, maß am Baume von der Wurzel bis zum Gipfel, nach der Dicke oben und unten, zeichnete das Alles in seine Brieftasche und endlich sagte er, er sei der Förster von Reichenhall. Ob der Baum mit einhundert Gulden genug geschätzt sei? Das war so! Also der König kaufe den Baum nicht aus und vom Grunde nicht weg; aber die Interessen zahle er jährlich mit 5 fl. vom Hundert, solange der Baum stehen werde, und damit er sicher stehen bleibe. Der Bauer brauchte Holz von den nahen Untersbergforsten und so erschien er vor dem Förster in Reichenhall, damit die Interessen in solcher Weise beglichen werden. Dies geschah zwei Jahre. Dann sagten sie in Reichenhall: der Förster sei gestorben, und es finde sich nichts in Protocollen und Verträgen. Es ist auch möglich, daß es zur Zeit gewesen als ein neuer König auf den Thron Bayerns kam: aber mit der Zahlung für den Birnbaum auf dem Walserfelde war's vorbei, und er war wieder freies, verfügbares Gut des Siegelbauern."

## Miscellen.

Von Zirbitzkogel schreibt man dem Grazer Volksblatt: „Eine in unserer Gegend neue, der Erinnerung der ältesten Leute fremde Erscheinung ist das zahlreiche Vorkommen „wüthender Fächte". Im Frühjahr schon traten sie in den umliegenden Gemeinden von Oddach auf, im Sommer kamen sie bei hellem Tage in den Markt, ganz wie die wuthkranken Hunde sich geberdend, und wurden mit den nächstbesten Prügeln erschlagen. Auch in Lavantegg wurden vor Kurzem etliche vertilgt. Ein großes Glück ist es, daß noch kein Mensch oder Hund gebissen wurde. Beim Hornvieh jedoch haben sie erwieiener Maßen Schaden angerichtet."

Angesichts der Eisenbahnunfälle, die in letzter Zeit sich in sehr besorgniserregender Weise in England gehäuft haben und die meistens in Zusammenstößen erfolgt waren, wird das Vorgehen der Directoren der London- und Nord-West-Bahn, die den in Amerika bereits lange Zeit mit Vortheil benutzten, von Westinghouse erfundenen Luftdruck-Bremsapparat auf ihrer Linie eingeführt haben, mit Freuden begrüßt werden. Die Vorrichtung besteht hauptsächlich darin, daß zwei verticale Cylinder über einander auf der Locomotive zur Seite des Kessels angebracht sind. Von diesen ist der obere ein einfacher Dampfcylinder, der von dem Kessel gespeist wird, der untere dagegen eine Luftpumpe. Unter dem Tender befindet sich ein Behälter für comprimirte Luft, der durch Röhren mit einem Cylinder und einem Kolben unter jedem Wagen in Verbindung steht. Wenn der Zug zum Stillstande gebracht werden soll, hat der Maschinenführer nur einen Griff zu bewegen, wodurch die comprimirte Luft aus dem Behälter durch die Röhren in die Cylinder geht, die Kolbenstangen zurücktreibt und die gewünschte Hemmkraft entwickelt. Diese Vorrichtung hat, wie Jeder leicht einsehen wird, bedeutende Vortheile. Einmal ist die Wirkung der comprimirten Luft eine sehr bedeutende, zweitens ist es von Wichtigkeit, daß der Maschinenführer selbst den Zug bremsen kann und nicht erst zu signalisiren braucht, wodurch oft kostbare Augenblicke verloren gehen. Die Schnelligkeit der Wirkung läßt fast nichts zu wünschen übrig. In 18 Secunden wird ein schwer belasteter Zug, der mit einer Schnelligkeit von 50 englischen Meilen in der Stunde dahinfliegt, auf 450—600 Fuß zu stehen gebracht. Die mit dem erwähnten Apparat angestellten Versuche hatten den besten Erfolg.

Lima, im Sept. Auch Südamerika wird wohl schon innerhalb der nächsten 10 Jahre seinen Mont-Cenis-Tunnel besitzen. Ein namhafter Ingenieur, Juan de Cuartel, hat eine Anzahl von bedeutenden Capitalisten für den Bau einer Eisenbahnlinie gewonnen, zu deren Genehmigung durch die Regierung gegenwärtig die nöthigen Schritte geschehen. Diese Bahn soll von Barta, dem Hauptbahnen zwischen Panama und Callao, nach Sullana gehen, dann weiter in einem Tunnel mit doppeltem Geleise die Cordilleren bei Huancabamba durchschneiden, bei Bellavista den Amazonenstrom überschreiten und bei St. Cruz, wo der Huallaga sich mit letzterem vereinigt, enden. Mit dem Jahre 1883 soll das Werk fertig sein, welches sofort eine neue Dampferlinie auf dem riesigen Amazonas hervorrufen und damit den kürzesten Weg zwischen der Westküste Südamerikas und Europa herstellen würde. (K. Z.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 130. Speyer, Donnerstag, den 31. October 1872.


## * Zwei Gräber.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Camilla erröthete tief, als der Blick auf ihr haftete; sie lebte ja nur für ihren Helden und freudig hätte sie die ganze Lust des Abends dahingegeben für eine Minute des Alleinseins mit dem Manne ihres Herzens. Auch der Oberst schien wie bezaubert von dem Eindruck, den das blühende, junge Mädchen an diesem Abende auf ihn hervorbrachte. Noch nie war sie ihm so schön erschienen, noch nie hatte ihm der Klang ihrer Stimme so harmonisch geklnt. Er verfolgte, an einen der vergoldeten Pfeiler gelehnt, jede ihrer Bewegungen voller Anmuth und fast unwillig fuhr er auf, als eine rauschende Polonaise den Reigen der Tänze eröffnete und ein Schwarm junger Leute sich um Camilla drängte, um das Glück des ersten Tanzes zu erbitten. Die Stunden verstrichen rasch, aber dem Obersten schlichen sie wie ein qualender Traum hin, er sah das schöne Mädchen, das er so innig liebte, und der er doch nie seine Liebe zu gestehen wagte, von so unzähligen Männern umlagert, alle reicher, jünger, von älterem Adel als er, der schlichte Krieger, der seine Stellung nur seiner Tapferkeit und der Gnade des Monarchen zu verdanken hatte. Er hätte sich durchdrängen mögen durch die Reihen der Tanzenden, mit starkem Arme die Geliebte umfassen und mit ihr fliehen in den verborgensten Winkel der Erde. Müde des bunten Treibens, trat er in ein fern vom Tanzsaal gelegenes Cabinet, — das in Form eines Zeltes decorirt war; nur schwach drangen die Töne der Musik bis hierher und das verworrene Rauschen der Menge, Alles war still und einsam, aber dem Obersten that es wohl, sich unbelauscht zu wissen und zu träumen von jenem rosigen Bilde, das seine Seele erfüllte. Er nahm auf dem seidenen Divan Platz, schob den mit Blumen bedeckten Tisch zur Seite und überließ sich seinen Gedanken. Da rauschte es plötzlich am Eingange wie ein seidenes Gewand, da klang es wie leise Schritte — und Camilla trat, — einen raschen Blick umher werfend, — in das von einer Ampel nur matt erleuchtete Cabinet.

Sie mußte geglaubt haben, allein in diesem Raume zu sein, denn ein leiser Ausruf des Schreckens entfuhr ihr, als sie beim Nähertreten den Obersten entdeckte, der in Gedanken vertieft, ihr geräuschloses Kommen nicht bemerkt hatte und jetzt überrascht auffuhr. Eine hohe verrätherische Glut bedeckte das Antlitz des jungen Mädchens; sollten durch einen Zufall ihre seligsten Hoffnungen der Erfüllung entgegen reifen!

„Ich vermuthete nicht, Sie hier zu treffen, Herr Oberst“, begann sie nach einer Pause mit ziemlich unsicherer Stimme, „ist denn Ihre Hypochondrie so groß, daß, wenn Sie auch nicht selbst am Tanze mehr theilnehmen, doch nicht mehr den Anblick der Fröhlichkeit ertragen können? Oder sind es vielleicht militärische Erfindungen, die den Helden treiben, sich aus den strahlenden Sälen in dies einsame halb dunkle Cabinet zu flüchten?“

„Keines von Beiden, mein Fräulein“, entgegnete der Oberst, „Sie wissen, ich bin einmal ein Sonderling, der nicht den Geschmack der meisten Andern theilt.“

„Sie sind sehr unliebenswürdig“, lachte Camilla, „denn Sie beleidigen meine Eitelkeit. Wissen Sie denn nicht, daß die meisten Besucher unseres Hauses mir huldigen und mich zu den Sternen erheben? Freilich, wie könnte der Geliebte der Kriegsgöttin sterbliche Neigung im Busen tragen!“

„Die Gefahren des Krieges, mein Fräulein, schlagen nicht immer die tiefsten Wunden“, entgegnete Luckau sehr ernst, „sie können nur den Körper verletzen, die Wunden der Seele aber sind viel schmerzlicher. Doch“, unterbrach er sich, „was plaudere ich hier Ihnen von so ernsthaften Dingen vor, während drinnen die Musik Sie lockt, während drinnen Lachen und Frohsinn herrscht.“

Camilla trat dem Obersten näher. „Luckau“, begann sie, „Sie müssen Viel gelitten haben; in Ihren Zügen lese ich eine lange traurige Geschichte. Wissen Sie, was mich trieb aus dem rauschenden Gewühle, die Einsamkeit aufzusuchen? Es war die Bitterkeit, die mich beschlich, wenn ich auf jene faden Schwätzer blickte, die mich umdrängten, denen Reichthum und Geburt das Recht gibt, zudringlich und lästig zu sein. Lassen Sie mich Ihre Freundin heißen, wenn Ihnen die große kalte Welt kein warm fühlendes Herz darbietet, vertrauen Sie mir Ihr geheimes Leiden, denken Sie, ich sei Ihre Schwester.“

Digitized by Google

„Nicht Schwester!“ rief der Oberst glühend, und die Hand des Mädchens mit glühenden Küssen bedeckend, „nicht meine Schwester, mein guter Engel sollen Sie sein, der mich in ein neues Leben führen, mir aufs Neue den Glauben an Liebe und Treue wieder geben soll.“

„Unglücklicher!“ rief Camilla, „wie, Sie hätten diesen Glauben verloren?“

„Ich habe ihn verloren“, erwiderte Emil düster, „verloren, bis ich Sie kennen lernte, Camilla, und Ihre Schönheit, Ihre Anmuth auf's Neue den halb erstorbenen Funken in meiner Seele erweckte.“

„Man vermißt mich im Saale nicht“, sagte Camilla, „ich klagte über Kopfweh in der Gesellschaft und wollte mich einige Augenblicke auf meinem Zimmer erholen, darum reden Sie, wenn ihre Erzählung nicht zu lange währt, der Tanz hat von Neuem begonnen, Keiner wird dieses entlegene Cabinet aufsuchen als meine Schwester, und ihr dürfen wir vertrauen.“

„So hören Sie“, erwiderte Luckau, „und urtheilen Sie, ob mein Leid gerecht ist, da ein schwarzer Schatten das Heiligste bedeckt, was der kranken Menschenbrust Linderung gibt, bis in die spätesten Tage, die Erinnerung an meine erste einzige Liebe.“

Und nun begann er dem lautlos horchenden Mädchen ein Gemälde seiner Jugend vor die Seele zu führen. Er erzählte von dem grünen Walde, wo er gelebt, vom Förster Gerhard, der ihn erzogen, vom schönen Gretchen, das er so heiß, so innig geliebt hatte. Er beschrieb ihr die Tage voll seligen Glücks, die er, der Jägerbursche, genossen, bis das Verhängniß über die so still Zufriedenen hereinbrach, — der Förster ermordet und er hinausgeschleppt ward zum blutigen Handwerk in eine fremde und unbekannte Welt. Aber wie ein schützender Engel hallten ihm die leisen Töne des Liedes, die dem Recruten ein letztes Lebewohl zurufen sollten, nach. Wie ein Schutzgeist zog die Erinnerung an seine erste Liebe vor ihm her und sie war es, die ihn stählte in der Gefahr des Kampfes, die ihn die Strapazen des Krieges ertragen ließ. Bei der ersten Gelegenheit hatte er an Gretchen geschrieben, aber ihre Antwort hatte ihn nicht erreicht, — wie konnte dies auch bei den stets wechselnden Quartieren der Fall sein? Indessen die Kraft des so hart geprüften Jünglings reichte nicht für eine Ewigkeit aus. Nahe an Rußlands Grenze ergriff ihn ein schleichendes Fieber, das ihn unfähig machte, der großen Armee auf ihrem Zuge zu folgen, und Wochen lang lag er besinnungslos mit dem Tode ringend in einer kleinen Provinzialstadt im Spitale. Monate vergingen, ehe die Jugendkraft den Sieg über die verzehrende Krankheit davon trug, Monate, ehe er im Stande war, zu denken, und, als eines Morgens seine Sinne klarer wurden, als seine zitternde Hand die Feder halten konnte, da war sein erster Gedanke an Gretchen, die ihn vielleicht längst im fernen Norden glaubte, im fernen Norden der Kälte oder den Feinden erliegend, denn das Gerücht von der Niederlage Napoleons begann heimlich von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus zu dringen. Und er schrieb einen langen Brief voll glühender Liebe, voll von Versicherungen der ewigen Treue. Nur eine Sorge quälte ihn, daß nämlich der Brief bei den jetzigen rauhen Zeiten vielleicht seine Bestimmung nicht erreichen könnte. „Aber meine Befürchtungen waren ohne Grund“, fuhr Emil fort, als er bis diesem Punkte gekommen war, „der Brief mußte richtig angelangt sein, denn nach kurzer Frist erhielt ich eine Antwort. Unruhig, böser Ahnung voll, klopfte mein Herz, als ich auf der Adresse die fast unleserlichen Buchstaben von der Hand der alten Madai erblickte, aber sogleich beruhigte ich mich wieder, denn als ich die Zeilen öffnete, sah ich die schönen, reinen Schriftzüge Gretchens, und wonnetrunken drückte ich den Brief, noch ehe ich ihn gelesen, an meine Lippen. Gott, konnte ich ahnen, daß sein Inhalt mein ganzes Lebensglück vernichten würde!“

„Und was schrieb Ihnen Gretchen?“ fragte Camilla angstvoll.

„Lesen Sie selbst“, — antwortete der Oberst, „seit jenem Tage ist der Brief nicht von meinem Herzen gewichen, wie ein Talisman eines bösen Geistes beschützte er mich gegen Kugel und Degen, und was ich bin, verdanke ich nur ihm, der den Lebensmüden immer wieder an das traurige Dasein knüpfte.“ Bei diesen Worten zog er ein vergilbtes Schreiben aus seiner Brusttasche und reichte es dem Mädchen. Camilla betrachtete es, — keine Städterin brauchte sich wohl dieser Handschrift zu schämen. „Lesen Sie, lesen Sie“ — drängte der Oberst.

> „Soll ich den keine Ruhe mehr vor Ihren Verfolgungen haben, mein Herr“, las Camilla halblaut, „beweist Ihnen mein fortgesetztes Schweigen nicht, daß ich niemals an eine Vereinigung mit Ihnen denke? Meine Hand ist nicht mehr frei, ich bin verlobt, und wäre ich wirklich so blind gewesen, Sie zu lieben, so könnte ich den Mörder meines Oheims, denn kein Anderer als Sie, hat seinen Tod auf dem Gewissen, — jetzt nur hassen und verachten. Ich will niemals wieder ein Wort von Ihnen hören.
>
> Margaretha Walther.

„Armer Mann“, flüsterte Camilla innig, dem Obersten das Papier zurückgebend.

„Nicht war?“ fragte Luckau, „das ist hart, großer Gott, konnte ich davor, wenn er der Gewalt unterlag wenn ein unglücklicher Zufall den Förster seine Flinte die er nicht geladen glaubte, abdrücken ließ? Sie war jetzt verlobt, wahrscheinlich mit einem reichen Bauernsohn, der schon lange um sie geworben und mich um mein Glück beneidet hatte.

„O“, fuhr er fort, „ich habe entsetzlich gelitten, aber sonderbar, sobald ich diesen Brief zu Ende gelesen hatte, fühlte ich ein neues Leben in mir erwachen. Die Vergangenheit war todt für mich, ich hatte jetzt Keinen mehr auf der Erde, für den ich leben mochte was fragte ich jetzt nach seinem Dasein? Aber ich wollte nicht sterben, um unbeachtet, vergessen im Strudel der Welt unter zu gehen; konnte ich mein Leben nicht

Digitized by Google

der Liebe weihen, wollte ichs dem Vaterland opfern und Bilder von Ruhm und Ehre umgaukelten nun meine Seele.

(Fortsetzung folgt.)

## Drei Monate aus einem französischen Soldatenleben.

Mitgetheilt von Karl Hoy.

(Fortsetzung.)

Der Major, dem ich mich vorstellen und wahrheitsmäßig als Neuling bezeichnen mußte, maß mich denn auch in der That mit einem Ausdrucke verwunderter Verachtung und gab mir dann sehr kühl den Rath, mich irgendwo anders einreihen zu lassen. Das Gesicht des gestrengen Herrn wurde erst dann freundlicher, als ich ihm von dem möglichen Fürworte einiger hochgestellten Bekannten zu reden begann. Er lachte so viel, als ein Zouavenmajor lachen kann und sagte mir dann: Bringen Sie mir einen Brief von einem dieser Herren. Es soll mir dann ein Vergnügen sein, Sie in mein Bataillon aufzunehmen. — Ohne Zögern beschaffte ich den gewünschten Brief und war damit auf einmal des Eintritts in die Kaisergarde würdig.

Ich hatte niemals geglaubt, daß ich zum Soldaten geschaffen sei. Ein vierzehntägiger Aufenthalt in der Kaserne gab mir aber in diesem Punkte volle Gewißheit. Die Disciplin war im Ganzen mild, und nur im Punkte der Sauberkeit und des äußern Glanzes streng; aber sie wurde sehr ungleich und launisch gehandhabt. So weißte ich den meine Gamaschen, schwärzte meine Stiefel, lernte in Reih und Glied maschiren und erwartete im Uebrigen die Ereignisse, die mich zu dem unter Bazaine kämpfenden Gardezouavenregimente führen würden.

Paris war inzwischen in fieberhafter Aufregung. Je geheimnißvoller der Kriegsminister schwieg, um so sicherer erwartete man unheilvolle Nachrichten. Auch wir waren deßhalb nicht überrascht, als wir am Abende des dritten September Befehl erhielten, uns zum sofortigen Ausmarsche bereit zu halten. Um 1 Uhr Nachts wurden wir auch wirklich mit aller Hast geweckt und stellten uns dann im Hofe der Caserne im Louvre marschfertig auf. Die ungeheure Stadt schlief oder vielmehr es lastete eine unheimliche Stille auf ihr, die auch uns bei der Ungewißheit unserer Bestimmungen mit leisem Grausen erfüllte. Endlich setzten wir uns in Marsch und zwar zunächst in einen Keller. Als wir aus langen, unterirdischen Galerien endlich wieder emportauchten, befanden wir uns vor den Thoren der Tuilerien. Im spärlichen Gaslichte glänzten die Bayonette von etwa 3000 Mann und aus der Ferne von den Ufern der Seine herüber vernahm das Schnauben und Scharren der Pferde die Cavalerie. Wir setzten die Gewehre zusammen, streckten uns zur Erde nieder und blickten zu den Tuilerien hinüber, an deren Fenstern hastige Schatten vorüber huschten. Ob die Dame, welche in Begleitung zweier Herren einen einfachen Wagen bestieg und dann eilig davon fuhr, wirklich die Kaiserin war, wie man unter uns behauptete, vermag ich nicht zu sagen. Sicher ist dagegen, daß wenige Augenblicke später der Comandnant des Schlosses zu unsern Officieren trat und denselben die niederschmetternde Kunde von der Capitulation von Sedan, der Gefangennahme des Kaisers und der nächtlichen Sitzung des Gesetzgebenden Körpers brachte. So kehrten wir um 3 Uhr Nachts zurück. Frankreich aber war wieder einmal Republik geworden.

So schwül und still die Nacht gewesen war, so lärmend brach der Morgen herein. Wir sahen die dichten Haufen mit fliegenden Fahnen durch die Rivolistraße nach den Gesetzgebenden Körper ziehen. Wer diese lustige Revolution, diese singende, trinkende, sich umarmende Menge sah, hätte wohl gar an einen großen Sieg glauben können. Da aber in diesem Rausche Niemand an eine Regierung dachte, so bildete sich dieselbe nach altem Brauche aus den Deputirten von Paris selbst. Paris ist in solchen Fällen Frankreich.

Wohl hätten wir uns gern in das lustige Gewühl gemengt; wenn nicht unsere Officiere, denen die Republik nichts Erfreuliches versprach, uns streng in der Caserne consignirt gehalten hätten. Doch ich wollte nun einmal hinaus, und was ist denn unmöglich, wenn man nebenbei über Trinkgelder verfügt? Auch ich erlangte auf diesem Wege die besondere Vergünstigung, das Essen für unseren Posten auf dem Concordienplatze hinaustragen zu dürfen und wanderte nun mit einem großen Menagekorb eben so vergnügt durch die Straßen von Paris, als ich ehedem mit den juristischen Herren nach dem Colleg gezogen oder im Ballanzuge zu Gesellschaften und Bällen gegangen war. Ich sah zunächst, wie ein Knabe die Statue Klebers am Louvre mit Lorbeerkränzen umwand, kam aber in den dichtgefüllten Straßen nur langsam vorwärts, bis es mir glücklich einfiel, „Vorsicht! Bouillon!“ zu rufen und dabei meine Suppennäpfe ein wenig zu schwenken. Die arglosen Seelen, die gar nicht zu ahnen schienen, daß Soldatensuppe nur selten Fettflecken macht, wichen wirklich zurück und ließen mich bis zum Bassin der Tuilerien vordringen. Dort aber hing sich ein angeheiteter Nationalgardist an meinen Arm und versicherte mir feierlich, daß am Concordienplatze kein Posten mehr zu sehen sei. Ich glaubte ihm gern und durchbrach nun, Arm in Arm mit ihm, die Menge, unbekümmert um das Geschrei der Weiber, welche die „Spanierin“ und mich, den angeblichen „Tyrannenknecht“, mit gleicher Wuth verfolgten. Endlich gelang es mir, mein Anhängsel abzuschütteln und mich wieder in die Caserne zu retten, wo wir noch bis zum Abend eingeschlossen blieben. Dann aber wurden die Thore von außen eingestoßen, die Menge entführte uns wider den Willen der Officiere zu einem recht vergnügten Abende. Und wiederum am andern Morgen verkündeten die zahlreichen Proclamationen die wichtige Umwälzung, die sich in diesen Stunden vollzogen hatte.

Von Trochu, Favre und Gambetta, den geistigen Spitzen der neuen Regierung, zu reden, ist hier wohl

Digitized by Google

nicht der Platz. Die vielgerühmten und viel betrauerten Männer gehören der Geschichte an. Nur den Umstand muß ich erwähnen, daß man schon damals erstaunt war, so viel Redner und so wenig Männer der That an der Spitze zu erblicken. Aus welchen Tiefen tauchten plötzlich die halbverschollenen, fast sagenhaften Namen von Garnier Pagès und Cremieux wieder auf? Was sollen jetzt Träumer wie Pelletan, zarte und friedliche Philosophen wie Jules Simon dem argbedrängten Staate nutzen? Ueber Rochefort, der stets mehr Geist in seiner Politik, als Politik in seinem Geiste gehabt hat, lächelte man offen. Auch das Volk von Paris hatte zunächst Wichtigeres zu thun, als den Preußen entgegen zu treten. Mußte man nicht vor allem die Embleme der kaiserlichen Regierung entfernen, das Gefieder der Adler verstümmeln, oder ihnen die Köpfe abschlagen und dann an den Bilderläden die zahllosen Carricaturen auf Babinguet und die der Seinen, das heißt die kaiserliche Familie, belächeln?

(Fortsetzung folgt.)

## Rebellen.

Weimar, 26. Oct. Heute Morgen ist hier Ottilie v. Göthe, die Wittwe des einzigen Sohnes des Dichters Göthe, mit Tod abgegangen. Sie war eine geborene v. Pogwisch, Gemahlin Augusts von Göthe, der zu Rom starb und an der Pyramide des Cestius begraben liegt. Von ihren Kindern, den Enkeln Göthes, lebt nur noch Wolfgang von Göthe, der längere Zeit in der preußischen Diplomatie angestellt war; Walter und Alma v. Göthe sind der sehr begabten Mutter vorangegangen.

Paris, 28. Oct. Vor etwa 14 Tagen meldeten die Blätter, daß man in der Seine den Leichnam eines Tauchers gefunden habe, welcher während der Belagerung von Paris militärische Depeschen in die Stadt zu schmuggeln gesucht und bei diesem Unternehmen den Tod gefunden hatte. Ein jetzt wieder in Paris wohnender Deutscher macht folgende Mittheilungen über das Schicksal jenes Tauchers: „Ich habe in Ihrem Blatt gelesen, daß kürzlich in der Seine bei Bercy der Leichnam eines Tauchers gefunden worden ist, der noch Depeschen bei sich hatte, welche von Tours an General Trochu gerichtet worden waren. Man vermuthet, fügen die Blätter hinzu, daß er auf dem Wege durch die Deutschen Linien während der Belagerung von Paris getödtet worden sei. Ich kann Ihnen hierüber genaue Aufschlüsse geben, denn ich stand bei den Vorposten von Choisy-le-Roi, auf Wache als dieser seltsame Vorfall gemacht wurde, und war über denselben so erstaunt, daß ich ihn in meine Notizen über den Krieg verzeichnete. Es war in der Nacht vom 27. zum 28. November; ein dichter Nebel umhüllte die Ufer der Seine, und unsere Schildwache hatte große Mühe, ihre Linien zu bewachen; bei dieser schwierigen Aufgabe wurden sie von Hunden unterstützt, welche wir von Beginn der Belagerung auf die Bewachung der Passagen, die wir für gefährlich hielten, dressirt hatten. Die beiden vorgeschobenen Posten, welche am linken Seineufer etwas vor der Gare-aux-Boeufs standen, hatten zum Glück einen Hund bei sich, den die Soldaten der Compagnie „Trochu" nannten. (Sie nennen ja auch ihre Hunde Bismarck.) Mitten in der Nacht gab dieser Hund Zeichen von Unruhe und fing ein dumpfes Geknurr an; die beiden Soldaten wurden aufmerksam und untersuchten das Terrain ringsum, als sie plötzlich zu ihrem Schrecken ein Ungeheuer aus dem Wasser steigen sahen; der eine von ihnen gewann aber bald seine Geistesgegenwart wieder und gab Feuer, sein Kamerad that das gleiche, zwei andere Schüsse fielen von den Schildwachen des Walles herab, und die Erscheinung stürzte in den Strom zurück. Einer der Soldaten erstattete dem Officier des Postens Bericht von dem Geschehenen. Ich stellte mit dem Officier die eifrigsten Nachforschungen auf dem Strand an, wir krochen bis zu der dicht am Wasser aufgeworfenen französischen Schanze, konnten aber nichts entdecken. Am andern Morgen wurde festgestellt, daß das oberhalb der Brücke von Choisy durch die Seine gezogene Netz, das man bis dahin nicht bemerkt hatte, in einer Höhe von zwei Metern durchschnitten war."

Rom, 25. Oct. In Sardinien ist die Blutrache noch immer nicht ausgerottet und das auf- und abgehende Thermometer der Leidenschaften wie der Interessen zeigt bald Friedensschluß bald Friedensbruch. In der Angolona, einem bergigen Districte im Norden der Insel, hat das Bedürfniß nach Ruhe und persönlicher Sicherheit die alte Leidenschaft überwunden und die vendetta ist durch feierliches Uebereinkommen vorläufig wenigstens wieder einmal außer Thätigkeit gesetzt worden. Am 19. October fand der Friedensschluß in Gegenwart des Bischofs der Diocese Saffari, des Präfecten von Castel Sardo und einiger anderen Beamten, sowie einer Zuschauermenge von etwa 2000 Personen Statt. Der Act umfaßte 29 Geschlechter, die mit ihrem sämmtlichen Angehörigen bis in den vierten Grad nicht weniger als 1200 Köpfe ausmachten. Beleidiger und Beleidigte waren einander gegenüber gestellt, und indem die Häupter der einzelnen Familie einander den Friedensgruß gaben, verzichteten sie dadurch auf jede Rache für Beleidigungen, Verwundungen und Morde, die im Laufe der letzten zehn Jahre vorgekommen sind.

In americanischen Blättern finden wir nachstehende wohlzeitgemäße neueste Version des Kutschleliedes. Ein Farmer in Dixon, Staat Illinois, hat es verfaßt und lauten thut es folgendermaßen:

Was traucht dort auf der Farm herum?
Ich glaub', es ist der Greelegum;
Er sieht sehr hoch und glücklich aus,
Und hackt all das Unkraut aus.
Kommt er erst ins Präsidium,
Dann werden alle Klaffer stumm;
Er lehrt gewiß recht gründlich aus
Und hackt auch dort das Unkraut aus.

## Charade.

(Dreisilbig.)

Wenn Deine Stimme nicht mehr zu dem Orte,
Wo Deine Freunde wohnen, dringen kann,
O dann vertraue Deines Herzens Worte
Getrost der ersten Silbe an;
Sie bringt sie Deinen Lieben still verschwiegen,
Und sollte sie auch Land und Meer durchfliegen.

Doch Alles, was es faßt das arme Leben,
Selbst nur zu oft des Menschen irrer Sinn,
Es ist zwei ander'n Silben untergeben,
Sie reihen es in ihren Strudel hin.
Wir wären ohne sie uns theurer, lieber;
Doch Ew'gem ziehn sie machtlos nur vorüber!

D'rum laß' das Ganze unter und beginnen,
Und dadurch spotten der zwei Letzten Kraft.
Es gibt von unserm stillen Thun und Sinnen
Uns gegenseitig treue Rechenschaft;
Und gern wirst Du's der ersten Silbe glauben,
Daß Dir mein Herz die letzten niemals rauben.

**Auflösung des Palindroms in Nr. 128:**
Neue — Euer.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 131. Speyer, Samstag, den 2. November 1872.

## Zu Lukas Kranachs

**vierhundertjähriger Geburtstags-Feier.**

(31. October 1872.)

Lukas Kranach, hoher Meister,
Bannerwart der alten Kunst!
Heute schweben holde Geister
Aus hellrosiger Wolken Dunst
Durch die friedlichen Museen;
Ihre Zaubergrüße wehen
In der Säle keuscher Ruh'
Deinen Bildereien zu.

Viermalhundert Jahre rollten
Hin seit jenem stolzen Tag,
Da die Musen legnen sollten
Deines jungen Herzens Schlag.
Und wie treu hast du gewaltet,
Bis das Leben dir gealtet,
Deiner Kunst und ihrer Kraft,
O du Stern der Künstlerschaft!

Ob nun deines Pinsels Leben
Ein Madonnabild entstellt,
Welches Engel licht umschweben
Heiligsüßer Anmuth voll;
Oder ob dir aus dem wirren
Menschenspiel und seinem Irren
Schnell ein heit'res Bild erstand
In der kunstbewährten Hand;

Tief und deutsch war dein Gemüthe
Und ein Born von edler Lust,
War, wie Thau für jede Blüthe,
Deine frische, freie Brust.
Lukas Kranach, hoher Meister,
Der du thronst im Reich der Geister,
Ehrfurcht beinem Genius,
Deinen Manen stillen Gruß!

Karl Zettel.

## * Zwei Gräber.

Novelle von **Hermann Kirchfeld.**

(Fortsetzung.)

Napoleon war aus den Eisfeldern Rußlands gedemüthigt zurückgekehrt, Europa rüstete sich zum Kampfe gegen ihn und trat in die Reihen seiner Feinde. Sie kennen meine militärische Laufbahn, Sie wissen, wie die Gnade des Monarchen mehr noch als eigenes Verdienst mich beförderten, aber dennoch war ich nicht glücklich. Ich konnte sie nicht vergessen, deren Untreue mich so hoch erhoben, aber auch auf ewig mir den Glauben an Liebe und Treue geraubt hat. Unablässig verfolgte mich ihr Bild, ich stürzte mich in wilde Zerstreuungen, aber vergebens. So schleppte ich ein trauriges, wenn auch äußerlich glänzendes Leben dahin, bis ein Zufall mich in das Haus Ihrer Eltern führte, bis ich Sie kennen lernte und zum ersten Male ein Hauch des Friedens durch meine Seele zog."

„Und haben Sie Ihr Gretchen nicht wieder gesehen?" fragte Camilla.

„Nie, niemals", erwiderte Lukau, „durfte ich so schwach sein, sie im Hause ihres Gatten aufzusuchen?"

„Camilla", flüsterte der Oberst, „o, geben Sie mir den Trost, ehe wir scheiden, daß ich mich dem süßesten Gefühle hingeben darf, ein Herz gefunden zu haben, das nicht nur in der Regung eines flüchtigen Momentes Antheil an meinen Leiden nahm. Camilla, daß ich mir eine Zukunft denken, die meine kühnsten Wünsche übersteigt, die mich Alles vergessen läßt, — was ich erlitten und erduldet?"

Bleich vor innerer Erregung, während der Oberst in banger Erwartung vor ihr stand, erwiderte Camilla: „Wenn mein Vater seine Einwilligung gibt, — so halten Sie sich überzeugt, daß Camilla Bergheim es versuchen wird, dem Manne das zu ersetzen, was Gretchen Walther dem Jünglinge war."

Bei diesen Worten öffnete sie leise die Thür des Cabinets und blickte auf den Corridor, Niemand war zu sehen; rasch entfernte sie sich, den Obersten in einer Stimmung zurücklassend, wie er sie seit Jahren nicht gefühlt.

Im Nebenzimmer ward eine französische Arie von einer bedeutenden Künstlerin vorgetragen, aber Emil hörte nichts, seine Seele war von wonnigen Harmonien erfüllt — und sein Ohr vernahm nichts von den irdischen Klängen. Das Beifallklatschen der Gesellschaft brachte den Oberst von Lukau zu sich. Fast dünkte ihm das Erlebte wie ein Traum; aber nein

Digitized by Google

da lag eine Rose auf der Stelle, wo sie geweilt, sie war im Fallen entblättert und jedes Blatt schien ihm mit tausend Stimmen zuzurufen: Du wirst geliebt. Auch er wollte das Cabinet verlassen, als seine ganze Aufmerksamkeit gefesselt ward.

„Bitte, mein Fräulein", — hörte er die Stimme des Wirthes im Nebenzimmer, „lassen Sie uns doch das kleine Volkslied hören, das Sie neulich so bezaubernd bei Hofe vortrugen, das Lied von der ersten Liebe meine ich."

„O, dieses Liedchen ist ja allgemein bekannt", erwiderte die Sängerin ablehnend.

Jetzt erhob sich ein allgemeines Bemeinen und eine Fluth von Bitten strömte auf die Künstlerin.

„Sei es denn", vernahm Emil sie sprechen, „aber es ist gar zu unbedeutend."

Und er hörte die Sessel rücken, hörte die ihm wohlbekannten Accorde des Vorspiels und jetzt — jetzt klang es ihm durch die Seele wie ferne Aeolsharfen:

Und muß es denn geschieden sein,
So sahr' Du wohl, Geliebter mein,
Sei fest im Unglück, wanke nicht,
Wenn auch das Herz vor Wehmuth bricht.

Es gibt ein Ding, das folgt Dir nach,
Es bleibt Dir treu bei Nacht und Tag,
In wilder Schlacht, da schützt es Dich,
Mit heil'gen Flügeln sicherlich.

Und wenn die Brust der Schmerz zerreißt,
Da lindert es den kranken Geist,
Wenn böse Luft trügt Deinen Sinn,
Tritt es als Schutzgeist vor Dich hin.

Dies Heiligthum — o, halt es fest,
Da Du auf ewig mich verläßt,
Dies Heiligthum — stets rein und jung
Der ersten Lieb' Erinnerung.

Die Sängerin hatte längst geendet, und noch immer stand Emil unbeweglich in der Mitte des Zimmers, in seinem Auge glänzte eine Thräne, die langsam über die gebräunte Wange rollte, und seine Lippen flüsterten ihm unbewußt: „Gretchen!" Aber plötzlich schien ein Entschluß seinen Geist zu beleben. „Ja", flüsterte er vor sich hin, „ich kann nicht anders, nur einmal noch sie sehen, und dann — ausgelöscht auf ewig: der ersten Lieb Erinnerung." Und raschen Schrittes verließ er das Gemach, und in die Garderobe eilend, warf er hastig seinen Mantel um, und schickte sich an, überzeugt, daß in dem Gewühle der Gäste Keiner ihn vermissen würde, das Haus des Commercienrathes zu verlassen. Auf der Hausflur stieß er auf Camilla.

„Wohin wollen Sie, Luckau", fragte das junge Mädchen, ihn aufhaltend.

„Wohin ich will?" entgegnete Luckau, „zürnen Sie nicht, Camilla, zu ihr, zu meinem Gretchen, nur noch einmal will ich sie wieder sehen, nur noch einmal ihr sagen, daß ich ihr vergeben und dann — dann kehre ich wieder zurück zu Ihnen, um ewig Ihrem Dienste zu leben."

„Aber woher diese plötzliche Umänderung?" fragte Camilla, auf das Höchste überrascht.

„Mein Ohr vernahm jenes Lied seit Jahren zum ersten Male wieder, das Gretchen einst dem Verzweifelnden als Trost in die Ferne mitgab. Mit magischer Kraft ergriff es mich, zog es mich zu der Heimath meiner Jugend. Camilla", endete er leidenschaftlich, „Sie sind schön wie ein Engel des Himmels, aber jene schlichte Weise, die mir in dem Augenblicke ertönte, wo ich mich als Ihr Gatte — der Glücklichste der Sterblichen träumte, sie weckte in meinem Herzen alle Wonnen und Leiden aufs Neue, und wie ein seliger Traum zog es vor meiner Seele auf: der ersten Lieb Erinnerung."

Erschöpft hielt er inne, Camilla stand einen Augenblick schweigend und augenblicklich tief ergriffen da.

„So gehen Sie, Herr von Luckau", — sprach sie endlich mit bewegter Stimme, „gehen Sie, und wenn Sie der heutigen Stunde gedenken, so gedenken Sie ihrer wie eines Traumes, den der erste Sonnenstrahl des Morgens verscheucht! ich werde ein Gleiches thun."

Mit diesen Worten verschwand das junge Mädchen in einem Garderobezimmer, während Emil nach Hause eilte und seinem Diener befahl, Alles zur Reise zu rüsten; während in der Wohnung des Commercienrathes die Gläser auf das Wohl des jungen Brautpaares, dessen Verlobung der glückliche Vater soeben proclamirt hatte, erklangen, verließ — in einen Mantel gehüllt — mit Extrapost der Oberst von Luckau die Residenz, um dem Grenzorte Rosenau zuzueilen.

Das Dörfchen hatte sich wenig im Laufe der Zeit verändert, dieselben Häuser wie ehedem boten dem Wanderer ein freundliches Willkommen, wenn auch bereits viele der damaligen Insassen zur ewigen Ruhe eingegangen waren; der Spitze rothe Kirchthurm schaute nach wie vor neugierig zwischen den bunten Strohdächern hervor, als wollte er sich umschauen und den Andern Nachricht geben, wie es draußen zugehe in der großen Welt.

Kurz vor dem Eingange des Dorfes stand ein kleines einstöckiges Häuschen, grobblättriger Wein umrahmte die Fenster mit den blendend weißen Vorhängen und schlängelte sich hinauf bis an das niedrige Dach, fast in das Sperlingsnest hinein, wo eben die Ellern ihren Jungen das Abendbrod reichten. Es war ein heißer Tag gewesen, die Sonne neigte sich zum Untergange und aus den Hausthüren traten die Dorfbewohner, um sich auf den grün bemalten Bänken niederzulassen und den herrlichen Sommerabend zu genießen.

Auch die Thüre des eben erwähnten Häuschens öffnete sich und eine Frau trat heraus mit dem Nähzeug in der Hand. Sie schien im vorgerückten Alter, denn ihr Haar fing bereits an grau zu werden, aber dennoch war sie nicht ohne Anmuth und aus dem blauen Auge leuchtete die innige Herzensgüte. Doch

Digitized by Google

ach, dieses Auge, das einst so klar und rein gewesen war, es hatte längst seinen Glanz verloren und blickte trübe der untergehenden Sonne nach, das Roth der Wangen war dahin geschwunden und eingefallen war das Antlitz, das von einer langsam abzehrenden Krankheit zeugte.

(Schluß folgt.)

## Drei Monate aus einem französischen Soldatenleben.

Mitgetheilt von **Karl Thor.**

(Fortsetzung.)

Inzwischen sicherte die Regierung Paris wenigstens gegen einen Handstreich, indem sie vom elften September ab die Forts besetzte, armirte und mit Proviant versah. Die verschiedenen Compagnien der kaiserlichen Garde, Zuaven, Chasseure, Voltigeure und Grenadiere wurden, da sie sich ihren in Metz belagerten Regimentern nicht anschließen konnten, zu einem Marschregimente vereinigt und nach St. Denis geschickt, wo man den ersten und stärksten Angriff des Feindes erwartete. Es gab dort zu viel zu thun, denn der Platz war in Folge derselben kaiserlichen Leichtfertigkeit, welche sich bei der ganzen Kriegführung zeigte, fast wehrlos. Soldaten und Bürger, Mann an Mann, mußten nun Gräben ziehen, Barrikaden bauen, Kanonen, Kugeln und Bomben herbeischaffen, und dieser Feuereifer machte wirklich in 10 Tagen aus St. Denis eine starke Festung.

Im Uebrigen befanden wir uns hier besser, als dies in Paris der Fall gewesen wäre. Während dort schon im October die tägliche Ration Fleisch auf 50 Gramm normirt und nur mit Ausdauer und unter Kämpfen zu erlangen war, während das Liter Milch bereits 6 Franken kostete und selbst ein reicher, mir bekannter Feinschmecker wochenlang von Gemüse und Maccaroni leben mußte, hatten wir keinen empfindlichen Mangel. Dies kam daher, weil man die nach der gewöhnlichen Einwohnerzahl bemessene Menge von Lebensmitteln nach St. Denis schickte, obwohl ein beträchtlicher Theil der Einwohner nach Paris geflüchtet war, so daß bei uns ein verhältnißmäßiger Ueberfluß herrschte und für Geld und gute Worte mancher gute Bissen zu erlangen war.

Indessen plagte uns trotz mancher Gefahren und Anstrengungen und trotz der Freiheit, die man uns, vielleicht zum Schaden der Disciplin, vergönnte, dennoch bald die Langeweile, und wir suchten deshalb mit Heißhunger nach Abenteuern und Zerstreuungen. Oft griffen wir den Feind nur an, weil uns die Unthätigkeit lästig fiel, wie dies z. B. am 23. September bei Pierrefitte und am 21. October bei Argenteuil der Fall war. Eines Abends, als ich und einige Freunde bei sehr saurem Bier zusammensaßen und in die schöne, klare Mondnacht hinaussahen, faßten wir sogar den romantischen Entschluß, uns abwechselungshalber einige dieser verwegenen Uhlanen, deren Ruf wir längst beneideten, einzufangen. Wir gelangten auch, obwohl wir mindestens zehn Mann stark waren, glücklich durch die Vorposten. Draußen aber entstand alsbald Streit, wie wir unser Vorhaben am meisten entsprechend, ausführen sollten, und dieses Wortgefecht ward von einigen Advocaten unter uns so laut und so hitzig geführt, daß der vernünftigere Theil der Gesellschaft bald einsah, so würden wir selbst viel leichter abgefaßt werden, als jene verzweifelten Uhlanen. So zogen wir uns denn rasch wieder zurück, herzlich froh, daß uns wenigstens unsere Offiziere nicht erwischten. Aehnlich endeten beim Mangel aller Taktik die meisten dieser unüberlegten Handstreiche. Besser ging es bei anderen friedlichen Unternehmungen. Zwar am Tage nahmen uns die Uebungen und vor Allem die häufigen Quartierwechsel, die zum Beispiel mir während der sieben Wochen verschiedene Male meine Wohnung auf und unter den Wällen, in Gärten, Holzbaracken und den Häusern der Stadt anwiesen, völlig zur Genüge in Anspruch. Aber auch die Abende verlangten ihr Recht, und da wir unter uns viele junge Leute von guter Familie und Bildung zählten, so errichteten wir trotz aller preußischen Kanonen in einem Cafehause ein Theater. Bald sprachen nun die Pariser Zeitungen, denen es an sonstigem Stoff fehlte, auch von unseren declamatorischen und musikalischen Leistungen, wahre Künstler kamen aus Paris zu Gastspielen, und schließlich hatten wir kaum Platz für die zahlreichen Besucher und Besucherinnen. Ja, es organisirte sich selbst für den Zweck dieser immer zahlreicheren Lustfahrten ein eigenes öffentliches Fuhrwesen.

In dies überlustige Leben, welches natürlich nur schädlich auf die Disciplin wirkte, und vor Allem eine Unzahl von Urlaubsgesuchen herbeiführte, fiel eine strenge Anordnung Trochu's wie eine Bombe hinein. Es wurde plötzlich Appell geschlagen. Dann trat der Hauptmann unter uns und eröffnete uns mit heimlichem Lächeln, daß von jetzt ab diese Besuche streng verboten seien. Uns sollte im Wiederholungsfalle Arrest, die Besucher, und selbst die Damen, Gefängnißstrafe treffen. Aber diese Pariserinnen waren zu fein für Trochu. Zwar am nämlichen und folgenden Tage kam zu unserm Bedauern Niemand zu uns nach St. Denis. Am dritten Tage aber langte ein ganzes Regiment von — Krankenpflegerinnen an den Festungsthoren an. Wer gegen diesen Charakter unserer Besucherinnen ein frevles Bedenken hätte wagen wollen, dem hätte es die schwarze Kleidung mit dem rothen Genfer Kreuze am Arm sicher widerlegt. Solche barmherzige Seelen aber durften natürlich nicht unbarmherzig an den Thoren zurückgewiesen werden.

Mitten in dieser lustigen, aber ereignißlosen Zeit erhielten wir die Nachricht, daß die Francstireurs der Presse am 27. October die Preußen aus Bourget hinausgeworfen und das Dorf besetzt hätten. Da dieser nicht befohlene Angriff wenigstens einen augen-

Digitized by Google

blicklichen Erfolg gehabt hatte, so wurden 500 Mann zur Verstärkung dorthin geschickt. Meine Compagnie war hierbei nicht betheiligt; unser Brigadegeneral aber, dem ich persönlich bekannt war, machte mir, als er am Morgen des 29. October nach Bourget abreisen wollte, den Vorschlag, ihn als Ordonnanz zu begleiten. Da ich für den nächsten Sonntag einige Freunde aus Paris zu einem Frühstück eingeladen hatte, so war ich einen Augenblick zweifelhaft, ob ich der Einladung des Generals folgen dürfe. Der General schlug aber meine Bedenken durch die Versicherung nieder, daß wir bis dahin sicher zurückgekehrt sein würden, und so trat ich denn, das Gewehr über die Schulter, wie ein bescheidener Kaninchenjäger den für mich so verhängnißvollen Weg an. Je näher wir an Bourget herankamen, um so heftiger wurde der Kanonendonner. Da wir glaubten, der Kampf sei schon im Gange, so gingen wir im Geschwindschritt vorwärts. Von einigen Mobilgardisten, die uns entgegenkamen, hörten wir, daß die Beschießung am Morgen begonnen habe und daß die Besatzung sich mit ihren vier kleinen Kanonen und einer Mitrailleuse gegen das überlegene Feuer des Feindes nicht würde halten können. Als der Kanonendonner gegen Mittag schwieg, fanden wir die einzige breite Straße des Dorfes mit Bombensplittern bedeckt und vernahmen, daß 1500 Granaten in den Ort geworfen worden. Gleichwohl waren nur zwei Leute verwundet, da sich die Truppen in die Häuser zurückgezogen hatten.

Alle Welt erwartete mit Recht einen Angriff, und der General verlangte daher aus St. Denis Verstärkungen an Munition und Geschütz. Da diese aber nicht eintrafen, so begannen die Truppen, die fast zwei Tage ohne Lebensmittel campirt hatten, endlich unruhig zu werden. Gleichwohl ließen sie sich durch die Zusicherung baldiger Abwechselung wieder besänftigen und legten sich zu tiefem, sorglosem Schlafe nieder.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

(Verunglückt.) Mülhausen, 22. Oct. Diesen Morgen fand man im Bassin des Canals, bei der Gutleutbrücke, den Leichnam unseres trefflichen Dichters Georg Fetter, auf dem Gebiete der deutsch-elsässischen Literatur unter dem Namen Friedrich Otte längst rühmlich bekannt. Er hatte noch seinen Stock in der Hand, Portemonnai und Uhr bei sich. Bis nach 10 Uhr Abends war der herzliche und gemüthliche Mann mit Freunden in einem hiesigen Wirthslocal gewesen, in heiterer und geselliger Stimmung; er kam nicht nach Hause, was natürlich die Seinigen sehr beängstigte. Allen Umständen nach ist der Verunglückte gestern Abend einigen Schritten, wie er gewohnt war, nach Hause gegangen, hat, durch das unsichere Licht des Mondes und den Nebel getäuscht, am Zugang der Brücke den Tritt verfehlt und ist die steile Böschung, vor welcher sich leider kein Geländer befindet, jählings hinabgestürzt. Am 9. des nächsten Monats sollte eine seiner Töchter Hochzeit halten. Fetter, der als Lyriker unter den deutschen Elsaßdichtern eine vorzügliche Stelle einnahm und sich stets mit Eifer an allen literarischen Bestrebungen für Erhaltung deutscher Sprache und Literatur in seiner Heimath betheiligte, war im Jahr 1819 in Mülhausen geboren, wo er einem geschäftlichen Berufe lebte.

Ueber den Einfluß des violetten Lichtes auf die Ernährung schreibt das „Dresd. Journ.“: „Die Gärtner haben schon längst die Beobachtung gemacht, daß unter dem Einfluß der violetten Scheiben das Wachsthum der Pflanzen zunimmt, und General Pleacanton hat dies für das Gedeihen der Weinstöcke mit bestem Erfolge benutzt. Er hat aber auch diese Erfahrungen für die Thierwelt verwerthet und gefunden, daß die unter einem blauen Dache befindlichen Stiere in einem Monat um 34 Pfund zunahmen, während die unter einem weißen Dache gehegten im Wachsthum zurückblieben. Eine italienische medicinische Zeitschrift „l'Ippocratico“ fragt nun ganz ernstlich, ob es nicht zweckmäßig wäre, in unsern Kinderspitälern statt der weißen Scheiben blaue zu verwenden. Zunächst wird es wichtig sein, dahinter zu kommen, ob eigentlich von den verschiedenen Beobachtern violettes oder blaues Licht, d. h. Glas, gemeint ist.

(Originell). Ein reicher und bekannter Financier frühstückte in einem der elegantesten Pariser Kaffeehäuser, als sich ein bescheidener Bauersmann im blauen Kittel und die Peitsche in der Hand in der Nähe an einem andern Tisch niederließ. Der neue Gast zeigte eines jener gutmüthigen Gesichter, wie man sie an seines Gleichen gewöhnt ist; nur hatte die Luft, durch die er gekommen, und die Verlegenheit, da hereingerathen zu sein, ihm eine etwas lebhaftere Couleur gegeben. Er bestellt sechs Austern. Kaum hatte er die dritte verzehrt, da stöhnt er und fährt mit der Hand an sein Kauwerkzeug. „Wahrhaftig, ich glaub', ich hab' mir einen Zahn ausgebissen.“ Bei diesen Worten rollt er den Grund seiner Schmerzen über die Lippen in Gestalt einer prächtigen, schwarzen Perle, die noch vom Fleisch der Mollusse getrübt ist, aber durch ihre Größe ihren hohen Werth sofort errathen läßt. Der Nachbar Banquier sieht natürlich die Perle und wünscht dem Finder zu seiner unerwarteten Entdeckung Glück. „Mag sein, daß sie schön ist“, versetzte der Bauer; „aber ich wollte, sie wäre beim T . . ., denn davon bekomme ich keinen neuen Zahn!“ „Macht nichts, guter Freund; sie wird Ihnen etwas Schönes einbringen!“ „Was ist denn das Kieselsteinchen werth?“ „Zweihundert Franken, zum Mindesten.“ „Weil Sie gerade da sind . . ich geb' sie Ihnen um die Hälfte; dann brauch' ich nicht lange nach einem Käufer zu suchen.“ Der Finanzmann gibt ihm ein Hundertfrancsbillet und steckt die Perle ein. Dann beeilt er sich, sein Frühstück zu Ende zu bringen und zu seinem Juwelenhändler zu kommen, dem er seine billige Kostbarkeit doch zeigen muß. Aber o Schrecken! Die Perle war eine falsche Perle und der Bauer ein falscher Bauer, aber ein ächter Gauner, der den ehrenwerthen Geschäftsmann geprellt hatte.

## * Anagramm.

Wie oft auf sommerlichen Gang
Lauschst Du dem süßen weißen Sang,
Entströmend meiner kleinen Kehle
Wie Klagelaut der Philomele.
Hast Du die Zeichen anders vereint,
Ein holder Frauenname erscheint,
Der versetzet Dich mit Einemmal
In des Morgenlands schimmernden Märchensaal.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 132. Speyer, Dienstag, den 5. November 1872.

### * Zwei Gräber.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Schluß.)

Des Weges daher kam ein Wanderer gezogen, von stattlichem Wuchs, in einen schlichten, grauen Oberrock gekleidet. Es mußte ein seltsamer Kauz sein, denn fast jeden Augenblick stand er still, um sich mit der Hand über die Augen zu fahren. War es der Schweiß der Tageshitze, den er sich von der Stirn trocknete, oder war es eine rinnende Thräne? So war er nahe und näher gekommen.

Die Frau, die in Gedanken versunken, der Schritte nicht geachtet, blickte auf. Der Wanderer stand vor ihr. Ein krampfhaftes Zittern überflog ihre Gestalt, ihre Lippen bebten und unfähig, ein Wort hervorzubringen, klammerte sie sich an die Lehne der Bank, die vor dem Häuschen stand. Dem Fremden entging die Bewegung der Frau, hatte denn seine Seele Raum für andere Empfindungen, als die waren, die ihn in diesem Augenblicke fesselten?

„Liebe Frau", begann er, „sagt mir doch, ob Ihr wißt, wen die ehemalige Försterstochter Gretchen Walther geheirathet hat und wo ich sie finde?" Aber noch in derselben Secunde haftete sein Blick näher auf ihr und Todtenblässe bedeckte sein Antlitz.

„Großer Gott!" — schrie er auf, von dem Anblick der vor ihm Stehenden tief erschüttert, „nein, ich irre mich nicht, Gretchen, Gretchen, bist Du es wirklich?"

„Emil!" — entrang es sich endlich aus der Brust des Weibes und ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen, — „Gott sei gelobt, — ich wußte es, daß Du kommen würdest."

„Gretchen, so hast Du mich nicht vergessen", — rief Emil schluchzend, und die lang Vermißte in seine Arme pressend, „so hast Du Deine Untreue gebüßt durch Reue und Thränen, Gretchen?

„Ich Dir untreu?" rief Gretchen und eine ungewöhnliche Röthe flammte in ihrem Gesichte auf; „o, es ist wahr", fügte sie nach einigen Augenblicken hinzu, „Du mußtest es ja glauben. Aber komme in mein Zimmer, der Arzt verbot mir die Abendluft, ich kümmerte mich nicht darum, denn ich erwartete Dich ja, mein Emil, aber jetzt jetzt will ich leben, jetzt —"

Sie wollte weiter reden, doch ein Hustenanfall schnürte ihre Brust zusammen. Mit der Hand nur zeigte sie nach dem Hause, Emil trat nicht hinein.

„Gretchen!" sprach er zögernd, „bist Du allein?"

„Seit dem Tode Gerhard's war ich stets allein", entgegnete Gretchen; „Emil, ein furchtbares Schicksal hat uns durch die Hände der Menschen auseinander gerissen, ein furchtbares Schicksal hat den Kranz unseres Glückes zerstört, und unter seiner unerbittlichen Fügung wanke ich dem frühen Grabe zu. Emil, sieh' mich an, meine Kraft ist dahin, meine Tage sind gezählt, und bei dem Namen dessen, der mich bald aufnehmen wird in seinen Schooß, schwöre ich Dir, daß ich keinen geliebt habe, als Dich, daß ich nie Dir untreu war, weder in Thaten, noch Gedanken, mein Emil."

Der Oberst entgegnete nichts. In seiner Brust wogte es wie ein stürmisches Meer.

„Komm", sprach er dumpf, „komm, mein Gretchen, erzähle mir Alles."

Und zärtlich wie in den Tagen des entschwundenen Glückes, umfaßte er die wankende Gestalt der Geliebten und führte sie in das niedrige, — aber doch so freundliche Zimmer des Erdgeschosses.

Hand in Hand, wie ehemals saßen die Liebenden auf dem Sopha aus Eichenholz, einem Erbstück aus der Försterei, aber mit unendlicher Wehmuth ruhte der Blick des Obersten auf dem verfallenen abgezehrten Antlitz seines Gretchens, die er so blühend, so jugendfrisch verlassen hatte.

„Wenige Tage nach dem Tode des Oheims und Deinem Fortzuge", begann Gretchen, nachdem sie ihre Kräfte ein wenig gesammelt hatte, „ergriff mich, durch Angst und Aufregung bewirkt, ein tödtliches Fieber. Die „alte Madai" pflegte mich wie eine Mutter und ich genaß endlich, Dank ihrer Fürsorge und meiner Jugendkraft. Aber vergebens hoffte ich von Tag zu Tag auf eine Nachricht von Dir, vergebens auf eine Zeile, auf eine Botschaft. Dagegen ward Peter Driburg, der Schulzensohn, den Du kennst, von Tag zu Tag in seinen Bewerbungen zudringlicher, und Madai unterstützte ihn mit aller Macht der Beredsamkeit. Ich war recht unglücklich. Nicht allein keine Nachricht von Dir, sondern ich mußte auch noch täglich das Grollen

Digitized by Google

und den Spott Madais ertragen, die mir Deine offenbare Untreue vorhielt und mir zum unzähligsten Male ihren Sprichwörterschatz: Aus den Augen, aus dem Sinn, und Aehnliches zu Gemüthe führte.

So verstrich lange Zeit, der Gram um Dich hatte mein innerstes Wesen umgeändert, ich mußte überzeugt sein, daß Du mich vergessen hattest, — denn daß Du liebtest, das wollte Madai gewiß durch einen Landsmann wissen, der beim Heere stand. Aber dennoch schlug ich Driburgs Werbung ab — und eines Tages nachdem ich viel von seiner Heftigkeit zu leiden gehabt, noch mehr um Dich vor seinen Gehässigkeiten zu schützen, als um meinetwillen, schreibe ich einige Zeilen nach seinem Fortgang, worin ich ihm schriftlich mittheilte, was meine Ahnung längst errathen, daß er den Tod meines armen Oheims auf dem Gewissen habe."

„Allmächtiger!" — — rief Emil, — krampfhaft in die Brusttasche greifend, — „dieser Brief —"

„Ich weiß Alles," unterbrach ihn Gretchen ruhig. „Höre weiter: Ich hatte diesen Brief beendigt, als eine nothwendige Pflicht mich abrief. Als ich wieder in das Zimmer trat, um ihn abzusenden, war er spurlos verschwunden: all' mein Suchen darnach war vergebens, und auch Madai konnte mir keine Auskunft darüber geben.

Was ich Willens war, Peter zu schreiben, wiederholte ich ihm mündlich bei erneuerten Versuchen nach einiger Zeit, und ich hatte die Genugthuung, daß er endlich seine Bewerbungen aufgab und mich in Frieden ließ. Aber von der Zeit an schien es sich wie ein Alp auf die Seele Madai's zu legen, es war, als ob ihr eine lang gehegte Erwartung auf ewig entschwunden sei, sie fing an zu kränkeln und ihr Ende nahete mit schnellen Schritten heran. Um die Hülfe näher bei der Hand zu haben, kaufte ich für das geringe Erbtheil meines Oheims dieses Häuschen und richtete mich hier mit der Kranken ein. Aber je mehr ich bemüht war, für sie zu sorgen, um so finsterer ward sie, ja es schien zuletzt, als ob sie kaum noch meine Gegenwart ertragen könne.

Da eines Nachts, — ein Gewitter war am Himmel heraufgezogen und die Blitze leuchteten durch das Zimmer, da hörte ich Madai mit matter Stimme meinen Namen rufen. Ich näherte mich dem Bette der Kranken und beugte mich über sie.

„Gretchen", begann die Alte, „in wenig Stunden stehe ich vor dem ewigen Richter; Gretchen, mein Herz ist voller Todesangst, denn schwere Schuld drückt mein Gewissen. — Aber meine Absicht war rein, nur Dein Glück, als ich Peters Werbung unterstützte und Emil aus Deinem Gedächtnisse zu bannen versuchte."

„Madai!" rief ich entsetzt, „sprich, was hast Du gethan?"

„Vergieb, vergieb", wimmerte die Kranke, „ich habe Dich belogen, Emil war nicht untreu, er hatte geschrieben, aber ich unterschlug den Brief und Peter verbrannte ihn zu Asche. Nach langer Zeit kam ein zweites Schreiben, welches dasselbe Schicksal hatte; aber einmal konntest Du doch trotz unserer Wachsamkeit in Besitz einer Botschaft kommen, da gabst Du selbst uns das Mittel, um uns für ewig von dem Ueberlästigen zu befreien."

„O!" rief der Oberst, „jetzt wird mir Alles klar."

„Du hast Recht, Emil", fuhr Gretchen fort, „Madai hatte jenen an Peter gerichteten Brief Dir gesandt, er hatte noch keine Adresse, und nichts konnte Dir den schändlichen Betrug enthüllen."

„Gretchen, Gretchen!" — rief Emil erschüttert, „und ich konnte an Dir zweifeln! Ha, Fluch, dreimal Fluch jenen Elenden!"

„Laß die Todten ruhen", sprach Gretchen feierlich. „Dein Fluch trifft nicht Madai, mehr noch Peter. Aber sie irrte aus Liebe zu mir: sie ließ sich von dem Schändlichen bethören, der Dich ins Elend brachte, um allein um mich zu werben, der die Ursache ist an dem entsetzlichen Tode unsers Wohlthäters. Aber auch er hat geendet, sein Jähzorn hat ihm in einem Wirthshause das Leben gekostet."

„Aber warum wandtest Du Dich nicht an mich, nach jenem entsetzlichen Geständniß?" fragte Emil. „Mein Name war ja zu dieser Zeit bekannt und jedes Kind konnte Dir meinen Aufenthalt nennen."

„Wohl kannte ich Deinen Aufenthalt", erwiderte Gretchen, „o glaubst Du nicht, daß mein Herz bei jedem Deiner Erfolge Gebete des heißesten Dankes voll zum Ewigen gesendet hat? Aber zu dieser Zeit warst Du schon der allbewunderte Held, sollte ich armes Mädchen Dich einer Welt entreißen, die Dich verehrte? Und dann, Emil, dann wußte ich, daß ich bereits seit Lange den Todesstein in mir trug, sollte ich Dich zu einer Sterbenden beschränken, da Dir Ehre Leben und Liebe winkte? Und doch sagte mir eine Ahnung, daß ich nicht sterben würde, ohne Dich wieder gesehen zu haben, daß es Dich doch einst hinzöge nach der Stätte Deiner Jugend, und ich wußte, daß ein Tag erscheinen würde, wo ein Gefühl Dich überkäme, das mächtiger wäre, als Ehre und Sinnenrausch: Der ersten Lieb' Erinnerung.

„Ja, rief Emil, es ist geschehen, die Erinnerung an Dich, mein Gretchen, an meine erste Liebe, sie war es, die mich fortrieb aus den Sälen eines Palastes, fortrieb aus den lockenden Armen eines Engels, zu den Hütten meines Heimath-Dörfchens, zu Dir, um nimmer, nimmer wieder zu scheiden.

* * *

Aber Gottes Fügung ist stärker, denn Menschenwille. Nur noch ein halbes Jahr war es den Liebenden vergönnt, einen Schatten des alten Glückes wachzurufen, dann entschlummerte die Dulderin mit seligem Lächeln sanft in den Armen des Oberſten.

„Weine nicht, Emil", sprach sie im Scheiden zu dem an ihrem Lager Knieenden, „weine nicht, Du folgst mir bald, und draußen im entferntesten Winkel des Friedhofes, da wollen wir, vor allen Todten abgesondert, bei einander ruhen und träumen von vergangenen Zeiten, dann stört uns kein Menschenhaß und Menschenneid mehr in unserer stillen, ewigen Gottesruhe."

Digitized by Google

Und Gretchen hatte wahr prophezeit. Noch war kein Jahr vergangen, als sie auch den Obersten hinaustrugen und ihn betteten in die kühle Erde, neben dem Grabe der Geliebten. Und als die Erdschollen den Sarg bedeckten, da trat eine junge schöne Dame in tiefe Trauer gekleidet heran, die soeben im Dorfe eingetroffen war; sie hatte in der Hand zwei Kränze von Immergrün und Vergißmeinnicht, und legte einen auf das frische Grab und den andern auf Gretchens Ruhestätte.

Im Dorfe aber munkelte man, daß die schöne Dame eine vornehme Städerin sei, die der Oberst verlassen — und die nun ihm geschworen habe, sich niemals vermählen zu wollen.

Und alljährlich kam die Dame wieder und alljährlich bleicher und schwächer, und als sie das letzte Mal den Friedhof verließ, um ihn nie wieder zu betreten, da fand am andern Morgen der Todtengräber ein weiß seidenes Band an dem Kranze befestigt, der auf dem Grabe des Obersten lag, und darauf stand mit schwarzen Lettern geschrieben:

„Der letzten Lieb' Erinnerung."

## Richard Wagner.

* Das Buch, welches ein Dr. Th. Puschmann über Richard Wagner erscheinen ließ, macht begreiflicher Weise gewaltiges Aufsehen. Wagner übte ja seinerzeit einen politischen Einfluß in Bayern aus und es gibt Leute, welche glauben, dem sei jetzt noch so. Das erwähnte Buch führt den Titel: „Richard Wagner. Eine psychiatrische Studie von Dr. Th. Puschmann. Berlin. B. Behr. Man schreibt dem „N. Korr." hierüber: „Die kleine, aber bedeutende Schrift, welche den obigen Titel führt, ist keineswegs nur auf jene Aerztekreise berechnet, welche sich für die musikalische Würdigung Richard Wagner's interessiren. Das Resultat dieser Untersuchung ist, daß Rich. Wagner in psychischer Hinsicht nicht mehr als normal angesehen werden kann und an ausgesprochenen Symptomen von Geisteskrankheit leidet. Man denke nicht etwa an eine Verdenschcheit. Dr. Puschmann steht jeder politischen oder musikalischen Betheiligung für oder gegen Wagner vollkommen ferne und behandelt ihn lediglich vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus als interessanten psychiatrischen Fall; und wenn wir uns auch vorerst daran stoßen möchten, daß ein Künstler noch bei Lebzeiten auf seine geistige Gesundheit geprüft werde, so verschwinden doch unsere Bedenken, wenn wir sehen, daß sich Dr. Puschmann durchaus einer maßvollen Sprache befleißt und den Fall mit einer Leidenschaftslosigkeit erörtert, die uns die Objectivität seines Urtheils garantirt. Zudem ist man Rich. Wagner gegenüber zu solcher öffentlichen Discussion um so mehr berechtigt, als er sich selbst zum Führer einer Bewegung aufgeworfen hat, die ihren rein künstlerischen Charakter nicht bewahrt hat und in ihren Auswüchsen nicht anders denn krankhaft bezeichnet werden kann. Die Erörterungen Dr. Puschmann's über die charakteristischen Unterschiede von Genialität und Wahnsinn, deren Verwandtschaft psychiatrisch feststeht, und welche nach dem Ausspruche Pope's „nur eine dünne Wand trennt", machen es erklärlich, wie über Richard Wagner so extrem verschiedenartig von jeher geurtheilt werden konnte, und daß es erst einer späteren Zeit vorbehalten bleiben muß, das letzte Wort über den Meister Wagner auszusprechen.

In der „Südd. Pr.", dem aus dem Reptilienfonds ernährten Blatte Fröbels, erschien eine Besprechung des Buches von Puschmann; der Letztere gibt hierauf eine Erklärung, in welcher er sagt: „Der Recensent zweifelt, ob die Wissenschaft der Psychiatrie im Stande und berechtigt sei, einen Menschen, der sich, wenn auch in extravaganter Weise, so doch mit allgemeiner Zurechnungsfähigkeit im socialen Leben bewegt, für irrsinnig zu erklären. Er (der Recensent) scheint seinerseits geneigt, Wagner eher für einen bösartigen Charakter als für einen Geisteskranken zu halten. Hierauf erwidere ich ihm unter Hinweisung auf meine Schrift und die darin mit Absicht nur aus den Werken der bedeutendsten Fachgelehrten ausgezogene Charakteristik einer concreten Krankheitsform, daß die Wissenschaft einen Menschen erst dann für geisteskrank hält, wenn sein Handeln und seine Geistesproducte die Symptome einer bestimmten Psychose zeigen, wie man sie in allen Irrenhäusern studiren kann. Ich habe nicht zeigen wollen, daß Wagner einen confusen Kopf und einen perversen Charakter besitzt, das haben denkende Menschen längst gewußt, sondern ich wollte mittheilen, — und das hat das gebildete Publicum und auch der Herr Recensent nicht gewußt, — daß Wagner's psychische Corruptheit die bestimmten, von der psychiatrischen Symptomenlehre längst fixirten Merkmale einer wohlgekannten Krankheitsform in sich trägt. Daß solche Kranke, wenn sie dem Irrenhause verfallen, sich zuweilen Jahrelang in der Gesellschaft bewegen können und nur in einzelnen Momenten die Verkehrtheit ihres psychischen Daseins offenbaren, ist in meiner Schrift zur Genüge gesagt. Dr. Th. Puschmann."

Ueber den Lebensgang Richard Wagners sagt Dr. Puschmann: „Richard Wagner wurde geboren zu Leipzig den 22. Mai 1813. Sein Vater, ein Polizeiactuar, starb schon ein halbes Jahr nach seiner Geburt. Unter der Leitung seines Stiefvaters L. Geyer, der Maler und Schauspieler war, und nach dessen frühem Tode unter der seiner Mutter wuchs der Knabe zum Jüngling heran, ohne daß er sich klar wurde, welchen Beruf er einst wählen solle. Auf der Schule errang er nicht diejenigen Erfolge, welche man von seinem lebhaften, Alles leicht und rasch erfassenden Geiste erhofft hatte. Es fehlte ihm die Ruhe, die Ausdauer, die Beständigkeit im Lernen; er war zu veränderlich, zu flatterhaft, um irgend ein vorgeschriebenes Ziel zu erreichen. Nachdem er kaum einige Jahre in Paris gelebt, wo er die Entwürfe zum „fliegenden Holländer" und zum „Rienzi" vollendete und nebenbei einige kleine schriftstellerische Arbeiten lieferte, kehrte er im Sommer 1842 nach Deutschland zurück. „Rienzi", der bald darauf in Dresden zum ersten Male aufgeführt wurde, errang den ungetheiltesten Beifall und verschaffte dem jungen Componisten die Stellung eines k. k. Hofcapellmeisters. Obwohl Wagner so lange gesucht: er hatte es erreicht. Er sah sich geachtet und bewundert und hatte die erste Stufe der Leiter erklommen, welche ihn zur Unsterblichkeit führen sollte. Aber nicht überall fand „Rienzi" so enthusiastische Anhänge und Bewunderung wie in Dresden; Mißgunst, Neid, Gehässigkeit und bornirter Hochmuth suchten sein Talent zu tödten und seinen Ruhm zu begraben. Auch der „fliegende Holländer" hatte nicht den Erfolg, den der Künstler von ihm zu erwarten berechtigt war; selbst sein unsterbliches Meisterwerk, der „Tannhäuser", blieb unverstanden und ließ das Publicum kalt, woran die mangelhafte Aufführung die größte Schuld tragen mochte. Das niederdrückende Gefühl seiner unglücklichen äußeren Lebensverhältnisse, resp. der Zwang einer unglücklichen Ehe mochten zu seiner Mißstimmung und seinen Haß gegen die nüchterne praktische Wirklichkeit, die so wenig mit der idealen Traumwelt übereinstimmte, die in seinem Herzen lebte. Das Sturmjahr 1848 kam, und Wagner warf sich mit feuriger Begeisterung in den Strom der Revolution, dessen Wellen über ihm zusammenschlugen. Als die Reaction kam, mußte Wagner ins Ausland gehen, da er sich politisch zu sehr compromittirt hatte, als daß eine Rückkehr zu den bisherigen Verhältnissen möglich gewesen. Er floh zunächst zu seinem Freunde Liszt nach Weimar, der ihn mit den nöthigen Geldmitteln und Empfehlungen versah, so daß er sich nach Paris begeben konnte. Während Wagner in der Verbannung in düsterer Schwermuth umherirrte, verwahl ihn der Freund im deutschen Vaterlande sympathisch und treu. Meisterhaft verstand es Liszt, die Werke Wagners zur Aufführung und dem Publicum zum Verständniß zu bringen. Durch ihn wurde „Tannhäuser" jene lebensvolle, frische, sympathische Gestalt, wie wir sie lieben und bewundern gelernt. Nachdem sich Wagner von den Schicksalsschlägen erholt, begann er, durch die Erfolge, welche der „Tannhäuser" unterdessen in Deutschland errungen, neu belebt, wieder Muth zu schaffen. Er vollendete den „Entwurf zum Lohengrin", mit dem er den Zenith seines künstlerischen Lebens erreichen sollte. Paris hatte er wieder verlassen und war nach der Schweiz

Digitized by Google

übergefiedelt, wo er in Zürich bei einem reichen aufopferungsfähigen Freunde die herzlichste Aufnahme fand. Diese Jahre verlebte er dort, Jahre, welche wenig reich an künstlerischem Schaffen waren, bis die Thronbesteigung des Königs Ludwig II. von Bayern ihm neue Hoffnungen auf glänzendere Lebensverhältnisse bot.

Als Wagner, der von dem gewaltigen Eindrucke gehört hatte, den seine Werke auf den König gemacht, sich ihm vorstellte, war er kein Unbekannter, sondern wurde mit der Verehrung empfangen, wie sie der schwärmerische Jüngling dem bewunderten Meister entgegenbringt. Wagner gewann bald einen großen Einfluß auf den König und ward der mächtigste Günstling am Hofe. Aber der so viel bewunderte Mann benützte die ihm von einem wohlwollenden Geschick verliehene Macht nicht, seinen Mitmenschen zu helfen, Gutes zu thun und Großes zu schaffen; er rechtfertigte nicht das Vertrauen seines königlichen Gönners, er erfüllte nicht die Hoffnungen, welche die Kunst auf ihren begabten Jünger gesetzt. Er sonnte sich behaglich in den Huldigungen, welche der Ruhm der Vergangenheit ihm erworben, aber er schuf nichts mehr, wenigstens nichts Bedeutendes mehr, was nach dem „Lohengrin" des großen Meisters würdig gewesen wäre. Er zehrte an den Resten, welche die phantasiereichen Jahren seiner Jugend in seinem Gehirn zurückgelassen, und suchte sie mühsam wieder hervor, um sich doch wenigstens den Schein der Productivität zu retten, da er sie doch in Wirklichkeit nicht besaß. Seine Arbeiten der letzten Jahre tragen durchweg den Stempel einer geistigen Mittelmäßigkeit, einer flüchtigen Unfertigkeit und wilden Zerrissenheit; die „Meistersinger", „Tristan und Isolde", „Rheingold" ꝛc., sie erreichten nicht im Entferntesten die geistige Höhe, jenen inneren Adel, der über seinen früheren Werken ausgegossen ist; sie sind sowohl nach Inhalt wie nach Form, in Wort und Ton unschön, zerfahren, verwahrlost. Die Welt hat in richtigem Instinkt ihr Urtheil gefällt; während der „Lohengrin" und „Tannhäuser" sich einen Platz in den Herzen des Volkes errungen haben, sind seine neueren Arbeiten schon begraben, ehedenn sie noch Leben gewannen."

## Die freiwillige Hilfsthätigkeit der Pfalz während der Jahre 1870 und 1871.

* Dem „Gemeinschaftlichen Rechenschaftsbericht des Bayer. Vereins zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger und des Bayerischen Frauenvereins" über die freiwillige Hilfsthätigkeit in Bayern während des verflossenen Krieges entnehmen wir das Hauptsächlichste des auf die Pfalz Bezüglichen.

Der Kreisausschuß des Landeshilfsvereins für die Pfalz nebst den Zweigvereinen zu Annweiler, Bergzabern, Dahn, Deidesheim, Dunkheim, Edenkoben, Ensheim, Frankenthal, Göllheim, Grünstadt, Homburg, St. Ingbert, Kandel, Kaiserslautern, Kirchheimbolanden, Kusel, Landau, Landstuhl, Lambrecken, Ludwigshafen, Neustadt a. H., Otterberg, Obermoschel, Pirmasens, Rheinzabern, Rockenhausen, Speyer, Wachenheim, Waldsischbach, Wimmweiler, Zweibrücken, hatten nachstehende Einnahmen: Uebergangssumma aus dem Jahre 18⁷⁰/₇₁ fl. 6215 24; Mitgliederbeiträge und sonstige Spenden aus dem Inlande fl. 129170 38; Zuschüsse aus anderen Vereinen innerhalb der Organisation fl. 55476 7; Zuschüsse aus öffentlichen Fonds fl. 1689 3; Gaben aus dem Auslande fl. 28006 30; Erlös aus veräußerten Naturalien fl. 8745 39; Zinsen fl. 257 24; Summa fl. 229560 45. Hiezu Einnahmen an Naturalien im Werthanschlage von fl. 221027 43; Gesammtsumma fl. 450588 28.

Die Ausgaben betrugen: Verwaltungskosten fl. 2885 17; Sendungen an andere Vereine fl. 11664 18; Für Depotbedürfnisse und Materialzüge fl. 38904 9; für Lazarethe fl. 79701 4; für entsendete Pflegeerkräfte und Sanitätszüge fl. 7459 55; für Erfrischungsstationen und Evacuation fl. 53777 27; für Unterstützung verwundeter und erkrankter Krieger fl. 7071 —; für Badeunterstützungen fl. 26 24; zur Unterstützung der Angehörigen der unter die Fahne gerufenen Soldaten fl. 3143 9; Andere Ausgaben fl. 6067 43. Summa dieser Ausgaben fl. 210640 26. Von den durch Geschenk eingegangenen Naturalien wurden verwendet; in loco für Lazarethe, Verpflegung auf Bahnhöfen u. s. w. im Werthanschlag von fl. 115718 13; durch Versendung an andere Depots im Werthanschlage von fl. 30594 30; durch Versendung auf den Kriegsschauplatz im Werthanschlage von fl. 68715 —; in Summa von fl. 215027 43 kr.; die Gesammtsumme dieser Ausgaben ist fl. 425668 9.

Der Kreisausschuß des bayerischen Frauenvereins für die Pfalz nebst den Zweigvereinen Speyer, Berggabern, Bliesdalheim, Edenkoben, Germersheim, Göllheim, Homburg, Kirchheim, Kaiserslautern, Kirchheimbolanden, Kusel, Landau, Landstuhl, Neustadt a. H., Pirmasens, Wolfstein hatten nachstehende Einnahmen: Uebergangssumme aus dem Jahre 18⁷⁰/₇₀ fl. 545 3; Mitgliederbeiträge und sonstige Spenden aus dem Inlande fl. 47943 38; Zuschüsse von anderen Vereinen innerhalb der Organisation fl. 8226 22; Zuschüsse aus öffentlichen Fonds fl. 16; Gaben aus dem Auslande fl. 4357 45; Erlös aus verkauften Naturalien fl. 1881 40; Zinsen fl. 202 8; Summa fl. 63172 36; hiezu Einnahme an Naturalien im Werthanschlage von fl. 220690 —, somit Gesammteinnahme fl. 283862 36.

Die Ausgaben betrugen: Verwaltungskosten fl. 1892 19; Sendungen an andere Vereine fl. 8586 17; für Depotbedürfnisse und Materialzüge fl. 22194 47; für Lazarethe fl. 7556 29; für entsendete Pflegerinnen fl. 1881 40; für Erfrischungsstationen und Evacuation fl. 525 18; für Unterstützung verwundeter und erkrankter Krieger fl. 6109 28; zur Unterstützung der Angehörigen der unter die Fahne gerufenen Soldaten fl. 1225 —; andere Ausgaben fl. 5008 1; Summa fl. 53358 44. Von den als Geschenke eingegangenen Naturalien wurden verwendet: in loco für Lazarethe, Verpflegung auf Bahnhöfen u. s. w. im Werthanschlag von fl. 159690 46; durch Versendung an andere Depots im Werthanschlage von fl. 9541 —; durch Versendung auf den Kriegsschauplatz im Werthanschlag zu fl. 50025 40; in Summa fl. 219497 26; Gesammt-Ausgabe fl. 272856 10.

Ueber die Sanitätscorps aus der Pfalz sagt der Bericht des bayerischen Centralcomites: Ein Kurirt zur Bildung von Sanitätscorps, welchen der Vorstand des pfälzischen Turnerbundes, Buchhändler Fr. Lang in Speyer, Mitte Juli 1870 erhielt, war von dem besten Erfolg gekrönt. In verschiedenen Orten der Pfalz bildeten sich Sanitätscorps, so in Neustadt, Kaiserslautern, Ludwigshafen, Zweibrücken, Dürkheim, Edenkoben, Mußbach, Speyer, Homburg, St. Ingbert, Zweibrücken, Kusel, Dunkheim u. s. w. Waren auch mehrere derselben zunächst mit der Bestimmung formirt und ausgerüstet worden, um im Falle von kriegerischen Actionen in der Nähe ihrer Heimathsorte Hilfe zu leisten, so folgten — als der glückliche Verlauf des Krieges jene Hilfe entbehrlich erscheinen ließ — theils vollständige Corps, theils Abtheilungen und einzelne Mitglieder derselben, der Armee ins Feld.

1. Das Speyerer Sanitätscorps constituirte sich in einer Felbabtheilung von ca. 50 Mann und in einer Abtheilung für den localen Sanitätsdienst unter Führerschaft des obengenannten Buchhändlers Fr. Lang schon am 21. Juli. Am 4. August Nachts wurde dasselbe durch den Hauptdelegirten Fürst Taxis nach Bergzabern zur Evacuation von Verwundeten aus der Schlacht bei Weißenburg aufgeboten. Dort entledigte sich das Corps seines Auftrages und wurde noch am nämlichen Tage nach Weißenburg dirigirt und hier dem Commando des Freiherrn v. Richthofen unterstellt. Gegen Abend des 6. Aug. traf die Colonne in Wörth ein und war bis Mitte August in den Lazarethen von Wörth, Froschweiler und Elsashausen thätig. Dann rückte sie der gegen Sedan vormarschirenden Armee nach und gelangte mit dem XI. Armeecorps nach dem Schlachtfelde von Sedan, auf welchem dieselbe mehrfache Gelegenheit hatte, durch Muth, Unerschrockenheit und Besonnenheit sich auszuzeichnen. Nachdem auch der Dienst in den Lazarethen, sowie die Evacuation nach Belgien beendet war, wurde das Corps, da größere Ereignisse nicht mehr erwartet wurden, in die Heimath entlassen, in der dasselbe in der zweiten Hälfte des Sept. anlangte. Zwei Mitglieder (G. Kopp, J. Brenner) erlagen dem Typhus. (Forts. f.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 133. Speyer, Donnerstag, den 7. November 1872.

## Drei Monate aus einem französischen Soldatenleben.

Mitgetheilt von Karl Choy.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen, als ich mich soeben zur Rückkehr nach St. Denis rüstete, begann das heillose Bombardement von Neuem. Wir blieben also, um das Ende abzuwarten, in unseren gedeckten Stellungen und hörten mit Ruhe an, wie die Kugeln an den Wänden entlang streiften und die Granaten unter den Fenstern zersprangen. Mein General ritt dann, als man das Herannahen preußischer Colonnen meldete, aus dem Quartier, ohne sich um mich zu kümmern. „Nehmen wir inzwischen das Frühstück", dachte ich und nahm soeben einige Stücke Brod aus dem Beutel, als ich im Aufblicken Helme auf der Straße sah. Ich griff nun rasch nach meinem Gewehr, hatte aber kaum einige Schüsse abgefeuert, als ich hinter mir „Hurrah" rufen hörte und gleich darauf von drei Bayonetten an die Wand gedrängt wurde. Ich gab mich verloren, ließ das Gewehr fallen und erwartete den tödtlichen Stoß. Zu meiner Verwunderung schulterten aber die Preußen ruhig ihre Gewehre und forderten mich nur auf, ihnen nach einer Scheuer zu folgen, wo man schon andere Gefangene untergebracht hatte. Ein junger Offizier von der Garde, der gut französisch sprach, versuchte sofort, mich in meiner Betrübniß zu trösten. Er war Mediciner und hatte ursprünglich um jene Zeit in Paris studiren wollen, diesen Plan aber nun für das nächste Jahr verschieben müssen. Wir tauschten unsere Karten und ich bat ihn dann, noch ein Tascheutintenfaß, das mir jetzt unnütz war, zur Erinnerung an die Begegnung anzunehmen.

Diesem Lichtblicke folgten alsbald einige höchst unangenehme Augenblicke. Unserer zehn Gefangenen sollten sogleich in Sicherheit gebracht werden und wurden deshalb unter Bedeckung durch das preußische und französische Feuer hindurch geleitet. Namentlich schossen Preußen, die in einem Wäldchen versteckt lagen, eine Zeit lang auf uns, da sie uns für Flüchtlinge halten mochten. In diesem heftigen Feuer wurde der Unteroffizier, der uns geleitete, gerade als er einen Bach überspringen wollte, durch einen Granatsplitter getödtet. Obwohl ich mich in meinem Schmerze an seine Stelle wünschte, mußte ich doch auch hier die Kaltblütigkeit bewundern, mit der sofort ein anderer an die Spitze des Zuges trat, ohne daß auch nur ein Schrei über uns unglückliche Ursachen dieses Todesfalles laut geworden wäre. Endlich waren wir aus der Schußlinie heraus und wir Soldaten konnten uns nun sicher fühlen. Um so bedenklicher erschien uns aber die Lage einiger Franctireurs, die mit uns gefangen worden waren; man glaubte allgemein, sie würden sofort erschossen werden. Deshalb beschlossen wir, dieselben im Nothfall für Eclaireurs des an diesem Tage gleichfalls kämpfenden 34. Linienregiments, deren Uniform der ihren so ziemlich glich, auszugeben. Allein diese Nothlüge wurde nicht begangen, einfach deshalb, weil man gar nicht nach ihnen fragte.

Wir machten den ersten Halt auf der Meierei von Blanc Mesnil in der Hauptlinie des Feindes und hatten hier Gelegenheit, die musterhafte Ordnung bei deutschen Truppen zu bewundern. Unsere Truppen waren in Bourget unmittelbar unter unseren Forts drei Tage lang ohne Kanonen und Lebensmittel geblieben. In der Scheuer, in der wir untergebracht wurden, trafen bald mehr und mehr Schicksalsgenossen ein. Fast Alle waren in den Häusern gefangen worden, wo sie auf eigene Hand gefochten hatten. Von einer Führung durch Offiziere wußte Niemand zu berichten und nur Einige waren Zeuge des ehrenvollen Endes gewesen, welches der Commandant Baroche, der Sohn des frühern Ministers, ein kühner, leidenschaftlicher, selbstbewußter Mann, auf diesem verlassenen Posten gefunden hatte. Mitten in der Straße und den Degen in der Faust hatte er einen Schuß an das Auge erhalten, aber das Taschentuch auf die Wunde gepreßt und mit zehn oder zwölf Mann einen verzweifelten Widerstand geleistet, bis ihn eine zweite Kugel todt niederstreckte. Die gefangenen Offiziere, in einer Ecke der Scheuer zusammengedrängt, schienen durch diese Erzählung nicht besonders erbaut zu sein. Die feindlichen Soldaten brachten uns inzwischen Wasser und ihre Offiziere Branntwein und Cigarren: „Der scheint nicht sonderlich zufrieden zu sein", sagte einer der Letzteren zu einem meiner Kameraden, indem er dabei auf mich deutete, weil ich in meinem Zorne die wohlgemeinte Gabe ärgerlich ausgeschlagen hatte. „Achten Sie nicht darauf, es ist von Natur ein

Digitized by Google

finsterer Charakter", entgegnete der Mitgefangene, um mir Unannehmlichkeiten zu ersparen. Indessen dachte auch ohne dies Fürwort sicher Niemand daran, mich wegen meiner Aergerlichkeit zu erschießen.

In Gonesse, wo wir gegen Mittag anlangten, wurde mir auch Gelegenheit geboten, meine Selbstbeherrschung zu beweisen. Wir mußten auf dem Marktplatz einige Zeit warten, und so zog ich denn, da ich sehr kurzsichtig bin, mein elegantes Lorgnon hervor, um mich ein wenig umzusehen. Meine Neugierde schien aber einem Manne, den ich für einen Unterbeamten des Verpflegungswesens hielt, zu mißfallen. Er zerriß die Schnur und nahm mir das Lorgnon ab. Das Blut stieg mir zu Kopf und ich wollte mich auf ihn stürzen, wurde aber glücklicher Weise durch meine Kameraden von dieser Thorheit abgehalten. In der Kirche des Ortes, in der man uns einsperrte, traten bald andere, sehr materielle, aber nicht minder wichtige Fragen an uns heran. Wohin wird man uns bringen? Was geschieht dort mit uns? Und vor Allem, da der Hunger sich sehr ernstlich zu melden begann: Wann bekommen wir zu essen? Wer noch Brod bei sich hatte und es entbehren konnte verkaufte nun das Pfund zu sechs Francs. Was aber sollten wir mit unserm Gelde thun? Die Aengstlichen fürchteten geplündert zu werden und sannen auf alle möglichen Verstecke, ohne doch ein völlig sicheres zu finden. Später schienen einige von uns, welche ihr Geld an gefangene Offiziere zur Aufbewahrung gegeben hatten, mit dieser Maßnahme nicht ganz zufrieden zu sein.

Um 6 Uhr Abends mußten wir heraustreten, uns in 4 Gliedern aufstellen und wurden dann wie die Hämmel gezählt. Schon dieses Verfahren erregte wieder einiges Bedenken, und als nun der Commandirende vor unseren Augen die Carabiner laden ließ, flüsterte mir mein Nebenmann, ganz bleich vor Furcht, zu: „Wir werden erschossen." — „Das geschieht jedenfalls nicht hier, schon um der Reinlichkeit willen", entgegnete ich mit der Miene eines Stoikers, und fügte hinzu, daß wir also mindestens noch eine Viertelstunde zu leben haben würden. Mein Trost schien dem Armen wenig zu behagen, er konnte sich vor Angst kaum auf den Füßen halten. Diese Jämmerlichkeit belustigte mich so, daß ich, als ihm einer der wilden Reiter freundlich eine Cigarre bot, zum Ergötzen meiner Kameraden zu ihm sagte: „Nehmen Sie sich in Acht, sie ist vergiftet." Auch die preußischen Dragoner lachten herzlich, als sie den Grund unserer Heiterkeit erfuhren.

Die Nacht brach herein und wieder ging es weiter, obwohl uns die seit dem Morgen übermäßig angestrengten Kräfte endlich zu verlassen drohten. Hätte mir nicht ein Dragoner ein Stück schwarzes und hartes Brod gegeben, das ich wie einen köstlichen Leckerbissen verzehrte, indem ich dem schwierigen Schlucken mit einigen Zügen schmutzigen Pfützenwassers nachhalf, ich wäre wohl kaum bis Montfermeuil gekommen, wo wir Nachts zehn Uhr anlangten und bei Fackellicht endlich ein tüchtiges Quantum guten Kaffees vertilgen durften. Dazu erhielt jeder von uns ein dickes Brod und ein enormes Stück geräucherten Speck, den wir auf dem weiteren Wege nach Dammartin verzehrten. Nun sprach Niemand mehr; denn wir hatten Wichtigeres zu thun: wir kauten.

In der Kirche zu Dammartin suchte ich mir, um nicht auf den Steinplatten liegen zu müssen, einen Chorherrnstuhl aus und schlief in diesem engen und harten Bette vortrefflich. Am andern Morgen bewirtheten uns die guten Einwohner von Dammartin reichlich mit Weißbrod, Sardinen und Wein; dann aber ging es weiter. Unsere Bedeckung war diesmal in einer Weise bewaffnet, die mehreren meiner Begleiter eine heillose Furcht einflößte. Dies sehr breite und massive, auf der einen Seite scharfe, auf der andern gezähnte Bayonett erschien ihnen entsetzlich, bis ich sie darauf aufmerksam machte, daß unsere Begleiter preußische Pioniere seien.

(Schluß folgt.)

## △ Ein Jubiläum.

Vor 400 Jahren, 1472 hat ein Mann das Licht der Welt erblickt, dessen Gedächtniß als Mensch und als Künstler zu ehren, der Nachwelt um so mehr zukommt, als derselbe zugleich eine vielfach bedeutsame Stellung in jener entscheidenden Uebergangsepoche des 16. Jahrhunderts und dem Mittelalter in die Neuzeit eingenommen hat. Dieser Mann ist Lucas, mit seinem Familiennamen wahrscheinlich Sunder geheißen, gemäß der Sitte jener Zeit nach seinem Geburtsorte Cranach oder Kronach, Lucas Cranach genannt. In der Geschichte der Malerei als der Führer der sächsischen Malerschule, die ihren Sitz in Wittenberg hatte, in der Weltgeschichte als der treue Freund des sächsischen Kurfürsten Friedrichs des Weisen und seiner Nachfolger, in der Kirchengeschichte als eifriger Anhänger der Reformation und Vertrauter Luther's und Melanchton's, dabei als deutscher Mann und tüchtiger Bürger gerühmt, möge er auch in diesen Blättern durch eine kurze Zeichnung seines Lebens und Wirkens ein einfaches Denkmal erhalten. Zeichnete er sich als Maler mehr durch Fruchtbarkeit als durch Gedankentiefe aus, so besaß er einen besonders gemüthlichen harmlosen Zug, der seinen Bildern eine volksthümliche Beliebtheit verschafft hat. Mehrere seiner Madonnen haben ganz das sinnige, freundliche Wesen deutscher Hausfrauen. Besonders kenntlich sind seine rundlichen, blondlockigen weiblichen Köpfe mit den klugen Augen, dem lächelnden Mund, der rosig blühenden Gesichtsfarbe. Die unzähligen Bilder, welche in der ganzen Welt unter seinem Namen sich finden, sind aber weder in der Ausführung gleich werthvoll, noch auch alle von ihm selbst stammend, da er mit seinen unverdrossenen „Gesellen" massenhaft auf Bestellung arbeitete und, obwohl in angesehenen Aemtern als churfürstlicher Hofmaler und stattlicher Bürgermeister von Wittenberg nicht blos Aufträge zu Bildern

Digitized by Google

sondern zur Bemalung von Wappen, Schildern und Roßdecken, selbst zu Stubenmalereien und Anstreicherarbeiten annahm. (Vgl. Lübke Kunstgesch. 644.)

Geboren 1472, nur ein Jahr jünger als der Nürnberger Meister Albrecht Dürer, steht Lucas in seinem 32. Jahre bereits als Mann von Ruf und als fertiger Meister in der Kunst der Malerei, des Kupferstichs und des Holzschnitts da, ohne daß über seine Jugend und Bildungsgeschichte Näheres bekannt wäre. 1504 wurde er von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, der ein ebenso großer Freund der Künste und Wissenschaften, wie der Kirche und des Kaisers war, nach Sachsen berufen. Friedrich setzte ihm einen Jahresgehalt von 100 fl. aus, eine für jene Zeit bedeutende Summe, wovon alle einzelne für den Hof bestellten Werke des Meisters, so wie seine und seiner Gesellen Zehrung und Auslage besonders bezahlt wurden und Privatarbeit erlaubt war. Des Kurfürsten Wunsch war vor Allem, „daß die Wittenberger Stiftskirche mit ihren zahlreichen „Heiligthümern" in ein Büchlein stückweise abgemalt und gedruckt würden, mit Anzeig der Gnaden und Ablaß, so dazu verliehen ward durch Päpste, Patriarchen, Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe." An diesem Werke arbeitete Cranach zeichnend und theilweise selber in Holz schneidend mit seinen Gesellen so eifrig, daß 1509 schon Abbildungen von 117 Kunstwerken in acht Gängen gedruckt werden konnten. — Um das Jahr 1504 war Cranach auch in die Ehe getreten mit Barbara, der Tochter des Rathsherren Brengbier in Gotha, eines ehrbaren und wohlhabenden Mannes, die ihm in 37jähriger Ehe nebst vier Töchtern, unter denen namentlich die jüngere eine Schönheit war, drei begabte Söhne gebar. Der Zweite, Lucas Cranach der Jüngere oder der Mittlere genannt, wurde der fleißigste Mitarbeiter und Nachahmer des Vaters, auch sein Nachfolger im städtischen Ehrenamt.

In Wittenberg, der jungen, neugegründeten Universitätsstadt mit ihren hervorragenden Geistern und ihren bald Tausenden von Studenten, mit ihrer weltbedeutenden Bewegung mußte unser Cranach bei seiner geistesfrischen, empfänglichen Natur nicht blos ein ersprießliches Feld seines Wachsens und Wirkens finden, sondern auch für seine Umgebung ein frisches Element entfalten. Tüchtig und ehrenfest, verständig und anstellig, brauchbar am Hofe wie auf dem Rathhause, dem praktischen zugewendet und zugleich den höchsten Interessen ergeben, bei allem ernsten deutschen Grundzug lebensfroh und heiter, griff er als Mensch und Künstler ins volle Leben hinein. Die Landschaft, die Thierwelt, die Menschen jung und alt, schön und häßlich, Mann, Weib und Kind, in Ernst und Scherz, insbesondere auch der unverhüllte weibliche Körper war ein stets willkommener Gegenstand für seine fertige Hand. In seiner und der Naivetät jener Zeit verband er kindliche Heiterkeit mit männlichem Ernst, weiche Anmuth mit Strenge, ja Härte, einen köstlichen oft derben Humor mit gemessener Würde. Aus der Bibel, der Mythologie, dem römischen Alterthum, der Legende und der Gegenwart nahm er seine Stoffe und malte Profanes neben den ernstesten Geschichten und heiligsten Gestalten. Er ist deßhalb auch der Hans Sachs der Materie genannt worden. Dabei handhabte er Pinsel und Stift mit solcher Leichtigkeit und Emsigkeit, daß er auf seinem Grab-Denkmal pictor celerrimus (der schnellste Maler) genannt wird, und der Leichenredner seines Sohnes dreißig Jahre nach seinem Tode von Beiden sagt: „Was ihnen ihr Geist und Erfindung gegeben, konnten sie auf Tafel oder Papier mit solcher hurtigen Behendigkeit bringen, daß, ehe ein Anderer Pinsel und Farben zusammengesucht und sich bedacht hat, was er malen wolle, hier das Werk schon ganz und gar vollendet vor Augen gestanden ist." So war er denn auch früh und spät an der Arbeit und noch als Greis keine Stunde müßig. Wenn ihn die Fürsten mit auf die Jagd nahmen, so führte er irgend eine Tafel mit sich, die er während der Jagd vollendete, oder auf die er Jagdscenen zeichnete. In seinem acht und siebzigsten Jahre malte er zu Augsburg in sieben Monaten bei 40 Bilder. (Forts. f.)

## Die freiwillige Hilfsthätigkeit der Pfalz während der Jahre 1870 und 1871.

(Fortsetzung.)

2. Das Sanitätscorps **Mußbach** — auf den Ruf des De legirten Grafen v. Rechberg, 18 Mann stark unter Führung des Kaufmannes J. Hauck in Neustadt a/H. am 7. August ausgezogen — begann in Sulz und Wörth bei Unterbringung, Evacuirung und Pflege der Verwundeten seine Thätigkeit, schloß sich hier der Colonne des Freiherrn v. Richthofen an und folgte, wie oben erwähnt, demselben nach Sedan. Nach Abräumung dieses Schlachtfeldes wurde das Corps in die Lazarethe von Floing, Sedan und Frenois vertheilt, in denen es sich allen bei der Krankenpflege vorkommenden Verrichtungen unterzog. Mit vollendeter Evacuation kehrten die Mitglieder der Colonne über Belgien und Aachen nach Hause zurück. Den dem Lazarethe Hamelangelangten Corps brach ein Theil am 2. October wieder auf, traf am 14. October in Versailles ein und wurde von dem k. Commissar und Militair-Inspectem der Erfrischungsstation zu Creco en Brie und späterhin jener zu Comte Robert zur Dienstleistung zugewiesen. An letzterem Orte blieben die Sanitäter, welche während der Schlachtage von Brie und Champigny auf dem Gefechtsfelde mehrfach thätig waren, bis zum 25. Februar in treuer Pflichterfüllung. An jenem Tage wurden sie nach dem Süden und zwar nach Moret bei Fontainebleau beordert. Von hier aus hatten sie mehrere Evacuationszüge zu begleiten, bis sie zuletzt Ende März 1871 mit einem von Gien und Orleans abgefertigten Lazarethzuge in die Heimath zurückkehrten. Ein anderer Theil des Mußbacher Corps, welcher am 13. October zum zweiten Male auf den Kriegsschauplatz abging, wurde zuerst in den Spitälern und bei der Erfrischungsstation in Meaux verwendet und nach einiger Zeit dem IX. Feldlazarethe bei III. Armeecorps zugetheilt, bei dem die Freiwilligen bis Mitte März im Dienste verblieben.

3. Das **Kaiserslauterer** Sanitätscorps. — Ein aus den Mitgliedern des Turnvereines Kaiserslautern gebildetes unter Führung des k. Rentmeisters a. D. Dr. L. Gümbel stehendes, 39 Mann starkes Sanitätscorps war vom 8. August an in Neunkirchen, sodann in Saarbrücken bei der Evacuation, während der Schlacht von Gravelotte auf dem Schlachtfelde und vom 19. August an bei der Abräumung der Schlachtfelder, dem Transporte der Verwundeten und der Evacuation bis Mitte September in Thätigkeit. Verschiedene Mitglieder dieses Corps traten später in das pfälzische Sanitätscorps über; ein Mitglied desselben (E. Bohn) starb am Typhus.

4. Das **Frankenthaler** Sanitätscorps ging am 12. August unter Führung des Technikers C. Albrecht und des

Digitized by Google

Kaufmannes Ph. Eberhard 24 Mann start nach Saarbrücken ab und wirkte zunächst dort bei der Evacuation. Nachdem dasselbe jedoch zu Gorze beim Abräumen des Schlachtfeldes, zu Gravelotte in Gemeinschaft mit einer Abtheilung Frankfurter und Wormser Freiwilligen auf dem Kampfplatze, nach der Schlacht bei dem Transporte der Verwundeten, endlich mehrere Tage in einem Lazarethe zu Pont à Mousson verwendet worden war, trat es am 29. August die Heimkehr an.

5. Das Bodenheimer Sanitätscorps — unter Führung des Weinhändlers C. Böhm — kam 20 Mann stark in der Zeit vom 9. August bis Ende September theils auf dem Bahnhofe in Saarbrücken und in dem dortigen Johanniter-Bureau, theils bei der Abräumung des Schlachtfeldes von Gravelotte, im Depot zu Mars la Tour und in den Feldlazarethen zu St. Hilaire im Dienste.

6. Von der Ebenkobener Colonne — Führer stud. theol. G. Knobeloch — standen u. A. die Freiwilligen: Student Th. Dörr, Kaufmann W. Oechsner, Mechaniker H. Bachmann und Maschinentechniker P. Hilgard während der ganzen Kriegsdauer vom 4. August 1870 bis März 1871 im Dienste der freiwilligen Krankenpflege. Zuerst auf den Schlachtfeldern von Wörth und Gravelotte thätig, traten dieselben Ende August in Gemeinschaft mit einem weiteren Mitgliede der Ebenkobener Colonne, dem Scribenten J. Gerstle, in den Depotdienst über und arbeiteten in den Depots zu Nancy, Château-Thierry und Lagny zur vollsten Zufriedenheit ihrer Vorstände.

7. Ein Sanitätscorps aus Homburg, 14 Mann stark, leistete auf dem Schlachtfelde von Gorze freiwillige Hilfe.

8. Aus Ludwigshafen war eine Abtheilung Freiwilliger unter Führung des Bierbrauers J. G. Eisele sen. auf den Schlachtfeldern von Metz in Thätigkeit. Das Corps verlor hierbei seinen Führer als ein Opfer des Typhus.

9. Vom Sanitätscorps St. Ingbert, welches corporativ auf dem Schlachtfelde bei Spicheren thätig war, leistete das Mitglied Mechaniker Th. Erhard vom Beginn des Krieges bis nach dem Friedensschlusse wesentliche Dienste.

10. Ein Sanitätscorps aus Ensheim — unter Führung des Vicars Fr. H. Jung — war ebenfalls auf dem Schlachtfelde von Spicheren thätig.

11. Das Zweibrücener Sanitätscorps übernahm den Dienst in den dortigen Lazarethen und die Evacuation der Verwundeten und Kranken von den Gerierungscorps vor dem benachbarten Bitsch nach Zweibrücken. Dreimal eilten Abtheilungen des Corps auf Aufforderung der Commandirenden behufs Abholung von Verwundeten und Kranken dahin. Bei der dritten Expedition wurde ein Mitglied, welches sich in einen Laufgraben begeben hatte, von einer einschlagenden Granate getödtet.

Noch erübrigt, jener Pfälzer Freiwilligen zu gedenken, welche unter Führung des k. Bezirks- und Regimentsarztes a. l. s. Dr. W. Kuby von Göllheim durch Errichtung und Betrieb des Lazarethes zu Ranteuil i. M. und Begleitung vieler Verwundeten- und Krankentransporte gewirkt haben. Es waren dies: Literat K. A. Woll, Landwirth Ph. Hellwig, Landwirth J. Martin, Regierungsaccessist Th. Geib, Pharmaceut Dr. H. Weis, Lehrer F. Gärtner, cand. med. W. Helferich, Vgl. weiters Dr. W. Kuby, Bericht eines Arztes der freiwilligen Krankenpflege im Kriege 1870/71. Zweite Auflage. Göllheim 1871. Selbstverlag. (Forts. folgt.)

## Miscellen.

Ueber die furchtbaren Ueberschwemmungen, welche gegenwärtig Italien in Angst und Schrecken versetzen und bereits unberechenbaren Schaden angerichtet haben, schreibt die „Opinione“: Das Land muß die Größe des durch die Ueberschwemmungen hereingebrochenen Unglücks erfahren, damit es sich auf die Kunde von noch größerem Unglück gefaßt macht; denn die Nachrichten aus den Provinzen Mantua und Ferrara lassen noch größeres Unheil befürchten. Diese beiden Provinzen haben so ungeheueren Schaden erlitten, daß im Vergleich mit ihnen die Verluste anderer Provinzen, obgleich viele Familien gänzlich ruinirt sind, geringfügig erscheinen. Diese Ueberschwemmung bedeckt einige hundert Quadrat-Kilometer. Fruchtbare Ländereistrecken sind verwüstet, Städte und Dörfer zerstört und eine Bevölkerung von vielen Tausenden in Schrecken und Verzweiflung zur Flucht genöthigt. Die meisten Häuser sind schon eingestürzt, die bestconstruirten widerstehen noch, aber auch sie müssen fallen, wenn das Wasser nicht bald Abzug findet; von den höchsten sieht man fast nur die Dächer noch. Wir glauben, daß in diesem Jahrhundert keine so schreckliche Ueberschwemmung vorgekommen ist. Die von 1801, 1810 und 1839 waren auch furchtbar; im Jahre 1810 waren nicht weniger als 40 Dammbrüche zu beklagen, aber die Ueberschwemmung bedeckte keinen so großen Flächenraum und konnte keinen so großen Schaden anrichten, weil die Bevölkerung damals nicht so dicht, die Städte und Dörfer nicht so zahlreich und der Ertrag nicht so bedeutend war wie jetzt. Casalmaggiore und Ostiglia schweben in der größten Gefahr, die ganze Bevölkerung arbeitet mit aller Kraft dem feindlichen Element entgegen, man reißt Häuser ein, um gegen die Wasserfluthen zu schaffen, man fürchtet aber, daß alles Menschenwerk sich gegen die Gewalt des Stromes als schwach erweisen wird. Wenn der, Po bei Casalmaggiore einbricht, so werden wieder 14 Kilometer überschwemmt und reiche und blühende Städte auf lange Zeit ruinirt; noch größer aber wird das Unglück, wenn der Einbruch bei Ostiglia stattfindet, denn dann würden 40 Kilom. mit der Provincialhauptstadt Rovigo überschwemmt, welche am tiefsten unter dem Niveau des Po liegt. (Die Flüsse der lombardischen Ebene fließen meist über der Fläche, eine Folge der Waldverwüstung und verwahrlosten Stromcorrectionen.) Die Furcht und Angst der Bevölkerung, welche im Geist ihre Felder überschwemmt, ihre Häuser ruinirt und sich selbst der Flucht und dem Elend preisgegeben sieht, ist unbeschreiblich.

Kaffeebereitung. Ueber diesen Gegenstand berichten die Industrieblätter, daß in fast allen Haushaltungen der Kaffeegenuß in einem hohen Grade vertheuert werde durch unvollständiges Rermalen der Bohnen. Genaue Versuche, welche man jüngst durch den Chemiker Herrn Schädler machen ließ, haben ergeben, daß man von ganz fein gemahlenen Kaffeebohnen nur halb so viel braucht als von grob gemahlenen, um die gleiche Menge gleich starken Kaffee's zu erhalten. Und wenn man noch den gemahlenen in einem Mörser zur Feinheit des Mehles zerstößt, wie bei den Orientalen gebräuchlich, so braucht man nur $^{1}/_{3}$ so viel, als von dem grob gemahlenen Kaffee. Mann müsse sich aber selbst um die Sache bekümmern, denn eine fein mahlende Kaffeemühle gehe schwer und die Dienstboten hätten es gern, wenn die Mühle recht leicht gehe; sie schonen lieber ihre Mühe als die Wirthschaftskasse der Hausfrau. Versuche wurden auch gemacht in Betreff der Art der Zubereitung. Es zeigte sich indessen, daß man gleich starkes Getränk erhält, ob man auf die gemahlenen Bohnen das Wasser aufgießt und eine Weile ziehen läßt, oder den Aufguß noch über dem Feuer einmal aufkochen läßt oder ob man ihn durch einen Kaffeebeutel filtrirt. Nur ist bei dem durchfilterirten Kaffee das Aroma auffallend stärker als bei den andern Zubereitungsarten.

### Charade.

(Vierfolbig.)

Die erste Silb' ein armer Wicht,
Dem's an dem Besten wohl gebricht.
Die Zweite, bald gemein, bald rar,
Bald ohne Werth, bald unschätzbar.
Die letzten Zwei, — im Feld und Wald
Oft wilder Thiere Aufenthalt.
Das Ganze trägt in sel'nem Bau
Die Größe der Natur zur Schau.

**Auflösung der Charade in Nr. 130:** Briefwechsel.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 134. Speyer, Samstag, den 9. November 1872.


### Ich denke Dein.

Wenn ich im Jugendmuthe verlebt die wilde Nacht,
Gezecht im tollen Jubel, bis hell der Morgen tagt;
Wenn dann ich so verlassen, bekümmert und allein
Irrt durch die öden Gassen, — mit Reue dacht' ich Dein!

Als einst ich schwer verwundet — nach heißem Schlachtentag,
Und, wie ich wähnte, sterbend, auf blut'ger Walstatt lag,
Ich glaubte Wald und Auen, des Tages goldnen Schein
Zum letzten Mal zu schauen — mit Wehmuth dacht' ich Dein!

Als neu der Lenz erschienen mit seinem Liederschall,
Und auch in meinem Herzen erwacht' sein Widerhall,
Ein Singen und ein Klingen zog durch den grünen Hain
Von Liebe und von Freude — mit Wonne dacht' ich Dein!

So hab' ich treu gehalten den Schwur, den einst ich that,
Wenn auch des Schicksals Walten uns streng geschieden hat.
In Trübsal und im Leiden — in Lust und Sonnenschein,
Und mußt' ich Dich auch meiden — in Treue dacht' ich Dein!

Und wenn die Stund' geschlagen, wenn aus ist meine Zeit,
Wenn ich zum letzten Gange, zum schwersten bin bereit,
Wenn sanft der ew'ge Frieden mir zieht in's Herz hinein,
Zum letzten Mal hienieden — zum Letzten denk' ich Dein!

W. v. J.

---

## Drei Monate aus einem französischen Soldatenleben.

Mitgetheilt von **Karl Thop.**

(Schluß.)

Für unsern weitern Marsch hatten wir kaltes, regnerisches Wetter, und doch fühlten wir uns nicht unglücklich. Hier gab es wenigstens keine zerstörten Dörfer, keine zerstampften und verwüsteten Felder mehr. Alles sah friedlich aus und bildete einen schroffen Gegensatz zu der auf Anordnung der Regierung recht nutzloser Weise zerstörten Umgebung von Paris. Von der Plünderung und Zerstörung der Dörfer und Städte, über welche unsere Zeitungen damals berichteten, war hier nichts zu sehen, und ebenso suchten wir vergeblich nach Spuren der schrecklichen Barbarei unserer Feinde. Ich sage dies offen, obwohl ich die Gefahr der Mißdeutung mir nicht verhehle. Es stünde wohl besser um unser Frankreich, wenn auch Andere stets denselben Grundsatz befolgten.

Zu Lizy in der Brie machten wir unser zweites Nachtquartier. Diese Gegend ist durch ihren vortrefflichen Käse bekannt, dem auf dem Wiener Congresse von den Bevollmächtigten Europas die Krone zuerkannt wurde. Man denke sich also meine Freude, als mich hier eine alte Frau mit einer solchen Delicatesse beschenkte. War ich doch schon in St. Denis von meinen Freunden um ein Stück alten und trockenen Käses, den ich für theures Geld erworben hatte, sehr beneidet worden. Auch meine Kameraden in Lizy glaubten mir kaum, als ich mit dem Rufe: „Ich habe Käse" in unsere Scheuer stürzte und nur mit Mühe konnte ich einen Theil meiner Errungenschaft der allgemeinen Begeisterung entziehen und für mich selbst retten.

Auf unserm letzten Marsche nach Château Thierry, den wir am folgenden Tage antraten, bestand unser Geleit wieder aus Dragonern. Man denke sich mein Erstaunen und meine Freude, als ich unter ihnen plötzlich einen alten Bekannten traf. Er war ein Freiwilliger und wir hatten uns früher öfter in Pariser Salons getroffen. Damals waren wir Beide gleich unermüdliche Tänzer und kannten keinen größeren Ehrgeiz, als eine hübsche Tänzerin zu erringen. Und jetzt? Diese Begegnung, welcher bald sehr ernste Gespräche folgten, besserte meine traurige Stimmung sehr. Wem hätte auch das Herz nicht schwer werden sollen, wenn man allenthalben die Niedergeschlagenheit der Landleute, die Thränen der Frauen sehen mußte, wenn arme Bauern, durch das allgemeine Unglück gerührt, uns Gefangenen mit trübem Blicke Lebensmittel verschiedener Art, Wein und Geld verabreichten. — Doch muß ich auch hier zu Ehren des Commandanten unserer Geleitsmannschaft, der, wie man uns sagte, ein Prinz war, erwähnen, daß er sich äußerst human und liebenswürdig gegen uns benahm und in Château Thierry mit freundlichem Gruße von uns schied. In dem neuen schönen Gefangenenhause dieser Stadt durften wir endlich einmal gründlich ausruhen. Wir schliefen während zweier Nächte auf gutgestopften Strohsäcken, wurden gut und reichlich verpflegt und erhielten Lebensmittel, Cigarren, Kleidungsstücke und Geld von allen Seiten.

Von nun an fuhren wir auf der Eisenbahn, und zwar in Viehwaggons, in denen sich etwas Stroh und drei wachhaltende Bayern befanden. Die aus-

Digitized by Google

gezeichnete Suppe von Erbsen und Speck schwebte uns später bei dem gelochten Grünkorn in Bar le Duc und bei dem steinharten Reis in Vinville wie ein Gebild aus anderen Höhen vor der Seele. Sonst hatten wir Brod und Fleisch genug, durften uns laufen was wir wollten und alle uns zugesteckten Geschenke annehmen. Die Nächte waren sehr unangenehm. Man hat dann den berechtigten Wunsch, zu schlafen, die Ausführung war aber bei uns nur mit besonderen Schwierigkeiten zu ermöglichen. Drei Mobilgardisten, die in Paris an den Theaterkassen Queue gemacht, dort stundenlang stehen und dann nach Belieben schlafen gelernt hatten, legten sich regelmäßig schon um vier Uhr Nachmittags nieder und nahmen uns stets die besten Plätze weg. Nur durch gute Naturalverpflegung ließen sich die glücklichen Schlafkünstler bewegen, uns ein Plätzchen zur Ruhe zu vergönnen.

Toul, Nancy, Lüneville flogen an uns vorüber, und bei jeder weiteren Station zogen sich unsere Herzen immer mehr zusammen. Welches Leid, sein unglückliches, zerrissenes Vaterland so wie wir verlassen zu müssen! Ehe wir an den Vogesen angelangt, in die Tunnel einfuhren, verlangte die Gefreitmannschaft die Herausgabe unserer Messer. Da das meinige für mich ein Geschenk von Werth war, so ließ ich es geschwind und ungesehen in die Gamaschen gleiten. Die alten Soldaten dagegen, an blinden Gehorsam in allen Lagen gewöhnt, gaben die ihrigen ab. Sie sollen noch heute, obwohl die Tunnel längst hinter uns liegen, die Rückgabe ihrer Messer erwarten.

In den Vogesen warfen wir den letzten Blick in die schönen Thäler unserer Heimath. Als wir bei Pfalzburg vorüberkamen, ging die Sonne unter und Nacht war es um uns und in uns, als wir über die Grenze fuhren. Am Morgen des sechsten November jagte ein eisig kalter Wind die Nebel durch die Ebenen von Rheinbayern. Die Sonne durchdrang ihn erst spät am Vormittage und ließ uns dann nur einförmige Weinberge erblicken und hieran die Nähe des großen Grenzstromes erkennen. Endlich erblickten wir die majestätischen Wogen des Rheins, der über die Ufer getreten war und hierdurch noch großartiger erschien. Wir fuhren auf der schönen Mannheimer Brücke über den Strom, um den schon so unsäglich viel Blut geflossen ist. Da sich inzwischen das Wetter etwas aufheiterte, so hatten wir Gelegenheit die landschaftlichen Reize der Gegend zu bewundern. Noch mehr aber ergötzten uns die Einwohner, welche im Sonntagsstaate, die schwerfällig gekleideten, seltsam ernsthaft dreinschauenden Kinder an der Hand, uns auf den Bahnhöfen erwarteten und mit so wunderlich, ruhiger Neugier musterten, daß wir öfters lachen mußten. Das ganze Gebahren war uns quecksilbernen Naturen so seltsam und fremdartig.

Das Mitleiden einer jungen Dame, die uns in Darmstadt durch ihre reizenden, blonden Kinder große Tassen Kaffee reichen ließ, versöhnte uns beinah mit unserm herben Schicksal. Wir wünschten ihr zum Lohne dafür das schönste Mutterglück auf Erden. Auch mit unseren Wächtern hatten wir uns allmälich befreundet. Die Unterhaltung mußte zwar meist in der Zeichensprache geführt werden, wir verstanden aber die Pantomimen recht wohl, als sie uns vor Frankfurt auf den schönen Anblick, den wir zu erwarten hätten, vorzubereiten suchten, und die Biedern hatten uns mit ihren Gesten nicht zu viel gesagt. Ich werde nie den Anblick der von der Abendsonne beleuchteten Thürme und der hohen Häuser vergessen, zwischen deren Reihen der Main seine gelben Bogen dahin rollte. Auch hier fanden wir eine gute, Trost verheißende Aufnahme. Die Frankfurter unterhielten sich mit uns in gütiger Weise und bewirtheten uns mit Speisen, Getränken und Lebensmitteln. Dort that ich mir auch nach so langen Entbehrungen endlich einmal eine Güte in dem Kuchen, den die Händler lachend an uns abtzeten. Ich will indessen durch dieses Geständniß durchaus nicht eingeräumt haben, daß die Kuchenbäcker in Frankfurt allen hohen Ansprüchen ihres schönen Berufs voll zu genügen. Wenigstens in diesem Bezuge sind wir unzweifelhaft noch an der Spitze der Civilisation.

Da wir uns an unsere Viehwagen noch immer nicht gewöhnt hatten, so machte uns die Nachricht, daß wir in 12 Stunden unserem Bestimmungsort erreichen würden, ganz glücklich; denn nach unseren bisherigen Erfahrungen fühlten wir uns überall einer menschlichen Behandlung sicher. In Fulda erhielten wir unsere Suppe um Mitternacht. Ich stieg aus, um mir einige Lebensmittel zu kaufen und um mir meine Flasche zum ersten Male mit echtem, deutschen Biere füllen zu lassen. Letzteren Vorsatz führte ich auch trotz der mir leise zugeflüsterten Warnung eines Herrn, daß ich nichts kaufen möge, weil hier Alles zu theuer sei, beharrlich aus. Augenblicklich erschien mir der geforderte Preis von acht Groschen für eine mäßige Flasche des ausgezeichneten Getränkes keineswegs zu hoch, und erst später, als mir die deutschen Preise genauer bekannt wurden, habe ich jene wohlmeinende Warnung in ihrer vollen Bedeutung würdigen gelernt.

Hiermit enden die Aufzeichnungen des ehemaligen Gardezuaven, der wohl von seiner weitern Reise über Erfurt nach Sondershausen nichts Erwähnenswerthes berichten zu können glaubte. Ueber seinen weitern Aufenthalt in unserer kleinen Stadt, die hier vollendeten stillen Studien und sein in voller Freiheit mitten unter uns geführtes Leben zu reden, war hier nicht der Platz. Möchten öfter aufgeklärte Franzosen mit unbefangenem und wohlwollendem Herzen eine Zeitlang unter uns leben. Vielleicht lernten sie dann mit unserem Erzuaven beklagen, daß zwei große Nationen, die ganz geschaffen sind, um sich zu verstehen und zu ergänzen, seit Jahrhunderten einander zerfleischen möchten.

## △ Ein Jubiläum.

(Fortsetzung.)

Stammenswerth war auch die Naturwahrheit seiner Bilder. Im Schloß zu Koburg hatte er Hirschgeweihe

Digitized by Google

gemalt, nach welchen oft Vögel flogen, sich darauf zu setzen; ein Hirsch wurde von fremden Hunden immer wieder angebellt, in Wien wurden Trauben, von ihm auf einen Tisch gemalt, von einer Elster mit Schnabel und Krallen zerhackt. Aehnliche Geschichten werden viele von seiner Arbeit erzählt; obgleich sich gerade von solchen nichts erhalten hat, so liefern doch einige in Wasserfarben gemalte Vögel in der Kupferstichsammlung zu Dresden den Beweis, daß unserm Meister solche Täuschungen leicht sein mochten. Besonders beliebt war er bei Hofe wegen seiner Treffsähigkeit im Porträtiren, oder, nach damaliger Sprechweise, im Contrafahen. So malte er die ganze sächsische Fürstenfamilie in fast drei Generationen sehr häufig; sehr oft den Kurfürsten von Brandenburg, den Kurfürsten und Kardinal Albrecht von Mainz wiederholt als hl. Hieronymus, die schöne dortige Bäckerstochter Magdalena Gedinger als heilige Magdalena, ganz in der reichen Tracht jener Zeit. Christian II. von Dänemark, Kaiser Karl V., Heinrich VIII. von England und viele andere Fürsten und Fürstinnen wurden von ihm gemalt.

Bei dem großen Absatz, den seine volksthümlichen, natürlichen, gemüthlichen und hübschen Werke fanden, mußte er immer eine größere Anzahl von Gehilfen und Lehrjungen in seiner Werkstätte halten. Es werden bis zu 15 „Malerknechte“ erwähnt; dabei halfen ihm seine drei Söhne von Kind an rüstig mit, im Großen und Geringen, in Kunst- und Decorationsmalerei, die damals noch nicht geschieden war, bald zu Weimar, bald zu Wittenberg, bald zu Lochau, bald zu Torgau. Sein besonderes Kunstzeichen aber war eine Schlange mit aufrecht stehendem Federmausflügel, das auch in das ihm vom Kurfürsten 1508 verliehene Adelswappen aufgenommen wurde. Doch machte er von seinem Adel, durch den er turnier-, jedenfalls hoffähig geworden war, keinen Gebrauch; in eigenem und fremdem Munde, in Rechnungen und Inschriften hieß er immer nur Meister oder Mater Lucas.

Sein industrieller und unternehmender Geist verbreitete sich auch über sein Malergeschäft hinaus. So kaufte er 1520 die Apotheke zu Wittenberg, die er mit einem kurfürstlichen Privilegium von „Apothekerknechten“ besorgen ließ; später, 1525, einen Buch- und Papierladen; schon früher hatte er mit Christian Döring eine eigene Druckerei errichtet, für welche er ein besonderes Privilegium zum Druck einer sorgfältigen Ausgabe der lateinischen Bibel und nachher den Verlag der deutschen Bibel und anderer Schriften Luthers erhielt. So wurde er ein vermöglicher Mann und auch Besitzer eines „Landguts“. Friedrichs des Weisen Sohn, Johann der Beständige, beschäftigte und ehrte ihn nicht minder, als der Vater; dessen Sohn aber, Friedrich der Großmüthige, nahm bei seiner Baulust und Kunstsinnigkeit die Thätigkeit des Meisters noch besonders in Anspruch, bis der schmalkaldische Krieg 1547 dieser ganzen Herrlichkeit ein trauriges Halt gebot.

Aber in dieser schweren Zeit offenbarte sich die Trefflichkeit Cranachs noch in anderer Weise. Nach der verhängnißvollen Schlacht bei Mühlberg 1547 fand er Gelegenheit, die Treue gegen seinen Herrn glänzend zu bewahren. Der Kaiser war nach der Gefangennahme des Kurfürsten vor Wittenberg gezogen (eine Darstellung dieser Belagerung befand sich früher von Cranachs Hand im Schlosse zu Weimar) und hatte den Meister zu sich heraus ins Lager kommen lassen, um sich zu überzeugen, ob er noch am Leben sei. Er habe nämlich, sagte er ihm, beim letzten Reichstage zu Speyer (1542) von dem nun gefangenen Kurfürsten eine treffliche Tafel geschenkt erhalten, die von Einigen für ein Werk Cranachs, von Andern seines Sohnes gehalten wurde. Er wünschte aber um so mehr zu erfahren, ob er selbst noch lebe, weil er in seinem Gemache zu Mecheln ein kleines Porträt von Cranach habe, das ihn als Knabe darstelle; er wünsche nun von ihm zu erfahren, wie er sich damals während der Aufnahme verhalten habe. Cranach erzählte dem Kaiser: „Ew. Majestät war damals 8 Jahre alt; als ich Euch malen wollte, hattet Ihr einen Lehrer, welcher, da Ihr als Knabe etwas unruhiger Natur waret, Eueren Sinn zu kennen behauptete und sagte, Ihr würdet vorzüglich durch den Anblick von Eisen und Stahl erfreut; er brachte deßhalb ein eisernes Wurfgeschoß so an die Wand an, daß die Spitze Eueren Augen zugewendet war; darauf richteten Ew. Majestät die Augen so lange, bis ich das Gemälde vollendet hatte.“ Der Kaiser, darüber sehr erfreut, versicherte ihn seiner Gnade. Lucas aber erbat sich selber nichts, dachte nur an seinen Herrn, fiel auf die Kniee und flehte: „Unüberwindlichster, gnädigster Kaiser! Da nach Gottes Willen Deine Majestät den Sieg davongetragen und meinen durchlauchtigsten Fürst in der Schlacht gefangen hat, so bitte und beschwöre ich Deine Majestät, daß Du nach Deiner angeborenen Milde dem gefangenen Fürsten die Staafe linderst und Gnade gegen ihn übest. Dann wird gewiß der Gott der höchsten Gnade Deiner Majestät in der ganzen Regierung glückliche und frohe Erfolge gewähren.“ Das heißt deutsche Treue! Der Kaiser antwortete ihm gnädig, daß er durchaus nichts Schlimmes gegen den Fürsten im Sinne habe, und entließ Lucas mit einem Geschenk, das in einem silbernen Teller voll ungarischer Dukaten bestanden haben soll. Cranach habe, so wird berichtet, davon nur so viel genommen, als er mit zwei Fingerspitzen fassen konnte, um nicht durch gänzliche Zurückweisung den Kaiser zu beleidigen. Unser Meister, der während der Belagerung in seinem Hause viele Gemälde und Kunstwerke aus dem Schloß und der Schloßkirche, auch aus andern Schlössern vor dem Feinde zu bergen bestissen war, begab sich 1550 zu dem gefangenen Kurfürsten auf dessen besonderen Wunsch nach Augsburg, nachdem er zuvor seinen Besitz in Wittenberg an seine Kinder abgetreten hatte. Von da nahm ihn der Kurfürst mit nach Innsbruck und nach seiner Befreiung (1552) nach Weimar. Hier bestätigte er ihm in einem förmlichen Anstellungsdecrete seine bisherige Besoldung nebst Sommer- und Winterkofkleidung, auch Kost bei Hof, auf Lebenszeit, „dieweil er sich auf unser gnädiges Begehren von Wittenberg

Digitized by Google

aus einem unterthänigen Mitleiden, und damit uns in unserer langwierigen Verhaftung die Zeit nicht langweilig wurde, zu uns gen Augsburg begeben und bis zu unserer Erledigung verharrte."

(Fortsetzung folgt.)

## Die freiwillige Hilfsthätigkeit der Pfalz während der Jahre 1870 und 1871.

(Fortsetzung.)

Mitte October traf die Kunde ein, daß ein südbairer Mangel an freiwilligen Krankenpflegern auf dem Kriegsschauplatze und der langgestreckten Evacuationslinie herrsche, welche bei den abnormen Verhältnissen der Jahreszeit ganz besonders viele Vorkehrungen zum Schutze der zahlreichen Verwundeten- und Krankentransporte nothwendig machte. Regierungspräsident v. Pleuler nahm hieraus Veranlassung, aus den in der Zwischenzeit heimgekehrten Freiwilligen der verschiedenen Pfälzer Sanitätscolonnen ein neues Corps, das pfälzische Sanitätscorps, zu bilden und auszurüsten. Buchhändler Lang übernahm die Formation und Ausrüstung und schon am 27. October verließen 37 Mann unter Lang's Führung die Heimath. Das Corps wurde zunächst in Ranteuil und Nogent im Lazarethdienste und auf den Passantenstationen (Erfrischungsstationen) thätig und erhielt zu Anfang November die Order, nach Corbeil sich zu begeben, um demselben Evacuationsdienst sowie die Pflege in den Reconvalescenten-Lazarethen la Briqueterie und Chateau Trousseau übertragen ward. Auch in Ablon, Juvisy und Villeneuve St. Georges wurden Mitglieder der Colonne bei den betreffenden Uebernachtungs- und Erfrischungsstationen thätig. Das durch Krankheiten im Laufe des Winters allmählich auf 12 Mann reducirte Corps trat erst im März 1871 den Heimweg an; ein Mitglied desselben verstarb am Typhus.

Materialzüge: Die Vereine von Ammweiler, Bergzabern, Edenkoben, Frankenthal, Landau, Pirmasens und Speyer sandten auf die Schlachtfelder von Weißenburg und Wörth Lazarethgegenstände und Lebensmittel; auf die Gefechtsfelder von Saarbrücken (Forbach) und Metz dirigirten die Vereine von Edenkoben, Frankenthal, Grünstadt, St. Ingbert, Kaiserslautern, Landau, Landstuhl, Speyer und Wachenheim Material; vor Straßburg gingen aus den Depots von Dürkheim und Kaiserslautern Lazarethmaterial und Lebensmittel; zu dem Cernirungscorps von Pfalzburg statteten die Vereine zu Dürkheim, Kaiserslautern und Speyer Transporte aus; in die Feldspitäler von Sedan schickten die Vereine zu Homburg und Speyer von ihren Beständen; zahlreiche Sendungen gingen außerdem in die Feldspitäler von Lüneville und Bar le Duc, nach Nancy, Coulommiers und Chalons, von den Vereinen in Edenkoben, Kaiserslautern und Speyer veranstaltet; zum Beobachtungscorps vor Bitsch und in die Spitäler desselben in Lembach unternahmen die Vereine zu Dürkheim, Kaiserslautern, Kusel, Landstuhl, Pirmasens und Speyer Transporte; endlich in die verschiedenen Zwischendepots auf der Route nach Paris (nach Nogent und Ranteuil), zur Armee vor Paris und namentlich in die Feldspitäler des II. bayer. Armeecorps bewirkten die pfälzer Vereine theils einzeln, theils im Zusammenwirken eine große Reihe meist sehr werthvoller Sendungen von Lazarethmaterial, Erfrischungsgegenständen (namentlich Wein) und theilweise Liebesgaben. Hier sind namentlich die Depots von Bergzabern, Deidesheim, Edenkoben, Frankenthal, Göllheim, Grünstadt, Homburg, Kaiserslautern, Kandel, Kusel, Landstuhl, Neustadt a/H., Pirmasens, Speyer, Wachenheim und Zweibrücken anzuführen. Nach Umfang und Werth stehen diese aus der Pfalz abgegangenen Materialsätze jenen aus dem diesseitigen Bayern verhältnißmäßig keinesweges nach. Die Transporte aus dem Depot des Kaiserslauterer Vereins füllten allein 24 Wagenladungen; noch erheblicher sind die vom Kreisausschusse des bayrischen Frauenvereines der Pfalz veranstalteten Sendungen.

(Schluß folgt.)

## Miscellen.

In einem vornehmen Salon gab man sich pantomimische Räthsel auf. Eine Dame wollte „Silberblick" bezeichnen und hielt daher einen silbernen Löffel vor die Augen. „Löffelgans" platzte der unglückliche junge Herr heraus, welcher zu rathen hatte.

Ein hochverrätherischer Katechismus. Die „St. Galler Ztg." erzählt ein Geschichtchen, für das wir ihr natürlich die Verantwortung überlassen müssen. Ein preußischer Schulinspector, schreibt sie, kam in eine elsässische Dorfschule. Er wählt sich einen der intelligentesten Knaben aus und prüft: „Weißt Du, mein Sohn, wie unser Heiland heißt?" — „Jesus Christus." — „Wo ist er?" — Er sieht's stockte. — „Wie ist er gestorben?" — „Er sieh umbrocht worde." — „Wer hat ihn umgebracht?" — „D' Preiße." Wie da der Preuße aufsteht! „Was für einen Geist haben Sie in ihrer Schule?" polterte er dem zitternden Lehrer zu. „Ich werde auf Ihre Entsetzung und auf Ihre Landesverweisung antragen, denn Sie begehen ein Hochverrathsverbrechen." Des Lehrers Frau holte den Pfarrer und den Maire herbei. Diese fragten das Kind aus und es fand sich Folgendes: Der Knabe hatte auf den Gemälden des sogenannten „Kreuzwegs" in der Kirche Schergen mit Helmen gesehen, welche den Heiland zur Richtstätte führen. Da er nun zu Hause, bei Verwandten und Bekannten, gegen die Preußen alles Mögliche hatte vorbringen hören, und gesehen, wie dieselben ebensalls Helme tragen, hat er verwechselt und geschlossen, ohne daß in der Schule darüber verhandelt worden, die Preußen hätten den Heiland getödtet.

Syracus, 27. Oct. Die „Syracuser Zeitung" bringt nachstehende Einzelheiten über die Verheerungen welche ein Orkan in Palazolo angerichtet hat: „Ein entsetzliches Unglück hat vergangene Nacht die blühende Stadt Palazolo heimgesucht. Da wo noch vor wenigen Stunden die beiden prächtigen Quartiere Guardia und Fiume grande standen, wo das neue Theater und eine Reihe kleiner Paläste die Zierde der Stadt waren, zeigen sich dem Auge des entsetzten Zuschauers nichts mehr als Trümmerhaufen neben Trümmerhaufen. Fünf Minuten eines unbeschreiblich schrecklichen Orkans genügten, das Antlitzen des reizenden Ortes so zu entstellen und Hunderte von Familien in das tiefste Elend zu stürzen. Selbst die Erdbeben haben hier nie so großes Unheil angestiftet. Häuser bis auf den Grund weggefegt, andere halb zertrümmert, Mauern der ganzen Länge nach gespalten und umgelegt, Dächer gänzlich abgedeckt, Gewölbe eingestürzt, Balcone von den Häusern abgerissen, Balken und Rahmen verschoben oder ganz zerbrochen, Bäume aus dem Boden herausgerissen — das ist das Bild, welches die ganze Nordseite der Stadt darbietet. Es existirt übrigens kein einziges Haus, das sein Dach und seine Fensterscheiben nicht wenigstens zur Hälfte erneuern müßte. Um es kurz zu fassen, kann man ohne Uebertreibung sagen: ein Drittheil der Stadt ist ruinirt, und mehr als tausend Familien sind obdachlos im strengsten Sinne des Worts. Andere Familien haben sich auf einen Winkel ihres Hauses angewiesen. Der Schaden, den der Orkan in der Stadt und auf dem Felde angerichtet hat, wird über eine Million geschätzt. Zweiundbreißig Personen sind auf der Stelle todt geblieben; wie viele verwundet sind, hat noch nicht festgestellt werden können. Der Präsident der Provinz und andere obrigkeitliche Personen haben sich schleunigst auf die Unglücksstätte begeben, um, soweit es im ersten Augenblicke möglich ist, zu helfen. Soldaten und Carabinieri räumen den Schutt weg und sorgen für die Aufrechthaltung der Ordnung. Ein Comite hat sich gebildet um Unterstützungen einzusammeln und an die Nothleidenden zu vertheilen, und es wird zu dem Ende einen Aufruf an die Provinzen und Gemeinden Siciliens erlassen."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 135. Speyer, Dienstag, den 12. November 1872.


## Das unheimliche Zimmer.

Eine Sylvester-Spuk-Geschichte

von **Richard Schmidt-Cabanis.**

Nebel überall und Reif überall! — Nebel, breit gelagert in den Fensternischen hoher Paläste, und Nebel, lauernd, sich durch die schmale Thür der ärmsten Taglöhnerhütte zu drängen; Reif an den Bärten und Augenbrauen der Menschen — an den Mähnen der Pferde — auf den Pflastersteinen — auf den Straßenbrücken — überall Nebel und Reif!

„Verdammtes Wetter heut'!" brummte der Revisionsrath Thurneyßer und zog, vielleicht kräftiger als sonst, an dem Klingelgriff seines Hauses; er hätte aber eigentlich gar nicht nöthig gehabt, zu läuten, der gute, alte, vertrocknete Revisionsrath, denn es konnte ihm unmöglich geöffnet werden — sintemal im Hause Niemand vorhanden war, der diese angenehme Pflicht hätte erfüllen können. Daran mochte nun aber der Revisionsrath wohl gerade nicht denken. Zum zweiten und dritten Male läutete er — er hing sich förmlich an die Glockenschnur — wie sich der Nebel an ihn hing, und seine kleine, dürre Gestalt in colossalen Dimensionen erscheinen ließ. Endlich konnte Herr Balthasar Traugott Thurneyßer von seiner mühevollen und undankbaren Arbeit mit gutem Gewissen abstehen, denn den einzigen Zweck, welcher dabei zu erreichen war, hatte er glücklich erreicht: er hielt den abgerissenen Griff des Glockenzuges in der Hand.

„Muß ich", murmelte der Rath, „muß ich über ein halbes Säculum diese schmutzige, staubige und ganz miserable Erdkugel mit meinen empfindlichen Füßen belaufen — muß ich 36 Jahre hindurch täglich zweimal den Dornenpfad des Beamten, von diesem meinem Wohnhause und Stammschloß nach meinem Bureau beschreiten, mit der Pünktlichkeit eines Chronometers und der Ausdauer eines Müllereels — um heut' zum ersten Male in meinem Leben den Hausschlüssel zu vergessen? Obenein heute! am einundzwanzigsten December, wo nicht nur nach christlicher Zeitrechnung ein altes Jahr stirbt und zu Grabe getragen wird, sondern, was noch mehr ist, wo ich selbst vor neunundfünfzig Jahren das Licht der Welt erblickte! Ist's nicht abscheulich — ja, niederträchtig?!"

Der Revisionsrath Thurneyßer war aber von Grund aus ein sehr ruhiger und bedächtiger Mann. Deshalb konnte selbst ein solches Unglück, wie ein vergessener Hausschlüssel, sein Gemüth nur einen Augenblick außer Fassung bringen. Er betrachtete den abgerissenen Klingelgriff in seiner Hand und fuhr dann — langsam weitergehend — in seinem Selbstgespräche fort: „Ei, ei, ei, mein lieber Balthasar, was haben wir denn da in unserm jugendlichen Leichtsinn und Uebermuth gemacht? Reißen uns mit eigener Hand den Glockenzug ab, was uns doch die lieben Gassenjungen wöchentlich mindestens einmal weit schneller und präciser besorgen, renten uns dabei den Arm fast aus und wissen doch, daß wir unserm alten Wirthschaftsinventarium, der Steideln, ausdrücklich gestattet haben, sich zwischen 6 und 8 Uhr behufs kleiner Einläufe vom Hause zu entfernen! Hm! hm! Da schlägt's ein Viertel nach Sechs — wenn die Steideln ebenso pünktlich zurückkommt, wie sie weggegangen ist, so können wir das Vergnügen haben, hier zwei Stunden lang Schildwacht zu stehen, und werden uns zweifelsohne einen ganz gehörigen Kartarrh zuziehen. Da möcht's denn doch wohl gerathener sein, die paar Straßen zurückzugehen bis zum Markt und bei einem Schoppen Elfer unsere Verbannungszeit abzusitzen!"

Die ausgetretenen Stufen zum Rathskeller hinunter stieg der Revisionsrath; klirrend schlug die niedere eisenbeschlagene Pforte hinter ihm zu. Bald saß er in einem warmen Schmollwinkel, den Rücken an einen Pfeiler des prächtigen Gewölbes gelehnt, vor ihm auf dem schwerfälligen Eichentisch ein Glas duftenden Rebensaftes. — Einsam war's in dem sonst von fröhlichen Zechern belebten Raum; sogar der alte Küfer hatte heut, als am Sylvesterabend, den eigenen Herd früher als gewöhnlich aufgesucht, seinen Posten einem jungen, rührigen Burschen anvertrauend. Rath Thurneyßer hatte wohl Zeit und Gelegenheit, seinen Gedanken Audienz zu geben, und das that er denn auch nach besten Kräften. Die Augen auf die steinerne Rose geheftet, welche den Schlußstein der riesigen Wölbung bildete und in dem herrschenden Dämmerlicht fast wie ein grinsendes Menschengesicht aussah, — mit gekreuzten Armen, eine alte Melodie vor sich hinsummend, zu der die Füße halblaut den Tact schlugen: so saß Herr Balthasar Traugott Thurneyßer und ließ die Bilder der Vergangenheit aufsteigen aus dem dunkeln Schrein, in welchem sie gelegen hatten

Digitized by Google

lange Jahre, bedeckt von dem Staub der Alltäglichkeit und dem Spinnengewebe des Vergessens.

Da kauerte er als Kind zu den Füßen einer alten Frau mit hoher, weißer Dormeuse, deren Bänder aussahen wie Windmühlenflügel. Das war die Muhme Gertrud; sie wußte wundervolle Spukgeschichten zu erzählen, daß einem dabei die Haare zu Berge standen — nur schade, bei den gruseligsten Stellen trat oft unvermerkt der gestrenge Papa in's Zimmer — ein sehr materialistisch gesinnter Herr — und führte einen eben so verfrühten als disharmonirenden Schluß herbei, indem er der guten Muhme Gertrud, ohne Rücksicht auf die gespannte Erwartung des jugendlichen Zuhörers, einfach den Mund verbot. Da schlich er — der kleine Balthasar — scheu durch die langen Flure und Gänge des väterlichen Hauses, blickte verstohlen zu den Drachen- und Teufelsköpfen hinauf, die in kunstvoller Holzschnitzerei das Deckengebälke zierten und bei dem fahlen, flackernden Schein eines Wandleuchters unheimlich grinsten und zu nicken schienen. Da stand er endlich vor dem Ziele seiner kindlichen Sehnsucht und — Furcht, nur noch eine dunkle, eichene Thür trennte ihn von seines Großvaters Bibliothek, die auch zugleich das Sterbezimmer des alten Professors und Meisters im Schachspiel geworden war.

Das strenge Verbot, diesen heiligen Raum, in welchem noch Alles auf dem nämlichen Fleck stand und lag, wie vor 25 Jahren, als der alte Herr mitten in einer Schachpartie vom Schlage getroffen wurde — zu betreten, jenes Verbot verfehlte natürlich seine Wirkung nicht und mit Zauberkraft zog es den kleinen Balthasar immer und immer wieder nach jenem entlegenen Theil des Hauses. Hatte ihm doch Muhme Gertrud einst flüsternd vertraut, daß der Großvater eigentlich gar nicht todt sei und begraben, sondern noch dort auf dem schwarzen Lederstuhl sitze, ihm gegenüber der Vetter Schildriem, zwischen ihnen das Schachbrett, wie damals, und sie spielten noch immer an jener Partie, die erst dann ihr Ende erreiche, wenn ein Dritter fürwitzig das Zimmer betrete und sie störe; in dem Augenblicke gewinne Einer das Spiel und zerfalle in Staub und Asche; der Verlierer aber drehe aus Rache dem frechen Eindringling den Hals um: deshalb werde das Zimmer stets so fest verschlossen gehalten und Niemand dürfe hinein — das wisse sie ganz genau!

— — — — — — — — — —

„Dummes Zeug!“ brummte der Revisionsrath vor sich hin, „abgeschmacktes Weibergewäsch! Die Muhme Gertrud war eine alberne Gans, das will ich ihr gleich beweisen!“ warf dabei das Geld für ein paar Schoppen „Eifer“ auf den Tisch, stülpte seinen Hut auf und stieg die Kellerstufen hinan. Ueber den Marktplatz schritt er, und durch eine Seitengasse nach der Katharinenstraße auf sein Haus zu, das schweigend stand und düster, bis auf ein Fenster im ersten Stock, aus welchem ein mattes Licht hervorschimmerte.

„Könnte auch in's Nest kriechen, die alte Person, die Steideln! Braucht gar nicht zu warten, bis ich komme! Soll sich diese Bevormundung ein für allemal abgewöhnen!“

Die halboffene Hausthür fiel hinter dem Revisionsrath in's Schloß, daß es dumpf aus den weiten Räumen zurückschallte, und unter seinen Tritten knirschte der Sand auf den Stufen. Als er den ersten Absatz erstiegen, öffnete sich oben geräuschlos eine Thür und eine alte Dame mit hoher weißer Dormeuse, welche Bänder hatte wie Windmühlenflügel, trat an's Geländer und leuchtete mit einer blanken, zinnernen Lampe, die sie in der Hand hielt.

„Schau, schau! die Muhme Gertrud!“ sagte Thurneyßer, und es durchrieselte ihn kalt, als er ihre schmale, eisige Hand in der seinigen fühlte; „ich glaubte, Sie sei schon vierzig Jahre todt. Na, Sie kommen mir grad' recht: ich habe noch ein Hühnchen mit Ihr zu pflücken! Ich werde Ihr beweisen, wie albern und unverständig die Geschichte von dem Großvater und dem Vetter Schildriem war, die Sie mir damals vor einem halben Jahrhundert aufgebunden, als ich noch in Pumphosen umherlief. Leuchte Sie mir einmal vor; wollen gleich seh'n, ob die beiden alten Käuze noch immer nicht mit ihrer Partie fertig geworden sind!“ Und die alte Muhme Gertrud öffnete die schmalen, blutlosen Lippen und kicherte leise vor sich hin — ganz leise nur; aber aus allen Winkeln schallte das Echo Spott und Hohn zurück. Die Drachen- und Teufelsköpfe grinsten von der Decke her und verdrehten ihre Augen, und die bunte Schlange, welche das Zifferblatt der großen Wanduhr umkränzte, ließ sich langsam an der Gewichtschnur hinab und begann sich um den Fuß des Revisionsrathes zu ringeln.

„Bleib' Sie mir“, rief Thurneyßer da ärgerlich, „bleib' Sie mir mit Ihrem verdammten Satanspuk vom Leibe — oder ich verklage Sie beim Gericht, und dann wird Sie verbrannt, wie die Hexe von Orleans!“

„Ruhig, mein Balthasarchen, immer fein ruhig“, krächzte die Alte; „bist so hübsch groß und alt geworden, mußt nun auch die jugendliche Hitze ablegen und verständig sein, wie sich's für einen fürstlichen Revisionsrath mit weißem Kopfe ziemt!“ Dann ergriff sie den schillernden Wurm mit den Fingern und legte ihn, wie ein Collier, um ihren knöchernen Hals, und die Schlange biß sich in den Schwanz und ihre Augen glänzten wie Rubinen.

„Komm nur erst herein, Dich zu wärmen, Balthasarchen“; 's ist kalt draußen, will Dir ein heißes Süppchen geben; hernach geh' dann zum Großpapa und zum Vetter Schildriem hinein, und grüß' sie von mir Beide, — hörst Du?!“

(Schluß folgt.)

## △ Ein Jubiläum.

(Fortsetzung.)

Bemerkenswerth ist die Lebensweise, welche der Kurfürst nach Granachs Bericht in seiner Hofst führte. „Wenn er Morgens aufgestanden, habe er bei einer

Digitized by Google

Stunde in seinem Gemach allein gebetet und in der Bibel oder in Luther's Schrift, sonst aber vielfaltig in vornehmen deutschen und französischen Historienbüchern gelesen, und nächst damit die Zeit vertrieben, daß er den Cranach hat allerhand Contrafacturen und Bilderwerk machen lassen." Darunter befand sich ein Porträt des berühmten Venediger Malers Tizian, den die reichen Augsburger hatten kommen lassen und ein treffliches, eigenhändiges Bildniß Cranach's, das jetzt in der Gallerie zu Florenz ist.

Bis wenige Jahre vor dieser verhängnißvollen Zeit hatte Cranach das Bürgermeisteramt, und zwar zweimal nach einander in der damals an Bewegung und Leben so reichen Universitätsstadt bekleidet, nachdem er schon seit 1519 Rathsmann und Kämmerer gewesen, ein Beweis, welches Ansehen und Vertrauen er unter der Bürgerschaft genoß. Und es war nicht blos seine durch seine Thätigkeit errungene Wohlhabenheit, sein künstlerischer Ruhm und die Liebenswürdigkeit seines Wesens, sondern auch, wo es galt, sein mannhaftes und energisches Auftreten, was ihm diese einflußreiche Stellung in der Stadt verschaffte. So hatte er schon 1520 in einem argen Studentenkrawall mit seinen bewaffneten „Gesellen" seinen Mann gestellt, namentlich zum Aerger der adeligen Studenten, welche nicht leiden wollten, daß er als Bürger Waffen führe und die sich herausnahmen, den fürstlichen Hofmaler zu duzen. — Daß aber unser Meister der Hauptfrage jener Zeit, der religiösen Bewegung, die ja in Wittenberg ihren Mittelpunkt hatte, gegenüber nicht gleichgültig bleiben konnte, ist erklärlich; schon in den Anfängen der Reformation war er mit seinem Kurfürst auf ihre Seite, und zugleich in sehr vertrauliche Beziehungen zu Luther, Melanchton und deren Freunde getreten. Nicht gering ist gewiß anzuschlagen, was er ihr in seiner Kunst, mit Pinsel und Griffel gedient, so daß man ihn wohl auch den Maler der Reformation genannt hat. Von Luther namentlich hat er eine ganze Reihe von Bildnissen uns hinterlassen, das erste bekannte, von ihm eigenhändig in Kupfer gestochen, vom Jahre 1520. Unter vielen andern ist besonders zu erwähnen ein Holzschnitt von 1522, worauf Cranach seinen Freund nach dessen Rückkehr von der Wartburg als Junker Jörg, ohne Kopfbedeckung, mit starkem Barte und Haupthaar darstellte, nach bewährtem Kennerurtheile das schönste von Cranach eigenhändig in Holz geschnittene Porträt, überhaupt einer der schönsten Holzschnitte, mit höchster Feinheit und Sicherheit gezeichnet und geschnitten. In Oel scheint Cranach Luther zum ersten Male 1525, in seinem Heirathsjahre, gemalt zu haben; auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet sich auch ein sehr niedliches kleines Doppelbild Luther's und seiner Ehefrau Kath. v. Bora, auf der Wartburg die von Cranach 1527 gemalten Bilder der Eltern Luther's, die von ausgezeichneter Schönheit sind. Seit 1532 erscheint das Bild Melanchton's, theils allein, theils mit Luther zusammen. Außer unzähligen Lutherporträts, die nach Cranach von seinen Söhnen und Schülern gemalt sind, ist endlich noch ein gutes Porträt Luthers von ihm selbst aus seinem Todesjahre 1546 vorhanden, „abconterfeit in seiner täglichen Hauskleidung", mit der Figur Melanchthon's im Priestergewande als Seitenstück. Luther im Sterbekleide wurde nicht von Cranach, sondern von einem seiner Schüler gemalt. Dagegen besitzt er von ihm selbst Bilder des Dr. Bugenhagen und des Justus Jonas.

So fleißig aber unser Meister als Zeichner und Maler reformatorischer Gestalten war, so fruchtbar bewies er sich in seiner frühern Periode im Dienste der alten kirchlichen Kunst. Sein ältestes bekanntes Gemälde aus dem Jahre 1504 ist die „Ruhe auf der Flucht nach Egypten", die sich durch ihre liebliche Schönheit einen ehrenvollen Platz unter den Kunstschätzen Roms (in der Gallerie Sciarro) erworben hat. Ein ähnliches Sujet behandeln zwei köstliche Holzschnitte, die heilige Familie in reicher und sinniger Umgebung darstellend. Gleich berühmt ist der aus dem Jahre 1509 stammende Holzschnitt: „Die Buße des heiligen Hieronymus" in anmuthiger Berg- und Waldlandschaft, neben ihm sein dankbarer Begleiter, der von ihm geheilte Löwe; desgleichen „der heilige Christoph", das Christuskind durch das Wasser tragend. Ferner ist besonders hervorzuheben „die Marter der 12 Apostel" und die „Passion Christi", letztere in 14 charakteristischen und naiv-derben Holzschnitten; „Jesus und die Samariterin am Brunnen", „der Christusknabe mit der Weltkugel".

(Fortsetzung folgt.)

## Die freiwillige Hilfsthätigkeit der Pfalz während der Jahre 1870 und 1871.

(Schluß.)

Zusammenstellung der in den Vereins-, Gemeinde- und Privatspitälern der Pfalz gewährten Verpflegung.

Bergzabern, Herzog Wolfgangs-Krankenhaus 1995 Verpflegungstage; verpflegt wurden 121 bayerische, 40 norddeutsche, 13 französische, im Ganzen 174 Truppenangehörige.

Bergzabern, prot. Kirche, Synagoge und Schulhaus 887 Verpflegungstage; verpflegt wurden 178 bayer., 108 norddt., 1 anderweitiger deutscher, 25 französische, im Ganzen 312 Truppenangehörige.

Klingenmünster, k. Kreisirrenanstalt 1104 Verpflegungstage; verpflegt wurden 131 bayer., 7 norddt., im Ganzen 138 Truppenangehörige.

Frankenthal, Kreisirrenanstalt 571 Verpflegungstage; verpflegt wurden 3 bayer., 43 norddt., 1 anderweitiger deutscher, 6 franz., im Ganzen 53 Truppenangehörige.

Kandel, Spital des dortigen Zweigvereines 2014 Verpflegungstage; verpflegt wurden 401 bayer., 7 norddt., 1 anderweitiger deutscher, im Ganzen 409 Truppenangehörige.

Homburg, Spitäler des dortigen Zweigvereins 5847 Verpflegungstage; verpflegt wurden 12 bayer., 448 norddt., 1 franz., im Ganzen 461 Truppenangehörige.

Landskuhl, Spital des dortigen Zweigvereines 1496 Verpflegungstage; verpflegt wurden 73 bayer., 65 norddt., im Ganzen 138 Truppenangehörige.

Mittelbrbach, Knappschaftsspital 1151 Verpflegungstage; verpflegt wurden 164 norddt., im Ganzen 164 Truppenangehörige.

Kaiserslautern, Spitäler der dortigen Vereinsorgane 17581 Verpflegungstage; verpflegt wurden 50 bayer., 934 norddt., 54 franz., im Ganzen 1038 Truppenangehörige.

Digitized by Google

Otterberg, Gemeindelazareth 632 Verpflegungstage; verpflegt wurden 43 nordb., im Ganzen 43 Truppenangehörige.

Obermoschel, prot. Hospital 430 Verpflegungstage; verpflegt wurden 2 nordb., im Ganzen 2 Truppenangehörige.

Rockenhausen, Spital des dortigen Zweigvereines 74 Verpflegungstage; verpflegt wurden 13 nordb., im Ganzen 13 Truppenangehörige.

Kusel, Gemeindespital 4334 Verpflegungstage; verpflegt wurden 364 nordb., im Ganzen 364 Truppenangehörige.

Landau, Spital des dortigen Zweigvereines 552 Verpflegungstage; verpflegt wurden 3 nordb., 1 franz., im Ganzen 4 Truppenangehörige.

Landau, Privatspital des Kaufmannes J. Morin 106 Verpflegungstage; verpflegt wurden 1 bayer., 2 nordb., im Ganzen 3 Truppenangehörige.

Landau, Privatspital des Dr. Wolfhügel 46 Verpflegungstage; verpflegt wurde 1 nordb., im Ganzen 1 Truppenangehöriger.

Landau, Privatspital des Herrn J. Neuert 85 Verpflegungstage; verpflegt wurde 1 nordb., im Ganzen 1 Truppenangehöriger.

Edenkoben, Spital des dortigen Zweigvereins 1528 Verpflegungstage; verpflegt wurden 30 bayer., 65 nordb., 17 anderweitige deutsche, 19 franz., im Ganzen 131 Truppenangehörige.

Edenkoben, Spital des dortigen Zweigvereins 1732 Verpflegungstage; verpflegt wurden 21 bayer., 78 nordb., 17 anderweitige deutsche, im Ganzen 116 Truppenangehörige.

Edesheim, Spital des dortigen Zweigvereins Edenkoben und des Hilfskomites Edesheim 4155 Verpflegungstage; verpflegt wurden 59 bayer., 98 nordb., 17 anderweitige deutsche, im Ganzen 174 Truppenangehörige.

Ludwigshöhe, Spital des Zweigvereines Edenkoben 6147 Verpflegungstage; verpflegt wurden 91 bayer., 190 nordb., im Ganzen 281 Truppenangehörige.

Neustadt a. H., Spitäler des dortigen Zweigvereines 5794 Verpflegungstage; verpflegt wurden 193 nordb., 26 franz., im Ganzen 219 Truppenangehörige.

Deidesheim, Bürgerhospital 3859 Verpflegungsstunden; verpflegt wurden 26 bayer., 83 nordb., im Ganzen 109 Truppenangehörige.

Dürkheim, Spital des dortigen Zweigvereins 3000 Verpflegungsstunden; verpflegt wurden 8 bayer., 263 nordb., im Ganzen 271 Truppenangehörige.

Hildebrandseck, Spital des Zweigvereins Deidesheim 2184 Verpflegungstage; verpflegt wurden 58 nordb., im Ganzen 58 Truppenangehörige.

Wachenheim, Spital des dortigen Zweigvereins 165 Verpflegstage; verpflegt wurden 39 nordb., im Ganzen 39 Truppenangehörige.

Pirmasens, Spital des dortigen Zweigvereins 1856 Verpflegungstage; verpflegt wurden 38 bayer., 45 nordb., im Ganzen 83 Truppenangehörige.

Dahn, Spital des dortigen Zweigvereins 331 Verpflegungstage; verpflegt wurden 3 bayer., 13 nordb., im Ganzen 16 Truppenangehörige.

Speyer, Kriegsspital der Stadt 11607 Verpflegungstage; verpflegt wurden 438 bayer., 377 nordb., 74 franz., im Ganzen 889 Truppenangehörige.

Speyer, Bürgerhospital 710 Verpflegungstage; verpflegt wurden 584 bayer., 4 nordb., im Ganzen 588 Truppenangehörige.

Ludwigshafen, Spital des dortigen Zweigvereins 2216 Verpflegungstage; verpflegt wurden 7 bayer., 45 nordb., 1 anderweitig deutscher, 1 franz., im Ganzen 54 Truppenangehörige.

Ludwigshafen, Spital des dortigen Zweigvereins 3959 Verpflegungstage; verpflegt wurden 35 bayer., 131 nordb., 12 anderweitige deutsche, im Ganzen 178 Truppenangehörige.

Ludwigshafen, Privatpflege 576 Verpflegungstage; verpflegt wurden 1 bayer., 11 nordb., im Ganzen 12 Truppenangehörige.

Mutterstadt, Spital des dortigen Hilfskomites 762 Verpflegungstage; verpflegt wurden 2 bayer., 25 nordb., 10 franz., im Ganzen 37 Truppenangehörige.

Oggersheim, Krankenhaus 389 Verpflegungstage; verpflegt wurden 9 nordb., im Ganzen 9 Truppenangehörige.

Schifferstadt, Lazareth 1200 Verpflegungstage; verpflegt wurden 10 bayer., 96 nordb., im Ganzen 106 Truppenangehörige.

Zweibrücken, Spital des dortigen Zweigvereins 2226 Verpflegungstage; verpflegt wurden 25 bayer., 89 nordb., im Ganzen 114 Truppenangehörige.

Zweibrücken, Spital des dortigen Zweigvereins 1997 Verpflegungstage; verpflegt wurden 167 bayer., 88 nordb., im Ganzen 255 Truppenangehörige.

Meisenheim, Spital des dortigen Zweigvereins 1692 Verpflegungstage; verpflegt wurden 24 nordb., im Ganzen 24 Truppenangehörige.

Bliekastel, Spital des dortigen Frauenvereins 2939 Verpflegungstage; verpflegt wurden 1 bayer., 201 nordb., im Ganzen 202 Truppenangehörige.

Enkheim, Spital des dortigen Zweigvereines 579 Verpflegungstage; verpflegt wurden 21 nordb., im Ganzen 21 Truppenangehörige.

Hornbach, Spital des dortigen Frauenvereins 116 Verpflegungstage; verpflegt wurden 114 nordb., im Ganzen 114 Truppenangehörige.

St. Ingbert, Spital des dortigen Zweigvereins 1408 Verpflegungstage; verpflegt wurden 8 bayer., 31 nordb., 1 franz., im Ganzen 40 Truppenangehörige.

St. Ingbert, Spital des dortigen Zweigvereins 672 Verpflegungstage; verpflegt wurden 12 bayer., 35 nordb., 4 franz., im Ganzen 51 Truppenangehörige.

St. Ingbert, Privatspital des Hüttenwerksbesitzers H. Krämer 1263 Verpflegungstage; verpflegt wurden 11 nordb., 4 franz., im Ganzen 15 Truppenangehörige.

St. Ingbert, Spital des dortigen Zweigvereins 4257 Verpflegungst; verpflegt wurden 3 bayer., 223 nordb., 15 franz., im Ganzen 241 Truppenangehörige.

St. Ingbert, Privatspital der Hüttenwerksbesitzer G. und O. Krämer 797 Verpflegungstage; verpflegt wurden 19 nordb., 10 franz., im Ganzen 29 Truppenangehörige.

## Miscellen.

Ein zeitgemäßer Vorschlag. Nach den Gesetzen des nordamerikanischen Staates Ohio kann eine Frau den Wirth, der ihrem Manne zu viel oder, wenn dieser ein Trunkenbold ist, überhaupt zu trinken gibt, auf Schadenersatz verklagen. Das „Albany Evening Journal" meldete dieser Tage, daß eine Frau sechs Wirthe zu gleicher Zeit jeden auf 10,000 Doll. Schadenersatz verklagt hat, und ist vollkommen damit einverstanden, daß die Wirthe die Frau schadlos halten müssen für den Schmerz, den sie ihr bereitet. „Wie wäre es", fragt nun ein anderes Blatt, „wenn man durch Gesetze auch die Putzmacherinnen und die Modewaaren-Händler haftbar machen würde für den Schmerz, den sie so vielen Männern bereiten?"

Die Kaspische Weide als bestes Bindungsmittel für Sandboden wird, nächst dem Buffalograss, von dem „Landwirthschaftlichen Centralblatt für Deutschland" sehr empfohlen, da sie nicht bloß den Vorzug habe, bei verhältnißmäßig wenig Arbeit den Boden zu festigen, sondern auch durch ihre jährlichen, 6 bis 8 Fuß langen Triebe ein ganz vorzügliches Bindematerial zu liefern, das in den Holzschlägen zum Reisiggebinden 2c. sehr geschätzt werde.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 136. Speyer, Donnerstag, den 16. November 1872.


## Sonett.

Von Julius Schanz.

Sie schied, und nicht allein ist sie geschieden!
Es zog ja meines Glückes einz'ger Hort,
Es zog die Liebe selber mit ihr fort
Und mit der Liebe meiner Seele Frieden.

Nur eine Stunde war sie mir beschieden,
Mein Blüthenreichthum all, — er ist verdorrt,
Verklungen der Verheißung gold'nes Wort,
Daß mich ein Lenz erwarte noch hienieden.

Und wieder wandl' ich wie vordem allein
Des Nachts die stillen Gassen auf und nieder,
Verzehrend mich in ruheloser Pein.

Kein Trost verblieb, kaum noch der Trost der Lieder —
Ein schmerzlich banger Seufzer nur ist mein,
Der schmachtend fleht: Geliebte, komme wieder.

## Das unheimliche Zimmer.

Eine Sylvester-Spuk-Geschichte

von **Richard Schmidt-Cabanis.**

(Schluß.)

Wieder lichterte die Muhme und wieder schallte das Echo, die Köpfe verdrehten die Augen und die Schlange wand sich fester um den Hals der Alten und zischte. Thurneyßer riß sich erbost von Gertruds Hand, welche die seinige ergriffen hatte, los und schrie: „Nein und tausendmal nein; ich will nichts von Ihrem Sudelgebräu; geh' Sie zum Satan damit." Er nahm die Lampe vom Wandgesims und eilte den Corridor entlang, hinter ihm aber schallte die kreischende Stimme der Alten in höllischem Gelächter. Durch dunkle Gänge schritt Thurneyßer, manche Stufe hinauf und hinab, bis er endlich an der verhängnißvollen Pforte stand; der Schlüssel steckte im Schloß und mit vor Aufregung zitternder Hand drehte ihn der Revisionsrath herum. Geräuschlos drehte sich die Thür in den Angeln, aber durch die geöffnete fuhr ein eisiger Zugwind heraus, so daß die Lampe in Thurneyßers Hand erlosch. Trotzdem herrschte nicht völlige Dunkelheit auf dem Gange, denn aus dem unheimlichen Gemach drang ein trüber Schimmer, den eine von der Decke desselben herabhängende Ampel verbreitete.

Auf den Fußspitzen schlich Thurneyßer hinein und stand einen Augenblick erstarrt: an dem mächtigen, eichenen Tisch saßen sein Großvater, und der Vetter Schildriem (die er aus Muhme Gertrauds getreuer Beschreibung wohl wieder erkannte) tief über das Schachbrett gebeugt, dessen Figuren schimmerten und flammten wie glühend Gold. Trotz des Schauders, der ihn Anfangs ergriffen, zog die Neugier den Revisionsrath doch näher zum Tisch, und bald berührte er mit seiner Hand die Lehne des schwarzen Ledersessels, darin der Großvater'ruhte. Hin und wieder rückten die dürren, knochigen Finger die Schachfiguren, keiner der Spieler gab sich eine Blöße; jede Finte des Gegners ward geistvoll parirt, bis endlich der Professor nach einem meisterlichen Zuge dem Vetter Schildriem mit hohler Stimme das entscheidende: Schach dem König! zurief. Ueber des Vetters Antlitz zuckte es in dämonischer Wuth; er rückt den gefährdeten König zwei — drei Felder zurück. Schon hatte der Professor eine Figur berührt, um weiter zu spielen, da konnte der Revisionsrath sich nicht mehr mäßigen. „Oho", rief er, „hochgelahrter Herr Professor und Großpapa! Habt Ihr denn den erzpfiffigen Fehler nicht bemerkt? Springt etwa der „König" wie eine Geiß über Stein und Stock, und geht er nicht vielmehr stolz, langsam, Feld auf Feld und Schritt vor Schritt, wie es seiner Majestät geziemt?!"

Kaum hatte Thurneyßer voreilig diese Worte über seine Lippen gebracht, als der alte Professor mit einem tiefen-Seufzer todt in seinen Stuhl zusammensank. Der Vetter Schildriem aber sprang auf und rief mit Donnerstimme: „Hei — mein Bürschchen, hast Du nicht schweigen gelernt? Sitzt Dir die Zunge so lose? Und will das Ei klüger sein als die Henne? So nimm nun den Lohn für Deinen Vorwitz!" — und damit stürzte er auf den Revisionsrath zu. Dieser aber retirirte hinter den Tisch, schlug mit der Faust darauf und schrie: „Hebe Dich weg, Satanas, und rühr' mich nicht an! Recht muß doch Recht bleiben! Ich bin hier in meinem Erb' und Eigenthum; Du aber, vermaledeiter Halsumdreher, bist schon vor mehr als 30 Jahren begraben worden, und wenn mir's nicht der Leute wegen wäre und weil's nachtschlafende Zeit ist, so holt' ich die Schaarwache und ließe Dich vier Wochen bei Wasser und Brod einsperren wegen Hausrechtsverletzung!"

Da erhub der Vetter Schildriem eine gellende

Digitized by Google

Lache — seine Züge verzerrten sich zu einer Teufelsfratze — die Augen rollten — Fledermausflügel entwuchsen seinen Schultern — die Finger wurden zu scharfen Tigerkrallen, die er in die Brust des zitternden Revisionsrathes einzuschlagen drohte. Dieser aber raffte seine letzten Kräfte zusammen, stürzte fort in wahnsinniger Flucht — fort durch Straßen und Gassen — über Plätze und Höfe; immer näher kommt ihm der böse Geist auf die Fersen — immer glühender haucht dessen Feuerodem ihm um Hals und Genick — schon fühlt er die eisernen Fänge des Ungethüms in sein Fleisch dringen, da gelingt es ihm noch einmal, sich loszureißen — mit einem mächtigen Satz schwingt er sich auf das Steingeländer der Weichselbrücke und im nächsten Augenblicke stürzt der Revisionsrath Thurneyßer — — — aus seines Großvaters, des Herrn Professors, schwarz überzogenem Lederſessel etwas unsanft zu Boden.

Sehr verwundert starrte der alte Herr vor sich hin, rieb sich einmal übers andermal die Augen und kniff sich ins Ohrläppchen, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume. Dann trat die Haushälterin, Frau Barbara Steidel, fast athemlos ins Zimmer.

„Nun sagen Sie mir nur, Steideln, was ich eigentlich hier mache?“ fragte, immer noch am Boden, Thurneyßer mit sehr rauher Stimme.

„Ach, Gott sei Lob und Dank, daß der Herr Revisionsrath nur wieder ein vernünftiges Wort hervorbringen! Denn wie Sie hier vor einer Stunde in's Haus gekommen sind, das war ein recht jammervoller und erbärmlicher Zustand; der Herr Revisionsrath haben mich eine verstorbene Muhme Gertraud geheißen, und wie ich Ihnen die Abendsuppe kochen wollte, haben Sie von „Sudelbrei“ gesprochen und mit aller Gewalt hier in die alte Rumpelkammer gewollt. Hernach, als ich den Herrn Rath nun glücklich hierher in den Lehnstuhl gebracht — denn allein konnten Sie nicht gehen und nicht stehen — da gingen die läſterlichen Reden und der Scandal erst recht los, und mit dem leibhaftigen Teufel — Gott verzeih' mir die Sünde! — standen der Herr Revisionsrath auf Du und Du, und ich alte Person habe eine Angſt ausgestanden, die ich keinem Hund gönne, bis es dann aus Schlagen ging, immer mit der Faust auf den Tisch; da bin ich zum Herrn Doctor gelaufen in meiner Verzweiflung, denn nun dachte ich, es wäre Mathäi am letzten mit dem Revisionsrath — und da ist der Herr Doctor schon!“ —

„Thurneyßer! Thurneyßer!“ sagte der Doctor Fleck kopfschüttelnd, nachdem er den Puls des Revisionsrathes gefühlt und sich die Zunge hatte zeigen lassen, „wo hast Du denn diesen Orang-Utang her?“

„Aus dem Rathskeller!“ murmelte Thurneyßer zerknirscht.

„Und ganz allein?“

„Ganz allein!“

„Also ein stiller Affe? Hm — hm, hm! Das macht aber nur die leidige Ungewöhnheit! Von morgen ab wirst Du Dich mindestens zweimal wöchentlich zu einem Strafschoppen in unserm Tugendbunde einfinden, damit Du wieder unter Menſchen kommſt, alte Hausunke! Willſt Du?“

„Hm —“ seufzte der Revisionsrath und rieb sich den Kopf.

„Kopfschmerzen? Ja, ja, das macht das „gaſſaten“ in allen Tagen! — Steideln“, rief der dicke Fleck, zur Thür gehend, „holen Sie dem alten Herrn ein paar Bouteillen Sodawasser aus dem Keller!“

„Sodawasser? Ja ist er denn nicht —?“ fragte die Wirthschafterin leiſe, mit einer sehr bezeichnenden Bewegung nach der Stirne.

Der Doctor lachte hell auf. „So wenig als Sie die verstorbene Muhme Gertrud, alte Donna! Er hat die Kopfkolik.“

Damit ging er ins Zimmer zum Revisionsrath zurück, reichte ihm die Hand und sagte aufhorchend: „Auf ein fröhliches neues Jahr, Thurneyßer, eben schlägt's Mitternacht!“

„Mitternacht, — schon Mitternacht?!“ stöhnte dieser, „und ich noch nicht im Bette?“

„Wird Dir im Tugendbund wohl noch öfter passiren!“ meinte Fleck.

„Nein, für diesen Fall müßte ich denn doch —“

„Ruhig!“ commandirte der Doctor, „keinen Mucks! Jetzt marsch ins Nest und morgen Abend punkt acht Uhr im Rathskeller!“

„Aber, was wird denn die Stei — —“

„Soll ich etwa Deinen Sylvester-Affen morgen durch die ganze Stadt die Runde machen lassen?“

„Ach Gott, nein!“ jammerte der Greis, „ich will kommen.“

„Nun gut, und nochmals: frohes Neujahr, alter Junge!“

— — — — — — — — — — — —

„Der Doctor sah ja so curios aus und lachte in einem weg, als ich ihm die Treppe Hinableuchtete; und dann sprach er von einem großen Affen; ich habe mich überall umgesehen, aber ich konnte nirgend keinen Affen finden!“ meinte die Haushälterin, Frau Barbara Steidel.

„Wo haben Sie denn den Herrn Doctor hergeholt?“ fragte der Revisionsrath, ein Glas Selterswasser hinabstürzend.

„Von einer großen Punschbowle weg; 's waren noch ein paar Herren bei ihm und sie sahen Alle sehr roth aus!“

„Na, sehen Sie, da wird wohl der Doctor betrunken gewesen sein.“

„Betrunken? — so ein alter Herr?“ schauderte Frau Steidel. „Der sollte sich doch schämen!“

„Ja, so sind manche alte Leute heut zu Tage“, sagte der Revisionsrath und schauderte ebenfalls. „Aber sie haben nun einen Tugendbund gegründet im Rathskeller — im Rathhaussaal; da kommen sie wöchentlich zweimal zusammen und wollen sich bes — — bessern. Was meinen Sie, Steideln, wenn ich da auch —“

„Einen Tugendbund? das ist schön! Und wenn der Herr Revisionsrath da eintreten wollten, das wäre gewiß sehr lobenswerth — denn der Herr Re-

Digitized by Google

visionsrath haben in Ihrer Kopfpolyp heut so viel vom Teufel — Gott verzeih' mir die Sünde — gesprochen — —!"

„Na ja, Steideln; wenn Sie meinen, dann werd' ich von Morgen an Mitglied im Tugendbund werden."

„Gratulire dem Herrn Revisionsrath dazu — wünsche eine wohlschlafende Nacht und überhaupt ein recht gesundes, frommes, neues Jahr!"

„Prost Neujahr, Steideln!"

(Zante's Volkskalender.)

## Pflanzenwanderungen.

Beobachten wir die spontane Pflanzendecke, die sich allenthalben über das Land breitet, so wird sie uns ihrem allgemeinen Charakter nach im Laufe der Jahre so ziemlich unverändert erscheinen. Unterziehen wir aber einzelne Strecken einer näheren Betrachtung, dann sehen wir nicht selten bestimmte Gewächse mit oft überraschender Schnelle von ihren Stätten schwinden, dagegen andere, letzteren bisher fremde ebenso schnell auftreten und sich ausbreiten. Es ist eben der selbstsüchtige Kampf der Racen um das Dasein, in welchem auch die Pflanzen sich gegenseitig den nährenden Boden und Licht und Luft streitig machen und einander zu verdrängen trachten. So die Racen, aber innerhalb derselben selbst die einzelnen Individuen. Warum sollte nicht auch die Existenz der Pflanzen gerade so von einem Selbsterhaltungs- und Vermehrungstriebe abhängig sein, wie jene der in ihrer organischen Entwicklung höher stehenden Gebilde? Freilich äußert sich derselbe bei den Pflanzen minder augenfällig als bei den Thieren, weil sie allen ihren Eigenthümlichkeiten nach auf eine gewisse Passivität angewiesen sind. Dieser zufolge müssen sie auch beinahe widerstandslos das Schicksal an sich herantreten lassen und können nur dort streitend eingreifen, wo sie durch günstige Zufälle eine Unterstützung finden; mögen solche elementare sein oder durch die Thätigkeit Dessen, was da lebt, herbeigeführt werden.

Die Lichtung eines Waldes bietet uns stets das Bild eines lebhaften Pflanzenkampfes. Kaum ist die sonnige Blöße geschaffen, so wird sie auch schon von mancherlei annuellen Gewächsen, welche vordem die Stätte mieden, bevölkert. Der Botaniker kennt gar viele solcher Pflanzenformen, die er ausschließlich in frischen Waldschlägen sucht und findet. Woher sie kamen, wer weiß es? Vielleicht lag der Same jahrelang in der schützenden Erde und hat nun den ihm günstigen Zeitpunkt wahrgenommen, seinen Keim zu wecken, oder er wurde durch die Strömungen der Luft oder durch Vögel und anderes Gethier aus der Ferne herbeigetragen. Aber sind sie einmal da, die neuen Genossen, so mehren sie sich zusehends und bieten immer charakteristische, oft überraschende Vegetations-Erscheinungen. So wurde vor mehreren Jahren im Pögnitzthale eine bergige Waldparzelle ausgehauen, und plötzlich erschienen an dieser Stelle Myriaden von dem so treuherzig blickenden „Vergißmeinnicht" (Myosotis), die bald den ganzen Abhang wie mit einem blauen Teppich deckten. Ein ähnlicher Fall wurde vor nicht langer Zeit in Nassau beobachtet, wo im Gemeindewalde des Dorfes Winkels ein bei 30 Jahre alter Buchenwald gefällt worden war. Im nächsten Frühlinge tauchten auf einer wohl 27 Quadratruthen umfassenden Fläche dieses neuen Schlages zahllose kleine Kartoffelpflanzen auf, theils wesendicht gedrängt stehend, theils in größere oder kleinere Gruppen vertheilt. Aus Setzlingen sind die Pflänzchen nicht entstanden, denn nirgends wurde ein alter Knollen gefunden; auch zeigte der Boden keine Spur einer einzigen Auflockerung durch die Hacke; im Gegentheil erschien derselbe allenthalben von einem dichten Wurzelgeflecht durchflizt. Die sonderbare Saat konnte daher nur aus Samen hervorgegangen sein, aber wie derselbe in solchen Massen und wann er in den Boden kam, blieb ein Räthsel. Will man annehmen, daß der Same mancher Gewächse, jahrzehntelang in der Erde liegend, seine Keimkraft bewahren könne, dann würde jene Pflanzen-Invasion erklärbar sein, welche sich vor Jahren bei Friedland in Schlesien bemerkbar machte. In der Nähe dieser Stadt lag einst das Dorf Wendorf. Seit dem dreißigjährigen Kriege ist es völlig verschwunden, und zu Anfang dieses Jahrhunderts bedeckte ein Eichenwald seine Marken. Im Jahre 1805 wurden in der Mitte desselben die Bäume gefällt und die entstandene Lücke wurde mit Buchweizen besäet. Doch nur eine geringe Menge der Frucht gelangte zu Tage, dagegen erschien die ganze Fläche mit Ackersenf (Sinapis arvensis) dicht überwuchert; einem wohl häufigen Unkraut der Felder, das aber die Wälder flieht. Da der gesäete Buchweizen vollkommen rein gewesen, so konnte der Ackersenf nur von den einstigen Wendorfer Culturen herstammen, und wenn wirklich, so mußte sein Same bei 150 Jahren im Boden geruht haben. Welche Mühen des Lebens übrigens manche Samen überdauern müssen, bis sie ihren Keim seiner Bestimmung entgegenzuführen die Gelegenheit finden, dieß konnte man in Wien im Jahre 1859 wahrnehmen. Ein Jahr früher wurde der Donaucanal ausgebaggert und der aufgebrachte Schotter an seinem linken Ufer im Prater abgelagert. Im folgenden Frühlinge sprossten auf dem steinigen Beete zahlreiche Pflänzchen der Karmesbeere, die bald zur Blüthe gelangten und sogar Früchte trugen. Diese Pflanze (Phytolacca decandra) stammt aus Virginien und wird in den Weindistricten Niederösterreichs ihrer Beeren wegen, welche von einem rothen Safte erfüllt sind, häufig gezogen, als Mittel zur Färbung des Weines. Unzweifelhaft wurden die Samen auf dem Wasser herabgetrieben und im Schotter des Flusses begraben, bis sie nach langen Zeiten des Schlummers durch die Baggermaschine wieder zu Tage gefördert, ihren Lebenscyklus vollenden konnten.

(Schluß folgt.)

## Miscellen.

**Bierkrawall in Würzburg.** Vor dem unterfränkischen Schwurgerichte begann am 7. die Verhandlung gegen 5 Taglöhner und Soldaten, die wegen ihrer Betheiligung am

Digitized by Google

Würzburger Bierkrawall vom 1. Mai l. J. des Verbrechens wider die öffentliche Ordnung angeklagt waren. Im Frühjahre haben sich mehrere Brauer Würzburgs veranlaßt, den Preis für das Sommerbier von 7 auf 8 kr. zu erhöhen. Diese Erhöhung rief unter dem Militär und der arbeitenden Classe eine sehr gereizte Stimmung gegen die Brauer hervor, in Folge wovon das Gerücht ausging, erstere würden ihrer Erregung durch Bierkrawalle Luft machen. Dieses Gerücht war denn auch kein unbegründetes. Drt und Zeit der stattgefundenen Tumulte scheinen schon vorher genau bestimmt und das Ganze wohl organisirt gewesen zu sein, wie sich daraus ergibt, daß der Artillerist G. Brand den für den Abend drohenden Exzeß förmlich ansagen konnte. Dieser war nämlich am 1. Mai Nachmittags im Bauch'schen Bierkeller, mußte hier das Bier mit 8 kr. bezahlen, äußerte darüber seinen Unmuth und sagte die Drohung bei: „Nun, wir kommen heute Abend, und da werdet ihr schon sehen, was es gibt.“ An diesem Abend gegen 8 Uhr erschienen in der That ungefähr 100 Soldaten, meistens dem Artillerie-Regimente angehörig, zuerst in der Höhn'schen Brauerei, und als hier das Bier 7 kr. kostete, verließen sie diese Wirthschaft, ohne irgend welche Gewaltthat verübt zu haben. Von dort aus zogen sie schreiend und singend durch verschiedene Straßen der Stadt über die Brücke in die Gabler'sche Brauerei. Hiebei kamen sie an der Wirthschaft „Bierfritz“ vorüber, dem sie ebenfalls ihren Besuch, für den Fall, daß er den Bierpreis nicht herabsetzen würde, mit den Worten ansagten: „Bierfritz, reiß deinen Achter herunter, sonst kommen wir auch zu dir.“ In der Gabler'schen Brauerei kostete das Bier 7 kr., weßhalb die Rotte, nachdem sie sich hievon überzeugt hatte, wieder abzog, ohne auch hier irgend welche Beschädigung zugefügt zu haben, doch unterließen Mehrere, das genossene Bier zu bezahlen, und mit ihnen waren auch verschiedene Maßkrüge und Gläser verschwunden. Nunmehr aber ging es in den in der Nähe des Zellerthordurchbruches gelegenen Bauch'schen Bierkeller. Unter Vorantritt von 5—8 Artilleristen drang die Schaar durch die westliche Eingangsthür, gegen die Nordthür, in den Garten. Ein Soldat des 2. Artillerie-Regiments, der später als L. Petzinger von Pirmasens ermittelt wurde, trat zunächst an die Schenke und rief mit barschem Tone: „Da sind wir, da kostet das Bier 8 kr.!“, und hiermit war das Signal zum Beginne der Gewaltthätigkeiten gegeben. Die Tumultuanten außerhalb des Kellers warfen und stießen die Fenster ein, die in der Schenkhalle befindlichen Akten, das Mobilar schlugen sie in Trümmer. Von der Schenkhalle aus war ein Theil der Excedenten in die Gebäulichkeiten gestürmt und verübte hier dieselben Gewaltthätigkeiten, wobei nichts verschont blieb. Der die Schenkhalle von der Faßhalle trennende Bretterzaun wurde niedergerissen und demolirt, das Thor der Faßhalle eingebrochen und die Fenster oberhalb der Einfahrtshalle eingeworfen. Das Zerstörungswerk im Bauch'schen Garten konnte ungefähr eine Stunde. Kaum konte aus der Mitte der Tumultuanten das Commandowort: „Angetreten“, und sofort versammelten sich die zerstreuten Excedenten und ordneten sich in geschlossenen Reihen. Noch bevor jedoch diesem Commando allseitig Folge geleistet war, hatten sich mehrere Artillerie-Patrouillen unter Anführung von Adjutant Engel eingefunden, die den Platz säuberten und Verhaftungen vornahmen. Dies gelang ihnen jedoch nur schwer, denn wie schon vorher mehrere Unteroffiziere, welche zur Ruhe und Ordnung gemahnt und die Soldaten zum Verlassen des Platzes aufgefordert hatten, gefährlich bedroht worden waren, so richtete sich jetzt die Wuth der noch zurückgebliebenen Menge hauptsächlich gegen Engel und die von ihm commandirten Unteroffiziere. Sie wurden zurückgedrängt, und es kostete ihnen Mühe, Gewaltthätigkeiten von sich abzuwenden und sich frei zu machen. Der angerichtete Schaden entziffert einschließlich der entwendeten Gegenstände und der abhanden gekommenen Kasse mit circa 40 fl. insgesammt 498 fl. Das Urtheil lautete für einen der Angeklagten auf 1½ Jahre Gefängniß unter Abrechnung von 6 Monaten Untersuchungshaft, für einen andern auf 1 Jahr Gefängniß. (Würzb. Korr.)

(Drohende Kahlköpfigkeit bei den Frauen.) Dr. Edgeworth in London hat kürzlich nachgewiesen, daß das Tragen von Chignons, wenn es mehrere Jahre fortgesetzt werde, sicher auch Kahlköpfigkeit zur Folge habe. Die Gregarinen, kleine Thierchen, die für das Auge unsichtbar, sich oft zu Millionen auf einem einzigen Chignon befinden, greifen bald auch lebende Haare an und entziehen denselben alle Kraft, so daß sie ausfallen müssen. Dr. Edgeworth ist der Meinung, daß man in fünf Jahren nicht genug falsches Haar in Europa haben wird, um die allgemeine Nachfrage nach Perrücken zu befriedigen, die unter dem Frauengeschlechte entstehen wird.

(Schwindel.) In letzter Zeit tauchte in vielen deutschen und österreichischen Zeitungen eine Bekanntmachung auf, in welcher der schon wegen Betruges mit Juchthaus bestrafte Handelscommis Kut. Kurpaus in Dresden Geldeinlagen zu einem von ihm angeblich in's Leben gerufenen Unternehmen sucht und dieselben mit jährlich 600 Percent zu verzinsen versprach. Auch erlieh er Annoncen folgenden Inhaltes: „Gegen Einsendung eines Thalers, beziehungsweise 2 fl., wird ein einträglicher Nebenerwerb bei geringen Mitteln, passend für Männer und Frauen aller Stände nachgewiesen.“ Denjenigen welche sich für das angeblich in's Leben gerufene Unternehmen interessirten, spiegelte er vor, daß er ein großes kaufmännisches Werk, bestehend in Selbstunterrichts-Briefen, herausgebe, bei dem sich schon Viele betheiligt hätten und das bedeutenden Gewinn abwerfe. Solche aber, die sich wegen des einträglichen Nebenerwerbes an ihn wendeten und 1 Thaler oder 2 fl. einsendeten, verwies er auf das bezüglich der Nahrung weit leichtere Zucht der Riesins-Seidenraupe im Gegentheile zu der weit schwereren Zucht der Maulbeerseidenraupe. Er empfahl dabei einfach ein bereits im Jahr 1858 bei Wigand in Berlin erschienenes Buch. Außerdem empfahl sich der Schwindler noch mit einem Lotto, zu Heirathsvermittlungen ꝛc. Daß diese Speculation auf die leichtgläubigkeit des Publikums noch immer glückt, beweisen die jährlich ermittelten Fälle, wo Personen Geld einsendeten. Betreffs der Seidenraupenzucht erhielt er von 77 Personen 17 Thaler und 115 fl. Betreffs der Theilnahme an dem in Aussicht gestellten Unternehmen liefen Briefe aus Wien, Pesth, Berlin, München, Tirol, ja selbst aus dem Elsaß und Lothringen mit Einlagen von 6 bis 50 fl. und 4 bis 30 Thalern ein. Dem Schwindler wurde auf eine Zeit von drei Jahrenerk gelegt und er zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt.

## Homonyme.

Mein Nachbar hatte weder Weib noch Kinder,
Auch keinen Mops, kein Vögelein, keine Katz;
Doch liebte er das Räthselwort nicht minder
Als seines leeren Herzens ein'gen Schatz.
Er wartete ihn vor Glut und rauhen Norden
Trug bald in's Zimmer ihn, bald vor das Haus.
Doch als derselbe groß und breit geworden,
Da regte mancher Trieb sich, er schlug aus.
Der Nacht er starb, da stand im Testamente,
Daß man zum Grabschmuck selbst das Wort verwende.

Es hat die Nacht den klaren Himmelsbogen
Verwandelt in ein schwarzes Wolfennetz,
Und schnaubend kommt der Sturm einhergezogen,
Indeß ein sehnend Herz die Wache hält,
Und aus dem Herzen tönen angstgeboren
Zwei Worte weithin über's dunkle Meer: —
Nur Eines, das die Arme sich erkoren,
Trägt zu dem Strand die tück'sche Welle her,
Des Andern Echo brach sich an den Klippen,
Als sterbend es entschwebt den schönsten Lippen.

### Auflösung des Anagramms in Nr. 131

Amfet — Selma.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

**Nro. 137.** **Speyer, Samstag, den 16. November** **1872.**


## Chambre Garnie. *)

Novelle von **F. Junghans.**

Ein trüber Herbsttag dämmerte dem Abend zu; tiefgehende Wolken waren von frühe an rastlos über die Stadt hingefahren, und der Wind hatte die Blätter von den schwarzborkigen berstaubten Lindenbäumen der Promenade stoßweise einhergewirbelt in einem Tanze, der von Lustigkeit nichts an sich trug. Im letzten Hause einer stillen Straße, einer jener Straßen, welche früher zu den besten der Stadt gehörten, von denen aber der Strom des Verkehrs nach und nach abgedämmt worden ist, so daß sie an trockene Flußbetten gemahnen, einer Straße trübselig und unschön, mit Häusern, an denen das Holz der Fensterbekleidungen dunkel von Zeit und Wetter geworden ist, und die Stuktzierrathen und die Tünche sich abbröckeln — im letzten Hause einer solchen stand jetzt, da es stark zu dämmern begann, eine ältliche Frau von dem niedrigen Stuhle am Ofen auf, wo sie lange vor sich hinstarrend gesessen hatte, und schickte sich an, Licht zu machen. Als das Feuerzeug einigemal versagte, entfuhr ihr ein tiefer Seufzer des Ueberdrusses; es war, als werde ihr die Last des Lebens in diesem Augenblicke und in diesem Falle ganz besonders fühlbar.

Die Lampe brannte endlich und erhellte ein kleines, ziemlich ärmliches Zimmer. Die Bewohnerin desselben hatte sich an den Tisch gesetzt und eine Arbeit zur Hand genommen, mit einem Ausdruck von Dumpfheit und Trübsinn auf dem Gesicht, der dort der gewöhnliche zu sein schien; da wurden Schritte auf der Treppe hörbar, die Thüre öffnete sich, ohne daß die Frau den Kopf gewandt hätte, und ein schlankes hochgewachsenes Mädchen trat herein.

Nach einem „guten Abend, Mutter", welches kaum hörbar und mürrisch erwidert wurde, nahm sie ruhig, als sei sie solchen Empfang gewohnt, Hut und Mantel ab und setzte sich der Frau gegenüber. Ihre stattliche Höhe und edle Tournure hätten die Gestalt gar anmuthig erscheinen lassen ohne eine gewisse Schlafftheit, welche in ihrem Gange und ihrer ganzen Haltung lag; auch waren die wohlgeformten Hände viel zu mager und die grauen Augen zu matt; sogar dem reichen blonden Haar fehlte der Glanz der Gesundheit und Jugend. „Hier ist das Geld, Mutter", sagte sie jetzt, indem sie einiges Silber auf den Tisch legte.

Die Frau schien dasselbe nicht zu beachten; sie blieb hartnäckig über ihre Arbeit gebeugt, als aber das Mädchen, welches scheu beobachtend nach ihr hingesehen hatte, das Geld rasch zusammenschob, streckte sie die Hand aus und legte sie darauf. „Wie viel ist es?" — sie zählte. „Was, wieder zu wenig?" fuhr sie zornig in die Höhe; „was bedeutet das?"

Christine erwiderte, das sei der höchste Preis, den sie erhalten könne. Das Geld war die Bezahlung einer Handarbeit, wie sie das Mädchen für einen Kaufmann in der Stadt zu liefern pflegte, und die Mutter brach jetzt in einen Strom von Verwünschungen gegen diesen Mann aus, um bald darauf in erbitterte Klagen über ihre Armuth, die Schlechtigkeit der Welt und die Gleichgiltigkeit ihrer Tochter überzugehen. Es zuckte wie Ungeduld über das bis dahin ruhige Gesicht des Mädchens, als sie endlich ausrief:

„Und Du hast wieder etwas mitgebracht? Du willst immerfort halb umsonst für ihn arbeiten, ihn reich machen helfen, während wir am Hungertuche nagen! — Ich leide es nicht länger! Augenblicklich bringe ihm das Zeug wieder! Oder nein — heute Abend nicht mehr; Du kannst jetzt etwas Besseres thun. — Es ist morgen immer noch Zeit", setzte sie einlenkend und im leisen Bewußtsein der Unausführbarkeit ihrer Anordnung hinzu. „Morgen in aller Frühe — hörst Du?"

Christine hörte. Nach einer Weile fing sie an, von anderen Dingen zu reden, wie es draußen schon herbstlich sei und wie leer die Straßen, und wie sie gewöhnlich ihren Weg am Kanal herumehme, weil sie das Wasser so gern habe. Dabei hatte sie ihr Packet geöffnet und die Stickerei, die Perlen und die bunte Seide herausgenommen. „Sieh' Mutter, ein hübsches Muster und nicht sehr mühsam. Ich muß das eine natürlich noch arbeiten; nach und nach und nach und besonders, wenn ich erst mehr Aufträge zu Zeichnungen erhalte, gedenke ich von G... loszukommen."

Damit war die Sache erledigt; die Mutter gab mit den Worten: „Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen", ihre Position auf, wie immer, denn sie war so schwach wie heftig. Nach einer Weile, während Christine schweigend und emsig ihre Farben geordnet, sich Alles zurecht gelegt und in einer ge-

*) Aus dem „Salon".

Digitized by Google

wissen methodischen Art angefangen hatte, zu arbeiten, sagte die Frau in dem mürrischen Tone, welchem sie treu blieb, auch wenn sie etwas Gleichgiltiges oder Günstiges mitzutheilen hatte: „Es ist vorhin ein Herr dagewesen, um die Zimmer drüben anzusehen; sie schienen ihm recht zu sein, er wird wahrscheinlich bei uns miethen."

„Wie Mutter?" Das ist ja ein Glück", meinte Christine mit einiger Lebhaftigkeit. „Wann kommt er wieder?"

„Morgen früh, dann kannst Du mit ihm reden."

„Gut. Was ist es für ein Mensch?"

„Ein Studirter; groß, schwarz. Er sieht fein aus."

Mutter und Tochter, denen in ihrem kümmerlichen Leben durch einen Miethsmann, welchen sie lange vergebens erwartet hatten, eine große Sorge abgenommen wurde, machten ihre wirthschaftlichen Pläne mit Rücksicht darauf und die Gespräche in der kleinen Stube hatten an jenem Abend eine weit lebhaftere Färbung als gewöhnlich; ja, Christine wurde förmlich heiter. Wie aber am nächsten Morgen Stunde um Stunde verging, ohne daß der Herr von gestern sich einstellte, um das eingeleitete Geschäft abzuschließen, da schlug diese Stimmung rasch in ihr Gegentheil um, und Frau Werner verfehlte nicht, ihre Tochter mit grimmiger Genugthuung darauf aufmerksam zu machen, wie sie sich nur einmal über etwas zu freuen brauchten, um sofort damit ein Mißlingen heraufzubeschwören.

---

Derjenige, welcher, ohne es zu ahnen, der Wittwe für eine solche pessimistische Anschauung diesmal den Beleg lieferte, schlenderte am Spätnachmittage eben jenes Tages mit einem andern jungen Mann die herbstliche Promenade entlang; es wurde von diesem und jenem geplaudert, bis der Letztere plötzlich zu seinem etwas einsilbigen Gefährten sagte: „Ich merke, Walther, die Geschichte ist Dir doch nicht einerlei, obgleich Du mit großer Bravour den Gleichgiltigen spielst; und in Teufels Namen, wer kann es Dir auch verdenken!"

„Ich muß Dich ersuchen, Dich etwas deutlicher auszudrücken, Freund. Was ist mir nicht einerlei und warum kann man es mir nicht verdenken?"

Der Andere zuckte ungeduldig mit den Schultern. „Welche Commödie! Nun denn, so deutlich, wie Du es wünschen kannst: meiner bescheidenen Ansicht nach, die sich auf freundschaftliche Beobachtung stützt, bist Du von der Verlobung der schönen Amelie, die seit einigen Tagen publik ist, nahe, und zwar unangenehm berührt. Ich finde das vollkommen begreiflich und sympathisire durchaus mit Dir, in so fern, als ich wünsche, der amerikanische Vetter, welcher den Preis davongetragen hat, wäre in seinem Urwalde an einem Baume hängen geblieben wie weiland Absalon, ehe er uns hier in die Quere kam. Weiterhin glaube ich aber, daß Dein Gefühl für die schöne Capricidse noch keine bedeutende Tiefe erlangt hatte, daß Du daher bei dieser Wendung der Dinge nicht gerade Schmerz, wohl aber etwas wie Aerger empfindest und daß Du viel gescheiter thun würdest, diesem Aerger in meiner Gegenwart auf altbewährte Weise Luft zu machen, als Dein unmahbarstes Gesicht zu schneiden und an diesem hoffnungslos langweiligen Tage —"

„Auch so hoffnungslos langweilig zu sein", ergänzte Walther. „Gut, Du sollst die Genugthuung haben, welche den Menschen so selten beschieden ist: die, Deinen Rath befolgt zu sehen; ich will's mit dem Luftmachen versuchen, denn Du hast allerdings nicht ganz Unrecht, wenn Du der Sache Ternow d'Orville die Macht mich zu ärgern beimissest. Durfte ich mich doch, das weißt Du ja, als den bevorzugten Verehrer der kleinen Hexe betrachten. Noch liebte ich sie nicht gerade, aber ich war verliebt und — was noch mehr zu bedeuten hat — in einem täglichen geistigen Abhärtungscursus hatte ich mich mit dem Gedanken, ein Ehemann zu werden, förmlich gemessen, ich war vertraut mit demselben geworden, ich hatte ihn lieb gewonnen — und nun die ganze Mühe umsonst! Umsonst hatte ich gelernt, mich mir als aufmerksamen Gatten vorzustellen, umsonst thatsächlich einige meiner Junggesellengewohnheiten abzulegen begonnen! Und nun", fuhr er in demselben launigen Ton fort, „da meine besten bürgerlichen Gefühle verletzt worden sind, da meine Eitelkeit einen furchtbaren Stoß erlitten hat, in diesem empfänglichen Zustande, überfallen mich die kleinen Unannehmlichkeiten des menschlichen Lebens: meine Wirthin kündigt mir die Wohnung und ich verliere meinen Hund. Aber da fällt mir ein — Donnerwetter, wie kann man so vergeßlich sein —", und er blieb stehen und zog seine Uhr heraus.

„Nun, was hast Du vor? ein Rendezvous?

„Allerdings, und zwar mit einer Frau, welche aussieht, als liege sie dem Amte der Windmutter in den Alleghani-Bergen, der Zubereitung des schlechten Wetters, ob. Ich habe halb und halb bei ihr gemiethet", erklärte er, „und sie erwartete mich heute Morgen, um abzuschließen. Es ist noch Zeit, ich werde mich eiligst hinbegeben, denn die Zimmer — in einem Hause freilich, dessen Physiognomie der der Frau gleicht — waren nicht übel.

„Ist es weit von hier?"

„Nein, das Haus befindet sich hier in der Vorstadt, in der Brückenstraße. Begleitest Du mich?"

„Ich habe leider nichts Besseres zu thun."

Christine war allein; die Mutter benutzte die Dämmerstunde, die Zeit, in der sie am liebsten ausging, zu einer Besorgung, und das Mädchen saß emsig über den Tisch gebeugt, an einer Zeichnung anmuthiger Arabesken, die sie selber componirte. Als es jetzt klopfte, sah sie erwartungsvoll auf; es kam so selten Jemand. Den Eintretenden ging sie ruhig entgegen, sobald aber Walther sie begrüßt und sich mit ausgesuchter Höflichkeit wegen seines Nichtkommens am Morgen entschuldigte, erröthete sie und auch ihre Antwort zeugte von Verwirrung. Der Herr werde sich wohl bei ihrer Mutter nach allem Nöthigen erkundigt haben, sagte sie, indem sie sich anschickte, die Besucher in das zu vermiethende Zimmer zu führen; ihre durchgebildete Sprache und die anmuthige Einfachheit des Ausdruckes waren sogar bei diesen wenigen Worten auffallend. Walther zuwiderte ihr mit einer ehrerbietigen Feinheit

Digitized by Google

des Tones, welche seinen Begleiter in Erstaunen setzte; das Mädchen fand sich hinein, als sei sie nichts Anderes gewohnt.

Das Nothwendige war bald geordnet; der Miether hatte durch seine Liberalität in Betreff des Kostenpunktes von Neuem Colmars Bewunderung erregt. In wenigen Tagen wird er diese Räume bewohnen und ihnen, so weit dies bei „meublirten" Zimmern möglich ist, den Stempel seines Wesens aufdrücken; schon hat er halb scherzend gefragt, ob es ihm vergönnt sein werde, Nägel in die Wände zu schlagen, da er viele Bilder besitze, und Christine hat ihm mit großem Ernst bejahend geantwortet. Nach Eins — er bringt einen Hund mit, oder vielmehr, er hofft, einen mitzubringen, hofft seinen verlorenen kleinen Hausfreund wieder zu finden — wird dieser fernere Miether von den Damen geduldet werden?

(Fortsetzung folgt.)

## Pflanzenwanderungen.

(Schluß.)

Die annuellen Pflanzen, welche in eine frische Waldblöße einzogen und das Terrain so hurtig occupirten, können für die Dauer ihre lichten Stätten nicht behaupten und müssen nach und nach anderen, gegen die Unbilden des Geschickes mehr gefeiten Gesellen weichen. Haben sie sich die Blößen eines Buchenwaldes zum Tummelplatze ihres Daseins erkoren, so sind es die Birken, welche als nachrückende Eindringlinge ihnen das Leben verleiden und auch nur zu bald die neue Heimath streitig machen. Als junge, zarte Pflänzchen erst einzeln, dann truppweise, dabei mehr und mehr erstarkend und den blumigen Plan immer dichter überziehend, bis sie, nach wenigen Jahren zu einem laubigen Gehölze herangewachsen, ihn fast ausschließlich beherrschen, denn bis dahin sind auch die meisten der früheren Bewohner den erbarmungslosen Nachkömmlingen ein Opfer geworden. Doch auch den Birken wird im Laufe der Zeit ihre Existenz verkümmert durch weitere noch gestähltere Burschen, die nun ebenso unabweisbar den Kampfplatz betreten. Langsam, aber stetig erheben sich unter dem Schatten der Birken unzählige Buchen, Abkömmlinge des einstigen Bestandes. Sie entziehen den Birken erst des Bodens Nahrung, überholen sie dann im Wachsthume und verdrängen sie schließlich, die Erliegenden unter ihrem laubigen Gräbe erstickend. Bloß einzelne Birkenstämme, die sich vordem auf Kosten ihrer Artgenossen zu kräftigen wußten und sich in gleicher Höhe mit den heranwachsenden Buchen erhalten, überleben den Vernichtungskampf als vereinsamte Zeugen jener Stätte, auf der früher nur sie und die Ihrigen gehaust haben.

Einen ähnlichen ununterbrochenen Kampf um das Dasein führen in manchen Wäldern die Laubbäume mit den Nadelhölzern, und abwechselnd, wenn auch in langen Perioden, erliegen die einen den andern. Allein nicht nur die Wälder werden von Pflanzen-Invasionen heimgesucht, sondern überall, wo nur immer eine nährende Scholle die Oberfläche deckt, finden sich auch Colonien aus dem Pflanzenreiche ein und mit ihnen die unausbleiblichen Kämpfe zwischen den Racen und zwischen den Gliedern mit all den Consequenzen der Vergewaltigung des Schwächeren durch den Stärkeren. Selbst der unwirthschaftliche Fels bleibt nicht verschont. Manchfaltige Flechten siedeln sich auf seinen Lehnen an und überziehen sie erst als unscheinbarer Anflug, dann als formenreiche Kruste und zerbröckeln und durchwühlen als Pioniere vegetativen Lebens seine Oberfläche und machen sie so gastlicher zur Aufnahme höher stehender pflanzlicher Organismen.

Manche Pflanzenarten folgen den Straßenzügen, den Eisenbahnen, den Abdachungen der Gewässer und selbst den Meeresströmungen. Sie überschreiten dabei nicht selten ihre geographischen Verbreitungsbezirke und werden mitunter Bürger ihnen bisher fremder Florengebiete. Andere wieder fühlen sich gleich den Sperlingen nur in der Nähe des Menschen wohl, sie siedeln sich im Bereiche seiner Wohnstätten an, folgen ihm nach, wenn er auswandert, in die Wildniß, ja sogar über den Ocean. Wem wäre nicht der Wegrich (Plantago) bekannt; er ist eine solche Pflanze, so menschenhold, daß die Indianer Amerikas ihn die „Fußstapfen der Weißen" nennen, denn wo europäische Auswanderer in den Urwald dringen, dort sprießt alsbald der Wegrich an den von ihnen betretenen Stellen empor. Und so wie dieser, so ziehen auch andere Pflanzen mit den Colonisten in den Wald und werden späteren Wanderern zu verläßlichen Geleitern nach einer nahen Ansiedelung. Aehnliche Erscheinungen lassen sich auch in Europa nachweisen. Die großen Völkerwanderungen im Mittelalter ließen als Spuren ihrer Züge so manche asiatische Steppenpflanze zurück, gleich dem jetzt allgemein verbreiteten Stechapfel (Datura), der sich einstens den nomadisirenden Zigeunern anschloß. Selten nur werden Wanderungen phanerogamer Pflanzen den Menschen zu einer Calamität, höchstens dann, wenn sie als böse Unkräuter die Culturen überziehen und so die Ernten schädigen freilich nur insoweit, als ihrer Wucherung nicht Einhalt gethan wird. Manche dieser Unkräuter erscheinen alljährlich auf den Fruchtfeldern als heimische Vaganten, andere kommen aus fernen Landen herbei und dringen, einen förmlichen Raubzug haltend, in gewissen Richtungen continuirlich weiter und weiter. Namentlich sind es zwei derartige Pflanzen, welche in jüngster Zeit ein Schrecken der Landwirthe geworden. Da ist zuerst die dornige Spitzklette (Xanthium spinosum), welche aus ihrem Vaterlande, den südrussischen Steppen, nach Rumänien zog und sich von dort aus immer weiter nach dem Westen bis nach Deutschland verbreitete. In Ungarn bildet sie eine wahre Landplage und überwuchert manche Gegend derartig, daß sogar einzelne Straßenstrecken von ihr occupirt werden. Dieser Pflanze genügt übrigens ein dürftiger Boden, kahle Stellen, Ruderalplätze, Huthweiden und ähnliche Orte sucht sie mit Vorliebe auf. Wählerischer dagegen ist die zweite, das Frühlingskraut (Senecio vernalis). Es stammt aus dem südöstlichen Europa und zieht gegenwärtig ebenfalls immer mehr gegen Westen, wobei es sich zumeist in den Saatfeldern einnistet und

Digitized by Google

aus denselben nur schwer wieder vertreiben läßt, im Gegentheile sich oft so massenhaft vermehrt, daß es jede andere Vegetation zu Grunde richtet. Frühzeitiges Vernichten solch ungebetener Gäste, und zwar noch vor ihrer Blüthe, ist das einzige Mittel, sich ihrer argen Zudringlichkeit zu erwehren. (N. Fr. Pr.)

## Miscellen.

Die H. Stb.-Ztg schreibt: „Welch ein gefährliches Gesindel sich jetzt in Berlin und besonders Umgegend umhertreibt, davon liefert folgendes Ereignis einen erschreckenden Beweis. Es gibt einem sicilianischen Raubanfall nichts nach. Am 7. November war der Ober-Inspector der Unionsbrauerei in der Hasenheide, Namens Born, mit einem Einspänner, den er selbst führte, nach Köpenick gefahren, um eine Summe Geldes einzucassiren. Auf dem Rückwege, Abends gegen 6 Uhr, als er in der Nähe des „Neuen Kruges" angelangt war, sprangen aus dem dunklen Gebüsch plötzlich drei Kerle hervor; zwei davon fielen dem Pferde in die Zügel, während der dritte sich auf den Wagen schwang und dem Insassen desselben einige Schläge auf den Kopf versetzte, so daß er vom Sitze taumelte. Geistesgegenwärtig erfaßte er ihn sodann mit der einen Hand an der Halsbinde faßte und würgte, stieß er mit der anderen mehrmals mit einem Messer nach ihm. Der Angegriffene setzte sich nach Kräften zur Wehr. Glücklicher Weise trib bei dem Ringen die Halsbinde Born's entzwei, er bekam Luft und konnte sein Messer aus der Tasche ziehen, womit er seinem Angreifer einen Stich ins Gesicht beibrachte. In demselben Augenblicke ging das Pferd durch, der anscheinend schwer verwundete Strauchdieb stürzte mit einem lauten Ausschrei von dem Wagen und Born war gerettet. In Treptow gelang es einigen dortigen Einwohnern, das Pferd zum Stehen zu bringen. Seine Rettung hat Born hauptsächlich der lederen Geldtasche zu verdanken, welche er unter seinem Regenmantel getragen. Dieselbe mit mehreren Hundert Thalern Inhalt hatte die ihm zugedachten Messerstiche abgehalten. Sowohl der Riemen, an welchem die Tasche hing, wie auch der Mantel waren an mehreren Stellen durchlöchert. Erklärlicher Weise ist die Polizei durch dieses Attentat in große Aufregung versetzt; bis jetzt ist es ihr jedoch nicht gelungen, eine Spur von den Thätern zu ermitteln."

Ueber die Ermordung eines Nachtwächters in Berlin theilt die „N. Pr. Ztg." mit: Der Nachtwächter König hatte das Revier in der Potsdamerstraße an der Lützow- und Stegligerstraße und war ein dienstfertiger Beamter, bei allen ordentlichen Leuten in der Straße beliebt, dagegen dem Gesindel sehr unbequem. Wahrscheinlich in Folge einiger Anzeigen wegen Ruhestörung überfielen in der Nacht zum Donnerstag an der offenen Kreuzung der Potsdamer- und Lützowstraße, etwa 100 Schritte von dem Polizei-Bureau, mehrere Männer — berüchtigte Schlager — den Wächter, als er gerade die Stunde abpfiff, warfen ihn zu Boden, entrissen ihm den Säbel, hieben ihm damit ein Ohr ab und mißhandelten ihn in so furchtbarer Weise durch Säbelhiebe und Tritte, daß er von den endlich herbeikommenden Personen leblos und schwerblutend zur Wache getragen wurde und gestern an den Wunden gestorben ist. Wie man hört, sind zwei der Schuldigen gleich nach der That, ein dritter, der gestächtet war, gestern, und eben so ein Frauenzimmer verhaftet worden, das zu der ruchlosen Gesellschaft gehörte.

Bienen. Von Basel wird der „Bienenzeitung" über den Instinkt und die Ortskenntniß der Bienen folgender Vorfall gemeldet: Ich wohne in der Mitte der Stadt, in einer tief gelegenen, engen Gasse mit hohen Häuserreihen. Mein Bienenstand befindet sich vor einem Stadthore, 10 Minuten von mir entfernt; alle anderen Bienenstände sind in weiterer Entfernung. Den 12. Juli d. J. kam ein Bienchen in meinen Laden. Es flog mir auf die Hand. Ich gab ihm ein wenig Honig; es sog hastig davon ein, nahm einen ziemlichen Tropfen zu sich und flog fort. Nach einer Viertelstunde kam wieder ein Bienchen und flog direct an den Ort, wo der Honig lag. Dies war mir sehr auffallend, ich dachte aber, es sei nicht möglich, daß das Bienchen schon wieder hier sein könne. Ich wollte Gewißheit haben, ob das nämliche Thierchen wieder komme und wie lange es ausbleibe. Ich strich ihm mit einem feinen Hölzchen ein Tröpfchen Honig hinterlistig auf den Vorderrücken, welche, während es fleißig leckte, auf ihm feststrocknete. Es war gezeichnet, so daß man es sogleich vor allen andern wieder erkennen mußte. Es flog davon. Es schwang sich kreisförmig wie durch eine Wendeltreppe hinauf in die Höhe, bis es über den Häusern verschwand. Ich sah genau nach meiner Uhr, und siehe, in 12 Minuten war das gleiche Bienchen wieder da. Das zweite Mal brauchte es 11, das dritte Mal 25, das vierte Mal 10 und das fünfte Mal 19 Minuten. Es kamen dann noch mehrere andere Bienen. Den folgenden Tag sah ich das Thier noch 3 Mal. Ob es noch viel Mal dagewesen ist, weiß ich nicht, die Zeit erlaubte mir nicht, meine Beobachtungen fortzusetzen. Der schwarze Fled ist ihm geblieben. Also ist das Thierchen beladen hin in seine Wohnung geflogen, hat dort den Honig abgegeben, ist wieder hergekommen, hat in einem dichten Häusergemenge, inmitten der Stadt, das gleiche Haus und die gleiche Thür sogleich wieder gefunden, und das Alles in einer Zeit von 10 bis 12 Minuten! Das Ganze ist gewiß auch da wieder ein sprechendes Bild eines unermüdlichen Fleißes bei den Bienen.

Jonköpings Säkerhets-Tändstikor utan svafvel och fosfor, d. h. Jonköpings Sicherheits-Zündhölzchen ohne Schwefel und Phosphor haben bereits einen Weltmarkt. Ueber alle Länder der Erde sind sie verbreitet. A. Bacmeister erzählt in der „Presse" ihre Geschichte und knüpft daran folgende Betrachtungen: Hier liegt vor uns ein kweites, ein „hochdeutsches" Schächtelchen, Wachszündhölzchen enthaltend, gefertigt in einer deutschen Fabrik, in einer weiland hochberühmten deutschen Residenzstadt. Der deutsche Name dieses deutschen Fabrikates lautet: „Bougies 5 Minutes". Auf meiner Zahnbürste steht: „Superfin Paris". Es ist eine ganz ordinäre Zahnbürste, gefertigt und gekauft im allermittelsten Deutschland. In meinem Hute steht: „Cristy's, London. Patent Maschino Made. Qual. B. Shape 75 Size 7¼". Es ist ein ganz ordinärer Hut, gemacht von und gekauft bei einem deutschen Hutmacher in Frankfurt. Meine Bürsten im nächsten besten Laden gekauft, sind London Patent Brushes. Und so durch von A bis Z, von dem Scheitel bis zur Sohle. Wie ganz anders dieser schwedische Geschäftsmann. Seine Sprache beherrscht nicht ein Zehntheil des Gebietes, über welches die deutsche Zunge klingt, aber er hat Ehre im Leibe, Wahrheitsliebe und den Stolz eines schwedischen Bürgers und schwedischen Geschäftsmannes; er braucht keine fremde Sprache und keine welschen Albernheiten zum Köder.

Folgen der Hungersnoth in Persien. Ein Telegraphenbeamter in Kaschau begrub an einem Ort 166, an einem andern 88 Leichname. Kaschau war früher eine blühende Stadt und der erste Platz für Seidenfabrication in diesen Gegenden. Ein Europäer versuchte, als er dort war, ein wenig Seide zu kaufen, aber man sagte ihm, daß alle Kokons aufgebrochen worden seien, um sie für Brod zu verwenden und als Feuerungsmittel zu gebrauchen. Die Stadt hatte eine Bevölkerung von 35,000 Einwohnern und hat jetzt nicht mehr als 8000. Nebschifabad war vor der Hungersnoth eine der schönsten Städte, umgeben mit Hügeln von Weingärten. Sie hatte mehr als 30,000 Einwohner, jetzt sind es noch 5000. Schaaren sind von allen diesen Städten ausgewandert, aber nirgend kann man ausfindig machen, was aus ihnen geworden ist, ausgenommen, daß alle Reisende während der letzten 2 Jahre Tausende solcher armen Wanderer auf den Hauptstraßen gefunden und Tausende von Leichnamen am Wege haben liegen sehen. Allgemeine Armuth ist über alle Classen gekommen, und wenn auch die Ernte eingebracht ist und die Preise fallen, so werden dennoch sehr große Leiden noch für längere Zeit andauern. Kein Versuch wird gemacht, den Leuten wieder aufzuhelfen und Beschäftigung zu geben.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 138. Speyer, Dienstag, den 19. November 1872.

### Chambre Garnie.

Novelle von F. Jungkans.

(Fortsetzung.)

Jetzt lachte Christine zum ersten Male; die beiden Herren sahen sie an, verwundert über den verklärenden Sonnenschein auf ihrem Gesicht, als sie so unschuldig ihre weißen Zähne zeigte. Sie selber erschrak, es war so lange, daß sie nicht gelacht hatte; sie wurde roth und sagte, wie sie gewiß glaube, die Mutter werde gegen das Mithringen eines Hundes keine Einsprache erheben. „Aber ich habe eine Katze", setzte sie etwas ängstlich hinzu, „wird er dieser nichts thun?"

Der Fall war kritisch; Colmar, den die Sache zu amüsiren anfing, mischte sich jetzt hinein, indem er sich erbot, für die Wohlerzogenheit des Walther'schen Hundes unter allen Umständen einzustehen.

„Aber, mein Herr, wie können Sie wissen, ob er meine Katze in Ruhe lassen wird", sagte Christine selber verwundert über ihre Kühnheit, das Gespräch nur zum Vergnügen fortzusetzen. Colmar war einen Augenblick betroffen, aber als Jurist faßte er sich rasch.

„Mein liebes Fräulein, wie gesagt für den vortrefflichen Charakter des Hundes übernehme ich die Bürgschaft, so lange Ihre Katze den Frieden nicht verletzt. Ihnen liegt es nun ob, bei dieser letzteren all' Ihren jedenfalls beredelnden Einfluß in Anwendung zu bringen."

Christine lachte hell auf und dann sah sie ganz schuldbewußt aus und sagte: „Ach, entschuldigen Sie nur — es paßirt mir so selten —"

„Was, mein verehrtes Fräulein? Daß Sie Katzen moralisch zu beeinflussen haben?"

„Nein, daß ich lache. Also, Herr — Herr —"

„Assessor Walther —" ergänzte der junge Mann.

„Herr Assessor, bringen Sie Ihren Hund immer mit, wenn Sie ihn wieder finden. Ich wünsche es Ihnen von Herzen."

„Amen", sagte Colmar. „Und nun, mein Fräulein, gehorsamster Diener. Vielleicht werde ich, wenn ich meinen Freund hier besuche, das Vergnügen haben, unsere Bekanntschaft zu erneuern."

„Das glaube ich kaum", sagte Christine einfach und mit offenem Blick. Walther, dem der etwas freie Ton Colmar's außerordentlich peinlich war, zog diesen mit sich fort, nachdem er sich auf die verbindlichste Weise von der jungen Stickerin verabschiedet hatte.

„Ein ganz nettes Frauenzimmer", sagte Colmar, indem er sich eine Cigarre anſteckte.

„War sie hübsch?" fragte Walther zerstreut.

„Hübsch? Die hübsch? Für einen sehr genügsamen Geschmack vielleicht — mir etwas zu kümmerlich."

„Nun, ich meine, sie hätte nicht übel ausgesehen", sagte Walther, noch immer abwesenden Blickes.

„Dir schien sie allerdings zu gefallen, Du warst fabelhaft höflich."

„Das bin ich armen Mädchen gegenüber immer; war Dir dieser schöne Zug in meinem Charakter noch unbekannt?" lachte Walther. „Aber komm, nach dem Geschäft das Vergnügen, oder, da es für unser Einen kein Vergnügen mehr gibt, die Unterhaltung, der Müssiggang, wie Du willst — wir wollen beim Brogtio ein Glas Wein trinken."

Für das „arme Mädchen" wurde der Einzug des Assessors zu einem Abschnitt in einem Leben, welches bisher wenig Sonnenschein erkannt hatte. Eine leise, fortwährende Anregung ging für sie von ihm aus. Sie ordnete sein Zimmer, während er abwesend war, und es machte ihr Freude, seine täglichen Gewohnheiten ihm abzumerken, seine Geistesrichtung aus dem, womit er sich umgab, zu erlauschen; er interessirte sie eben.

Walther mußte es bald gewahr werden, daß eine emsige, kluge, aber scheue und zurückhaltende Aufmerksamkeit ihn umgab! denn, ohne daß er ein Wort zu sagen gehabt hätte, wurde bald Alles gerade so gehalten, wie er es wünschte und gewohnt war. So hatte sie beobachtet, daß er in seinem Wohnzimmer, welches nach altmodischer Weise durch einen Kamin von außen geheizt wurde, zuweilen, trotz der nun eintretenden Winterkälte, die Fenster öffnete, und sorgfältig wußte sie bald eine mäßige, immer gleiche Temperatur inne zu halten. Die Acten, welche ihm gebracht wurden, legte sie klug zur Hand, die Bücher, in denen er las, brauchte er nie zu suchen. Walther verfolgte die neuesten Erscheinungen der Literatur; sein Tisch lag stets voll bunter Broschüren und geheftelter Bände; er ahnte nicht, daß Christine an seiner Lectüre Theil nahm, daß sie verstohlen jedes Buch durchblätterte, jede Flugschrift las, die er mitbrachte; es machte ihr Freude, hier gleichsam auf einem Gebiete mit ihm zusammenzutreffen. Und nun gar, wenn sie ihm wirklich begegnete, auf dem Flur, auf der Straße, wo er sie

Digitized by Google

so höflich grüßte! Es geschah nicht oft, aber welcher eigenthümliche Reiz lag darin, für einen kurzen Moment in seine guten schönen Augen zu sehen, den forschenden ernsten Blick derselben flüchtig und ängstlich zu erwidern!

Eines Abends, als die Mutter nicht zu Hause war und Christine über einer Zeichnung saß, klopfte es an die Thür. Des Mädchens erster Gedanke war Walther, und so fühlte sie kaum Verwunderung, als auf ihren Hereinruf der Assessor wirklich eintrat. Sie ging ihm entgegen, um die kurze Erörterung, welche sie erwartete, stehend anzuhören; er bot ihr die Hand und sagte dann: „Bitte, nehmen Sie wieder Platz, mein Fräulein, ich will es mir, wenn Sie erlauben, auch bequem machen."

Damit hatte er sich einen Stuhl in ihre Nähe gerückt; sie saß auf dem Rande des ihrigen, immer befangener werdend, da sie fühlte, daß er sie während des Sprechens betrachtete. Ihr glatt gescheiteltes, blondes Haar glänzte goldig im Lampenlicht, sie hatte jetzt ein viel jugendlicheres Aussehen, als vor einigen Monaten; etwas nach vorn gebeugt, wartend saß sie da, die schlanken Hände fest gegen einander pressend. „Nicht hübsch?" Walther dachte an den Ausspruch Colmars — „nicht hübsch? — sie ist reizend!"

Er meldete ihr nun den Grund seines Kommens, eine kleine Reise, die er zu machen habe, und bat, daß sie ihm den Morgenkaffee am folgenden Tage etwas früher als gewöhnlich schicken und während seiner Abwesenheit Briefe und sonstige Sendungen für ihn in Empfang nehmen, und, wie er angab, darüber verfügen möge. „Und dann", fuhr er fort, „habe ich endlich Ihnen und Ihrer Frau Mutter meinen Dank auszusprechen wollen für Ihre freundliche Fürsorge . . ."

Das sei gar nicht nöthig, warf Christine etwas ängstlich ein; es geschehe das Alles gern —

„Nicht wahr, Ihnen habe ich besonders zu danken, bestes Fräulein", fuhr er fort und beugte sich zu ihr hinüber. „Ich dachte es gleich, als ich Sie zuerst sah, daß es mir bei ihnen gefallen würde — und Sie glauben gar nicht, wie wohl ich mich hier fühle."

„Das freut mich", sagte sie herzlich und wagte es, flüchtig ihre großen grauen Augen zu ihm aufzuschlagen. Sie hatte wunderbare Augen — ein fremdartiger Ernst schaute aus dem tiefsten Grunde derselben auf. Er hätte ihre Hand fassen und sie bitten mögen, ihn noch einmal anzusehen; wäre sie ihm wie eine gewöhnliche Stickerin vorgekommen, so hätte er es vielleicht gethan, trotz der scrupulösen Rücksicht auf arme Mädchen, zu welcher er sich einst vor seinem Begleiter bekannt hatte. Aber bei der Tochter seiner Wirthin schienen die vornehmen Don Juansmanieren so wenig am Platze; er fühlte sich ihr gegenüber befangener als vor den jungen Damen der guten Gesellschaft, bei denen ein etwas freier Ton oft als das beste Einführungsmittel sich erwies.

„Könnt' ich mich nur in irgend einer Weise erkenntlich zeigen für Ihre Freundlichkeit", sagte er zweifelnd; er sah das Zimmer, die Stickerei auf dem Tische; gern hätte er dem jungen, hartarbeitenden Mädchen eine Freude gemacht.

„Was will er? Was kann er meinen? Etwa mir ein Geschenk anbieten?" Sie erröthete bei diesem bloßen Gedanken und sagte hastig:

„Sie sind mir gar keinen besonderen Dank schuldig, Herr Assessor; ich halte ja nur Ihr Zimmer in Ordnung und sorge dafür, daß es warm ist; weniger kann ich nicht thun. Jeder Miether würde dieselbe Aufmerksamkeit erfahren", setzte sie leise hinzu. Das war nicht ganz der Wahrheit gemäß, Walther schien es zu merken und sah sie forschend an. Beide waren rasch über die erste, theilnahmlose Bekanntschaft hinausgekommen, hatten diese Staffel eigentlich ganz übersprungen; unter der Oberfläche des ruhigen Gesprächs brannte das tiefere Interesse, sie fühlten es Beide und das gab der Unterhaltung einen gefährlichen Reiz.

„Darf ich fragen, was Sie eben thaten, mein Fräulein", sagte Walther, das bisherige Thema ohne Weiteres fallen lassend, da er es für erledigt halten konnte nach wortlosem Uebereinkommen, einem bittenden Blicke aus ihren Augen: er möge ihr doch nichts schenken wollen, und einem gewährenden und zugleich fordernden aus den seinen: „Gut, dann muß ich aber auf andere Weise meinen Dank abtragen dürfen." Er rückte seinen Stuhl herum nach dem Tische, sie zeigte ihm ihre Zeichnung und sah dann in ängstlicher Erwartung nach seinen Lippen. „Wenn er mir nur offen sagt, ob es etwas taugt oder nicht", dachte sie.

„Haben Sie Unterricht gehabt?" fragte er, das Blatt noch in der Hand. Das war tröstlich; ein oberflächliches Compliment würde sie sehr enttäuscht haben.

„Nein", entgegnete sie; „in der Schule wurde die Zeichenstunde extra bezahlt und ich konnte nicht theilnehmen."

„Sie haben ganz entschiedenes Talent, Fräulein", sagte er warm, „und" — indem er ein Ephenblatt vom Tisch nahm — „wie ich sehe, den richtigen Instinkt der Begabten, der Natur zu folgen. Die Arabeske ist sehr hübsch erfunden; können Sie solche Sachen nicht verwerthen?"

„Ich dachte oft daran, für das Geschäft, in dessen Auftrag ich jetzt sticke, oder für ein anderes Muster zu zeichnen; aber meine Arbeiten müssen erst besser werden; sie sehen noch zu stümperhaft aus", fügte sie vorwurfsvoll hinzu in dem Gedanken: „Sie hätten mir das, wenn Sie ehrlich, bemerklich machen müssen."

Er verstand sie. „Ich pflegte früher ganz gut zu zeichnen", sagte er und legte die Hand an die Stirn, als könne ihm durch Besinnen die Fertigkeit zurückkehren; „wie sehr würde ich mich freuen, wenn ich Ihnen, so gut ich es vermag, einige Anleitung geben dürfte."

„Ach! Das wäre sehr gut von Ihnen."

„Sie müssen mir nur erlauben, dann und wann Abends vorzusprechen, ihre Arbeiten anzusehen."

Die Mutter wird nichts dagegen haben, wenn ich sie erst überzeuge, daß mit Zeichnen mehr zu verdienen ist, als mit Sticken. Sie sehen ich Sticke für Geld", erklärte sie, auf den Tisch mit der Seide und den Perlen deutend, mit einer leisen Bewegung der Mundwinkel. (Forts. f.)

Digitized by Google

## Grillparzer's Selbstbiographie.

Kein Werk aus dem Nachlasse Grillparzer's ist mit solcher Spannung erwartet worden, wie des Dichters Selbstbiographie, die jetzt im letzten Bande der gesammelten Werke vor uns liegt. Sie bietet nicht nur eine Fülle der interessantesten und bedeutsamsten Details, die meistens neu sind und manchen allgemein verbreiteten Irrthum berichtigen: aus dem Leben und Dichten, dem Kämpfen und Ringen, dem Denken und Empfinden Franz Grillparzers — nein, sie gibt uns das erste volle treue Charakterbild des Menschen und Dichters Grillparzer! Versuchen wir, die wichtigsten Momente derselben hervorzuheben, soweit der Raum das gestattet.

„Ich bin zu Wien am 15. Januar 1791 geboren", beginnt Grillparzer. „Mein Vater war Advocat, ein streng rechtlicher, in sich gezogener Mann. Da seine Geschäfte und seine natürliche Verschlossenheit ihm nicht erlaubten, sich mit seinen Kindern viel abzugeben, er auch starb, ehe ich volle 18 Jahre alt war, und in den letzten Jahren seines Lebens Krankheit, die gräßlichen Kriegsjahre und der durch Beides herbeigeführte Verfall seiner häuslichen Umstände jene Verschlossenheit nur vermehrten, so kann ich von dem Innern seines Wesens mir und Andern keine Rechenschaft geben. Sein äußeres Benehmen hatte etwas Kaltes und Schroffes, er vermied jede Gesellschaft, war aber ein leidenschaftlicher Freund der Natur. . . . . Meine Mutter war eine herzensgute Frau, plagte sich mit ihren Kindern, suchte Ordnung herzustellen, die sie, die Wahrheit zu sagen, selbst gar nicht genau hielt, und webte und lebte in der Musik, die sie mit Leidenschaft liebte und trieb. . ." Die vier Söhne, deren ältester unser Franz war, hielten sich natürlich mehr zu der guten, lebhaften Mutter, als zu dem verschlossenen Vater. Die Mutter hatte, wenn ihr der Lärm der Kinder zu bunt wurde, ein eigenthümliches Strafmittel: die Jungen mußten an einem Strumpfband stricken! Schon als zartes Kind erhielt Franz Clavier-Unterricht. Die Musik wurde ihm auf viele Jahre dadurch verleidet. Nebenbei lernte er von der Musiklehrerin lesen und übersprang so beim Eintritt in eine Privatschule die unterste Classe, obwohl er vom Rechnen keine Ahnung hatte. „Hier machte ich es nun, wie ich es leider immer gemacht habe, trieb das, was mich anzog, nicht ohne Eifer, vernachlässigte aber das Uebrige. Das Einmaleins ist mir bis auf diese Stunde nicht geläufig. Einen Theil der Schuld trägt aber mein Vater, der nur immer vorwärts drängte und meinte, die versäumten Anfangsgründe würden sich schon nachholen. Später in der lateinischen Schule ging es nicht anders. Nach dem Besuche der Ritter- und Geisterstücke des Leopoldstädter Theaters wird mit den Brüdern fleißig Comödie gespielt. Nach einem tragikomischen einjährigen Hofmeister-Intermezzo avancirt Franz aufs Gymnasium, nachdem der Vater das Eintrittsexamen durch Opferung von — sechs Oleanderbüschen kräftig erleichtert hat. In Folge einer verunglückten Hexameteraufgabe erklärt Professor Stein, daß Grillparzer „unter allen diesjährigen Schülern das wenigste Ohr für den Vers hätte." Er hat sich überhaupt den Ruf der Mittelmäßigkeit erworben. „Nun kommt eine trübe, wüste Zeit, die aber glücklicherweise nur ein Jahr dauerte. Ich trat in die Universitätsstuden über. Die Ideen von akademischer Freiheit, die Jeden anwandelten, befielen mich stärker als jeden Andern." Er lernt im ersten halben Jahre „im strengsten Sinne des Wortes gar nichts", spielt Billard und verschlingt ganze Nächte durch die ungesunden Romane von Spieß, Cramer und Lafontaine. „Meine eigenen schöngeistigen Hervorbringungen hatten in meinem Vater ein großes Hinderniß gefunden; so oft ich ihm ein Gedicht, eine Arbeit oder Aehnliches zeigte, konnte er Anfangs eine gewisse Freude nicht verbergen, die aber bald in immer heftiger werdende Kritik überging, deren Schluß immer die stehende Phrase war: ich würde noch auf dem Miste crepiren . . . Sein Mißvergnügen stieg auf den höchsten Grad, als gerade damals, da nach einer Reihe unglücklich geführter Kriege die Franzosen zum erstenmale Wien besetzten, ich, der ich nach dem Beispiele meines Vaters der eifrigste Patriot war, mich doch nicht enthalten konnte, meinem Unwillen über so viele verkehrte Maßregeln in einem Spottgedichte oder vielmehr durch einen erbärmlichen Gassenhauer Luft zu machen . . . Das Zeug machte gerade seiner plumpen Derbheit wegen die Runde durch die ganze Stadt; glücklicher Weise errieth aber Niemand den Verfasser."

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

Aus Swinemünde, 13. Nov., wird der „Sven. Ztg." berichtet: Gestern Nachmittag sah man mehrere Segelschiffe auf der See, welche sich unter großer Geschwindigkeit dem Hafen von Swinemünde näherten. Ein mecklenburgischer Schooner mit Brettern beladen, gerieth bei den Molen auf den Strand, es mußte den Mannschaft werden preisgegeben werden; die Mannschaft wurde mittelst eines Rettungsbootes gerettet. Bald darauf gewann eine deutsche Bark glücklich die Einfahrt zwischen den Molen, und wurde von einem Bugsirdampfer bis in den inneren Hafen geschleppt, hier wurde sie aber von dem Sturme nach der Südseite des Hafens gedrängt und kam auf den Grund, ohne weiters beschädigt zu werden. Wiederum näherten sich zwei Schiffe den Molen, eine deutsche Schoonerbark mit Harzingen, und eine deutsche Bark mit Steinsalzen beladen; erstere wurde durch den Sturm in die Nähe des mecklenburgischen Schooners getrieben und kam auf den Grund. Die Mannschaft desselben wurde durch ein Lootsenboot aufgenommen und ebenfalls glücklich an das Land gebracht. In nicht großer Entfernung von den beiden bei den Molen festgerathenen Schiffen kam die mit Steinsalzen beladene Bark gleichfalls auf den Grund. Der Sturm war inzwischen noch heftiger geworden, der Seegang war furchtbar, und hoch brachen gingen die Sprützwellen über die Mole hinweg. Die Mannschaft des Schiffes, aus dem Capitän und circa 10—12 Mann bestehend, schwebte in höchster Lebensgefahr und es wurden daher die umfassendsten Maßregeln getroffen, um dieselben in Sicherheit zu bringen. Ein Dampfer fuhr aus dem Hafen nach der Stelle, wo das Schiff lag, über welches die Wellen mit furchtbarer Gewalt hinwegtobten, und auf welchem die Mannschaft sich inzwischen in die Wanten geborgen hatte. Derselbe war aber ausser Stande, bei dem entsetzlichen Sturme und der heftigen Brandung Hilfe zu leisten, er lief Gefahr, gegen das Schiff geschleudert zu werden und mußte deshalb unverrichteter Sache umkehren. Mehreremale wurden mit aller Energie Versuche gemacht, an das Schiff zu gelangen, um die

unglückliche Mannschaft, die bei dem furchtbaren Sturm, dem Regen und dem Hagel, der sich über sie ergoß, gewiß schon fast erstarrt war, zu retten; menschliche Hülfe war aber leider vergeblich. Jetzt brach die Nacht an. Der Sturm wurde immer heftiger und heftiger. Er verwandelte sich zuletzt in einen Orkan; der Strom schwoll furchtbar an und setzte den südlichen Theil der Stadt mehrere Fuß unter Wasser, so daß man am nächsten Morgen nur vermittelst kleiner Kähne die Communication unterhalten konnte. Die stärksten Bäume wurden durch den Orkan entwurzelt. Als der Tag anbrach, sah man nur die 3 Mastspitzen des Schiffes ein wenig aus dem Wasser ragen, von den unglücklichen Menschen aber keine Spur. Ein armer alter Mann aus Swinemünde hatte drei Söhne auf dem Schiffe. Händeringend ging er die ganze Nacht am Strande umher, seine Blicke unverwandt nach dem Schiffe gerichtet, auf welchem er jeden seiner Söhne deutlich zu erkennen glaubte, seine Schreie laut wahnsinnig, denselben so nahe und doch ohnmächtig zur Hilfe.

Heute Vormittag wurden 3 Leichen von der Mannschaft des Schiffes an das Ufer geschwemmt, die des Capitäns und zweier Matrosen. Das ganze Ufer ist mit Trümmern von den beiden gestrandeten Schiffen bedeckt. Die mit Häringen beladene Schoonerbark steht anscheinend noch unverletzt, auf dem alten Fleck, bis auf die Schanzkleidung im Wasser, die Masten aber noch steif emporragend.

In Stettin richtete der Sturm an Dächern und Schornsteinen arge Verwüstungen an. Das Wasser der Oder staute sich bis auf 3 Fuß 7 Zoll, so daß ein großer Theil der Wiesen überschwemmt wurde. In der Umgegend sind ebenfalls Beschädigungen vorgekommen. So ist der neue Kirchthurm in Brunn, der eben von dem Baugerüst entkleidet war, zusammengestürzt. — Auch ein Theil der Stadt Wolgast ist überfluthet worden, so daß die Straßen des dortigen Schloßplatzes mit Booten befahren werden konnte.

Meilenweit hat sich die See in der Umgegend von Greifswald in das Land ergossen, und es läßt sich entfernt nicht absehen, wie groß die Verwüstung gewesen ist. „Am frühen Morgen" — so schreibt man der „N. Pr. Z." aus dem 13. aus Greifswald — „ging die Schreckenskunde durch die Stadt, daß der von Stralsund des Morgens abgelassene Eisenbahnzug, der um 6¼ Uhr hier eintreffen sollte, unterwegs verunglückt sei. In der Nähe von Wackerow hat die Eisenbahn den Rydgraben auf einer Brücke zu überschreiten. Diese Brücke hatte unter dem darüber fahrenden Zug nachgegeben, und die Unruhe wegen des Verbleibes der Passagiere mußte sich steigern, als bei hereinbrechendem Lichte an der Wagen im Wasser zu bemerken war. Der Eisenbahndamm zeigte sich an mehreren Stellen durchbrochen von den Fluthen. Ein Personenwagen war von dem Damme 3—400 Schritte fortgeführt und lag auf der Seite, ganz von Wasser umspielt. Die auf dem Eisenbahndamme verbliebenen Wagen standen etwa zu drei Viertel ihrer Höhe in den tobenden Fluthen. Gegen um 8 Uhr gelang es, Boote zur Stelle zu schaffen, mit denen versucht wurde, den Ungücksplatz zu erreichen. Aber das von zwei Matrosen geführte Boot schlug, noch ehe es die Stelle erreicht hatte, um, und der in demselben befindliche Polizeisergeant Niemann von hier fand wahrscheinlich seinen Tod in dem Wasser, die beiden Matrosen konnten sich durch Schwimmen retten. Ein Theil des Zuges, die Locomotive und der Postwagen, hat sich von übrigen Wagen losgelöst, die Stadt erreicht. Zwei auf diesem Wagen befindliche Schaffner haben Verletzungen davon getragen. Den zurückgebliebenen Passagieren ist es gelungen, sich durch das Wasser nach Wackerow zu retten. Die Stadt Greifswald stand am Mittag ziemlich zur Hälfte unter Wasser. In der Stralsunder und in der Fetten Vorstadt stand das Wasser 4—5 Fuß hoch auf den Straßen. Verschiedene Gebäude sind eingestürzt, bei einer größeren Anzahl von Häusern wenigstens die Schornsteine. Aus vielen Häusern mußten die Bewohner, die sich zum Theil auf die Dächer geflüchtet hatten, mit Booten abgeholt werden. Die Posten nach Eldena, Hanshagen und Kemnitz wurden zwar am 13. früh abgelassen, kehrten aber bald nach Greifswald zurück. Wolf und Eldena haben durch Rothschüsse ihre Gefahr angezeigt. In Wolf soll das Elend grenzenlos sein. Fortwährend kommen Möbel, wie Spinde, Kasten ꝛc., auch Dächer, ganze Ställe mit Schweinen u. s. w. angeschwommen.

Ueber die Mäuseplage berichtet Prof. Michelsen in der Landw. Ztg. Er spricht sich gegen das Vergiften und mindestens für gesetzliche Einschränkung desselben aus und sagt dann:

„Ein in umgebrachter Mäusebussard ist für das laufende Jahr gleichbedeutend mit 6000 am Leben gebliebenen Mäusen; und ähnlich steht es nach dem Verhältniß der Größe mit den Eulen und Krähen. Wenn in diesem Herbste der Magen eines Fuchses aufgeschnitten wurde, so haben sich die Reste von gewiß nicht weniger als 20, wohl aber bis 50 Mäusen gleichzeitig in demselben gefunden. Unser allerbester Freund aber ist der Wiesel. Derselbe verfolgt die Mäuse durch das ganze Jahr hindurch bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel mit einem Blutwurst ohne Gleichen. Die Zahl der wirklich verzehrten Mäuse ist eine verhältnißmäßig geringe. Viel größer ist die Zahl derjenigen Mäuse, von denen der Wiesel nur das Blut genoß, und noch größer die Zahl derjenigen, welche er aus Mordgier umbrachte. Werden die mit Zuckerrüben gefüllten Mieten aufgenommen, so ist ein darauf hervorspringender Wiesel ein sicheres Zeichen, daß keine Maus in denselben mehr nicht mehr zu finden sind. Bei diesem kostenlosen, unschädlichen, das ganze Jahr hindurch getriebenen nützlichen Wirken unserer Freunde im Thierreich, so wie bei der erfahrungsmäßigen Ohnmacht der Menschen dem Ungeziefer gegenüber ist doppelt zu beklagen, daß diese nützlichen Thiere nicht nur nicht genügend geschützt, sondern sogar auf Unverstand direct verfolgt werden. Auf einem großen gräflichen Gute, nicht weit von Heidelberg, sah ich noch vor weniger als 20 Jahren die Scheunenthore mit erlegten Mäusebussarden und Eulen benagelt, ein Zeichen größter sachlicher Unwissenheit für den Gutsherrn wie für den Verwalter. Vor viel kürzerer Zeit kostete es einem meiner Schüler viele Mühe, die Knechte seiner Nachbarn zu bewegen, die Raubvögel nicht mehr todt zu schießen, sondern sie lebendig zu fangen, damit sie die entsprungenen Wiesel erschlagen. Auf einem Dorfe in unserer Nähe, welches sich sonst nicht durch Mangel an Intelligenz auszeichnet, wurde jüngst ein alter Schuppen weggerissen, welcher in der letzten Zeit als Lager für Reisig gedient hatte. Als man das Reisig bei Seite schaffte, kam eine Familie junger Wiesel zu Tage, deren Wohnung mit Haarstreifen ausgepolstert und umgeben war. Eine Belohnung für diese Arbeit der Eltern wurden sämmtliche jungen Wiesel sofort umgebracht." . . . . . Zum Schluß faße ich meine Ueberzeugung über den in Frage stehenden Gegenstand in folgenden Punkten zusammen: 1. Es hat immer Mäuseplagen gegeben und wird solche in Zukunft von Zeit zu Zeit wieder geben, wenn die zu einer übermäßigen Vermehrung der Mäuse günstigen Umstände zusammentreffen. 2. Nach Ausbruch einer Mäuseplage gibt es überhaupt kein Mittel, um dieselbe gänzlich durch menschliche Hülfe in bestimmter Frist zu beseitigen, eben so wenig, wie solche bei Cholera. Typhus, Blattern u. s. w. möglich ist. 3. Die Hauptsache bleiben die Vorbeugungsmittel, die positiven und die negativen, d. h. die Hegung der Mäusefeinde und die Frühjahrsvertilgung der Mäuse, bevor für das laufende Jahr deren massenhafte Vermehrung hat eintreten können. 4. Wenn diese Frühjahrsvertilgung von Erfolg sein soll, so muß sie allgemein und auf vernünftige Weise, auch ohne directe und indirecte Schädigung von Menschen und Thieren (nützlichen) betrieben werden. 5. Man muß sich nicht scheuen, im Frühjahr für getödtete Mäuse erhebliche Prämien zu bezahlen, weil solche sehr gering sind im Verhältniß zu den Verheerungen für Gift. 6. Das bisher übliche Herbstvergiften ist entweder gesetzlich oder moralisch unerlaubt, oder aber für den Landwirth mindestens eine verspätete Maßregel, deren Kosten und indirecter Schaden den Nutzen in den meisten Fällen überwiegen. 7. Wirklichen Nutzen von der Herstvergiftung im Jahre 1872 haben nur diejenigen Personen und Handlungen gehabt, welche entweder Gift verkauften oder sich mit dem Ausstreuen desselben abgaben.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 139. Speyer, Donnerstag, den 21. November 1872.

## Die Heimath.

Von Albert Weiß.

Wer vorwärts noch vermag zu streben,
Wenn Kummer ihm das Herz vergällt —
Abstreift er ihn im bunten Leben
Und wandert in die weite Welt.

Wen aber Schicksalsschläge trafen,
Daß jeder Nerv im Gram erschlafft,
Dem winkt zur Rast ein einz'ger Hafen,
Ein Born nur neuer Lebenskraft.

Ein Trost verläßt das kummervolle
Gemüth des Erdenpilgers nicht:
Das ist — die liebe traute Scholle,
Da er erblickt des Lebens Licht.

Die Heimath! Sie nur kann erwecken
Der stummen Seele Widerhall,
Wie ein Gebet, verstummt in Schrecken,
Der Abendglocke Friedensschall.

Die Heimath! Sie nur kann entlocken
Des Herzens Wüsten sprossend Grün,
Wie Maiensonne Blumenglocken
Auf Schutt und Trümmern läßt erbl üh'n.

Die Heimath! Sie nur läßt gefunden
Von allem Uebel Herz und Sinn,
Wie eine Mutter, treuverbunden
Uns von des Daseins Anbeginn.

## Chambre Garnie.

Novelle von F. Junghans.

(Fortsetzung.)

Er beugte sich über die angefangene Arbeit; sie war wunderfein. „Sie haben Feenhände", sagte er und, einer warmen knabenhaften Regung folgend, ergriff er die herabhängende Hand des Mädchens, welches jetzt neben ihm stand und küßte sie. Christine zog die Hand rasch zurück und sah ihn an; erst drohten ihre Augen, dann senkte sie die Lider und stand da, als sei sie die Schuldbewußte. Da überkam den Mann plötzlich eine Ahnung von der Gewalt, die er über dies einfache Geschöpf schon habe, aber damit auch ein unendliches Wohlwollen gegen sie und ein ganz neues Gefühl wie Beschämung vor einem Unverdienten; jetzt war sie ihm erst heilig, wie hätte er seine Macht mißbrauchen können!

„Liebes Fräulein", sagte er weich, „verzeihen Sie mir; ich möchte Sie um Alles in der Welt nicht kränken; denken Sie nicht schlecht von mir. — Leben sie wohl, auf ein paar Tage; es bleibt also bei unserm Uebereinkommen?"

„Ja, bitte", antwortete sie leise.

„Ich werde viel an Sie denken," wollte er noch sagen, aber er ließ die Worte unausgesprochen; die kurze Bekanntschaft gab ihm kein Recht dazu, und er mochte aus seinem Glück keinen Vortheil ziehen. Aber was war seine Großmuth anders als das Vorgefühl des unendliches Rückstandes, in welchem er, der dachte und berechnete, bleiben mußte gegen ein Weib, das ihm hilflos anheimgegeben schien?

Die Reise, welche Walther am andern Morgen antrat, geschah von Amtswegen; ihr Ziel war eine kleine Stadt des Bezirks, in welcher die Schwurgerichtssitzungen gehalten wurden, denen er beizuwohnen hatte. Die Verhandlungen der ersten Tage interessirten ihn wenig, abgestumpft wie er war gegen das Schicksal der an Diebstählen und Raufereien Betheiligten; wider Erwarten aber nahm der letzte Fall, welcher vor die Geschwornen kam, seine lebhafte Theilnahme in Anspruch.

Es handelte sich auch hier um einen Diebstahl, begangen an der Kasse im Laden eines Stickereigeschäfts, und eine Arbeiterin der Handlung saß auf der Anklagebank. Ihre Schuld war ziemlich klar erwiesen: Niemand als sie, und eine alte vornehme und würdige Dame hatten während der Zeit, innerhalb welcher der Diebstahl begangen sein mußte, den Laden betreten, in welchem die Frau des Kaufmanns selber als Verkäuferin fungirt hatte, und noch dazu war diese, als die Braun, so hieß die Angeklagte, sich im Laden befunden, auf einige Augenblicke in den daneben liegenden Waarenraum gegangen, um etwas zu holen. Die Braun hatte ferner am Tage des Diebstahls ihre sie drängende Hauswirthin befriedigt mit einer Summe, über deren Erwerb sie keine genügende Auskunft zu geben vermochte. Diese Wirthin und die Kaufmannsfrau traten als Zeuginen gegen sie auf. Das arme Geschöpf leugnete hartnäckig und mit fieberhaftem Eifer; es war ein noch ziemlich junges Mädchen mit fahlem Gesicht und eingefallener Brust; sie schien

Digitized by Google

vor Angst und Scham außer sich zu sein. „Ich bin keine Diebin, nein, nein, ich bin wahrhaftig keine Diebin!“ schluchzte sie immer wieder. In ihren Erwiderungen auf die Fragen des Vorsitzenden sagte sie offenbar die Wahrheit mit einer ängstlichen Genauigkeit des Ausdrucks, die man bei geringen Leuten nicht oft findet, und ohne daß ihr der Gedanke zu kommen schien, sie könne ihre Antworten benutzen, um ein günstiges Vorurtheil für sich zu erwecken. In der That stellte sie durch ihre Aussagen unbewußt ihre Schuld mehr und mehr fest, soweit der traurige Zustand ihrer Angelegenheiten dieselbe wahrscheinlich machen konnte. Sie gestand ein, am Morgen des Tages, an welchem der Diebstahl geschehen war, keinen Heller besessen zu haben, sie gab sich gar keine Mühe, ihre Aussage, das Geld sei ihr an jenem Morgen als Geschenk von einer unbekannten Person zugestellt worden, besonders glaublich zu machen, aber bei der Frage des Richters, die den Diebstahl feststellen sollte, schreckte sie zurück und betheuerte ihre vollständige Unschuld.

Sie wurde verurtheilt und man erkannte ihr unter Annahme mildernder Umstände — ihrer bisherigen Unbescholtenheit und großen Armuth — das geringste Strafmaß, eine mehrwöchentliche Gefängnißstrafe zu. Sie hatte zuletzt halb bewußtlos dagesessen, die Hände vor dem Gesicht, die Nägel gegen die Stirn gedrückt; als das Erkenntniß gegen sie vorgelesen wurde, blieb sie still, nur ihre Hände schob sie tiefer in das Haar und schloß sie krampfhaft.

Die ganze Verhandlung hatte auf alle Betheiligten einen besonders peinlichen Eindruck gemacht. Als die Herren vom Gericht nach dem Schlusse der Sitzung zusammenstanden, hörte Walther den Vorsitzenden zu einigen der Geschworenen sagen: „Das arme Geschöpf! es wäre ihr nichts übrig geblieben, als buchstäblich zu verhungern, wenn sie nicht gestohlen hätte; ich will mit meiner Frau reden, es muß sich um sie bekümmert werden, wenn sie herauskommt.“ Walther trat an den wohlwollenden alten Herrn heran. „Können Sie mir eine Unterredung mit der Braun bewilligen, Herr Rath?“ fragte er. „Der Fall hat mich lebhaft interessirt; ich möchte —“

Es würde ihm schwer geworden sein, auseinanderzusetzen, unter welchen juristischen Gesichtspunkten er denselben zu verwerthen gedenke. Glücklicher Weise gab der Gerichtsrath, ohne auf seine Erklärung zu warten, sogleich bereitwillig die nöthigen Anweisungen, und bald darauf öffnete sich für den jungen Mann die Thür der Zelle im Untersuchungsgefängniß, wohin man die Verurtheilte vorerst zurückgeführt hatte. Was er hier wollte, wußte er selber kaum; seit seiner Kindheit hatte er kein so überwältigendes Mitleid gefühlt, wie heute; diesem folgte er und dann — es war ihm, als sei er es einer andern schuldig dieser armen, geringeren Schwester irgend etwas Gutes und Freundliches zu erweisen. Das Mädchen saß auf dem Rande des niedrigen Bettes der Zelle gerade so wie auf der Anklagebank, zusammengesunken, die Hände in das Haar eingewühlt. Walther ging auf sie zu und legte die Hand leise auf ihre Schulter. Sie regte sich nicht. „Katharine Braun“, sagte er nun. Bei dem Laute der unbekannten Stimme ließ sie die Hände sinken und sah ihn an, in ihren Augen aber blieb es dunkel, offenbar konnte sie seine Anwesenheit nicht begreifen. — „Ich war vorhin in der Sitzung“, sagte er fast verlegen; sie stöhnte.

„Ich bin fremd hier; kann ich nichts für Sie thun?“

Da sie ihn kaum zu hören schien und regungslos verharrte, sprach er weiter: „Sie stehen ganz allein ... es ist Ihnen hart gegangen ..... ich verurtheile Sie nicht und möchte ihnen gern helfen.“

Diese in gütigem Tone gesprochenen Worte brachten das Mädchen zum Bewußtsein; sie schlug von Neuem die Hände vor's Gesicht und brach in bitteres Weinen aus. „Hart gegangen“, schluchzte sie; „hart gegangen — ja, es ist mir hart gegangen, aber ich hätte doch ehrlich bleiben sollen. Ich konnte ja hungern — und Kartoffeln hatte ich auch immer noch, die Köchin unten im Hause gab mir alle Abend übrig gebliebene, aber kalt schmeckten sie so schlecht“, fügte sie hinzu, in einem Tone der Entschuldigung, der dem Assessor in's Herz schnitt. „Ich hätte auch noch mehr verdienen können, wenn der Husten nicht gewesen wäre und die Schwäche; aber alles kam zusammen — und nun ist es aus —“ Er suchte sie zu trösten, erzählte ihr, wie ihre Lage das Interesse der Herren vom Gericht erregt habe, daß man nach der Verbüßung der Haft ihr unter die Arme greifen werde. „Dann brauche ich nichts mehr, dann gehe ich ins Wasser“, war Alles, was sie darauf entgegnete.

Sein Reden half nichts, sie blieb bei ihren Worten. „Ich bin wegen Diebstahls gestraft, ich habe gesessen — das leide ich nicht auf mir. Ach Gott, wäre ich doch wenigstens ehrlich ins Grab gestiegen, es hätte nicht mehr lange gedauert — die Mutter ist auch an der Schwindsucht gestorben —“, schob sie ein, „aber der Hunger, der Hunger —“

Erschüttert beugte sich Walther nieder und nahm eine der fieberheißen Hände des Mädchens in die seinen; er war mit seinen Trostgründen am Ende; ihren festgewurzelten, eingeschränkten Begriffen gegenüber war nichts auszurichten; ihre Idee von Ehrlichkeit und Schande hatte nicht die Dehnbarkeit, welche sie bei klugen Leuten annimmt: sie war gebrandmarkt in ihren eigenen Augen. Als er sie verließ und an der Thür noch einmal zurückblickte, saß sie gerade so wie bei seiner Ankunft, zusammengesunken, ein Bild der Trostlosigkeit, der menschlichen Hilfe unerreichbar.

Der Schließer stand draußen und als er die Thür verriegelt hatte und mit Walther den Gang hinunter schritt, sagte er, mit dem Daumen über seine Schulter deutend:

„Ich habe ihren Vater gekannt, er war Cantor — bin mit ihm in die Schule gegangen — die ehrlichste Haut unter der Sonne.“

„Nun, das Mädchen ist auch ehrlich, ehrlicher als viele Leute, die nicht stehlen“, war Walthers unjuristische Antwort.

Der Mann blieb stehen und sah seinen Begleiter

Digitized by Google

mit schlauer Miene an. „Das wissen Sie auch?“ sagte er halblaut und murmelte dann, indem er weiter ging und mit dem Kopfe nickte, noch mancherlei über die Rechtlichkeit der Leute, die noch nie gehungert haben. Auf Walther's Wunsch führte er ihn zu dem Inspector, unter dessen Aufsicht die Verurtheilte sich während ihrer Haft befunden würde. Mit diesem besprach sich der Assessor; er fand ihn ebenfalls wohlmeinend und gern bereit, der Gefangenen alle Erleichterungen zu gewähren, die ihr gestattet werden konnten und für welche Walther ihm eine Vergütung zurückließ.

Und nun lag das Städtchen und die traurige Geschichte hinter ihm; der Zug brauste durch die winterliche Ebene; Raben mit ellenbreiten Flügeln hoben sich bei seinem Nahen schwerfällig vom Felde in die Höhe und durchschnitten dann langsam die Luft nach dem niedern Horizonte hin.

(Fortsetzung folgt.)

## Grillparzer's Selbstbiographie.

(Fortsetzung.)

Dies Gedicht des fünfzehnjährigen Grillparzer lautet:

### Schlecht und Recht.

Mit frechen Feinden kriegen
Und sie auch stets besiegen,
Das wär' schon recht;
Doch ohn' ein Schwert zu ziehen,
Noch immer mehr zu fliehen,
Ei! das ist schlecht.

Mit einem andern kämpfen,
Der Feinde Rachgier dämpfen,
Das wär' schon recht:
Doch Pläne, die nichts taugen,
Und nur das Land aussaugen,
Ei! das ist schlecht.

Daß Schurken sich berathen
Und Fürst und Land verrathen,
Das ist nicht recht;
Doch sie zu pensioniren,
Statt sie zu aquebusiren,
Ei! das ist schlecht.

Im siebenjährigen Kriege
Hatt' man sehr wenig Siege,
Das war nicht recht;
Doch jetzt, so schrecklich kriegen,
Und auch nicht Einmal siegen,
Ei! das ist schlecht.

Dem Lande Frieden schenken
Und Land und Leut bedenken,
Das wär' schon recht;
Doch jetzt den Frieden machen,
Worüber Alle lachen,
Ei! das ist schlecht.

Wenn man uns reformirte,
Und Alles anders führte,
Das wär' schon recht;
Jedoch es bleibt beim Alten,
Die Schurken läßt man walten,
Ei wahrlich! das ist schlecht!

Wir dürfen jetzt einige Blicke in das leicht entzündliche Herz unseres jungen Dichters werfen. „Schon jetzt, kaum 15 Jahre alt, faßte ich, als Vorbild künftiger Herzensangelegenheiten, eine heftige Neigung für eine Schauspielerin und Sängerin an einem der Vorstadt-Theater, die, mir noch aus ihren Kinderrollen erinnerlich, damals nicht älter sein mochte, als ich selbst. Ich war mir bei dieser Neigung beinahe etwas Willkürliches bewußt, der Gedanke stand mir nicht völlig fern, daß ich diesem Mädchen, sowohl ihrem Talent als ihrem Aeußern nach, eine höhere Geltung beilege, als sie allenfalls habe, und doch verlieste ich mich so in meine Leidenschaft, daß, als sich in der Folge herausstellte, was ich schon früher als Gerücht vernommen hatte, daß sie von ihrem Vater an einen reichen alten Herrn verkauft worden sei, und ich sie mit diesem in einer Loge sah, es mich dermaßen ergriff, daß ich in ein nicht unbedeutendes nervöses Fieber verfiel . . .“ Mehrere Jahre später verliebte er sich in eine Theatersängerin, „die als Cherubim in Mozarts „Figaro“ in der doppelten Verklärung der herrlichen Musik und ihrer eigenen frischen, jugendlichen Schönheit“ sich seiner ganzen Einbildungskraft bemächtigt. „Ich schrieb ein Gedicht an sie, das man wohl gut nennen kann, obwohl die Gluth darin ein wenig an das Verrückte streifte. Mich ihr selbst zu nähern, kam mir nicht in den Sinn. Ich war damals in den dürftigsten Umständen, selbst meine Garderobe legte davon Zeugniß ab, indeß die Gefeierte, von reichen Liebhabern umworben, Gold und Seide als tägliches Opfer erhielt. Auch die Reize meiner Person ließen keinen günstigen Eindruck voraussetzen. Ich schloß daher meine Verse mit einem demüthigenden Gefühle; nie und nichts in der Welt hätte mich vermögen können, es Jemanden mitzutheilen . . . .“ Demnoch kommt das Gedicht — auf unerklärliche Weise — in die Hände der Schönen, und ein begünstigter Anbeter theilt unserm Grillparzer gesprächsweise mit, ohne in ihm den Verfasser zu ahnen: das Mädchen sei darüber wie wahnsinnig geworden, habe Alles aufgeboten, den Verfasser ausfindig zu machen, und geradezu erklärt, wenn es ihr gelänge, alle ihre anderen Bewerber fortzujagen. Das betreffende Gedicht „Cherubin“ (1812) finden wir im ersten Bande von Grillparzers Werken.

Eine interessante Ergänzung zu diesen Herzensbekenntnissen finden wir auf einem losen Blatte vom Jahre 1822 im Nachlasse Grillparzer's. Da heißt es: „. . . . Meine ersten Neigungen waren, vielleicht wohl mit durch Göthe's Mariannen und Philinen, auf Schauspielerinnen gerichtet, und ich dachte mir ein Verhältniß mit dieser Classe von Frauenzimmern immer als das reizendste. Als ich aber in der Folge mit Schauspielerinnen wirklich bekannt wurde, wirkte die Unähnlichkeit derselben mit den nach Göthe geschaffenen Urbildern so heftig auf mich, daß ich mit Abscheu von ihnen mich entfernte und, obschon ich nothwendig oft in ihrer Nähe sein mußte, nie irgend ein Verhältniß mit ihnen gehabt habe.“

Doch kehren wir zurück zu der „trüben, wüsten Zeit“ des ersten akademischen Jahres. „Dieses aller-

Digitized by Google

dings diffolute Treiben übte übrigens auf meine Sittlichkeit durchaus keinen verderblichen Einfluß. Ein mir angeborenes Schamgefühl nach Innen und Außen bewahrte mich sogar vor dem üblen Beispiel, das meine Kameraden mir von allen Seiten gaben. Ich hörte kaum, was an meinen Ohren, ich sah kaum, was an meinen Augen vorüberging. Ja dieses — soll ich es Rechtlichkeitsgefühl nennen? — war so stark, daß ich mir nicht einmal erlaubte, hinter die Schule zu gehen. Ich habe meines Wissens nie eine Vorlesung versäumt; ich wohnte jeder bei, obwohl ich nur mit halbem Ohr zuhörte, oder wohl gar, wenn es mich zu sehr langweilte, an etwas Anderes dachte. . . . Endlich sollte das Alles sich selbst strafen. Die Zeit der halbjährigen Prüfung kam heran, und ich erhielt eine oder zwei schlechte Fortgangsclassen. Da war es nun wieder nicht mein Vater, der kaum zu wissen schien, daß eine Prüfung vor sich gegangen sei, indeß meine Mutter zum Verheimlichen und Vertuschen immer geneigt war; mein eigenes Selbstgefühl fand sich empört, daß ich mich auf so liederliche Weise den Schlechten und Nichtswerthen gleich gemacht hatte. Ich beschloß, diesem Treiben ein Ende zu machen, und hielt Wort. Schon im nächsten Halbjahr mußten dieselben Professoren, die mir jenen Makel angehängt hatten, mir im Schulzeugniß die erste Note geben, und das ging fleißend fort, bis ich für einen der besten Studenten unserer Classe galt."

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

Melbourne, 11. Sept. Heute erfahren wir ein unmenschliches Verbrechen, dessen ein Dr. Murray sich und seine Theilnehmer anklagt. Besitzer der Brig „Earl" hatte er mit Capitän und Mannschaft eine Fahrt nach den Salomons-Inseln unternommen, um „Arbeiter", d. h. Sclaven, zu „dingen", d. h. zu rauben. An Ort und Stelle angelangt, wurden die Inselbewohner verlockt, in Booten an das Schiff zu kommen, worauf bereitgehaltene Eisenblöcke in die leichten Fahrzeuge geworfen wurden. Die Boote zerbrachen und die mit den Wellen kämpfenden Eingeborenen wurden aufgefangen und in die Schiffsräume geworfen. 200 waren auf diese Weise auf das Schiff gebracht. Aber in Wuth gerathen, so schmachvoll Heimath und Familien aufgeben zu müssen, begannen die Verrathenen zu kämpfen und in ihrer Verzweiflung Feuer an das Stift zu legen. Die Räuber feuerten auf die Unglücklichen, tödteten 50 und verwundeten 20 derselben. Hierauf begannen sie Todte und Verwundete über Bord zu werfen. Dem widersetzte sich Dr. Murray, der als Arzt sein Schiff begleitet hatte. Der Ungeheuerlichkeit, ein während einer gefährlichen Krankheit gefaßter Entschluß, von dem schrecklichen Geschäft abzulassen, und Rachelust gegen die Gefährten, die ihn während einer Krankheit vernachlässigt hatten, veranlaßten ihn, in Leorika dem englischen Consul das Ereigniß mitzutheilen. Anfangs wurde Alles für Ausgeburten einer krankhaften Phantasie gehalten, doch angestellte Nachforschungen bestätigten die gemachten Angaben. Die Untersuchung steht bevor. (Sch. M.)

Kopenhagen, 14. Nov. Der Orkan aus Nordost, welcher hier und in ganz Norddeutschland seit vorgestern wüthete, heute Morgen jedoch in der Abnahme begriffen ist, gehört zu den heftigsten, dessen man sich seit längerer Zeit erinnern kann. Es war geradezu mit Lebensgefahr verbunden, die Straßen der Stadt zu passiren, und die Zahl der niedergestürzten Schornsteine, der beschädigten Dächer und der umgerissenen Bäume ist ungewöhnlich groß. Vom Schloß Christiansborg wurde sogar ein Stück Kupferblech hinabgeweht. Auf Amak stürzte ein großer Fabrikschornstein auf den Flügel eines Fabrikgebäudes und zermalmte diesen förmlich. Auf den Landstraßen in der Umgegend der Stadt, welche alle sehr dem Winde ausgesetzt sind, wurden belabene Wagen umgeweht (auf der Landstraße nach Frederiksund etwa 50), wobei auch mehrere Menschen zu Schaden kamen. Auf der Rhede und im Holen entwickelten sich ganz ungewöhnliche Verhältnisse. Der Nordoststurm kämpfte mit einem starken, aus der Ostsee kommenden Strome, so daß sich das Wasser im Sunde zusammendrängte, und über zwei Fuß an der hiesigen Küste stieg. Verschiedene auf der Rhede liegende Schiffe verloren ihre Anker und wurden auf den Grund getrieben. Selbst in dem ziemlich geschützten Hafen der Kriegsflotte wurde das Dach von der Schraubencorvette „Thor" vom Sturme gefaßt und abgeworfen, und Aehnliches ist mit zwei anderen Kriegsschiffen geschehen. Aus den Provinzen sind bis jetzt nur telegraphische Nachrichten über die Zerstörung, welche der Sturm angerichtet hat, eingelaufen; diese sind um so mehr unvollständig, da die Leitungen nach Südseeland, Falster, Laaland und Bornholm ganz abgebrochen sind. Die südseeländische Bahn hat bedeutenden Schaden durch das Wasser, namentlich in der Nähe der Stadt Kjöge, erlitten. Die Eisenbahn geht nördlich von Kjöge, dicht an der Kjöge-Bucht, die jedem Nordostwinde ganz offen liegt, vorüber, und zwar auf ziemlich niedrigem Wiesenterrain. Es ist daher wahrscheinlich, daß besonders diese Strecke, doch auch die südlich von Kjöge gelegene, vollständig von den haushohen Wogen zerstört ist, so daß sobald daselbst, als durch die Stockung des Verkehrs der seeländischen Eisenbahngesellschaft ein verhältnißmäßig sehr bedeutender Verlust zugefügt wird. Auch die dicht an der See gelegenen Landstraßen in dieser Gegend waren überschwemmt, was seit mindestens 25 Jahren nicht vorgekommen sein möchte. Ueber stattgefundenes Seeunglück sind bis jetzt keine zuverlässigen Nachrichten eingelaufen; man weiß jedoch, daß das enhalten milde Wetter zur Folge hatte, die ohnehin starke Schifffahrt auf der Ostsee zu vermehren, so daß also die vom Sturm überfallenen Schiffe ungewöhnlich zahlreich gewesen sein dürften. Bei Nordoststürmen pflegt die Insel Bornholm den Schauplatz der hier im Lande so bekannten tragischen Strandungen abzugeben; da jedoch der unterseeische Telegraphenapparat dorthin abgerissen ist, so kommen Nachrichten von dort erst in einigen Tagen erwartet werden.

## Charade.

(Vierfylbig.)

Im Ganzen sind dreimal drei Zeichen enthalten,
Die, wenn Du je drei zu Silben vereint,
Sich also dem Auge und Ohre gestalten,
Daß Gleiches ertönet und Gleiches erscheint,
Wo Du auch beginnest und wo Du auch endest,
Und ob Du zur Rechten — zur Linken Dich wendest.

Doch willst Du versuchen, mich einfach zu trennen,
So wirst Du gedenken vergangener Zeit,
Vergänglichen Ruhms, wenn die Letzten Dir nennen
Den Namen, dem dort einst das Wunder geweiht,
Das Staunen erregte in seltsamen Tönen,
Wo grausam die Ersten der Willkür nun frönen.

**Auflösung der Charade in Nr. 133:**
Tropfsteinhöhle.

**Auflösung der Homonyme in Nr. 136:**
Oleander.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 140. Speyer, Samstag, den 23. November 1872.

### Chambre Garnie.

Novelle von F. Jungkans.

(Fortsetzung.)

Die Sonne hatte den kurzen Tagesbogen schon gemessen und den kalten Himmel im Sinken roth angeglüht; der frühe Winterabend dunkelte heran. Walther wunderte sich selber darüber, wie ihn der Gedanke an seine Zimmer, an sein Heim, innerlich erwärmte; er merkte jetzt erst, daß er während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit nur an das Mädchen dort gedacht, Alles nur in Bezug auf sie empfunden und betrachtet hatte. Sie an diesem Abend noch zu sehen, durfte er nicht hoffen, er freute sich aber darauf, wieder in ihrer Nähe zu sein.

Der Zug fuhr ein; die wenigen Straßen, welche vom Bahnhof nach seiner Wohnung führten, waren von dem jungen Mann bald durchschritten; am Hause angekommen, sah er zufällig nach seinen Fenstern in die Höhe und erblickte Licht hinter den zugezogenen Vorhängen. Der Gedanke, daß Christine in seinem Zimmer sich zu schaffen machte, erfüllte ihn mit lange nicht gekanntem Vergnügen; er erstieg die Treppen eilig und leise, trat unhörbar heran und öffnete die Thür. Auf dem Tische stand ihre kleine Lampe und vor demselben auf dem Teppich, die Hände gegen die Tischplatte und den Kopf in die Hände gestützt, kniete das Mädchen vor einem Buche. Bei seinem Eintreten fuhr sie erschrocken in die Höhe. „Guten Abend, mein Fräulein", sagte er lächelnd und ruhig; „ich dachte gerade an Sie und nun sehe ich Sie gleich — das ist schön."

„Ach, verzeihen Sie, Herr Assessor; was müssen Sie von mir denken, daß ich mir diese Freiheit nehme! Ich war im Zimmer, um die Fenster zu schließen, da sah ich das Buch und fing an zu lesen — ich dachte nicht, daß Sie heute Abend noch zurückkommen würden."

„Das glaube ich gern", sagte er behaglich. „Aber was haben Sie denn da Schönes?"

Er nahm das Buch auf und sah sie dann verwundert an. Es war die neueste Lieferung einer Ausgabe des Niebelungenliedes im Grundtexte. „Können Sie das verstehen?" fragte er.

„Es geht jetzt ziemlich. Nach und nach finde ich durch den Zusammenhang heraus, was die meisten auch der schweren Worte bedeuten."

„Sie haben also schon mehr der Art studirt?"

Sie wurde sehr roth und verrieth sich dadurch. „Sie haben die früheren Lieferungen hier gelesen? Ach, das ist reizend! Aber, liebes Fräulein, warum haben Sie mir nie gesagt, daß diese Bücher Sie interessiren? Es würde mir das größte Vergnügen gemacht haben, Sie Ihnen zu leihen!"

„Ich danke Ihnen, Herr Walther."

„Sie danken mir? und wofür, wenn ich fragen darf? Für meinen noch unerwiesenen guten Willen?"

Sie hätte antworten können: „Dafür, daß sie mich ansehen, daß Sie mit mir reden" — und weil ihr Herz voll war, fand sie nichts zu sagen, aber sie faßte Muth und hob die Augen zu ihm auf. Freilich nur, um sie rasch wieder niederzuschlagen; diese flüchtigen Blicke aber waren es gerade, die den jungen Mann bezauberten. Er stand, die Hand auf den Tisch gestützt, vor ihr und sah sie an, da mochte es ihr einfallen, daß es Zeit sei, dem Zusammensein für jetzt ein Ende zu machen. „Es ist kalt bei Ihnen", sagte sie und schritt unter seinem Blick fort, nach der Thür hin; „ich werde sogleich Feuer anmachen. Darf ich Ihre Lampe anzünden?"

Sie wußte genau, wo Alles zu finden war und hantirte geräuschlos und anmuthig, während er noch immer auf demselben Fleck stand; dann nahm sie ihre Lampe auf und bot ihm guten Abend. Er streckte die Hand aus, sie legte scheu die ihrige einen Augenblick hinein. „Haben Sie fleißig gezeichnet?" fragte er noch.

„Ich hatte nicht viel Zeit; es gibt jetzt vor Weihnachten mehr zu sticken als gewöhnlich."

„Aber ich darf doch einmal kommen und sehen, was Sie fertig haben?"

„Ja, bitte. Kommen Sie morgen früh, die Mutter wird in die Kirche gehen."

Er lächelte Antwort; sie ging, drehte sich aber nahe der Thür noch einmal herum: „Ich sage das nicht, weil ich es etwa der Mutter verhehlen will, daß Sie kommen; ich denke nur, es ist für Sie angenehmer so. Die Mutter klagt gern und würde Ihnen nur Trauriges zu erzählen wissen. Nun gute Nacht!"

Am andern Morgen trug Christine Sorge, Alles, was der kleine Haushalt verlangte, früh abzuthun,

Digitized by Google

damit der Mutter Zeit blieb, sich zum Kirchgang vorzubereiten. Es erforderte ein solcher bei ihr immer einen mehrere Tage alten Entschluß und unterblieb oft dennoch, weil die Frau behauptete, sie habe keine Zeit, in die Kirche zu gehen, dieselbe sei für Leute, die wenig zu thun hätten; den Armen, welchen die Erbauung am nöthigsten sei, werde sie auch am sauersten gemacht. An jenem Sonntag nun stand dem frommen Gange äußerlich nichts im Wege; als die Mutter dennoch keine Anstalt zu demselben machte, mußte sich Christine entschließen, sie zu erinnern. „Wolltest Du heute nicht in die Kirche gehen, Mutter?“ meinte sie. „Ich werde ganz gut allein fertig und Du bist schon lange nicht dort gewesen.“

„Da hast Du freilich Recht, aber was hilft es auch? Manchmal denke ich, ich werde das Kirchengehen ganz lassen; ich bete nun schon zwölf Jahre lang — so lange ist's her, daß Dein Vater starb und uns in der Noth ließ — und es wird nicht besser bei uns.“

„Nicht doch, Mutter; wer weiß, wie es erst geworden wäre, wenn Du nicht gebetet hättest“, sagte Christine ernsthaft.

„Ach, schlimmer kann es uns nicht gehen wie jetzt; es fehlte nur, daß unser Verdienst aufhörte und dann würden mir ausgepfändet. Mit Deinem Bruder will es nicht recht fort — Du hast keinen Mann bekommen — ich werde alle Tage hinfälliger . . . was willst Du später anfangen, wenn ich todt sein werde?“

Darauf hatte Christine freilich keine Antwort, sie war aber an jenem Morgen nicht geneigt, sich durch den Hinblick auf die ferne Zukunft betrüben zu lassen. Die Mutter bemerkte ihre stille Heiterkeit und hatte ihre Gedanken darüber. „Wann ist der Assessor gestern Abend zurückgekommen?“ fragte sie nach einer Weile.

„Ich denke mit dem Sechsuhrzug, er kam während Deiner Abwesenheit.“

„Hast Du ihn gesehen?“

„Ja, ich war gerade in seinem Zimmer, um die Fenster zu schließen, als er kam.“

„Nun, er wird heute Morgen weiter nichts brauchen, ich denke, ich gehe. Hole mir mein Gesangbuch: man muß nur immer noch Gott danken, daß man das Leben hat.“

Christine hatte ihre Gründe, der Mutter eine so uneigennützige Handlung wie ein Dankgebet nicht ohne Weiteres zuzutrauen, sondern zu glauben, dieselbe möge auch wohl etwas zu bitten haben. Sie war nun fort und das Mädchen breitete die grüne, verblichene Decke über den Tisch, zu der sie, noch von den Kinderjahren her, das Vertrauen hatte, daß sie dem Zimmer ein besonders ordentliches, ja festliches Aussehen zu geben vermöge. Da klopfte es auch schon und der Assessor trat ein. Er war sorgfältig gekleidet; Christine, der ihre gar einfache Garderobe in der letzten Zeit anfing, einigen Kummer zu machen, trug ihr allerbestes schwarzes Kleid; Beide sahen sich zum ersten Male ordentlich im Tageslicht und sie ertappten sich gegenseitig auf einer momentelangen Musterung des Andern, welche Beide im nächsten Augenblicke lächeln machte. Bald saßen sie zusammen am Tisch über den Zeichnungen Christinens; Walther lobte, verbesserte, fragte; sie durfte erklären, durfte ihre immer originellen Ideen darlegen und wenn er dann einmal rasch den Kopf hob und ihr prüfend und bewundernd in's Gesicht sah, so fühlte sie ein Entzücken, von deren Möglichkeit sie früher keine Ahnung gehabt hatte. Ihre Befangenheit wurde geringer; sie fand endlich sogar den Muth, ihn zu fragen, wie seine Reise verlaufen sei.

Er hatte schon daran gedacht, ihr von der Verhandlung zu erzählen, durch welche seine Theilnahme so lebhaft erregt worden war; eine gewisse Scheu aber, ihr jene jammervollen Verhältnisse vorzuführen, die sich mit den ihren doch in einem Punkte berührten, hatte ihn dann wieder abgehalten; jetzt siegte das Verlangen, auf ihren Zügen die Empfindungen zu verfolgen, welche seine Geschichte wachrufen würde und er begann zu berichten.

Sie saß still in dem kleinen braunen Sopha, die Hände vor sich auf dem Tische ineinander gelegt, die Augen niedergeschlagen. Er sprach so mild und schonend von der Diebin, enthielt sich so ganz der gleichgiltigen, herbklingenden Ausdrucksweise, mit welcher die Insassen den Jammer, der ihnen im Gerichtssaale begegnet, leichthin abzuthun pflegen, daß Christine immer nur dachte: Wie gut er ist! — Wie er bei der Gefangenen gewesen, und sich ihrer angenommen hatte, berührte er nur leicht, sie aber fragte Alles aus ihm heraus. Als er geendet hatte, reichte sie ihm die Hand.

„Diese wird sterben“, sagte er nach einigen Augenblicken des Schweigens, „dann ist sie aller Noth enthoben. Wüßte man nur nicht, daß es mehr, viel mehr solcher Existenzen giebt!“

„Ja, es gibt viele elende Menschen“, meinte sie leise; „das macht, weil Alle zu gern leben wollen, daran sind sie krank.“

Er sah sie überrascht an. Sie fuhr fort, und es kam dabei wieder der müde Ausdruck über sie, welcher ihm früher an ihrem Gesicht aufgefallen war: „Ich habe oft darüber nachgedacht. Was plagt die Armen und Geringen, was erschwert ihnen das Leben? eben die Sorge um dieses Leben selber; sie sind gewohnt zu denken, daß sie es erhalten müssen, und doch kann man sie tausendmal sagen hören, es sei ihnen eine Plage, eine Qual. Niemand aber zwingt sie, diese Qual zu ertragen; die Mühe, zum Leben und Athmen sich das Nothwendige zu erkämpfen, wer legt sie ihnen auf?“

„Wo haben Sie denn diese grausame Logik gelernt, mein Fräulein? — Wenn ich Sie recht verstehe, so wundern Sie sich, daß Diejenigen, denen der Broderwerb irgend welche Mühe kostet, sich nicht lieber kurz und gut das Leben nehmen.“

„Nicht Diejenigen, denen er irgend welche Mühe kostet, sondern Die, welche ihn trotz aller Mühe nicht genügend finden, wie jenes arme Mädchen. Bei solchen Menschen wundert es mich allerdings, daß sie ihrem Leben nicht leichter ein Ende machen.“

Digitized by Google

„Nun, sie suchen sich erst auf andere Weise zu helfen, indem sie, beispielsweise, nehmen, was ihnen Niemand, nicht einmal gegen ihrer Hände redliche Arbeit, in ausreichendem Maße geben will. Zu untersuchen bliebe freilich, warum die Menschen gerade vor dem Tode mehr Furcht haben, als, um bei unserm Beispiel zu bleiben, vor der Strafe des Verbrechens."

(Fortsetzung folgt.)

## Grillparzer's Selbstbiographie.

(Fortsetzung.)

Dem Professor Stein, der ihm schon auf dem Gymnasium „unter allen diesjährigen Schülern das wenigste Ohr für den Vers" zugesprochen hatte, überreichte er „ein ziemlich mittelmäßiges" Gedicht: „Der Abend." „Er las es mit Lob in der Classe vor, wobei denn doch ein gewisses Mißvergnügen durchschimmerte. Am Schluß der Stunde wies er mich zu sich und fragte: von wo ich das Gedicht abgeschrieben habe. Ich sagte, ich hätte es selbst gemacht. Da brach er los und kündigte mir seine Verachtung für meine Lügenhaftigkeit an. Er war auch das ganze Jahr über nicht zu begütigen, und erst spät, nachdem schon meine ersten dramatischen Arbeiten erschienen waren, suchte er seine Ungerechtigkeit durch das liebevollste Entgegenkommen wieder gut zu machen." Um diese Zeit, angeregt durch Schiller's „Räuber", „Kabale und Liebe", „Fiesko" und besonders durch „Don Carlos", schreibt Grillparzer sein erstes Trauerspiel: „Blanca von Castilien", die Gemalin Peters des Grausamen, das mit dem „Don Carlos" zwei Fehler gemein hatte: „daß ich nämlich in der Mitte des Stückes am Plane änderte, und es so ungeheuer lang gerieth, daß man gut zwei volle Abende daran zu spielen gehabt hätte." Er legt es beiseite, ohne es Jemanden zu zeigen, und reicht es erst nach einigen Jahren dem Burgtheater ein, erhält es jedoch als unaufführbar zurück. Zugleich will er mit seinem alten Freunde, dem Studiosus der Theologie, Meißler, ein belletristisches Journal: „Irene", gründen, die Censur versagt aber den handschriftlichen Probebogen die Bewilligung zur Herausgabe, „wobei sie wahrscheinlich sehr Recht hatte."

Mit Eifer widmet er sich den Rechtsstudien, um seinem Vater Freude zu machen. „Alle meine Professoren hielten mich für einen ausgezeichneten Juristen, und nur ich wußte, daß ich es nicht war, denn es fehlte mir Lust und Liebe, und daher auch Geist und Zusammenhang. Dieses sorglose Schlaraffenleben sollte übrigens bald gestört werden." Der Vater fängt an zu kränkeln. Der Arzt constatirt ein organisches Brustübel. „Ich blieb mehr zu Hause und fühlte mich auch sonst melancholisch gestimmt. Da erwachte plötzlich die Neigung zur Musik in mir .... Ich gab den Noten den Abschied und spielte aus dem Kopfe ... Als ich mich später der Poesie ergab, nahm diese Fähigkeit des musikalischen Improvisirens stufenweise ab, besonders seit ich, um Ordnung in meine Gedanken zu bringen, Unterricht im Contrapunkt nahm. Die Entwickelungen und Fortschreitungen wurden nun richtiger, aber das Inspirirte ging mir verloren, und gegenwärtig kann ich nicht viel mehr, als beim Erwachen meiner musikalischen Neigung. Ich hatte immer das Wunderliche, daß wenn ich von einem Gegenstand auf den andern übergring, ich mit der Lust an dem früheren auch zugleich alle erlangte Fertigkeit, ja Fähigkeit verlor. Ich habe alles getrieben, was der Mensch treiben kann: Tanzen und Jagen, Reiten und Fechten, Zeichnen und Schwimmen, nichts ist mir fremd geblieben, ja, ich habe es, mit Ausnahme der Jägerei, mit einer gewissen Anlage getrieben und das Alles ist mir fremd geworden. So war ich einer der besten oder wenigstens der elegantesten Schwimmer, und wenn man mich heute ins Wasser würfe, ich würde gewiß ertrinken. Die Inspiration war mein Gott und ist es geblieben."

Der Vater wird kränker, das Kriegsjahr 1809 bringt Theuerung und Verwirrung nach Wien, die Vermögensverhältnisse des Grillparzer'schen Hauses werden immer bedenklicher. Wien wird von den Franzosen belagert und beschossen. „Ich hatte mich bei der Belagerung von dem Studentencorps nicht ausschließen können, das einen Theil der Festungsmauer besetzte. Was meine eigene Haltung während der Beschießung betrifft, so war sie nicht besonders muthig, aber auch nicht furchtsam." Bei Abschluß des Preßburger Friedens, der Oesterreich ein Drittheil der Monarchie kostet, wird der Vater heftig erschüttert. „Von da an hatte er kaum mehr ein Wort gesprochen. Nur als ich an einem der folgenden Tage, von einer dunkeln Ahnung eines baldigen Endes ergriffen, an seinem Bette auf die Kniee sank und seine Hand wärmend küßte, sagte er: „Nun, ist's zu spät!" womit er denn doch wohl andeuten wollte, daß er mit meinem Wesen und Treiben nicht völlig zufrieden sei. — Desselben Tages saßen wir Mittags bei Tische, und zwar, seinem Wunsche gemäß, in dem Zimmer, in dem er lag. Da that er ein paar stärkere Athemzüge. Wir sprangen auf und eilten hinzu, er aber war — todt!"

Die Familie bleibt in der hilflosesten Lage zurück. Es ist nicht nur kein Vermögen, es sind Schulden da. In dieser Noth reicht Franz sein Trauerspiel: „Blanca von Castilien" dem Burgtheater ein, in Erwartung eines Honorars. „Mir selbst fiel bei der Rückgabe meines Trauerspiels die Prophezeiung meines Vaters ein, und ich fühlte mich in dem Entschlusse bestärkt, der Poesie, vor Allem der dramatischen, für immer den Abschied zu geben." Zunächst verdient unser Student durch juridische Instructionen bei zwei jungen Edelleuten etwas Geld, dann tritt er nach Vollendung seiner Studien als juridischer Informator des Neffen in das Haus eines reichen, wunderlichen Grafen. „Der junge Graf, ungefähr von meinem Alter, wird mir nicht übel nehmen, wenn ich hier niederschreibe, daß aus unsern Studien, wohl aus beiderseitiger Schuld, nicht viel herauskam. Der alte Onkel war eine eigentliche Caricatur, höchst bornirt, eigenwillig, geizig. Als ehemaliger Gesandter an einem großen deutschen Hofe und Concommissarius in Regensburg, sprach er gerne von seinen Missionen. Ich habe ihn

Digitized by Google

geizig genannt, er war es, mit Ausnahme von zwei Rubriken: sein Stall und die Küche. Im ersteren hielt er eine Anzahl der ausgezeichnetsten Prachtpferde, die er aus übergroßer Schonung kaum benützte. Die Küche besorgten abwechselnd ein französischer und ein deutscher Koch vom ersten Range. Seine Neigung gewann ich besonders durch meinen damals starken Appetit. Täglich kam er zwischen 11 und 12 Uhr in seinem schmutzigen Schlafrock auf mein Zimmer, um mir den Küchenzettel des Tages vorzulesen und eine Art Feldzugsplan zu verabreden: von welcher Speise nämlich viel und von welcher wenig, mit Rücksicht auf eine nachfolgende bessere zu verwenden sei. Ich hätte in seinem Hause ein Feinschmecker werden müssen. Demungeachtet war ich in der Folge froh, wieder zur ärmlichen Kost meiner Mutter zurückzukommen. Uebrigens hielt er mich für einen Jacobiner, mit welchem Namen er Alle bezeichnete, die anders dachten, als er."

Für den Sommer begleitete Grillparzer die Familie auf ihre Schlösser.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

**Mainz**, 18. Nov. Anfangs voriger Woche entwich aus der hiesigen Stadelle ein Sträfling. Derselbe befand sich noch in Untersuchungshaft, hatte jedoch mit längerer Festungsstrafe schließen müßte. Das erste Local, in dem er sich befunden hatte, schien ihm nicht günstig zur Flucht, er meldete sich deßhalb krank und gab an, daß er mit einem Bruche behaftet sei, so daß er mit einem Bruchbande versehen ward und in ein anderes Gemach verbracht wurde. Aus dem Bruchbande nahm er die beiden Federn heraus und benutzte sie, um rings um die Eisenstangen des Fensters, das losgekrazen, bis auf den ganzen Rahmen herausnehmen konnte; nun hatte er aber noch ein dickes Drathgitter zu durchbrechen, er that dies mit übermenschlicher Anstrengung, denn das Gitter war über und über blutig von seinen Händen. Einen eisernen Griff hatte er schon an der Wand seiner Zelle herausgebrochen, diesen klemmte er nun zwischen zwei noch feste Eisenstangen und arbeitete sich durch die nur 7 Zoll große Oeffnung hindurch, dann befestigte er seine in Streifen zerschnittene Kutte und ließ sich daran herunter in den Crystallgraben. Dort muß er zu Boden gekommen sein. — Bis jetzt ist es noch nicht gelungen, des Entflohenen habhaft zu werden.

Die Deutsche Reichs-Correspondenz schreibt: „In den letzten Tagen wurde die weltberühmte Krupp'sche Gußstahl-Fabrik in Essen wiederum gegen Feuersgefahr versichert. Die Versicherungssumme ist zu sprechend für Umfang und Bedeutung des Etablissements, als daß sich die Mittheilung derselben nicht verdhnte. Dieselbe beläuft sich auf nicht weniger als 6,561,330 Thaler. Selbstredend repräsentirt dieser Betrag nur diejenigen Werthe, welche unter einem Feuer wesentlich leiden können. Nicht versichert sind namentlich der Wald von Dampfessen und das dazu gehörige unterirdische Canalsystem, die das ganze Werk durchlaufende, alle Werkstätten mit einander verbindende Eisenbahn- und Telegraphenleitung, die kolossalen Vorräthe an Metallen ꝛc. An der gesammten Versicherung participiren 12 Versicherungs-Gesellschaften, und zwar die namhaftesten deutschen; alle ausländischen insbesondere sind principiell ausgeschlossen.

**Berlin**, 18. Novbr. Der „Berl. Volksztg." wird aus Hagen (Preußen) geschrieben: „Gestatten Sie, daß ich die in unserer Gegend zur Zeit grassirende Gründerwuth wieder mit einigen erbaulichen Exempeln beleuchte. Der Verfasser zählt hierauf eine Menge solcher Schwindelgeschäfte her, von welchen wir als Beispiel nur Eines hier folgen lassen: „Da sind die Hagener Gußstahlwerke, welche mit einem Capital von 700,000 Thlr. in eine Actiengesellschaft umgewandelt und bei der Ankündigung in der Berliner Börsenzeitung mit der pomphaften Angabe eingeführt wurden, das Werk habe jährlich 80,000 Thaler verdient. Diesem gegenüber nur die Thatsache, daß der frühere Besitzer im vorigen Jahre gegen die Heranziehung mit 30 Thaler zur Einkommensteuer remonstrirte, weil er nichts verdient habe. Es wurde dann ein Vertrauensmann zur Einsicht der Vermögenslage abgesandt und dieser bestätigte in der That, daß der Fabrikbesitzer eine 30 Thaler Einkommensteuer zahlen könne. Derselbe Vertrauensmann ist heute ein warm eingekleideter Verwaltungsrath der Gußstahlwerke. Die Gemeinde, in deren Bezirk die Werke liegen, hat in Folge der pomphaften Angabe über den seitherigen Verdienst das Stahlwerk mit 6000 Thlr. jährlicher Communalsteuer belegt, dazu kommen mindestens 1500 Thlr. Staatssteuer, macht zusammen 7500 Thlr. Frage: Wenn nun der frühere Besitzer in Folge seines Nichtverdienstes keine 30 Thlr. Steuer zahlen konnte, was bleibt für die Actionäre?"

Ueber die Ueberschwemmung an der Ostseeküste berichten die „Ostsee", die Strafsunder" und die „Baltische Ztg.": Stralsund, 17. Nov. Die völlige Ueberfluthung des ganzen Küstenstrichs — Darß bis zum Pramort ist nicht, wie man hier gestern noch hoffte, ohne Verlust an Menschenleben vor sich gegangen. In dem Dorfe Prerow allein sind 15 Menschen ertrunken. Die Beschreibung der Augenzeugen, welche die Stätten der Verwüstung gesehen haben, ist eine höchst betrübende. Wüßte man nicht, daß dort viele Menschen gewohnt haben, lange bevor das Land eingedeicht war, so möchte man sagen, an einen Wiederaufbau der zerstörten Gebäude zu denken. Ohne eine energische finanzielle Hilfe können sich die verarmten Bewohner überhaupt nicht wieder aufraffen. — Die beiden vorgestern von hier nach Zingst und Sundische Wiese abgegangenen Dampfer sind heute Mittag um 12 Uhr zurückgekehrt. Das Wasser hat dort noch mehrere Fuß hoch, die Gebäude sind durchweg stark beschädigt, die Bewohner sitzen in den Dachgeschossen, obgleich auch diese durch den Sturm gelitten haben. Ein Theil der Expedition ist noch mit dem Dampfer „Möwe" nach Prerow gegangen. Der Pastor zu Zingst hatte 75 Personen im Hause. Die Expedition hat den mitgenommenen Proviant zur Vertheilung abgegeben.

Der die „Jobsiade" gedichtet, Dr. Karl Arnold Kortüm, aber richtiger nach der Familien-Ueberlieferung Kortum, 1745 zu Mülheim an der Ruhr geboren, war von 1771 an bis zu seinem Tode 1824 Knappschaftsarzt zu Bochum und wegen seiner heiteren Laune sowohl in der Grafschaft Mark wie im Herzogthum Berg allgemein beliebt. Einer seiner besten Schwänke war im Jahr 1796 die Stiftung der „hermetischen Gesellschaft", die aus nur zwei wirklichen Mitgliedern, Kortum selbst und Dr. Bährens, bestand, aber durch das Vorgeben, dem Geheimniß des Goldmachens auf der Spur zu sein, Hunderte von Gimpeln anlockte und zu Ehren-Mitgliedern ernannte. Der in den letzten Jahrzehenden vielgenannte „Ulk" von Haspe war nur eine Nachahmung jenes von dem Bochumer „Bergdoctor" ausgeführten Scherzes.

**Hohes Alter.** Zu Kannon in der Grafschaft Glengary Nord, wie der „Toronto Globe" verbürgt, am 18. Sept. d. J. Ann Campbell im Alter von 130 Jahren. Sie war im Jahre 1742 auf der schottischen Insel Skye geboren, verlebte im Hauskalte des Capitän Murray 50 Jahre hindurch die Dienste einer Milchfrau, wanderte im Alter von 87 Jahren nach Canada aus und lebte daselbst ein Gegenstand des Wunders für Canadier sowohl als Amerikaner noch weitere 43 Jahre. Sie war niemals krank gewesen und war thätig und lebhaft bis zwei Tage vor ihrem Tode. Im vergangenen Sommer noch melkte sie täglich 12 Kühe. 24 Stunden vor ihrem Tode verlor sie die Sprache und starb endlich ohne jeden Kampf.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 141. Speyer, Dienstag, den 26. November 1872.


## Chambre Garnie.

Novelle von F. Jungkans.

(Fortsetzung.)

Sie hatte aufmerksam zugehört und nickte jetzt.

„Aber mein Fräulein, da kommen wir auf ein sehr abstractes Gebiet; ich muß gestehen, zu einer derartigen psychologischen Untersuchung wenig Neigung zu spüren. Wie nachdenklich Sie drein schauen! Sie selber, haben Sie denn vom Leben eine so geringe Meinung?"

„Wenigstens habe ich nicht viel Ursache, eine hohe Meinung von demselben zu hegen. Wenn ich die Mühe, die es mich schon gekostet hat, mit der Befriedigung, die es abwarf, vergleiche, so —"

„Nun?" fragte er gespannt.

„So finde ich, daß ich eigentlich das Recht hätte, einen so unvortheilhaften Besitz aufzugeben."

„Hätten Sie Muth dazu, Fräulein Christine?"

Er nannte sie zum ersten Male bei ihrem Taufnamen. Das Blut stieg ihr in die Wangen und sie konnte sich plötzlich nicht mehr zurecht finden unter den trüben Ideen, mit denen sie sonst verkehrte. „Bitte, lassen Sie uns davon nicht mehr reden, Herr Walther", sagte sie; „was kann Ihnen auf meine einfältigen Gedanken ankommen!

„Ihre Gedanken sind mir sehr interessant, mein Fräulein. Sie sind auch durchaus nicht einfältig, wohl aber viel zu ernst für Jemand so jung wie Sie."

„Ich bin nicht jung. Ich bin 24 Jahre alt und ich komme mir oft noch älter vor. Die Jahre werden Einem lang, wenn sie so still, eines wie das andere, vergehen."

Sie sagte das einfach, ohne Klage, mit einem ergreifenden Ausdruck der Wahrheit. In Walther stieg eine Ahnung auf von der furchtbaren Einförmigkeit eines solchen Traumlebens, ein plötzliches Verstehen, das ihn schaudern machte. Die eigenartige Richtung des Mädchens aber, ihre unabhängige und stolze Schätzung des Lebens nach Dem, was es eigentlich werth ist, zog ihn mächtig an, wie ihn die stille Hoffnungslosigkeit, welche aus ihren Mienen sprach, mit innigem Mitleid erfüllte. Wie sehr verlangte es ihn, sie froh zu sehen: die edelsten Genüsse, welche das Leben bietet, hätte er ihr erschließen mögen, alles Gute und Liebe wünschte er ihr. Unbedacht ließ er sie all' dies Wohlwollen merken; es gab ihm die sanftesten Worte ein, es strömte aus seinen prächtigen Augen erwärmend auf sie nieder und klang aus dem herzlichen Ton seiner Stimme, der sie erzittern machte. Und sie, nach Art der Frauen, erwiderte diese allerdings reiche und schöne Gabe mit Allem, was sie besaß; ihr Denken und Wollen, ihr ganzes Sein gab sie hin mit der unerreichbaren Großmuth der Armen.

Die Zeit war den jungen Leuten rasch vergangen, besonders Christine schaute mit ungläubigen Augen nach der Uhr an der Wand; daß die Stunde schon so weit vorgerückt sein sollte, kam ihr wie Zauberei vor.

„Die Mutter wird nun bald aus der Kirche kommen", sagte sie zögernd.

„Gut, lassen wir sie, ich werde mich nicht wegschleichen wie der Fuchs aus dem Taubenschlage", meinte er lächelnd.

Wie wohl that ihr das; fühlte sie doch, daß sie nicht widerstanden haben würde, wenn er von ihr verlangt hätte, seinen Besuch zu verhehlen. Wie viel besser war es so; er schämte sich der freundlichen Neigung nicht . . . . . ach, vielleicht gab es doch ein Glück auf der Welt!

Die Mutter kam jetzt zurück, ihrerseits auch in besserer Stimmung als gewöhnlich, da sie die tröstlichen Bibelsprüche des Predigers von dem endlichen Wohlergehen, das den Gerechten, wenn auch in einem andern Leben, erwartet, naiv genug in sehr irdischer Weise und zu ihren besondern Gunsten sich gedeutet und, so gut sie es vermochte, einmal wieder Hoffnung geschöpft hatte. Den Assessor, dessen Besuch ihr in Folge solcher Gedanken in ganz besonderem Lichte erscheinen mochte, empfing sie sehr freundlich.

„Wir werden uns immer freuen, wenn Sie bei uns vorsprechen", sagte sie. „Freilich müssen Sie vorlieb nehmen bei einer armen Frau, die sich eben nur durchschlägt . . ach, und es wird uns sauer genug gemacht. Was kostet doch ein solcher harter Winter viel Geld! Und eben höre ich von Frau Schmidt, mit der ich aus der Kirche ging", fuhr sie zu Christine gewendet fort, „daß uns der Hauswirth wieder mehr abzunehmen gedenkt. Wahrhaftig, ich weiß nicht, wie wir Alles noch erschwingen sollen!"

Christine war bei diesen Erörterungen, die Walther mit gutmüthigem Lächeln und theilnehmendem Wort hinnahm, glühend roth geworden; wollte die Mutter

Digitized by Google

dem Assessor einen höheren Miethpreis abpressen? Sie wagte nicht, nach ihm hinzusehen. Endlich gelang es ihm, ihren Blick aufzufangen; er begriff ihre Verlegenheit und sein Auge beruhigte sie. Er verabschiedete sich dann von der Mutter mit höflicher Verbeugung, Christine reichte er die Hand, worüber die Frau nicht verfehlte, ihre Betrachtung anzustellen.

„Seltsam", dachte Walther, als er in seinem Zimmer am Schreibtisch saß und er lächelte vor sich hin, „für die gute Frau drüben bin ich nichts als der Miethsmann, den sie nach Kräften auszubeuten entschlossen ist — in ihren Augen existire ich nur, um ihr etwas einzubringen; Christine dagegen — sie würde, glaub' ich, lieber hungern, als mich um einen Heller übervortheilen — das liebe Mädchen! Es klopft! Herein! wer will mich wieder plagen! — Ach, Colmar! was verschafft mir die seltene Ehre?"

„Nun, nun, nicht gleich so spitz! Wer sich, wie Du, in menschenverlassene Gegenden zurückzieht, der darf sich nicht wundern, wenn er von Bekannten, die Beruf und Neigung noch an ihre Mitgeschöpfe fesseln, wenig zu sehen bekommt."

„Ich gratulire Dir zu dem Epitheton ornans, „menschenverlassen". Es klingt recht gut, auf Genauigkeit macht es aber wohl keinen Anspruch, sonst möcht' ich mich gemüßigt finden, Dir die Seelenliste aus dem Hause hier, welche gestern behufs Ausfüllung meinerseits in meine Hände gelangt ist, vorzulegen."

„Danke sehr. Aber um auf Hausgenossen zu kommen, wie wirst Du mit Deiner blonden Wirthin fertig, die damals gleich einen so tiefen Eindruck auf Dich machte?"

Colmar hatte, auf eine einladende Geberde seines Freundes hin, auf dem Sopha Platz genommen; seine Cigarre brannte, er lehnte sich zurück, sah behaglich dem Rauche nach und schien bereit, das eben berührte Thema mit all' der Hingebung, welche die Dinge dieser Welt überhaupt jetzt von ihm beanspruchen konnten, zu behandeln. Nicht so Walther. Er gab eine gleichgiltige Antwort und fragte dann, was Jener mit seinem Sonntage anzufangen gedenke.

„So viel wie immer, mein Lieber, das heißt nichts . . . Also kann gesehen hast Du sie? Das nimmt mich nicht Wunder, sie kam mir gleich eigenthümlich vor, etwas vornehmlich, weißt Du, aber im Ganzen nicht übel. Hübsch, freilich, hübsch war sie nicht."

„Du hast Recht", sagte Walther ruhig; Fräulein Werner ist nicht eben hübsch zu nennen."

Colmar setzte das Lorgnon auf und sah Walther an. „Sie gefiel Dir aber doch Anfangs, nicht wahr?"

Der Assessor war auf seiner Hut. „Sie gefiel mir? habe ich das gesagt? Nun, dann würde sie mir auch wohl noch gefallen; ich habe keine Gelegenheit gehabt, mein Urtheil über die junge Dame zu ändern."

„Die junge Dame!" spottete ihm Colmar nach. „Auf das große blasse Frauenzimmer in dem altmodischen Anzuge scheint mir der Ausdruck eben so gut zu passen wie auf die Statue jener ästlichen Muse, der Schutzgöttin des Odeons in B.; erinnerst Du Dich ihrer noch? Auch sie pflegte Dich, wenn ich nicht irre, zu begeistern."

„Das ist möglich, ich weiß es nicht mehr. Schon damals scheinst Du Dich lebhaft für meinen Geschmack interessirt zu haben."

„Ja, er war immer apart. Uebrigens thue ich der „jungen Dame" doch wohl Unrecht mit dem Vergleich. Sie kann kaum über fünfundzwanzig zählen."

Walther zog seinen Stuhl an den Tisch und klopfte die Asche von seiner Cigarre. „Wahrscheinlich nicht mehr", sagte er. „Soll ich auf der vorhin erwähnten Liste nachsehen?" Er sprach im gemüthlichsten Tone von der Welt und Colmar rief aus: „Nun, ich beginne, an Deine Tugend zu glauben! Uebrigens bleib' ich dabei, das Mädchen war so übel nicht. Ich hätte mein Glück bei ihr versucht; wenn man zu so viel langer Weile verdammt ist, wie ich, lernt man vorlieb nehmen." Walther biß die Zähne auf einander, aber er enthielt sich der Zurechtweisung, die ihm auf die Lippen wollte; nur indem er die größte Gleichgiltigkeit zur Schau trug, konnte er den Namen des schon geliebten Mädchens vor fernerm Mißbrauch bewahren. Er stand auf und trat an's Fenster. „Sehr kurzweilig ist meine Nachbarschaft allerdings nicht gerade. Wie sieht es denn auf der Promenade aus? Ich war verreist und bin lange nicht dort gewesen."

„Nun, die Bäume stehen alle noch, es gehen auch noch immer dieselben Hunde dort spazieren. Da wir von Hunden reden — hast Du eigentlich den Bräutigam der kleinen Ternow schon gesehen? Du solltest ihn kennen lernen."

„Ich bin durchaus nicht abgeneigt."

„Du warst noch nicht dort nach der Verlobung?"

„Nein." — „Nun, dann komm' mit mir. Du siehst ja feierlich genug aus." Hier wurde die Lorgnette wieder zur Hand genommen, zum Mißbehagen Walther's, welcher halb und halb fürchtete, Colmar möchte ihm aufsehen, wo er gewesen sei. „Wahrhaftig süperb! Ach, Du hast Besuche machen wollen und ich habe Dich zurückgehalten."

„Ich wollte allerdings zum Director, wenn Du aber zu Ternow's gehst und mich in's Schlepptau nehmen willst —"

„Wenn mich nicht Alles trügt, darfst Du auf einen sehr guten Empfang rechnen. Die alten Verehrer sind wieder in Requisition, da man den Bräutigam gern ein wenig eifersüchtig hätte."

Walther war bald bereit und Beide gingen. Auf dem Flur sah sich Colmar, zur heimlichen Entrüstung seines Begleiters, auf's Angelegentlichste um, aber trotz der Lorgnette ganz ohne Erfolg; alle Thüren blieben verschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

## Grillparzer's Selbstbiographie.

(Fortsetzung.)

„Nun verwirren sich, wahrscheinlich durch die Langweiligkeit der Sache, meine Erinnerungen. Ich

Digitized by Google

weiß nur, daß ich im Februar 1813 als unsoldeter Praktikant bei der Wiener Hofbibliothek eintrat, zugleich aber noch immer im Hause des Grafen Hofmeisterle." Ja, im nächsten Sommer begleitet er seinen Zögling wieder auf ein Jagdschloß in Mähren. Hier zieht er sich ein langwieriges Nervenfieber zu. Die gräfliche Familie reist ab und läßt ihn hilflos, ohne Pflege, ohne Arzt zurück. „Bei meiner Rückkunft nach Wien machte ich den Eindruck der Erscheinung eines Verstorbenen. Dann beschäftigte ich mich, ich hätte bald gesagt eifrig, in der Hofbibliothek. Von Eifer war damals in dieser Anstalt überhaupt wenig zu bemerken." Nebenbei treibt er Französisch, Englisch, Italienisch und Spanisch. Er übersetzt Calderon's „Leben ein Traum" in deutsche Verse. Inzwischen war Graf Herberstein, dirigirender Vicepräsident der Finanz-Hofkammer, auf Grillparzer aufmerksam geworden. Er bietet ihm eine Anstellung als Expedient im Protokoll-Hauptzoll- und Verzehrungssteuer-Amte an. „Ich weiß nicht, war es die Neuheit der Sache, das gefällige Entgegenkommen aller Vorgesetzten oder das angenehme Gefühl der Freiheit von dem Druck im gräflichen Hause, ich fand mich ganz gut in Alles, und es stellte sich sogar eine Art Heiterkeit ein. Die „Ahnfrau" war inzwischen vergessen, auch ich hatte Schreyvogel seither nicht besucht. (Dieser, ein bekannter Dramaturg und Dichter, hatte Grillparzer schon längst zum Niederschreiben seiner „Ahnfrau" gedrängt.) Da, am Ausgange des Sommers, begegne ich ihm auf einem Spaziergange auf dem Glacis. Er ruft mir schon von weitem zu: „Wie steht's mit der „Ahnfrau"? Ich antwortete ihm ganz trübselig: „Es geht nicht!" Schreyvogel erwidert: „Die Antwort habe ich einst Göthe gegeben, als er mich zu literarischer Thätigkeit aufmunterte; Göthe meinte: Man muß nur in die Hand blasen, dann geht's schon!" — Und so schieden wir von einander. Diese Worte des großen Meisters gingen mir gewaltig im Kopfe herum. Sollte es — bei allem Abstande der Begabung — Anderen so leicht werden, daß sie nur in die Hand zu blasen brauchten, und ich selbst brächte gar nichts zu Stande! Mein tiefstes Wesen fand sich empört. Meinen Spaziergang allein fortsetzend, dachte ich über die „Ahnfrau" nach, brachte aber nichts zu Stande, als die acht oder zehn Verse, die der alte Graf zu Anfang des Stücks spricht . . . . ." Aber dann kam die Begeisterung mit fast dämonischer Gewalt über den jungen Dichter und er schrieb in fünfzehn Tagen die ganze „Ahnfrau" nieder. Welchen Erfolg sie in Wien hatte, ist bekannt.

Frühling und Sommer vergingen in träumerischem Nichtsthun. „Gegen Anfang des Herbstes machte ich einen Spaziergang längs der Donau in den Prater. Bei den ersten Bäumen begegnet mir Doctor Joel, der mich anfuhlt und mir sagt, wie der Capellmeister Weigl lebhaft einen Operntext wünsche. Er habe einen vortrefflichen Opernstoff gefunden. . . . . Er nannte Sappho. Ich versetzte augenblicklich, das gäbe allenfalls auch ein Trauerspiel. Er dagegen meinte, dazu seien denn doch zu wenig Begebenheiten . . . ." Das eine Wort hatte gezündet. Als Grillparzer spät Abends aus dem Prater kam, war der Plan zu „Sappho" fertig — und in drei Wochen das Stück. Am 21. April 1818 wurde es mit Sophie Schröder aufgeführt. Es „machte unglaubliche Sensation." Der Ertrag war wieder höchst unbedeutend. „Graf Stadion, damaliger Finanzminister, dem die Wiener Hoftheater untergeordnet waren, ließ das Burgtheater mit mir einen Contract auf unbestimmte Zeit abschließen, durch den mir, bis ich im Staatdienste befördert werden könnte, als Theaterdichter ein Gehalt von jährlichen 2000 fl. Papiergeld zugesichert wurde. Selbst Fürst Metternich ließ mich zu sich kommen und empfing mich, wobei Hofrath Gentz als Dritter gegenwärtig war, aufs freundlichste. Er belobte mich und mein Stück, fragte mich um meine Aussichten und Wünsche und erbot sich, jeden derselben, soweit sein Einfluß reichte, wie er sich höchst bescheiden ausdrückte, zu unterstützen und zu fördern . . . . . Ueberhaupt herrschte damals die günstigste Stimmung für mich in allen Schichten der Gesellschaft."

Kränklichkeit führt Mutter und Sohn nach Baden bei Wien zum Sommeraufenthalt. Hier sollte Grillparzer einen neuen Tragödienstoff finden. „Wir waren in Wien angekommen, indeß unser Gepäck noch zurück war. Das mir bestimmte Zimmer war von dem Sohne der Hauswirthin, einem Studenten, bewohnt worden. Da meine Bücher noch nicht angekommen waren, ergriff ich einen von ihm zurückgelassenen Schweinslederband. Es war Hederich's mythologisches Lexikon. Darin umherblätternd, fiel ich auf den Artikel Medea. Nun wußte ich, wie natürlich, die Geschichte dieser berüchtigten Zauberin sehr wohl, hatte aber die einzelnen Ereignisse in solcher Nähe auf einmal nie vor mir gehabt. Mit derselben Plötzlichkeit wie bei meinen früheren Stoffen gliederte sich auch mir dieser ungeheure, eigentlich gräßte, den je ein Dichter behandelt hat. Das goldene Vließ war mir als ein sinnliches Zeichen des ungerechten Gutes, als eine Art Nibelungenhort, obgleich an einen Nibelungenhort damals Niemand dachte, höchst willkommen. . . ."

Grillparzers Kränklichkeit nimmt zu, und er geht mit Ladislaus Pyrker, dem späteren Erzbischof von Erlau, nach Gastein. „Dieses Bad hat mir damals wahrscheinlich das Leben gerettet. Ich kam gestärkt und wieder arbeitsfähig zurück. Es ging nun an die Ausführung des „goldenen Vließes." Nie habe ich an etwas mit so viel Lust gearbeitet." Schon ist er über die Hälfte der zweiten Abtheilung gelangt — da unterbricht ihn der jähe furchtbare Tod der Mutter. Man hat bis jetzt allgemein geglaubt die Mutter habe selber Hand an sich gelegt! Dem widerspricht Grillparzer's Darstellung auf das bestimmteste. „Ihre Krankheit verschlimmerte sich von Tag zu Tag; sie konnte endlich das Bett nicht mehr verlassen, ja es stellte sich periodenweise eine eigentliche Geistesverwirrung ein. In diesem Zustande begehrte sie, da die österliche Zeit herannückte, aufzustehen und zur Communion zu gehen. Um sie zu beruhigen, versprach ich ihr, nächsten Tages den Priester holen zu lassen. Und so legte ich mich zu Bett. Gegen Morgen wurde ich durch ein

Digitized by Google

Klopfen an meine Thür geweckt. Es war die Magd, die eigens zur Pflege der Kranken aufgenommen worden war. Sie bat mich um Gotteswillen hinüberzukommen, da die gnädige Frau durchaus nicht ins Bett zurückgehen wolle. Ich eilte ins Zimmer meiner Mutter und fand diese halb angekleidet, an der Wand zu Häupten ihres Bettes stehend. Ich beschwor sie, sich keiner Erkältung auszusetzen und wieder niederzulegen, erhielt aber keine Antwort. Ich faßte sie an, um allenfalls ihrer Schwäche nachzuhelfen; da, beim Scheine des von der Magd gehaltenen Lichtes, sah ich ihre Züge starr und leblos. Ich hielt meine Mutter todt in meinen Armen ....." Alle Wiederbelebungsversuche sind umsonst. Ein Schlagfluß hat sie getödtet. „Was ich empfand könnte nur derjenige beurtheilen, der das, ich möchte sagen Idyllische unseres Zusammenlebens gesehen hätte. Seit ich nach dem Verstegen ihrer eigenen Hilfsquellen allein die Bedürfnisse des Hauses bestritt, vereinigte sich für sie in mir der Sohn und der Gatte. Sie hatte keinen Willen, als den meinigen, mir fiel aber auch nicht ein, einen Willen zu haben, der nicht der ihrige gewesen wäre ..."

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

Es heißt immer: In München wird am meisten getrunken. Nun findet sich aber in einem Wiener Blatte ein Vergleich, der Wien in Bezug auf Bierconsum nicht weit hinter München zurücklässt. Dazu kommt noch zu erwägen, daß in Wien noch sehr viel Wein getrunken wird. Das Blatt schreibt: Im Jahre 1871 wurden innerhalb der Verzehrungssteuer-Linien Wiens nicht weniger als 72,171,758 österreichische Maaß Bier consumirt. Unter Annahme der Summe der männlichen Bevölkerung Wiens im Alter über 15 Jahren nach dem amtlichen Zählungsresultate vom Jahre 1870 entfallen demnach auf je einen Kopf der männlichen Bevölkerung vom 16. Lebensjahre aufwärts per Jahr 319 Maaß oder 3½ Seitel per Tag. In München betrug im selben Jahr der Bierverbrauch 662 Mill. bayerische Maaß. Nach Abrechnung der Frauen und Kinder entfallen somach hier auf den männlichen Theil der Bevölkerung per Kopf und Tag zwei Maaß (bayerische Maaß zu zwei Seitel), also vier Seitel Bier.

Aus Broacker, 18. Nov., schreibt man den „H. Nachr.": Von den kleinen Fischerorte Wenningbund an der aus dem deutsch-dänischen Kriege bekannten Bucht gleichen Namens steht heute kaum mehr Stein auf Stein. Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit wuchs das Wasser, so daß es geschehen konnte, daß sich die Bewohner der Fischerhäuser zu ihrem Entsetzen plötzlich von den wogenden Fluthen umgeben sahen; da die meisten Boote bereits zertrümmert waren, schien wenig Aussicht zur Rettung. Freilich wurden nach den anderen Dörfern Wagen abgesandt, um Boote herbeizuholen; doch langten diese erst an, als die meisten Häuser bereits zertrümmert, aber auch das Werf der Rettung an den unglücklichen Insassen der bedrängten Häuser vollbracht war. Das stärkste aller Boote hatte den Wogenschlägen widerstanden und sich von dem Pfahl losgerissen, an den es gebunden war. Den vereinten Anstrengungen Vieler gelang es, das an den Strand geschleuderte Boot aus der brandenden Fluth zu retten und über ein Ackerfeld auf die jetzt mit tiefem Wasser bedeckten Wiesen zu bringen, an deren Ausgang die bedrohten Häuser lagen. Freilich zeigte sich nun wieder der bedenkliche Mangel an tüchtigen Führern des Bootes, da die Fischer fast sämmtlich in ihren Häusern überrascht waren. Unter Führung des früheren Hebungsbeamten Kirkerup gingen endlich ein Schmied, ein Schuster, ein Dachdecker und ein Müllerknecht in's Boot, und nach halbstündiger Bemühung gelang es, die Insassen des ersten Hauses, etwa 9 Personen, sicher an's Land zu bringen. Viermal mußte die Fahrt unternommen werden, es galt, etwa 36 Personen zu retten; die eben geretteten Fischer waren zum Theil wieder die Ersten, die ihr Leben an die Rettung der Nachbarn wagten. Unterdessen rissen die Fluthen unter donnerdem Getöse das eine Haus nach dem anderen nieder. Ein mit Ziegeln gedecktes Haus stürzte unter Gepraffel, als noch alle Bewohner darin waren, 19 Personen, worunter einige kleine Kinder. Und dennoch wurden auch diese von dem schon herannahenden Boot sämmtlich gerettet, da noch ein Theil des Daches zusammenhielt, an das sie sich klammerten. Leider waren durch das über Erwarten geglückte Rettungswerk Einige verwogen geworden und machten die Fahrt noch einmal, um ein Paar Schafe zu holen, die auf den Boden des einen Hauses gebracht waren. Während sie beschäftigt sind, die Thiere zu retten, stürzt das Haus — einer kommt auf einem Theil des Daches über die Fluthen getrieben, zwei retteten sich auf einen Baum, einer büßt seine Bewegenheit mit dem Tode. Es war schwer, jetzt noch bei hereinbrechender Dunkelheit Mannschaften zu finden, den Rettungsversuch zu machen. Nach dem ermuthigenden Beispiel des eben angekommenen Hamburger Schiffscapitäns August Meylan, der jetzt in Brocker wohnt, gelang es, auch zur Rettung der zwei im Baume hängenden Männer Leute zu gewinnen — halbsteift vor Erstarrung wurden endlich auch sie an's Land gebracht. — Bei Dunkelheit standen gestern Abend noch drei Häuser; heute Morgen ist auch ihre Spur verschwunden, und wo gestern ein Fischerdorf mit 10 Häusern und 15 Familien stand, wogt heute die Fluth, ohne Spur der menschlichen Wohnungen.

Die Auferweckung von den Todten ist kein Wunder mehr; sie ist ein einfaches medicinisches Verfahren, erfunden von einem deutschen Professor. Derselbe erbat sich von Thiers zwei Communisten Namens Dodu und Brun, welche zum Tod verurtheilt waren, daß er sie, um ein wissenschaftliches Experiment an ihnen zu versuchen, tödten und drei Monate nach ihrem Tode wieder in's Leben zurückrufen dürfe. Seine Absicht war, durch Injection einer Kalkauflösung die Körper vor Verwesung zu schützen, und nach seiner Theorie konnte der Patient nicht nur nach drei Monaten, sondern nach Belieben nach eben so vielen Jahrhunderten wieder belebt werden. In Gegenwart von Aerzten und öffentlichen Beamten chloroformirte der deutsche Professor die beiden Communisten, injicirte in die Körper eine Auflösung, öffnete ihre Adern, entzog alles Blut, bis sie starben. Die Leichen wurden dann der Ofenhitze so lange ausgesetzt, bis sie zusammenschrumpften und eine ledergelbe Farbe annahmen. In diesem Zustande verblieben sie in einem Zimmer von mäßig warmer Temperatur die vorgeschriebenen drei Monate, und dann begann der Wiederbelebungsproceß. Zwei gesunde und kräftige Arbeiter wurden herbeigerufen, ihnen zur Aber gelassen und das Blut dann warm in die Adern Dodu's und Brun's geflößt, worauf man zur Anwendung einer starken galvanischen Batterie schritt. Bei Dodu mißlang die Wiederauferweckung. Bei Brun aber rollten bald die Augenballen, die Muskeln begannen zu zucken, das Herz zu schlagen, und endlich — o Triumph der Wissenschaft! — nach vierzehnstündiger sorgfältiger Behandlung sprach Brun, sprang vom Tische auf, verschlang eine bereit gehaltene Tasse Bouillon und mehrere Unzen Cognac und beklagte sich hörbar über Schmerzen in den Gliedern und zwar besonders denjenigen, welche auf dem Tische geruht hatten. Er lebt nun gesund und unter dem Namen Fourbe in der Schweiz. Eine an dem Körper Dodu's angestellte Untersuchung zeigte, daß selbe Degenerationen des Herzens die Auferstehung naturgemäß verhindert hatte. Diese Erfindung, wie Jeder leicht einsehen wird, von weitgehendster Bedeutung, besonders für diejenigen Geister, die ihrer Zeit um Jahrhunderte voraus sind und sich deßhalb unglücklich fühlen. Ein wenig Kalkauflösung und der Bürger kommender Jahrhunderte schläft, bis er erweckt zu werden wünscht. Nur einen Uebelstand hat die Geschichte — daß sie zuerst von einem amerikanischen Blatte erzählt wurde.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 142. Speyer, Donnerstag, den 28. November 1872.


## Chambre Garnie.

Novelle von **F. Junghans.**

(Fortsetzung.)

Die jungen Männer trafen im Empfangszimmer des sehr elegant eingerichteten Ternow'schen Hauses Fräulein Amélie, ihren Bräutigam und eine andere junge Dame, welche ihnen als Fräulein von Stauffen, eine Cousine, vorgestellt wurde. Amélie hatte am Clavier gesessen, sie erhob sich und trat den Kommenden mit lebhafter Zuvorkommenheit entgegen, während der Bräutigam, Herr d'Orville, offenbar ungern seine sehr bequeme Lage in einem niedrigen Sessel am Kamin verließ, um sie zu begrüßen. Zu seiner ganzen Höhe aufgerichtet, zeigte er sich als großen, prächtig gebauten Mann mit auffallenden, dunklen Zügen. Während der nun folgenden Unterhaltung war zu merken, daß das Reden seine starke Seite nicht sei; Amélie aber schien gerade in der Stimmung, Leben in die Gesellschaft zu bringen. Sie sah es besonders darauf ab, Walther, der sich am Liebsten zuhörend verhalten hätte, in's Gespräch zu ziehen.

„Da ist nun endlich der Assessor, von dem ich Dir so viel erzählt habe, Clementine", sagte sie zu der eifrig stickenden Cousine; dann, zu Walther gewendet: „Fräulein von Stauffen ist fast dergangen vor Begierde, Sie kennen zu lernen, Sie abscheulicher Mensch!" — Sehr roth und mit entrüsteter Miene wies die hübsche Blondine diese Behauptung zurück, während Walther sich verbeugte und Herr d'Orville Colmar, den er schon kannte, zunickte, als wollte er sagen: „Hören Sie nur, wie sie wieder anfängt!

„Auch Ronald —", Walther mußte sich besinnen, wer zum Henker denn Ronald sei — „hat so viel von Ihnen hören müssen, daß er mir zuletzt bei Strafe seiner Ungnade verboten hat, Sie nur zu nennen", fuhr sie mit einem koketten Blick nach dem Eigenthümer des hochtönenden Namens fort. Jetzt war an diesem die Reihe, Verwahrung einzulegen und Colmar bezeugte dem Freunde seinen Neid über die ganz besondere Gunst, in der er, der Missethäter, zu stehen scheine, „während ich, Otto Colmar, der ich alle meine Pflichten, besonders die der gesellschaftlichen Höflichkeit und zarten Rücksicht, immer auf's gewissenhafteste erfülle, darüber von unserer schönen Freundin noch nie ein Wort der Anerkennung gehört habe, und wäre es auch nur gewesen, indem sie mich Dir, dem Pflichtvergessenen, als ermunterndes Beispiel vor Augen geführt hätte."

„Ach, das ist immer so der Welt Lauf gewesen! Wie geht es doch in der Geschichte vom verlorenen Sohn; der Brave, Gute glaubt auch sich beklagen zu müssen, als der Taugenichts, welcher wer weiß wo herumgeschwärmt hat, in allen Ehren aufgenommen wird. Kennst Du die Geschichte vom verlorenen Sohn, Ronald?" rief sie, indem sie mit der kleinen Hand über das dunkle, hochfrisirte Haar hinstrich. „Hast Du überhaupt schon je in der Bibel gelesen? Gelaubt bist Du ja, glaub' ich, gar nicht."

Der schwarze Herr, mit einem Ernste, der Walther höchst lächerlich vorkam, gab zu, daß sich für seine Taufe später keine sicheren Beweise hätten beibringen lassen, da ja seine Eltern während seiner frühesten Jugend in einer sehr einsamen Ansiedelung des fernen Westens gewohnt hätten.

„Darf ich fragen —", nahm Colmar mit großer Höflichkeit das Wort, „ob der schöne Name, bei welchem Ihr Fräulein Braut Sie vorhin nannte, ein in Ihrer Familie gebräulicher ist?"

Herr Ronald d'Orville sah mißtrauisch nach dem jungen Mann hinüber, als vermuthe er in der Frage eine Anzüglichkeit, ohne recht zu wissen, wo dieselbe stecke. Es sei möglich, sagte er, daß der Name, den ihm doch jedenfalls seine Eltern beigelegt, schon früher in der Familie gebräuchlich gewesen.

„Es ist ein schottischer Name; wahrscheinlich hat Ihre Familie sich im fernen Westen mit schottischen Ansiedlern vermischt."

Das war eine glänzende Idee; d'Orville nahm sie sogleich stillschweigend in Besitz und pflegte von da an zu erzählen, daß der Vater seiner Mutter — welche in Wahrheit die Tochter eines irischen Ackerknechts gewesen und deren Race er den kühnen Schnitt der Gesichtszüge verdankte — einem hochadeligen schottischen Geschlecht entstamme. Amélie hörte diese Fabel noch oft, ohne daß sie es je für nöthig befunden hätte, an die gravirende Thatsache zu erinnern, wie d'Orville den Namen Ronald anstatt des ihm früher eigenthümlichen weit prosaischern „Georg", einer ihrer Launen

Digitized by Google

verdanke. Indessen war Walther mehr als einmal dem auf ihn gerichteten Blick der eifrig stickenden Cousine begegnet und rückte nun, da ihn das Gespräch über amerikanische Verhältnisse, von Colmar und dem schwarzen Herrn geführt, wenig interessirte, seinen Stuhl etwas näher an den ihren.

„Sie können noch nicht sehr lange in der Stadt sein, gnädiges Fräulein, sonst hätte ich doch wohl schon früher das Vergnügen gehabt, Sie hier zu sehen“, begann er, in Ermangelung des Stoffes zu einer inhaltvollen Bemerkung, das Gespräch.

„Oh doch, schon eine Woche“, gab sie mit einem langsamen Aufschlag ihrer hellblauen Augen zur Antwort.

„Ah“, meinte er lachend, „da bedarf es ja keines großen Entschuldigungsapparates von meiner Seite. Ich wollte eben eine kleine Reise, die ich gemacht habe, als Grund meines nicht früheren Erscheinens vorschützen, aber eine Woche kann schon unter gewöhnlichen Umständen vergehen, ohne daß ich mich bei Ihren gastlichen Verwandten einfinde, nicht wahr, Fräulein Amélie?“

„Wie befehlen Sie?“ fragte Amélie, indem sie sich lebhaft zu den Beiden wendete.

„Der Herr Assessor sagt mir eben, daß er Euer Haus bei Weitem nicht so häufig besucht, als ich nach Deinen Angaben glauben durfte“, nahm Cousine Clementine, die sich für ihre vorherige Verlegenheit an Amélie rächen wollte, etwas spitz das Wort.

„Ich sagte sogar, unter gewöhnlichen Umständen“, fuhr Walther mit einem bedeutungsvollen Blick auf die junge Dame fort, „und Sie konnten mich doch unmöglich erwarten zu einer Zeit, wo Sie vermuthen mußten, daß ich — nun, es sei gesagt — daß ich an gebrochenem Herzen krankte.“

Sie sah ihn mit einem raschen Blick an, ungewiß, wie weit seine Worte ernst gemeint sein mochten.

„Sie scherzen“, sagte sie in einem Tone, der den Ausdruck Lügen strafte, und dann wieder mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit zu der blonden Clementine gewendet:

„Aber gleichviel; jetzt, da der Assessor wieder in unsere Kreise gerathen ist, müssen wir ihn zu halten suchen. Das muß besonders Deine Sache sein, Clementine; mir würden meine Bemühungen kaum noch etwas helfen“, fügte sie mit einem reizenden Lächeln und einem Seufzer hinzu. Hier wurde Herr Ronald aufmerksam; die letzte Bemerkung Colmar's unbeantwortet lassend, wendete er sich zu den übrigen Dreien mit der Miene eines Menschen, welcher am Gespräch Theil nehmen will.

„Und Du hast ganz Recht, Clementine“, fuhr die nie verlegene Amélie mit einem leisen Wink gegen die beiden Anderen fort, „es ist eine Schande, daß man das schöne Wetter nicht benutzt. Ronald sollte sich und uns das noch dazu für ihn ganz neue Vergnügen einer Schlittenfahrt verschaffen! Mein Bräutigam“, erklärte sie, „der jetzt erst die Bekanntschaft des Schnees macht — er ist im Süden aufgewachsen —“

„In Louisiana“, erläuterte der Bräutigam.

„Will mir nicht glauben, daß der Schnee über Nacht schmelzen kann, daß man sich daher zu Schlittenfahrten rasch entschließen müsse. Bekräftigen Sie die Thatsache, meine Herren!“

Das geschah, und es erfolgte die Verabredung, am Nachmittage in Schlitten zu einem im Sommer viel besuchten Hôtel vor der Stadt zu fahren, welches auch im Winter für etwaige Gäste alle Bequemlichkeiten bereit hielt. Die Einladung, im Ternow'schen Hause zu Tisch zu bleiben, schlugen die jungen Männer aus, fanden sich aber früh am Nachmittage im Salon wieder ein, wo nach kurzer Zeit die beiden jungen Damen in gewählter Wintertoilette erschienen. Amélie besonders sah in der Pelzkappe, die so keck auf dem dunklen Haar saß, und unter welcher ihre lebhaften Augen unternehmungslustig hervorblitzten, und in dem pelzverbrämten Sammt, einem Geschenk des Verlobten, ganz entzückend aus.

Unten standen drei zweispännige Schlitten bereit; die Räthin Ternow, eine kleine lebendige Dame, erschien jetzt auch, eilig und noch im Eintreten der Magd draußen die letzten Befehle zurufend, und nun, meinte Amélie, müsse man sich vereinbaren, wie man sitzen wolle. Sie brachte übrigens sofort diese etwas einseitige Vereinbarung in den Gang, indem sie dictirte: „Du, lieber Ronald, fährst Mama“, d'Orville warf seiner Braut einen unheilverheißenden Blick zu; sie legte das Händchen auf seinen Arm, näherte die Lippe seinem Ohr und flüsterte: „Es schickt sich so, bester Ronald, natürlich würde auch ich am liebsten mit Dir fahren — Du, Clementine, beglückst Herrn Colmar und Sie, Walther, nehmen mit mir vorlieb.“ Ueberzeugt, daß sie mit dieser Anordnung die Uebrigen, bis auf Walther natürlich, nach Kräften ärgere, sprang sie lustig die Treppen hinunter. „Kommen sie, Assessor, dies sind die besten Pferde. Kutscher, Sie fahren durch die Stadt nach dem G.'schen Thore hinaus und bleiben eine Strecke vor den Anderen!

Man saß nun warm und bequem, und rasch und leicht ging es über den festgefahrenen Schnee dahin. Die Unterhaltung war bald im Gange, zwischen den jüngeren Paaren wenigstens, während die Räthin, trotz ihres entschiedenen Conversationstalentes, in ihren Bemühungen den künftigen Schwiegersohn zu einem Gespräch zu vermögen, durchaus scheiterte. Uebrigens wurde sie in demselben durch einen Aufenthalt unterbrochen, welcher um ein Haar die ganze Vergnügungsfahrt unmöglich gemacht hätte.

Als nämlich der Schlitten, welcher Amélie und Walther führte, scharf um eine Straßenecke bog, war aus einem Laden auf der Seite soeben ein Mädchen getreten und hatte eilig die Straße kreuzen wollen. Vor den plötzlich heranschnaubenden Pferden fuhr sie zurück, glitt dabei aus und fiel fast unter die Hufe. Der Schlitten ging über ihre Kleider hin, und erst einige Schritte weiter brachte der Kutscher die Thiere zum Stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Grillparzer's Selbstbiographie.

(Fortsetzung.)

Grillparzer's Gesundheit ist durch den jähen Tod der Mutter tief erschüttert. Die Aerzte rathen zur schleunigen Entfernung von Wien; er geht nach Italien. Seine „Reise-Erinnerungen an Rom und Neapel" (1819) ergänzen diesen Theil der Selbstbiographie aufs beste. Sie enthalten Erlebnisse, Schilderungen von Land und Leuten, Eindrücke der Kunstwerke und allerlei kleine anekdotische Züge. Aus dieser italienischen Reise möchten wir nur noch hervorheben, wie das Gerücht entstand, Grillparzer sei Privat-Secretär der Kaiserin geworden. Als solcher steht er noch heute im Conversations-Lexikon und in mancher anderen Biographie. Zu gleicher Zeit mit Grillparzer bereiste die Kaiserin von Oesterreich Italien und Grillparzer fuhr im Wagen des Obersthofmeisters Grafen Wurmbrand im Gefolge der Kaiserin von Rom nach Neapel, pflegte dort den genannten Oberstlhofmeister in einer Krankheit und blieb sein Begleiter über Rom nach Wien. In Rom wurde Graf Wurmband im Quirinal einquartirt. Um Grillparzer bei sich zu behalten, gab er ihn für den Secretär der Kaiserin aus. „Ich erhielt demzufolge ein artiges Appartement von mehreren Gemächern, päpstliche Equipage nebst Bedienten und einen Abbate zur Begleitung. Da ereignete sich denn ein komischer Auftritt. In meinem Zimmer angekommen, ward ich die Kleider von mir und wusch Gesicht und Hände aufs nachdrücklichste. Unterdessen war der Staatssecretär, Cardinal Consalvi, gekommen, um den Oberstlhofmeister der Kaiserin zu complimentiren; er erfuhr, daß der Secretär Ihrer Majestät in dessen Begleitung sei und wollte auch diesem alle Höflichkeit erweisen. Plötzlich öffnen sich die Thüren meines Zimmes, päpstliche Bediente reißen die Flügel auf, und der Cardinal Consalvi tritt ein. Ich streife die aufgestreckten Hemdärmel herab und eile auf meinen Rock zu, den ich neben der Thür auf einen Stuhl niedergelegt hatte. Cardinal Consalvi bemerkt die Bewegung, ergreift meinen Rock und präsentirt ihn mir — eine Ehre, die wohl wenigen Menschen widerfahren ist.

In Wien erwarten Grillparzer Verdrießlichkeiten über Verdrießlichkeiten. Man verübelt ihm das Gerücht, er sei Secretär der Kaiserin geworden, sowie die Uebertretung seines Urlaubes, obgleich Graf Wurmband und Graf Stadion die Verantwortlichkeit dafür übernommen haben. Bei Besetzung einer wirklichen Concipistenstelle wird er übergangen, ebenso bei der zweiten und dritten vacanten Stelle. Erst nach ein paar Jahren, als eine Concipistenstelle im Finanzministerium selbst erledigt wurde, verlieh sie ihm Graf Stadion augenblicklich, und zwar die beste und nächste um seine Person, mit der damit verbundenen Gehaltszulage ... Unter diesen und anderen Widerwärtigkeiten wird die Trilogie: „Das goldene Vließ" vollendet. Die beiden letzten Acte der „Medea" schrieb Grillparzer in vier Tagen. Am 26. und 27. März 1821 ging das Stück mit Sophie Schröder in Scene. „Die Wirkung war, vielleicht mit Recht, eine ziemlich unbestimmte. Das Schlußstück erhielt sich durch die außerordentliche Darstellung der Schröder, die beiden Vorstücke verschwanden bald. Die übrigen deutschen Theater gaben überhaupt nur die dritte Abtheilung. „Diese „Medea" ist das letzte meiner Stücke, welches einen Weg auf die nicht österreichischen Bühnen unseres deutschen Vaterlandes gefunden hat ..... Ich habe immer viel auf das Urtheil des Publicums gehalten." Ueber die Conception seines Stückes muß der dramatische Dichter mit sich selbst zu Rathe gehen; ob er aber mit der Ausführung die allgemeine Menschennatur getroffen, darüber kann ihn nur das Publicum, als Repräsentant dieser Menschennatur, belehren. Das Publicum ist kein Richter, sondern eine Jury, es spricht sein Verdict, Gefallen oder Mißfallen aus. Das Gefallen eines solchen Publicums beweist wenig, denn es will vor Allem unterhalten sein; sein Mißfallen aber ist im höchsten Grade belehrend. Diesmal begnügte es sich mit einem Succès d'estime.

Ein neuer dramatischer Stoff beschäftigt unseren Dichter: König Ottokar. Eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Schicksal Napoleon's, das Grillparzer damals tief bewegte, hat ihn auf den Böhmenkönig gebracht. Er macht die eingehendsten geschichtlichen Vorstudien, die sich im Nachlasse auf Hunderten von Blättern vorgefunden haben. „Der Stoff hatte sich gegliedert, die Begebenheiten waren eingereiht, die Composition mußte ich eine vorzügliche nennen: demungeachtet' ging ich nur schwer an die Ausführung; ich hatte es nämlich nur mit einer Form zu thun, die mir durchaus nicht empfehlenswerth schien — dem historischen Drama. Ich hatte in meinen bisherigen Arbeiten immer die Ereignisse so nahe aneinandergedrängt, als möglich, jetzt sollten entfernt liegende mit einander verbunden werden. . . ." Während eines vierwöchentlichen Halsübels kommt das Drama zu Papier. Schreypvogel ist ganz damit einverstanden. Von der Censur sind keine Anstände zu b sorgen, „da, wenn das regierende Haus eigens einen Schmeichler bezahlt hätte, dieser der Handlung keine günstigere Wendung geben konnte, als die dramatische Nothwendigkeit mir von selber aufgedrungen hatte." Es ist bekannt, daß das Stück auf zwei volle Jahre bei der Censur verschwand, erst durch die Intervention der Kaiserin wieder aus Tageslicht kam, am 19. Februar 1825 unter großem Zulauf und Beifall aufgeführt, von den Böhmen aber wüthend bekämpft wurde, da ihr Nationalgefühl verletzt war. Grillparzer erhält von Prag anonyme Drohbriefe. „Es ist ein Unglück für Oesterreich, in seinem Ländercomplex zwei der ältesten Nationen dieser Erde einzuschließen, die Böhmen nämlich und die Ungarn."

(Schluß folgt.)

### Der Proceß Mai.

London, 22. Nov. Unter der Ueberschrift „Tragischer Vorfall in Chelsea" theilten unsere Blätter im August dieses

Digitized by Google

Jahres die Geschichte eines Doppel-Selbstmordes mit, die auch in die deutsche Presse Eingang fand und deren Helden leider zwei junge Deutsche waren. Da der Selbstmordversuch nur einem der beiden gelang, der zweite aber, obwohl zum Tode verwundet, leidlem genesen ist, wurde gegen diesen von Seiten der Regierung ein Proceß auf Tod und Leben eingeleitet. Denn es besteht hier zu Lande ein Gesetz, daß, wenn zwei Personen gemeinschaftlich einen Selbstmordversuch anstellen und dieser bei einem der beiden gelingt, der zweite, wolern er bei der That zugegen war, als Gehülfe, bei Mordes schuldig und als Mörder zu betrachten sei. Zwei junge Deutsche, Herman Nagel und Paul Mai, ehedem Commis in Berlin, kamen im August dieses Jahres herüber nach London, um hier oder in Amerika ihr Glück zu versuchen. Am 10. Aug. trafen sie in der englischen Hauptstadt ein, begleitet von einem dritten Landsmann, einem Hellner Namens Dirks, den sie auf der Ueberfahrt kennen gelernt hatten und der die Aufgabe übernommen zu haben scheint, sie in die Geheimnisse des londoner Lebens einzuweihen. Da sie ungefähr 2000 Thaler Baarschaft mitbrachten, löste diese Aufgabe sich in den ersten Tagen ohne Schwierigkeit. Mit Einkäufen von Reisegegenständen, unter denen sich auch eine Drehpistole befand, besuchen som Krystallpalaste, Cremorne und anderen Belustigungsorten schwand die Baarschaft rasch zusammen. Zwei lockere Mädchen, denen die jungen Leute sich in Cremorne angeschlossen hatten, trugen dazu gewissenhaft das Ihrige bei und ein Ausflug nach Liverpool brachte die Casse vollends auf den Standpunkt der tiefsten Ebbe. Nun wurde, wie immer in derartigen Fällen, Zuflucht zu Pfandverleihern genommen. Kleider, Uhr und andere Habseligkeiten verschwanden rasch in diesem Abgrund und am 21. August standen die unerlich blank da, hoffnungslos und verzweifelt. Noch tranken sie eine Flasche Champagner, dann begaben sie sich in eine der oberen Stuben des Hauses, in dem sie sich eingemietet hatten. Es fielen zwei Schüsse, die Thür wurde erbrochen, Hermann Nagel war, mitten durch die Brust geschossen, eine Leiche; der Andere, an dessen Seite der Revolver lag, war ebenfalls durch die Brust geschossen, doch röchelte er noch und der sofortzugezogene ärztlichen Behandlung gelang es, ihn nach drei Monaten so weit wieder herzustellen, daß er gestern vor Gericht erscheinen konnte. Da die Aerzte klar nachweisen konnten, daß Nagel sich selber erschossen hatte, handelte es sich nur mehr um die verhältnißmäßig untergeordnetere Frage, ob Nagel, bevor er sich selbst entleibte, den Schuß auf Mai abgefeuert, oder ob, nach Nagel's Leiche, dieser sich selber des Revolvers bedient habe. Ueber diesen Punkt herrscht trotz des Kreuzverhörs heute noch einiger Zweifel, denn Mai, der darüber allein verläßliche Auskunft ertheilen könnte, hatte sich bei den Vorverhören bald der einen, bald der anderen Version bedient, wogegen er als Angeklagter vor den Assisen, dem englischen Gesetze zufolge, keinem persönlichen Verhör mehr unterworfen werden konnte. Gleichviel jedoch, welche von beiden Angaben die richtige, so mußte der Proceß begreiflicher Weise das Hauptgewicht seiner Gefährlichkeit verlieren, so wie nur erst durch die Aerzte constatirt werden konnte, daß der todte Nagel nicht von dem überlebenden Mai erschossen worden war. Von da an handelte es sich nur mehr um den oben angeführten Gesetzes-Paragraphen, der gewisser Maßen einem fictiven Morde gilt, und von da an herrschte kein Zweifel mehr, daß die Geschworenen nicht auf beabsichtigten Mord erkennen würden. So geschah es denn auch. Nach bloß viertelstündiger Berathung sprachen die Geschworenen ihr Nichtschuldig, worauf der Angeklagte auf freien Fuß gesetzt wurde.

## Miscellen.

Vor einigen Wochen verschwand aus der Garnison Neuulm der bayer. Infanterieoberlieutenant Helsauer auf eine bis jetzt noch nicht aufgeklärte Art. Er hinterließ eine vollendete Erstlingsarbeit als Militärschriftsteller, zu deren Herausgabe er dienstlich ermächtigt war, und außerdem zahlreiche Werthgegenstände. Da er überdieß die bei seinem Verschwinden bereits verfallene Monatsgage nicht erhob, so scheint der Verdacht der Desertion ausgeschlossen und die Annahme berechtigt, er habe sich selbst den Tod gegeben.

Wesel, 21. Nov. Am Dienstag Abend saß eine lustige Hochzeitsgesellschaft in einem auf dem Steinberge bei Bislich gelegenen Hause beisammen, in welches am Morgen ein neu vermähltes Ehepaar einzugehen gedachte. Während die Gäste unten in größter Heiterkeit das fröhliche Fest feierten, entwickelte sich oben auf dem Boden ein heftiger Brand, so daß bald die Flammen zum Dache hinaufschlugen. Noch immer jubelten die Gäste darauf los, da sie von dem verzehrenden Elemente keine Ahnung hatten, bis die an den Fenstern vorbeizüngelnden Flammen sie jählings aufschreckten. Es blieb ihnen nur Thüre hinausstürzenden Gästen nicht einmal so viel Zeit, daß sie ihre Ueberzieher mitnehmen konnten.

Der gemeine oder schwarze Kornwurm. Dieser große Verwüster ist seiner Lebensweise nach erst in neuerer Zeit genauer studirt worden, und es sind die Ergebnisse noch lange nicht allgemein bekannt. Das Thier gehört zu der großen Familie der Rüsselkäfer; es betreibt ein Vermehrungsgeschäft nur in Getreidehaufen. Sobald das Weibchen betrachtet ist, kriecht es ins Innere des Haufens und legt seine Eier einzeln, je eines an ein Korn, oder vielmehr in dasselbe, denn es bricht die Hülle auf, schiebt das Ei darunter und verschließt die Oeffnung wieder mit einer klebrigen Substanz. Das Ei ruht je nach der herrschenden Temperatur 5 bis 6 Tage, dann kriecht die Larve aus und beginnt alsbald den Inhalt des Korns zu verzehren. Derselbe genügt aber nicht zur vollen Entwickelung der Larve; sie greift nach dessen Erschöpfung ein zweites, drittes, viertes Korn an und frißt sie ebenfalls aus. Die Larve erscheint als eine weiße Made von 2½ mm. Länge und ihr Körper besteht außer dem Kopfe aus 10 vorspringenden wulstigen Ringen. Der Larvenzustand allein ist derjenige, in welchem das Thier Schaden stiftet; er dauert je nach der Temperatur, 34—38 Tage, dann verwandelt sich die nun völlig ausgewachsene Larve im Korn selbst zur regungslosen Puppe, aus welcher nach weiteren 7—8 Tagen der ausgebildete Käfer hervorgeht. Dem Käfer traut man gewöhnlich auch zu, daß er sich vom Getreide nähre, was aber nicht der Fall ist. Die Weibchen von Thieren, welche auf einen befallenen Getreidehaufen wimmeln, treiben nur das Fortpflanzungsgeschäft, und die befruchteten Weibchen suchen nach unverletzten Körnern behufs der Eierlegung. Nach 9, 10 und zuweilen 12 Tagen sind die ausgeschlüpften Käfer fortpflanzungsfähig. Stellt man auf Grund dieser Thatsachen eine Berechnung an, so muß man über das Resultat erschrecken. Während der Jahreszeit, wo der Thermometer stand am Mittag nicht weniger als unter 10—12° C. herabgeht, können 12 Paar Kornwürmer sich bis auf 75,000 Wesen ihrer Art vermehrt haben, deren jedes 3—4 Körner zu seiner Subsistenz verbraucht. (Bierbrauer.)

Ueber die Pferdeseuche in Canada und den nordöstlichen unter den Vereinigten Staaten entnehmen wir der Newporter Tribüne vom 30. October folgende Einzelheiten: „In Newyork, Brooklyn und Boston war dieselbe im Rückgang, in Albany nahm sie so heftig überhand, daß sie drei Zwittel aller Pferde ergriffen hatte. Die Seuche stellt sich als eine Art Katarrh heraus, der in dem trockenen Klima Amerika's seltener vorzukommen scheint, als in Europa; in 10 Tagen soll die Erkrankung mit Zurücklassung großer Schwäche und Magerkeit gewöhnlich beendet sein, aber bei passender Behandlung sei sie oft schon in zwei Tagen gehoben. Der Tod erfolgt nur bei Vernachlässigung des Uebels. Natürlich werden viele Heilmittel angegeben; absolute Ruhe, Lüftung und Desinfection des Stalles, warme Umschläge auf die Glieder und Waschungen scheinen sich darunter am meisten zu bewähren."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 143. Speyer, Samstag, den 30. November 1872.

### * Herbstgedanken.

Trüb ist der Himmel, feucht und frostig wehet
Des Herbstes Odem über Berg und Thal;
Doch ob der Winter vor der Thüre stehet,
Der Fleiß hat Gottes Gaben eingethan.
Wohl dir, wenn Gottes heil'ger Same reichlich
Trägt Frucht in dir, daß du hast Lebensbrod
In trüber Zeit, die dir naht unaufweichlich:
Trost, Friede, Hoffnung, Kraft in Noth und Tod!

Der Baum verliert des Sommers Schmuck, die Fülle
Der grünen Blätter, doch daß schöner nur
Er seine Art und Kraft, die Frucht, enthülle,
Die achte Blüth' treibt Frucht in der Natur.
O wohl dir, stehst du, wenn die Jugend bleichet
In Gottes Garten als ein edler Baum,
Der seine edlen Früchte Vielen reichet —
Sonst ist dein Herbst nur Leid nach eitlem Traum.

Die Blumen welken, die geblüht voll Wonne,
Doch fällt ihr Same in der Erde Schooß,
Damit sie wieder weck' die Frühlingssonne
Und mache von des Todes Banden los.
O wohl dir, trägst du beim Verblüh'n und Sterben
Des wahren Lebens Samen still in dir,
Ein solches Sterben heißt das Leben erben,
Verweilen zu des ew'gen Frühlings Zier.

Die Schwalben zieh'n, wenn sie der Winter jaget,
Sie kennen schon ein schön'res Heimathland,
Wo sie der Sturm nicht, noch die Kälte plaget,
Dort ist ihr Flug voll Sehnsucht hingewandt!
O selig, wenn du auf der Erde siehest,
Als Wandrer, der die ew'ge Heimath kennt
Und hoffnungsfroh nach ihr hinüberspähest
Aus trüber Welt, die kurz dich von ihr trennt!

**Ch. Böhmer.**

### Chambre Garnie.

Novelle von **F. Junghans.**

(Fortsetzung.)

Im Nu war Walther hinabgesprungen und hob die anscheinend Besinnungslose auf; es war Christine. Ihr bleiches Köpfchen ruhte an seiner Schulter; er faßte sie kräftig und trug sie durch die neugierig Herbeieilenden in den Laden zurück, aus dem sie gekommen war. Dort hatte er sie eben auf einen Stuhl niedergelassen und sich überzeugt, daß sie nur vor Schrecken halb ohnmächtig sei, als Amélie eintrat, erst scheu um sich schauend, ob kein schrecklicher Anblick ihrer harre. „Gott sei Dank, sie ist nicht ernstlich beschädigt", meinte sie.

„Ach nein, gnädigstes Fräulein", sagte die Eigenthümerin des Magazins, eine kleine, dicke Frau; „es ist nur der Schrecken, der ihr noch in den Gliedern steckt. Gleich wird Wasser gebracht. Hier, geben Sie ihr zu trinken, mein Herr, sie erholt sich ja schon."

Walther, der noch immer den Arm um das Mädchen gelegt hielt und ihren Kopf an seiner Schulter stützte, führte ihr das Glas an die Lippen. Sie war todtenbleich, und noch halb bewußtlos wendete sie das Gesicht von dem dargebotenen Wasser fort; als aber Walther sagte: „Trinken Sie, Fräulein", näherte sie gehorsam die Lippen dem Glase und trank. Eben so mechanisch richtete sie sich dann in die Höhe und sah nun erst mit Erstaunen die Umstehenden und die vielen ängstlichen Blicke, welche auf sie gerichtet waren. Zuletzt fiel ihr Blick auf Colmar, der sie mit großer Aufmerksamkeit durch die Lorgnette betrachtete.

„Was der Teufel", sagte er halblaut; „das ist ja —" Aber der Blick, den ihm Walther zuwarf, war so ernst, daß er kurz abbrach. Christine war aufgefahren, als sie ihn erkannte, und hatte sich rasch nach Demjenigen umgewendet, dessen Arm sie noch immer stützte. Walther sagte ruhig: „Sie sind wohler, Fräulein; Gott sei Dank, daß wir Sie nicht beschädigt haben."

„Er will mich nicht kennen —", dachte das arme Kind und hätte am liebsten die Augen wieder geschlossen, die sich rasch mit Thränen füllten.

„Kommen Sie, Fräulein Werner", sagte die Ladeneigenthümerin ermuthigend; „es geht ja schon besser; Sie ruhen sich hinten im Stübchen noch ein wenig aus, und wenn Sie ganz munter sind, schicken wir Sie nach Hause."

Christine stand rasch auf, um allen diesen neugierigen Augen zu entgehen. Den Schwindel, welchen sie noch fühlte, tapfer bekämpfend, wendete sie sich zu Amélie und sagte mit dem leisen Lächeln, das sie so gut kleidete: „Ich bin jetzt ganz wohl; ich danke Ihnen für Ihre Sorge; bitte, halten Sie sich meinetwegen nicht länger auf."

Aber eine Person, die man umgefahren hatte, so rasch ihrem Schicksal zu überlassen, schien dem Fräu-

Digitized by Google

lein Ternow doch nicht ganz passend. „Wo wohnen Sie denn, Fräulein?“ fragte sie; „es ist wohl besser, wenn wir Sie erst nach Hause fahren.“

Christine streifte mit scheuem Blick Walther's Gesicht; er sah vor sich hin. Sie bildete sich ein, es könne ihm unangenehm sein, wenn die junge Dame ihre Beziehung zu dem Assessor erfahre, daher fiel sie rasch ein: „Nein, nein! ich danke Ihnen sehr; ich werde ganz gut gehen können. Bitte, lassen Sie mich hier — es thut mir sehr leid, Ihre Fahrt gestört zu haben.“

„Nun, das hat wenig zu sagen“, nahm Walther mit ernstem Lächeln das Wort. „Ein Glück ist es, daß wir und Sie mit dem Schrecken davon gekommen; der Unfall, an dem unserm Kutscher doch nicht gerade Schuld beizumessen ist, hätte einen unglücklichen Ausgang nehmen können.“

Er empfahl dann noch Christine auf's Angelegentlichste der Kaufmannsfrau, welche mit gutmüthigem Wortschwall versicherte, für des Fräuleins Nachhausekommen sorgen zu wollen, und lüftete höflich den Hut vor dem Mädchen, das ihm kaum anzusehen wagte. Amélie verabschiedete sich auf's Leutseligste; Colmar und Clementine schienen sehr froh darüber, daß die Unterbrechung keine nachhaltigere gewesen war, und saßen schon wieder an ihren Plätzen, als das andere Paar herausstrat. Walther trat erst noch an den Schlitten der Räthin, welche mit ihrem phlegmatischen Begleiter sitzen geblieben war, da man sie von der Ungefährlichkeit des Unfalls überzeugte und stattete Bericht ab, und dann knallten die Peitschen, die Pferde griffen aus und bald hatte man die Stadt hinter sich und vor sich eine weite, stille Landschaft.

Amélie schien durch den Zwischenfall etwas nachdenklich geworden; nachdem derselben noch einmal mit wenigen Worten von den Beiden gedacht worden war, ließ sie eine längere Pause eintreten, die endlich Walther mit den Worten endete: „Ich habe Ihnen, glaub' ich, meinen Glückwunsch noch gar nicht dargebracht, Fräulein Amélie; die rechte Zeit dazu hat bis jetzt noch immer gefehlt.“

Sie blickte gerade aus, so daß ihm nur ihr reizendes Profil zugekehrt war; er sah, wie sie spöttisch den Mund verzog. „Nun, so thun sie es jetzt, mein sehr verehrter Herr Assessor“, entgegnete sie. „Ich sollte denken, der Augenblick sei recht günstig.“

„Gut denn: ich beehre mich, Ihnen zu Ihrer Verlobung, und besonders zu ihrer baldigen Vermählung mit Herrn Ronald d'Orville von Louisiana — so war es ja wohl? — das unbeschränkteste Glück und den allerreichsten Segen zu wünschen.“

Diesmal war der Spott im Tone zu unverkennbar. Sie drehte sich rasch herum und entgegnete scharf: „Finden sie etwas — nun — etwas Lächerliches an meiner Verlobung mit meinem Vetter, Herr Assessor?“

„Ihr Vetter? ach ja, ganz recht, Herr d'Orville ist ein Verwandter“ — sagte er, wie zu sich selber, und dann zu ihr gewendet: „Ich? etwas Lächerliches! mein theuerstes Fräulein, wie können sie mich mit einer so unfreundlichen Voraussetzung betrüben!“

Amélie sah sich rasch um, doch war dieß nur eine mechanische Aeußerung der Vorsicht; der nächste Schlitten war nicht nahe genug, als daß man dort das Gespräch hätte verstehen können. „Weshalb sonst,“ fuhr sie nun weicher fort, „dieser offenbare Spott? Habe ich Sie gekränkt, Walther? habe ich Ihnen wehe gethan?“

Walther war innerlich empört über dies kokette Spiel und überredete sich selbst in Gedanken, daß er nur darauf eingehe, um sie zu strafen, um ihr ihre Künste alle zu entlocken und zu sehen, wie weit sie es treiben würde. „Beste Amélie“, sagte er jetzt leise und eindringlich, „können Sie denn den schmerzlichen Eindruck nicht ahnen, den die Nachricht, Sie haben Ihre Hand vergeben, auf mich machen mußte? Sollte Ihnen wirklich verborgen geblieben sein, was Ihre schönen Augen Alles angerichtet hatten? Aber verzeihen Sie diese Fragen. Ich bin ein Thor, daß ich am Unwiderruflichen rütteln möchte.“

Amélie warf schmollend die Lippen auf. „Sie können mir keinen Vorwurf machen, Walther. Allerdings zeichneten Sie mich aus, aber das war auch Alles. Dann verschwanden sie vom Schauplatz, Gott weiß, weshalb; d'Orville kam, er war meinen Eltern sehr erwünscht; als er seinen Antrag gemacht hatte, wurde ich bestürmt und so —“

„Ich war krank, deshalb kam ich nicht“, sagte Walther vorwurfsvoll.

„Hat Ihnen das Colmar nicht gesagt?“

„Ich wüßte nicht, auch Colmar sahen wir seit d'Orvilles Ankunft nicht viel. Ach, ich könnte fast wünschen, Manches wäre anders gekommen“, sagte sie mit einem Seufzer; ihre herabgleitende Hand berührte die Walthers, er ergriff diese kleine Hand und drückte sie; sie ließ es geschehen. „Fügen wir uns in das Unabänderliche und bleiben gute Freunde“, sagte sie rasch mit einem vollen Blick aus den dunklen Augen. Und jetzt hielt der Schlitten, Walther sprang hinab und hob seine Dame sorgsam heraus.

Nach wenigen Minuten saßen sämmtliche Theilnehmer der Fahrt in einem kleinen, traulichen rothen Salon des Hôtels vor dem blinkenden Tische. Das Gouter mundete vortrefflich nach der scharfen Fahrt, die gute Laune stieg und man belobte sich gegenseitig um die Idee zu dem wohlgelungenen Vergnügen. Der kurze Wintermachmittag verging rasch, der Glanz des Tages verblich, die Dämmerung und die Kälte draußen waren nicht gerade einladend zur Heimfahrt. „Wahrhaftig, ich habe noch keine Courage, mich hinauszuwagen!“ rief Colmar. „Ich dächte, wir brauten einen Punsch, als Präservativ gegen das Wetter draußen. Was meinen Sie dazu, meine Damen?“

„Wieder eine von Ihren famosen Ideen, Colmar!“ sagte d'Orville mit seiner tiefen Stimme. Er war ganz umgänglich geworden im Laufe des Nachmittags und hatte sich als kein ganz übler Mensch gezeigt.

„Einen Punsch, einen Punsch! Ja, jo, einen Punsch!“ rief nun auch Amélie; die Mama konnte sich auch der Vernünftigkeit des Vorschlags nicht ganz verschließen, und Colmar, welcher die von seinem

Digitized by Google

Freunde bekräftigte Vermuthung aufstellte, daß ihm in der Kunst der Punschbereitung wohl schwerlich ein Sterblicher gleichkommen dürfe, machte sich daran, dieselbe zu bewahrheiten. Der Punsch gerieth trefflich und erhöhte wonniglich noch die Stimmung; was Wunder, daß Colmar, angeregt wie er war, auf seine Lieblingsbeschäftigung, die des Unheilstiftens, verfiel.

„Sage mir doch, Walther“, begann er, das dampfende Glas hebend, „ich habe mich die ganze Zeit besonnen, wo mir das Gesicht der heute von uns überfahrenen Unglücklichen schon vorgekommen sein möge, und eben wahrscheinlich in Folge der Punschinspiration durchfährt mir ein Erinnerungsblitz den Kopf — war es nicht bei Dir und ist sie nicht die Tochter Deiner Wirthin, die sanfte Schöne, welche Dir einstmals so gut gefiel?“

Die Mädchen sahen Walther erstaunt an und merkten an seinem Gesicht sofort, daß Colmar sich nicht irre. „Wie?“ riefen beide, „und das sagten Sie uns gar nicht! Das ließen Sie nicht merken!“

„Allerdings war es Fräulein Werner, bei deren Mutter ich wohne“, gab Walther ziemlich finster zur Antwort. „Wie wollten Sie aber, meine Damen, daß ich eine Erkennungsscene veranstalten sollte, da ich das Mädchen kaum gesehen habe und besonders nicht wissen konnte, ob sie in dem Augenblicke begriff, wer ich sei.“

„Das ist aber wirklich ganz romantisch“, meinte Clementine, während Amélie etwas unruhig die beiden jungen Männer beobachtete, zwischen denen einige nicht eben freundliche Blicke hin und her gingen.

(Fortsetzung folgt.)

## Grillparzer's Selbstbiographie.

(Schluß.)

Jenes absichtliche Verschwindenlassen des „Ottokar“ durch die Censur verstimmte den Dichter tief. „Daß unter diesen Umständen in dem damaligen Oesterreich für einen Dichter kein Platz sei, wurde mir immer deutlicher. Ich versank immer mehr in eine hypochondrische Stimmung, in der mich weder ein früher vorbereiteter Stoff zur Ausführung reizte, noch ein neuer hinzukam, welches letztere doch da an der Grundtypus meiner poetischen Productionskraft geblieben ist . . . . . Mir war damals zu Muthe, als ob ich nie mehr schreiben würde. Dazu traten noch in Verwirrung gerathene Herzens-Angelegenheiten. Ich werde ihrer weder jetzt noch später im Einzelnen Erwähnung machen, obwohl sie eine große leider nicht förderliche Rolle in meinem Entwicklungsgange gespielt haben. Ich bin Herr meiner Geheimnisse, aber nicht der der Andern. Wie jeder wohlbeschaffene Mensch fühlte ich mich von der schönen Hälfte der Menschheit angezogen, war mit mir aber viel zu wenig zufrieden, um zu glauben, diese Eindrücke in kurzer Zeit hervorbringen zu können. War es aber die vage Vorstellung von Poesie und Dichter, oder selbst das schwerflüssige meines Wesens: ich fand mich tief verwickelt, während ich noch glaubte in der ersten Annäherung zu sein. Das gab nun Glück und Unglück in nächster Nähe, obwohl letzteres in verstärktem Maße . . . . .“ Er beschließt, dem Zustande der doppelten Verstimmung durch eine Reise nach Deutschland ein Ende zu machen. „Die Reise-Eindrücke hatten meinem Stumpfsinn ein Ende gemacht, und in Wien angekommen, beschloß ich sogleich an ein neues dramatisches Werk zu gehen, das ich, statt eines langweiligen Verkehrs durch Briefe, Göthen zueignen wollte. Es sollte überhaupt eine ganz neue Epoche in meinem literarischen Treiben eintreten. Ich hatte mir eine ziemliche Anzahl Stoffe aufgezeichnet, die alle durchdacht und alle, bis auf die Einzelheiten, obgleich nur im Kopfe, dramatisch gegliedert waren. Diese wollte ich nun, einen nach dem andern vornehmen, jedes Jahr ein Stück schreiben, um dem hypochondrischen Grübeln für immer den Abschied zu geben. Daß ich vor allem denjenigen Stoff wählte, der mir die wenigsten Censur-Schwierigkeiten darzubieten schien, war natürlich. Es war die Sage vom Palatin Banchanus, dem „treuen Diener seines Herrn“, obwohl mich der Stoff vielleicht weniger anzog, als die übrigen.“ Banchanus erfährt von der Censur gar keine Hindernisse und wird am 28. Februar 1828 „mit ungeheurem Beifall“ aufgeführt. Nach dem vierten Aufzuge läßt der Kaiser dem Dichter sein großes Wohlgefallen an dem Stücke ausdrücken und ihn auffordern, sich auf das stürmische Verlangen des Publicums auf der Bühne zu zeigen. „Meine Freude über den Erfolg war nur mäßig, da das Stück bei mir kein inneres Bedürfniß befriedigte.“

Inzwischen ist Grillparzer zum Ministerial-Concipisten im Finanzministerium mit Gehaltszulage befördert worden. Als solcher begleitet er den Grafen Stadion im Sommer auf dessen Güter und wird in liebenswürdigster Weise in den Familienkreis gezogen. „In Wien bestehen über meine geselligen Talente die entgegengesetzten Ansichten. Die Einen finden mich höchst liebenswürdig, die andern unerträglich. Ob die ersten Recht haben, weiß ich nicht, die Letzteren können unzweifelhafte Erfahrungen für sich anführen. Den Erklärungsgrund bildet, daß für mich der Schrecken aller Schrecken die Langweile ist.“ Dieser Schrecken treibt unsern Dichter, seinen Gönner — unter dem Vorwande von Kränklichkeit — im nächsten Sommer nicht wieder aufs Land zu begleiten. — Nach dem Tode des Grafen Stadion erhält Grillparzer auf seine Bewerbung die erledigte Stelle eines Archiv-Directors im Finanzhofe, mit der Aussicht auf eine Personalzulage. Nach Beendigung von „Traum ein Leben“, das aber zunächst nicht zur Aufführung kommt, weil Schreyvogel an keinen Erfolg auf der Bühne glaubt, tritt Grillparzer eine längere Reise nach Frankreich und England an und macht die Bekanntschaften von Börne, Heine, Rossini, Dumas u. s. w. Das Reise-Tagebuch ist sehr interessant. Bei seiner Rückkehr findet er Kaiser Franz gestorben. Er bewirbt sich bei dem eigentlichen Regenten, Erzherzog Ludwig, um die erledigte Bibliothekars-Stelle an

Digitized by Google

der Wiener Universitäts-Bibliothek, wird aber mit schönen Worten abgespeist. „Ich lekrte daher zu meinen Acten zurück, die mir täglich widerlicher wurden.“ Hero und Leander beschäftigten ihn. „Eine wunderschöne Frau reizte mich, ihre Gestalt, wenn auch nicht ihr Wesen, durch alle diese Wechselfälle durchzuführen. „Des Meeres und der Liebe Wellen“ sollte im voraus auf die romantische Fabel hindeuten ..... Als es zur Aufführung kam (3. April 1831), erhielten die ersten Acte begeisterten Beifall, die zwei letzten gingen leer aus. Erst nach mehreren Jahren gelang es einer begabten Schauspielerin, das Ganze zu Ehren zu bringen, ohne übrigens meine Ueberzeugung von den Compositions-Fehlern dieser letzteren Acte aufzuheben.“

Hiemit schließt die Selbstbiographie. Auf einem losen Blättchen im Nachlasse findet sich folgende Stelle, ein mild versöhnender, wehmüthiger Abschluß der Selbstbekenntnisse des „Dramatikers“ Grillparzer: „Hero und Leander, Weh' dem, der lügt: zwei meiner liebsten Stoffe und vornherein ganz naiv gemeint, sind nicht das geworden, was sie hätten werden sollen und nach dem Vorgange meiner früheren Arbeiten auch hätten werden können, und ein paar andere Stücke in meinem Pulte werden so lange ich lebe, das Licht des Tages nie erblicken, weil ihnen jenes Lebensprincip fehlt, das nur die Anschauung gibt und der Gedanke nie ersetzen kann. Damit will ich nicht mich rechtfertigen und meine Schuld auf die Zeit und die Verhältnisse schieben. Ein wahrer Dichter hätte sich über alles das weggesetzt und einen Mittelpunkt in seiner Begeisterung gefunden. Aber eine zu berührbare Natur, mit einer hypochondrischen Anlage und einem entschiedenen Widerwillen gegen die Oeffentlichkeit, konnte unter den gegebenen Umständen sich nicht viel anders nehmen und fassen. Auch dabei ist seine kleinthuerische Bescheidenheit gemeint. So fühle ich mich gegenüber dem, was sein soll. Gegenüber dem, was sonst in unseren Tagen ist, kenne ich meine Vorzüge sehr gut. Man könnte aber sehr gut der beste Dichter einer gegebenen Zeit und noch immer ein höchst unbedeutendes Licht sein.“ (N. Fr. Presse.)

## Miscellen.

** Pfälzer Literatur. Kürzlich erschien in der J. J. Lacher'schen Buchhandlung zu Kaiserslautern: Die bayerische Rheinpfalz. Reisehandbuch für Touristen. Mit einer Karte der Rheinpfalz von Dr. H. Möhl. Obwohl bei solchen Reisehandbücher immer Manches zu wünschen übrig bleibt, als auch an dem vorliegenden manche begründete Ausstellungen zu machen und Berichtigungen anzubringen wären, so hätten wir es doch als das beste und zweckmäßigste, das bis jetzt erschien, mit gutem Gewissen bezeichnen. Der gewandte Verfasser hat die schöne Gabe, mit kurzen, aber keineswegs trocknen, sondern manchmal sogar poetisch duftigen und erhabenen Worten, den Charakter einer ganzen Gegend zu zeichnen, und leise prägnante Andeutungen locken den Wanderer oft mehr, als lange, trockene Beschreibungen. Mit einem Worte: Dies hübsch ausgestattete, mit der bekannten vortrefflichen Karte Möhl's versehene Büchlein enthält das für Touristen Nothwendigste in schöner, edler Sprache, vom Hauche eines poetischen Gemüthes durchweht und hie und da in unzwangenster Weise mit köstlichem Humor gewürzt, ohne auch nur im Geringsten das heilige Gefühl eines Touristen durch eine unsaubere oder gehässige Bemerkung, wie sie uns in dergleichen Büchern als häßliche Flecken gewöhnlich begegnen, zu verletzen. Wir empfehlen deshalb allen alten und jungen Naturfreunden, welche unsere reizvolle Pfalz durchwandern wollen, dies Reisehandbüchlein von ganzem Herzen. B.

* Illustrirte Geschichte des deutsch-französischen Kriegs 1870 und 1871 von Wilhelm Müller. Dieses Buch, das in Lieferungen bei Ed. Hallberger in Stuttgart erschienen ist und nun vollständig vorliegt, ist ein Prachtband von 368 Seiten groß Quart, geschmückt mit 23 colorirten Tondildern, 65 großen Illustrationen, 93 Porträts, 54 Initialen und Schlußvignetten, 31 Plänen und Karten im Text, sowie mit einer Uebersichtskarte im Maßstabe von 1:2,000,000, 9 Operationskarten im Maßstabe von 1:500,000 und einer Karte der Belagerung von Paris. Dieses nationale Prachtwerk hat schon während seines allmäligen Erscheinens in Lieferungen den reichsten Beifall und großen Absatz gefunden. Von der Kritik wurde die Darstellungsweise als vortrefflich, die sehr reichen Illustrationen als wahrheitsgetreu und charakteristisch, die Ausführung als meisterhaft gerühmt. Jetzt, wo es vollendet vorliegt, darf es kühnlich den Ehrenplatz unter den Geschichtsbildwerken über die große Zeit beanspruchen, denn die Verlagshandlung hat alle die reichen, ihr zu Gebote stehenden Mittel angestrengt, um dem deutschen Publicum in Wort und Bild ein in jeder Beziehung würdiges Gedenkbuch an den letzten deutschen Heldenkampf zu bieten. Das Buch ist sowohl für den Laien durch die populäre, äußerst lebendige und klare Darstellung, als für den Soldaten durch die strategischen Ausführungen eines hohen, als Autorität in seinem Fache anerkannten Offiziers und durch die vortrefflichen Karten gleich anregend und interessant.

(Pfeffer- und Zimmetverfälschung.) In Folge mehrfach eingelaufener Denuncialionen hat die Polizei bei Berliner Materialisten Specereiwaaren kaufen und untersuchen lassen, da es aufgefallen war, daß die gestoßenen Gewürze beträchtlich billiger verkauft wurden als solche in rohem Zustande. Es hat sich nun ergeben, daß unter den gestoßenen Pfeffer große Quantitäten gerösteter und gemahlener Eicheln gemischt werden und den Pfeffergeruch durch eine Taute mit Pfefferöl erhalten. Noch unerquicklicher ist die Fälschung des gestoßenen Zimmet. Zur Vermehrung dieses überseeischen Artikels liefern die Fournierschneidmachinen die Sägespäne vom Mahagonibolz, zu welchem ein Zusatz von Zimmetöl gelangt. Hausbaltungen daher werden wohl daran thun, diese Gewürze ungestoßen zu kaufen und in ihrer Häuslichkeit das Zerstampfen selbst vornehmen zu lassen.

## Charade.

(Zweisilbig.)

Das Erste, Freund, wird sicher dein,
Wenn du versteht das Zweite;
Doch darfst du nicht das Ganze sein,
Wenn einst du Lust verspürst zum Frein,
Sonst schrein: „Laßt euch mit Dem nicht ein!“
Sogleich die weisen Leute.

Drum sei fein klug und wohlbedacht,
Das Ganze nicht zu scheinen,
Bis du das Zweite hast gemacht,
Wodurch du schon von selbst, gib Acht!
Vom Ganzen wirst zurückgebracht,
Wie viele Ehrherrn meinen.

**Auflösung der Charade in Nr. 139:**
Agamemnon.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 144. Speyer, Dienstag, den 3. December 1872.


### Bitte.*)

Die Sturmfluth hat gewüthet,
Hat Hab' und Gut zerstört;
Was sorglich lang gehütet,
Dem Meer nun angehört.

Wer fühlt da kein Erbarmen
Entseh'n in banger Brust,
Denkt nicht ans Loos der Armen,
Betrauernd den Verlust?

Bedenkt, daß Hab und Güter
Das Meer zur Tiefe riß
Im Elend so viel Brüder,
Helft! — Gott lohnt es gewiß! —

Bedenkt was sie entbehren
Und wie das Elend groß;
Helft trocknen ihre Zähren
Und mildern rasch ihr Loos.

Ja, wollt recht tief erwägen
Das herbe Mißgeschick,
Euch alle thätig regen,
Nach Nord gewandt den Blick.

Nur eine milde Gabe
Reicht dar vom Ueberfluß,
Euch bringt am Grab' die Labe
Noch Dankes Segensgruß.

Würzburg, im November 1872.

Moriz Graf Bentheim-Tecklenburg.

*) Allgemeine Zeitung.

### Chambre Garnie.

Novelle von **F. Jungkans.**

(Fortsetzung.)

„Was ist romantisch, gnädigstes Fräulein?" fragte Walther.

„Nun, daß Sie dem Mädchen, welchem Sie den Ritterdienst geleistet haben, wahrscheinlich noch begegnen werden."

„Welchen Ritterdienst, mein Fräulein?"

„Himmel, Sie fragen so barsch, wie ein Untersuchungsrichter! Sie haben sie doch aufgehoben und in Ihren Armen durch „das gaffende Volk" vom Schauplatz fortgetragen!"

„Ganz richtig; es ist allerdings ein Abenteuer", meinte er trocken.

„Sie muß sich in Sie verlieben, das geht gar nicht anders!" rief Fräulein von Stauffen, welche an der unfreiwilligen Romantik der Begebenheit mehr und mehr sich zu entzücken schien.

„Herr Colmar hat das Fräulein bei Ihnen kennen gelernt, Herr Assessor?" fragte Amélie jetzt und ihre Stimme vibrirte ein wenig, trotz des gleichgiltigen Tones, in dem sie sprach.

„Das würde eine außerordentlich incorrecte Behauptung sein", sagte Walther hart. „Colmar war mit mir, als ich meine jetzigen Zimmer miethete; ich hatte Tags zuvor mit einer alten Frau verhandelt; an jenem Abend war die Tochter da. Das arme Mädchen sah, ich gestehe es, etwas seltsam aus: altfränkisch würden Sie's wohl nennen; dieser Umstand nun scheint einen maaßlöschlichen Eindruck auf Freund Colmar gemacht zu haben: schon an jenem Abend beim Fortgehen ergoß er seine Spötteleien über mich, der ich als Miether in ein gewisses Verhältniß zu der fraglichen Person trat. Uebrigens könnt' ich den Spieß umkehren: schien es doch fast, als seiest Du heute Morgen nur zu mir gekommen, um mir Deine Muthmaßungen über das Alter des Fräuleins auszusprechen, und war doch Dein drittes Wort eine Frage nach ihr.

„Und hat er nicht vorhin auch von ihr angefangen?" Mit diesen Worten führte sich d'Orville als ganz unerwartete Hilfsmacht für Walther in das Gespräch ein und wendete es zu Gunsten des Letzteren. Clementine ließ es sich nicht nehmen, Colmar in ihrer etwas förmlichen Weise zu necken, und er wehrte ihre Angriffe lachend ab, bis Amélie ausrief: „Ach Gott, laßt mir doch endlich das Frauenzimmer in Ruhe! Sie sah, mein' ich, ein bischen langweilig aus, aber sonst ganz nett und fein für eine Ratherin oder dergleichen. So etwas ist sie ja wohl, nicht wahr, Walther?"

„Es thut mir leid, Sie nicht aufklären zu können, gnädigstes Fräulein; ich habe wirklich weder Zeit noch Lust, mich darum zu bekümmern, wie meine Hausgenossen ihr Brod verdienen, besonders da ich annehmen darf, daß es auf eine ehrliche Weise geschieht."

„Das lob' ich mir!" rief Colmar und sah nach Amélie hinüber; „Du bist von geräuschlos waltenden

Digitized by Google

Hausgeistern umgeben, denen Du nicht nachzufragen brauchst. Dein Zimmer sieht so behaglich-ordentlich, so reinlich und wohlgehalten aus, als wenn eine Gattin in den Flitterwochen seiner Besorgniß obläge, und das Alles, ohne daß Du es auch nur merkst, nur ahnst, daß es anders sein könnte. Ich aber, dem die Entbehrung die Augen für dergleichen geschärft hat, ich weiß reine Dielen, helle Fenster, eine wohlthätige Wärme und nun gar hübsche Blumen auf dem Fensterbrett zu schätzen. Ach, gnädiges Fräulein", wandte er sich an Clementine, „wenn sie wüßten, was ein Garçon wie ich auszustehen hat von schmutzigen Hausmägden, von geizigen Wirthinnen und in einem so kalten Winter, Sie würden . . ."

„Nun, was würde ich?"

„Sie würden ihm Ihr wärmstes Mitgefühl gewiß nicht versagen."

„Und ihn damit eine außerordentliche Erleichterung verschaffen", spottete Amélie und dann fuhr sie fort: „Es ist hohe Zeit, an den Aufbruch zu denken; was meinst Du, Mama?"

„Gewiß, gewiß, liebes Kind, laß mich nur meinen Punsch rasch austrinken . . . So".

„Wie! Sie können es über's Herz bringen, diese trauliche Stunde zu enden, Fräulein Amélie! jetzt, wo der Punsch erst seine wohlthätige Kraft auszuüben beginnt!" rief Colmar. „Ich fühle mich so innerlich erwärmt, so zufrieden mit der ganzen Welt —"

„Ihr gerühmtes Getränk scheint nicht über alle Geister die gleiche Macht zu haben; sehen Sie ihren Freund, wie finster er drein schaut."

Walther stand mit untergeschlagenen Armen an einem der hohen Fenster; er hatte sich halb von der Gesellschaft abgewendet und sah in den Winterabend hinaus.

„Ich glaube, er macht sich noch immer Gedanken über den heutigen Unfall", bemerkte Colmar. „Ich rathe Dir Deiner Ruhe wegen Dich heute Abend nach den Folgen desselben bei dem armen Opfer zu erkundigen, Walther."

„Dein Punsch ist sehr stark, Colmar — eigentlich etwas zu stark für eine Gesellschaft in der sich Damen befinden", sagte Walther scharf, indem er sich aufrichtete und sein Glas von der Fensterconsole mit einer eigenthümlichen Bewegung festsaßte. Colmar merkte, daß er nicht weiter gehen durfte; Amélie, welche die kleine Scene rasch begriff, drängte zum Aufbruch und hängte sich vor der Thür des Saales ohne Weiteres wieder an Walthers Arm. Diesem war ihre Gesellschaft und ihr Geplauder jetzt wenig angenehm, aber er nahm sich zusammen und es gelang ihm, seine böse Stimmung leidlich vor ihr zu verbergen, besonders da sie mit weiblichem Tacte nicht wieder an den Vorfall des Nachmittags rührte, dessen Erwähnung ihn aufs empfindlichste verletzte. Er sah sich, Dank der boshaften Scherze Colmars, durch die unschuldige Christine beinahe der Lächerlichkeit preisgegeben und mit dem seltsamsten Gefühl, einem Gemisch von Widerwillen fast und von Mitleid, dachte er ihrer, während die schöne Amélie sich an seine Seite schmiegte und von ihrer baldigen Hochzeit sprach, wie sie dann wahrscheinlich dem Bräutigam in die Ferne folgen müsse und wie sie sich bis dahin noch zu amüsiren gedenke.

---

Indeß saß Christine zu Hause, emsig über ihre Arbeit gebeugt wie gewöhnlich. Sie hatte der Mutter von ihrem Mißgeschick erzählt; so leicht sie aber die Sache behandelte, die Frau fand doch darin hinlänglichen Grund zu manchen bitteren Auslassungen über „dies vornehme Volk", diese Leute, die nicht wissen, was sie vor Uebermuth Alles anfangen sollen!

„Aber Mutter eine Schlittenfahrt ist sicherlich kein Verbrechen. Lasse Ihnen doch diese Vergnügungen die Niemand etwas schaden. Ach es muß doch herrlich sein, so rasch und leicht über den Schnee hinzufliegen . . . ."

„Und dabei die Menschen, welche ihrer Arbeit nachgehen, zu überfahren, ja, das muß herrlich sein! Es muß überhaupt herrlich sein, so über die armen Leute hinschreiten zu können, als wären sie gar nicht auf der Welt. Wenn Du nun verletzt worden wärest, es hätte sich wahrscheinlich Niemand um Dich oder um mich, die wir doch dadurch großen Schaden gehabt hätten, gekümmert."

„Nicht doch, Mutter; ich sagte Dir ja, wie sie freundlich und besorgt um mich waren. Die junge Dame, welche mit Herrn Walther im Schlitten gesessen hatte, wollte mich sogar nach Hause fahren lassen, aber das wollte ich nicht."

„Wie kommt nur der Assessor unter die Gesellschaft", sagte die Mutter nachdenklich. „Wenn er so schöne Damenbekanntschaften hat, was braucht er dann stundenlang hier bei Dir zu sitzen und Dich zeichnen lehren zu wollen. Er ist vielleicht ein Allerweltscourmacher und ich rathe Dir, Christine, Dir nichts von ihm in den Kopf setzen zu lassen."

In diesem Augenblicke klopfte es und Walther trat ein. Daß er gerade jene Worte der Mutter unterbrach, machte Christine noch viel verlegener, als sie sonst gewesen sein würde. Ihr Erröthen und ihre niedergeschlagenen Augen brachten diesmal einen ganz anderen Eindruck bei ihm hervor als sonst; es kam ihm in den Sinn, einlenken und weise das Mädchen vor dem Ueberhandnehmen eines Gefühls das er doch bis jetzt in sich auch genährt hatte, hüten zu wollen. Deßhalb reichte er ihr die Hand, wie der Arzt einer Kranken und drückte ihr von Neuem sein Bedauern über den heutigen Unfall aus in den höflichsten Worten, die aber so fremd und kalt klangen, daß Christine bald ihre Fassung wiederfand und ihn verwundert ansah. Ihre Augen, diese traurigen Augen, deren Blick ihm, trotz Amélie's funkelnden Sternen immer bis in's Herz drang, hätten ihn auch diesmal verwirrt; er vermied es, ihnen zu begegnen und sagte, indem er ihr Stickmuster in die Höhe nahm und betrachtete, als fessele es seine Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Grade: „Schon wieder bei der Arbeit, Fräulein Werner? Sie hätten sich heute wenigstens Ruhe gönnen sollen, nach ihrem Abenteuer."

Digitized by Google

„Christine hat keine Zeit, sich zu pflegen, Herr Assessor", nahm die Mutter statt ihrer scharf das Wort. „Wenn sie nicht arbeitet, so haben wir nichts zu essen denn meine kleine Pension . . . ."

Der Assessor fand heute sein gutmüthiges Lächeln bei diesen Worten nicht, und Christine unterbrach rasch: „Herr Walther ist nicht schuld daran, daß sie nicht größer ist, Mutter; sieh doch nicht so böse aus. Uebrigens fühle ich mich ganz wohl; halten Sie mich denn für so schwächlich, daß mich ein kleiner Schrecken gleich ganz unwerfen müsse? Ich bin gesund und stark."

Dabei richtete sie sich mit anmuthigem Lächeln aus der unsoignirten gebückten Stellung, die sie beim Sticken einnahm, in die Höhe. Die Blässe ihrer Wangen war in der That keine krankhafte; es war die matte Färbung, welche von der Stubenluft erzeugt wird; ein wenig Freiheit und Glück, und die fahle Blume hätte sich vielleicht zu lieblichem Glanze entfaltet. (Forts. f.)

## △ Ein Jubiläum.

(Fortsetzung und Schluß aus Nr. 135.)

Der Raum verbietet uns, noch weitere Darstellungen aus diesem Genre hier aufzuführen, dagegen können wir uns nicht versagen, noch einen Blick auf die Seite von Cranachs Künstlerthätigkeit zu richten, in welcher er mehr dem Geschmacke seiner Zeit huldigend theils Gegenstände der alten und neuen Sage, oder des alltäglichen Lebens, theils heilige Gegenstände ganz naturalistisch dargestellt hat. Aus letzterer Reihe zählen wir hierher die mehrfachen Darstellungen von Eva's Apfelbiß, der büßenden Magdalena u. A.; aus ersterer eine nackte Venus mit Amor, das Urtheil des Paris in Holzschnitt und mehrfache Gemälde, den Kaiser Trajan, der einer Wittwe seinen eigenen Sohn statt ihres von ihm überrittenen darbietet, den römischen Ritter Curtius, wie er in den Abgrund springt. In allen diesen Schilderungen tritt die naive Unmittelbarkeit der damaligen Kunst hervor, die auch das Antike in das Gewand der Gegenwart hüllt und so für Jedermann verständlich, ächt volksthümlich macht, unserem mehr archäologisch gebildeten Geschmacke freilich oft wunderlich und possierlich erscheinend. Endlich fallen auf diese Kategorie die Holzschnitte polemischer Natur, welche Cranach nach seiner Entscheidung für Luther's Reformation alsbald mit großer Schärfe und Kühnheit erscheinen ließ. Dahin gehört ein Bilderbüchlein in Quart mit 14 Blatt in 26 Holzschnitten schon 1521 kurz vor Luthers Fahrt nach Worms herausgegeben, zu welchen dieser selbst die Unterschriften aus Bibelworten und Sätzen der päpstlichen Decretalen fügte. Sie enthalten eine Gegenüberstellung Christi und des Papstes in ebenso volksthümlicher, als sarkastischer Form. Welche Wirkung dieses Werk hervorbrachte, geht daraus hervor, daß in demselben Jahr noch drei weitere Auflagen, darunter eine lateinische, erschienen, 1526 eine plattdeutsche, daneben nicht wenige Copien. — Außer andern ähnlichen nennen wir nur noch aus diesem Gebiete sein Bilderbuch: „Das Papstthum", in den letzten Zeiten Luthers, wo der Kampf noch einmal besonders heftig entbrannt war, in Folio erschienen, dessen satyrische Bilder aber theilweise so derb sind, daß einzelne auch von Luther nicht gebilligt und durch anständigere ersetzt gewünscht wurden. — Lieber verweilen wir indessen zum Schluß bei den zahlreichen Werken aus dieser Zeit, in welchen der Maler mit besonderer Liebe ohne Polemik seinen positiven Christenglauben ausgeprägt hat; so in einem trefflichen Gemälde aus dem Jahre 1523, welches den Sündenfall und die Erlösung darstellt, mit einzelnen Partien, die zu den vorzüglichsten Leistungen aller Kunst gerechnet werden. Bekannt ist auch sein später sehr oft wiederholtes und stets geändertes naives und anmuthiges Gemälde von 1529: „Christus segnet die Kinder", — sowie der schöne Holzschnitt aus derselben Zeit: „Die heilige Familie im Saal", wahrscheinlich als Bilderbogen der Wittenberger Schuljugend gewidmet. So hat Cranach endlich auch mit einem Glaubens- und Friedenswerk seine Laufbahn als Mensch und als Künstler vollendet. Am 26. Sept. 1552 war er mit seinem Fürsten aus der Gefangenschaft von Innsbruck nach Weimar zurückgekehrt, achzig Jahre alt, aber seine müde Hand wollte er noch nicht ruhen lassen; seine letzte Arbeit sollte klares und gewisses Zeugniß geben von der in ihm lebenden Kraft des Glaubens und der Hoffnung. Diese Arbeit ist das Altargemälde in der Stadtkirche zu Weimar, ebenso ein Denkmal für seinen geliebten Fürsten, als für seinen bereits sechs Jahre vorher gestorbenen Freund Luther, wie für ihn selbst. Auf dem Mittelbilde ist Christus am Kreuz erhöht, zu seinen Füßen das Lamm mit der Siegesfahne; rechts vom Kreuz stehen Luther und Cranach, letzterer in ganzer Figur, neben Johannes dem Täufer, der sie mit der Rechten auf den Gekreuzigten, mit der Linken auf das Lamm hinweist. Links neben dem Kreuze steht der Auferstandene als Sieger über Tod und Teufel. Dies sind die Hauptfiguren, neben vielen mehr zurücktretenden. Das Altarbild wird von zwei Flügelthüren bedeckt, welche außen die Taufe und die Himmelfahrt Christi zeigen, während auf der Innenseite des linken Flügels der Kurfürst Johann Friedrich und seine Gemahlin, Sibylle von Cleve, auf der des rechten Flügels die drei Söhne Johann Friedrich der Mittlere, Johann Wilhelm und Johann Friedrich der Jüngere knieen. Unter dem Altar enthält eine schwarze Marmortafel die Inschrift, daß genannte drei Söhne ihren Eltern dies Denkmal in Dankbarkeit gesetzt haben 1555. Wann Cranach dieses Gemälde begann, ob erst nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft auf Bestellung des Kurfürsten, oder schon früher, ist nicht bekannt; vollenden aber konnte er's nicht; den 16. October 1553 rief ihn der Tod von dieser Arbeit weg; doch sind die Hauptbilder von seiner Hand; sein Sohn Lucas, der Jüngere, hat mit seinen Gesellen das Unvollendete ausgeführt und es wahrscheinlich den Söhnen des bereits im März 1554 seinem treuen Diener nachgefolgten Fürsten überliefert. So haben wir aus den letzten Tagen des

Digitized by Google

81 Jahre alt gewordenen Meisters sein größtes und letztes Werk, mit dem er ein langes, thätiges und tüchtiges Leben würdig beschlossen hat. — Wie wir nachträglich aus den Zeitungen ersehen, wurde in mehreren Städten, wie namentlich in Kranach und Augsburg, der 31. October, den man gewöhnlich für Cranachs Geburtstag hält, festlich begangen in ersterer Stadt aber die Festrede mit folgender Huldigung an den Künstler geschlossen:

Dir hat die Mitwelt einen Lorbeerkranz,
Du klarster Meister, auf dein Haupt gelegt.
Noch sind die edlen Blätter nicht verwelkt,
Doch sei ein neuer Kranz die heut' geweiht,
Den deine Vaterstadt dir heut zum Danke,
Daß ihr dein Ruhm so reiche Ehre bringt.
Unsterblich ist dein Name! Wer, wie du,
Den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt, gewirkt für alle Zeiten!

## Die Sturmfluth an den Küsten von Neuvorpommern und Rügen.

Schon öfters hat die Sturmfluth an den Ostseestranden große Verheerungen angerichtet. So besonders in den Jahren 1304, 1449, 1558, 1625, 1864. — Aber wenn auch die Verwüstungen in früheren Zeiten umfangreich waren, so werden sie doch in trauriger Weise überboten durch diejenigen, welche die Sturmfluth vom 12. bis 14. November anrichtete. Und nirgends an der Ostseeküste ist soviel Schaden zu beklagen als in Neuvorpommern und Rügen.

In Perow ertranken 11 Personen. Vom Kirr, einer kleinen Insel im Süden von Jingst, wird mitgetheilt, daß 5 Personen, Vater, Mutter und drei Kinder fortgespült sind und das Leben verloren haben. Ein Schiff ist über die Dünen getrieben und steht dort, wo sonst Aecker ist, die Mannschaft sucht sich hier zu retten, aber sie ertrinkt in den Wogen. Die Dünen theilweise 40 Fuß hoch, sind weggewaschen. Die Menschen fliehen in die Oberzimmer in ihren Häusern. In den Ställen wird es still, todtenstill. Und als die Wasser fallen, als das Meer seine Beute genommen, und die Menschen sich wieder hinunter nach dem Erdboden wagen, da schauen sie erst die gräßliche Fülle des Unheils. Leichname von Menschen und Thieren liegen auf dem schlammigen Acker. Da, wo die grüne Saat gestanden, erblickt das Auge den unfruchtbaren Seeland. Häuser und Ställe, wenn die Fluthen sie nicht mit Stumpf und Stiel mit sich fortgerissen, ragen, Ruinen gleich, aus der allgemeinen Verwüstung hervor. Kein Weg, kein Steg mehr zu schauen, die Bäume entwurzelt, die Vorräthe in Kammern und Kellern verdorben, die Brunnen mit Salzwasser überfluthet, die Fächer der Wände durchbrochen, Möbel und Kleider, Holz und Torf von den Wogen weggerissen, Schlamm und Sand in den Häusern, und vor der Thüre der nagende Hunger! Es ist eine bekannte Erscheinung, daß gewaltige Katastrophen in der Natur und unvorhergesehene und augenblicke Ereignisse bald erregend, bald lähmend auf die Menschen wirken. So auch hier. Während manche Personen, wie von einem Paroxismus befallen, ihrer selbst kaum bewußt, die weise Gerechtigkeit lästernd anklagen, daß ihnen alles, was sie besaßen, geraubt, versinken wieder andere in einen völlig apathischen Zustand, derartig, daß sie wie träumend umhergehen und gleichgültig auf all das Elend blicken, das sie umgibt. Während die Einen laut fordern, daß der Staat sie bimübernehmen müsse nach dem Festlande, weil sie in dem heimgesuchten Lande nicht bleiben könnten, sitzen andere stumm, vor sich hinschauend, mit starren Blicken sehend in den Schlamm zu ihren Füßen, keines Wortes, keiner Bitte mächtig. Aehnliche Schreckensscenen haben sich auch an anderen Orten abgespielt.

Und wie sieht es an der Ostseite von Rügen aus? Wer die Bäder Saßnitz und Krampas kennt, wird mit Schmerz vernehmen, daß die ganze, mit vieler Mühe und großen Kosten seit Jahren gehegte und gepflegte Uferpromenade, das Herrenhaus und Damenhaus, die Verladungsbrücken, auch der die Badegäste stets mit seinem Schatten labende Wallnußbaum vernichtet sind. Fast sämmtliche Fischerhöfe und die den beiden hier wohnenden Fabrikanten gehörenden sechs Böte sind ein Raub der wüthenden Elemente geworden. Ungemein hat auch die Südspitze von Rügen, Mönchgut, gelitten. Vom Jahre 1309 wird uns berichtet von Mönchgut, daß Lobbe, Gr. Zicker, Thiessow und Kl. Zicker getrennte Inseln waren. Das ist auch jetzt wieder eingetreten. Der Damm zwischen Middelhagen und Lobbe ist überfluthet. Die Dünen sind gewichen und haben mit ihrem Salzwasser das Land überfluthet. Und auf der Südweste ist das Unheil nicht geringer. Die Badeeinrichtungen in Putbus sind vernichtet. In einem Gute sind ca. 20 Morgen überschwemmt und theilweise mit 1½—10" Sand betrieben. Außerdem ist der Mutterboden abgeschwemmt, so daß diese Flächen auf Jahre hinaus unfruchtbar und geworden sind. Der Hof ist ebenfalls überschwemmt, eine große Yacht ist dort aufgetrieben und steht jetzt mitten im Felde.

Doch meint vielleicht Mancher, wenn die vorgelagerten Gegenden so gelitten haben, so ist doch das Festland dadurch vor Schaden bewahrt worden. Dem ist aber leider nicht so. Bielmehr hat die ganze Küste des Festlandes ebenso schrecklich gelitten. Von Barth bis nach Stralsund daselbst traurige Elend! In Stralsund wütheten nicht nur die Wassermogen, sondern auch das Feuer, welches auskam in einem mit Brettern und Holz gefüllten Schoppen. Wahrhaft grauenerregend war der Anblick. Ueber, wenn die Fluten, die sich weit über die Stadt verbreiten, noch an andern Stellen zimdeten! Doch der lodernde Regen bewahrte glücklicherweise davor. Aber wenn auch das Feuer auf seinen Herd beschränkt blieb, welches Unheil richteten die Wogen an! Dort, so nahe, daß bei stillem Wetter der menschliche Ruf sie hätte erreichen können, hangen zwei Menschen im Mastkorbe eines gesunkenen Schiffes, unter sich die eisigen Wellen, und vor sich das grausige Leuchten der in den Flammen stehenden Schuppen. Weiter links hängt ein anderer Unglücklicher eines ebenfalls gestrandeten Schiffes ein anderer Unglücklicher. — Da plötzlich entsteht ein Aufkauf. „Ein Gerretter" heißt es. Ein Schiffsjunge wird von seinen beiden Rettern vorbeigetragen. Wirr gehen seine Augen umher. Halbnackt hat der Arme, fast noch ein Knabe, stundenlang eisige Wellen ertragen. Inzwischen nahmen die Verwüstungen unter den Schiffen einen immer schrecklicheren Fortgang. Da blicken nur noch die Mastspitzen von zwei gestrandeten Schiffen aus dem Wasser. Dort liegt ein Schiff auf dem Vlahlbeck des Hafens. Seine Mannschaft hat ihr Geschick einem kleinen Boote anvertraut. Jeden einzelnen unterscheidet das bloße Auge, aber Keiner kann ihnen Hilfe bringen. Wie Nußschaalen tanzen die großen Fahrzeuge auf den Wogen, und das Ufer bedeckt sich immer mehr mit Trümmern. Ein großer englischer Schooner wird von dem Ufersande auf das Dampfschiff „Hertha" geworfen, und letzteres liegt jetzt als ein trauriges Wrack auf der Stelle, wo noch gestern die Landungsbrücke von Rügen lag. Nebenbei ereigneten sich Scenen der Aufopferung. Man rettet mit persönlicher Gefahr einen in's Wasser Gefallenen. Nachmittags 4 Uhr gelingt es auch, die zwei Mann, welche sich lange Zeit in dem Mastkorbe ihres Fahrzeuges befunden hatten, an's Land zu bringen. Verwüstung überall. Auch Greifswald und Umgegend ist schwer heimgesucht. Meilenweit unter der Küste hat das Land unter Wasser gestanden. „An's Vaterland, an's theure schließ dich an!"

Deutsches Vaterland, zeige durch die That, daß Dein Dichter ein Recht hatte, solche Worte zu schreiben. Von allen Seiten her wird auch schon bekannt, daß sich Vereine zur Ablesung der Noth bilden. Damit die Thätigkeit derselben für Neuvorpommern und Rügen nicht zersplittert werde, hat sich zu Stralsund ein Centralverein gebildet, der die einlaufenden Gaben vertheilen wird, nachdem er sich genaue Schadenanschläge verschafft haben wird. Alle Mitglieder desselben werden dankend Gaben jeder Art in Empfang nehmen

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 145. Speyer, Donnerstag, den 5. December 1872.


### * Frühling und Herbst.

Der Frühling und Herbst sind sich verwandt;
Mich trägt ein wunderbar Sehnen
Hoch über das blüh'nde und öde Land,
Wo gold'ne Höhen sich dehnen.

O Frühling, dein fröhlich Auferleb'n
Durchtönt eine Klag' im Geheimen;
Du blühest so schön, um bald zu vergeh'n,
Des Sterbens Beginn ist dein Keimen.

D'raus windest du, Herbst, den Todtenkranz
Und hängst ihn an alle Bahnen,
Spannst drüber des Himmels Frühlingsglanz,
Mich an die Heimath zu mahnen!

**Ch. Böhmer.**

## Chambre Garnie.

Novelle von **F. Junghans.**

(Fortsetzung.)

Die Mutter schwieg mit mürrischem Angesicht auf die leise Zurechtweisung Christinens; sie machte sich noch etwas am Ofen zu schaffen und ging dann hinaus. Vergebens aber wartete das Mädchen auf ein Wort von Walther in dem herzlichen, freundlich-vertraulichen Ton, den sie von ihm gewohnt war und der ihr so wohlgethan hätte. Was bisher zwischen ihnen vorgegangen, schien heut' Abend aus seiner Erinnerung gewischt, es war, als hätte sich eine Scheidewand zwischen ihm und ihr erhoben. Sie fühlte das und ein dumpfer Schmerz trat ihr an's Herz; sie wurde scheu und einsilbig und wünschte ihn fort, um ungestört über ihn weinen zu können. Walther, noch unter dem Eindruck der unangenehmen Empfindungen, die ihm der Nachmittag gebracht hatte, deutete ihre offenbare Befangenheit nach seiner Weise, das heißt, er brachte sie in Zusammenhang mit dem Argwohn, daß man ihn am Ende gar hier fesseln wollte. Was bedeutete die verlängerte Abwesenheit der Mutter? hatte die Frau wenigstens, wenn auch nicht Christine, der er nur das Beste zutraute, voreilige Hoffnungen aus seinen Besuchen geschöpft? Wollte sie ihm das Mädchen aufdrängen? Walther biß sich auf die Lippen, als er an Colmar, an Amélie, an die Spötteleien, das Achselzucken und die vornehme Verwunderung dachte, mit der jede Andeutung eines solchen Verhältnisses von seinen Bekannten aufgenommen würde. Er stand rasch auf, stellte sich hinter seinen Stuhl, so daß sich derselbe zwischen ihm und Christine befand, sagte, wie er hoffe, der heutige Unfall werde keine weiteren Folgen für sie haben, und wünschte ihr dann gute Nacht, da er eine eilige Arbeit vollenden müsse.

Tief verletzt von seinem seltsamen Benehmen sagte Christine hastig, mit zuckenden Lippen: „Ich habe Ihnen Zeit gekostet, die Sie besser hätten verwenden können — das thut mir leid. Wegen meiner Ungeschicklichkeit heute, mit der ich Ihre Lustfahrt so unangenehm unterbrach, hätte ich längst um Verzeihung bitten sollen, ein anderes Mal werde ich vorsichtiger sein, wenn ich über die Straße gehe."

Der Unwille stand dem sanften Mädchen so gut, es lag so viel herbe Anmuth in ihrem Ausdruck desselben, daß diese Worte beinahe das Eis gebrochen hätten. Aber sie ließ dem jungen Mann keine Zeit einzulenken, ihr scheuer Stolz war schwach geworden und riß sie fort. Sie hatte die Lampe aufgenommen, um ihm hinauszuleuchten; als Walther ihr die Hand hinstreckte, übersah sie diese Bewegung. Die Thüren schlossen sich, die beiden Menschen, die so herzlich zu einander verlangten, waren getrennt; getrennt nicht nur durch die wenigen Wände, welche sich zwischen ihnen befanden: eine unsichtbare Mauer, eine gewaltige Macht, die Macht des Herkommens, erhob sich, um sie zu scheiden. Das Mädchen auf der einen Seite kann nichts thun, als warten und trauern; er von der andern muß den Muth haben, die Mauer durchbrechen zu wollen. Nur Muth und Wille gehört dazu, denn schon vor seiner Absicht, sie zu überkommen, von seinem Hauche schon wird sie zusammensinken.

Christine saß am alten Platze, wie vorhin, ehe Walther dagewesen war, aber wie anders erschien jetzt Alles umher! Das Zimmer war trübe geworden; vorhin hatte es die Hoffnung erhellt. Sie saß und stickte, und dann kamen die Thränen mit Macht; in den Tropfen an ihren Wimpern brach sich das Licht, die Perlen, mit denen sie zu arbeiten hatte, verhundertfachten sich; sie drückte die Hände gegen die Augen, als könne sie so den von tief innen quellenden Strom hemmen. Die Mutter kehrte zurück, und mit unendlicher Anstrengung bezwang das Mädchen Miene und Stimme

Digitized by Google

und sprach wie gewöhnlich, bis sich Beide bald darauf zur Ruhe begaben.

Christine machte am nächsten Tage die Besorgung, welche sie in die Stadt führte, früher als gewöhnlich, und die Mutter schalt, daß sie ihre Arbeitszeit verkürze und die Dämmerung nicht abwarte. Christine aber war thöricht genug zu hoffen, dem Manne, den sie compromittirt hatte ohne es zu wollen oder zu ahnen, könne sein gestriges Benehmen leid geworden sein. Stunde um Stunde saß sie an dem kleinen Tische dicht vor der Lampe und tief über die Arbeit gebeugt — scheinbar ruhig, während ihr das Herz klopfte, daß sie fast fürchtete, die Mutter müsse es hören. Endlich schlug es neun; jetzt konnte er nicht mehr kommen, die Qual des Wartens hatte ein Ende. Aber dennoch zitterte sie heftig, als sie Schritte auf der Treppe hörte; vielleicht sah er nur hinein, um zu fragen, wie es ihr gehe, dazu war es noch nicht zu spät. Man ging an der Thür vorüber; es war der Subalternbeamte aus dem obern Stock, dem seine Kinder schon entgegenriefen. Der qualvolle Abend war vorüber und so verging noch mancher andere, und das Mädchen lernte etwas dabei — sie lernte, daß Sehnsucht und Angst nicht tödten, und daß man Tage und Wochen lang trägt, was man keine Stunde aushalten zu können meinte.

Eines Abends kamen die Schritte, denen sie schon einige Minuten lang lauschte, wirklich bis zur Thür; ihr Athem stockte, man klopfte, sie vermochte keinen Laut hervorzubringen. Auf den Ruf der Mutter trat der Briefträger ein, eine seltene Erscheinung auf der Schwelle der vereinsamten Frauen, und brachte einen Brief. „Er ist von Karl, Mutter", sagte Christine tonlos. „Von Karl? — es waren Weihnachten zwei Jahre, daß wir zuletzt von ihm hörten, ich dachte, er wollte nichts mehr von uns wissen. Lies mir den Brief vor; Gutes wird wohl nicht darinnen stehen."

Der Sohn der Wittwe, der eine Schreiberstelle bei der Ausgangsstation einer neuen Bahn im Nachbarlande inne hatte, berichtete, daß es ihm gut gehe, und daß er sich mit der Tochter des Restaurateurs auf dem Bahnhof verheirathet habe. Die Mutter müsse es ihm verzeihen, wenn er sie nicht vorher benachrichtigt habe: die Sache sei rasch gegangen. Jetzt wolle er seine früheren Thorheiten wieder gut machen und die Mutter zu sich nehmen. Christine könne ja wohl eine Stelle finden, denn für zwei neue Familienglieder reiche die Wohnung und die Einnahme nicht aus. Oder ob das Mädchen keine Gelegenheit habe, sich zu verheirathen; da wäre sie am besten aufgehoben, und sie möge nur ja nicht zu wählerisch sein — und so fort.

Christine ließ die Hand mit dem Blatte sinken. „Nun, Mutter, das ist ein Glück", sagte sie mit einem trostlosen Lächeln; „für Dein Alter ist gesorgt, und . . ."

„Und Du?" unterbrach die Frau in ihrem gewöhnlichen Klageton; „ach, es ist doch etwas ganz Anderes um einen Knaben, er kann sich überall durchbringen, aber ein Mädchen! Was bist Du mir doch für eine Sorge, Christine!"

„Ich, Mutter? wie kannst Du so reden. Du weißt, ich habe seit langem zu unserm Unterhalt beisteuern können, von Karl hast Du nie einen Groschen gesehen", sagte die Tochter hastig, indem sie sich mit ihrer Arbeit zu schaffen machte: sie hatte sich noch nie auf diese Weise gerühmt und wurde roth dabei. Die Mutter sollte ja auch nur mit dem Hinweis auf ihre Geschicklichkeit beruhigt werden.

„Das ist wahr", entgegnete die Frau grämlich; „aber Dich unter fremden Leuten zu wissen, daran mag ich nicht denken; man wird sich wohl die Einladung Karl's aus dem Sinne schlagen müssen; vielleicht hat er sie gar nicht so ernstlich gemeint. Was mag es für eine Frau sein, die er hat; läßt sie uns denn grüßen?"

Christine nahm den Brief noch einmal auf. „Ja, hier am Ende steht: Meine Frau grüßt Dich, sowie auch ihre Schwägerin herzlich, sie hofft, Dich bald zu sehen. — Karl scheint mich für recht überflüssig auf der Welt zu halten", setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „und ich denke, ich bin es auch, jetzt, wo Du mich nicht mehr brauchst."

„Laß die gottlosen Reden", sagte die Frau scharf; sie schwieg von da an über den Vorschlag des Sohnes, welchem vorerst nicht geantwortet wurde. Bei Christine aber griff, in ihrer tiefen Traurigkeit, ein Gedanke um sich, den sie früher stets zurückgewiesen hatte, jetzt aber, wie sie meinte, hegen durfte.

Walther hatte bald nach der Schlittenfahrt eine Einladung zu einer Abendgesellschaft im Ternow'schen Hause erhalten. Als er ziemlich spät in die hellen Zimmer trat, bewegte sich dort schon eine zahlreiche Gesellschaft. Er sah sich, nachdem er Frau Ternow begrüßt hatte, nach der Tochter des Hauses um; sie stand Auge in Auge mit Herrn Ronald d'Orville in einer Fensternische und sprach mit gedämpfter Stimme eifrig zu ihm; aus dem unbewachten Werktagsausdruck auf ihrem Gesicht schloß Walther, daß es sich um irgend eine Einrichtung, vielleicht für den Abend handle, deren Nothwendigkeit die schöne Amélie ihrem etwas schwer begreifenden Bräutigam klar zu machen schien. Er stand vor ihr, die Hände in den Taschen seiner Beinkleider, in einer lässigen, uneleganten Haltung, die dem feingewöhnten Walther einer Dame gegenüber fürchterlich vorkam. Sobald Fräulein Ternow den Assessor gewahr wurde, brach sie mit einer etwas gebieterischen Handbewegung gegen Herrn Ronald das Gespräch kurz ab und trat dem Neuangekommenen entgegen, lächelnd und strahlend mit den dunkelrothen Blumen im glänzenden Haar, in einer Toilette, welche, das sah Walther mit einem Blick, diejenigen aller übrigen anwesenden Frauen weit hinter sich ließ. Sie reichte ihm die Hand mit dem tadellosen, theuern Handschuh; Walther dachte an eine andere noch schlankere Hand, eine fleißige, geschickte Hand, welche immer zu zittern pflegte, wenn er sie in die seinige nahm, und in diesem Augenblicke kam ihm das Bewußtsein, jenes Mädchen in der kleinen, schlichten Stube zu kennen, wie ein kostbares Eigenthum vor.

„Es ist schön, Walther, daß Sie noch kommen;

Digitized by Google

aber warum haben Sie sich nicht einmal ohne Einladung bei uns sehen lassen?“ Und sie blickte ihn vorwurfsvoll an. „Wollen Sie wieder hier mit Ihrer Gegenwart kargen?“

Walther betheuerte, eine solche Absicht liege ihm sehr fern, und erklärte sein spätes Kommen; dann fragte er nach Fräulein von Stauffen, da er ihr seine Aufwartung zu machen wünschte.

„Ach, lassen Sie Fräulein von Stauffen, für die ist noch immer Zeit! Dort steht sie, sehen Sie, bei Ihrem Freund Colmar. Kommen Sie, Walther, setzen Sie sich hierher zu mir.“

Sie winkte ihm zu einer kleinen Causeuse, um die man aus breitblätterigen hohen Pflanzen in prächtigen Gefäßen eine Art Laube geschaffen hatte; es war ein trauliches Plätzchen für ein tête à tête.

„Wissen Sie“, sagte Amélie, indem sie die feine Fußspitze im Atlasschuh vorschob und gedankenvoll betrachtete, „daß ich die Absicht hatte, Ihnen ma belle cousine zuzuwenden?“

Sie sah ihn jetzt neckend von der Seite an.

(Fortsetzung folgt.)

## Untersuchungungen über das Reifen der Weintrauben.

Die im Jahre 1868 gebauten und von C. Neubauer untersuchten Trauben waren Oesterreicher und Rieslingstrauben. Zunächst fiel der rapid schnell steigende Zuckergehalt auf. Die unreifen Trauben enthalten kein Amylum, hier kann also die Quelle des Zuckers nicht gesucht werden. Der Gehalt an nicht näher zu bestimmenden organischen Bestandtheilen ist zu allen Zeiten der Entwickelung so gering, daß auch diese für die Frage der Zuckerbildung ausgeschlossen werden müssen. Es bliebe sonach nur noch die Cellulose übrig; denn daß die allerdings mit der Reife abnehmende freie Säure, sei dieselbe Apfelsäure oder Weinsäure, in Zucker übergehe, ist aus chemischen Gründen sehr unwahrscheinlich. Was aber die Cellulose betrifft, so widerstehet sie ja bekanntlich den stärksten organischen Säuren, und außerdem ist ihre Abnahme während des Reifens zu gering, um auch nur annähernd das Material für die Zuckerbildung liefern zu können. Die einzige Möglichkeit wäre, daß die Lebensthätigkeit der Rebe zuerst Cellulose bilde und diese dann in dem Maße als sie entsteht, in Zucker überführe. Allein dem widerspricht die große Widerstandsfähigkeit der Cellulose selbst; viel wahrscheinlicher ist es nach des Verfassers Ansicht, zumal da wir den Zucker ja nur in den Trauben und in keinem anderen Theile der Reben finden, daß die Beeren ein bis zu einem bestimmten Grade selbstständiges Leben haben und die großen Zuckermengen, die wir allmälig entstehen sehen, ein Lebensproduct der entwickelten Beerenzellen sind. Hiermit steht auch die erwiesene Thatsache, daß die Traube nicht nachreift, in schönster Uebereinstimmung, der Zucker wird sonach, wie Verfasser meint, durch einen eigenen Chemismus in der Beere selbst gebildet und stört man die Ernährung durch Knicken der Stengel ꝛc., so hört die Lebensthätigkeit derselben bald auf.

Mit zunehmender Reife nimmt die freie Säure in den Trauben allmälig ab; es geht mit dieser Abnahme eine stetige Zunahme der Mineralbestandtheile Hand in Hand. Verfasser glaubt annehmen zu dürfen, daß die Zuführung von Mineralbestandtheilen namentlich von Kali, die zuerst vorhandenen sauren Salze in neutrale verwandelt, wodurch der Zusammenhang zwischen der Zunahme der Mineralbestandtheile einerseits und der Abnahme der freien Säure anderseits erklärt wäre. Die stetige Zunahme an Mineralbestandtheilen dürfte, für die Frage der Mineraldüngung in Weinbergen von Bedeutung werden, welche Düngung im Allgemeinen bisher nur wenig zur Anwendung gelangte. Weitere Versuche, welche bis zur Entwickelung der sogenannten Edelfäule fortgesetzt wurden, hatten den Zweck, die Zeit festzustellen, wann die Ernte der Trauben am rentabelsten, d. h. wann die Trauben den höchsten absoluten Zuckergehalt zeigen. Durch diese Versuche wurde der Ausspruch eines erfahrenen Weinproducenten, Fuckel in Oesterreich, wissenschaftlich bestätigt. Derselbe sagt u. A.: „der geeignetste Zeitpunkt der Rieslingslese ist, wenn die Beeren voll faul sind. Wartet man mit der Ernte bis zur Rosenbildung, so werden wohl stärkere und dickere, aber bouquetärmere Weine erzielt. Die Grenze der Zuckerbildung fällt mit dem Weltwerden der Stöcke und dem Faulen der Beeren zusammen. Von da an nimmt der absolute Zuckergehalt ab, bewirkt durch die fortschreitende Fäulniß selbst und durch die zahllosen Schimmelpilze, die auf den Beeren wuchern und meist auf Kosten des Zuckers begetiren. *)

*) Natur und Arch. d. Pharm. August 1872, 182.

### Miscellen.

* Erster Jahresbericht des k.b. Schullehrerseminars in Kaiserslautern; herausgegeben von Dr. Carl Andreä. Es ist dies ein kleines, aber interessantes Büchlein, das eine reiche Fülle geschichtlichen und pädagogischen Materials enthält und der Beachtung der Lehrer und Schulfreunde hiemit empfohlen werden möge. Das Schriftchen gibt eine Darstellung der Geschichte genannter Anstalt, ihres Lehrerpersonals und Lehrerprogrammes, dann den ausführlichen Jahresbericht für 1871/72, ferner Stundenordnungen und Lectionsanzeichnisse aus verschiedenen Jahrgängen, sowie eine Uebersicht der von 1818—1872 in das Seminar Aufgenommenen, deren Gesammtzahl 2221 beträgt.

* Rheinzabern. Ein Spaßvogel wettete jüngst in einer Gesellschaft, daß er von mindestens fünfzig Personen dieselbe Antwort auf eine Erzählung erhalten würde. Um seine Wette zu gewinnen, sagte er zu dem Nächsten: Wissen sie schon, daß Meier Bankerott gemacht hat? „Welcher Meier?“ Diese nämlichen Worte hatten in einer halben Stunde fünfzig Personen wiederholt und der Spaßvogel hatte die Wette gewonnen.

Digitized by Google

Freiburg, 30. Novbr. Die „F. Z." schreibt: Verflossene Nacht starb H. Dr. Heinrich Schreiber, Professor der historischen Hilfswissenschaften an der Universität und Ehrenrath der Stadt Freiburg.

---

Haan, 24. Nov. Durch den Kreisphysikus ist eine Arsenik-Vergiftung der Einwohner der Boosheide, Halenbeke, Konradsheide, Quallerbeide und der Station Haan constatirt und darauf hin die Arsensäure-Fabrik zu Station von dem Bürgermeister Hirsch bis auf weitere Verfügung der k. Regierung geschlossen worden. Den genannten Einwohnern, sowie denen von 5 anderen Orten ist durch Bekanntmachung des Bürgermeisters untersagt, ihre Gemüse, Obst, Futterkräuter, Milch, Vieh, Honig zu verkaufen, und werden sie selbst vor dem Genuß gewarnt. Die vergifteten Gemüse sind leicht an den den Einwohnern bekannten eigenthümlichen Flecken zu erkennen, die Milch des erkrankten Viehs an dem theilweise darin sichtbaren Absatze. In allen genannten landwirthschaftlichen Producten, sowie in dem Urin einer kranken Kuh, in der Leber, den Haaren und Klauen eines crepirten Rindes wurde durch die Analyse dreier Chemiker Arsenik nachgewiesen. Den kranken Familien wird dringend das Nachsuchen ärztlicher Hülfe angerathen, und der Gebrauch gegen Arsenik-Vergiftung aus jeder Apotheke zu beziehenden Mittel.

---

(Trauriger Fall.) „Kürzlich", so schreibt eine Zeitung in Connecticut, „hat sich in unserer Stadt ein höchst trauiger Fall ereignet: Ein Mann fällt in's Wasser, ein anderer, der ihn für einen seiner Freunde hält, springt nach, rettet ihn und — erkennt in dem Verunglückten seinen — Gläubiger, dem er hundert und drei Dollars schuldet!"

---

Ein neuer gewinnbringender Geschäftszweig ist, wie der Scient. Amer. erzählt, in Georgia erfunden worden und wird dort practisch ausgeübt. Erfinder und Unternehmer, ein Bürger Whitefield's, streut nämlich Salz auf die Eisenbahnschienen, um das Vieh der anwohnenden Landbesitzer, mit denen er seine Contracte abgeschlossen, auf die Bahn zu locken. Für die Thiere, welche die Eisenbahnzüge überraschen und tödten, muß die Eisenbahnverwaltung Schadenersatz leisten. Der Eigenthümer profitirt außerdem Haut und Fleisch des getödteten Thieres.

---

London, 30. Nov. Bessemer's Erfindung, Schiffe so zu bauen, daß eine Seekrankheit während der Ueberfahrt über den Canal unmöglich wird, ist so weit in die That übergegangen, daß sich schon eine Actien-Gesellschaft zu dem Zwecke gebildet hat. Bessemer ist der Ingenieur, Reed der Erbauer der Schiffe, Lord Henry Lennox und Admiral Sir Spencer Robinson gehören zum Directorium. Die beiden zu erbauenden Schiffe werden außer der neuen Erfindung auch allen modernen Comfort haben und die Gesellschaft das ausschließliche Recht besitzen, solche Schiffe zwischen den fünf Häfen Dover, Folkestone, Ostende, Calais und Boulogne fahren zu lassen. Die beiden Schiffe werden in 8—10 Monaten fertig sein.

---

(Der Unterschied zwischen Schöpfung und Gründung) ist von der Berliner Montags-Zeitung folgendergestalt gefunden worden: Die Schöpfung ging von einem Chaos aus, die Gründung geht auf Chaos zu — Bei der Schöpfung erkannte der Mensch, was gut und böse ist, bei den Gründungen nicht. — Bei der Schöpfung war der Mensch zuerst nackt, bei den Gründungen später. — Bei der Schöpfung ward der Mensch aus dem Staube gemacht, bei den Gründungen machen sich Viele aus dem Staube."

---

Auch in Rom, Neapel und Sicilien ist in der Nacht vom 27. auf den 28. November wie in Deutschland der große Sternschnuppenregen wahrgenommen worden. Pater Secchi hat auf der Sternwarte im Collegium Romanum in fünf Stunden nicht weniger als 14,000 gezählt. Am zahlreichsten waren sie um 8½ Uhr, wo man 492 in fünf Minuten zählte. Ueber die Ursache der seltenen Erscheinung bemerkt Secchi, was auch deutsche Beobachter schon gesagt haben: „Die Erde hat den Strom der kleinen Weltkörperchen, welche dem Laufe des Biela'schen Kometen folgen, wenn auch nicht in seinem Centrum, doch nicht weit davon berührt. Die Bahn dieses Kometen berührt die Erdbahn auf zwei entgegengesetzten Punkten, nämlich im 66. und 246. Längegrade. Die Erde befand sich um Mitternacht zwischen dem 27. und 28. Nov. im 66. Grade. Die in jener Nacht beobachtete Erscheinung ist ein sprechender Beweis für die Theorie des Professors Schiaparelli von den Beziehungen der Sternschnuppen zu den Kometen."

---

(Literarisches.) Als Verfasser des vielgelesenen Zeitromans „Um Scepter und Krone" wurde anfangs Regierungsrath Meding, dann Prinz Georg von Preußen genannt. Letztere Angabe war wohl nur eine Reclame für den Roman, und Meding ist in Wirklichkeit der Verfasser. Die „Hannover'sche Landeszeitung" sagt, daß Meding, der vom König von Hannover mit Gnaden überhäuft und nach seiner Entlassung mit einem Ruhegehalt bedacht wurde, kurz vor Ausbruch des Krieges von 1870 von Paris aus den Versuch gemacht habe, vom König ein bedeutendes Capital zu erpressen, indem er die ihm auf Dienstreis anvertrauten Geheimnisse zu verrathen drohte. Als dieses Mannöver mißglückt sei, habe er sich nach Berlin begeben.

---

Verwerthung von Kohlenstaub. Als neues Ziegelmaterial werden nach der öster. Wochenschrift in England neuester Zeit die Abfälle aus den Kohlenbergwerken verwendet die bisher gar nicht verbraucht wurden und in den Kohlenbezirken viele Tausende schöner Aecker Landes bedecken. Schon haben mehrere unternehmende Firmen sich diesem nutzenverheißenden Geschäfte zugewendet. Der aus dem Kohlenstaube hergestellte Ziegel ist, was sein Colorirt betrifft nun freilich nicht für die Aufführung eleganter Gebäude geschaffen, dafür soll er an Festigkeit dem Thonziegel nicht nachstehen. Das Material kostet aber so viel wie gar nichts da die Besitzer desselben froh sind, wenn es Jemand wegschafft und ihre Umgebung von den häßlichen schwarzen Haufen Kohlenstaubes befreit, durch die viele schöne Landschaftspunkte von England und Wales bisher furchtbar verunstaltet wurden. Solche Kohlenziegelhäuser müssen ganz vortrefflich und unausschlöschbar brennen.

---

In der chemischen Fabrik des Abdeckereipächters Kommissionsrath Bitter in Berlin werden die Cadaver kranker oder verdächtiger Thiere in einem besonderen Apparat unter Anwendung heißer Wasserdämpfe völlig zerstört. Der Apparat besteht aus großen Cylindern, in denen ein ganzer Rindvieh- oder Pferdecadaver durch die Dämpfe, welche unter dem Drucke mehrerer (3—4) Atmosphären einwirken, in einen Brei umgewandelt wird, welcher später zur Herstellung von Düngerpräparaten dient. Diese Behandlung der Kadaver ist jedenfalls dem Begraben derselben vorzuziehen.

---

## Räthsel.

Denkst du der 1, 2 all, die du verschlafen,
so wirst du doch vor Scham ein wenig 3:
wie weißt du nun, ob 1, 2, 3 am Himmel,
ob es auf deinen Wangen schöner sei?

---

**Auflösung der Charade in Nr. 143:**
Wildfang.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

**Nro. 146. Speyer, Samstag, den 7. December 1872.**

## Chambre Garnie.

Novelle von **F. Jungfans.**

(Fortsetzung.)

Er lachte. „In der That, mein schönstes — ich wollte sagen, mein gnädiges Fräulein? wirklich „gnädig", da Sie mich mit einem solchen Kleinod beglücken wollten. Aber Sie reden, als ob ihre Absicht eine Aenderung angenommen hätte; ich wäre untröstlich darüber."

„Sie sehen gerade so aus! Nein, danken Sie es Ihrem Glücke, daß ich meinen Rachepplan aufgegeben habe. Ja, lachen Sie nur, meinen Rachepplan: ich wollte Sie strafen für Ihr Fortbleiben von hier, indem ich Ihnen eine Liaison mit ihr anzettelte. Der erstere, leichtere Theil meines Planes, Clementine in Sie verliebt zu machen, war mir, wie ich hoffte, gelungen, da kamen Sie von selbst und entwaffneten mich durch Ihre Gegenwart."

„Ich verstehe Sie nicht, gnädiges Fräulein. Erst eröffnen Sie mir eine reizende Aussicht und dann machen Sie muthwillig ein Zerrbild daraus."

„Um's Himmels Willen, Walther, reden Sie im Ernst? Die langweilige, sentimentale Clementine . . ."

„Ich finde Fräulein von Stauffen recht angenehm", sagte Walther mit unbewegter Miene. „Sie nennen sie langweilig — mir kommt sie munter und anregend vor; sehen Sie, wie sie mit dem beneidenswerthen Colmar scherzt und lacht! Und wie vortheilhaft sie aussieht", fügte er boshaft hinzu.

„Wirklich, Walther, Sie sind unausstehlich! ein grünes Ueberkleid und grüne Schleifen zu semmelblondem Haar! Finden Sie ihr Haar vielleicht auch hübsch? Ach, Sie lieben Blonde! ich vergaß, daß Ihre interessante Hausgenossin, das Opfer unserer Schlittenfahrt, auch hellblond ist."

Walther erwiderte zwar alsbald scherzend, er habe stets immer eine Vorliebe für Blondinen gehegt, aber war doch merklich unter dem unerwarteten Stiche zusammengezuckt.

„Nun, dann verdiene ich mir gewiß Dank, wenn ich Sie meiner Cousine so bald wie möglich zuführe", sagte sie auf seine letzte Bemerkung und fügte hinzu: „Ach, Walther, Sie sind heute schlimm und undankbar."

Dabei traf ihn ein fengender Blick: er lächelte unter demselben. „Ein Spielzeug, welches manchmal zeigt, daß es empfindet, ist doch gewiß für eine stolze Schöne weit interessanter, als ein lebloses", sagte er. „Sie wissen, die Katze, die schöne, grausame, spielt am liebsten mit der lebendigen Maus."

„Welch' ein abscheulicher Vergleich! Hier, Clementine, ich überlasse Dir den Assessor", sagte sie zu der jungen Dame, welcher sie sich genähert hatten; „ich verdamme ihn für den ganzen Abend aus meiner Nähe. Werden Sie es glauben, Colmar, daß er mich eben mit einer Katze verglichen hat!"

Ein wenig Verstimmtheit durchklang den scherzenden Ton; sie schwebte fort und war bald der Mittelpunkt einer Gruppe, welche sie durch übermüthige Laune zur Bewunderung hinriß. Die Herren der Gesellschaft hatten Ursache, Fräulein Ternow, die Tochter des hohen Beamten, für eine bezaubernde Wirthin zu halten, die Damen fanden sich weniger begünstigt, da Amélie sie rücksichtslos überstrahlte. Nur einmal noch im Laufe des Abends zog sie sich aus ihrer centralen Stellung zurück und hatte eine Unterredung mit Colmar.

Indessen saß Walther mit Clementine in der Laube. Er hatte sich heute viel mit ihr zu unterhalten, empört über die kaltherzige Coketterie Amélie's, mit der sie ihre ahnungslose Verwandte, ihren Gast, unbedenklich preisgab, und es hatte ihm diese Unterhaltung durchaus kein Opfer gekostet. Bei der Gesellschaft war er doch nur mit halber Seele, so ließ er denn das Fräulein nach Herzenslust schwärmen von ihren romantischen Liebhabereien, von der Waldeinsamkeit im heimathlichen Park und vom Mondschein im Schloßgarten; seine geduldige Aufmerksamkeit entzückte sie; ihm that die Herzensgüte wohl, welche bei ihr trotz der übersammten Grillen durchbrach. Jetzt saßen Beide unter den breiten Palmenblättern und er hatte sich in den Schatten zurückgelehnt, während das Licht aus der sanftschimmernden Ampel, die über der seidenen Causeuse und den Prachtgewächsen hing, voll auf den blonden Scheitel und die grünen Schleifen des Fräuleins von Stauffen fiel.

Walther fühlte sich matt und abgespannt; daß er in Folge dessen langsam und leise sprach, hatte einen großen Reiz für Clementine, die diesen Ton dem Orte — dem traulichen Bereiche der Palmen — und dem Gesprächsthema — sie redete über lyrische Dichtung — ganz besonders angemessen fand. Er

Digitized by Google

hörte aufmerksam zu — ein leichtes Gähnen dann und wann wußte er als gesellschaftgewohnter Mann zu verbergen — da sie ihre Lieblingsdichter nannte; eben hatte sie ihm ihren Longfellow-Cultus gestanden. „Treiben Sie Englisch, Herr Assessor?“ fragte sie jetzt.

„Ein wenig, gnädiges Fräulein; ich habe, ermessen Sie daraus meinen Eifer für belletristische Studien, als hartarbeitender Secundaner einmal Privatstunde genommen, um Shakespeare im Original lesen zu können.“

„Ach, Shakespeare's Werke sind auch reizend, doch sehr schwer verständlich. Aber Longfellow's Gedichte müssen Sie wirklich kennen lernen . . .“

„Ich werde sie mir morgen kaufen.“

„Das wäre sehr hübsch von Ihnen. Oder“ — es kam ihr ein kühner Gedanke — „ich könnte sie Ihnen auch leihen; ich habe das Buch immer bei mir. Ich will dann die Gedichte anstreichen, welche mir am besten gefallen.“

„Sie sind sehr liebenswürdig, mein gnädiges Fräulein. Erlauben Sie, daß ich mir das Buch bei Ihnen hole?“

Ein anderes Paar, welches Walther und Clementine seit einigen Minuten von fern beobachtete, ahnte nicht, auf welchem unverfänglichen Gebiete sich die Beiden unter den Palmen bewegten. Es war die Tochter vom Hause und Colmar. Um des Letztern Lippen lag sein schlimmstes Lächeln, während Amélie's Augen bitterböse funkelten, als sie Walther sich verbeugen und andächtig an den Lippen Clementinens hängen sah, die ihm eben ein Gedicht recitirte.

„Sehen Sie“, sagte Amélie rasch und leise, „wie vertraut! Und sie sind fast den ganzen Abend zusammen gewesen! Wollen Sie ruhig zusehen, Colmar?“

„Ich habe kein Glück, gnädiges Fräulein; und nun gar mit Walther zu rivalisiren darf ich mir nicht beikommen lassen. Er erscheint — und siegt. Es ist merkwürdig wie leicht er es bei den Damen hat. Auch sie verziehen ihm, dünkt mich.“

Sie zog die Lippen zusammen und ballte in den Falten ihres duftigen Kleides die Hand. Da trat d'Orville hinzu. Er hatte gut gegessen und der Wein hatte seine Stimmung erhöht; mit etwas freier Galanterie legte er jetzt den Arm um die weißen Schultern seiner Braut. Sie fuhr herum, wie außer sich, faßte sich aber alsbald genügend, um mit einiger Mäßigkeit die Liebkosung abzuschütteln. „Ach, laß das jetzt, Ronald“, sagte sie mürrisch. Aber der Wein hatte ihm den Muth gegeben, welcher ihm sonst, der feinen, zierlichen Braut gegenüber, im Bewußtsein seiner Ungeschliffenheit abging; er umfaßte sie von Neuem und unmerkte hatb scherzend, halb drohend: „Nur nicht immer zu schwippisch, Herzchen; einmal mußt Du Dich doch an dergleichen gewöhnen. Du hast Deinem Bräutigam heute Abend auffallend wenig von Deiner Gesellschaft gegönnt. Komm, die Leute könnten sonst denken, wir ständen nicht gut miteinander.“

Damit griff er ihre Hand nicht eben zart am Knöchel, und legte ihren Arm auf den seinen: sie folgte jetzt ohne ein weiteres Wort. Colmar wurde ziemlich unhöflich stehen gelassen: „Der Blaubart“, lächelte er vor sich hin.

Amélie ging am Arm ihres stattlichen Bräutigams langsam durch die Zimmer; sie hatte sich in ihre Rolle gefunden, ihre helle Stimme war glatt und als sie an Walther und Clementine vorbeikam, lächelte sie übermüthig über die Zwei hin und warf der Cousine eine Kußhand zu.

Die Gäste begannen jetzt aufzubrechen. Als Walther und Colmar vor Fräulein Ternow standen, um sich zu verabschieden, sagte sie mit etwas scharfer Betonung zu dem Ersteren: „Sie werden doch nun wohl kein so seltener Gast in unserem Hause mehr sein, da meine Cousine Ihren Besuch mit eben solchem Vergnügen sieht, wie Mama und ich, nicht wahr, Clementine?“

„Der Herr Assessor hat mir versprochen, sich morgen den Longfellow bei mir zu holen“, erwiderte Fräulein von Stauffen unbefangen.

„Ah, das ist ja prächtig“, meinte Amélie gedehnt. „Kommen Sie zum Frühstück und leisten Sie Ronald bei seiner Cigarre, die ich ihm dann gestatte, Gesellschaft. Wir frühstücken um Zwölf. Colmar, Sie kommen natürlich auch?“

„Wenn es mir meine Amtsgeschäfte erlauben“, lachte dieser, während Walther sich tief verbeugte. „Sie sah aus, als beabsichtige sie, Dich morgen mit der Chocolade zu vergiften“, sagte Colmar, als Beide auf der Straße waren. „Die Naivetät ist erbaulich, mit der sie immer noch Rechte auf Dich geltend macht. O, die Frauen! Und man fühlt sich doch auch ein wenig durch dergleichen Inconsequenzen geschmeichelt, nicht wahr?“

„Ich nicht“, sagte Walther trocken. „Ich gehe morgen nicht hin! der Longfellow hat Zeit.“

„Nun, ich würde doch an Deiner Stelle das Eisen schmieden et cætera; Du kennst das Sprichwort.“

„Ich verstehe Dich einmal wieder nicht.“

„Irre ich mich, wenn ich annehme, daß Fräulein von Stauffen einigen Eindruck auf Dich gemacht habe?“

„Ah, so! Nein, Du irrst Dich nicht.“

„Schön, daß Du das zugibst, ich hätte sonst am Ende unfreundschaftlicher Weise Deinen Pfad gekreuzt.“

„Wenn Dich Dein Weg auch in diese Richtung führt, lieber Freund so lasse Dich durch mich nicht beirren. Siehe Jeder, wie weit er komme.“

„Das heißt, Du erlaubst mir, dem blonden Fräulein auch bei Gelegenheit den Hof zu machen?“

„Erlauben? Kann ich Dir das wehren?“

„Nun, Du siehst, ich lasse mit mir reden, und es handelt sich darum, ob Du mir es wehren möchtest, wenn Du könntest.“

„Komm, laß mir meine süßen Geheimnisse“, lachte Walther, froh, den schlauen Colmar irre gehen zu sehen. „Uebrigens bist Du noch viel zu jung, um an's Heirathen zu denken, während ich, wie Du weißt, meinem Onkel keinen größeren Gefallen thun könnte, als ihm recht bald meine Verlobungskarte zu schicken.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Wagneriana. *)

Die bereits in sehr beträchtlichem Umfange vorhandene Literatur über Richard Wagner ist neuerdings wieder bedeutend vermehrt worden. Auf der einen Seite erscheinen Wagner's „Gesammelte Schriften" in einer Gesammtausgabe, und veröffentlicht sein Hauptparteigänger und Verehrer Porges eine Beschreibung der Festaufführung von Beethovens Neunter Symphonie die selbstverständlich in eine Verherrlichung Wagner's hinausläuft; auf der andern Seite sind aber auch die Gegner nicht müßig gewesen, und haben wir nach dieser Richtung drei kurz nach einander erschienene Schriften zu verzeichnen. Den Reigen eröffnet die Broschüre. „Das Gründerthum in der Musik" von Dr. Wilh. Mohr, in welcher der Verfasser die Gründung des Wagnertheaters in Bayreuth vom finanziellen Standpunkte aus betrachtet und sie mit den gegenwärtig üblichen Gründungen auf dem Gebiete der Börse auf gleiche Linie stellt. Schneidiger hat Gustav Dullo, der Verfasser der anderen Schrift, „Richard Wagner, Ein Wort zur Aufklärung über dessen Nibelungen-Trilogie," die Sache angegriffen. Er tritt mit Wagner's eigenen Waffen, der Nibelungen-Trilogie selbst, auf den Kampfplatz, und das, was er behauptet, wird Punkt für Punkt aus Textbuch und Partitur der Nibelungen bewiesen. Von Bayreuth, so lautet der Hauptsatz des Verfassers, kann die Reform der deutschen Kunst und des deutschen Theaters nicht kommen. Dieser Satz wird durch eine ausführliche Skizze des Inhalts der Nibelungen nach der dramatischen, musikalischen und scenischen Seite hin begründet. Die ausführliche Skizzirung erscheint dem Verfasser um so nothwendiger, als er das deutsche Kunstpublicum im Verdachte hat, seinem weitaus größten Theile nach das Wagner'sche Werk, die Nibelungen, gar nicht zu kennen, worin wir ihm fast beizustimmen versucht wären. Wir können natürlich nicht auf die Einzelheiten des Nachweises eingehen, da wir sonst den Text selbst gleichfalls vornehmen müßten. Dagegen wollen wir einiges anführen was der Verfasser mit Bezug auf den Allgemeininhalt der Charakteristik der Personen und die sittliche Tendenz des Festspiels sagt.

Was wie ein rother Faden, führt er aus, durch alle deutschen Heldensagen hindurchzieht und sie speciell als deutsche kennzeichnet, das ist die Treue und die Dankbarkeit, aus der zum Theil die Treue entspringt. Im Nibelungenliede ist es bei allen Figuren die Treue, durch die sie sich auszeichnen, die Treue zum König, zur Königin, zur Gattin, zum Freunde. Nur an Siegfried klebt ein Makel, er hat ein Weib verlassen. Dieser Makel wird der Anfang und Veranlassung zu seinem und aller Helden Untergang. Daß Siegfried büßt, das will die dramatische Gerechtigkeit, welche Sühne für jede Uebelthat fordert, und so wird das Drama zum Spiegel der sittlichen Weltordnung. Was dagegen in deutschen Sagen bekämpft wird, das sind die Riesen; jeder Kämpfer weiß aber zum Voraus, daß er es mit Treulosen zu thun hat: Treulosigkeit ist das Wesen der Riesen, nicht der Deutschen. Anders die Wagner'schen Figuren. Gott Wotan beginnt seine Thätigkeit mit einem Wortbruch; er verspricht den Riesen die Freia und gesteht nachher ein, daß er nicht daran gedacht habe, sein Versprechen zu halten; den Rheintöchtern verspricht er, das gestohlene Gold wieder zu verschaffen aber nur, um es für sich zu behalten, und als sie ihn mahnen, schimpft er sie aus; Loge verhöhnt sie auf seinen Befehl, und zu diesem nichtswürdigen Schauspiel lachen die Götter. In der „Walküre" lügt Wotan sich selbst an; „Mit mir nur rath' ich, red' ich zu dir", sagt er zu Brunhilde und plaudert ihr in der Form eines Selbstgesprächs die göttlichen Geheimnisse aus. Und das ist ein Gott! Dem Gott entsprechen auch die übrigen Figuren. Siegmund kommt auf der Flucht in Hunding's Haus; Hunding erkennt ihn als Feind, er gewährt ihm dennoch Gastfreundschaft. Dafür lohnt ihm Siegmund damit, daß er ihm sein Weib Sieglinde verführt; daß diese seine Schwester ist, stört den Helden keinen Augenblick. Wenn nun auch Siegmund untergeht, so ist dieser Untergang doch kein Act der dramatischen Gerechtigkeit, sondern der himmlischen Cabinetspolitik; die Himmelscamarilla hat seinen Untergang gegen den Willen Wotan's durchgesetzt. Sieglinde ist ein Opfer der seit „Tristan" unverkennbar bei Wagner eingerissenen Manie, seine Frauengestalten als stets und gern bereite Objecte für die brünstigen Gefühle seiner Helden darzustellen. Die Entdeckung, daß Sigmund, für den sie in wilder Leidenschaft erglüht, ihr Bruder ist, erschreckt sie nicht.

Der eigentliche Held Siegfried tritt mit einer Rohheit auf, wie die deutsche Literatur kaum etwas Aehnliches aufzuweisen haben dürfte. Gegen Mime ist er ein undankbarer Bube. Mime hat ihn auferzogen und ist ihm fortwährend ein Vater gewesen. Mime ist zwar selbst ein Böswicht, aber das erfahren wir erst später. Siegfried hat keine Spur von Achtung oder Dankbarkeit gegen ihn; er kennt nichts als Ekel und Widerwillen gegen den Schmied; er thut diesen Empfindungen auch gar keinen Zwang an, ja, als er erfährt, daß Mime ihm zu Leib will, da bedenkt er sich nicht lange, sondern wie man ein lüstiges Insect zertritt, schlägt er seinen Vater und Wohlthäter todt. Die wüthende Geschlechtsliebe ist überhaupt ein wunder Punkt der Wagner'schen Muse. Wir finden ihn überall; auch in seinen prosaischen Schriften entlehnt Wagner seine Bilder mit Vorliebe diesem heiklen Gebiete. Das Weib soll Hüterin der Reinheit und Sitte sein, soll Anmuth und Frieden um sich verbreiten. Beginnt aber die Poesie das Weib dieser psychischen Seite zu entkleiden, so daß sie ihre besten Helden beim Anblick eines Weibes in einen Zustand gerathen läßt, den man nicht anders bezeichnen kann, als ein Delirium der Brunst, dann untergräbt sie nicht blos die Reinheit des Weibes selbst, sondern auch der Familie und damit das Fundament der sittlichen Weltordnung. Es ist eine feststehende Thatsache, daß die Frauen bei den alten Germanen mit höchster Ach-

*) Frankf. Ztg.

Digitized by Google

tung, ja fast Verehrung behandelt wurden. Der von Wagner in seinen Nibelungen eingeschlagene Ton ist daher durchaus undeutsch. Das sind die Charaktere, die Wagner vorführt als die herrlichsten Gebilde des deutschen Mythos, an denen das Kunstwerk der Zukunft sich aufbauen und aufranken soll!

Bezüglich der Bayreuther Aufführung meint der Verfasser, es sei nicht ohne Grund, daß Wagner und seine Jünger seit Jahren das Publikum anklagen und überall Verschwörungen wittern; es sei dies eine wohlüberlegte Vorbequung gegen den Mißerfolg überhaupt. Aehnlich, führt er aus, verhält es sich mit der Wahl des Ortes Bayreuth. „Wenn ich an die kolossalen Prätensionen denke," sagt er, „und mich erinnere, daß Wagner's Jünger erklärten, wie gerade das vom großen Verkehr abgeschnittene Bayreuth für dieses Project erwählt sei, um dort in aller Ruhe der Kunst pflegen zu können, so wird meine Vermuthung zur Gewißheit, daß bei dieser Wahl des Ortes ganz andere Erwägungen maßgebend gewesen sein müssen. Denke man sich die Aufführung in Wien, Berlin oder Dresden. Dort würden sicher eine Anzahl Zuhörer zugegen sein, die im Besitze ihrer fünf gesunden Sinne sind und der Fall des Monstrums wäre mit Pauken und Trompeten gesichert. In Bayreuth ist das nicht zu befürchten. Die Gegner dieses höheren Kunstdrama's haben für dasselbe zwar Antipathie, aber kein Geld, und bleiben darum schön zu Hause. Die Jünger Wagner's eilen in Scharen herbei und das Contingent Kaltblütiger, das Bayreuth selbst stellt, kann dem hochwogenden Enthusiasmus nicht gefährlich werden."

So der Verfasser. Es gibt seiner Schrift einen eigenthümlichen Reiz, daß Wagner überall durch sich selbst, nämlich durch Anführung zahlreicher Stellen aus seinen prosaischen Schriften, corrigirt wird. Dabei befleißt sich der Verfasser einer anerkennenswerthen Objectivität, bleibt dem persönlichem Felde fern und läßt Alles gelten, was Wagner durch seine Opposition gegen die herkömmliche Opernschablone, sowie durch seine ersten Musikdramen Gutes gewirkt und Schönes geschaffen hat. So wirkt Alles zusammen, um das Schriftchen zu einem recht gediegenen und mit zum Eindrucksvollsten zu machen, was je gegen Richard Wagner geschrieben worden ist.

## Miscellen.

Vom badischen Rhein, 30. Nov., schreibt man der „Köln. Ztg.": Der Bau der rechtsrheinischen Forts wird, wie man hört, recht bald seinen Anfang nehmen; es soll nämlich mit Beginn des nächsten Jahres, sobald die Witterung es erlaubt, mit den Erdarbeiten begonnen werden. Das südliche Forts (Marlen), südlich der Linie, etwa eine halbe Stunde vom Rhein gelegen, beherrscht die Rheinstraße Altenheim-Lahr, das östliche (Neumühl) die Straße Kehl-Willstett-Appenweiler-Oberkirch-Freudenstadt, also die Communication nach Württemberg durch das Renchthal. Ferner sind durch die Forts Marlen und Neumühl die Hauptverbindungen in das Kinzigthal in unserer Gewalt, da ersteres die Straße Goldscheuer-Offenburg, letzteres den Knotenpunkt für die Rench- und die Kinzigthal-Straße (Willstett-Sand-Offenburg-Hausach-Ulm deckt. So sind zwei der wichtigsten Schwarzwaldpässe gedeckt; denn die freie Communication über den Rhein wird es der im verschanzten Lager stehenden Armee leicht machen, jeden Flankenmarsch des Feindes zu verhindern, wenigstens wird es dem Feinde nur durch große Opfer möglich werden, besagte Pässe und die Bergstraße Rastatt-Offenburg und Freiburg zu benutzen. Das nördliche Fort liegt unmittelbar bei dem Dorfe Auenheim, beherrscht die Rheinstraße Kehl-Rastatt und beschließt, dem Fort Reichsstatt (links) entsprechend, den Befestigungsgürtel um Straßburg. Die Hauptaufgabe dieser rechtsrheinischen Forts ist, die Communication aus Deutschland über den Rhein in das große von den Forts Reichsstatt, Suffelweirsheim, Niederhausbergen, Oberhausbergen und Wolfisheim gebildete verschanzte Lager zu sichern. Kann ein Gegner wird eine solche Armee erdrängen, die im Stande wäre, Straßburg so zu cernieren, daß es den rechtsrheinischen Forts, unterstützt durch die im verschanzten Lager stehende Armee, unmöglich wäre, diese Aufgabe zu erfüllen, Rastatt beherrscht ebenfalls die Rhein- und Bergstraße, sowie die Rheinthalbahn, so daß auch letztere Communicationen stets zu unserer Verfügung sein werden. Die badischen Ortschaften, welche in den Festungsrayon fallen, sind von nun an betreffs der Baupolizei dem Gouvernement Straßburg (Festungs-Gouvernement) unterworfen, so zwar, daß innerhalb des Schußrayons (ca. 1200 Meter), vom Hauptwalle an gerechnet, keine bedeutenderen baulichen Veränderungen ohne Gutheißung des Gouvernements vorgenommen werden dürfen.

Berlin 2. Dec. Am hiesigen Stadtgericht spielte kürzlich folgende von der „Ger. Ztg." mitgetheilte Scene: „Bei einem Processe waren als Sachverständige zwei Maurergesellen von einer Partei vorgeschlagen, und ihre Auslage vom Richter entgegengenommen worden. Zum Schlusse forderten sie eine Entschädigung für die dadurch versäumte Arbeitszeit. Der Richter giebt ihrem Ansuchen Statt und erklärt ihnen, daß der Anlaß für Arbeitszeit wie die übrige 3 Sgr. pro Stunde betrage, sie also 9 Sgr. zu fordern hätten. „I, Gott bewahre!" lautete die Antwort — „wir verdienen 4 Thaler pro Tag, wir sind „Buger"". Der Herr Richter sieht die Herrn erstaunt an; sie bewesien ihm aber auch durch ihre Arbeitsbücher, daß sie wirklich so viel erhalten. Der Richter erklärt ihnen, daß er darüber nicht entscheiden dürfe, sondern erst ein Beschluß des Collegiums herbeigeführt werden müsse, den er veranlassen würde, wenn sie ihm die Bücher dalassen wollten. Die Herren Buger sind dazu bereit. „Noch eins", sagt der Richter, „wenn Sie ein so großes Einkommen haben, so zahlen Sie gewiß auch wenigstens die städtische Einkommensteuer. Ich werde die Bücher der Einschätzungscommission vorlegen lassen." — Die durch diese Wendung der Verhandlung sehr Ueberraschten blickten sich zunächst eine Weile starr an, nickten sich dann verständnißinnig zu und erklärten, sie wollten lieber mit den 9 Sgr. zufrieden sein." — Was sagen unsere kleinen Beamten dazu? fragt die „Ger. Ztg."

## Räthsel.

1, 2, Geliebte, aller Andern,
um ganz und ewig 3 zu sein;
doch wüßt du 4, so muß ich wandern
und darf dir nie das Ganze weih'n.

**Auflösung des Räthsels in No. 145:**

Vergißmeinnicht.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 147. Speyer, Dienstag, den 10. December 1872.


* **So der Herr will.**

So der Herr will, sprich gelassen,
Was Du auch vornehmen magst;
Stets bist Du auf rechten Straßen,
Nie wird Unmuth Dich erfassen,
Wenn Du eignem Sinn entsagst.
So der Herr will, sprich gelassen,
Statt daß Du mit Gram Dich plagst!

**Ch. Möhmer.**

## Chambre Garnie.

Novelle von **F. Jungkans.**

(Fortsetzung.)

„Nun, ich werde mir die Sache überlegen", sagte Colmar seinerseits lachend, und die jungen Männer trennten sich, Colmar, welcher ein halb praktisches, halb grillenhaftes Interesse daran hatte, über die Absichten seines Studiengenossen im Klaren zu sein, war so klug wie zuvor, und auch die nächsten Tage brachten für ihn kein Licht in die Sache.

An einem dieser nächsten Tage war es, daß Walther, der im Ternow'schen Hause endlich seinen Besuch gemacht und dort nur Fräulein von Stauffen getroffen hatte, nachdenklich die Treppe zu seiner Wohnung hinaufging und sich vor Christinen befand, die rasch herunter kam. Sie sah ihn verwirrt und ängstlich an, als sei es ein Unrecht, eine Kühnheit von ihr, ihm zu begegnen und wollte in ihrer Hast vorüber, ohne ihm guten Tag zu bieten. Er trat einen Schritt rückwärts, so daß er ihr noch einmal gegenüber stand. „Nun, Fräulein Christine, kennen Sie mich nicht mehr?" damit hatte er ihre Hand ergriffen.

Christine war in unbeschreiblicher Verlegenheit, weil sie dachte, er müsse ihr ansehen, was sie in den letzten Tagen seinetwegen gelitten. Durch die gesenkten Lider hindurch fühlte sie auch, wie seine Augen forschend auf ihrem Antlitz ruhten. Sie war bleicher, als er sie noch gesehen hatte und die tiefen Schatten unter ihren Augen zeugten von kummervollen Tagen und Nächten. „Sie sprechen nicht; Sie sind krank. Der Schrecken neulich hat Ihnen doch geschadet" — er wußte wohl, daß er nicht die Wahrheit sprach — „warten Sie, ich werde mehr nach Ihnen sehen."

Das Mädchen hatte sich endlich gefaßt und es zuckte sogar wie leiser Spott um ihren feinen Mund, als sie sagte: „Ich versichere Sie, daß ich gar keine Folgen von dem kleinen Unfall gespürt habe; bitte, lassen Sie meine Hand los, Herr Assessor, ich muß weiter. Krankenbesuche brauche ich nicht; ich weiß, Sie haben viel zu thun."

„Christine —"

„Herr Assessor . . ." Jetzt brachte sie es fertig, ihre Augen, die dunkler geworden zu sein schienen, zu ihm aufzuschlagen, aber auch jetzt ertrug sie seinen Blick nicht. Das Blut stieg ihr jäh in die Wangen, mit einem leisen Gruße eilte sie fort.

Walther ging lange in seinem Zimmer auf und ab, indem er sich mit heimlicher Wonne jedes der wenigen Worte Christinens, jeden Zug ihrer beweglichen Mienen, jedes Niederschlagen der langbewimperten Lider, jedes Erröthen im Geiste wiederholte. Hier war keine Coketterie, aber auch nicht das ganz unbewußte sich Hingeben, welches den Sieg zu leicht erscheinen läßt; mit unendlicher Anmuth schien sie das Schicksal, ihn lieben zu müssen, halb zu beklagen, halb sich willig darein zu ergeben. — Aber nun war es auch ans mit seinem vernünftelnden Sichfernhalten; an demselben Abend noch stand er vor der Thür der Frauen. Christine hob den Kopf von der Arbeit, als er eintrat und es brach freudig aus ihren Augen. Diesmal hatte sie gewußt, daß er kommen würde. Die Mutter dagegen schien von dem Besuche weit weniger erbaut und machte nach ihrer Art nicht viel Hehl daraus. Sie wich diesmal nicht von ihrem Platze, mahnte Christine, wenn sie sich, um Walther zu antworten, in die Höhe richtete und die Hand ruhen ließ, in mürrischem Tone, daß die Stickerei noch heute Abend fertig werden müsse, sah oft nach der Uhr und that überhaupt das Mögliche, um den Argwohn, welchen Walther jüngst gegen sie gefaßt hatte, als begünstige sie seine Annäherung, auf das Gründlichste zu widerlegen. Der junge Mann war heimlich erfreut darüber; das Mädchen gegen ihren Willen sich eigen zu machen, erschien ihm weit reizender noch. Als er sich nach kurzer Zeit erhob, stand die Frau auch sogleich auf und trat zwischen die jungen Leute; es war ihm nicht einmal erlaubt, die liebe Hand einen Augenblick in die seine zu nehmen. Aber unter diesem äußern Zwange wuchs der Muth des sonst so scheuen Mädchens. Zwar sprach sie nichts, als die Mutter mit unfreundlicher Kälte den Besucher verabschieden ließ, ohne diesmal ein Wort von Wiederkommen zu sagen;

Digitized by Google

doch ihr Blick suchte zum ersten Male den seinen und in ihren Augen lag Heiterkeit, lag Zusage.

Dann vergingen wieder mehrere Tage, ohne daß es dem Assessor geglückt wäre, Christinen auch nur einen Augenblick zu sehen. Er verfiel darauf, geduldig vor der Stickereihandlung, zu welcher sie, wie er wußte, ihre Arbeiten brachte, auf und ab zu wandern, aber sie kam nicht. War sie etwa krank? Welchen Vorwand konnte er erfinnen, um ihr Zimmer noch einmal zu betreten, da ihm die Frau so deutlich gezeigt hatte, wie wenig willkommen er dort sei? Er hatte gelauscht und gehofft, die Letztere ausgehen zu hören, um dann Christinen ungestört sprechen zu können, aber vergebens; auch die Mutter schien die Wohnung nicht zu verlassen; es wurde ihm fast zur Gewißheit, daß eine der beiden Frauen krank sein müsse. So sinnend und zweifelnd ging er auf der Straße hin, da fiel ihm ein einfaches Mittel ein, sich Sicherheit zu verschaffen; er wunderte sich, nicht früher daran gedacht zu haben und rasch schritt er jetzt seiner Wohnung zu, als er sich angerufen hörte: „Walther, Walther! wohin so eilig?“ Es war Colmar, der nun ohne Weiteres seinen Arm in den des Assessors schob.

„Schon seit einigen Tagen suche ich Deiner habhaft zu werden“, begann er; „es war mir unbegreiflich, wo Du steckest. Deine Mittagsstunde hast Du verlegt, man sieht Dich nicht mehr bei Tische, in keiner Kneipe bist Du zu treffen . . . ich habe doch früher nie anachoretische Neigungen bei Dir bemerkt.“

„Ich hatte viel zu thun, das war Alles“, entgegnete Walther; daß er den allzugern fragenden Gefährten vermieden hätte, war ihm selber kaum klar geworden.

„Auch Fräulein von Stauffen setzest Du auf wirklich homöopathische Dosen Deiner Gegenwart.“

„Zum Henker mit Fräulein von Stauffen“, dachte Walther. „Hast Du die Ternow'schen Damen seit der Soirée gesehen?“ fragte er ausweichend.

„Ich? Das versteht sich; ich bin fast täglich dort gewesen.“

„Ei, Freund Colmar, ist das unser Uebereinkommen?“

„Mein Bester, besinne Dich nur, mir hast Du volle Freiheit gegeben; was geht es mich an, wenn Du die Deinige so schlecht nutzest. Uebrigens bist Du auch abwesend ein gefährlicher Rival: es ist Dir gelungen, die blonde Clementine zu interessiren; wenn ich mich dienstbeflissen bei ihr einfinde, so ist ihr drittes Wort die Frage, wo ich denn „meinen Freund“ gelassen habe.“ Da sich Colmar bemühte, hier die hochliegende Stimme des Fräuleins nachzuahmen, lachte Walther hell auf: „Ich werde morgen hingehen, um ihr zu berichten, wie sehr mich Longfellow entzückt“, sagte er übermüthig. Daß das schöngebundene Buch auf seinem Bücherbrett bisher nur von den leichten Fingern Christinens berührt worden war, wenn sie den Staub abwischte, behielt er auch Colmar gegenüber für sich.

„Und jetzt? wohin gingst Du so ungeheuer eilig?“

„Ich wollte nach Hause.“

„Nach Hause, mit jenen Riesenschritten?“ sagte Colmar ungläubig; „ich habe noch nie einen Menschen, bei dem nicht etwa Feuer ausgebrochen war, so hastig „nach Hause“ gehen sehen.“

„Ich muß arbeiten; ich habe dem Procurator Grau versprochen, ihm einen Auszug aus den B.'schen Acten zu liefern.“

„Das ist langweilig! ich hatte gehofft, Du würdest mit zu Broglia gehen; ich wollte Dich zu dem Zwecke abholen, weißt Du.“

Colmar hatte kommen wollen, hatte jetzt kommen wollen, gerade zu der Zeit, wo Walther sich bei den Frauen befunden hätte! und er würde mit seinem Spürsinn diese Thatsache gewiß ausfindig gemacht haben! Walther war so froh, diesen Möglichkeiten entgangen zu sein, daß er jetzt willig mit dem Bedränger die seiner Wohnung entgegengesetzte Richtung einschlug. So verging auch dieser Tag wieder, ohne daß er Christinen sah. Als er spät heimkehrte, blieb er einen Augenblick an ihrer verschlossenen Thür stehen. Ob sie wohl noch wachte? ob sie seinen Schritten lauschte? Vielleicht — ja, er durfte es sich gestehen, gewiß fast — horchte sie und dachte seiner, und ihre Gedanken begegneten sich.

Der Besuch in der Weststraße am nächsten Morgen unterblieb von Seiten Walther's; dagegen fand sich Colmar im Ternow'schen Hause ein und wurde von dem Diener sogleich nach Amélie's Boudoir geführt. In dem Besitze eines solchen befand sich die junge Dame erst seit ihrer Verlobung; sie hatte in ihrer schlauen Weise darauf bestanden als auf einer Einrichtung, mit der sie ihrem Bräutigam zu imponiren hoffte. Er sollte nicht denken, wenn er sie nach ihrer Verheirathung mit Luxus und Pracht umgab, daß ihr das etwas Ungewohntes sei; sein Verhältniß zu ihr konnte dadurch leicht einen Beigeschmack bekommen, der ihr unerwünscht gewesen wäre.

Colmar's rascher Blick glitt über die reiche Ausstattung des kleinen Zimmers hin, über die gewählten Stiche an den Wänden, die kleine, glänzend neue Bibliothek, das Piano, die Staffelei, den eleganten Nähtisch, die Blumen, die Injeparables im prächtigen Käfig — und ein flüchtiges Lächeln spielte um seine Lippen. Er setzte sich in einen der niedrigen Sessel und hatte eben einen auf dem Tisch liegenden Prachtband aufgeschlagen und mit curios in die Höhe gezogenen Augenbrauen zu lesen angefangen, als Amélie eintrat. Das Mädchen besaß eine gefährliche Neigung zur Intrigue und hatte in Colmar einen Gesinnungsgenossen erkannt. Deshalb gestattete sie ihm einen Einblick in ihr seltsames Interesse für Walther; sie fühlte, daß er ihr die Hand bieten würde, wenn es ihr einfallen sollte, sich an dem Assessor für seine Gleichgiltigkeit zu rächen. „Haben Sie Walther kürzlich gesehen?“ fragte sie jetzt rasch nach vertraulichem Gruße, indem sie mit hastiger, einförmiger Bewegung die Falten ihres hellen Morgenkleides glättete. „Was thut er, warum kommt er nicht hierher?“

„Fräulein von Stauffen sagte mir, wenn ich nicht irre, daß Walther Sie seit der Soirée besucht habe.“

Digitized by Google

„Ja, ja, ganz recht; einmal — ich ließ ihn nur Clementine finden. Aber seitdem? warum wiederholt er seinen Besuch nicht?“

Colmar zuckte die Achseln. „Ich muß gestehen“, sagte er, „daß mir bis jetzt zu dem Benehmen meines geschätzten Freundes der Schlüssel fehlt. Er gibt vor, viel zu thun zu haben; gestern Abend entdeckte ich ihn, wie er mit großen Schritten über die Straße ging, in der Richtung nach seiner Wohnung hin. Ich halte ihn ein: er hatte nach Hause gewollt, um eine nothwendige Arbeit zu machen. Als ich ihm aber sagte, wie ich die Absicht gehabt habe, ihn dort aufzusuchen, drehte er sich sofort mit mir herum, als dränge es ihn, mich aus dem Bereiche seiner Wohnung zu bringen. Wir haben dann zusammen ein Glas Wein getrunken, ohne daß er redselig geworden wäre.“

„Glauben Sie, daß er Clementinen mag, Colmar? Antworten Sie gleich aufrichtig, damit wir Zeit sparen?

(Fortsetzung folgt.)

## Ein deutscher Abenteurer.

Im Sommer des Jahres 1714 war zu Köln eine heitere Gesellschaft versammelt. Man feierte das Namensfest der ältesten Tochter des Hauses, der schönen Marianne, einer reizenden Brünette mit schwarzem Haar und Augen und blendendweißem Teint. Im Garten wurde getafelt und unter fröhlichem Geplauder lustgewandelt. Alle Jungen waren beredt, alle Gesichter froh, nur ein einziger unter den Anwesenden zeigte eine düstere Miene, und seine feurigen Augen flammten zuweilen zürnend auf. Dies geschah, so oft er die Blicke auf die Königin des Festes richtete und das tiefe Erröthen gewahrte, mit dem sie auf die Worte lauschte, welche einer der Gäste ihr zuflüsterte, ein junger Graf, der zuletzt gekommen, den Beobachter von Mariannens Seite verdrängt, und — es war kein Zweifel — das Herz des Mädchens gewonnen hatte. Durfte er es doch wagen, ihr zu dem heutigen Tage eine kostbare Rose von Diamanten zu verehren. Der eifersüchtige Jüngling erbebte vor Zorn und preßte die blassen Lippen fest aufeinander. Was hätte er ihr geben können? Er war arm, von der Gnade des reichen Freundes abhängig, dessen Studiengefährte und Reisebegleiter er geworden, weil seine Verwandten und des jungen Edelmannes Vater Gutsnachbarn waren. Die glühendste Eifersucht regte sich in dem Herzen des Neunzehnjährigen, der aber seinem Fühlen und auch dem Aussehen nach seinen Jahren bedeutend voraus war. Die freundliche Hausfrau fragte ihn im Vorübergehen, warum er nicht theilnehme an der allgemeinen Heiterkeit? Er sprach von einem Unwohlsein, das ihn verhindere. Seine bleichen Wangen ließen die Ausrede glaubwürdig erscheinen; er war sogar sehr verändert gegen früher. In den zwei Jahren, die er mit seinem Freunde in dem Hause des Professors verlebt, hatte er sich immer als den angenehmsten, liebenswürdigsten Gesellschafter gezeigt. Wie vergnügt waren die Abende in dem kleinen Familienkreise dahingeschwunden! Er hatte bei Spielen und Spaziergängen immer seinen Platz an Mariannens Seite gehabt und oft hatte die Sittsame vor seinem Blicke die ihrigen niederschlagen müssen, denn bald war sein Herz in heißer, wenn auch in wortloser Liebe für sie entbrannt gewesen und von Hoffnungen geschwellt, die er Niemanden mittheilte. Da war der reiche junge Graf ein Mitbewohner des Hauses geworden und Theodor wie sein Freund hatten Mitleid mit ihm empfunden, der jeden Abend von seinem Hofmeister allein gelassen wurde, wenn dieser seinem eigenen Vergnügen nachging. Ihr Vorschlag, sich an dem gemüthlichen Zusammensein zu betheiligen, wurde freundlich angenommen. Um seines höheren Ranges willen wies man ihm dem Ehrenplatz zwischen der Mutter und der älteren Tochter an; der diesen Platz früher eingenommen, mußte weichen und für ihn begannen nun alle Qualen der Eifersucht. Er glaubte bald ein Einverständniß zwischen Marianne und dem Grafen zu bemerken und meinte darüber verzweifeln zu müssen. Der Schmerz erpreßte ihm zuweilen Klagen, wenn er sich dem Freunde gegenüber sah; sonst war er düster und suchte unter verschiedenen Vorwänden der Unterhaltung der Uebrigen ferne zu bleiben, um sich so besser auf das Beobachten verlegen zu können.

Auch an dem Festabende, da der Graf mit Marianne den Ball öffnete, entfernte er sich und irrte ruhelos im Garten umher. Als der Morgen anbrach und die Gesellschaft sich trennte, erwartete er seinen Nebenbuhler im Hofe und forderte ihn auf Degen. Das Duell fand statt. Der Graf wurde dabei tödtlich verletzt und starb schon nach zwei Stunden. Sein Gegner war durch die Hinterthür entflohen.

Im Jahre 1756 endete dieser Mann auf englischem Boden und wurde auf dem Kirchhofe zu Westminster begraben.

Welch' wildbewegtes, wechselvolles Leben war das seine! des „preiswürdigsten aller Abenteurer“, wie Gregorovius ihn nennt. Der arme Baron, als ein bereits Verwaister im kleinen westphälischen Städtchen Altena geboren, welche Muth, welche Energie und Ausdauer, wie große Geistesgaben mußte er besitzen, um sich zum Könige von Corsica aufzuschwingen, ohne andere Mittel, als die er sich selbst erst geschaffen. Theodor von Neuhoff, der einstige Anbeter der deutschen Professorentochter, Student und Page, Officier und Spieler, der Vertraute Alberoni's und der Gemahl eines Hoffräuleins der Königin von Spanien, der sich bei Law eingeschmeichelt und durch die Mississippi-Actien Reichthum erschwindelt hatte, um welchen eine Lettre de cachet ihn wieder brachte: er wollte zuletzt noch das Einzige, was seinen Ehrgeiz andauernd reizte, erringen: die Königswürde!

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

Der Universitätsprofessor Dr. Fick in Würzburg hat einen Vorschlag der Prophylaxis gegen Cholera-Infection veröffentlicht, welcher darin besteht, daß die

Digitized by Google

Einathmungsluft durch Baumwolle filtirt wird, was schon dadurch genügend erreicht werden könne, wenn man blos zwei leichte Baumwollstäckchen in die Nasenlöcher steckt und durch diese ausschließlich athmet. Daß auf diese Weise das Athembedürfniß vollständig gedeckt werden kann, davon habe er sich überzeugt. Uebrigens wäre es nur nöthig, die Filter anzuwenden, wenn man sich an verdächtigen Orten befindet. Der Vorschlag beruht auf der Betrachtung, daß das Choleragift in einem durch Fortpflanzung sich mehrenden organisirten Wesen erhalten sein müsse. Solche Wesen könnten aber nicht gasförmig, sie müßten staubförmig sein, und würden vermuthlich mit der Luft eingeathmet, bleiben an der Nasenschleimhaut kleben, würden durch die Flimmerbewegung nach der Rachenhöhle befördert, und dann mit Speisen und Speichel verschluckt. Solche staubförmige Theilchen gingen aber bekanntlich durch ein Filter von Baumwolle nicht hindurch.

---

Paris, 1. Dec. Zehn ehemalige Francs-Tireurs wurden wegen Ermordung einer angeblich deutschen Familie während des Krieges 1870 vor das zweite Kriegsgericht gestellt. Diese Verhandlung hat nun mit Freisprechung geendet. Der „Siècle" gibt über die Gerichtsverhandlungen folgenden Bericht: „Am 26. Nov. 1870 haben die zehn Angeklagten in der Umgegend von Sezanne, im Marne-Departement, eine Familie unbekannter Personen festgenommen, welche Deutsch sprachen und welche für eine preußische Händler hielten. Alles läßt vermuthen, daß sie sich nicht gewehrt haben. Tags nach ihrer Verhaftung wurden die Gefangenen, sechs an der Zahl, getödtet. Die zehn Angeklagten antworteten mit großer Freimüthigkeit. Das Verhör des Angeklagten Rolland bringt besonders einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer hervor. Präsident: Angeklagter Rolland, wer hat Ihnen den Befehl gegeben, die sechs Personen zu erschießen, die als preußische Spione galten? Antwort: Gellot. Frage: Sie haben dieselben während der Nacht nach der Hütte geführt wo sie gefangen gehalten wurden? Erzählen Sie was geschehen ist. A.: Wir haben sie losgebunden; hierauf sagt Velarge zu mir: „Rolland, der Tag bricht an; man muß sie hinrichten." Hierauf haben wir je zwei vorgenommen. Fr.: Sie haben zu ihnen gesagt: „Vorwärts, der Augenblick ist da; wir müssen fertig machen; umarmt euch!" A.: So ist es. Fr.: Setzen Sie Ihre Schilderung fort! A.: Ich habe dem Mann einen Bajonettstich versetzt, worauf er ins Waffer fiel; er wollte sich an Zweigen festhalten, aber ich versetzte ihm einen zweiten Stich und er verlank. Hierauf haben wir die beiden jungen Leute geholt und sie ebenfalls mit dem Bajonett niedergestoßen. Es war ausgemacht worden nicht zu schießen, wegen der Aufmerksamkeit des Feindes die in der Nähe waren. Endlich führte man die beiden letzten Gefangenen herbei. Fr.: Habt ihr dieselben vorher durchsucht? A.: In der Mütze eines von ihnen hatten wir 51 Thaler und einen Brief in deutscher Sprache gefunden. Wir waren sämmtlich überzeugt, daß wir es mit Preußen zu thun hatten. Was wir gethan, das thaten wir für das allgemeine Wohl. Fr.: Sie haben behauptet, daß Sie durch die Preußen zu leiden gehabt haben. Waren Sie Zeuge ähnlicher Auftritte? A.: (mit Lebhaftigkeit): Ich habe niemals vergessen, was ich acht Tage lang, während ich ihr Gefangener in Chalons war, habe ausstehen müssen und mit Gemüthserschütterung, ich kann es wohl sagen, sie haben meine arme Frau getödtet, denn sie starb in Folge arger Behandlung, die sie von ihnen erleiden mußte. Im Nogent-sur-Seine haben sie ganz Familien ermordet (!) und nicht einmal mit 70jährigen Frauen Erbarmen gehabt. Die andern Angeklagten bestätigen die Schilderung Rollands; Gellot allein ist in einigen Punkten im Widerspruch mit seinen Mitangeklagten. Der Angeklagte Millet fügt hinzu: Ich kann versichern, daß in der Mütze eines der Preußen 51 Thaler und ein in deutscher Sprache geschriebener, aus Berlin vom 28. Oct. 1870 datirter Brief sich vorfanden; wir haben alles dieß unserm Vorgesetzten übergeben. Die sehr zahlreichen Zeugen haben fast sämmtlich zu Gunsten der Angeklagten ausgesagt. Zwei Sitzungen wurden der Vernehmung der Zeugen und die gestrige den Vertheidigungsreden gewidmet. Erst um 8½ Uhr Abends zog sich das Kriegsgericht zurück, um zu berathen. Um 10 Uhr traten die Richter wieder in den Sitzungssaal ein, und der Präsident verkündete ein Urtheil, durch welches sämmtliche Angeklagte als nicht schuldig erklärt sind! Folglich wurden sie sofort in Freiheit gesetzt."

---

### * Die Kühlung.

„Wer Weiber henn en böse Schtand,
Ich wollt, ich wär noch heid ledig;
Noch frei zu sei — wer det's nit and,
Ze lewe, jo, des helt ich.
Was mujn's em, wammer g'heirath' hot,
Schier nix — des fiehrt e Blinner;
Der gröschte Bubdmich — lieber Gott! —
Des isch e Hanse Kinner.
Da freitsch's un freyt's Yohr ei un aus
Un will ke Enn erreiche;
Die gang' Woch d'Apethek im Haus —
Ich will dowun jetzt schweige.
Jeh leit mei Mann — er krept un dut —
Er schterbt um lauter Faschte;
Er klagt im meent, es kummt zum Blut —
Wer werd sich dot nit raschte!
Ich wollt' em „brauche" — s'babd halt nix,
Er isch wie e Verschtockter" —
So klagt die Frau un geht dann fix
In d'Schtadt un sagt's em Dokter.
Der forschelt hin und forschelt her,
Die Krankheet rausszefinne;
Er troogt, wie lang des Ding schun wär
Un sagt noch korzen B'sinne:
„E Kühlung, ja, die schafft em bei,
Not werd die G'schicht sich mache;
Citronesaft un so derlei,
Des sin jo frische Sache."
„Citrone, denkt se, — s'isch nit schlecht —
Der hot em gut zu sage:
E Kühlung — na, die ich schun recht,
Do kummt a was inn Mage."
Sie macht getrotzt sich uf die Beeh
Und will e Kühlung h'lorge;
Doch wu se hinkummt, kriegt se keeh —
De Mehjer will nit borge.
Am Enn kriegt se e Schlefelung —
Wie sauer do jetz mache?
No, denkt se ewe — Lung isch Lung —
Un dut se deme trage.
Sie richt se ehrem Kranke zu;
— E Fricko! wie noch felte —
Der ist le un werd g'sund im Nu;
Kannt's heut' noch nit vergelte.
Glei schpringt se zu em Dokter fort,
— Sie trifft en grad im Sessel —
Verzehlt em Alles, Wort for Wort;
Der lacht un macht lei G'schpäßel:
„Ich bin ke Dokter Eisebart,
Des müßt ehr euch merkire;
Doch isch mer's recht, wann uf die Art
Dut Ochselung kurrire!" —

**August Keller.**

---

### Räthsel.

Ein hübsches rundes Kind, das, ungefreit,
auch nicht das mindeste bedeutet;
doch jedem Mann, den sie erbeutet,
den wunderbarsten Werth verleiht.

---

**Auflösung des Räthsels in No. 146:**
Vergißmeinnicht.

---

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 148. Speyer, Donnerstag, den 12. December 1872.


### Der schwarze Doctor.*)

Horch, welch ein Weinen, welch ein lautes Klagen?
Ein schlichter Sarg wird dort zu Grab getragen;
Der Leiche folgt zu ihrer letzten Rast
Ein ungeheurer Zug; mit Bürgern, Krieger,
Gemischt mit den Besiegten geh'n die Sieger,
Im Trauern einig, was sich schwer gehaßt.

In dreier Völker Zungen hör' ich's schallen,
Es spricht der britische Kaplan vor allen;
Ihm folgt der Maire der Stadt. Nun tritt herzu
Ein Deutscher — und verstummt in seinen Zähren.
O sprecht, wer ist's, den diese Thränen ehren?
„Den schwarzen Doctor bringen wir zur Ruh."

Die große Schlacht bei Sedan war geschlagen,
Und tausende von tapfern Kriegern lagen
In ihren Wunden, ihrem Elend da.
Dort Preußen, dort der Bayern tapf're Söhne,
Dort Schwaben, allenthalben Klagetöne
Und Seufzer: Ist kein Arzt, kein Helfer da?

Da kommt ein Neger raschen Schritts gegangen;
Sie seh'n das schwarze Angesicht mit Bangen;
„Ist es ein Türke, der uns morden will?"
O fürchtet nichts! Mit sanftem Blick und linden
Wohlthät'gen Händen hebt er zu verbinden
Die Wunden an; bald wird's an Klagen still.

Er winkt, es kommen Träger, Bahr' und Wagen,
Die Blutenden zu führen und zu tragen
Dort in des Schwarzen nahes Hospital.
Achthundert Bayern hat er dort gebettet,
Hat sie gepflegt und hat vom Tod gerettet,
Von seinen Pfleglingen die größte Zahl.

Wer war's, der solches Wirken sich erkoren?
Ein Neger, in Amerika geboren,
Ein Edler aus der freien Neger Schaar.
Kaum hinter sich des Jünglingsalters Stufen,
Ward er nach Oxford's hohem Stuhl berufen,
Die Kunst zu lehren, drin er Meister war.

Ihm lauter hat ein and'rer Ruf erklungen:
„Dort, wo zwei Völker blut'gen Kampfs gerungen,
„Dort eile hin, denn dort thut Hilfe noth."
Er ging und that nach seines Herrn Gebeiße,
Und pflegt' und heilte mit getreuem Fleiße;
Er heilte — und er selber fand den Tod.

Die Schreckenskunde hört an's Ohr er dringen:
Der Seuche Cherub schwinget die finstern Schwingen
Dort in der Stadt und sendet Qual und Pein.
Da theilt er Zeit und Kraft; den wunden Mannen
Gehört der Tag, dann eilt er schnell von dannen,
Die Nacht den Kranken in der Stadt zu weih'n.

Fünf Tag' und Nächte floh er Ruh' und Schlummer,
Und lebet nur, zu lindern fremden Kummer,
Bis daß der Seuche Gift ihn selbst ersaßt.
Du starbst — daß rief dem Herr, dir darzureichen
Die Siegespalme, Neger ohne Gleichen,
Der du zum Tode treu geliebet hast!

Gottfried Flammberg.

*) Wir drucken obiges Gedicht der „Deutschen Wacht" nach, weil es von der aufopferungsvollen Hilfsthätigkeit eines Negerarztes im deutsch-französischen Kriege Kenntniß gibt, worüber unseres Wissens in andern deutschen Blättern bis jetzt noch nichts gemeldet worden ist.

### Chambre Garnie.

Novelle von **F. Jungkans.**

(Fortsetzung.)

Colmar lächelte über die Andeutung, welche in den letzten Worten lag. „Das läßt sich nicht so leicht beurtheilen, gnädiges Fräulein", sagte er dann bedächtig. „Uebrigens wollte er heute Morgen zu ihr gehen."

„Er ist nicht gekommen", erwiderte sie tonlos, zog die Lippen zusammen und blickte brütend vor sich hin.

„Da! klingelt es nicht eben?" — Beide horchten. Es war ein weiblicher Besuch. „Ich werde Walther ferner beobachten und Ihnen mit der Zeit Bericht erstatten, Fräulein Amélie", sagte endlich Colmar nach längerer Pause, mit seinem leisen Lächeln.

„Lachen Sie nicht, Colmar", rief Amélie erzürnt. „Mich ärgert diese Geschichte. Vergessen Sie nicht, daß ich auch noch herauszubringen habe, weßhalb Walther mir keinen Antrag gemacht hat. — Ich glaube bestimmt, er ist irgendwie „beschäftigt". Sollte er am Ende doch ein Verhältniß mit dem blassen Mädchen in seinem Hause haben! Der Geschmack der Männer ist oft wunderlich."

„Ich weiß es nicht. Früher pflegte Walther seine verliebten Gedanken, Hoffnungen et caetera in mein Freundesherz auszuschütten; in diesem Falle — das heißt, wenn er einmal verliebt ist, was ich stark vermutte — bleibt er undurchdringlich. Sie wissen, wie ich ihn am Tage der Schlittenfahrt sondirte."

„Ja, aber nicht gerade geschickt; ich fürchte sogar,

Digitized by Google

daß Sie sich damals für immer um die Rolle des Vertrauten bei Walther gebracht haben."

„Um Ihretwillen sollte mir das leid sein, gnädigstes Fräulein. Ich will versuchen, mir meinen Posten in der Nähe seines Herzens, der mir — Ihnen sei es gestanden — zu Zeiten wie die vorhin angedeuteten, ziemlich beschwerlich war, wieder zu erringen."

„Gut; und bewegen Sie ihn dazu, hierher zu kommen; bringen Sie ihn, heute, morgen, wann Sie wollen!"

„Sobald es mir möglich ist." — Es klingelte wieder. Amélie, deren scharfes Ohr die Stimme im Flur leicht unterschied, biß sich auf die Lippen; „Das ist d'Orville; er braucht Sie durchaus nicht hier zu finden. Er geht erst zu Mama und kommt dann durch jene Thür; gehen Sie hier durch, Colmar, bitte."

„Das ist ja ein förmliches Abenteuer", lachte er. „Ihr Dienst ist gefährlich, Gnädigste; Sie verlangen sowohl Klugheit als Kühnheit von Ihren Getreuen."

„Ach, d'Orville ist nicht so schlimm, wie er aussieht, aber eilen Sie, bitte — da kommt er schon . . ."

Sie schob den jungen Mann hinaus. „Ich merke, sie kennt den schwarzen Americaner", dachte er, als er eilig durch den Flur schritt und ordentlich froh war, da sich die Hausthür hinter ihm schloß. „Er brutal und sie falsch — sie ergänzen einander gewissermaßen . . . es gibt ein Musterpaar." — Er ging jetzt nach seiner Wohnung und beschloß, am Abend Walther aufzusuchen.

Dieser hatte die Dämmerung, welche ihm freie Zeit brachte, kaum erwarten können, um den gestern vereitelten Versuch, Christinen zu sehen, heute zu wagen, er sehnte sich unglaublich danach, wieder einmal herzlich mit ihr zu sprechen. Jetzt stand er vor der Thür und lopfte. Die Mutter rief herein und erhob sich bei seinem Eintritt sofort. Christine saß am gewohnten Platze; sie war bleich und der alte, müde Ausdruck, der ihr wieder um Augen und Stirn lag, ging ihm an's Herz.

Er fragte, ob kein Brief für ihn angekommen und vielleicht hier abgegeben worden sei. „Ihre Briefe werden Ihnen stets auf's Zimmer gelegt, Herr Assessor", sagte die Frau scharf; sie merkte offenbar den Vorwand; „wenn mich Christine auch nur versteht", dachte Walther. Er bat um Entschuldigung wegen seiner Störung und wollte sich zögerud zurückziehen, da stand Christine auf und sagte ruhig: „Ich habe dem Briefträger eine Zeitung für Sie abgenommen; vielleicht habe ich dieselbe verlegt. Erlauben Sie, daß ich mitgehe und nachsehe?"

Er folgte ihr. Die Mutter, welche niemals widerstand, wenn Christine entschiedenen Willen zeigte, sagte nichts. In Walther's Zimmer angekommen ging das Mädchen zum Schreibtisch und nahm die Zeitung zur Hand. „Das Paquet lag oben auf", sagte sie lächelnd; „Sie hätten es leicht finden können."

„Ich habe gar nicht gesucht; Christine, wußten Sie nicht, daß ich nur kam, um Sie zu sehen?"

„Ich dachte es", sagte sie leise mit einem glücklichen Lächeln.

Er ergriff ihre Hand und drückte einen Kuß darauf.

„Lassen Sie, ich muß fort —"

„Darf ich Sie nicht mehr besuchen?"

„Die Mutter hat es nicht gern; sie meint —"

„Was meint sie?"

„Ich kann es Ihnen nicht sagen, ich muß fort."

„Christine, wann werde ich einmal wieder ungestört mit Ihnen plaudern können? Wir waren so glücklich zusammen . . ?"

Sie seufzte: Warum wich er sofort den unfreundlichen Blicken der Mutter? Hatte er sich früher gedankenlos dem Reiz des Augenblicks hingegeben, daß er jetzt vor dem ersten Widerstande zurückschreckte? Sie mußte noch einmal ordentlich mit ihm reden. „Ich will der Mutter sagen, ich müsse heute noch lange arbeiten, und dann, wenn sie zu Bette gegangen ist, einen Augenblick auf den Flur kommen", flüsterte sie hastig und dann eilte sie fort. Die kleine Scene hatte kaum zwei Minuten gedauert.

Die Mutter sah nicht auf, als das Mädchen wieder eintrat; erst nach einer Weile sagte sie: „Christine, Dich hüten wie ein Kind kann ich nicht; Du bist bis jetzt immer vernünftig gewesen, und ich habe es bis jetzt nicht nöthig gehabt. Ich bin eine einfache Frau; Du hast mehr Verstand als ich —"

„Mutter —"

„Laß nur; Das wirst Du wohl selber wissen — aber, das wollt' ich nur sagen — es gibt eine Sache, darin werden auch die Verständigsten zu Thoren. Bist Du etwa jetzt daran, Dir von dem Studirten den Kopf verdrehen zu lassen, so wäre Dir besser im Wasser, wo es am tiefsten ist."

Christine hatte kein Wort der Entgegnung. Die fröhliche, besinnungslose Sicherheit des Glückes war ihr fern; sie war so geneigt, das Schlimmste von den Dingen zu glauben, wie es die Mutter nur sein konnte. Aber dem Verlangen, den geliebten Mann heute noch einmal zu sehen, wollte sie nicht widerstehen. Sie mußte mit ihm reden; die Zusammenkunft erschien ihr, nachdem die Mutter so finstern Schatten über ihre Liebe heraufbeschworen hatte, nicht mehr wie eine Freude und ein Glück, sondern wie eine Nothwendigkeit. Sie arbeitete emsig weiter, zählte ihre Stiche, ohne sich zu irren und fädelte geduldig die Perlen ein, und so verging die Zeit.

Von Walther war diese Ruhe fern. Er wunderte sich selbst über seine Aufregung, die ihn nicht an der Arbeit litt und seine Gedanken verwirrte. Endlich warf er die Feder hin, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und überließ sich seinen Träumereien. Wie seltsam war dies sein Gefühl für das stille Mädchen: er hatte geglaubt, recht viel Erfahrung zu haben, und nun erlebte er an sich selber noch etwas Neues, Unbegreifliches. Von der ersten Schwärmerei des Primaners für die Tanzstundendamen an bis zu dem jüngsten, aus Langeweile geborenen Verhältniß mit der Rentmeisterstochter in der Kreisgerichtsstadt, welches durch seine Versetzung nach der Hauptstadt zu Beider Glück gelöst worden, hatte er so mancherlei für die

Digitized by Google

Frauen empfunden, kürzlich noch das halbverächtliche Interesse an der schlimmen, schönen Amélie — aber dieser starke, übermächtige Zug zu dem geringen Mädchen, dies herzliche Wohlwollen für sie, diese Sehnsucht nach ihrer Gestalt und Stimme, wenn sie fern war, dies Alles war neu, und was bedeutete es? wozu jedoch darüber nachdenken! Gern ließ er das neue Gefühl, den holden Gast mit all' der Unruhe, die ihn begleitete, in seinem Herzen wohnen, mochte er nun heißen wie er wollte. Er war aufgesprungen und ging jetzt rastlos im Zimmer auf und ab; wie langsam die Stunden schlichen — erst halb neun! Da haftete sein Blick, gedankenlos erst an dem Buche von Clementinen, an dessen Rücken die goldenen Lettern im Lampenlicht glänzten, und es fiel ihm ein, daß es doch gerathen sein dürfte, hineinzusehen, ehe er es zurückerstattete. So nahm er denn den roth und goldenen Octavband herab, setzte die Lampe auf den Sophatisch und würde vielleicht gelesen haben, wenn ihn nicht ein unerwarteter Besuch unterbrochen hätte. Es war Colmar. Er kam, seinen Instructionen von Amélie getreu, schnüffelte ein wenig herum, sah das Buch auf dem Tische, machte lächelnd seine Bemerkung darüber und versprach Clementinen zu hinterbringen, wie er Walther bei ihrem Lieblingsdichter angetroffen. „Jetzt aber wirst Du Dich hoffentlich losreißen können und mitgehen", meinte er dann, indem er sich einstweilen behaglich niederließ. Walther hatte viele Mühe, seine Aufforderung abzuwehren, noch mehr aber kostete es ihn, den unwillkommenen Gast endlich loszuwerden, der um so redseliger wurde, je einsilbiger und trockner er antwortete. Endlich entschloß sich Walther zu einem Mittel, welches sich meist bewährt, vielleicht, weil man es in den seltensten Fällen nur anwendet, zur Offenherzigkeit. Er bat Colmar, ihn heute Abend in Frieden zu lassen; er habe Kopfweh und wolle früh zu Bette gehen. Der Longfellow sollte den Zustand zwischen Schlafen und Wachen vermitteln. „Das brauchst Du Fräulein von Stauffen nicht zu sagen." — Colmar sah in die Höhe und dem Andern in's Gesicht, dann lachte er auf, indem er sich zum Gehen anschickte. „Euch verliebten Leuten muß man Vieles nachsehen", meinte er. „Nicht wahr, Walther, Du bist verliebt?" — „Ja" meinte Walther ernsthaft.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein deutscher Abenteurer.

(Fortsetzung.)

Daß das corsische Volk, welches um seine Freiheit kämpfte, Jeden, der ihm zum Siege verhalf, an die Spitze der Regierung stellen würde, war ihm klar, nachdem er sich in Genua und Livorno mit den exilirten Corsen in Unterhandlungen eingelassen hatte. Es galt nur noch Verbündete zu finden, die ihn in seinem Vorhaben unterstützten. Er ging nach Tunis, wurde in der Berberei gefangen, doch schon nach kurzer Zeit gelang es ihm, sich zu befreien. Er verschaffte sich Geldmittel und betrat bald darauf Corsica's Küste als König. Am 12. März 1736 wurden die Corsen durch seine Ankunft überrascht.

Die glänzende Erscheinung des Fremden, in dem langen Kaftan von scharlachrother Seide, den spanischen Hut mit langer Feder auf dem Haupte, die reich ausgelegten Pistolen im gelbseidenen Gürtel, den Schleppsäbel an der Seite und in der Rechten einen Scepterstab haltend, gewann ihm die Sympathien im gleichen Grade, wie die Ehrenbezeigungen, welche ihm von den Häuptern der Insel erwiesen wurden, die ihn erwartet zu haben schienen. Auch kam den Corsen die Unterstützung, die er an Geld, Munition und Waffen mitbrachte, in ihrer Ohnmacht gegenüber der genuesischen Republick, die zu ihrer Unterjochung den tapfern General Paul Battista Rivarola abgesendet hatte, viel zu erwünscht, als daß sie dieselbe zurückgewiesen hätten. Theodor v. Neuhoff hatte in Livorno mit dem Corsen Orticoni zwar den Vertrag dahin abgeschlossen, daß er erst dann zum Könige ausgerufen werden sollte, sobald er Corsica in den Stand gesetzt, sich von Genua zu befreien, was er in Jahresfrist zu bewerkstelligen versprach. Doch kaum hatte er die Insel betreten, so begehrte er auch die Krone, um als Gleichstehender mit den anderen Fürsten unterhandeln zu können.

Und er erreichte, was er erstrebt; am 15. April wurde ihm vor dem versammelten Volke zu Alesani die erbliche Königswürde zugesprochen. Er beschwor die Verfassung auf das Evangelium und wurde, nach dem großen feierlichen Hochamte mit einer Krone aus Lorbeer- und Eichenzweigen gekrönt, die in dem armen Corsica die Stelle der sonst gebräuchlichen goldenen vertrat. Zu den anderen Titeln, die sich Neuhoff bereits beigelegt, kam nun noch der höchste: Theodor der Erste, König von Corsica; er überglänzte freilich den eines Granden von Spanien, Lords von Großbritannien, Pairs von Frankreich, und so weiter.

Der neue König benahm sich in seiner Würde, als wäre er damit geboren. Von dem unansehnlichen Hause zu Cervione, das man den bischöflichen Palast nannte, nahm er mit all' dem Glanze und Gepränge, so einem königlichen Hofe gezient, als Residenz Besitz. Er geizte nicht mit Ernennungen zu Ehrenstellen, verlieh nach allen Seiten hin hohe Adelstittel, ließ Münzen schlagen, die außerhalb Corsicas der Neuheit wegen um das Dreifache bezahlt wurden, und stiftete einen Orden von der Befreiung, zu dem sich in kurzer Zeit über vierhundert Ritter fanden, eben so wohl durch das azurblaue Kleid und das geschmackvolle Ordenskreuz mit dem Stern in Email und Gold in der Mitte angelockt, als durch die Vortheile, die den Beitretenden gesichert waren. Dieselben hatten von einem Einlagscapital von tausend Scudi lebenslänglich eine Leibrente von zehn Procent zu erwarten, eine Verfügung, welche die Einsetzung des Ordens zu einer Finanzspeculation machte. Diese stellte sich um so vortheilhafter für Corsica heraus, als sich an der eigentlichen Anleihe viele Ausländer betheiligten, die auf diese Weise die Geldnoth des armen Landes momentan linderten. Auch persönliche Unterstützungen

Digitized by Google

hatten sie zu leisten; beim Eintritte in den Orden, dessen Großmeister König Theodor war, mußten sie diesem Gehorsam zu Wasser und zu Lande schwören, sich dadurch also vollkommen seinen Befehlen unterordnen.

Der deutsche Abenteurer zeigte sein Genie und seine Thatkraft in jeder Richtung. Während er vor Bastia heldenmüthig kämpfte und zu gleicher Zeit das Innere der Insel durchstreifte, um die genuesischen Heerhaufen zu verjagen, welche sich an verschiedenen Orten festgesetzt hatten, trug er auch Sorge für die Hebung der Industrie und des Handels. Verschiedene Fabriken, die er anlegte, Handelsvortheile, die er Fremden bot, sie heranzuziehen, Kaperschiffe, die er gegen die Genuesen ausrüstete, bezeugten Dies. Wäre die auswärtige Hilfe, welche er den Corsen zu versprechen nicht müde wurde, nicht chimärisch gewesen, wie er selbst es am besten wußte, er hätte Corsica von den verhaßten Genuesen frei gemacht; er allein vermochte dies natürlich nicht, und mit jedem Tage sah er seine Lage und die der Corsen bedrohlicher werden.

Die Genuesen hatten eine 1500 Köpfe starke Bande von Meuchelmördern, Banditen, Galeerensclaven zur Bekämpfung der Corsen ausgeschickt. Die Vittoli, wie sie nach dem Meuchelmörder des großen Corsenhäuptlings Sampiero genannt wurden, verübten unzählige Gräuelthaten auf ihren Streifzügen durch das Land. Das Volk murrte, die vom Könige so oft verheißene Flotte erschien nicht; am 8. September 1736 erklärte Theodor vor dem versammelten Parlamente zu Casacconi, er werde die Krone niederlegen, wenn bis zum Ende Octobers die versprochene Hilfe nicht gekommen sei, oder er werde persönlich die Beschleunigung derselben auf dem Continente nachsinchen.

(Schluß folgt.)

## Miscellen.

München, 7. Dec. Der Korr. v. u. s. D. erzählt: „Vor dem Schwurgerichte kam gestern die Mitschuldige eines Hochstablers, die 21jährige Schauspielerin Mina Klein aus Sissos in Ungarn, wegen des Verbrechens der Urkundenfälschung, dann eines Vergehens des vollendeten und dreier Vergehen des versuchten Betruges zur Verhandlung. Die Geschichte ihres Unglücks beginnt am Bahnhofe zu Triest. Sie schlenderte eines Tages an diesem Orte, und nichts zu suchen scheint gerade nicht ihr Sinn gewesen zu sein, denn sie machte daselbst die Bekanntschaft eines schönen jungen Mannes, dessen Einladung, seine „Freundin" zu werden, sie ohne viel Bedenken annahm. Der willkommene Anbeter hieß Francisko Ferrando, Weinhändlerssohn aus Tortosa in Spanien. Nach vielen Kreuz- und Querfahrten, auf denen Pesth, Konstantinopel, Brindisi, sowie alle berühmten Städte Italiens berührt wurden und Mina als Gattin oder Schwester des Hr. Gouat — so beliebte sich Ferrando zu nennen — auftrat, fing plötzlich die klingende Münze etwas spärlich zu werden an. Mina sah nun, wie der Geliebte auf ein englisches Bankhaus einen Check nach dem andern fälschte und unsetzte. Selbstverständlich wurde nach jedem solchen Wechselgeschäft die Abreise im höchsten Grade beschleunigt. Da durch diese Manipulationen viele Bankhäuser beträchtlich zu Schaden kamen, so wurde schließlich vom Amts wegen ein Steckbrief erlassen; das Pärchen hatte unterdessen seinen Weg nach Deutschland genommen und war am 8. April d. J. von Würzburg, wo Mina einen gefälschten Check um 1148 Fl. verkauft hatte, nach München gefahren. Da die noblen Passagiere am Bahnhofe daselbst einen auffallend großen Aufwand machten, so richteten die Sicherheitsorgane ihr Augenmerk auf dieselben. Hier trennte sich das Pärchen, Ferrando reiste über Salzburg, und wurde durch ein telegraphisches Avisо in Innsbruck fixirt. Er ist gegenwärtig in Triest und harrt dort auf seine Aburtheilung. M. Klein fuhr nach Augsburg und langte, nachdem vier Versuche, dort einen Check, auf 150 Pfd. St. lautend, anzubringen, nicht gelückt waren, Abends wieder hier an und nahm im Bayerischen Hof Nachtquartier, woselbst sie am folgenden Morgen verhaftet wurde. Vor ihrer Festnahme wurde bemerkt, wie sie falsche Checks im Abort verschwinden ließ, die aber gleich wieder aus Licht gefördert wurden und nunmehr ein Hauptbeweismittel bilden. Die Angeklagte gestand alle ihre Handlungen ein, nur bestreerte sie, von dem Wesen und der Bedeutung dieser Papiere nichts gewußt und nie geglaubt zu haben, daß sie sich auf dem Wege des Verbrechs befinde. Diese Betheuerungen fanden aber bei den Geschworenen keinen Glauben, denn sie sprachen das „Schuldig" aus. So ist das trübe Ziel ihrer romantischen Reise durch halb Europa — das Zuchthaus, in welchem sie nach dem Erkenntnisse des Gerichtshofes eine Strafe von drei Jahren zu verbüßen hat."

Carnaden, 6. Dec. Trotz aller warnenden Beispiele gibt es doch noch immer leichtsinnige Leute, welche bezüglich ihrer Leistungen im Verschlucken geistiger Getränke lebensgefährliche Wetten eingehen. So hat vorgestern Abend ein junger Mann von hier, im Alter von 27 Jahren, im Kreise einiger Bekannten die Wette proponirt, für 5 Sgr. Branntwein zu trinken. Er gewann die Wette und wurde später von seinen Kameraden nach Hause geführt. Als sein Bruder ihn aber am folgenden Morgen wecken wollte, fand er ihn im Bette als Leiche.

* Die Einfuhr von lebendem Vieh und conservirtem Fleische aus den überseeischen Ländern entwickelt sich aus unsicheinbaren Anfängen immer mehr zu einer beachtenswerthen Concurrenz. Namentlich ist die Conservirung des Fleisches behufs weiteru Transports, seit 100 Jahren bereits nach den verschiedensten Methoden versucht, in neuerer Zeit zu einer gewissen Vollendung gebieben und es ist nicht unsicher vorauszusehen, daß die endliche Lösung dieser Aufgabe nicht mehr lange auf sich warten lassen werde. Vorläufig haben die Fleischextracte sich als vortreffliches Ersatzmittel des Fleisches bewährt und diese, sowie die Fleischconserven unter Anderm auch in dem Kriege gegen Frankreich Gesunden und Kranken zum Labsal gereicht. Bei alledem wird aber diese Concurrenz die inländische Rindviehzucht noch lange nicht beeinträchtigen, denn der Fleischverbrauch in Deutschland ist, England und Frankreich gegenüber, ein noch so beschränkter, daß, abgesehen von dem mit durch Einfuhr fremden Viehs zu bedeckenden dortigen Bedarfe, der inländische Consum noch sehr große Massen Fleisch chlorbirren kann und wird, bevor einmal die Gefahr einer Ueberproduction zu Tage treten könnte.

## Räthsel.

Ein heil'ges Wort! wagst du's zu brechen,
wird's ohne Kopf sich furchtbar rächen,
als gift'ge Schlang' in's Herz dich stechen.

### Auflösung des Räthsels in No. 147:

Null.

### Berichtigung.

Die Auflösung des Räthsels in Nr. 145 ist „Morgenroth", die des Räthsels in Nr. 146 dagegen „Vergißmeinnicht". Der Leser möge diese durch Versehen des Setzers vorgefallene Verwechslung gütigst entschuldigen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 149. Speyer, Samstag, den 14. December 1872.


### * Kleine Seelen.

Mir sind verhaßt die kleinen Seelen,
Die groß das Kleine machen wollen,
Die das Verdienst der Andern schmälern
Und sich die höchste Ehre zollen.

Die kleinlich an dem Kleinen hängen
Und das, was noth, vornehm verkleinern;
Die weil sie Sorgen sie bedrängen,
Den fremde Noth ihr Herz versteinern,

Die andre stolzen Muth's beleid'gen,
Als ob sich das von selbst verstünde,
Und wenn die ihre Ehr' vertheid'gen,
Sie zeih'n der schweren Hochmuthssünde.

Das sind doch niedre, kleine Seelen,
So hoch sie in der Welt auch stehen;
Die, welchen Lieb' und Demuth fehlen,
Erhöht nicht das Sichselbsterhöhen.

**Ch. Böhmer.**

## Chambre Garnie.

Novelle von **F. Jungfaus.**

(Fortsetzung.)

Endlich war er fort. Walther sah nach der Uhr, es schlug Zehn; bald konnte er hoffen, die Thür drüben gehen zu hören. Ruhelos stand er noch einmal auf, er dachte über Colmar's Benehmen nach und ging mechanisch zu dem Kasten, in welchem er seine Pistolen aufbewahrte. Er nahm sie heraus, prüfte den Hahn, den Drücker, es war Alles in Ordnung. Er war früher ein sehr guter Schütze gewesen, sinnend nahm er die Waffen mit an den Tisch, legte die eine nieder, erhob die andere und zielte nach einem gewissen Punkt im Tapetenmuster. Da klopfte es leise, leise an die Thür; im Nu hatte er die Pistole aus der Hand gelegt und geöffnet, Christine stand draußen. „Ich habe schon eine kleine Weile gewartet, ich mochte nicht klopfen", flüsterte sie.

Er griff an seine Stirn: „Und ich hätte Sie nicht gehört? Bin ich doch den ganzen Abend fast wie im Fieber; die Zeit wollte mir nicht herumgehen."

Er stand draußen, der Lichtschein aus dem Zimmer fiel durch die nur angelehnte Thür; daß Christine bei der unterdrückten Heftigkeit seiner Worte erblaßte, konnte Walther nicht sehen. Er ergriff ihre beiden Hände. „Sie sind ganz kalt, Sie zittern; kommen Sie mit hinein; haben Sie keine Furcht. Ihre Mutter kann uns hier hören, wollen Sie nicht kommen? Trauen Sie mir nicht?"

Sie hatte gezögert, jetzt stieß sie entschlossen die Thür auf und trat hinein. Aber sie that nur wenige Schritte in's Zimmer, dann blieb sie stehen, die Arme fest zusammengelegt, schauernd, wie im Frost und sah ihn so angstvoll an, daß er nichts dachte, als wie er sie nur beruhigen könne. Alle seine Sicherheit, all' die Ueberlegenheit, die er nur allzu oft den Frauen gegenüber empfand, hatte ihn vor dem zitternden Mädchen verlassen. „Wollen Sie sich nicht setzen, Fräulein Christine?" sagte er schüchtern, wie er seit Jahren nicht gewesen. Sie kam ihm vor wie ein ängstliches Vögelchen, dem man nicht nachzugehen wagt, aus Furcht es aufzuscheuchen.

„Ach, warum bin ich nur gekommen?" flüsterte sie, als ob sie sich besänne. „Ich glaube, ich hatte Sehnsucht danach, Sie sprechen zu hören."

„Christine, darf ich näher kommen? darf ich Ihre Hand in die meine nehmen? sprechen Sie, Christine — fürchten Sie mich?"

„Nein", sagte sie fest und richtete sich auf; „nein, die Mutter hat Unrecht, ich brauche Sie nicht zu fürchten. Durch Sie wird mir kein Leid kommen, gewiß nicht."

„Nein, liebe Christine, gewiß nicht."

Sie schritt leicht und leise auf das Sopha zu und setzte sich. „Kommen Sie, es wird das letzte Mal sein, daß wir so miteinander plaudern, die Mutter will Ihre Besuche nicht mehr. Ah, was haben Sie da?"

Sie nahm eine Pistole auf und spielte mit dem Drücker; dann beugte sie den Kopf seitwärts und setzte den kalten Lauf gegen die Schläfe. Jetzt fuhr Walther aus seinem Sinnen in die Höhe und riß ihr fast die Waffe aus der Hand. „Was machen Sie? Das ist nicht für Sie. Gott, wenn ich mir denke, Sie lägen da, bleich und still. — Wissen Sie Christine, daß ich nicht mehr ohne Sie leben kann?" sagte er langsam und mit leiser, aber deutlicher Stimme. „Wissen Sie, daß ich gegen die Sehnsucht nach Ihnen angekämpft habe, bis ich sie nicht mehr ertragen konnte,

Digitized by Google

daß ich mich selber nicht mehr kenne? Als ich Sie neulich in meinen Armen gehalten und getragen hatte, Gott weiß, mit welcher Sorge und mit welcher Zärtlichkeit und meine herzlose Gesellschaft neckte und spottete mich darüber, da glaubte ich Sie, die Schuldlose, dafür zu hassen und wollte mich von Ihnen wenden. Aber ich konnte es nicht — Seien Sie nicht kalt und lieblos!"

Er saß ihr nahe und hatte noch nicht einmal ihr Kleid berührt. Da faßte sie Muth, sie sonnte sich wahrhaft im Vertrauen auf seine Güte und Ehrenhaftigkeit. „Ich bin nicht lieblos", sagte sie. „Ich denke Tag und Nacht nur an Sie; was wollen Sie von mir?"

„Ich will ein Recht auf Sie haben; vertrauen Sie mir, legen Sie Ihr Köpfchen noch einmal an meine Schulter, Christine —"

Sie saß regungslos; sie wehrte es auch nicht, als er sie leise umfaßte und an sich zog. Die Augen hatte sie geschlossen und er wagte es, sie auf die gesenkten Lider zu küssen. Nach wenigen Minuten machte sie sich sanft los; sie stand vor ihm, legte eine Hand auf seine Schulter und strich ihm liebkosend mit leichtem Finger das Haar aus der Stirn.

„Gute Nacht", sagte sie, „ich muß fort —"

„Christine, ich lasse Dich nicht."

Sie küßte ihn auf die Stirn. „Sie müssen; was haben Sie mir versprochen?"

„Wie karg, wie streng Sie sind. — Sie wollten mit mir plaudern."

„Wir haben es heute nicht richtig angefangen; ein anderes Mal."

„Es war also nicht das letzte Mal, wie Sie vorhin meint-n", sagte er jetzt lächelnd. „Was dachten Sie mir zu sagen, als Sie kamen, Christine?"

„Ach, ich weiß es nicht mehr. Ich glaube, ich wollte Abschied nehmen. Die Mutter hatte mich gewarnt; ich wollte Ihnen sagen, daß sich unsere Bekanntschaft — nicht schicke."

Sie lächelte schalkhaft, wie er sie noch nie gesehen hatte. Da er schwieg und sie bewundernd ansah, wie sie so anmuthig vor ihm stand in dem nonnenhaft einfachen Kleide, da fuhr sie fort — sie schien verwandelt, furchtlos und heiter: „Wie konnte ich so denken, ich begreife es jetzt nicht. Was ist an mir gelegen? Mögen Sie mich wirklich? Sagen Sie es mir noch einmal!"

„Sie sind das süßeste Geschöpf, welches mir je vorgekommen ist, seltsam und bezaubernd, anders als andere Menschen — wie, Sie wollen wirklich fort? Wann werd' ich Sie morgen sehen, Kind? Es wird die einzige Zeit im Tage sein, in der ich eigentlich lebe."

„Kommen Sie morgen Abend, ich werde die Mutter vielleicht umstimmen können."

„Oh, Christine, die Mutter?" sagte er gedehnt, aber mit einem Lächeln.

„Nun, vielleicht geht sie aus; wir können dann allerdings besser mit einander reden. Jetzt lassen Sie uns vorsichtig sein."

Sie ging unhörbar zur Thür und öffnete eben so leise. „Ach, wenn mich Jemand gewahr würde", flüsterte sie, wieder einen Schritt zurücktretend und lauschte. Draußen war es dunkel und Alles still; da knarrte oben ein Schlaß, man hörte Tritte auf dem Flur des andern Stockwerkes. Walther schloß die Thür; das Mädchen, wieder ganz ängstlich, schlug die Hände vor's Gesicht. Er stand neben ihr.

„Still, liebes Herz; wir warten bis Alles ruhig ist; Ihre Ehre ist jetzt auch mein Kleinod."

Beide sprachen nicht mehr, er hatte nur seinen Arm um sie gelegt. Nach einigen Minuten öffnete er wieder, es war kein Laut mehr draußen zu vernehmen.

„Dämpfen Sie Ihre Lampe", flüsterte sie, „ich fürchte mich in den Lichtschein hinauszugehen." Er trat an den Tisch und drehte den Docht herunter, indeß war sie fortgehuscht. Klopfenden Herzens stand er noch lange an der Thür. Wenn die Mutter erwacht wäre und das Mädchen vermißt hätte! Nun, im schlimmsten Falle würde er bekennen und sofort werben.

Von da an kam für die Beiden eine Zeit, welche glücklich gewesen sein würde, hätten sie nicht das Zusammensein gar so mühsam den widrigen Umständen abringen müssen. Sie trafen sich auf der Straße, auf der Treppe, wo dann meist nur wenige Worte und ein Händedruck ausgetauscht werden konnten, auch wohl wieder im Stübchen der Frauen. Dach auch da ließ sich wenig reden unter den Augen der Mutter, welche diese Besuche Walther's mit unfreundlicher Kälte aufnahm und ein tieferes Einvernehmen der jungen Leute zu argwöhnen schien. Den dringenden Bitten Walther's, ihm dann und wann des Abends ein kurzes Viertelstündchen auf seinem Zimmer zu schenken, kam Christine nur noch einmal nach. Aber sie wurden aufgeschreckt, Christine glaubte die Stimme der Mutter zu hören; sie flog davon.

Mit der Zeit fing Christine an unter diesen Heimlichkeiten zu leiden; Walther konnte in ihren Augen die Frage lesen: Wozu soll das Alles führen, was willst Du mit mir? Er aber schob die Antwort immer wieder hinaus. Der junge Mann war nicht unabhängig. Er hatte seinen Vater, einen angesehenen aber dermögenslosen Beamten, früh verloren; die Mutter war bald darauf gestorben und des Knaben, das einzige Kind der Beiden, hatte ein reicher Oheim der Frau zu sich genommen und mit großmüthiger Freigebigkeit erzogen. Auf den dringenden Wunsch dieses alten Herrn hatte Walther sich der Laufbahn gewidmet, welche ihn bis zum Mannesalter von der Unterstützung seines Großoheims abhängig machte. Er bezog einen liberalen Jahresgehalt dan demselben und wußte, daß er der Universalerbe sein würde; sein Einvernehmen mit seinem Verwandten, den einzigen, den er besaß, war ein vollständiges, denn Walther hatte, obgleich leichtlebig und das Vergnügen liebend, sich doch stets in seinen Grenzen zu halten gewußt. In seinem Fache war er sehr tüchtig, seine Examina hatte er bis jetzt glänzend bestanden, der Oheim hatte die beste Meinung von seinen Fähigkeiten und seinem

Digitized by Google

Charakter. Sollte er dieselbe jetzt noch auf's Spiel setzen, sollte er die Erbschaft, ohne welche er noch lange in drückender Lage würde leben müssen, gefährden durch eine Verbindung, welche der Oheim, das wußte er, nie billigen würde? Warum nicht lieber warten; die Zeit machte diese Verhältnisse lösen; aus Bequemlichkeit mehr als aus Mangel an Muth bebte er davor zurück, sie durch eine Erklärung auf die Spitze zu treiben. Aber leider unterließ er auch, Christinen in dieselben einzuweihen; er theilte die thörichte Ansicht mancher Männer, daß zum Beurtheilen und Behandeln einer schwierigen Sache die Frau nicht gemacht sei. Das Mädchen sollte sich von ihm lieben lassen und ihm vertrauen; mit Lust gab er sich dem Gedanken hin, sie, wenn die Zeit gekommen sei, mit einer Fülle märchenhaften Glückes überschütten zu können. Er hatte jenen Zug düsterer Selbstständigkeit in ihrem Charakter vergessen, von dem er einst so mächtig ergriffen worden war.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein deutscher Abenteurer.

(Schluß.)

Und a's die Gefahr zunahm und die Stimmung des Volkes eine immer unzufriedenere wurde, als die Partei der Indifferenten sich gegen Theodor bildete und die einflußreichsten Männer sich derselben zugesellten, da entschloß er sich, den Boden zu verlassen, auf dem nun seines Bleibens nicht länger mehr war. Aber er wollte scheiden als ein Fürst, den die Sorge für sein Land dasselbe zu verlassen zwingt, nicht als ein Entthronter, dem fremder Wille die Entsagung aufnöthigt. Er ordnete die Reichsregentschaft, stellte siebenundzwanzig Statthalter für die Provinzen auf und verließ Corsica am 11. November 1736, von einer großen Volksmenge an den Hafen von Aleria begleitet. Sein Gefolge bestand aus dem Großkanzler Grafen Costa und einigen Officieren seines Hauses. Daß er unter französischer Flagge segelte, bewahrte ihn vor der Gefangennehmung, welche die Genuesen ihm zugedacht hatten, da sie ihre Kreuzer bis an die Küste Corsica's geschickt hatten. Der aussichtslose deutsche Edelmann war ihnen wichtig genug, um einen Preis von 2000 Guineen auf seinen Kopf zu setzen und alle seine Schritte beobachten zu lassen, nachdem sie während seiner kurzen Herrschaft Alles gethan hatten, ihn in den Augen der Corsen lächerlich zu machen und herabzusetzen. Theodor von Neuhoff hatte sich nicht einschüchtern lassen, als genuesische Manifeste ihn als Betrüger und Schwindler in aller Herren Länder dargestellt. Er hatte darauf vielmehr geantwortet mit „königlicher Würde, deutscher Grobheit und deutschem Witz", wie Gregorovius sagt; alle Vorwürfe, die man ihm gemacht, hatten ihn nicht beirren können. Und selbst jetzt, wie wenig versprechend die Aussichten auch waren, gab er die Hoffnung noch nicht auf.

Unter dem Incognito eines Abbé landete Theodor in Livorno, ging dann nach Florenz, Rom, Neapel, und nachdem er an dem letztern Orte seine Begleitung zurückgelassen, begab er sich, mit dem Versprechen, bald gute Nachrichten zu senden, nach Amsterdam, wo er sogleich von seinen Gläubigern in den Schuldthurm geworfen wurde. Wieder gelang es dem genialen Schwindler, sich frei zu machen, ja sogar auf seinen fortgesetzten Reisen durch Europa neue Hilfsmittel aufzutreiben, die er redlich nach Corsica sandte. So oft ein Schiff mit Kriegsbedarf vom König geschickt, an Corsica's Küste landete, so oft brachte es eine Proclamation mit, durch die er die Corsen zur Standhaftigkeit ermahnte.

Trotz aller Anstrengungen Theodors aber vermochte er nicht, die äußerste Bedrängniß von Corsica ferne zu halten. Genua hatte Frankreich um Hilfe angegangen. Die Corsen hatten sich wie ein Mann erhoben und standen kampfbereit, sie wollten sich lieber vertheidigen bis auf den letzten Blutstropfen, als wieder unter die Herrschaft Genua's zurückkehren; dennoch hatten sie in der Noth zum Beweise ihres Vertrauens auf den letzten Entscheid des Königs die verlangten Geißeln gegeben.

Da erschien ein Neffe Theodor's, der Baron Droste, in Aleria, brachte eine bedeutende Menge Munition und verkündete die nahe bevorstehende Ankunft des Königs. Am 15. September 1738 traf dieser selbst ein mit drei Schiffen und einer wahrhaft königlichen Ausrüstung von Kriegsmaterial, die er durch seine Ueberredungsgabe von einer Gesellschaft von reichen Holländern erlangt hatte. Das Volk nahm den Wiedergekehrten freudig auf und führte ihn im Triumphe nach Cervione; aber die Generale, die von ihm geschaffenen Grafen, erklärten durch die Umstände gezwungen zu sein, mit Frankreich zu unterhandeln. Der Baron Neuhoff ward durch eine Proclamation des Generals Boissieux als Hochverräther erklärt. Alles fiel von ihm ab, und verlassen in dem Augenblicke, da er die Hilfe wirklich brachte, die er früher blos versprochen hatte, sah er sich gezwungen, dem Beispiele der Holländer zu folgen, die, in ihren Erwartungen getäuscht, voll Unwillen nach Neapel gesegelt waren.

Der Abenteurer aber hielt mit deutscher Ausdauer an dem Plane fest, das verlorne Königreich wieder zu gewinnen. Seinen unermüdlichen Bestrebungen gelang es auch wie früher in Holland, nun in England Capitalisten zu finden, die ihn mit Kriegsbedarf versahen. So landete er im Januar 1743 mit drei englischen Schiffen in Isola Rossa. Die Franzosen, welche Corsica unter Malebois bis 1741 besetzt gehalten, hatten die Insel geräumt; der kleine Krieg war wieder ausgebrochen. Theodor vertheilte Munition und Waffen und schickte Proclamationen in's Land, durch welche er die Corsen aufforderte, sich um ihn zu schaaren. Das Schweigen des Volkes überzeugte ihn endlich, daß seine Sache für immer verloren sei. Traurigen Herzens schiffte er sich wieder nach England ein, wo er abermals in den Schuldthurm wanderte, weil er das Darlehen, welches er für Corsica aufge-

Digitized by Google

nommen hatte, nicht wiedererstatten konnte. Dem Manne, der den glänzenden Königstraum geträumt, fehlte es beim Erwachen an Brod. Als Walpole ihn aus seiner Haft befreite, gab er ihm zum Danke dafür das Großsiegel seines Reiches, das letzte, was ihn an die entschwundene Herrlichkeit mahnte. Fortan blieb der Abenteurer, dessen Leben ein rastloses Irren und Jagen gewesen, an die Scholle gefesselt. Aber unter den mancherlei phantastischen Erscheinungen des achtzehnten Jahrhunderts ist dieser deutsche Edelmann sicher eine der interessantesten. (Tagespresse.)

## Miscellen.

Nach einem am 6. d. gefaßten Beschlusse der württembergischen Abgeordnetenkammer wird die Schillerstadt Marbach künftig eine Eisenbahnstation haben. Fern von der großen Heerstraße, die ein abgelegener Wallfahrtsort, war das kleine, behaglich an einem Hügel über dem Neckar sich anschmiegende Nest, bisher nur auf Seitenwegen zu Fuß oder Wagen von Ludwigsburg aus zu erreichen. Künftig werden die Pilger zu dem armen Bäckerhaus, in welchem Schiller's Wiege stand, es bequemer haben. Und wunderbar — sie werden es dem Andenken Schiller's verdanken. Nicht gerade, als ob man bezüglich der Bahn auf eine außerordentliche Frequenz eben wegen der Schillermallahrer gerechnet hätte, aber der Abgeordnete von Ludwigsburg suchte es einleuchtend zu machen, daß es ganz im Allgemeinen Pflicht der Pietät gegen die Manen Schiller's sei, die Stadt Marbach nicht länger ohne Eisenbahn zu lassen. Mit vieler Heiterkeit hörte die Kammer die nähere Ausführung dieses literargeschichtlichen Motivs an, und als der Redner vollends die komisch-missverständliche Wendung gebrauchte: „wollte man Marbach hintansetzen und umgehen, so wäre das ein Schlag, wie die Stadt seit der Geburt Schiller's keinen mehr erlitten" — so nach dem Berichte des Schwäbischen Merkur — da war es mit dem Ernst der hohen Kammer für diesen Tag vorbei. Aber guter Dinge, wie die Abgeordneten einmal waren, votirten sie die Eisenbahnstation Marbach.

Vom Neckar. Seit 1852 bis zum Jahre 1871 sind die Lebensmittelpreise um folgende Procente gestiegen: Ochsenfleisch um 68, Kuhfleisch 72, Schweinefleisch 47, Schafffleisch 44, Milch 37, Eier 100, Gänse 59, Enten 54, Hühner 53, Weizen 18, Gerste 5, Hafer 86, Buchenholz 51, Fichtenholz 42, Heu 78.

Die Spielbanken in Homburg und Wiesbaden sind in den letzten Wochen ihrer Existenz ein wahres Mekka geworden, wohin ganze Schaaren von Glücksjägern strömen, um auf dem Altar der Fortuna noch einmal zu opfern. Die Tische sind umlagert, wie sonst nur im Höhepunkt der Saison, obgleich man den Minimalsatz um mehr als das Doppelte erhöht hat. Die Frankfurt-Homburger Bahn erfreut sich eines ganz außerordentlichen Personenverkehrs und auch die Taunusbahn wird im nächsten Jahre den Staat den Ausfall vom grünen Tisch verspüren lassen.

Berlin, 8. Dec. Ein höchst raffinirter Gauner stand am Montag in der Person des bisher ganz unbescholtenen Handelsmannes Friedrich Wilhelm Hanne vor dem Schwurgericht. Der Angeklagte war im Juli d. J. so sehr in Schulden gerathen, daß er weder aus noch ein wußte und nun seine nicht unbeträchtliche Personalkenntniß in der Art auszubeuten suchte, daß er unter fremdem Namen mittels des Telegraphen von auswärtigen Geschäftsleuten größere Summen Geldes für angebliche Geschäftsfreunde derselben erbat. Einmal gelang dem Angeklagten der Schwindel vollständig. Am 1. Juli telegraphirte er unter dem Namen des Kaufmanns Wilhelm Witte in Bremnitz, den er zufällig hier in Berlin erblickte, an den Bruder desselben, den Kaufmann Hermann Witte in Brandenburg, er solle ihm doch schnell 500 Thaler nach dem Hotel Lorenz in der Bahnhofstraße, wo Wilhelm Witte stets zu logiren pflegte, schicken. Die Postanweisung kam an, Hanne ließ sie sich von dem Briefträger ausbändigen und erhob das Geld. Am 2. Juli betrieb der Angeklagte unter dem Namen des Kaufmanns Kenisch aus Nauheim den Kaufmann Salomon Birnbaum in Genthin telegraphisch nach Berlin zum Abschluß eines seinen Geschäfts. Birnbaum kam sofort; in dem bezeichneten Gasthofe fand er aber nicht seinen Freund Kenisch, sondern einen Bleistiftzettel mit der Einladung, nach Havelberg nachzukommen, und da dem alten Birnbaum die weitere Reise nicht convenirte, fuhr er nach mehrstündigem Aufenthalt hierselbst nach Genthin zurück. Dort erfuhr er zu seinem Schrecken, daß sein Sohn Siegmund auf telegraphische Ordre des Vaters von Berlin aus 1000 Thaler in Werthpapieren unter dessen Adresse an den Gastwirth Schubert in Potsdam abgelendet hatte; schnell wurde nun von Genthin aus der Telegraph in Bewegung gesetzt und glücklicherweise der Werthbrief noch auf der Post angehalten. Der Angeklagte wurde zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt.

„Gelehrte Frauen", äußerte Kant einst, „brauchen ihre Bücher so wie ihre Uhren; sie tragen sie, damit man sieht, daß sie eine haben, obschon sie gewöhnlich stille steht, oder doch nicht richtig gestellt ist."

Suppe mit Fleischextract. Das Wasser wird mit dem gewöhnlichen Suppengemüse (Peterfilie, Sellerie, Mohrrüben u. s. w.) und, wenn sie vorhanden sind, mit zerschlagenen Markknochen abgekocht, das nöthige Salz und Gewürz (z. B. Muskatblüthe (?) für Reissuppe) hinzugefügt, und vor dem Abnehmen vom Feuer das Fleischextract darin aufgelöst. Man rechnet auf sechs Personen einen Theelöffel voll oder soviel, bis die Brühe tief goldgelb, auch braun, erscheint. Ein wenig Fett wird gleichzeitig hinzugefügt, um die beliebte Täuschung der Fettangen — denn mit Unrecht werden gerade diese für das Zeichen einer besonders kräftigen Brühe gehalten — zu erzeugen. In ähnlicher Weise kann jedem Gemüse, welches sonst mit Fleischbrühe gekocht wird, durch Hinzufügung einer entsprechenden geringen Menge Fleischextract der nämliche Geschmack mitgetheilt werden, z. B. Kartoffeln, Bohnen u. s. w., doch muß man hier etwas freigebiger im Fettzusatze sein. Auf diese Weise bleibt alles Fleisch zum Braten, welcher höheren Nahrungswerth besitzt, so daß kleinere Portionen satt machen und welcher sich außerdem als kalter Aufschnitt verwenden läßt, was vom Suppenfleisch nicht gilt. Da das Fleischextract eigentlich nichts anderes ist, als eingedickte Fleischbrühe, der man die Fett-, Leim- und Eiweißtheile entzogen hat, so liegt die Ersparniß eben darin, daß man bei Anwendung von Fleischextract gleichsam bei dem viel billigeren amerikanischen Rindfleische seine Suppe bereitet, das theurere einheimische Fleisch aber ausschließlich in solcher Form auf den Tisch bringt, in welcher es nicht zu ersetzen ist. Die daraus hervorgehende Ersparniß dürfte sich bei größeren Familien monatlich auf mehrere Thaler berechnen.

## Räthsel.

Ein Wort, das glaub'ge Seel'n zu kind'schen Thoren,
den sinn'gen Denker roh und unbedacht,
dem eignes Weib, hat sie sich endlich angezogen,
zur lockenden Philine macht.

**Auflösung des Räthsels in No. 148:**

Treue, Reue.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 150. Speyer, Dienstag, den 17. December 1872.


## Chambre Garnie.

Novelle von F. Junghans.

(Fortsetzung.)

In dem Hause in der Weststraße ging Walther nach wie vor aus und ein. Fräulein von Stauffen hatte ihn mit einer romantischen Freundschaft umsponnen, welche Amélie gern für ein tieferes Gefühl ausgegeben hätte. Die letztere hatte ihr Benehmen gegen den jungen Mann geändert. Ihre Coketterieen schien sie verlernt zu haben, obwohl die häufigen Gesellschaften, in denen sich die jungen Leute trafen, und besonders die Abwesenheit d'Orville's, der verreist war, oft Gelegenheit zum Zusammensein gaben. Sie sprach wenig mit Walther, aber sie beobachtete ihn unablässig und daß er dies nicht bemerkte, daß er ihre Gegenwart sogar zu vergessen schien, wenn er doch eben ihrem dunklen Blick begegnet war, daß ihm der Uebergang aus dem delicaten Verhältniß bald nach ihrer Verlobung zu einem ganz gewöhnlichen, gesellschaftlichen gar nicht auffiel, das beschäftigte sie unaufhörlich. Sie trug nun Sorge, die Aufsicht, seine Besuche im Hause gälten nur noch ihrer Cousine, nach Möglichkeit zu verbreiten; mit der Mutter sprach sie ganz ernsthaft über die nahe bevorstehende Verlobung Clementinen's mit Walther; sogar den Dienstboten deutete sie an, sie brauchten den Herrn Assessor immer nur bei Fräulein von Stauffen zu melden. So hatte sie es bereits dahin gebracht, daß bei Diners und Soiréen in jenen Kreisen Walther seinen Platz stets neben Clementinen erhielt; sie wartete nur auf eine Gelegenheit, die Verlobung der Beiden, sei es sogar durch eine Kriegslist, eine Ueberraschung zu Wege zu bringen — wenn es nicht anders ging, zu erzwingen. Ueber ihre Beweggründe legte sie sich keine genaue Rechenschaft ab: sie fühlte, daß eine Ehe mit der beschränkten und stark verbildeten Clementine Walther unglücklich machen würde und das war ihr gerade recht, er sollte es büßen, sie nicht geliebt, halb und halb mit ihr gespielt zu haben. Aber sie dachte oder vielmehr sie fühlte weiter: er blieb, indem er künftig zur Familie gehören würde, in ihrem Bereiche, sie stand ihm dann halb und halb als Verwandte nahe und hatte sie ihn jetzt nicht fesseln können, so gelang es ihr vielleicht später.

Walther war mehrere Tage lang nicht mit Christinen zusammen gekommen, als er, gegen Abend nach seiner Wohnung sich begebend, in Gedanken mit ihr beschäftigt, den Weg durch die Straße nahm, in welchem der ihm jetzt wohlbekannte Stickereiladen, das häufige Ziel ihrer abendlichen Gänge, sich befand. Das Glück war ihm hold, Christine trat eben aus der Thür in ihrem unscheinbaren Mantel und mit einem Hut, der sich für eine alte Frau geschickt hätte und all' ihr schönes Blondhaar verbarg. Er erkannte sie augenblicklich an ihrer schlanken Gestalt und dem eigenthümlich ruhigen Gange; mit wenigen Schritten hatte er sie eingeholt, bemächtigte sich ohne Weiteres ihrer Hand und legte ihren Arm in den seinen. Sie sah erschrocken auf in sein Antlitz, das er zu ihr niederbeugte; als sie ihn erkannte, lächelte sie ein wenig und Beide schritten nun durch die lebhafte Straße hin. Es ging sich gut mit ihr; Walther hielt ihre Hand; er fühlte sich sicher unter dem Schutz der frühen Dämmerung des Wintertages und glücklich in dem Gefühl, sie neben sich zu haben.

„Warum bist Du so still, Kind?" fragte er nach einigen Momenten des Schweigens. „Fürchtest Du Dich wieder? Siehe, Du gehörst jetzt zu mir und ich zu Dir — es sieht uns Niemand verwundert darauf an. Kommt es Dir nicht auch natürlich vor? Nun?"

Statt aller Antwort seufzte sie und schmiegte sich fester an ihn. Sie war seltsam bewegt, halb beglückt und halb verzagend. Jetzt, im Dunkel, mochte er es wagen, neben ihr zu gehen, wann aber wird er sich endlich offen zu ihr bekennen? Und die Dämmerung, welche sie umgab, konnten sie dieselbe entbehren? Das Mädchen im Kleide der armen Arbeiterin am Arm des eleganten jungen Mannes! Sie schauderte trotz der Dunkelheit unter den zufälligen Blicken der Vorübergehenden zusammen.

Walther fühlte den Vorwurf, welcher in ihrem Schweigen lag, und hätte ihr jetzt vielleicht Alles gesagt, was ihn für den Augenblick noch von ihr trennte, wenn er nicht plötzlich Colmar's ansichtig geworden wäre. Derselbe stand im hellerleuchteten Portal eines Hôtels mit einigen Anderen, im Begriff, sich von seiner Gesellschaft zu verabschieden. Jetzt kam er die Straße hinab, in wenigen Augenblicken mußte er sie bemerken, besonders da gerade hier helles Licht aus den glänzenden Schaufenstern zu beiden Seiten der Straße strömte.

Digitized by Google

„Laß uns umwenden, Christine“, sagte Walther hastig. „Dort kommt Jemand, der uns nicht beisammen sehen darf. Noch nicht“, fügte er hinzu. Leider überhörte sie diese letzten Worte. „Hierher, bitte.“

Sie ließ sich schweigend von ihm führen; Beide bogen in eine stille und dunkle Seitenstraße ein. An der Ecke wendete Walther den Kopf und sah Colmar in geringer Entfernung hinter sich! sie waren von demselben bemerkt worden. Gleichviel, wenn der Späher nur das Mädchen nicht erkannt hatte. Bei der ersten Querstraße blieb der junge Mann stehen und bat:

„Gehe dort hinunter, Christine, wir müssen uns trennen. Rasch . . . ich sehe Dich heute noch und erkläre Dir Alles.“

Damit drängte er sie vorwärts, drückte ihr noch die Hand und ging dann mit hastigen Schritten fort. Christine blieb regungslos stehen und sah ihm nach: er wendete sich nicht mehr um. In der stillen Straße wurden eben die Gasflammen entzündet; sie war fast ganz leer, nur von der Hauptstraße her kam ein Herr — Christine sah, wie er sich umblickte, als suche er Jemand; schon war er ihr ganz nahe, da erkannte sie Colmar.

Jetzt begriff sie, um was es sich handle, sie flog die Gasse hinunter, hinter sich hörte sie Schritte, aber sie wagte nicht, sich umzusehen. In das erste Seitengäßchen bog sie ein, unbekümmert darum, daß sie hier in die verrufenste Gegend der Stadt gerieth. Sie hörte sich angerufen von den Weibern, welche auf den Schwellen der Häuser kauerten, und das Herz schlug ihr hoch vor Furcht und Widerwillen; einige Männer, an denen sie vorübereilte, blieben stehen, und spotteten ihr nach. Endlich erreichte sie eine breitere, geschäftsbelebte Straße und dann den Marktplatz; hier mäßigte sie ihre Schritte, denn sie durfte hoffen, daß Derjenige, dem es darum zu thun gewesen, sie zu erkennen, und zwar um Walther's wegen zu erkennen, jetzt ihre Spur verloren haben müsse.

Auch ohne Walther's offenbare Aengstlichkeit vor Entdeckung von Seiten Colmar's würde sie diesen gefürchtet und vermieden haben; sie hatte seiner Zeit jenem ersten Zusammentreffen in ihrer Wohnung stets ungern gedacht. Es war der nachlässigen Galanterie, mit der der junge Lebemann sie behandelt hatte, wohl abzumerken gewesen, für wie gering er sie hielt. Wie ganz anders war ihr Walther gleich damals begegnet! Sie hatte ihn von jenem Tage an geliebt. Aber auch er schämte sich ihrer; sie mußte sich vor seinen vornehmen Freunden verbergen, ihr Platz war nicht an seiner Seite, sie fühlte sich verstoßen und verleugnet und es überkam sie, während sie jetzt allein zwischen den geschäftig eilenden Menschen dahin ging, mächtiger als je die Todesangst vor einer freudlosen Zukunft ohne Walther und das fiebernde Verlangen, diesem und all' dem Elend ihres Lebens zu entgehen. Sie fürchtete sich davor, mit ihrem verstörten Gesicht der Mutter unter die Augen zu treten und irrte planlos über die Straßen und über die Plätze hin, bis ihr einfiel, daß ihr Walther gesagt habe, er würde sie an diesem Abend noch sehen. Da wendete sie sich dem Hause zu; sie fand die Mutter nicht daheim und saß längst bei ihrer Arbeit, als dieselbe zurückkam. Es wurde wenig zwischen den Beiden geredet; die Frau ging mürrisch umher, Christine wußte, daß sie den Brief des Sohnes im Sinne trug, und es war dem Mädchen, als müsse sie bald einen Ausweg finden, als könne dies Alles nicht mehr lange so fort gehen.

Walther kam nicht; Colmar hatte ihn noch eingeholt, das Zusammentreffen aber als ein ganz zufälliges behandelt, ohne die geringste Hindeutung auf Das, was vorgegangen war. Die Beiden hatten sich dann in heitere Gesellschaft begeben, wo man lange zusammenblieb und von wo Walther sich nicht früher als die Anderen entfernen mochte, um sich nicht ihren stets bereiten Scherzen auszusetzen. Er ging mit den Letzten und Christine hatte vergebens gewartet.

---

Es war am Morgen des folgenden Tages; Fräulein Amélie Ternow saß in ihrem Boudoir bei den Vögeln und Blumen, die sie übrigens selten eines Blickes würdigte. Es fehlte dem anmuthigen Luxus des Zimmers an jenem Reiz, mit dem erst die innige Beziehung zu dem Eigenthümer oder der Eigenthümerin die leblosen Dinge zu bekleiden vermag. Das Piano war geschlossen, die Nothenhefte sorgfältig in der gestickten Mappe versteckt, die Bücher lagen in ungestörter Ordnung auf dem Tische. Neben demselben saß Amélie, eifrig mit einigen Rechnungen beschäftigt, summirend und aufschreibend, als ihr Colmar gemeldet wurde. Sie hob sich halb aus ihrem Sessel in die Höhe, um einen Blick in den Spiegel gegenüber zu werfen, und empfing ihn dann in nachlässiger Haltung, aber mit erwartungsvollen Augen. Er nahm in ihrer Nähe Platz.

„Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, was Sie interessiren wird, gnädiges Fräulein“, begann er, „mir wurde gestern Abend die Gelegenheit, Walther mit einem Mädchen — einer Dame — am Arm auf der Straße zu sehen.

Ihre Augen funkelten. „Sie sind ihm natürlich gefolgt?“

„Er ergriff förmlich die Flucht, als er mich erkannte, und bog mit seiner Schönen um die nächste Ecke. Als ich in die Nebenstraße kam, hatten sich Beide schon getrennt; sie war in einem eigenthümlichen Quartier untergetaucht.“

„Wieso eigenthümlich?“

„Sie müssen verzeihen, gnädigstes Fräulein, wenn ich mich hier fernerer Erklärung enthalte“, sagte er mit geheimnißvoller Miene.

„Ah so, ich verstehe . . . Das ist höchst seltsam. Was soll man von dem Assessor denken?“

Colmar zuckte die Achseln.

„Kannten Sie das Mädchen nicht? Sie müssen von mir hier nicht erwarten, daß ich alle die Rücksichten nehme, welche man in Gesellschaft von meinesgleichen erwartet. Wir reden in Geschäften. Also gerade heraus: kannten Sie die Person?

Digitized by Google

„Es war Abend, ich vermochte sie nicht zu erkennen. Sie war groß und schlank, so viel konnte ich sehen.“

Amélie nagte mit den spitzen kleinen Zähnen an ihrer Unterlippe. „Schließlich ist es einerlei, wer und was sie war, ich gebe meinen Plan, Walther und Clementine betreffend, deshalb noch nicht auf. Sagen Sie mir doch, wo wohnt Walther eigentlich?“

Colmar gab ihr Auskunft; als er sich bald darauf entfernt hatte, blieb sie noch eine Zeit lang nachdenklich sitzen. Dann schien sie zu einem Resultate gekommen zu sein: sie zog die kleine, kostbare Uhr hervor, es war kaum Mittag; sie sprang auf und erschien bald darauf zum Ausgehen angekleidet bei ihrer Mutter. „Ich habe noch eine kleine Besorgung vor Tisch, Mama, wegen der Stickerin, die wir neulich bestellt haben“, sagte sie.

„Darf ich Dich nicht begleiten, Amélie?“ fragte die Cousine vom Fenstertisch her, wo sie beschäftigt war, mit zierlicher Schrift ihrem „Album“ eine längere Poesie aus dem neuesten Hefte eines Wochenjournals einzuverleiben.

Amélie besann sich einige Augenblicke. „Nun ja, Clementine, wenn Du recht rasch fertig sein willst.“

Fräulein von Stauffen warf noch einen liebevollen Blick auf die vollendeten sechs Strophen, schloß dann das Buch behutsam und eilte fort. Nach kurzer Zeit kam sie zur Promenade gerüstet zurück. Amélie musterte verstohlen den Anzug der Cousine, der Hut war entsetzlich, aber doch leidlich modern; die Handschuhe zu hell — das mochte hingehen, aber —

„Beste Clementine, wozu der hellbraune Sonnenschirm —jetzt, im Februar?“ fragte sie, noch einigermaßen sanft.

„Die Sonne scheint ja doch“, meinte Clementine mit der Logik einer Dame vom Lande.

„Nun ja, aber wahrhaftig nicht so, daß Du für Deinen Teint fürchten müßtest.“

„Sie blendet mich, Du weißt, meine Augen sind schwach.“

„Ja, von dem ewigen Gedichtelesen. Nimm einen Fächer wie ich.“

„Ich habe nur meinen Ballfächer —“

„Um Gotteswillen!“ Amélie drehte sich hastig um. „Mama, leihe uns Deinen Fächer, den braunen, bitte . . .“

Die Angelegenheit war erledigt und die Mädchen gingen. Amélie ließ draußen die dunklen Augen unruhig wandern; nichts und Niemand entging ihren raschen Blicken. Als sie die Straße erreicht hatten, in welcher, nach Colmar's Angabe, Walther's Wohnung sich befand, hielt sie es für zeitgemäß, der Cousine einige Erklärung zu geben.

„Ich habe neulich bei B...'s von einer sehr tüchtigen Stickerin gehört, die hier in der Nähe wohnen soll“, sagte sie. „Dieselbe arbeitet für ein bedeutendes Geschäft; ich werde natürlich, wenn ich mich direct an sie wende, billiger wegkommen und wahrscheinlich auch rascher bedient werden.“

„Wie praktisch Du bist, Amélie.“

„Nicht wahr? Ich rathe Dir, wenn Du einmal Deine Aussteuer zu besorgen hast, meinem Beispiel zu folgen.“

Clementine meinte etwas verschämt, das habe noch Zeit. „Das sehe ich eigentlich nicht ein,“ entgegnete ihre Cousine trocknen Tones. „Du bist dreiundzwanzig Jahre alt . . .“

„Still, Amélie, nicht so laut.“

„Ach, wer kann uns hier hören — und, glaube mir, einen Mann zu bekommen, ist nicht so leicht, wie Du anzunehmen scheinst. Man darf sich keine Mühe verdrießen lassen . . .“

„Oh, Amélie, wie kannst Du so reden! Du wirst doch nicht sagen wollen, daß von uns Annäherungen ausgehen dürften?“ Das wäre ja unweiblich!“

Amélie's hübscher Mund kräuselte sich zu einem Ausdruck unendlicher Verachtung, auch schwieg sie einige Augenblicke, als sei jene Aeußerung gar keiner Antwort werth. Endlich fuhr sie in resignirtem Tone fort: „Nun, über das „Weibliche“ hast Du, wie ich weiß, Deine eigenen Ideen, aus Gedichten. Jedenfalls würd' ich Dir rathen — Du kannst es, unbeschadet aller weiblichen Tugenden — mit dem Assessor Walther, der Dir augenscheinlich viel Aufmerksamkeit erweist, endlich ernst zu machen.“

Clementine war in Verlegenheit. Ihrer eigenen Ansicht nach hatte sie von dem Assessor nie mehr als gewöhnliche Höflichkeit erfahren, Amélie aber hatte mehr entdeckt und Amélie verstand sich auf derartige Symptome viel besser als sie.

„Was soll ich denn thun?“ fragte sie zaghaft.

„Nun, das kann ich Dir so genau nicht vorschreiben. Du mußt ihm zu verstehen geben, daß er, falls er bei Dir anfragen sollte, keinen Korb zu gewärtigen habe. Das kann man machen, weißt Du.“

Hier fand Clementine noch einen sehr unerwarteten Einwand. „Amélie, ich liebe ihn eigentlich gar nicht“, flüsterte sie.

Jetzt war die Geduld ihrer klugen Cousine erschöpft. „Clementine, Du bist entsetzlich albern“, fuhr sie heraus. „Walther ist gebildet, elegant, sehr hübsch, er wird reich sein, Du freust Dich, wenn er kommt, während er sich mit Dir unterhält, strahlst Du vor Vergnügen, er hat Geduld mit Deinen poetischen Schwärmereien, ist überhaupt entzückend liebenswürdig gegen Dich, alle Welt hält Euch für halb und halb verlobt, und nun auf einmal — liebst Du ihn nicht! Was soll das heißen? Es heißt eben gar nichts!“

Aber Clementine besaß etwas von dem Muthe der Märtyrer; sie kannte ihr lange gehegtes Ideal der Liebe viel zu gut, als daß ihr Jemand hätte einreden können, diese Wirklichkeit entspreche demselben. „Er ist doch der Rechte nicht“, sagte sie eigensinnig.

Amélie zog die Augenbrauen in die Höhe und zuckte mit den Achseln. „Ich würde ihn einstweilen nehmen“, bemerkte sie; „wenn der Rechte kommt, kannst Du Dich ja scheiden lassen.“

„Amélie! —“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Miscellen.

Paris, 11. Dec. Der orkanähnliche Sturm, der gestern über Paris losbrach, hat große Verheerungen angerichtet. Mehrere Personen wurden getödtet und viele mehr oder weniger verwundet. Der Sturm wüthete besonders stark von 5 bis 8 Uhr. Es war ein wahrer Regen von Steinen, Brettern, Dachziegeln und Schornsteinen. Am heftigsten war er an den Ufern der Seine. Viele Bäume wurden dort entwurzelt. Einige Schiffe sollen auch untergegangen sein, darunter auch ein Wäscherschiff, auf welchen sich 21 Waschweiber befanden. Alle Lädden an den Quais waren von 6 Uhr an geschlossen. Die Zahl der Schornsteine, die herabgerissen wurden, beträgt über 500. Einer derselben tödtete eine Frau, ein anderer stürzte im Faubourg Poissonnière auf den Wagen der Schauspielerin D. und brachte dem Kutscher eine tödliche Wunde bei. Eine größere Anzahl Omnibus- und anderer Kutscher wurden durch die Schornsteine ebenfalls verwundet. Der Wind hatte eine solche Gewalt, daß er sehr viele Personen, besonders auf dem Boulevard des Italiens zu Boden warf. In Versailles war das Unwetter auch furchtbar. Der Sturm legte sich vollständig nach 10 Uhr Abends, und von da ab hatten wir hellen Mondschein, das herrlichste Wetter. Gegen Morgen bedeckte sich aber der Himmel wieder mit dichteren Wolken und seit 10 Uhr haben wir ziemlich starken Schneefall. Die Seine selbst ist im Steigen begriffen. In Bercy und einigen anderen Stadttheilen steht das Wasser 2 bis 3 Fuß hoch. In der Umgegend von Paris sieht es schlimm aus.

Von Stanley ist dieser Tage ein Werk: „How I found Livingston“ (Wie ich Livingstone auffand) in London erschienen. In einem Tage wurden, trotzdem das Buch 21 Shillings (7 Thlr.) kostet, 10,000 Exemplare verkauft. Auf dem Gebiet der Reiseliteratur ist seit langer Zeit keine interessantere Erscheinung zu verzeichnen. Abgesehen von den merkwürdigen Erlebnissen, welche wir erwarten war, die kühne Expedition begleiteten, enthält das Buch bedeutende Bereicherungen unserer geographischen Kenntniß desjenigen Theiles von Central-Afrika, welcher bisher nur aus Burton's Berichten bekannt war. Das „Athenäum“ sagt mit Recht: „Stanley hat seinen Anspruch auf den Namen eines Entdeckers gerechtfertigt.“

London, 12. Dec. Der heute erfolgte Tod des Philologen Edwin Norris raubt England einen seiner bedeutendsten Gelehrten. Norris erreichte das Alter von 77 Jahren und schied mitten unter angestrengter Arbeit an einem bedeutenden Werke aus dem Leben, welches wahrscheinlich in erster Linie seinen Namen auf die Nachwelt bringen wird. Es ist dieses das Wörterbuch der Keilschrift, welches der Verstorbene mit unendlicher Mühe aus tausenden von Fragmenten und aus allen möglichen Anhaltspunkten, welche das britische Museum bietet, zusammengestellt und entwickelt hat. Eine andere Hauptarbeit, deren Ruhm er mit General Sir Henry Rawlinson theilte, war die Herausgabe der Keilschriften auf assyrischen und babylonischen Denkmälern, von denen zwei Bände mit je 70 Foliotblattern erschienen sind. Doch auf dieses Gebiet beschränkte sich die Thätigkeit des unermüdlichen Gelehrten nicht. Vielmehr liegt unter andern eine Grammatik der Fullah- und eine Grammatik der Bornuesprache vor, so wie eine Uebersetzung eines Theiles der Bibel in die tahitische Sprache und zahlreiche andere Arbeiten. Herr Norris hatte in früheren Jahren eine Anstellung im Indio House, kam dann als Dolmetscher ins auswärtige Amt und wurde Secretär der asiatischen Gesellschaft. Seit mehreren Jahren jedoch hatte er diese Stellen aufgegeben, um sich ganz seinen assyrischen Studien widmen zu können. Es ist bezeichnend für das stille anspruchslose Wirken und Schaffen des Gelehrten, daß es der Universität Bonn vorbehalten war, ihm das Diplom eines Ehrendoctors zu verleihen, mit welchem englische Universitäten sonst nicht gerade zu kargen pflegen.

Der „Courier de Bretagne“ gibt folgende Mittheilungen über das Entweichen von sechs Gefangenen aus Port-Louis: Das Entweichen von sechs Verhafteten aus der Citadelle Port-Louis bildeten ganz natürlich den Gegenstand aller Unterhaltungen in unserer Bevölkerung. Dieselben waren zu einer Haft von verschiedener Dauer von fünf bis zu fünfzehn Jahren wegen ihrer Theilnahme an den Ereignissen des Communen-Aufstandes in Paris verurtheilt worden. Sie befanden sich mit ungefähr zwanzig anderen Verhafteten in zu ebener Erde gelegenen Räumlichkeiten. Unter den dort liegenden Zimmern sind, vermuthlich auf Gesundheitsrücksichten, große Aushöhlungen ohne Mauerwerk-Bekleidung angebracht. Als die Verhafteten zufällig diese besondere Eigenthümlichkeit des Raumes wahrgenommen hatten, hoben sie ein oder zwei Dielen in die Höhe, brachten sie nachher sorgfältig wieder an ihren Platz und konnten ohne große Mühe in dem Erdreiche und dem Sande des einen der Keller graben. Als Werkzeuge hatten sie einige Bruchstücke von den Dachrinnen. Den Schutt, welchen der Grabende nach Art der Kaninchen hinter sich werfen mußte, rafften die Kameraden auf und schütteten ihn unter eine andere Diele über einem anderen Kellerraume. Auf diese Weise gruben sie einen Gang, weit genug für einen Mann und ungefähr fünfzehn Meter lang, der unter den Wachtposten des inneren Hofes und der Plattform hinführte. Dieser Canal ging bei der äußeren Mauer zu Ende, zwei und einen halben Mètre über einer leichten Stelle, die gegenüber dem la Jumel (die „Stute“) genannten Felsen sich befindet. Die drei geschickten Minearbeiter ließen sich durch die große Dicke der Festungsmauer nicht abhalten, deren große mit dem Zweispitz ausgehauene Bausteine übrigens schon ganz lose und verwittert sind. Um die Steine herauszureißen, haben sie sich vermittelst einer der eisernen Fensterstangen ihres Zimmers, die dick und einen Meter hoch sind, einen großen und langen Hebel gemacht. Man hatte das Fehlen dieser Gitterstangen nicht bemerkt, weil sie dieselbe bei dem Fenster durch ein wie die anderen Stangen geformtes und mit einer guten Eisenrostfarbe gefärbtes Stück Holz ersetzt hatten. Die äußere Mündung ihres unterirdischen Ganges war eben so geschickt maskirt. Man hat die Flucht der Gefangenen am 15., Abends gegen 5 Uhr, bemerkt. Der Director verschert, daß beim Aufruf des Morgens alle genau wortet haben, es scheint jedoch völlig unmöglich, daß sie an hellem Tage hätten entweichen können. Ein am Hennebont-Thore angestellter Zollwächter behauptet, er habe in der Nacht von 14. auf 15. sehr sicherlich in der Gegend fremde Individuen gesehen, die von Port-Louis hergekommen wären. Uebrigens kennt einer von ihnen die Umgegend sehr gut, Frilay, der, wie man sagt, ein alter Seemann ist. Ihre Kleidung kann zu ihrer Entdeckung nicht behilflich sein; sie tragen zwar den Zuchtlings-Anzug, aber man hatte ihnen die Packete, in welchen sich ihre alten Kleider befanden, gelassen, und es ist selbstverständlich, daß sie in diesen letzteren das Freie gewonnen haben.

Graz, 9. Decbr. Gestern Mitternacht prügelten sich Studenten in einem Brauhaus und zertrümmerten die Fenster, Thüren und Stühle. Als Polizei herbeikam, wurde ihr heftiger Widerstand geleistet, bis 18 Polizeimänner auf dem Platz erschienen, welche die Studenten mit gezogenen Säbeln in die Stadt trieben. Beim Rathhaus kam es zum Handgemenge. 35 Studenten, meist Slaven, wurden verhaftet. Der Rest versuchte das Wachtlokal zu stürmen. Dieses mußte geschlossen und verbarrikadirt werden. Der Exceß dauerte bis 4 Uhr Morgens unter großem Lärm.

### Räthsel.

1 ist der Mond zwölfmal im Jahr,
2, 3 der Wolf zumal im Winter;
doch 1, 2, 3 das Weib im Sommer wie im Winter
und ohne Wechsel Jahr auf Jahr.

**Auflösung des Räthsels in No. 149:**
Leicht.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 151. Speyer, Donnerstag, den 19. December 1872.


### Chambre Garnie.

Novelle von F. Jungkans.

(Fortsetzung.)

„Komm, beruhige Dich. Hier sind wir; dies ist das Haus.“ Sie sah prüfend an dem alten, zweistöckigen Gebäude in die Höhe, welches eine vorige Generation entstehen gesehen und die gegenwärtige ziemlich verwahrlost hatte. Die Damen betraten den düstern Flur und begannen eine Treppe zu ersteigen, auf welche, da das Fenster durch das Geländer fast verdeckt wurde, ebenfalls wenig Licht fiel. Uebrigens war sie reinlich gehalten und altmodischer Weise mit Sand bestreut.

Fräulein Ternow rümpfte die Nase. „Wie entsetzlich es hier ist“, sagte sie halblaut; „oder kommt Dir dies dumpfe, unheimliche Haus etwa interessant und poetisch vor?“

Das gerade nicht, aber es lag doch kein rechter Grund vor für den augenscheinlichen Groll Amélie's gegen Flur, Treppe und Gang, der sich noch mehrfach Luft machte, bis die jungen Damen den ersten Stock erreichten.

Sie gingen bei einer Thür vorüber, an welche mit vier goldköpfigen Stiften eine Visitenkarte geheftet war. Amélie warf einen raschen Blick auf dieselbe, welcher aber genügte, um ihr auch zu zeigen, daß in jener Thür kein Schlüssel stecke.

„Probiren wir es hier, an der Mittelthür.“

Eine ziemlich leise Stimme rief „Herein“ auf das entschlossene, etwas impertinente Klopfen Amélie's; die junge Stickerin war allein. Sie stand von ihrer Arbeit auf, und ging dem ungewohnten Besuche entgegen. Die dargebotenen Sitze wies Fräulein Ternow zurück, so daß auch Christine stehen bleiben mußte. Das kam nun freilich dem schlanken Mädchen zu statten; sie hatte nichts Linkisches, indem sie stand, sondern sah gar anmuthig aus in dem ruhig herabfließenden, dunklen Kleide. Die scharfe Musterung, welche Amélie über sie ergehen ließ, in dem sie ihr in herablassendem Tone den Grund ihres Kommens auseinandersetzte, diente keineswegs dazu, die vornehme junge Dame von ihren Befürchtungen zu befreien. Es war eine bedeutende Arbeit, welche sie von Christine verlangte, aber das Mädchen sagte zu, obwohl ihre Tage mit Bestellungen schon ausgefüllt waren. „Ich kann ja einmal ein paar Nächte aufbleiben“, dachte sie; „wir werden das Geld so gut brauchen können.“

Amélie beschrieb nun mit übergroßer Deutlichkeit die Fensterdecken, welche sie gefertigt zu haben wünschte; Christine hörte zu mit einem gewissen gleichgiltigen Ausdruck auf dem hübschen Gesicht, der das Fräulein erzürnte; auch entging es ihr nicht, daß des Mädchens Augen manchal über sie hin blickten, als sei dasselbe mit seinen Gedanken nicht bei der Beschreibung des Stickmusters, sondern ganz wo andes.

„Sie verstehen doch, Fräulein?“ sagte sie mehrere Male scharf; Christine bejahte lächelnd. „Was sticken Sie da Schönes“, fragte sie jetzt, nachdem das Geschäftliche erledigt war und trat an den Tisch, wo die Arbeit des Mädchens lag. Christine entrollte sie gefällig, auch Fräulein von Stauffen, welche bisher träumerisch aus dem Fenster geblickt hatte, trat hinzu.

„Sieh nur, Clementine, dies ist hübsch, wirklich sehr hübsch. Du solltest auf dergleichen jetzt mehr achten; ich habe Dir schon oft gesagt, es ist keine Kleinigkeit, sich eine Aussteuer zusammen zu schaffen, und Assessor Walther ist, glaub' ich, durchaus nicht unempfänglich für eine hübsche Zimmerausstattung.“

„Amélie!“ rief die Cousine entsetzt, während Christine den Kopf nur etwas tiefer über die Stickerei neigte, welche sie noch immer mit beiden Händen ausgebreitet hielt.

„Ach, das Fräulein hier verräth uns nicht, nicht wahr? Uebrigens könnte sie Dir vielleicht schätzenswerthe Winke über die Gewohnheiten und Liebhabereien geben; der Assessor wohnt ja wohl bei Ihnen, Fräulein?“

„Ja“, entgegnete Christine ruhig; sie fühlte im Augenblick nichts als einen heftigen Schwindel; aber die dumpfe Empfindung des Verurtheilt- und Verlorenseins dämmerte schon heran.

Clementine war wirklich geärgert. „Du bist heute ganz unbegreiflich, Amélie“, fuhr sie heraus mit unterdrückter Heftigkeit, in einem Tone, den sie gegen die Cousine noch nie gewagt hatte. „Du wirst mich —“

„Still, still, Du hast Recht; wir reden nicht darüber. Sie haben nichts gehört, nicht wahr, mein Fräulein?“ sagte Amélie mit dem gewinnendsten Lächeln zu der armen Christine; sie war jetzt freund-

Digitized by Google

lich, nicht mehr hochmüthig; sie ahnte, daß sie Unheil angerichtet hatte, und das versetzte ihre Teufelsnatur in eine behagliche Stimmung.

Ihr scharfes Ohr hörte jetzt einen Schritt auf der Treppe. „Himmel, wie spät ist es!“ rief sie mit einem Blick auf die braune Uhr an der Wand, welche nicht ging, und war im Nu draußen im Gange. „Nicht wahr, Sie sehen zu, daß Sie mir die Arbeit zur versprochenen Zeit liefern“, sagte sie noch laut zu Christine, die sie hinaus begleitete; die Antwort hörte sie nicht, sie befand sich Auge in Auge mit Walther, der mit einem Blick der Befremdung auf die Damen den Hut lüftete.

„Walther? wie in aller Welt kommen Sie hierher?“

„Dasselbe könnt' ich Sie fragen, und mit etwas mehr Recht. Ich wohne hier — und Sie?“

„Wir waren bei der Stickerin oben. Aber kommen Sie, das trifft sich herrlich; Sie begleiten uns nach Hause.“

Christine war unbeachtet oben stehen geblieben; sogar die gutmüthige Clementine hatte in ihrer Verwirrung vergessen, ihr Adieu zu nicken. Jetzt lehnte sie am Treppengeländer, ihre ganze Seele lag in den großen grauen Augen; ihr ganzes Leben strömte aus in ein unbegrenztes Gefühl des Verlangens, der Sehnsucht nach ihm, der sich jetzt entfernte, der fortging, ohne ihr noch einmal den Blick zuzuwenden.

Walther wußte, daß sie oben stand, aber Amélie beobachtete ihn scharf, das Auge der Schlange hielt ihn im Bann, er wagte nicht, hinaufzusehen, aus Furcht, sich zu verrathen.

Wie im Traum ging Christine zurück, als die Schritte und die Stimmen der Drei verhallt waren, aber nicht auf ihr Zimmer, sondern auf das des Assessors zu. Gedankenlos versuchte sie erst aufzuklinken; die Thür mußte ja verschlossen sein. So ging sie zurück und holte den Schlüssel, dessen sie und die Mutter sich bedienten. Und nun stand sie in dem Raum, den holde Erinnerungen wie ein Geisterreigen ganz erfüllten. Sie ging langsam darin umher, sah über die Bilder an den Wänden hin, legte die Hand liebevoll auf die Lehne von Walther's Arbeitsstuhl, nahm seine Feder auf und legte sie dann sorgfältig wieder gerade so hin, wie sie gelegen hatte. Am Sophatisch blieb sie stehen; er war, wie gewöhnlich, von Büchern und Zeitungen bedeckt, oben auf lag eine Nummer des Blattes für die Provinz. Mechanisch fing sie an zu lesen; sie nahm die Sätze in sich auf, ohne den Sinn zu verstehen, bis sie bei einem Worte gleichsam erwachte. Es war der Name der kleinen Stadt, in welcher Walther vor einigen Monaten den Assisen beigewohnt hatte. Sie las:

„ . . . berg. Vor einigen Tagen wurde hier im Flusse, unterhalb des Mühlendammes, eine weibliche Leiche aufgefunden. Die Ertrunkene ist seitdem als eine gewisse Katharine Braun indentificirt, welche wegen Diebstahls bestraft und vor Kurzem aus der Haft entlassen worden war. Wahrscheinlich liegt hier ein Selbstmord vor.“

Christine las diese Anzeige wiederholt und aufmerksam durch, so oft, daß sich ihr der Wortlaut derselben einprägte; dann verließ sie das Zimmer und verschloß es wieder. Die Mutter kam bald darauf, einsilbiger und mürrischer als je. Dem hellen Morgen folgte ein langer, trüber Nachmittag, an dem der Himmel schwer und grau über den Straßen lag. Christine arbeitete, aber nicht ganz mit ihrem gewöhnlichen Fleiße; die Frau blickte zuweilen schweigend und verwundert auf, wenn die Tochter die Hände sinken ließ und selbstvergessen vor sich hin starrte. Im Laufe des Nachmittags kam ein Brief, Christine griff hastig danach, mit einem Blicke der Angst: „Er ist von Carl“, sagte sie dann.

„Was will er schon wieder?“ Das Mädchen las. Der Sohn wiederholte seine Aufforderung an die Mutter, ganz zu ihm zu ziehen; es schien, als ob die junge Frau in der wirthlichen Schwiegermutter eine Stütze zu finden hoffte. Christine möge doch ein Unterkommen suchen als Verkäuferin in einem Laden; solche Stellen seien nicht schwer zu finden, und dabei bekäme sie, wie der Bruder hinzufügen zu müssen meinte, auch noch am leichtesten Gelegenheit, sich zu verheirathen. Als Christine aufgehört hatte, zu lesen, schwiegen beide Frauen. In dem Wesen der Tochter lag heute etwas, das die Mutter abhielt, sich in ihren gewöhnlichen Klagen und Ausbrüchen der Unzufriedenheit mit ihrem Loose zu ergehen. Das Mädchen seinerseits wußte, daß sich bald Alles lösen würde; was sollte sie jetzt der Mutter sagen?“

„Laß uns noch einmal über die Sache schlafen, liebe Mutter“, bat sie; „Du wirst sehen, es läßt sich noch Alles nach Wunsch einrichten.“ Die Mutter saß scharf nach ihr hinüber. Machte Christine sich etwa noch immer im Stillen Hoffnung auf den Zimmerherrn? „Der Assessor ist mir heute in sehr guter Gesellschaft begegnet“, sagte sie plötzlich — „mit zwei eleganten, jungen Damen, von denen es eine besonders auf ihn abgesehen zu haben schien. Sie lachte und liebäugelte mit ihm ohne sich um die Leute auf der Straße zu kümmern, für die es wirklich ein Scandal war.“

„Es werden die Damen gewesen sein, welche bei mir waren und von denen ich Dir sagte“, entgegnete Christine ganz ruhig. „Herr Walther traf sie hier auf der Treppe und ging mit zurück; eine dunkel, sehr hübsch; die andere blond und weniger auffallend, nicht wahr?“

„Das mag sein, ich habe sie so genau nicht angesehen; ich mochte dem Herrn Walther den Tort nicht anthun, mich in meinem schlechten Mantel von ihm grüßen zu lassen.“

„Herr Walther ist mit einer dieser Damen verlobt“, sagte Christine. Die Frau blickte rasch auf nach dem Gesicht ihrer Tochter; dasselbe war ganz ruhig — sie drängte die giftigen Worte zurück, die ihr auf die Lippen wollten über jene Verlobung; das Mädchen war heute so seltsam und gab ihr zu denken.

Walther hatte sich um Mittag an dem Hause in der Weststraße von den Damen verabschiedet, nicht

Digitized by Google

ohne von Fräulein Ternow eine dringende Einladung auf den Abend erhalten zu haben. Es war ihm jetzt zu spät geworden noch einmal vor Tisch nach seiner Wohnung zurückzukehren; der junge Mann begab sich geradewegs in das Hôtel, wo er sein Mittagsmahl einzunehmen pflegte. Diesmal traf er Colmar dort und nahm an seiner Seite Platz. Walther war einsilbig, wie so oft in der letzten Zeit; er dachte an die traurigen sehnsüchtigen Augen, deren Blick ihn nun bis an sein Lebensende verfolgen sollte. Colmar weckte ihn aus seinen Träumereien, indem er ihm die Hand auf den Arm legte und mit den Augen nach Walther's anderer Seite deutete. Dort stand ein Mann in Uniform mit einem Telegramm in der Hand. Walther erbrach es und starrte hinein, so lang, daß ihn Colmar von Neuem auf den Bringer aufmerksam machen mußte, der neben ihm wartete. Der Assessor fertigte den Mann ab, las das Telegramm noch einmal durch und steckte es dann in seine Brusttasche.

Colmar hatte, soweit es der Anstand zuließ, sich die Mienen und Bewegungen des Assessors nicht entgehen lassen, aber es war wenig aus denselben zu lesen, weder freudige Erregung noch Unruhe; nur noch nachdenklicher schien der Empfänger der Depesche geworden zu sein. Er beendigte seine Mahlzeit schweigend; Colmar, ägerlich über diese unhöfliche Zurückhaltung, sprach auch nicht. Walther hatte mit großer Geduld und Sorgfalt seine Serviette zusammengefaltet und schien aufstehen zu wollen, da mochte ihm sein Tischgenoß einfallen. „Verzeih", sagte er zu Colmar, „daß ich heute ein so schlechter Gesellschafter gewesen bin; ich habe da eben eine wichtige Nachricht erhalten: mein Großonkel ist gestern Abend gestorben."

„Wetter!" rief Colmar im Tone der höchsten Ueberraschung; „und das nimmt der Mensch so ruhig hin! fällt seinem Freunde nicht um den Hals, ruft nicht nach Champagner, thut keinen Freudensprung, verhält sich überhaupt, als gehe ihn die Sache gar nichts an, oder als seien hunderttausend Thaler eine Bagatelle, nicht erwähnenswerth!"

„Du vergißt, daß es sich um einen Todesfall handelt", sagte Walther.

„Ach was, Todesfall: es handelt sich um Rittergüter, um Bergwerke, um was weiß ich Alles — Walther, Walther, was für ein Glückspilz bist Du doch! Halt! bleib noch ein paar Augenblicke! Du mußt doch nicht etwa gleich hin?"

„Nein, das hat bis morgen Zeit."

„Nun, um so besser, Kellner, eine Flasche Champagner!"

„Ja, aber nur eine — ich gehöre nicht zu den gottlosen Neffen, die den Tod ihrer Erbonkel zum Anlaß von Gelagen machen. Es ist mir auch wirklich herzlich leid, daß ich den guten alten Mann nicht noch einmal gesehen habe", fügte er hinzu, in einem Tone, der an seinem Ernste keinen Zweifel ließ.

(Fortsetzung folgt.)

## Vom Wiener Weltausstellungsplatze.

Vom Weltausstellungsplatze zu Wien berichtet die deutsche Zeitung: „Immer gewaltiger gestalten sich nun die Gebäudeformen, immer klarer wird das Bild des Raumes, auf dem im nächsten Frühjahre der friedliche Wettkampf sämtlicher Völker des Erdrundes beginnen soll. Und so groß ist der Andrang der Theilnehmer, daß bei aller Ausdehnung der Räume Viele abgewiesen werden mußten, trotzdem man alle möglichen Auskunftsmittel verdacht hat, um den schon geschaffenen Raum noch um Bedeutendes zu vermehren. Man geht eben daran, die Höfe des Ausstellungsgebäudes zu überdecken. Die Eindeckung geschieht in der Weise, daß unterhalb der Fensterhöhe der Seitengalerien das Dach des Hofraumes flach beginnen und erst gegen die Mitte zu sich erhöhen wird, so zwar, daß die Seitengalerien ihres Lichtes nicht beraubt werden und die Hofräume ihre Beleuchtung durch Oberlicht erhalten. Wie groß die Lichtfläche in den Ausstellungsgebäuden ist, kann man daraus ermessen daß der verglaste Raum an Fenstern und Dächern 351,200 Quadratfuß beträgt. In der Reihenfolge der Bauten, die sich von Woche zu Woche mehren, ist nun in erster Linie das Ausstellungsgebäude für landwirthschaftliche Producte getreten, mit dessen Aufbau die Union-Baugesellschaft im östlichen Theile des Ausstellungsraumes zwischen dem Hauptgebäude und der Maschinenhalle begonnen hat. An dasselbe schließen sich gegen Westen der Pavillon der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, ferner die Pavillons der Montan-Industriellen in Kärnthen, der Innerberger Hauptgewerkschaft und des Vordernberger Erzbergvereines, denen sich dann der bereits fertige und unter Dach gebrachte Pavillon des Fürsten Schwarzenberg anreiht. Ueber jene kleine Wasser-Ader, das sogenannte Heustadelwasser, welche sich hinter den Gebäuden der Kunstausstellung und Exposition des amateurs hinzieht, wird eine Eisenconstructions-Brücke gelegt, welche zugleich ein Ausstellungsobject der Baron Rothschild'schen Eisenwerke bilden wird. Die Brückenköpfe sind soeben in Angriff genommen worden. Dabei wächst der Centralpunkt dieser kleinen Welt von Gebäuden, die Rotunde, stetig in die Höhe, und es bedarf vielleicht kaum mehr Zeit als eine Woche, und die erste Laterne wird mit ihren 30 Säulen, von denen die Hälfte schon aufgerichtet ist, den zweiten Ring überragen. Das Chaos von Eisenbestandtheilen, Ziegelhaufen, Schotterdämmen u. s. w. weicht allmählich, und man beginnt mit der Herstellung eines geregelten Straßensystems, das mit Wasser und Gasleitung versehen, von Rasen und Bäumen flankirt wird. Die bedeutendste Rolle unter den Baumaterialien, die gerade jetzt, und zwar in den nur ihrer äußeren Gestaltung nach vollendeten Gebäuden verwendet werden, spielt der Gyps. Eine Welt von Emblemen, allegorischen Gestalten, Säulen, Adlern, Kränzen, Laubwerk und sonstigen zur Ausschmückung bestimmten Skulpturen und Verzierungen wird durch die Gypsgießereien herbeigeschafft und aufgehäuft. Diese Mittel dienen dazu, den Bauten in

Digitized by Google

ihrer äußeren Erscheinung das Aussehen des soliden, des für die spätere Zukunft gebauten Kunstlempels zu geben. Mit den bunten Farben des Orients ziert man soeben die egyptischen Prachtgebäude an ihren Außenflächen, die Gesimse erhalten bunten Blätterschmuck, und in hellen Farben leuchten die Wandflächen. Es wird ein feenhafter Anblick sein, wenn die helle Mondscheibe, die sanft geschwungenen Formen der Moscheenkuppel umzitternd, zwischen den schlanken Minarets sich erheben wird — ein Bild der Märchenwelt in die Wirklichkeit übertragen.

## Miscellen.

Ueber Kurzsichtigkeit hat dieser Tage der bekannte Freiburger Augenarzt, Prof. Dr. Many, einen öffentlichen Vortrag gehalten, den wir nach dem „Oberrh. Cour." Folgendes entnehmen. Der Redner führt aus, wie in dem krankhaften Zustand der Augen, mit dem die Kurzsichtigkeit zusammenhängt, viel schwere Gefahren, wie die des schwarzen Staares, inwohnirt seien. Ein Breslauer Augenarzt hat an vielen Tausend Schulkindern genaue Beobachtungen angestellt und gefunden, daß die Kurzsichtigkeit im Verhältniß zu den oberen Jahren des Schulbesuchs, zu der Summe der täglichen Lectionen und der geforderten Hausaufgaben, endlich auch zu der schlechten Beleuchtung, d. h. zu der Quadratfußzahl der Fensterscheiben, und zu der mangelhaften Einrichtung der Schulbänke ganz enorm zunimmt. In einem schlesischen Gebirgsdorfe, wo alle diese Uebelstände wegfielen, fand er nicht einmal ein Procent der Kurzsichtigen, während in den oberen Gymnasialclassen Breslau's mit ihren gesteigerten Ansprüchen an das Studiren unter 4 Schülern je einer kurzsichtig war und unter je 3 Kurzsichtigen wieder einer die Kurzsichtigkeit im hohen und höchsten Grade besaß. Der Redner sprach daher den Wunsch aus, daß die gegenwärtig so viel verkürzte Subsellientiefe bald überall den wirklichen Bedürfnissen gemäß gelöst werden möge und daß man namentlich die Gymnasialschüler mehr durch eine gute Methode fördere, als mit einer Masse des disparatesten Stoffs ihre Köpfe anfülle und ihre Augen ruinire. Auch erwähnte er ein erst in neuester Zeit erfundenes Specifikum zur zeitweiligen Bernhigung des bei Kurzsichtigen übermäßig angestrengten Accomodationsmuskels, nämlich das Atropin.

Eine medicinische Autorität, der Geheime Medicinalrath Dr. Radius in Leipzig, gibt in einer den Säuferwahnsinn behandelnden Schrift über heutige Bierverhältnisse das folgende Urtheil: „Man sucht die Ursache des Säuferwahnsinns oft nur in übermäßigem Genuß von Branntwein, beachtet aber andere Spirituosen zu wenig. Starke Weine, welche, wie Port, Madeira, Xeres x., gegen 20 und mehr pCt. Alkohol enthalten und daher dem Branntwein nahe stehen, haben mir mehrere Fälle von Säuferwahnsinn zugeführt; nicht minder häufig findet sich dies außerhalb Bayerns vom sogenannten bayerischen Bier, nach dessen übermäßigem Genuß ich ebenfalls einige Fälle dieser Krankheit beobachtet habe, die aber im Norden Deutschlands häufiger vorkommen mögen, wie Berichte aus Königsberg in Preußen darthun. Nun ist es zwar nicht das Bier in und aus Bayern, welches dies thut, sondern das Bier, welches man im nördlichen Deutschland bayerisches Bier nennt. Bayerisches Bier ist eben so, wie unser Lagerbier, ein untergähriges Bier, also wesentlich nicht vom ihm unterschieden; aber man braut in Bayern früher und allgemeiner als bei uns nach gewissen gleichmäßigen gesetzlichen Vorschriften dergleichen untergährige Biere, welche zwar weder im Extract- noch Alkoholgehalt unsere jetzigen guten Lagerbiere übertreffen, aber zu damaliger Zeit den Ruf des bayerischen Biers begründeten. So spirituose Biere, wie man bei uns und noch mehr in nördlichen und nordöstlichen Gegenden als bayerische braut oder einführt, wurden weder früher noch jetzt in Bayern getrunken; ja, die gewöhnlichen Biere in Bayern sind oft weniger gehaltreich als unsere Lagerbiere. Zum Versenden jedoch braut man sie stärker, theils um sie haltbarer zu machen, theils um den Ansprüchen derwöhnter, an Spirituosen erzogener Kehlen zu genügen, und dies ist in noch erheblich höherem Grade bei vielen der nicht in Bayern gebrauten bayerischen Biere der Fall, denen man oft Spiritus zusetzt, um sie haltbarer und auch berauschender zu machen. Es sollte also in Bezug auf das Bier, wenn es als Getränk zum Durststillen getrunken wird, ein solches gewählt werden, welches nicht so reich an Alkohol ist, weil es sonst mannigfachen Nachtheil für die Gesundheit bringt, ja selbst Säuferzittern und Wahnsinn erzeugen kann. Sehr starke Biere sind nur selten als Erregungs- und Betäubungsmittel, als gewöhnliches Getränk aber gar nicht zu benutzen, wiewohl es auch bei uns leider häufig genug geschieht.

Eine Heirath durch Vermittlungsbureau wird in der Pariser Chronik des „N. Frdbl." in folgender Weise erzählt: In der Umgebung von Paris nun be vor einigen Tagen die Hochzeit eines Geschäftsmannes aus der Rue auf Durs gefeiert. Die Braut war nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, aber dafür angezogen und frisirt wie eine Achtzehnjährige. Die Geschichte dieser ehelichen Verbindung ist drollig genug; hier ist sie: Der tragische Geschäftsmann hatte sich, müde des Cölibats, an den Director eines Heirathsbureau's gewendet und dieser ihm sofort ein „Kind" von 27 Jahren versprochen. Herr X., der nicht hübscher ist, als der wegen seiner Häßlichkeit in ganz Frankreich bekannte Cremieux, hatte nicht das Recht, Schwierigkeiten zu machen; er nahm daher die 27jährige an. Der Heirathsagent schrieb nunmehr an seine Clientin: „Der, welcher sich nun ihre Hand bewirbt, ist kein Monsieur, aber ein ausgezeichneter und sehr intelligenter Mann. Das Fräulein verlangte mit umgehender Post die Photographie ihres Bewerbers. „Hier ist Photographie", schrieb der Agent zurück; „erinnern Sie sich jedoch, daß ich Ihnen vorher aufrichtig gesagt habe, Herr X. sei fast häßlich." In der That lag dem Briefe eine Photographie bei. Unglücklicher Weise hatte sich der Agent, der ein großer Thierfreund ist und eine kleine Menagerie in seinem Vergnügen unterhält, vergriffen und statt des lichtbildlichen Konterfei's Herrn X . . . . .'s das seines Lieblingsaffen an die heirathssüchtige Dame befördert. Tags darauf ward er seines Irrthums gewahr und wollte ihn wieder gut machen; aber eben wie er die Feder zur Hand nahm, erhielt er ein Briefchen des Inhalts: „Ich nehme den Gatten an, den Sie mir vorschlagen, mein Herr. Er ist zwar nicht eben schön, aber seine ganze Erscheinung ist so drollig!" Und also kamen Braut und Bräutigam glücklich zusammen.

## Charade.
(Zweisylbig.)

Nahst der Versucher Dir im Leben,
Dann hüte vor der Ersten Dich;
Nur durch ein männlich Widerstreben
Einst Satan vom Erlöser wich.

Wenn Kraft und Weisheit stets Du einest,
Dann dienen sie als Zweite Dir
Im Leben, wo Du auch erscheinest;
Drum wähle sie zum Schutzpanier!

Das Ganze, soll ich Dir's beschreiben,
Schwebt von der Erde himmelwärts:
Doch kann es nicht dort oben bleiben:
Nun löse, Freund, den Räthsel-Scherz.

**Auflösung des Räthsels in No. 150:**
Neugierig.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

## Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 152. Speyer, Samstag, den 21. December 1872.

**Septimaccord und Dreiklang.***)

Ich fühlt' in fernen Jugendzeit
Gar oft ein süßes Klingen
Als wie aus Feenreichen, weit
Entfernt, an's Ohr mir dringen,
Ging suchen jenen holden Ton
Die Länder auf und nieder —
Und glaubt' ich ihn gefunden schon,
So klang es anders wieder.
Doch sprachest du drei Worte kaum,
Als uns der Zufall paarte —
Das war der Klang, den mir der Traum
Der Jugend offenbarte;
Das ist der Klang, der rein vermag
In Leid sich zu verwahren,
Den nachhallt meines Herzens Schlag
Dereinst in höhern Sphären.

### Chambre Garnie.

Novelle von **F. Jungkans.**

(Fortsetzung.)

„Das gebe ich Alles gern zu" — und Colmar setzte sich dabei behaglich zu recht und hielt sein Glas gegen das Licht — „aber gestehe nur, das Haben ist denn doch etwas Anderes als das Hoffen; es muß etwas Erhebendes sein, sich plötzlich im Besitze eines der ersten Vermögen des Landes zu fühlen. Gestehe, daß Dein Blut jetzt in Deinen Adern tanzt, daß die ganze Welt vor Deinen Augen verwandelt ist —"

„Ich fühle nur Eins, und das Eine ist allerdings genug, um mich in's Herz hinein zu beglücken, zu beseligen", sagte Walther leise, mehr zu sich als zu seinem Gefährten; „ich fühle, daß ich frei bin."

Er schwieg wieder und sah vor sich hin, mit einem halben Lächeln um den schönen Mund, als gewahre er, nur er allein, was ihn innig entzückte. Christine war sein erster Gedanke gewesen, als er jene längst vorausgesehene Nachricht empfing; jetzt war sie sein, in dieser Gewißheit saß er ruhig da und hörte den Reden Colmar's zu, um nur nicht selber sprechen zu müssen. Um keinen Preis hätte er auch jetzt dem Weltklugesinnten, dem Spottsüchtigen eine Ahnung von seinem Geheimnisse gestattet. Er wollte warten bis zur Dämmerung, wo er das Mädchen allein zu finden hoffte, jetzt war ja das Glück da, die ganze Zukunft gehörte ihnen, da kam es auf eine Stunde oder zwei nicht an!

So saßen die Beiden zusammen, Walther schweigsam, Colmar redselig. Endlich — es dämmerte bereits — stand der Erstere auf. „Ich habe noch einige Besorgungen zu machen" — sagte er. — „Ah so, schwarze Handschuh, Flor" ꝛc. — „Auch das, und dann muß ich mir Urlaub verschaffen, da ich morgen reise."

„Du wirst doch die Juristerei ganz an den Nagel hängen?"

„Wahrscheinlich", entgegnete der Assessor lächelnd.

Er verabschiedete sich von Colmar. Dieser ging sofort nach der Weststraße, um dort Walther's „unverschämtes Glück" zu verkündigen. Er wurde nach einiger Zeit von Amélie nach des Assessors Wohnung geschickt, denselben womöglich zu holen, damit er den Abend im Kreise seiner theilnehmenden Freunde, wie Fräulein Ternow sich ausdrückte, verbringe. Es war dunkel geworden, als Colmar vor Walthers Thür ankam. Er überzeugte sich bald, daß derselbe nicht zu Hause sei, einige Augenblicke war er unschlüssig, dann wandte er sich zu der anderen Thür. Sie wurde alsbald geöffnet und Christine stand vor ihm, starrte ihn an mit einem Ausdruck, den er sich nicht erklären konnte. Augenscheinlich erkannte sie ihn nicht, ihr Gesicht war schneeweiß, sie sah aus, als erblicke sie ein Gespenst. Das Mädchen hatte soeben noch einmal gehofft, das Leben wär noch einmal in all' ihren Pulsen mächtig geworden, als sie Jemand kommen, an ihre Thür kommen hörte. Sie erwartete Walther — diese letzte Enttäuschung wurde ihr Todesurtheil. Colmar seinerseits sah unbehaglich auf das erstarrte Antlitz vor sich, auf ihre Augen, die bewußtlos und ohne Scheu an seinen Zügen hingen. „Herr Walther ist nicht zu Hause?" fragte er rasch.

„Nicht zu Hause?" wiederholte sie und fügte leise hinzu: „Nein, nein, er ist nicht da — ich weiß nicht, wo er ist."

Colmar sagte einige Worte, wie sie die Gelegenheit erforderte, und ging. Dann, als wollte er das unheimliche Gefühl abschütteln, welches ihn bei dem sonderbaren Benehmen des Mädchens beschlichen hatte, rief er ihr, die noch immer regungslos, mit dem Licht

*) Aus „Poetische Versuche" von Claus Einsiedel. München, Jos. Ant. Finsterlin. 1872.

Digitized by Google

in der Hand in der Thür stand, von der Treppe her zu: „Sie können ihm gratuliren, wenn er nach Hause kommt, mein Fräulein!“

Auf dem Hausflur drehte er sich herum; der Lichtstrahl fiel noch immer von oben auf die Treppe, das Mädchen mußte noch da stehen, wo er sie verlassen hatte. Er schlenderte durch die Straßen; Walther zu finden hatte er geringe Hoffnung und war daher angenehm überrascht als er dess'lben plötzlich ansichtig wurde. Es mochte, seit er Christine nach ihm gefragt hatte, eine Viertelstunde verflossen sein. Walther trat rasch aus einem hell erleuchteten Juweliergewölbe der Hauptstraße. Noch bemerkte er Colmar nicht; er sah angeregt und heiter aus, aber als wolle er diese Stimmung der Beobachtung entziehen, nahm sein Gesicht, sobald er jenen auf sich zukommen sah, einen ganz anderen Ausdruck an. Colmar verfehlte nicht, darüber eine Bemerkung zu machen. „Denke nur nicht, Du müssest in meiner Gegenwart sogleich die feierliche Miene aufsetzen“, spöttelte er; „bitte, thue Dir keinen Zwang an. Als nunmehriger vornehmer Gömer hast Du wohl schon Einkäufe gemacht? Kette oder Dose für den „treuen Kammerdiener“ des Onkels, eh?“

„Ich habe einen Ring gekauft“, entgegnete Walther einfach.

„Einen Ring?“ wiederholte Colmar, in einiger Verlegenheit, wie er die verfängliche Antwort auszudeuten solle. Für diesmal jedoch drängte er die indiscrete Frage zurück, welche ihm auf den Lippen schwebte und sagte, das Thema fallen lassend:

„Ich war soeben in Deiner Wohnung, um Dich abzuholen; Du gehst doch mit zu Ternow's? ich glaube, die Damen erwarten Dich.„

„Ich habe keine Zeit; bitte, entschuldige mich dort“, entgegnete Walther. Er fühlte jetzt nichts mehr von der ängstlichen Sorge, seine Schritte und Tritte vor seinen lauernden guten Freunden zu verbergen, war er doch frei. „Lasse Dich jedoch durch mich nicht aufhalten . . .“

„Nun, ich bin gerade nicht eilig.“

„Aber ich; Du entschuldigst mich?“

„Wohinaus gehst Du denn?“

„Zurück nach meiner Wohnung“, sagte Walther etwas ungeduldig.

„So? Dort habe ich mich soeben verdient gemacht, indem ich die blonde Göttin Deines Herdes darauf brachte, Dir zu gratuliren. Ich dachte . . .“

„Was thatest Du?“ unterbrach ihn Walther rauh.

„Nun, wirst Du auch unbegreiflich?“ meinte Jener, erstaunt über diese seltsame Heftigkeit. „Ich rief ihr noch im Fortgehen zu, sie könne Dir Glück wünschen, eigentlich nur, um mich zu vergewissern, ob ich die Gabe der Rede noch besitze, nachdem sie mich, als ich nach Dir fragte, angestarrt hatte wie die Medusse, so daß ich anfing, den Versteinerungsproceß zu fühlen. Wahrhaftig, sie sah aus, wie . . .“ hier legte Colmar bedeutungsvoll den Finger an die Stirn.

Der Assessor besaß viel Gewalt über seine Züge, aber daß Leichenblässe sein Antlitz bei diesen Worten überzog, konnte er nicht hindern, noch auch seine Stimme ganz festigen, da er jetzt mit einem gezwungenen Scherz über Colmar's auffallendes Interesse an seinen Angelegenheiten sich kurz von diesem verabschiedete. Als er darauf nach seiner Wohnung eilte, durch die unfreundlichen Straßen, deren nasse Pflastersteine im Gaslicht trübselig glänzten, da suchte er des unbestimmten Grauens Herr zu werden, welches ihn plötzlich, wie nie, bei dem leichtfertigen Berichte Colmar's erfaßt hatte. „Wenn ich sie nur erst sehen, erst mit ihr sprechen kann“, dachte er; es fiel ihm jetzt schwer auf's Herz, daß er die Erklärung für sein Benehmen am Tage vorher, da er sie plötzlich verlassen, noch schulde.

Er trat sofort bei Frau Werner ein; wie ihm in der letzten Zeit diese Schwelle halb und halb verboten gewesen war, das kam ihm jetzt nicht in den Sinn. Ohne daß er sich bemüht hätte, einen plausibeln Grund seines Kommens anzugeben, fragte er nach Christine, denn — seine Angst gewann wieder die Oberhand, als er es bemerkte — das Mädchen war nicht da. Aber selbst, auch die Mutter schien seinen Besuch nicht auffällig zu finden: als sei sie froh, Jemand ihren Unwillen, hinter dem sich doch nur die Sorge verbarg, mittheilen zu können, begann sie zu klagen und zu schelten über die gedankenlose Tochter, welche fort, in das schlechte Wetter hinaus sei, ohne die Arbeit, um derentwillen sie den Ausgang doch machen mußte, mitzunehmen: „Sehen Sie, dort liegt das Paquet“, sagte sie, nach dem Tische deutend. „Es ist mir unbegreiflich, daß Christine ihre Vergeßlichkeit nicht sofort bemerkt hat und zurückgekommen ist, um dasselbe zu holen. Ich weiß überhaupt nicht, was mit dem Mädchen vor ist“, fügte sie nach einer Pause hinzu, nicht ohne Bezug, denn jetzt regte sich auch wieder der Groll der letzten Wochen. „Lebhaft war sie nie, das arme Ding, wie sollte sie auch; sie hat nie die Vergnügungen gekannt, welche Anderen in der Jugend zu Theil werden, sondern immer nur die Arbeit, nichts als Arbeit. Aber jetzt, seit einigen Monaten, ist sie noch weit stiller als früher. Es bedrückt sie etwas; wenn ich nur wüßte —“

Sie hatte sich bei den letzten Worten im Zimmer zu schaffen gemacht, ohne den Assessor anzusehen. Jetzt blickte sie verstohlen zu ihm hinüber: er stand gegen einen Schrank gelehnt, in tiefen Gedanken vor sich hinschauend. Aber diese Gedanken mußten peinlicher Art sein, denn es lag dunkel auf seiner Stirn und er athmete schwer. Endlich fuhr er in die Höhe; die Frau wußte nicht, ob er sie angehört hatte. „Hoffentlich wird Christine bald zurückkommen“, sagte er, einen Seufzer zwischen den Worten niederkämpfend. „Ich werde noch einmal heute Abend vorsprechen, wenn Sie erlauben, denn ich verreise Morgen auf einige Zeit und habe dem Fräulein zuvor etwas mitzutheilen.“ Die Frau starrte ihn verwundert an, sie erwartete eine weitere Erklärung, aber Walther war schon an der Thür. „Adieu so lange“, sagte er mit einem schwachen Lächeln und ging.

Wohin wollte er? Nach seinem öden Zimmer?

Digitized by Google

Er konnte nicht daran denken bei der quälenden Unruhe, die sich seiner jetzt bemächtigt hatte, dort auf Christinen's Rückkehr zu harren. So eilte er wieder hinab auf die Straße; das Wetter war jetzt abscheulich, der feine Regen, welcher gegen Abend begonnen hatte herabzurieseln, war stärker geworden; von Zeit zu Zeit fuhr ein Windstoß einher und trieb den vereinzelten Fußgängern, welche dagegen ankämpften, die eisigen Tropfen in's Gesicht. Wo mochte das Mädchen sein? Wie sehnte er sich danach, sie neben sich zu haben, den Arm um sie zu schlingen und sie aus dem Sturm und dem Regen, aus der Einsamkeit und Dunkelheit unter das sichere Dach zu führen; für jetzt noch in das niedere Haus zurück, bald aber hinaus nach seinen prächtigen Besitzungen, in den Frühling hinein. Würde es je Frühling werden? Wie ein Mährchen kam es ihm vor, wenn er an den Sonnenschein dachte, an blauen Himmel und blühende Frische ringsumher; er mußte sich sagen, daß dies Alles ja nicht anders könne, als wiederkehren, um es zu glauben, so dunkel war Alles in ihm und außer ihm: das Hoffen wurde ihm so schwer an diesem Abend! Er eilte durch die öden Straßen nach dem bekannten Stickereiladen; Unter den hellen Scheiben sah er die behäbige Frau sitzen, welche einst Christinen nach ihrem Unfall durch den Schlitten beigestanden hatte. Sofort trat er ein und ohne auf ihr verwundertes Aufblicken zu achten, fragte er, ob Fräulein Werner heute Abend hier gewesen sei. „Nein", entgegnete sie, ihn mit den Augen messend; „ich erwarte das Fräulein sehr."

„Sie war nicht hier?" stieß Walther hervor, „gewiß nicht? Sind Sie die ganze Zeit selber hier im Laden gewesen? Wollen Sie nicht fragen", fügte er bittend hinzu, „ob Jemand sonst das Fräulein hier gesehen hat?"

„Ich habe diesen meinen Platz den ganzen Nachmittag nicht verlassen", entgegnete die Frau scharf; es gefiel ihr nicht, daß ein vornehmer junger Herr sich noch einer ihrer Stickereinnen erkundigte. Aber auf dem bleichen, hübschen Gesichte des jungen Mannes war so gar nichts von Frivolität oder von allzu großer Sicherheit zu lesen; seine Augen hingen so angstvoll an ihrem Munde, daß sie etwas gefälliger fortfuhr, als spreche sie damit eine Beruhigung aus: „Nun, vielleicht war das Wetter dem Fräulein zu schlecht, man jagt ja heute Abend keinen Hund vor die Thür. Sie ist freilich sonst immer pünktlich gewesen, trotz Schnee und Regen, denn Fräulein Werner ist ein ordentliches Mädchen, mein Herr", sagte sie nachdrücklich und sah ihn noch einmal mißtrauisch an.

Walther war mit seinen Gedanken schon nicht mehr hier: er überhörte die letzten Worte und ging mit kurzem Dank und Gruß. Jetzt konnte Christine ja längst zu Hause sein; wie thöricht, daß er mit seiner Last von Angst und Sorge umherirrte, während sie vielleicht daheim im Stübchen seiner wartete. Er hatte bald das Haus erreicht, aber was bedeutete das? Die Fenster waren dunkel! Sollte die Qual dieser Ungewißheit noch länger währen? Er eilte hinauf zu dem Zimmer der Frauen; ohne erst zu klopfen drückte er auf die Klinke, die Thür war verschlossen. Frau Werner hatte also auch die Wohnung verlassen, um, wie er, von unbestimmter Sorge gepeinigt, nach der Tochter zu suchen. Jetzt überkam es ihn wie Verzweiflung, zugleich aber fühlte er eine tödliche Mattigkeit, weit größer, als sein allerdings langes Umherstreifen sie rechtfertigen konnte. Er ging auf sein Zimmer, machte Licht, warf sich, wie an allen Gliedern erlahmt, auf's Sopha: kein Vernünftseln half, er wußte, daß ein Unglück nahe. Von Mattigkeit überwältigt, legte er die Arme vor sich auf den Tisch und senkte die Stirne darauf. Aber lange hielt es ihn nicht in diesem Zustande körperlicher Ruhe; er sprang auf und durchmaß das Zimmer, von Zeit zu Zeit stehen bleibend, um mit allen Sinnen zu lauschen, zu harren.

(Schluß folgt.)

## Miscellen.

* Die Verlagsbuchhandlung E. H. Beck in Nördlingen hat wieder eine neue Folge ihrer „Deutschen Volks- und Jugendschriften" erscheinen lassen: „Für's Vaterland" aus dem Leben eines bayerischen Trompeters von Friedrich Lampert: „Glück aus Leid" eine Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges von W. Stöber und „Deutsch und Welsch oder der Franctireur" eine Erzählung aus dem Elsaß und dem Kriegsjahre von August Schricker. Lampert, Abgeordneter für den bayerischen Landtag, ist durch seine gemüthvolle Art anzuschauen und zu erzählen bestens bekannt: W. Stöber tritt mit seiner Gediegenheit würdig in die Fußstapfen seines Vaters, des bekannten Erzählers aus dem Alsazthale; und „Deutsch und Welsch" ruhrt aus der Feder eines Mannes, der mit Land und Leuten im nunmehrenen Reichslande wohl bekannt ist. Für Volks- und Schulbibliotheken, für den Weihnachtstisch der reiferen Jugend, und als Preisbücher können diese drei Schriften bestens empfohlen werden.

Von der Ahens, 12. Dec. erhält das „N. b. Volksblatt" noch folgenden Bericht über den bereits gemeldeten gräßlichen Raubmord: Im Wirthshause zu Lind..nk rchen hatten sich am 9. ds. in aller Frühe drei unbekannte Menschen eingefunden, zum Theile wie Jäger bekleidet; sie tranken Wein und tießen ihrem Humor freien Lauf. Jeder hatte einen hohlaufigen Revolver bei sich, womit sie in nicht ungefährlicher Weise spielten. Sie gaben sich für Jäger aus und redeten eine ungewöhnliche Sprache, ob natürlich oder fingirt, das läßt sich nicht sagen. Nachdem sie 5 Flaschen geleuten, bezahlten ihre Zeche und gingen auf der Straße abwärts gegen Meilendorfen zu. Bald wurden sie gesehen, wie Jeder ein Doppelgewehr auf der Schulter an einem Riemen trug, daß sie vorher versteckt haben mußten. Sie stellten sich betrunken und belästigten mehrfach die entgegenkommenden Fuhrwerke und Passanten. Als sie nur mehr 500 Schritte von Meilendorfen entfernt waren, begegneten ihnen drei Männer. Sie schritten sogleich auf diese zu und legten ihre Gewehre an, wahrend der eine jene aufforderte: „Legt ab!" Der Bauer Gitmüller, ein Mann in den 60ern, entgegnete: „So schnell geht's nicht!" Er glaubte nämlich es sei nur Spaß. Aber sieh da! ein Schuß streckte ihn todt nieder. Gruber will den Stürzenden auffangen, sank aber durch die Brust geschossen wie Gitmüller todt zu Boden. Zankbauer, sehend, daß es hier auf Leben und Tod gehe, entledigte sich schnell seiner Baarschaft in etwa 5 fl. bestehend, wurde aber von einem mit dem Gewehrkolben auf den Kopf geschlagen, daß er taumelte, und eine bedeutende Wunde davon trug; doch konnte er noch entrinnen. Die Räuber hielten sich nicht lange bei ihren entseelten Opfern

Digitized by Google

auf; was sie aber mit ihnen sogleich gethan ist noch nicht klar. Ungefähr 100 Schritte vom Orte der That begegnete ihnen ein Bauer aus Irsing auf der Straße. Der eine der Raubmörder setzte auch diesem den Doppellauf seines Gewehres auf die Brust, mit der Aufforderung, sein Geld herzugeben. Der Bauer holte etliche 20 fl. heraus, fiel dann auf die Knee und bat um sein Leben. Da bemerkten sie, daß er eine Gebgurte um hatte, diese trage, hielten ihn sofort weiter und nahmen ihm die Gurt. Der Bauer zog noch einen Thaler hervor, um sie zu versichern daß er ihnen alles hergebe, wenn sie ihm nur das Leben schenkten. Die Räuber möchet bedeuteten ihm, daß er diesen behalten dürfe. Im Ganzen nahmen sie dem Manne gegen 420 fl. ab. Weiter mißhandelten sie ihn nicht, sondern bogen von der Straße ab und verschwanden im nahen Walde. Man hörte, daß sie im Walde noch ca. 20 Schüsse abfeuerten. — Nun urtheilen Sie welch' schrecklichen Eindruck diese gräßlichen Thaten auf alle Gemüther machen, und in welch' entsetzliche Angst die ganze Gegend versetzt ist, da man sehr wahrscheinlich urtheilt, daß diese drei Unmenschen sich noch länger in unserer Gegend halten werden. Die etwa um 2 Uhr Nachmittags zur Untersuchung der unglücklichen Opfer grausamsten Raubmordes von Mainburg her angelangte Gerichtscommission constatirte den qualificirtesten Raubmord an den Leichen, von denen die eine in den Hals, die andere in die Brust getroffen, beide augenblicklich dem Tode verfallen waren. Ettmüller und Gruber sind Familienväter; ersterer hat mehrere erwachsene und verheirathete Kinder, letzterer hinterläßt eine arme Frau mit 3 ganz kleinen Kindern.

---

Darmstadt, 16. December. Dieser Tage hätte ein hiesiger Einwohner, der Abends auf dem Kanapee eingeschlafen, beinahe den Tod durch seine Camphinlampe gefunden. Das etwa 4jährige Töchterchen hatte nämlich die Flamme so hoch geschraubt, daß das Zimmer sich mit dichtem beäugenden Qualm füllte. Glücklicherweise trat die Schwiegermutter zur Abhaltung eines Besuches ein, fand den Bewußtlosen, der erst nach 2 Stunden wieder zur Besinnung gelangte.

Straßburg, 12. Dec. Am 30. October 1870 erließ Dr. Barak, damals Hofbibliothekar in Donaueschingen, in Gemeinschaft mit 48 Collegen und Buchhändlern einen Aufruf zu Wiederbegründung einer Bibliothek in Straßburg. Mit welchem Erfolg, mögen Zahlen beweisen. Bis Ende October d. J. wurden aus 421 Orten, Geschenke angekündigt oder eingesendet und zwar aus Deutschland: 293, der Schweiz 25, Oesterreich 22, England 21, Nordamerika 17, Italien 10, Rußland 7, Holland 5, Indien 4, Schweden 3, Belgien, Frankreich, Südamerika, Australien je 2, Portugal, Spanien, Dänemark, Türkei, Griechenland, China je 1. Die Zahl der Schenker beträgt annähernd 1673. Kaiser Wilhelm hat außer dem Prachtwerke von Lepsius: „Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien", die Doubletten seiner Handbibliothek, 400 Bände, übersendet. Einzelne buchhändlerische Firmen haben Außerordentliches geleistet. Cotta schickte 1000 Bände seines Verlags, Th. Fischer in Cassel einige Werke, welche einen Ladenpreis von 3000 Franken darstellen. Zudem thut die Regierung sehr viel zum Ankauf von Büchern und ganzen Sammlungen. So wurde eine reiche fast ausschließlich elsässische Literatur erworben durch Ankauf der Sammlung des 1867 verstorbenen hiesigen Buchhändlers F. G. Heitz, welcher darauf fast ein halbes Jahrhundert lang vielen Fleiß verwendet hatte. Sie zählt unter ihren 27,503 Stücken 1818 Handschriften; die Geschichte Straßburgs ist darin allein mit 600 Nummern vertreten.

---

(Nache einer Köchin.) In dem Gasthause „Zum Fischfel" in Wien wurde dieser Tage ein Racheact verübt, der das Leben mehrerer Personen in Gefahr brachte. Die Mehlspeisköchin hatte den Wirth, der ihr den Dienst gekündigt, und erdachte eine schreckliche Strafe für ihn. Sie füllte eine Quantität „Rockerln" mit Nadeln und wußte es so einzurichten, daß bei jeder Portion sich ein „Rockerl" mit Nadeln befand. Diese neue Mehlspeise hatte für die Gäste üble Folge. Mittags ließ sich einer von diesen ein „Gulyas mit Nockerln" geben und verzehrte es mit viel Appetit. Plötzlich aber schrie er jämmerlich auf und zog aus der blutenden Zunge eine Nadel hervor. Die Gäste erfaßt ein Entsetzen, doch ehe sie sich erholt, leuchte ein zweiter schwer und sein Gesicht spielte in allen Farben. Eine Nadel war ihm in der Kehle stecken geblieben. Nur der Geistesgegenwart und Fertigkeit des Wirthes gelang es, die Nadel sachte hervorzuziehen, bevor sie den Weg in den Magen gefunden. Bald darauf erging es ähnlich einem dritten Gaste. Nun schleuderten die Gäste die Speisen von den Tischen und drangen entrüstet in die Küche, wo noch zehn „Nockerln mit Nadeln" gefunden wurden. Die Mehlspeisköchin verrieth ihre Schuld durch die Verlegenheit, in der sie sich sichtlich befand. Ein Sicherheitswachtmann wurde geholt und die Köchin von diesem auf das Polizeicommissariat gebracht, wo sie ein Geständniß ablegte.

---

New-York, 30. Nov. Die hohen Preise, die für Roheisen in Amerika in letzter Zeit gezahlt werden, haben zur Herstellung desselben stark angeregt. Eine weitere Folge ist, daß Hochöfen von einer in Amerika noch nie dagewesenen Größe errichtet wurden und noch werden. Der bisher hier zu Lande übliche Hochofen hatte eine Höhe von 50—55' und und eine Breite von 18' und konnte, wenn Erze, die 66 Procent hergaben, gebraucht wurden, 25 bis 30 Tonnen Roheisen täglich anfertigen. In Pittsburg ist nun ein solcher Ofen eingerichtet worden, der von keinem in der Welt übertroffen sein soll und der 573 Tonnen Roheisen bei 50 Procent Erz und 600 Tonnen, wenn das reichhaltigste Erz gebraucht wird, wöchentlich herstellen kann. Der Erfolg dieses Unternehmens hat zur Nacheiferungs angespornt, und die Eisenindustrie verspricht in den Vereinigten Staaten recht großartig zu werden.

---

In Amerika hat ein Polsterer eine Matratze construirt, welche wie eine Uhr aufgezogen und dann auf jede Stunde gerichet wird, um welche man aufgestehen wünscht. Zur bestimmten Stunde löst sich eine Feder, die Matratze wirft den Schlafenden sanft aus dem Bette und rollt sich dann, um weiteren Schlafgelüsten vorzubeugen, in schönster Ordnung zusammen. Echt amerikanisch!

---

### Geheimer Rath.

Von Franz Poppe.

„Geheimer Rath" — der Titel wurde
Beim Jahreswechsel einem Rath.
Hm, fragte mancher, möchte wissen,
Was er gethan für Kirch und Staat! —

Was er gethan? — Davon ist keine Rede!
Trägt er den Titel nicht mit Recht und Fug?
Traun, sein Verdienst — wer möchte es bestreiten! —
Blieb wahrlich doch — geheim genug.

---

### Räthsel.

1, 2 — ein wunderbares Werde,
das Gott der Herr zum Kindlein spricht;
die Role 3, die sich mit Wehe
in jedes Menschen Kranz verspricht; —
doch gibt's kein Wehe, das dem Menschen
wie 1, 2, 3 das Herz zerbricht! —

---

**Auflösung der Charade in Nr. 151:**

Fallschirm.

---

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 153. Speyer, Dienstag, den 24. December 1872.


*** Weihnachtsdämmerung. *)**

Ich hör' ein wunderbares Läuten,
Das aus der Fern' herüberweht,
Dort wo die Strahlen mild umgleiten
Den Berg, der wie im Traume steht.
Und vor mir schwimmt im Dämm'rungschleier,
Vom Abendrothe fault umhellt
In stiller, heil'ger Abendfeier
Der Kindheit schöne Märchenwelt.

Da war's, wo selig ich einst träumte,
Wenn klang das heilige Geläut',
Wenn golden sich die Wolke sämmte —
O ahnungsreiche Dämmerzeit!
Wo mir der Himmel sich enthüllte,
Wo jedes Wort so gottdurchweht,
Wo jeder Traum, der mich erfüllte,
Und jed' Gefühl ein fromm Gebet.

Und jetzt bei diesem heil'gen Läuten,
Da fühl' ich recht das Lebens Graus,
Da möcht' ich wieder betend schreiten
In meiner Kindheit Gotteshaus.
Ach wer, wer hat es mir zertreten?
Wer trat mit in den sel'gen Lauf?
O Gott, hier will ich einsam beten:
Bau gnädig mir es wieder auf!

## Chambre Garnie.

Novelle von **F. Junghans.**

(Schluß.)

Nach langer Stille tönten Schritte auf der Straße, es schienen viele Menschen zu nahen. Rasch hatte Walther das Fenster geöffnet: eine Gruppe von Leuten näherte sich dem Hause, aber es war nichts genau zu erkennen bei dem Lichte der in weiten Zwischenräumen brennenden Gasflammen. Die Männer sprachen mit gedämpfter Stimme, sie machten vor dem Hause Halt. Als sich Einer von ihnen vorbeugte, so daß ihn der schwache Lichtschein traf, sah Walther den hellen Streifen der Polizeibeamten an seiner Mütze glänzen. Schaudernd trat er in's Zimmer zurück, die Leute schoben sich in's Haus. Was unten im Flur vorging, konnte er sich nicht erklären; es wurde wieder leise gesprochen von tiefen Stimmen, dann kamen schwere Tritte die Treppe herauf. Walther fühlte, wie Erregung ihm die Kehle zuschnürte; man klopfte an seine Thür, langsam ging er hin und öffnete: ein Polizeidiener stand draußen.

Der Mann griff an seine Mütze und fragte halblaut: „Hier wohnt die Wittwe Werner, nicht wahr?"

„Ja, was soll's mit ihr?" entgegnete Walther mit dem barschen Tone eines Verzweifelnden.

„Sie kennen die Frau?"

„Ja."

„Könnten Sie nicht zu ihr gehen und mit ihr reden, ehe wir kommen? Ganz kann man ihr den Schrecken freilich nicht ersparen, aber wenn sie uns gleich zuerst sieht . . ."

„Was, um Gotteswillen, wollen Sie bei ihr?"

„Ihre Tochter ist todt, ist ertrunken. Wir haben sie unten; sie ist gleich erkannt worden."

Jetzt war es an dem Manne, zu erschrecken, denn der große Herr vor ihm wankte, als habe er einen Schlag erhalten. Er faßte ihn sogleich kräftig beim Arm und führte ihn zu dem Sopha. Walther saß einige Augenblicke bewußtlos, dann fuhr er auf: „Wo ist sie? wo habt Ihr sie?"

„Im Hausflur, Herr."

Der junge Mann erhob sich; mit einer gewaltigen Anstrengung überkam er den Schwindel, der ihn erfassen wollte, und ging hinab. Im Flur standen vier Männer, einer von ihnen trug eine Laterne, die er jetzt umdrehte, so daß ihr Licht jetzt auf die Bahre fiel, auf welcher unter grober Decke sich die Umrisse eines Körpers zeigten. Walther riß das Tuch zurück, da lag das Mädchen, mit triefendem Haar, das Antlitz ruhig, unentstellt; nur klebte das blonde Haar an einer Stelle blutig auf der Stirn. Er sah sie einige Augenblicke ruhig an, dann warf er mit einer Bewegung des Abscheus die wollene Decke, welche die Gestalt zum Theil noch bedeckte, zu Boden, nahm die Todte auf und schickte sich an, sie die Treppe hinauf zu tragen. Einer der Polizeibeamten wollte hinzutreten, der andere winkte ihm, den Herrn gewähren zu lassen. „Ich glaube, er ist dabei im Spiele", flüsterte er, als Walther ging; „er wurde ohnmächtig, als ich ihm sagte, wen wir brächten."

Noch einmal hielt Walther den Körper des geliebten Geschöpfes in seinen Armen. Er hatte sie mechanisch aufgenommen, dem Gefühl folgend, daß sie

*) Aus: „Lieder aus der Fremde und Heimath" von Th. Böhmer.

Digitized by Google

ihm gehörs; jetzt schauderte er vor den nassen Kleidern, die seine Hände umschlossen. Die Thür seiner Stube stand noch weit offen; er ging hindurch, in das Schlafzimmer und legte die Leiche sorglich auf das Bett. Dort blieb er neben derselben, ohne weiter auf die Polizeibeamten zu achten, welche ihm gefolgt waren, bis sich jene kopfschüttelnd entfernten.

---

In den Stunden der Nacht, die nun folgten, drängten sich für Walther Jahre des Leidens zusammen. Er kostete den Jammer mit vollen Zügen; in der grenzenlosen Wuth und Bitterkeit, die er gegen sich selber empfand, legte er sich die Sühne auf, gegenwärtig zu bleiben, als man die Mutter zu der Leiche brachte, und eine Scene zu durchleben, von der seine Einbildungskraft nie wieder genas. Er blieb und ließ die Ausbrüche ihres rohen und wortreichen Schmerzes an sich vorübertoben; während sich sein Herz in fast unerträglicher Qual zusammenzog, duldete er es schweigend, wie die Majestät des Todes in dem stillen, reinen Bilde dort durch manches niedrige Wort, durch Eingebungen des kleinlichsten Kummers entweiht wurde; er hatte keine Antwort, als die Frau, indem sie sich das wirre Haar mit einer krampfhaften Bewegung aus der Stirn strich und die blutunterlaufenen Augen auf ihn heftete, ihn den Mörder ihrer Tochter nannte und ihn fluchte; selbst den empörendsten Verdacht gegen die Schuldlose, welche sich nicht zu vertheidigen vermochte, ließ er das verzweifelnde Weib ausstoßen, und kein Wort kam über seine Lippen. Nach und nach als die Stunden schwanden, schien der stumme Schmerz des jungen Mannes ihr Scheu einzuflößen: sie schwieg und schluchzte nur noch leise. So verging die Nacht; von Zeit zu Zeit hob Walther, der in der Nähe des Lagers saß, den Kopf, und dann war es ihm, als umfange ihn ein böser Traum. Im Nebenzimmer auf dem Tische brannte die Lampe, dort, wo er mit dem süßen Mädchen gesessen hatte, glücklich und sicher, ohne Ahnung eines Verlustes. Jetzt lag sie ausgestreckt auf seinem Bett in dem halbdunklen Gemach, die feuchten Kleider dicht um die jungfräuliche Gestalt geschmiegt; er legte zwei Finger auf ihre kalte Stirn und es schauderte ihn.

Gegen Morgen stand die Frau auf und ging schweren Trittes hinüber nach ihrer Wohnung. Da erhob sich auch Walther und trat an das untere Ende des Bettes. Auf dem stillen Antlitz vor ihm lag jetzt in dem grauen Morgenlicht, mit dem der Schein der erlöschenden Lampe kämpfte, ein fremder Zug: Walther fühlte plötzlich erst ganz, daß er sie verloren habe; es ergriff ihn das feindselige Grausen des Lebendigen vor dem Todten. Er schloß die Augen, um sich ihr bewegliches Gesicht, ihr Lächeln zurückzurufen. Dann trat er noch einmal dicht heran, und steckte den Ring, welchen er für Christine gekauft hatte, an den Finger der Leiche; hierauf folgte er der Frau nach ihrem Zimmer.

Ganz erschöpft sank er dort auf das kleine Sopha nieder und legte den Kopf müde in die Kissen. Die Frau sah ihm schweigend zu; ihre weibliche Fürsorge begann sich zu regen und in demselben Maße schwand ihr Groll gegen den so schwer Leidenden. Sie machte sich nun ihn zu schaffen, sie fragte ihn, ob er krank sei, er wehrte sie schweigend ab. Nun setzte sie sich in seine Nähe und fing von Neuem an zu schluchzen; dabei warf sie ihm vor, in einem Tone freilich, der wie eine Entschuldigung ihrer anfänglichen Heftigkeit klang, daß er das Mädchen „irre gemacht" habe. „Und gerade zu einer Zeit, da Sie sich doch bald verlobten", weinte sie. Hier hob Walther den Kopf in die Höhe und sah die Frau an, ungewiß wie ein aus dem Schlaf Erwachender, der nicht weiß, ob das, was er zuletzt vernommen hat, einem Traum oder der Wirklichkeit angehöre. „Was sagten sie eben?" fragte er. Froh darüber, daß er doch endlich sprach, denn sein stundenlanges dumpfes Schweigen war ihr fürchterlich geworden, wiederholte sie ihm, aber schonend wie man zu einem Kranken spricht, ihren Vorwurf und auf seine immer bestimmteren, zuletzt entsetzt hervorstoßenden Fragen, erzählte sie ihm, was sie wußte von dem Besuche Amélies bei ihrer Tochter und wie Christine erst an jenem Morgen von seinem Verlobtsein mit einer vornehmen Dame gehört habe. „Und ich fürchte, das hat ihr einen Stoß versetzt", sagte die Frau.

Walther war gerichtet, war grenzenloser Selbstqual anheimgegeben, denn auf sich nahm er auch die Schuld der Colette an dem Verhängniß des unglücklichen Mädchens. Und er erfuhr noch mehr: ahnungslos, welche Marter sie ihren stummen Zuhörer leiden ließ, welche Last von Reue sie ihm für sein ganzes Leben aufbürdete, weihte sie ihn ein in die Verhältnisse, unter welchen sich Christine zuletzt ihrer Mutter im Wege fühlen mochte. Scheu und stolz, wie sie war, hatte ihm das Mädchen nie von den Briefen ihres Bruders, nie von ihrer Sorge um die Zukunft gesagt. Jetzt erst stand seine Schuld einem Wesen, wie das ihre, gegenüber in furchtbarer Klarheit vor ihm: er hätte sie retten können durch ein Wort; hatte sie doch einst ihm, dem blinden Thoren, der dadurch nicht gewarnt worden war, jenen düstern Zug ihres Wesens enthüllt, jenen Muth der Hoffnungslosigkeit, der sie vor dem letzten Schritte nicht zurückbeben ließ. Er hatte sie gekannt, und doch geschwiegen und endlich, da er nicht handelte, kam das Schicksal, verwirrte einige Fäden und ließ mit unaussprechlich grausamem Hohn aus wenigen kleinlichen Zufällen das Entsetzliche entstehen.

Der Morgen war herangekommen. Die Frau ging ruhelos im Zimmer umher, indem sie mechanisch Dies und Jenes angriff und wieder niederlegte, als meine sie, sie müsse mit dem neuen Tage auch wieder schaffen, während ihr doch Zweck und Ziel der Arbeit abhanden gekommen war. Walther aber saß unbeweglich, beide Hände vor dem Gesicht, achtlos alles Dessen, was um ihn her geschah.

---

Mehrere Jahre waren seit den bisher erzählten Vorgängen verflossen, da rollte an einem blauen Maitage ein eleganter Wagen den breiten Fahrweg entlang,

Digitized by Google

welcher vom Parkthore zum Portal eines schloßartigen Gebäudes führte. Kutscher und Diener waren in dunkelfarbiger Livrée, eine Dame in Trauerkleidung lehnte sich in die Kissen. Ihre Augen schweiften unruhig über die in ernster Schönheit prangenden Baumgruppen der weitläufigen Anlage und über die Maienpracht schimmernder Rasenflächen. Man hatte den Charakter großartiger Waldlandschaft ringsumher festgehalten; von Blumengärtnerei war nirgends etwas zu sehen. Für jetzt aber bemerkte die Dame nicht, was ihr gewiß als ein Mangel erschienen wäre: ihre Gedanken eilten voran zu dem Herrn dieser prächtigen Besitzung. Amélie d'Orville war seit einigen Monaten Wittwe; ein hitziges Fieber hatte ihren Gatten, dem sie nach Amerika gefolgt war, nach einigen Jahren einer stürmischen Ehe hinweggerafft. Sie kehrte in Folge dieses Trauerfalles nach Europa zurück und befand sich augenblicklich, um ihre angegriffene Gesundheit zu stärken, auf dem Landsitze eines Verwandten, des Gatten ihrer Cousine Clementine. Eben war sie im Begriff, dem Gutsnachbarn desselben, dem Justizrath Walther, einen Besuch zu machen.

Mit gespannter Neugierde sah sie diesem Zusammentreffen, dem ersten seit Jahren entgegen. Es hatte sie eigenthümlich berührt bei ihrer Ankunft zu erfahren, daß Walther, jetzt einer der reichsten Grundbesitzer des Landes, noch unvermählt sei. Man erzählte Seltsames von seinen hypochondrischen Neigungen. Er hatte, als er in den Besitz seines gewaltigen Vermögens gekommen war, nicht, wie man erwartete, die juristische Laufbahn verlassen, wohl aber seine Versetzung nach der Hauptstadt bewirkt, wo er rasch gestiegen war. Nach einiger Zeit quittirte er den Staatsdienst und wendete seine ganze Theilnahme den Interessen der Landschaft zu, in welcher seine Güter lagen. Dieselbe wählte ihn zu ihrem Abgeordneten und er vertrat sie seitdem unter Anerkennung aller Parteien. Das Alles hatte sich die junge Wittwe erzählen lassen, und dabei nachdenklich mit ihrem Trauerfächer gespielt, den sie, einer amerikanischen Gewohnheit gemäß, selten aus der Hand legte. Bald darauf entschloß sie sich zu dem seltsamen Schritte, den enragirten Politiker, wie man ihn nannte, den einsamen, allen nur geselligen Verkehr meidenden Mann ihrerseits aufzusuchen. Sie fuhr an einem Frühlingsabend hinüber: er war frei, sie auch — ihr Herz klopfte.

Der Wagen hielt vor dem schönen Portale des Hauses, dessen unmittelbare Umgebung — Gruppen der höchsten Kiefern und Buchen — ihr einen Blick der Verwunderung abgewann. Ein Diener kam sogleich an den Schlag, um ihre Karte entgegen zu nehmen. „Ist der Herr Justizrath nicht zu Hause?“ fragte die Dame.

„Der Herr Rath befindet sich auf seinem Zimmer“, sagte der Mann sofort; „er wünscht, daß ihm jeder Besuch erst gemeldet werde.“

Amélie verzog die Lippen, indem sie sich nachlässig in die dunklen Polster zurücklehnte. Sie stellte die kleinen Füße auf den Vordersitz und dachte darüber nach, was sie ihm sagen wollte, wenn sie ihm jetzt gegenüber stünde. Oft schon hatte sie sich diese Begegnung ausgemalt, sie that es jetzt von Neuem und überhörte in ihren Träumereien die Rückkehr des Dieners. Der Mann räusperte sich endlich, sie fuhr auf und schickte sich an, auszusteigen, als er im ehrerbietigsten Tone sagte:

„Der Herr Justizrath bedauert, die gnädige Frau nicht empfangen zu können.“

In diesem Augenblick verlor Amélie die südländische Ruhe, welche sie sich angeeignet hatte und deren sie sich sonst mit Erfolg bediente. „Er ist zu Hause? er will mich nicht sehen?“ sagte sie mit bebenden Lippen. „Sie gaben ihm meine Karte?“

„Ja wohl, gnädige Frau.“

„Ist er krank? — leidend?“

„Der Herr Justizrath ist, soviel ich weiß, ganz wohl“, versicherte der Diener höflich. Einige Augenblicke lang starrte ihn die Dame ungläubig an, dann schien sie plötzlich Alles zu begreifen. „Gut. Wenden Sie“, herrschte sie mit hochrothen Wangen dem Kutscher zu.

Der Schlag wurde geschlossen und der Wagen rollte davon. Amélie kam todtenblech im Hause ihrer Verwandten an, sagte, sie habe den Gutsherrn nicht getroffen und begab sich sogleich in ihr Zimmer. Dorthin wurde ihr nach mehreren Stunden ein Brief gebracht. „Vom Herrn Justizrath Walther“, sagte das Mädchen vor der verschlossenen Thür. Dieselbe öffnete sich, und Amélie, die verweinten Augen gesenkt, nahm ihr das Schreiben aus der Hand. Nach einiger Zeit trat ihre Zofe in's Zimmer und fand die Herrin, welche seit ihrer Verheirathung zuweilen an hysterischen Krämpfen, den Folgen des heftigen Temperamentes ihres Gatten, litt, von einem derartigen Fall ergriffen, halb ohnmächtig auf dem Canapé. Sie erholte sich langsam; von dem Inhalt jenes Briefes erwähnte sie gegen ihre Verwandten nichts.

Mit dem Justizrath Walther wollte sich kein freundnachbarliches Verhältniß anknüpfen lassen. Er nahm bald darauf eine alleinstehende, alte Frau zu sich, eine Wittwe, bei der er vor längerer Zeit gewohnt hatte, gerade als sie ihre einzige Tochter unter traurigen Umständen verlor. Mit dieser mütterlichen Alten verbrachte er die Zeit, welche nicht seinen Studien oder seinen politischen Verbindungen gehörte, der guten Gesellschaft ein beständiges Problem, von den Wenigen aber, die mit ihm in nähere Berührung kamen, hoch geschätzt, als ein Mann, in welchem traurige Jugenderfahrungen jenen Ernst gereift hatten, der vom Leben nichts mehr verlangt, als wirken zu dürfen, so lange es Tag ist, ehe die Nacht kommt, da Niemand mehr wirken kann.

## Miscellen.

**Wie lange kann der Mensch ohne Nahrung leben?** Die Medicin stellt die Hypothese auf, daß bei völligem Nahrungsmangel der Tod selbst bei den stärksten Constitutionen längstens nach 10 Tagen eintrete, während schwächere ihm schon am 8.—4. Tage erliegen. Wie nun in der ärztlichen Praxis so viele Dinge vorkommen, an denen jede

Digitized by Google

Erhaltung zu Schanden wird, so auch hier. Es sind Fälle bekannt, in denen, besonders bei Schiffbrüchen, Hungersnoth, Verschüttungen u. s. f. Menschen selbst Monate lang ganz und gar ohne Nahrung zubrachten. Auch ist soviel sicher, daß Seelenstärke und energisches Wollen allein eine derartige Ueberwindung der leiblichen Bedürfnisse ermöglichen. Diese physische Macht des Geistes über den Leib ist längst bekannt. Hufeland sagt darüber: „Sie kann Krankheiten erregen und heilen. Sie kann tödten und lebendig machen. Selten wird nicht sehr häufig Schrecken und andere Leidenschaften, also durch geistigen Einfluß, Epilepsie, Ohnmachten, Lähmungen, Blutflüsse und eine Menge anderer Krankheiten, ja den Tod selbst entstehen? Und woran stirbt ein solcher Mensch? Lediglich an einer gewaltsamen, dem Blitzstrahl ähnlichen Einwirkung des Geistes auf den Körper." Pinel erzählt, daß bei der allgemeinen leidenschaftlichen Aufregung, die die französische Revolution hervorbrachte, eine Menge seit Jahren kränklicher und schwächlicher Personen gesund und stark wurden, und besonders die gewöhnlichen Nervenübel der vornehmen und müßigen Stände verschwanden. Die gleiche höchste Anspannung aller Nervenkräfte durch die höchste Hoffnung auf Rettung ist es, die es energischen Charakteren ermöglicht, die gewöhnlichen Grenzen der Lebensmöglichkeit freyreich zu überschreiten. Daß aber das, was selbst der heroischen Seelenstärke nicht gelingt, einer dem Wahnsinn nahekommenden Exaltation des Geistes und Gemüthes möglich ist, beweist ein Fall, den der englische Arzt Robert Willan erlebt und in seinen „medicinischen Mittheilungen" überliefert hat. Ein junger Mensch wollte sich von einem sehr schmerzhaften Magenleiden durch gänzliches Verzichten auf jede Nahrung heilen. Er schloß sich deßhalb ab und genoß nur von Zeit zu Zeit Wasser mit etwas Orangensaft. Bald hörte jedes Verlangen nach Nahrung auf. Der junge Mann lag fleißig seinen Studien ob, schlief wenig und machte gar keine Bewegung. Um den 50. Tag seiner gänzlichen Enthaltsamkeit fingen seine Kräfte ihn dermaßen zu verlassen an, daß er sich nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. Am 61. Tag seiner Fasten wurde sein Aufenthalt von seinen Freunden entdeckt und Doctor Willan zu ihm gerufen. Er war zum wahren Skelet abgemagert, doch war seine Stimme deutlich und klar, der Geist aber im Zustand der Lethargie. Während der nach der Auffindung folgenden Woche schien der Kranke unter der Behandlung Dr. Willan's allmählig wieder zu genesen. Er konnte bereits wieder gehen, als er plötzlich am 6. Tage nach der Auffindung, am 67. seit Anfang seiner vollständigen Enthaltung von jeglicher Speise, Bedächtniß und Sprache verlor. Einen Monat darnach, 28. April 1786, starb er. Der junge Mann hatte unter dem Einfluß eines krankhaften Entschlusses, einer wahnsinnigen Energie gestanden, die ihn 62 Tage ohne jegliche Nahrung sein Leben erhalten ließ, ein Fall, der bis jetzt ohne Gleichen geblieben ist."

**Perrücken.** Bereits Martial kämmt die Perrücken des alten Rom, die Kopfmasken, tüchtig durch. In Deutschland bedienten sich selbst Männer schon sehr frühe der sogenannten „Kolben" oder künstlichen Haaraufsätze. In einem aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden Gedicht heißt es:

Man liefet von einem Ritter das,
das er kale von Natura was
Un ane Har, das was mi leit,
Macht sich daran so ohngescheit,
Daß er uf sinen Helm gut
Mit Hare, hatt nun frischen Mut.
Ride zum Turnei mit Prangen ein
da sollt sein „Kolben" verloren sein ꝛc.

In Nürnberg wurden die besten Kolben gemacht. Herzog Johann von Sachsen schrieb im Jahre 1518 an den Goburger Schöffen Arnold von Falkenstein: Unter Begehr ist, du wollest Uns ein hübsch gemacht Haar auf das Beste zu Nürnberg bestellen und doch im Geheimb, also es nicht vermerkert werde, daß es uns solle und je dermaßen, daß es traus geel (gelb) sei und also zugerichtet, daß man solches unvermerket auf ein Haupt möge aufsetzen.

---

**Paris**, 18. Dec. Auf dem Boulvard de Strasbourg herrschte am Montag eine ungewöhnliche Bewegung. Der Handschuhmacher Delahaye, der in dem Hause Nr. 65 dieses Boulevards, hatte an die Scheiben seines Schaufensters folgende Anzeige in drei Exemplaren geklebt:

Petition, um die 490 Schufte von Versailles zu verjagen.

Unterschriften werden im Laden angenommen.

Die Polizei legte sich natürlich in's Mittel. Delahaye, welcher zu den entschiedensten Radikalen zu gehören scheint, entgegnete dem Commissär, er sei mit sechs Revolvern ausgerüstet und werde sich jeder Verletzung seines Domicils mit Gewalt widersetzen. Der Commissär berichtete über die Erklärung dieses nur allzu gelehrigen Zöglings des „Siècle" und erhielt den Auftrag denselben sofort zu verhaften. Da es dem Handschuhmacher mit seiner Vertheidigung vollkommen Ernst war, mußte die Polizei mit großer Vorsicht zu Werke gehen. Während Delahaye, seinen sechsläufigen Revolver auf dem Tisch, den Angriff durch die Hauptthüre des Ladens erwartete, wurde er von Agenten, die durch die Hinterthüre eingetreten waren, im Rücken überfallen, entwaffnet und nach dem Dépot gebracht. Als man ihm in seinem Verhör vorhielt, daß seine Affichen eine grobe Beleidigung der Mitglieder der Nationalversammlung enthielten, erwiderte er: „Ach, ich wollte, sie wären schon krepirt!" Delahaye wurde in Haft behalten und rechnet darauf, daß Gambetta seine Vertheidigung führen werde.

---

Wie man in Europa Mörder und Räuber nach Amerika begnadigt, so fängt Amerika jetzt an, Revanche zu nehmen und setzt seine Banditen in Freiheit, unter der Bedingung, nach Europa zu gehen. In New-Orleans weisen die Documente des dortigen Criminalgerichts nach, daß zwei Strolche, Namens James Steward und James M. Cray, gegen welche die Grand Jury eine Anklage erhoben hatte und die sich dann selbst des Angriffs mit gefährlichen Waffen schuldig bekannt haben, am 28. October gegen ihre eigene Bürgschaft von 100 Doll. auf ihr Versprechen hin, sich nach Liverpool einzuschiffen, unter Androhung zweijähriger Gefängnißstrafe, im Falle sie hier je wieder betroffen werden entlassen wurden.

---

## Logogryph.

Zwei Worte sind zu schau'n fast gleich,
Nur fehlt dem ersten so ein Restchen,
Wie an der stammesglatten Eich'
Ein vom Organ gebroch'nes Aestchen.

Das erste dort im hellen Saal
Entzückt das Volk mit süßen Lauten
Das zweite tief im Waldesthal,
Läßt, manche schrecken, sich verlauten.

Ergreifen ist der Beiden Ziel,
Und thut's das erste, so durchstreifen
Das Herz Genuß und Hochgefühl,
Doch thuts das zweite, hört man pfeifen.

Der beiden Stolz und Zuversicht
Sind wohl die Läuse, und vor Allen
Kann sie das erste missen nicht,
Das zweite läßt sie manchmal fallen.

Nennt auch das erste niemals sein,
Was zu erreichen ihm gelungen,
So haben sie doch eins gemein:
Meist haben beide nicht's errungen:

---

**Auflösung des Räthsels in No. 152:**

Lebewohl.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jägerschen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 154. Speyer, Samstag, den 28. December 1872.


## K. K. K.

Eine Rückerinnerung aus Amerika von **W. Winckler.** *)

Es war kurz nach Beendigung des Rebellionskrieges, als ich mich zur Erholung in einer ziemlich bedeutenden Stadt Kentuky's aufhielt. Ich hatte daselbst einen Freund, den ich mit dem poetischen und seltenen Namen Müller bezeichnen will, weil ich dann ganz sicher bin, daß man auf hundert falsche Müller räth. — Müller war seines Zeichens Redacteur eines deutsch-republikanischen Blattes und nebenbei ein guter Kerl und Poet, wie sich das von selbst versteht, sobald man Müller heißt. Aber er hatte damals eine böse Position in Kentucky, denn das feindliche demokratische Blatt machte ihm dermaßen die Hölle heiß, daß ihm öfter der Kopf als das Geld in der Tasche brannte. Letzteres war überhaupt nur Chimäre bei Dr. Müller, da sein Principal genug zu thun hatte, wenn er nur Papier, Satz und Druck seiner Zeitung bezahlen wollte; an ein Honorar für den Chef-Redacteur war selten zu denken. Brauchte er nothwendig zum Leben, so bekam er 2—3 Dollars und die tröstliche Versicherung, daß wenn das Geschäft so glänzend fortgehe, er die Aussicht habe — einmal Associé zu werden.

So redigirte mein Freund Müller munter darauf los „für Gott, Principal und republikanische Partei" und redigirte sich endlich glücklich fest, indem er auf Empfehlung seines Principals eine Frau nahm. Das kostete dem Principal zwar wöchentlich einige Dollars mehr, aber das schadete nichts, er war nun wenigstens sicher, daß es Müller nicht wie alle seine Vorgänger machen, eines schönen Morgens mit Hinterlassung vieler Schulden „verflossen" sein würde. Müller, der, wie gesagt, ein guter Kerl war, hätte nun als Familienvater sein Philisterdasein still und harmlos verlebt, wenn man ihm die Milch der frommen Denkart nicht in gährend Drachengift verwandelt hätte. Seine politischen Gegner und Concurrenten nörgelten nämlich immer lustig darauf los, bis sich auch bei ihm der grobe Schweizer regte, welcher in jedem Deutschen steckt, und nun gab es in den Zeitungen „deutsche Hiebe". Man ließ gegenseitig keinen guten Fetzen aneinander, setzte sich politisch und persönlich herunter und das scandalliebende Publicum hatte tagtäglich sein Vergnügen. Das war aber für Freund Müller ein äußerst gefährlicher Spaß, denn um seine Feinde zu treffen, durfte er am wenigsten ihre Eigenthümlichkeiten als Politiker, Prosclavereimänner und Südländer schonen und das hieß im erregten Süden damals so viel, als zwischen offnen Pulvertonnen einen Fackeltanz aufführen. Grade als der Scandal am größten und Müllers Flitterwochen am süßesten waren, kam ich nach L. und erfuhr sogleich heitere Episoden aus dem Leben des Doctors. Man hatte ihm wiederholt den Hut angetrieben und die Nase blutig geschlagen; man hatte ihm Drohbriefe geschrieben und ihn bei seiner Frau schändlich durch anonyme Schreiben verketzert; man machte gegen ihn öffentliche Demonstrationen und schmiedete geheime Rachepläne, so daß Müller bereits mürbe war, wie ein gelöpftes Beefsteak. Als ich bei ihm eintrat, sagte er: „Gott sei Dank, daß Du kommst, es ist nicht mehr auszuhalten, ich brauche Assistenz und Du bist just der Mann dazu, mit Deiner spitzen Feder und Deinem dicken Knüppel!"

„Daß ich ein Narr wäre", antwortete ich, „ich will mich hier erholen und nicht in Preisboxen brilliren oder Stierkämpfe mitmachen; haut Euch nur, ich sehe zu!"

„Unmensch! und das sagst Du, ohne zu erröthen! — Du kommst hierher zum Vergnügen? Schönes Vergnügen das! 40 Grad Hitze, Negerschinder, Sklavenschweiß und ein sterbender „Gladiator" in der Arena der republikanischen Partei! O, unglückseliges Kentuky, das mir nie hätte einfallen sollen!"

„Frei nach Schiller!" lachte ich.

„Nun höre Einer den Kannibalen, der denkt noch an „Kabale und Liebe" und ich möchte aus der Haut fahren." — „Ich auch, wenn ich in eine andere fahren könnte!" — „Die Pest über Euch Optimisten!" — Danke, gleichfalls, Herr Pessimist!" —

In diesem Augenblicke trat ein Setzerjunge herein und brachte die telegraphischen Nachmittags-Depeschen. Müller machte sich in fliegender Eile an das Uebersetzen derselben, denn er war Chef-, Mit-, Unterredacteur und Uebersetzer in einer Person, und ich pfiff leise das Dixielied.

*) Der talentvolle Verfasser, zuletzt Redacteur der Hallberger'schen Zeitschrift „Ueber Land und Meer", ist im vorigen Jahr im blühenden Alter von 37 Jahren gestorben.

Digitized by Google

„Der Teufel hole Dixie!“ brummte Müller darauf bezüglich, „es wird immer bunter!“ — „Was?“ — „Der Unfug mit dem Ku-Klux-Klan's!“ — „Was ist denn wieder los!“ — „Sie hetzen die befreiten Neger wie wilde Thiere, verstümmeln, hängen, verbrennen sie und lynchen die Redacteure der republikanischen Blätter, wo sie sie treffen.“ — „Das wird Dir wohl nächstens auch blühen!“

Müller schnellte wie von einer Tarantel gebissen von seinem Sitz empor, er war leichenblaß geworden und sah mich mit weitaufgerissenen Augen erschreckt an. „Meinst Du?“ sagte er toulos, „ich habe schon dasselbe gedacht!“

„Dann bist Du nicht so dumm, als Du eben aussiehst, Freund Müller, die Idee liegt bei Deiner hiesigen Popularität indessen ziemlich nahe!“

„Und das sagst Du so kalt, als ob Du selbst Anführer einer Ku-Klux-Bande wärest und schon den Strick für mich in der Tasche hättest! O, du verfluchtes Kentucky und ich bin erst sechs Wochen verheirathet und habe keine 1000 Dollars Schulden und soll schon sterben!“ Er lief in tragi-komischer Aufregung auf und ab, fuhr sich in die Haare und dachte nicht mehr an die Depesche, bis der Setzerjunge, der wiederholt an der offenen Thür erschienen war, eintrat und „Copy“ verlangte.

„Manuscript willst Du, infamer Lümmel?“ schrie Müller, indem er den unschuldigen Buben bei den Ohren nahm, „Manuscript von einem Verurtheilten, der schon mit einem Fuß im Grabe steht? sage dem Factor und Deinem Principal, sie sollen sich hängen lassen.“

„Du wirst mir mit jeder Minute reifer für die Ku-Kluxe“, sagte ich; „was kann denn der arme Bube dafür, daß Du Deine Pflicht thun sollst. Komm, sei vernünftig, ich helfe Dir ausnahmsweise einmal bei den Depeschen, schon damit wir nachher früher zum Bier kommen!“

„So? Na das ist heute das erste vernünftige Wort von Dir — nun gehen wir und sprechen nicht mehr von den Ku-Klux-Klans.“

* * *

Die Ku-Klux-Klans fingen damals gerade an, in den Zeitungen zu spuken und hatten bald eine stehende Rubrik in den sensationsbedürftigen Blättern. Man wußte damals so wenig, wie man es heute weiß, was die drei Worte bedeuten? wer ihre Inhaber sind? woher sie kamen und wohin sie gingen? Die Einen sagten: Es ist eine geheime Verbindung der Südländer, die nach Jahr und Tag einen neuen Secessionskrieg in Scene setzen wird; Andere behaupteten: Es ist ein Bund, dessen Mitglieder sich das Wort gaben, alle Schwarzen und alle Yankees auszurotten — auch ein hübsches Stück Arbeit. Ein Dritter versicherte: Es sei nur ein Parteischimpfwort der Republikaner, um den Haß gegen den Süden zu nähren; es gebe gar keine Ku-Klux-Klans; ein vierter wollte wissen: Es seien Spaßvögel, die nur Freiglinge ins Bockshorn jagen wollten u. s. w. Soviel ist gewiß, daß diese Spaßvögel ihre Späße sehr weit trieben — bis zum Mord, bis zur Brandstiftung und daß ihre Werkzeuge Dolche, Pistole und Strick waren. Die Zeitungen waren voll von ihren Späßen und wenn wir selbst annehmen, daß die Hälfte von müssigen Köpfen erfunden und von der andern Hälfte die Hälfte nicht auf Rechnung des Ku-Klux-Klans zu setzen war, so genügte doch der Rest, um festzustellen, daß es im Süden eine furchtbare, geheime Gesellschaft gab, die maskirt, gut bewaffnet und beritten hier und dort auftauchte, in aller Eile namenlose Gräuelthaten verübte und dann plötzlich spurlos verschwand. Daß ihre Motive politische waren, bewies der Umstand, daß sie nur Neger und Mitglieder der republikanischen Partei tödteten, aber nie beraubten, und daß ihnen eine verwaschene Idee von der altdeutschen Behme vorschwebte, ging daraus hervor, daß sie ihre Opfer vorher dreimal schriftlich warnten und erst nach einer gewissen Zeit den angedrohten Mord vollstreckten. Der Mord wurde indessen nie von einem Einzelnen, sondern immer — wie bei den Lynchgerichten — von Vielen ausgeübt, theils um die Verantwortung nicht Einem allein aufzubürden, theils auch wohl aus Feigheit. Es kam vor, daß die Ku-Klux-Klans einen Menschen aus der Stadt schleppten und im freien Felde tödteten; es kam aber auch vor, daß sie, zehn Mann hoch, maskirt in ein Schlafzimmer drangen und ihr Opfer mit zehn Dolchstößen umbrachten, oder sie verbrannten gleich das ganze Gebäude mit Mann und Maus und brachten so Abwechslung in die Sache. Und diese umfangbare, brutale Mordbande existirte im ganzen Süden und streckte ihre Polypenarme bis in die Städte des Nordens, denn man weiß, daß sie Leute von dort fortlocken ließen, um sie in ihren Revieren umzubringen.

So stand die Sache, als eines schönen Morgens, wenige Tage nach dem vorhin erzählten Gespräch, Müller zu mir leichenblaß in's Zimmer stürzte und mir zitternd ein Blatt Papier entgegenstreckte. Und ich gesteche, daß mir beim Anblick desselben ein schlechter Witz auf der Zunge erstarb, denn es war ein Vehmbrief der Ku-Klux-Klans in aller Form, wie er in allen Zeitungen beschrieben stand, mit Schwerten, Sarg und Todtenkopf. Darunter stand, mit fester Hand im besten Englisch: „Wenn Sie nicht binnen zehn Tagen L. und Kentucky verlassen, so verfallen Sie dem K. K. K.“

„Was soll ich thun, was soll ich thun?“ rief Müller, indem er, in seinen langen Künstlerhaaren wühlend, wie rasend im Zimmer auf und ab lief. — „Vor allen Dingen ruhig Blut behalten, Anton!“ — „Ja, das kannst Du gut sagen, dem das Messer nicht an der Kehle sitzt. Meine arme, arme Frau!“ — „Tröste Dich, sie ist noch jung, die heirathet wieder!“ — „Aber verrückter Mensch, ich bitte Dich um Gotteswillen, sei nur wenigstens einmal zehn Minuten lang nicht Hanswurst!“ — „Gern, wenn Du versprichst ruhig, sehr ruhig zu sein!“ Ich kann Deiner Todesangst nichts als Spott entgegensetzen, denn wenn ich

Digitized by Google

in Deinen Jammer mit einstimme, so wirst Du ganz verrückt."

Er warf sich erschöpft in einen Stuhl.

„Vor allen Dingen, wie hast Du den Bisch bekommen? — „Ich fand ihn heute Morgen an der Thür meines Arbeitszimmers kleben!" — „Hm, ist das Geschäftshaus die ganze Nacht offen?" — „Ja die ganze Nacht!" — „Wann kamst Du heute Nacht von der Arbeit nach Hause?" — „Um 3 Uhr Morgens!" — „Klebte da das Ding schon?" — „Ich weiß nicht!" — „Besinne Dich! war Licht auf dem Gang? Hast Du die Thüre selbst verschlossen?" — „Ja!" — „Gut, so hättest Du den Zettel sehen müssen, er ist also erst nach 3 Uhr angeklebt worden." — „Aber was ändert das Alles an der Sache?" — „Vielleicht doch Einiges! Wer macht Dein Zimmer rein des Morgens?" — „Einer der Setzerjungen!" — „Ist der Dir entgegengekommen und hat er Dir von dem Behmbrief etwas gesagt?" — „Nein!" — „Gut, so ist die Sache nicht so schlimm! Nimm, auf meine Verantwortung, von der Geschichte gar keine Notiz." — „Auf Deine Verantwortung?" fuhr Müller auf, „Du bist wohl närrisch? Was habe ich von Deiner Verantwortung, wenn sie mich kalt machen?" — „Nicht viel, das ist richtig, obgleich ich Dir eine wunderschöne Grabrede halten würde! aber Spaß apart — ich halte die ganze Geschichte für einen schlechten Witz!"

(Schluß folgt.)

### Königgrätz, Gravelotte und Sedan,

die drei großen Schlachten der neueren Zeit, werden von dem Militär-Wochenblatte in Vergleich gestellt. Zuerst die geographische Lage der Schlachtfelder. Diese zeigt in allen drei Fällen die feindliche Armee auf eine Festung gestützt. Bei Königgrätz ist die österreichische Armee fast im Halbkreise um die kleine, an der Elbe gelegene Festung aufgestellt, bei Sedan ist die französische Aufstellung sogar ein vollständiger Kreis. Bei Gravelotte dagegen bildet Bazaine's Aufstellung mit nach Westen gekehrter Front, die Festung Metz im Rücken, eine gerade Linie. Während bei Königgrätz und Sedan der Rückzug auf die kleinen Festungen den weichenden Armeen verderblich wird und dort unmittelbar zu starker Auflösung, hier zu Gefangenschaft führt, ist der große Waffenplatz Metz im Stande, der geschlagenen Armee augenblicklich einen Zufluchtsort zu bieten und die Sieger zum Halten zu zwingen — was allerdings die spätere Katastrophe nicht ausschloß. Alle drei Festungen liegen an bedeutenden Flüssen. Bei Königgrätz übt die der Benedek'schen Armee im Rücken fließende Elbe einen günstigen Einfluß auf den Rückzug der Oesterreicher. Bei Sedan ist die Maas der Umgehungsbewegung des preußischen 5. und 11. Corps günstig, ja, sie macht eine so vollständige Umfassung der französischen Armee erst möglich, da sie den Franzosen nach dieser Richtung hin jede Angriffsbewegung verbietet und dem deutscher Feldherrn gestattet, seine Streitkräfte andererseits zu verwenden. Alle drei Schlachten sind Offensivschlachten von Seiten des Kaisers Wilhelm. Der Feind steht hauptsächlich auf Höhen in zum Theil künstlich verstärkter Stellung.

Was die in diesen Schlachten befolgte große Angriffstaktik betrifft, so kann man sie sämmtlich als Umfassungsschlachten bezeichnen. Bei Königgrätz wird die Entscheidung durch das Vorgehen der Elbe und 2. Armee gegen die österreichischen Flanken herbeigeführt, so daß die preußische Schlachtordnung einen Halbkreis bildet, dessen Enden, 6. Corps und Elbarmee, endlich sogar zusammenstoßen (beim Dorfe Klacow) Abends 7 Uhr). Bei Sedan ist die Umfassung eine vollständige und die deutsche Linie schließt sich schon Vormittags zum Kreise, aus dem kein Entkommen mehr möglich war. Noch nie ward eine so vollständige Vernichtung einer feindlichen Armee als unmittelbare Folge einer Schlacht erreicht. Und die lang gedehnte Kreislinie der Deutschen ließ sie an einzelnen Punkten durchaus nicht mit Ueberzahl auftreten. Auch Gravelotte wird entschieden durch die Umfassung der Garden und Sachsen bei St. Privat, nachdem die strategische Umgehung schon vollendet ist.

Die Verwendung der Waffengattungen anbelangend, so ist Gravelotte eine reine Infanterie- und Artillerieschlacht. Bei Königgrätz tritt dagegen die beiderseitige Reiterei in kleineren und größeren Massen kämpfend auf. Es gibt gegen Ende der Schlacht gewaltige Reiterzusammenstöße zwischen den beiden trefflichen Cavallerieen. Die preußische Reiterei sprengt auch mehrfach österreichische Infanterie und nimmt Geschütze. Bei Sedan dagegen attaquirt nur die französische Reiterei in Massen und wird von der deutschen Infanteri ausnahmslos, oft nur in dichten Schützenlinien formirt, abgeschlagen. Die Verwendung und Taktik der Artillerie zeigt bei Gravelotte und Sedan einen bedeutenden Fortschritt im Vergleiche zu Königgrätz. Während man in den Artilleriekämpfen des Centrums am 3. Juli 1866 vielfach die höhere und einheitliche Leitung durch die Generalcommandos, sowie eine vollständige Entwicklung vermißt, wird bei Gravelotte und bei Sedan die Artillerie sofort in wirklich prächtiger Weise entfaltet. Sie ist zum Theil mit Massen im Gefechte, ehe noch die Infanterie an den Feind gelangen kann. Eine längere Verfolgung von Platze weg findet nach keiner der Schlachten statt. Bei Königgrätz übte sie zum Theile auf diese Festung und die Elbe, bei Gravelotte auf die Forts von Metz, und bei Sedan wird die Schlacht durch die Capitulation beendet.

Die Stärke der austretenden Heeresmassen ist folgende: Bei Königgrätz 215,000 Preußen, 220,000 Oesterreicher und Sachsen. Bei Gravelotte 120,000 Franzosen, 200,000 Deutsche. Bei Sedan 150,000 Franzosen 200,000 Deutsche. Königgrätz ist also nach der Combattantenzahl die größte Schlacht des Jahrhunderts, denn es waren dort 30,000 Mann mehr als bei Leipzig zur Stelle. Die Verluste an Todten und Verwundeten in den drei Hauptschlachten gestalten sich wie folgt: Bei Königgrätz 30,000 Oesterreicher und Sachsen, 10,000 Preußen. Summa 40,000 Mann. Bei Gravelotte 14,000 Franzosen, 20,000 Deutsche. Summa 34,000 Mann. Bei Sedan 14,000 Franzosen, 10,000 Deutsche. Summa 24,000 Mann.

Die absolut größte Anzahl an Todten und Verwundeten hat also Königgrätz aufzuweisen, und keine Partei hat im Jahre 1870-71 in den beiden Schlachten von Gravelotte und Sedan im Ganzen einen so starken Verlust, wie die Oesterreicher und Sachsen bei Königgrätz.

### Miscellen.

* In der Kunstverlagsbandlung von F. Neuberger in Arolsen erschien ein Bild von Heinr. Heine, daß zu den besten gehören mag, welche mit von seinem Dichter haben. Es stellt Heine in seiner Jugend vor und kann den Verehrern desselben empfohlen werden, besonders da es von den bisher bekannten Bildern abweicht. In Hamburg lebte in den dreißiger und vierziger Jahren ein, namentlich in den dortigen Kreisen beliebter und geschätzter Schriftsteller Mendelssohn, der mit Heine befreundet war. Er ertheilte dem jetzt noch in Hamburg lebenden Historienmaler J. Popper den Auftrag, Heine's Portrait (von welchem die vor uns liegende Lithographie eine gute Copie ist) für ihn in Oel zu malen, da dieser eingewilligt hatte, bei seiner Anwesenheit in Hamburg einige Male zu sitzen. Das geschah denn auch; aber der nervöse und verstimmte, überdies sehr beschäftigte Dichter, konnte dem Maler nur die Morgenstunden bewilligen, fast unmittelbar, nachdem er das Bett verlassen hatte. Das Portrait — Brustbild — zeigt denn auch Heine in einem schlafrockartigen Gewande. Popper erzählt, daß Heine in der Regel während der Sitzung die Correcturen zu seinen „Wintermärchen" gelesen und daß nicht selten der Druckerjunge auf die

Digitized by Google

Beendigung dieses typographisch-literarischen Reinigungsprozesses gewartet habe. Ob Heine's schnelle Abreise oder andere Ursachen die Vollendung des Bildes verhindert haben, ist nicht bekannt; genug, es blieb unvollendet im Atelier des Künstlers hängen; Mendelssohn, der Besteller, starb inzwischen und Staub und Vergessenheit lagerte sich darüber, bis es der Bruder des Malers, der Prediger Popper in Berlin auffinderte, und sich von seinem Bruder zum Geschenke erbat. Bei diesem sah es der genannte Verlagsbuchhändler, der es nun publicirt.

München, 23. Dec. Der vormalige Rechnungscommissär May Huber in Würzburg, welcher als erster Tenorist am k. Hof- und Nationaltheater bereits engagirt ist, betrat gestern unter dem Namen „Hubert" als „Eleazar" in der Halevy'schen Oper „die Jüdin" zum ersten Mal die Bühne und zwar mit durchschlagendstem Erfolg. Schon nach dem ersten Act wurde er von dem in allen Räumen überfüllten Hause hervorgerufen, und der Beifall steigerte sich stets, so daß der Sänger nach der großen Arie des 4. Actes dreimal erscheinen mußte. Die Stimme besitzen sie mächtig, kräftig und von großem Wohllklang; sein Spiel war durchdacht und vortrefflich. Schon nach dem gestrigen Erfolge glauben wir sagen zu können, daß dem Sänger auf der Bühne eine Zukunft geschient ist. (N. K.)

* Im letzen November sind, soviel bekannt, 427 Segelschiffe gänzlich zu Grunde gegangen, nämlich: 136 englische, 75 norwegische, 65 deutsche, 34 schwedische, 29 holländische, 29 französische, 17 russische, 15 dänische, 8 italienische, 6 amerikanische, 5 griechische, 1 argentinisches, 1 österreichisches, 1 spanisches, und 5 von unbekannter Flagge. Dampfschiffe gingen verloren 23, nämlich: 11 englische, 6 amerikanische, 2 deutsche, 2 spanische, 1 belgisches und 1 schwedisches. Darunter sind 11 Segel- und 2 Dampfschiffe begriffen, die mit Mann und Maus untergegangen sind.

Im Süden unseres Vaterlandes gewinnt, wie J. O. Bays aus Felsberg in dem „Landw. Centralverein für Kassel" mittheilt, die Cultur der Mohnpflanze nicht allein des Samens, sondern auch des Opiums wegen eine immer größere Ausdehnung. Auf der Industrie-Ausstellung in Ulm und dem landwirthschaftlichen Feste in Cannstatt sind Opiumproben ausgestellt gewesen, welche meistens so ausgezeichnet waren, daß der Geruch nicht allein seiner, sondern der Morphiumgehalt größer als im orientalischen Opium war. Der Morphiumgehalt war 13—15 Procent. Bei einem solchen Reichthum an Morphium ist es nicht allein vortheilhaft für den Landwirth, den Mohn zu bestellen, sondern auch in national-ökonomischer Beziehung bringend, geboten die 4—6000 Thlr., die jährlich für Opium nach dem Orient, und die 2 Millionen Thaler, welche jährlich für Mohnöl aus Deutschland ins Ausland gehen, dem Lande zu erhalten. Man hat gefunden, daß die Mohnpflanzen im Orient in Bezug auf Klima kaum etwas vor den württembergischen voraus haben und daß sogar eine unerläßliche Bedingung für eine günstige Opiumernte die sei, daß die Mohnfelder Monate lang mit Schnee bedeckt gelegen hätten. Die unter dem Namen „Riesenmohn" bekannte Varietät ist nicht allein die samenreichste, sondern auch opiumreichste. Zur Gewinnung des Opiums wird die ungefähr wallnußgroße Mohnkapsel von der Basis nach oben spiralförmig geritzt, jedoch so, daß die innere Kapselwand nicht durchschnitten wird und ein Entleeren des Saftes nach innen nicht eintreten kann. Der sofort ausfließende Saft wird in ein Gefäß gesammelt und nicht wie im Orient, in der Sonne, sondern im Wasserbade getrocknet. Apotheker Schrader in Mundellingen hat den durchschnittlichen Ertrag einer Kapsel bestimmt. Auf den von ihm bebauten 32 O.-Ruthen Land standen 2749 Kapseln, also per O.-Ruthe 117 Stück. Er erhielt 261 Gramm wohlgetrockneten Opiums, welches 11 Procent Morphium enthielt; der Opiumgehalt einer Kapsel war also ca. 0,075 Gramm. Nach diesem würde auf einem Morgen 44,987 Mohnköpfe stehen, welche 3374,025 Gramm Opium liefern und einen Geldwerth von 67½ Thlr. repräsentiren, wenn 1000 Gramm Opium nur mit 20 Thlr. im Handel bezahlt werden. Gewiß ein schöner Verdienst, wenn man bedenkt, daß Jäten, Düngung und Arbeitslöhne ꝛc. mehr als vollständig durch den geernteten Samen gedeckt werden, da derselbe weder an Quantität noch an Qualität durch das Ritzen der Kapseln verliert; ebenso sei der Oelgehalt nicht geringer. In Amerika und Frankreich hat die Opiumcultur bedeutende Fortschritte gemacht.

Ueber die Hochzeit des Kaisers der Chinesen theilt Daily News Auszüge aus zwei Privatbriefen mit. Unter dem 12. October wird aus Peking geschrieben: „Die Vermählung wird morgen bei Tagesanbruch (Vollmond) gefeiert. Die auswärtigen Gesandten sind sämmtlich ersucht, ihre Landsleute abzuhalten, sich heute und morgen auf den Straßen sehen zu lassen, durch welchen der Zug seinen Weg nehmen wird. Die Gesandten haben ihre Zustimmung erklärt, jedoch sehr kalt genatwortet, da die chinesische Regierung nicht die formelle Höflichkeit bewiesen hat, amtlich ihnen die Hochzeit anzukündigen." Vom 16. October heißt es: „Wir haben, was ich gar nicht erwartet hatte, gestern den ganzen Hochzeitszug mitansehen können. Es gelang uns, unmittelbar dem kaiserlichen Palaste gegenüber Stellung zu nehmen. Die Mandarinen, welche zu und hinausgelandt wurden, um uns zu bedeuten, den Ort zu verlassen, überzeugten wir, daß man uns ruhig dort lassen müsse, und sie ließen sich nach einigen Umständen auch dazu bewegen, zu verweilen, dieses zu gestatten. Der Anblick war äußerst prächtig. Zwar war der Zug nicht sehr lang, allein Gewänder und Schmuck aus nehmend glänzend. Zuerst kam ein Prinz zu Pferde. Hinter im folgten 48 weiße Ponies mit gelben Decken, geführt von Männern in scharlachrother Tracht. Sodann kam ein Musikcorps ebenfalls in Scharlach, doch ohne Muskklänge. Dahinter folgten 32 Männer mit auf diese 48 Fächer, große mächtige, runde Wedel, 2 schwarze, zwei weiße, 6 rothe, 2 blaue, und 2 gelbe gestickte Regenschirme und alsdann 192 Laternen. Die Träger von Bannern, Fächern, Schirmen und Laternen waren alle in Scharlachroth uniformirt. Hinter den Laternen ritt Fürst Kuhn, sehr stattlich anzusehen, und neben ihm wurde fein von vier Männern getragene Sänfte sichtbar. Dann kam eine weitere Sänfte in Gelb und Gold ausgeschmückt und getragen von 16 in Scharlach gekleideten Kulis, welche Stäbe in den Händen hielten. Augenscheinlich enthielt diese Sänfte die Braut. Eine Ablösungsmannschaft von weiteren 16 Trägern folgte und etwa 100 Staatsbeamte zu Pferde und 300 andere zu Fuß schlossen den Zug." Demnächst dürfte dieser merkwürdige Zug auch bildlich uns westlichen Barbaren zur Anschauung gebracht werden. Die Illustrated London News hat ihre Abgesandten nach Peking geschickt, und dieselben werden nicht säumen, ihre Skizzen aus dem himmlischen Reiche nach London gelangen zu lassen.

## Charade.

(Zweisylbig.)

Mein Erstes ruft man laut beim Mahle,
Wenn hell die schäumenden Pokale
Erklingen und beim Bundes-Fest
Man laut die Freunde leben läßt.

Vor'm Zweiten kann nicht's Irdisches bestehen,
Und alles muß in seiner Fluth vergehen,
Das nicht durch seine hohe Kraft der Geist
Dem Wirbel der Vergänglichkeit entreißt.

Mein Ganzes kann Dir schon auf Erden
Der Eingang in das Paradies,
Doch auch in eine Hölle werden,
Wie g'rad Dein Genius Dich wählen ließ.

**Auflösung der Charade in Nr. 151:**
Solosänger — Solosänger (Bezeichnung für Jagdhunde.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google

# Palatina.

**Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.**

Nro. 155. Speyer, Dienstag, den 31. December 1872.


### Grausamkeit des Morgens.*)

Ihr alle wißt
Wie hart es ist,
Wenn unser Glück ein Traum begründet
Und plötzlich dann
Des Tages Nahn
Die süße Täuschung uns entwindet.

Du tratest ein
Ins Reich der Fei'n,
Mit Gold und Kronen kannst du schalten;
Das schönste Kind . . .
Doch Morgenwind
Verscheucht die schimmernden Gestalten.

Dir perlt im Krug
Des Weins genug,
Wie gierig nahst du dem Getränke!
Da wird es Licht
Das Glas zerbricht,
In Lüften schweben Wein und Schenke.

Und träumst du gar
Schon am Altar
Das Ja der Liebsten zu erhalten,
Ist schon die Hand
Dir zugewandt —
So wird sich Morgenroth entfalten.

Ich wähnte just
In Himmels Lust
Sei all mein drängend Weh zergangen;
Von Englein da
Scholl Gloria —
Als wacher Sorgen Glocken klangen.

*) Aus „Poetische Versuche" von Claus Einsiedel. München, Jos. Ant. Finsterlin. 1872.

## K. K. K.

Eine Rückerinnerung aus Amerika von **W. Winckler.**

(Schluß.)

„Wer könnte sich mit mir Dergleichen erlauben?" brauste Müller auf.

„Das weiß ich nicht, aber man sagt, Du habest Feinde, und ich denke, es ist besser, einen Witz gelassen hinnehmen, als 6 Zoll kaltes Eisen!" — „Das ist richtig, wenn's nur wahr wäre!" — „Thue als ob es wahr ist und brich dem Witz die Spitze, denn Du machst Dich unsterblich lächerlich, wenn ein Mensch Deine Todesangst bemerkt." — „Was soll ich thun?" — „Einfach in die Zeitung schreiben: ein Narr habe sich den dummen Aprilscherz erlaubt und einen Vehmbrief folgenden Inhalts an Deine Bureauthür geklebt. Dann schreibst Du darunter: um Fortsetzung wird gebeten! — „Donnerwetter, die sind dann im Stande und machen mich schon vor Ablauf der zehn Tage kalt!" — „Unbesorgt! wir bewaffnen uns und Du gehst nie ohne mich aus — ich will mich opfern — für Dein Haus requirirst Du auf alle Fälle Sicherheitswache in Civil, doch ohne daß die Sache auffällt." — „Du bist ein guter Freund und ich will Deinen Rath befolgen! Du kannst Recht haben, man will sich vielleicht nur an meiner Angst weiden. Aber, per baccho, ein Spaß ist das immerhin noch nicht, in dieser Zeit der Ku-Klux-Klans.

* * *

Am andern Tage erschien die Notiz in der Zeitung und machte Sensation. Man sprach in L. von nichts Anderem. Ich aber hatte beim Anblick der Zeitung meine besonderen Gedanken, denn die drei Figuren: Dolche, Sarg und Todtenkopf, glichen auf dem Vehmbrief und in der Zeitung einander wie Eier. Ich sagte von meiner Idee zu Müller nichts, behielt aber beide Augen offen und beobachtete Alles, denn ich wollte ihn weder leichtsinnig in eine wirkliche Gefahr bringen, noch über ihn lachen lassen. Ich arbeitete mit ihm im Sanctum und wir hatten zwei sechsläufige Revolver neben uns liegen; wir besuchten miteinander Wirthshäuser, Gärten, Theater und trugen die geladenen Waffen geflissentlich in unsern Gürteln zur Schau. Man mied uns, Freunde und Feinde wichen uns scheu aus — Müller war betrübt. Das Geheimnißvolle imponirte Allen.

Am dritten Tag fanden wir, als wir Morgens das Sanctum betreten wollten, den zweiten Zettel an der Thür. Dieselben gedruckten Zeichen und Figuren und darüber in derselben Handschrift die Worte: „Laß Dich warnen — sei binnen einer Woche nicht mehr hier, sonst verfällst Du dem K. K. K."

Das war außer allem Spaß und Müller geberdete sich wie toll: „Das haben wir davon, nicht eine Stunde bleibe ich länger hier!" — „Und läßt Dich auslachen!" — „Besser als beweinen! Ich packe zusammen und gehe nach Ohio!" — „Warte den neunten Tag ab und gehe dann wie ein kühner Mann

Digitized by Google

von Deinem Posten, wenn Du bis dahin nicht anders denkst!" — „Nein, nein und abermals nein!" So laß und heute noch mitsammen die Zeitung machen, Du darfst Deinen Brodherrn nicht so im Stich lassen!" — „Gut, aber Du wirst das Beste thun müssen, ich bin nicht aufgelegt zum Arbeiten!" — „So lies die Wechselblätter und mache die Ausschnitte für das „Vermischte." — Er ging mechanisch an die Arbeit und ich klingelte. Der Setzerlehrling kam. „Mache mal den Zettel von der Thür ab", sagte ich, indem ich ihn scharf ansah. Der Junge zuckte leicht zusammen, ging nach der Thür, löste den Behmbrief ziemlich geschickt los und sagte, indem er ihn auf den Tisch legte: „Hier!" Er wollte gehen.

„Noch eins, bringe mir auch die Typen, mit denen die Dolche, der Sarg und der Todtenkopf hier gedruckt sind," befahl ich, indem ich auf den Behmbrief zeigte.

„Ich weiß nicht, ob wir die haben!" stotterte er.

„Nicht!" fuhr ich auf, „hast Du sie nicht vor drei Tagen in der Zeitung gesehen?"

Er ging jetzt schweigend hinaus, brachte die verlangten Sachen, welche der Zeitung gewöhnlich zur Illustration von Waffenschmieds-, Tischler- und Todtengräber-Annoncen dienten und ging dann wieder.

Müller hatte indessen gelesen, ohne auf unser Zwiegespräch zu achten. „Höre," sagte ich, „vergleich doch mal diese Annoncen-Vignetten mit der Illustration der Behmbriefe!"

Er that es mechanisch und achselzuckend: „Sie sehen sich sehr ähnlich!" „Nein, es sind dieselben, mit denen der Kopf dieser Drohung gedruckt ist!" — „Unsinn!" — „Mein Wort darauf!" — „Und was wär's weiter?" — „Ein schlechter Witz! — Das Ding ist hier im Hause gedruckt und geschrieben!" — „Keine Idee! Jede Zeitung und jede Druckerei hat ein und dieselben Annoncen-Verzierungen." — „Aber nicht jede Annoncen-Verzierung hat diese Risse und Eindrücke, welche Du hier im Metall siehst und welche deutlich im Drucke erschienen sind."

Jetzt stutzte er doch — aber er war zu sehr von der Angst befangen, um zu glauben. „Das ist Zufall! — es kann nicht sein, daß ich solche Widersacher im eignen Hause habe!"

Ich lächelte. „Willst Du mir einen Gefallen thun?" — „Gern!" — „So harre aus." — „Bis es zu spät ist!" — „Nein! Ist das Ganze ein schlechter Witz, wie ich bestimmt glaube, so hat es mit diesem zweiten Zettel sein Bewenden, wenn man sieht, daß Du ruhig bleibst; ist es Ernst, so verfahren die Ku-Klux-Klans wie immer, Du bekommst dann am neunten Tag eine dritte Warnung." — „Und was thue ich für diesen Fall?" — „Wir reisen auf der Stelle ab!" — „Begleitest Du mich?" — „Wohin Du nur willst!" „Gut denn, ich befolge deinen Rath, aber auf Dein Gewissen, wenn ein Unglück passirt!" — „Auf mein Gewissen und mein Haupt!" — wird es Ernst, so gehen wir Beide unter."

Ich war mit mir durchaus nicht im Klaren. Der Setzerjunge konnte einen schlechten Witz gemacht haben, um sich an dem hitzigen und zeitweise groben Redacteur zu rächen; er konnte aber eben so gut ein Complice der wirklichen Ku-Klux-Klans sein, denn diese hatten in allen Gesellschaftskreisen des Südens ihre Verbindungen. Ich beschloß zu beobachten und vor allen Dingen ruhig und consequent zu bleiben. Ich ließ nun den zweiten Behmbrief wörtlich abdrucken und schrieb einfach darunter: „Wir erwarten Fortsetzung und Schluß!"

Als das Blatt erschien, waren die Freunde und Feinde der republikanischen Zeitung wie erstarrt! Die Ersteren sagten: „Das heißt freventlich mit der Gefahr spielen", die Letztern meinten: solche Frechheit sei noch nicht dagewesen! Das feindliche Blatt sogar war kleinlaut geworden, es schimpfte und hetzte nicht mehr, denn es wollte augenscheinlich die moralische Verantwortlichkeit für das hereinbrechende Unheil nicht tragen. So kam der achte Tag und ich traf meine Maßregeln, ohne Müller, der sehr blaß und sehr schweigsam war, ein Wort zu sagen. Ich ging auf die Polizei, legte die beiden Documente vor und verlangte die Nacht fünf Sicherheitswächter in Civil, welche die Druckerei beobachten sollen, ebenso fünf Mann für die Bewachung des Müller'schen Hauses. Der Polizeidirector bewilligte Alles. Ich arbeitete den ganzen Tag mit Müller, ließ ihn keine Minute allein und blieb bis 3 Uhr Morgens mit ihm im Bureau. Als die letzten Correcturen der letzten Nachtdepeschen gelesen waren, begleitete ich ihn mit einem stummen Händedruck. Als er die Hausthüre hinter sich geschlossen hatte, eilte ich nach der Druckerei zurück und fragte einen in der Nähe versteckten Polizisten, ob inzwischen etwas Auffälliges passirt sei. „Nein," sagte er. — „Hat Jemand nach uns das Haus betreten?" — „Niemand, aber einige Setzer sind nach Hause gegangen." — „Gut, seien Sie wachsam!"

Ich betrat das Haus, schlich leise die Treppen hinauf und überzeugte mich, daß noch kein dritter Zettel an der Thür des Redactionszimmers klebte und kroch in einen thürlosen, dunklen Raum, der im Gange dicht neben dem Bureau lag und zur Aufbewahrung von Makulatur benutzt wurde. Hier setzte ich mich auf einen Ballen Papier, vergewisserte mich, daß alle sechs Läufe meines Revolvers geladen waren und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Ich saß lange. Es schlug 4 Uhr und ich hörte, wie die Form geschlossen wurde und wie sie den Elevator hinab zur Presse ging. Um 4 Uhr 30 Minuten ging der Factor und sagte zu Jemand: „Daß Du nicht wieder vergißt, den Gasometer zu schließen!" Um 5 Uhr begannen im Keller die Pressen zu arbeiten und gleichzeitig erloschen die Gasflammen und ich konnte nun erwarten, den letzten Menschen fortgehen zu hören. Es war tiefdunkel in dem alten Loch, wo ich saß, und ebenso auf dem fensterlosen Gang, obgleich es draußen wahrscheinlich schon dämmerte. Lange blieb Alles still, so scharf ich horchte, ich hörte nur aus dem Keller das dumpfe Arbeiten der doppelten Cylinderpresse. Jetzt schlug es 1/4 6 Uhr und nun hörte ich einen leisen, katzenartigen Tritt auf dem Gang — ich faßte mein Pistol! Es schlich näher und tastete sich an der Wand

Digitized by Google

entlang, jetzt raschelte altes Papier am Boden, jetzt war es an der Thür des Redactionszimmers — das war der Moment! Ich feuerte und sah beim Blitze des Pistols die Gestalt meines Setzerjungen an der Thür mit Ankleben eines Zettels beschäftigt. Er brach mit einem Schreckensschrei zusammen, obgleich ich ganz genau wußte, daß ich ihn nicht getroffen hatte, und ich sprang aus meinem Versteck hervor; gleichzeitig hörte ich die kräftigen Stiefeln mehrerer Männer die Treppen heraufeilen — es war die Polizei, welche der Schuß herbeigeführt hatte. Ich öffnete die Thür zum Redactionszimmer und zog den zitternden Buben am Kragen hinein.

„Was wollen Sie denn hier mit ihm?“ fragte ein Polizeisergeant. „Wir nehmen ihn gleich mit in das Stationshaus.“

„Ach, nur das nicht!“ jammerte der Bursche, „nur das nicht! Meine alte Mutter überlebt es nicht. — Ich will ja nie wieder dumme Streiche machen!“

„Dumme Streiche?“ fragte ich scheinbar verwundert, „wie so dumme Streiche? Wenn man mit den Ku-Klux-Klans in Verbindung ist, so hört die Dummheit auf und es beginnt die Schlechtigkeit. — Lieber Junge, Deine Sache steht verdammt schlimm. Ich habe Dich beim Ankleben des Zettels ertappt, Du bist ein Ku-Klux. Du wirst gehängt!“

„O Gott! O Gott!“ jammerte der Junge mit schlotternden Knieen, „Gehängt! Ich habe ja nur Spaß gemacht, es war ja nur ein Witz, um den Doctor Müller zu ängstigen, der mir immer die Ohren reißt. — Ich weiß ja gar nichts von den Ku-Kluxen!“

„Das kann Jeder sagen!“

„Aber ich schwöre es Ihnen, Herr Doctor, ich habe ja die Zettel selbst gedruckt und geschrieben!“

„So! Selbst geschrieben auch? Das wollen wir gleich mal sehen, setz Dich hin und schreibe, was ich Dir dictire.“

Der Junge that, wie ich befahl. Ich gab ihm einen Briefbogen nebst Feder und er schrieb im Dämmerlicht des anbrechenden Morgens Folgendes: Geehrter Hr. Doctor Müller! Ich bekenne hiemit, daß ich ein ungezogener Lümmel bin, der sich den schlechten Witz mit den K.-K.-K.-Zetteln an Ihrer Thüre erlaubt hat, um Sie zu beunruhigen. Ich bitte Sie von Herzen, mir das zu verzeihen und fest versichert zu sein, daß ich kein Ku-Klux, sondern nur ein dummer Junge bin, der dergleichen nie wieder thun wird. Mit besonderer Hochachtung N. N.“

„Und nun marsch zur Polizei!“ sagte der Sergeant.

„Nein, lieber Freund“, entgegnete ich, „lassen wir das! Seine Strafe sei der Schreck und die Entlassung aus dem Geschäft, die ich schon durchsetzen werde. Hier haben sie fünf Dollars, die vertrinken Sie mit ihren Freunden auf das Wohl des Doctor Müller und der Ku-Klux-Klans!“

*

Es versteht sich von selbst, daß der Brief des Setzerjungen publicirt wurde und daß Dr. Müller beruhigt war über die Drohungen der K.-K.-K.

## Miscellen.

In seiner „Geschichte der Schrift und des Schriftthums“ kommt Prof. Wuttke auf die fabrikmäßige Buchmacherei in unserer Zeit. Dann fährt er fort: „Selbst auf Beförderung des Aberglaubens wurde die Rechnung gestellt. In vielen Tausenden von Abzügen wurde ein unsinniger „Himmelsbrief“ 1866 und 1870 unter die in den Krieg ziehenden Soldaten verbreitet, der sie vorgeblich gegen alle Verwundungen feien sollte. Seit dem Eintreten der letzten großen Reaction in Deutschland läßt alljährlich ein norddeutscher Buchhändler, ich glaube der Mann heißt Prinz, durch einen Candidatum theologiae (!) um den Sündenlohn von drei Thalern „des alten Schälers Thoma seine Prophezeihungen“ für das kommende Jahr fassen, und an einem fremden Marktplatz, in Hamburg und Altona, ausgeben. Es giebt 29,000 Abdrücke, die er als gewöhnlichen Behauf, betrachtet ab, und läßt den Satz für etwaiges Mehrverlangen, das auch oft nicht ausbleibt, stehen. Nicht immer kommt ihm freilich so starke Nachbestellung wie 1865, als eine auf Schleswig-Holsteins Aneignung lüsterne Regierung wegen einer ihrem Begehren entsprechenden Stelle sein Büchlein zu Tausenden von Abdrücken kaufen und in jenem Lande ausstreuen ließ . . . Man erkaufte Federn und setzte entschieden mithin technische Eingebungen über die in Umlauf zu bringenden Gedanken, so wie über die Art ihres Vortrags. Unter den Staatsmächten sind hierin Napoleon III. und die preußische Regierung weiter gegangen, als früher je vorgekommen. Die Schrift wurde eine nachdrückliche Handhabe der Gewaltigen. Schaarenweise haben sich französische und deutsche Schriftsteller mit schmählicher Verleugnung ihres Berufs in Dienstbarkeit gestellt. Den Umfang der Eingerissenen, um sich greifenden Fäulniß überlassen wir die Kundigen; der Schwarm der Ununterrichteten glaubt thöricht nicht ihrem Warnungsruf. Wenn die Menge ein schlichtendes Uebel merkt, ist es gewöhnlich zu spät, es noch zu heilen.“

**Meldung**, 26. Dec. Am verflossenen Dienstage, am Tage vor Weihnachten, hatten sich zu Mittagszeit auf einer erst seit wenigen Monaten in Betrieb gesetzten Grube bei dem benachbarten Braunsels 6 Mann von der 17 Mann starken Belegschaft, darunter der Steiger Strack, in der Hütte eingefunden, um das Mittagessen zu bereiten. Bis das Kaffeewasser in den Kesseln zum Sieden kam, gab der Steiger Anordnungen für den Abschluß vor den Feiertagen und ließ gegleich 8 Dynamitpatronen auf Scheiten Holz, welche auf den Oefen gelegt waren, erwärmen, um dieselben, welche bekanntlich bei noch ziemlich hoher Temperatur gefrieren, zur Verwendung unmittelbar nach dem Mittagessen zu präpariren. Eine der Patronen fiel zwischen den Scheitern durch und explodirte mit den beiden andern. Der Ofen zersprang in lauter winzige Splitter, der Bau flog auseinander und 5 Mann wurden ganz entsetzlich zugerichtet. Der eine wurde in der Mitte durchgeschnitten, dem zweiten hatte sich eine Masse Eisen in die Brust getrieben, ein dritter wurde mit vielen Wunden auf das obere Gebälke geworfen, dem vierten beide Beine abgeschnitten und der fünfte gewaltig verstümmelt zur Thür hinausgeschleudert. Der sechste war eben zur Thüre hinausgetreten, um einen Trunk zur Weihnachtsvorfeier zu beschaffen. Er wurde beinahe 15 Schritte weit vom Luftdrucke geschleudert, ohne erheblich beschädigt zu werden. Keiner der Verletzten war sofort todt, obwohl die Unglücksstätte den Anblick eines Schlachthauses bot; drei starben aber alsbald und sind bereits beerdigt, zwei leben noch, darunter derjenige, welchem die beide Beine weggeflogen sind. Beide sollen aber derartig verstümmelt sein, daß ein baldiger Tod als wünschenswerthe Erlösung von furchtbaren Leiden betrachtet werden müsse. Sämmtliche Verunglückte sind unbemittelte Arbeiter aus den nahen Dörfe Bombahen. Derjenige, welcher noch ohne die beiden Beine lebt, hat zwei blinde Kinder, welche nunmehr ihren Ernährer verloren haben.

---

Dichter-Eitelkeit kann auch ihre gute Seite haben. Ein französischer Feuilletonist erzählt folgende Anekdote: Es war unter Napoleon I., als ein junger Poet, Namens Biennet, mit einer fünfactigen Tragödie beim Director der Comédie

Franzaise vorsprach. „Nicht schlecht, nicht schlecht“, sagte ihm der Director, nachdem er das Manuscript gelesen hatte, „allein Ihr Stück würde weitenlich gewinnen, wenn es in einen engeren Rahmen eingeschlossen würde. Machen sie aus den fünf Acten drei und ich lasse Ihr Stück aufführen.“ „Niemals!“ erwiderte der junge Mann. „Die fünf Acte sind für mein Stück unzgänglich nothwendig, und ich will lieber sterben, als einen einzigen streichen lassen!“ Und er ging. Einige Zeit nachher wurde unser Dichter Soldat und zog in den Krieg. Bei Leipzig in der großen Völkerschlacht spürte er in der Hitze des Kampfes eine heftige Erschütterung in der Kreuzgegend. Wie groß war aber am Abend sein Erstaunen, als er, die Patronntasche, in der sich seine Tragödie befand, ablegend, bemerkte, daß sie von einer Kugel durchlöchert war! „Da schaut“, rief er, das Manuscript herausnehmend, seinen Kameraden zu, „würde ich dem Director gefolgt haben, so wäre ich jetzt ein todter Mann. Seht nur her, die Kugel hat beim vierten Acte Halt gemacht!“

Ernolstein (Kreis Zabern), 19. Dec. In den letzten Tagen hat sich hier ein Roman abgespielt, der mit einer Mordthat begonnen hat und mit einer Mordthat endet, denn „alle Schuld rächt sich auf Erden“. Am vorigen Sonntag, den 15. d. Abends, erhielt der Taglöhner Heinr. Kunz von hier, verheirathet und Vater dreier Kinder, auf dem Wege nach Steinburg zwei Schüsse in den Unterleib. Er schleppte sich noch bis in seine Wohnung und legte sterbend vor dem Pfarrer und Polizei-Commissär und mehreren hiesigen Bürgern ein Geständniß über eine Mordthat ab, welche er fast genau an dem gleichen Tage des vorigen Jahres an dem Ackerer B. verübt hatte. Nachdem wurde der Tod eigener Unvorsichtigkeit zur Last gelegt, bis jetzt endlich Licht in die Sache kommt. Er gestand, die Schwiegermutter des Ermordeten, Wittwe S., habe ihm um 1000 Fr. dazu gedungen, und als er auch nachher beständig Geld von derselben erpreßt habe, sei dieselbe endlich seines Drängens überdrüssig geworden. Sie habe ihn an dem bewußten Sonntag nach Steinburg bestellt, wo sie ihm 600 Fr. zur Reise nach Amerika auszahlen wollte. Auf dem Wege dahin habe er die beiden Schüsse erhalten. Auch glaubte er die Mörder erkannt zu haben. In Folge dieses Geständnisses wurde die Wittwe S. und ein ihr verwandter Jäger A. verhaftet und nach Straßburg geführt.

Aus Paris wird folgendes Stückchen über die Art und Weise, wie man Tabak nach Frankreich schmuggelt, mitgetheilt. Vor einigen Wochen fuhr ein Mann von Tourmali nach Lille, der mit einem wirklich ganz ungewöhnlichen Vorsprung am Rücken behaftet war und hustend und zitternd, auf einen gewaltigen Stock gestützt, einherwankte. Der Brigadier des Zollamtes, wie diese Leute schon mitleidig sind, nahm sich sofort des Unglücklichen an und suchte ihn zu stützen. Die Zollwächter aber sind nicht nur mitleidig, sie sind auch mißtrauisch. Es kam es auch, daß der Herr Brigadier wie von ungefähr seine Hand über den Rücken des Krüppels fahren ließ und dabei fühlte, daß dieser unsichöne Körper-Auswuchs mehr Interesse für einen Zollbeamten, wie für einen Professor der Pathologie haben dürfte. Einige Minuten später sah man den Vielbedauerten auch schon um einen Höcker, aber auch um eine Börse leichter seine Reise fortsetzen. Im Zollamte aber bewahrte man als Ergebnis dieser raschen Cur eine ganz anständige Menge von ausländischen Tabak und fremden Cigarren.

Eine treue Braut. Die New-Yorker Zeitungen enthalten folgende Erzählung einer in unserem Jahrhundert nicht oft vorkommenden Liebesgeschichte. Capitän Charles Vincent segelte im Jahre 1843 von Boston nach Calcutta und lief in einer ruhigen Stadt in der Nähe von Bangor im Staate Maine eine achtzehnjährige Braut zurück. Beinahe ein Jahr verging, und nichts wurde von dem Schiffe, den Officieren und der Mannschaft gehört. Jahre kamen und gingen, Hunderte von Ostindienfahrern ankerten in amerikanischen Häfen, aber niemals kam eine Nachricht über den Verbleib des Schiffes Laura Sheldon. Die Braut blieb inzwischen ihrem Liebhaber treu und wies alle Anträge, mochten sie noch so vortheilhaft sein, handhaft zurück. Die Anträge häuften sich, denn die Dame war nicht nur wohlhabend, sondern auch sehr gebildet und wohlerzogen. Sie wartete 29 Jahre und verlor nicht einen Augenblick die Hoffnung, daß ihr Bräutigam einst zurückkehren werde. Am 15. September dieses Jahres erhielt ihre greise Mutter einen Brief mit dem Poststempel Liverpool, und der Schreiber des Briefes war kein Anderer als der Kapitän Charles Vincent, jetzt ein Mann von 54 Jahren. Er fragte an, ob ihre Tochter noch lebe und unverheirathet sei, in welchem Falle er sofort nach Amerika kommen werde. Die Mutter beantwortete umgehend den Brief und verheimlichte inzwischen den Vorfall sorglältig vor ihrer Tochter. Am 1. December erschien Kapitän Vincent im Hause seiner treuen Braut. Seine Geschichte würde einen Band füllen können. Die „Laura Sheldon“ litt Schiffbruch im indischen Ocean, und nur der Capitän und ein Matrose wurden gerettet. Nachdem sie zwei Tage auf einem Floße mit den Gefahren der See zu kämpfen gehabt hatten, wurden sie von einer nach China bestimmten Brigg aufgenommen. In einem der chinesischen Seehäfen lebte der Capitän Jahre lang als Buchhalter in einem englischen Kaufmannshause. Von dort aus schrieb er mehrere Briefe, erhielt jedoch nie eine Antwort. Allmälich sammelte er ein Vermögen und hat jetzt ein bedeutendes Geschäft in China, wohin er mit seiner Gattin nach einigen Monaten zurückkehren wird.

## Preisaufgabe.

I.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 11 12
11 2 3 6 5 7 3 12 12 2 1 2 3 4 5 12
2 4 5 1 7 3 6 6 10 8 9 7 8 9 2 3 4 5 12
6 2 3 4 5 6 12 7 12 2 1 1 12 4 3 2 7 8 9
2 5 1 5
12 10 4 5 1 9 10 11 12 2 7 2 5 1 5 4 3 2
6 3 7 12 2 12 11 2 3 6 4 1 3 8 9 3 6 4 5 6
10 1 12 5 6
7 8 9 1 2 8 9 12 2 6 7 2 5 1 5 6 11 10 1 12 5 6

(Die Ziffern 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 bilden ein deutsches Wort, dessen einzelne Buchstaben versetzt obige Verse ausmachen.)

II.

Erste Silbe.

Er ist ein frischer, heiterer Mann
Der scheidige Weisen spielen kann.

2. und 3. Silbe.

Sie ist erregbar und flatterhaft,
Thut niemals etwas aus eigener Kraft.

Das Ganze.

Nun, da sie beide verbunden sind,
So folgt sie ihm willig wie ein Kind;
Zwar kehrt sie immerdar ihm den Rücken,
Doch thät ihn dies durchaus nicht drücken,
Sie schickt sich ja in alle seine Launen
Und ist demnach ein Weib zum Erstaunen.

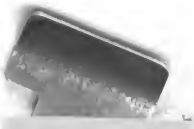
Die Frist zur Einsendung der Lösungen wird bis 10. Jan. erstreckt. Die Namen der Lösenden werden, sofern dieß nicht ausdrücklich anders bestimmen, veröffentlicht. Als Preis werden Schilers sämmtliche Werke gegeben.

### Auflösung der Charade in Nr. 154:
Hochzeit.

Berichtigung. Die in der letzten Palatina gegebene Auflösung bezieht sich auf den Logogryph in Nr. 153.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jägerschen Druckerei in Speyer.

Digitized by Google



Digitized by Google